Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

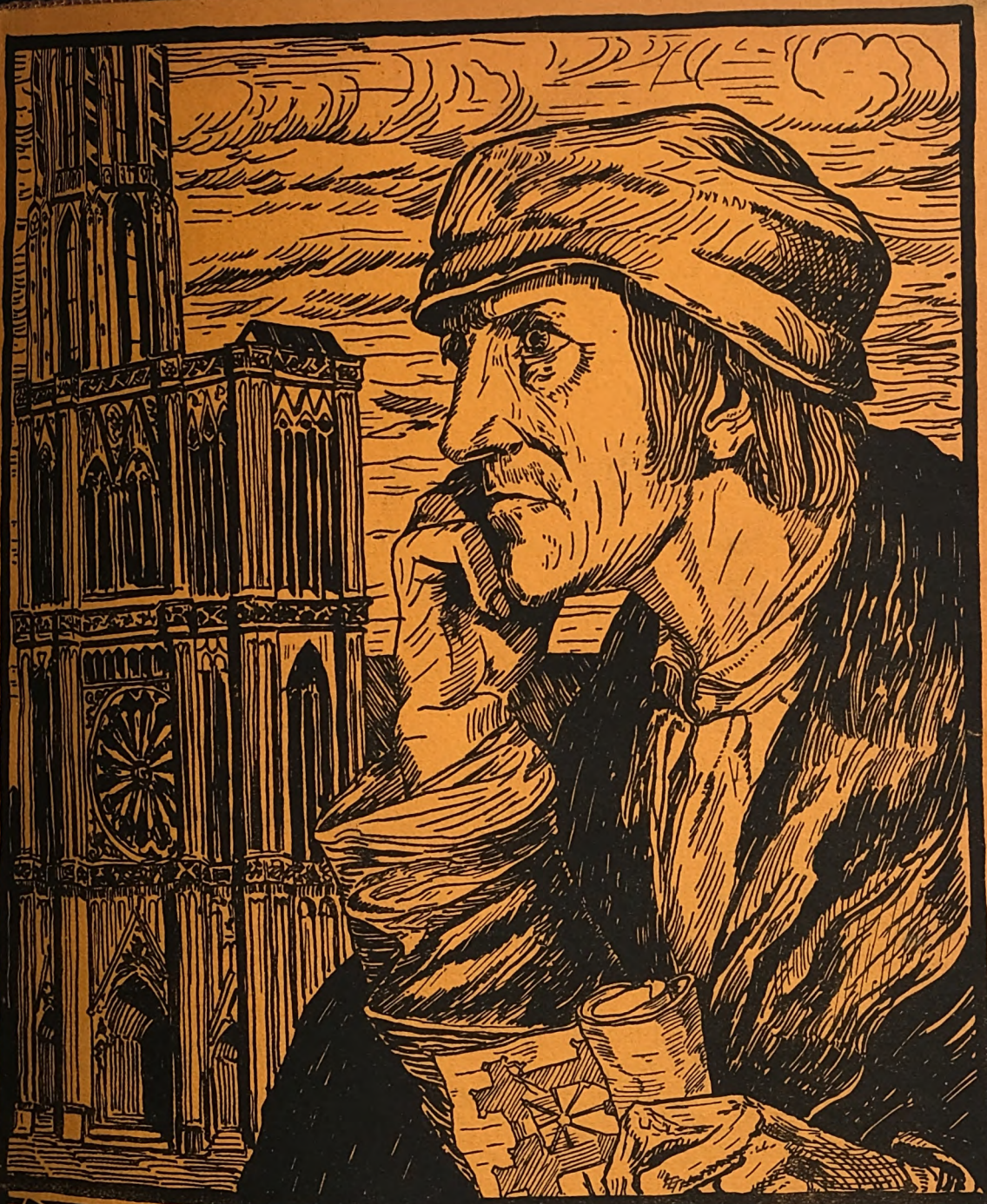
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Widener Library
3 2044 098 826 274
HD WID

Digitized by Google

Digitized by Google



Der Wächter

Monatsschrift für alle Zweige der Kultur

Marcus & Co., München 1. Heft 1921

Digitized by Google

Der Wächter

Monatsschrift für alle Zweige der Kultur

Herausgeber und Schriftleiter: Prof. Dr. **Wilh. Kosch**, Schloß Ebelsberg bei Linz a. d. Donau

Im Deutschen Reich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Eugen Sibler

Verlag Parcus & Co., München
Pilotystraße 7

Druck der Dr. Wildschen Buchdruckerei
Gebr. Parcus, München

Inhalt des Januarheftes 1921:

		Seite
Weihnachten	Joseph von Eichendorff	1
Das verschleierte Bild zu Saïs	Julius Havemann	2
Deutsche Worte		10
Ein Karnevalsfest auf Ischia	August Kopisch	11
Rudolf Schiestl	Leo Weismantel	27
Die Welt Ludwig Richters	Walter Weichhardt	31
Die historisch-kritische Eichendorff-Ausgabe	Wilhelm Kosch	34
Das deutsche Mittelalter und die Gegenwart	Johannes Günther	35
Romantische Kinderliteratur		37
Bibliophile Chronik	Wilhelm Kosch	37
Mitteilungen des Eichendorff-Bundes		I

*

Bildbeilagen von Rudolf Schiestl

Dieser Nummer liegt je ein Prospekt über die in C. F. Amelangs Verlag in Leipzig und H. Haessel, Verlag, Leipzig erschienenen Werke bei, die wir einer freundlichen Beachtung empfehlen

Alle Einsendungen mit Ausnahme von musikalischen Beiträgen sind an die Schriftleitung Prof. Dr. W. Kosch in Schloß Ebelsberg bei Linz a. d. Donau zu richten; Notenbeilagen nimmt entgegen Dr. A. Knab in Rothenburg; für Handschriften, die nicht im ausdrücklichen Einvernehmen mit der Schriftleitung eingesandt werden, wird keine Haftung übernommen; für Rücksendungen ist stets das Porto beizulegen. — Beiträge dürfen nur aus den Abteilungen „Volk und Staat", „Bücher, Bilder, Musik, Theater", und zwar bei genauer Quellenangabe, nachgedruckt werden

Die Umschlagzeichnung hat Matthäus Schiestl, die Randleisten Hans Volkert, die großen Initialen Franz Graf von Pocci gezeichnet

Geschäftsstelle des Eichendorff-Bundes, München, Pilotystr. 7

Digitized by Google

Der Wächter

Vierter Jahrgang 1921

I. Band

Verlag Parcus & Co., München

Digitized by Google

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
AUG 6 1956

Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google

Der Wächter

Vierter Jahrgang 1921

II. Band

Verlag Parcus & Co., München

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
Alte und neue Erzähler		543
Altmann, Odilo	Franziskus und die acht Seligkeiten	273
August Potuczek		454
Aus fremden Zungen		433
Becker, Nikolaus	An den Rhein	455
Briefe deutscher Künstler an den letzten Nazarener		309
Briefe von Literaten und Künstlern		487
Dante, Alighieri	Abschied von Beatrice	358
Der schöne Franz von Brünn		420
Deschmann, Ida Maria	Bitte	540
Deutsche Worte		520
Deutschlands Erneuerung		459
Eichendorff, Joseph Freiherr von	An Philipp	265
„ „ „ „	Zeitlieder	395
Ein Tag auf der Burg		322
Fleischmann, Franz	Das Exlibris	439
Ginzkey, Franz Karl		445
Gotzes, August	Eine Erinnerung an Luise Hensels Mutter	494
Grabowsky, Adolf	Gesang der Mädchen	522
Grabl, Hermann		548
Greif, Martin	Dante Alighieri	357
Hamann, Otto	Mensch und Sternenhimmel	314
„ „	Neue Erkenntnistheorien	347
Hammer, Robert	Franziskus und die acht Seligkeiten	273
Havemann, Julius	Laienschauspiele	495
„ „	Jean Paul	506
Heckel, Hans	Waldemar Müller-Eberhardt	499
Heller, Hans	Grundsätzliches zu einer Weiterentwicklung der Kinos	353
Herold, Eduard	Am Grabe Jean Pauls zu Bayreuth	505
Herzog, Annie	Svanhild	320
„ „	Maria Waser	349
Hofmann, Egon	Oberösterreichische Graphiker	351
Hornstein, Felix Franz von	Der königliche Weg	281, 325, 384
„ „ „ „	Viktor wider Philipp oder der ärgerliche Umsturz	398
„ „ „ „	Nivard Schlögls deutsche Bibel	486
Jesser, Franz	Die Tendenz der tschechischen Politik	427
Johann Georg Herzog zu Sachsen	Die Maler Eduard von Steinle, Philipp Veit und Joseph Settegast	266
Kaufmann, Paul	Aus rheinischen Jugendtagen	472
Koch, Max	Klemens Brentanos Rosenkranzromanzen	368
„ „	Romantik und deutsche Geschichte	496
„ „	Eine neue Hoffmann-Biographie	503
Krenzer, Oskar	Bamberg und die Romantik	523
Lange, Carl	Die Seele Danzigs	343
Mayer-Pitsch, Gisela	Mythologisches aus der Steiermark	502

Digitized by Google

		Seite
Meister, Oskar	Austerlitz	413
„ „	Sagen und Geschichten aus den Sudetenlande	446
Mrasek, Karl Norbert	Katz und Maus / Eine Geschichte aus der Brünner Schwedenzeit	417
Paul, Jean	Der Traum im Traum	518
„ „	Vom Himmelsmorgen	521
Politik und Geschichte		302
Reinhard, Ewald	Saarbrücken / Zum Kampfe eines deutschen Grenzlandes	463
Seelig, Ernst Anton von	Stromab	342
Seidenfaden, Theodor	Rheinische Geschichten	460
Soffé, Elisabeth	Gedichte	416
Soffé, Emil		452
Schaukal, Richard von	Mein altes Brünn	405
„ „ „	Geschichten von Peter Schlemihls Geschichte	467
„ „ „	Eine Geschichte der deutschen Lyrik	548
Schellenberg, Ernst Ludwig	Romantische Profile	462
Schlegel, Friedrich	Freiheitskämpfer (1809)	313
Schmidt, Alfred	Geistliche und andere Spiele	497
Schmitz, Gottfried (Bonn)	Ein unbekannter Brief von Johannes Janssen	493
Schorn, Hans Traugott	Eine Sommerfahrt von Heilbronn nach Heidelberg	283
Steig, Reinhold	Aus einem Brief von Arnims an Klemens Brentano	542
Strunk, Hermann	Die kulturelle Bedeutung der Ostdeutschen Monatshefte	345
Theater und Drama		403
Trapp, Bruno Mauritz	Die Schweden vor Nikolsburg	415
Weihnachtsmarkt für romantische Kinder		547
Weismantel, Leo	Die Alexislegende	456
Wugk, Franz	Auch ein Münchner Kindl	401
Zentgraf, Theodor	Mystik oder Glaubensleben?	541

Kunstbeilagen.

Gradl, Hermann	Hopfenmarkt zu Nürnberg	vor 505
„ „	Paradies	zwischen S. 520/521
„ „	Bei der Großmutter	„ „ 544/545
Kobinger, Hans	Aus einer alten Stadt	„ „ 344/345
Overbeck, Friedrich	Philipp Veit	„ „ 280/281
Potuczek, August	Der Brünner Spielberg	vor 405
„ „	Verschiedene Exlibris	zwischen S. 436/437
„ „	Ein stiller Winkel aus dem alten Brünn	„ „ 420/421
Röhm, Hans	Verschiedene Exlibris	„ „ 436/437
Rupprecht, Friedrich Carl	Das romantische Bamberg	„ „ 536/537
Settegast, von	Dorothea Veit	„ „ 280/281
Schiestl, Matthäus	Gedenkblatt	vor 313
Schiestl, Rudolf	Verschiedene Exlibris	zwischen S. 452/453
Steinle, Edward von	Philipp Veit und Steinle	vor 265
„ „ „	Philipp Veit, einen Mörser abschießend	zwischen S. 296/297
„ „ „	Dante, der Beatrice und ihrer Familie vorlesend	vor 357
„ „ „	Zu Brentanos Romanzen vom Rosenkranz	zwisch. S. 372/373
„ „ „	Loreley	vor 455
„ „ „	Der Kölsche Bauer	zwischen S. 470/471

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
Andre' Hans	Organismus und Leben	236
Anmerkungen zu den Märchen der	Brüder Grimm	240
Asanger, Florian	Brentanos „Viktoria und ihre Geschwister“ und „Schillers Wallensteins Lager“	250
„ „	England und sein Schrifttum in deutscher Beleuchtung	123
Buchkunst, Schweizer		122
Braungart, Richard	Maina Heyck	119
Briefs, Götz	Der Untergang des Abendlandes	73
Bröger, Karl	Himmelfahrtslegende	63
Conrad, Michael Georg	Memento	101
„ „ „	Aussprüche	101
Danzer, Joseph	Hornsteins „Gewalten“	251
Demmel, Karl	Albrecht Dürer	183
Dersch, Wilhelm	Die Tagebücher des Freiherrn Reinhard von Dalwigk zu Lichtenfels	238
Deutsche Worte		10, 64
Dürer-Literatur, Neue		212
Eichendorff, Joseph Freiherr von	Ostern	81
„ „ „ „	Weihnachten	1
„ Karl „ „	Ungedruckte Briefe von und an Eichendorff	196
„ „ „ „	Der Sedlnitzer Eichendorff-Fund	228
Ein steirischer Historiker über	Deutschlands Zukunftsziel	175
Erinnerungen (Tagebücher)		241
Ertler, Bruno	Gedichte	165
Erzählerin, Eine Schweizer		80
Fechner, Theodor	Über das Gebet	84
Für die Jugend		121
Geramb, Viktor von	Eine Winterfahrt zu den steirischen Bergbauern	151
Gernot, Fritz	Die Romantik und Eichendorff	134
Greif, Martin	An die grüne Steiermark	170
„ „	Zur Geburtstagsfeier Albrecht Dürers	206
„ „	Zuninächte	217
Günther, Johannes	Das deutsche Mittelalter und die Gegenwart	35
Hamerling, Robert	Die Steiermark an das Deutsche Vaterland	129
„ „	Österreich und Deutschland	140
Havemann, Julius	Das verschleierte Bild zu Saïs	2
Heimatbücher		118
Hornstein, Felix Franz von	Der königliche Weg	56, 85, 201, 230
Keller, Gottfried	Der Grüne Heinrich beim Albrecht-Dürer-Fest in München	184
Kloepfer, Hans	Gedichte	155
Knab, Armin	Auferstehung des Volkslieds	65, 102
Kneip, Jakob	Vom Pflügen	82
Koch, Max	Uhland — Happel — Eichendorff	191
Kopisch, August	Ein Karnevalsfest auf Ischia	11, 47
Kosch, Wilhelm	Die historisch-kritische Eichendorff-Ausgabe	34
„ „	Bibliophile Chronik	37
„ „	Das Bergwesen in der deutschen Romantik	218
Kunst und Künstler		213
Lebenserinnerungen		72
Leitner, Karl Gottfried R. von	Vor Erzherzog Johanns Standbilde in der steiermärkischen Hauptstadt	138
Literaturgeschichte, Eine völkische		118
Mell, Max	Woher die Sterne am Himmel kommen	146
„ „	Gedichte aus der Steiermark	171

Digitized by Google

		Seite
Meister, Oskar	Graz, die romantische Stadt	130
Meißner, Rudolf	Die Goldhörner	178
Menghin, Oswald	Brautlieder	52
Mönius, Georg	Albrecht Dürer	177
„ „	Maien- und Marienlieder	199
„ „	An Albrecht Dürer	204
„ „	Deutsche Bilder	229
Mörike, Eduard	Gebet	84
Novalis	Maria	41
Otto Ubbelohde		254
Pirchegger, Hans	Das untersteirische Deutschtum	141
Pramberger, P. Romuald	Mythologisches aus der Steiermark	147
Rockenbach, Martin	Über Jakob Kneips „Bekenntnis“	116
Roloff, Ernst	In zwei Welten	92
Romantische Kinderliteratur		37
Seelig, Ernst Anton von	Aus dem Umkreis „Der Wanderer Peregrin“	235
Semetkowski, Walter von	Steirische Kalvarienberge	161
Trinkspruch Erzherzog Johanns auf das einige Deutschland		140
Vogl, Johann Nepomuk	Das Erkennen	79
Weichhardt, Walter	Die Welt Ludwig Richters	31
Weismantel, Leo	Rudolf Schiestl	27, 42
Wonisch, P. Otmar	Das St. Lambrechter „Willehalm-Bruchstück	167
„ „ „	Die St. Lambrechter Passio domini des Johannes Geiger	124, 255
Zum geistigen Wiederaufbau		207

Kunstbeilagen.

Baselli-Süssenberg	Ausblick vom Erzberg	150
Dürer, Albrecht	Selbstbildnis Albrecht Dürers im Alter von 13 Jahren	vor 177
„ „	Flucht nach Ägypten	zwischen S. 192/193
„ „	Wiegenidyll	„ „ 248/249
Geiger, Johann Nepomuk	Titelblatt aus der Schnaderhüpfelsammlung Erzherzog Johanns	vor 129
Heyck, Maina	Der einsame Baum	„ 81
„ „	Frieden	zwischen S. 112/113
Plaichinger-Coltelli Elsi	Von der Stubalm	166
„ „ „	Kirche in Hirschegg	170
Pramberger Ferdinand	Peter Rosegger	zwischen S. 160/161
Roth-Breßlern	Alt-Graz	133
„ „	Vorm Wirtshaus	174
Singer Emmi	Kirchhoftor in Lankowitz	137
„ „	Im Herrgottswinkel	139
„ „	Kirche in der Salla	zwischen S. 144/145
„ „	Auf der Pack	164
Schiestl Rudolf	Gut Neujahr!	vor 1
„ „	Wanderndes Gnadenbild	zwischen S. 16/17
„ „	Mainfränkische Landschaft	„ „ 32/33
„ „	Bergdorf	40
„ „	Maria auf der Wiese	vor 41
„ „	Die Himmelfahrtslegende	zwischen S. 72/73
Schäfer-Widmann, J. V.	Schwarz-weiß-Zeichnungen	zwischen S. 208/209
Schrötter, Alfred von	Heimaterde	154
Ubbelohde, Otto	Schloß zu Weilburg	vor 217
„ „	Der Dom zu Limburg a/L.	zwischen S. 232/233

Notenbeilagen.

Knab, Armin	Die arme Seele vor der Himmelstür	80

Digitized by Google

Digitized by Google

Rudolf Schiestl — Gut Neujahr!

Digitized by Google

Der Wächter

Monatsschrift für alle Zweige der Kultur

in Verbindung mit dem Eichendorff-Bund

Begründet und herausgegeben von Wilhelm Kosch

4ter Jahrgang / 1921 / Januar-Heft / München

Weihnachten

Markt und Straßen stehn verlassen,
Still erleuchtet jedes Haus,
Sinnend geh' ich durch die Gassen,
Alles sieht so festlich aus.

An den Fenstern haben Frauen
Buntes Spielzeug fromm geschmückt,
Tausend Kindlein stehn und schauen,
Sind so wunderstill beglückt!

Und ich wandre aus den Mauern
Bis hinaus ins freie Feld,
Hehres Glänzen, heil'ges Schauern!
Wie so weit und still die Welt!

Sterne hoch die Kreise schlingen,
Aus des Schnees Einsamkeit
Steigt's wie wunderbares Singen —
O du gnadenreiche Zeit.

Joseph von Eichendorff.

Digitized by Google

Das verschleierte Bild zu Saïs / Von Julius Havemann

Zum Problem der Romantik haben sich bisher Vertreter verschiedener Bekenntnisse und Stämme aus neuer und alter Zeit geäußert. Hier läßt sich nun eine Stimme aus dem äußersten Norden Deutschlands, der bekannte Lübecker Dichter und Schriftsteller Havemann vernehmen. Vielleicht regen seine eigenwüchsigen Ausführungen zu weiterer Behandlung dieses wichtigen Gegenstandes im Kreise des „Eichendorff-Bundes" an.
Der Wächter.

In seiner Novelle „Des Lebens Überfluß" läßt Tieck sich durch den Mund seiner Geschöpfe so über seine romantische Weltanschauung aus:

„Auch der Forscher wird aus der Täuschung der Schönheit nur in eine andere Täuschung geraten, die er vielleicht Wissen, Erkennen, Natur betitelt. Zerstört aber bloßer Vorwitz, freche Neugier oder höhnender Spott alle diese Netze und körperlichen Träume, in welchen Schönheit und Anmut gefangen liegen, so nenne ich das einen gottlosen Witz, wenn es überall einen solchen geben kann — — — Alles, was unser Leben schön machen soll, beruht auf einer Schonung, daß wir die liebliche Dämmerung, vermöge welcher alles Edle in sanfter Befriedigung schwebt, nicht zu grell erleuchten. Tod und Verwesung, Vernichtung und Vergehen sind nicht wahrer als das geistdurchdrungene rätselhafte Leben. Zerquetsche die leuchtende, süßduftende Blume, und der Schleim in deiner Hand ist weder Blume noch Natur. Aus der göttlichen Schlafbetäubung, in welche Natur und Dasein uns einwiegen, aus diesem Poesieschlummer sollen wir nicht erwachen wollen, im Wahne, jenseits die Wahrheit zu finden — — — Selbst der vertraute Freund, der Liebende, muß den geliebten Freund schonend lieben, schonend das Geheimnis des Lebens mit ihm träumen und in gegenseitiger inniger Liebe die Täuschung der Erscheinung nicht zerstören wollen. Es gibt aber so plumpe Gesellen, die unter dem Vorwand, der Wahrheit zu leben und einzig ihr zu huldigen, nur Freunde haben wollen, um etwas zu besitzen, was sie nicht zu schonen brauchen. Nicht bloß, daß diese Gesellen immerdar mit schlechtem Witz und Schraubereien in den sogenannten Freund hineinbohren; auch dessen Schwächen, Menschlichkeiten, Widersprüche sind der Gegenstand ihrer lauernden Beobachtung. Die Grundlagen des menschlichen Daseins, die Bedingungen unserer Existenz sind aber nun so feine und leise Schwingungen, daß gerade diese von jenen hartfäustigen Kameraden in plumper Berührung nur Schwächen genannt werden. Es muß sich nun bald ergeben, daß alle Tugenden und Talente, wegen welcher man anfangs diesen Freund verehrte und aufsuchte, sich in Schwächen, Fehler und Torheiten verwandeln, und widersetzt sich endlich der edlere Geist und will die Mißhandlung nicht länger erdulden, so ist er nach dem Ausspruch der Rohen eitel, eigensinnig, rechthaberisch; er ist einer, der zu kleinlich fühlt, um die Wahrheit ertragen zu können; und die Gemeinsamkeit wird endlich aufgelöst, die sich niemals hätte zusammenfinden sollen. Wenn es sich aber mit Natur, Menschen, Liebe und Freundschaft so verhält, wird es wohl auch mit jenen mystischen Gegenständen, dem Staat, der Religion und der Offenbarung nicht anders sein. Die Einsicht, daß einzelne Mißbräuche da sind, die der Verbesserung bedürfen, gibt noch kein Recht, das Geheimnis des Staates selbst anzurühren. Will man die religiöse Ehrfurcht vor dieser mächtigen, übermenschlichen Zusammensetzung und Aufgabe, durch welche der Mensch in vielfach geordneter Gesellschaft nur zum echten Menschen werden kann, will man jene heilige Scheu vor Gesetz und Obrigkeit, vor König und Majestät, zu nahe an das Licht einer vorschnellen, oft nur anmaßlichen Vernunft ziehen, so zerstäubt die geheimnisvolle Offenbarung des Staats in ein Nichts, in Willkür. Ist es mit der Kirche, der Religion, der Offenbarung und diesen heiligen Geheimnissen anders beschaffen? Auch hier muß eine stille Dämmerung, ein zartes Gefühl der Schonung das Heiligtum umschweben. Weil es heilig und göttlicher Natur ist, ist auch nichts so wohlfeil, als mit frechem Witz der Verleugnung hineinzuleuchten, um den Sinn des Unbegabten, der keine Glaubens-

Digitized by Google

fähigkeit besitzt, das fromme Gewebe als nüchternen Trug hinzustellen, oder den Schwachen in seinen besten Gefühlen irrezumachen. Es könnte unbegreiflich scheinen, wie allenthalben in unseren Tagen der Sinn für ein großes Ganze, für das Unteilbare, welches nur durch göttlichen Einfluß entstehen konnte, sich verloren hat. Immer wird — wie in Gedichten, Kunstwerken, Geschichte, Natur und Offenbarung — nur dies und jenes, nur das Einzelne bewundert und gelobt; schärfer noch das Einzelne getadelt, was im großen Ganzen, wenn es ein Kunstwerk ist, doch nur so sein kann, wie es ist, wenn jenes Gelobte möglich sein soll. (?) Sucht und Kraft, zu vernichten, ist aber geradezu der Gegensatz alles Talentes und wird endlich zur Unfähigkeit, irgend die Erscheinung in ihrer Fülle zu verstehen. Immer ‚nein' sprechen, ist gar nicht sprechen." —

So weit Tieck, der hier seine Sache als Theoretiker immerhin besser führt, als er dazu als Gestalter je imstande gewesen ist. Auch immer ‚ja' sprechen, wäre jedoch gar nicht sprechen. Wir wollen lieber prüfen und wägen. Denn heute heißt unsere Aufgabe: Wiederaufbauen. Können wir sie erfüllen auf Grund dieses romantischen Programms? Und wenn das nicht, können wir aus Obigem wenigstens herausdestillieren, was uns heute ‚romantisch' bedeuten würde und doch unserem Verlangen, am Wiederaufbau eines großen deutschen Gemeinwesens, am Wiedergesundmachen deutscher Art mitzuarbeiten, voll entsprechen würde?

Zunächst einmal scheint uns die Furcht vor dem Aufhellen der Dämmerung, vor dem Zerstören des holden Scheins, dem Fortreißen des verhüllenden Schleiers vor der Wahrheit allem dem zu widersprechen, was uns recht eigentlich Wert und Zweck des ganzen Lebens bedeuten will: dem Ringen nach Erkenntnis, auf das allein sich volles Ausreifen, innere Durchbildung und Vertiefung des Einzelnen und jeder Fortschritt in der Menschheit zu gründen scheinen, durch das die Gestalt des Faust Symbol tiefsten deutschen Wesens ward, und ohne das uns ein zielbewußtes Handeln und jede wahrhaft große Tat für unmöglich gelten müssen. Wenn auf Duldsamkeit vor der Täuschung, wenn auf dem Rührmichnichtan, dem geheimnisvollen Verbot im Tempel zu Saïs alles Daseinsglück und alle Poesie des Lebens beruhen, wenn Dämmerung, Traumbefangenheit und das Verlangen, im Traume belassen zu werden, wenn Nichtaufgeklärtseinwollen und Nichtwissenwollen das Wesentliche am Geiste der Romantik bedeuteten und jeder vor ihm als ein plumper Geselle dastände, der mit rücksichtslosem Forschertriebe in alle Dunkelheiten hineinzuleuchten sich unterfinge; dann dürfte es freilich zwischen diesem Geist und dem unseres modernen Lebens, der auch uns erfüllt und trägt und dessen hervorstechendstes Merkmal eben das kühne Vorwärtsdrängen ist, kaum etwas Gemeinsames von entscheidenderem Werte geben. Wir, die wir schaffen und erneuern, erwecken und vorstoßen, nicht aber schlafen und träumen wollen, müßten energisch Front machen gegen die Vertreter einer Drohnen- oder Zärtlings-Lebenspraxis, die weltabweisend und weltflüchtig ihre Tage damit hinzubringen trachteten, Luftschlösser in die Wolken zu bauen und unbekümmert um die Not ihrer Brüder, ihrer Nachbarn, ihres Volkes, in ein Märchenland hinter den sieben Bergen ausreißen möchten, wo einem die Tauben, die diesseits unerschwinglich sind, gebraten und mit silbernen Forken und Messern im Rücken, ins Maul fliegen. Lieber in Treue gegen die Wahrheit allen Sinn des Lebens verneinen, als, in Lügen eingewiegt, sich Seligsein vortäuschen und andere mit in seinen Taumel hineinreißen, den Erwecker und ehrlichen Mann aber als seinen Todfeind fürchten!

Im Anfang spricht Tieck ja nun von ‚Vorwitz, frecher Neugier, höhnendem Spott', die alles, was das Leben schön mache, schonungslos zerstörten. Daß man nicht mutwillig eine Blume zerquetsche, versteht sich aber von selbst. Auch ist das denn doch etwas ganz anderes, als in Dämmerung und Täuschung verharren wollen. Tieck nun setzt dieses mit jenem im Verlauf seines Geredes gleich. Abgesehen davon, daß

Digitized by Google

eine Blume kein Traum, sondern wirklich da ist, sie zerstören daher hier nicht mit dem Zum-Leben-Erwecken des Träumers gleichgewertet werden sollte, opferte man von je dem Gott in heiliger Handlung selbst das teure, aber vergängliche Leben, um auszudrücken, daß nur der innigste Verkehr mit Ihm wahren Wert haben, echtes Leben in sich schließen könne. Und sucht nicht auch der Forscher beim Zerstören einer Blume Gott um ein Winziges näher zu kommen? Nur dem Glaubenslosen beruht jede Art der Vernichtung auf frecher Zerstörungslust. Und nun gar Träume zu vernichten, um ins sonnige Leben hinauszuführen, kann das nicht Gebot der Liebe sein? Wo die Mittel wirklich tauglich sind für den guten Zweck, da s i n d sie geheiligt. Es käme alles darauf an, daß man aus anderem Anlaß als aus Vorwitz, Neugier oder Hohn und Spott handelte, daß man Wahrheit wirklich, nicht aber nur vorgeblich sucht oder bringen will. Schon dem heiligen Augustinus galt alle Neugier als verwerflich, die nicht den Endzweck verfolgte, Gott in seinem Werke zu erkennen. Solcher Erkenntnis aber strebt er in seinen Schriften voll Inbrunst und ohne sich und die Welt zu schonen, nach. Wir dürfen darum auch nicht sagen, hier trennten sich eben katholische und protestantische Lebensauffassung. Die letzten Fragen je beantworten und Gott mit dem Verstande ergründen zu können, vermißt sich auch der Protestant oder der religiöse Freidenker nicht; sich jene vorzulegen und danach zu streben, Gott in seinem Werke zu ahnen oder zu schauen, alles, was man auf Erden wissen kann, heranzuholen, um nur einmal erst jene Fragen präzis stellen zu können, indem er sie von allem Nebensächlichen säubert, das widerspricht auch dem katholischen Geiste nicht.

Schönheitsselig dahinzuduseln vermag eben nur der Selbstsüchtige. „Ich will mein Glück; was geht mich die Menschheit, was die Welt und die Wahrheit an?", so denken — so leben die Allzuvielen. Eichendorff, der treue Sohn seiner deutschen Muttererde, der ehemalige Lützower Jäger, dachte, dichtete und handelte ganz anders. Sein ‚Taugenichts' ist ein Märchen und will nicht anders verstanden werden. Es hat jeder Stunden, wo er die irdischen Sorgen einmal abwirft und, der strengen Pflichten ledig, wieder zum Kind wird und sich erholt von harter Wirklichkeit in holden und vielleicht törichten Träumen. Nur sind eben die Ferien nicht das Leben. Eichendorff floh die Welt nicht; er litt und kämpfte mit ihr:

„Und so wachen heute viele
Einsam über ihrem Kummer;
Unerquickt von falschem Schlummer,
Aus des Wechsels wildem Spiele
Schauend fromm nach einem Ziele.
Durch die öde, stumme Leere
Fühl' ich mich euch still verbündet;
Ob der Tag das Recht verkehre,
Ewig strahlt der Stern der Ehre,
Kühn in heil'ger Nacht entzündet."

Das klingt wie aus unserer Zeit geboren; aber das ist ja das Schöne und Tröstliche im Reiche des Geistes: hier ist alles starke und tatkräftige Erleben zeitlos und rührt uns immer wieder wie von heute an die Herzen, während das schwächliche und verzwickte Ausgeklügelte schon morgen seinen Glanz verliert und als das erkannt wird, was es ist: Geschwätz.

Die Vogelstraußpolitik des „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß", die den Feind nicht kennen will, um nicht angreifen zu müssen, wird auch den Freund, wird auch den echtesten und unwandelbarsten, Gott selbst, nie kennenlernen lassen. Und doch ist sein das Gericht. Legt er unserem Volke ein Joch auf — was die Gegner darum noch lange nicht rechtfertigt — so muß es getragen werden. Zu versuchen, das Gericht zu verstehen — natürlich das seine, nicht die Berechtigung der Bestimmungen gehässiger und rachsüchtiger Feinde, die uns nicht als Richter gelten können —

Digitized by Google

bleibt unsere Menschenpflicht. Wie jeder Mensch, so hat jedes Volk, entsprechend seiner Eigenart, seine Aufgabe in der gesamten Menschheitsentwicklung. Sie aus dem Auge verloren zu haben, ist Schuld. Ohne ein Verantwortungsgefühl auch in diesem Sinne gibt es weder Freiheit, noch Erfolge für ein Volk. Vor das Selbstbewußtsein des Deutschen setzte Gott den kategorischen Imperativus. Der Orientale ergibt sich in fatalistischem Dulden dem besseren Wissen oder doch dem unüberwindlichen Willen der Gottheit. Wollen wir, indem wir Ergebung glauben ablehnen zu sollen, auch die wahre Freiheit — zu wollen, wie wir müssen — außer acht lassen und uns vormachen, aus einer Welt, in der es nicht hergeht, wie wir es uns wünschen, in eine andere auswandern zu können, die wir selbst uns, entsprechend unseren Gelüsten, schufen? Wollen wir frechfröhlich uns in romantischen Paradiesen ergehen, wenn ein Gott uns das Büßertal, die Wüste der Läuterung, den Leidensweg zum Licht zuwies? Gott läßt sich nicht spotten. Er ruft uns noch einmal zu unserer harten Pflicht; wollen wir sie zum andern Mal vergessen? Nur selbstsüchtige Torheit kann meinen, ihm, der, aller Güte voll, auch im Züchtigen nur unsere Erhöhung im Auge hat, entgehen und sich ein besseres Los bereiten zu können durch die Flucht in eine Traumwelt eigener Mache. Nichts wäre gerade in unserer Zeit gefährlicher, als „den Schwachen" auf solche Weise „in seinen besten Gefühlen irrezumachen" und den, der ein Sichselbstbelügen für aller Lebensweisheit Anfang und Ende ansieht, in seiner verwerflichen Praxis dadurch zu stärken, daß die Dichtung ihm ihren Segen gibt. Wir Dichter und Freunde der Dichtung dürfen vielmehr unser Volk, dem die Gegenwart nur Not und Entbehrung zu bieten scheint, nimmermehr noch weiter die Tatkraft lähmen, indem wir ihm die Wirklichkeit mit buntschillerndem Zaubermantel umhüllen und Steinen das Aussehen von Brot geben. Wer nicht aus freien Stücken dem Unheil die Stirn bietet, der wird bald reif zum Sklaven sein. Da gäbe es kein Aufbauen mehr; es würde das Letzte, was uns noch blieb, rettungslos untergehen, der Glaube an den Wandel aller Dinge auf Erden, der Wille, sich doch noch einmal zu alter Größe emporzuringen, das Streben nach einer schöneren, freieren Zukunft.

Dem Geiste wahrer Romantik entspräche es durchaus, an solch eine ferne glückliche Zeit nicht nur ahnend zu glauben, sondern ihre Verwirklichung auch dadurch vorzubereiten und in Angriff zu nehmen, daß man sie aus seinem Herzen heraus vorweggestaltete. Dichten im eigentlichsten Sinne des Worts, nicht Seifenblasen machen, die zerplatzen müssen, das ist es, was wahrhaft vom Tage erlöst. Das, wovon man mit Spielen und Aufregen der Phantasie den Blick abziehen wollte, das würden ja doch Glieder, Kopf und Herz bald genug empfinden müssen. Wer sich aber willig irreführen läßt, der muß allmählich schwach, erbärmlich und feig werden, und doch wird auch er eines Tages zum Weiterträumen weder Kraft noch Lust mehr besitzen. Wir wollen dabei stets bedenken, daß, was für den Verstand ein ewiges „Ignorabimus" bleiben wird, vom Herzen erkannt und gewußt werden soll, weil wir berufen sind, Gottes gewiß zu werden. Wer sein Bekenntnis — welcher Art es auch sei — hochhält, der vertraut darauf, es werde jede Prüfung bestehen. Nur der Engherzige kann sagen: „Ich will nicht wissen. Das eben ist meine Weltanschauung, daß wir auch im Herzen nichts wissen können." Es ist der geistige Tod, sich in freiwilliger Beschränkung daran genügen zu lassen, sich dem Strome wie ein Tier zu überliefern und alten Weibern und schwachköpfigen Weisen mit geheimnisvollem Hokuspokus, Resignation oder einem anmaßenden „Ich weiß, das nicht" zu imponieren.

Freilich, wenn Wahrheit suchen allen Lebens Zweck und Glück ist, so findet sie — wie den Gral — doch nur der Auserwählte, der durch sein göttlich Teil, den ihm innewohnenden und in Überwindungen genährten Willen zur Wahrheit Auserwählte. Nicht Gelehrsamkeit wird den Weg zu ihr hin errechnen, mögen deren Ver-

Digitized by Google

treter noch so brauchbare und verdienstliche Pioniere und Bahnbereiter sein. Nur der Dichter — gleichviel, ob er je ein dichterisches Werk gestaltete oder nur Erlebtes in sich zur Weltanschauung eigener Art verdichtete — nur er, wenn er inbrünstig die Wahrheit sucht, wird vielleicht eines Tages begnadet, sie zu schauen und zu gestalten. Und tat er dies, so brauchte er nicht einmal während des Schaffens zu wissen, wie tiefe Wahrheit er enthüllte. Er könnte plötzlich vor dem fertigen Werk, erschauernd, als sei es nicht von ihm, das lebendige Bild zu Saïs erkennen. Der reine Tor, der jeder Künstler im Tiefsten ist, wird ja immer sprechen: was ich schuf, ward nur aus mir heraus geschaffen. Und mit ihm schauen wird nur der, der ebenfalls in sich hatte, wofür jener das irdische Symbol im Werke fand. Denn alle Erkenntnis der Wahrheit ist wie ein Sichselbstverlieren im Kuß des Ewigen, ist die innigste Vereinigung zwischen Subjekt und Objekt. Daß das Suchen und ausschließliche Sichbeschäftigen mit dem Unergründlichen die Tatkraft des Denkens lähmt, durch die allein es in uns Wissen werden kann, ist eines der dunkelsten Lebensrätsel, das zum Beispiel durch das ganze Hauptwerk unseres großen Wolfram ungelöst hintönt. Danach ist aber Probieren allemal besser als Studieren und Leben ersprießlicher als Grübeln und Träumen. Tieck hat zu viel gesucht, zu wenig gelebt und geschaut. Er ward geschwätzig aus Ohnmacht. Shakespeare war es, der d i e s e Lebenstragödie für alle Zeiten festhielt und zum unvergänglichen Kunstwerk verdichtete. In seinem ‚Hamlet'! Dieser Prinz mag ein Genie sein; während des Dramas aber, vor der ihm gestellten Aufgabe ist der Geist n i c h t in ihm. Er fühlt: Gott ist es, der alles tut. Der läßt Untaten geschehen, er nur weiß: warum, und er allein ist Richter. So ergibt er sich lässig abwartend dem Tage und seinen Zerstreuungen, *wie sie* die Schauspieler ihm heranbringen, rafft sich wieder auf im Gefühl des „Du sollst und mußt!" und weicht scheu und schämig wieder ins Leichterverantwortliche aus: Wozu soll i c h die Welt einrenken? Mit welchem Recht? Aus welcher Pflicht? Er erwartet den Gott in sich, der ihn handeln machen wird — bis es fast zu spät ward — bis er in Angst um sein ewiges Teil in zwölfter Stunde die geforderte Tat nach lauter unheilvollem Menschentun im Herumschleichen um das e i n e Müssen überstürzt, den Gott — ach! kaum einen Gott noch! — in seine Arme reißt und dabei untergeht. Der Geist in uns, das Gewissen, das Sittengesetz sind wohl göttlich; aber daß auch unsere Tat Gottes sei, dazu bedarf es der jedesmaligen Begnadung oder aber des Vermögens, sich unablässig mit Gott eins zu erhalten, daß nicht die Jähe das äußere Leben wie in einer Lohe verzehre. Das Trennende zwischen unserem Müssen und unserem Können — ist der Alltagsplunder, den die Tage mit sich schwemmen.

Alles was ist, ist Wahrheit; nur was die Menschen daraus machen und wie sie es sich selbst oder einander vorzustellen unternehmen, ist Schein. Nicht aber ist der Schleier, der über dem Verborgenen liegt, Schein. Auch er ist Wahrheit; er ist Symbol. Er schafft das Geheimnis und löst es. Das Verlangen, dahinter zu dringen und das Wahre, nicht nur die bunten Bilder und Gleichnisse träumend zu schauen — das ist Leben. So ist die lockende Wahrheit hinter dem Schleier auch die Seele aller Poesie. Und wiederum: nur wo diese sie umschleiert, wo sie, die Wahrheit, von ihr ihr ahnungsvolles Zeichen, die Form, den Duft, eben ihren geheimnisvollen Zauber erhält, da ist sie, lebenspendend und verbindend, die vermittelnde Schrift zwischen den Seelen, die vom Einssein aller in Gott Kunde gibt. Ist „nichts dahinter", so ist das Erdichtete eben nur gewollte, nur Pseudo-Poesie. Wir werden heute mit derartigen Mätzchen wieder arg gefüttert, als wäre auch Poesie-Ersatz wie die anderen Ersatzmittel der Küche und des Toilettentisches ein zeitweiliges Lebensbedürfnis. Wer Gott in seinem „lebendigen Kleid" übermitteln will, der muß Gottes selber voll sein. Der Unausschöpfliche erschließt sich aber — wie gesagt — nur dem, der unablässig um ihn ringt, der Schleier um Schleier von ihm zieht, um ihn immer herrlicher und leuchtender —

Digitized by Google

überschleiert zu finden. Nie wird ein Sterblicher ihm den letzten abziehen und, geblendet, vernichtet, zu Boden stürzen. Kein sinnliches Auge kann ein Übersinnliches schauen; kein irdischer Verstand das Absolute fassen — es sei denn vielleicht im Tode. Hinter Träumen dämmern hier neue Träume, zartere, tiefsinnigere, dem Letzten näherkommende und umfassendere Träume, Träume, die jenen unschuldvoller Kindheit wieder ähnlicher werden, wenn der irrende Verstand sich, resignierend, weniger mit seinem Suchen und Denken einmischt, wenn er sein Werk, den Weg zu bereiten und zu festigen, getan hat und der Ring des Erdenlebens sich zu schließen beginnt. Wer im großen Buch der Natur lesen lernen will, der muß ja zunächst die Buchstaben verstehen. Später mag er sich von Sprache zu Sprache durch die Welt des Geistes dem Urgrund aller Dinge nähertasten, aus dem auch er stammt. Ist er der Begnadeten einer, so wird endlich das Unergründliche, das ewig Geheimnisvolle, das Ganze wie ein ungeheures Gebilde so schön wie wahr und tief vor seinem zurückschauenden Geiste irdische Gestalt gewonnen haben, von ihm ins Irdische übersetzt aber, symbolisch uns Menschen übermittelt werden können, so weit dies ihm möglich und wir es zu fassen imstande sein werden. So schritt Dante zwischen den erdigen Schrecken seiner Hölle, die er mit grandioser Phantasie symbolisierte, hinauf zu den milde überleuchteten Höhen des Läuterungsberges mit seinen schattenlosen Gestalten und schwebte dann ahnungsselig empor in die Unendlichkeiten seines Himmels. Wer zu klein fühlt, mit diesem großen seherischen Geiste einen solchen Weg zu vollenden und hinter aller Symbolik stets das Wesen zu fühlen, der könnte wohl, verzagt lächelnd, über die singenden und kreisenden Feuersäulen spotten. Er würde in seiner engen Erdbefangenheit nicht ahnen, daß er zu den Urquellen aller Poesie und zugleich der Wahrheit emporstieg, dahin, wo man unter sich alles Geschaffene in traumhaftem Lichte liegen sieht, wo aber das irdische Zeichen und die irdische Zunge für das Nächste selbst nicht mehr ausreichen, in Gottes Nähe. Die Armen, die da glauben, es sei die Poesie mit dem erschöpft, was uns hier im engen, dämmrigen Erdental wärmlich einhüllt, was allein die Empfindlichkeit eines in Illusionen befangenen „Freundes" zu hören gern bereit ist; sie sind freilich für die Erhabenheit eines solchen Himmels nicht frei genug vom Tage mit seinen Unzulänglichkeiten, seinen hausbackenen Nöten und seinem leiblichen Behagen. Ihnen mag das romantische Lotterbett der geistigen Zärtlinge allein verlockend erscheinen, und dieser Umstand soll ihr Eifern gegen die „plumpen" Diener der Wahrheit entschuldigen. Für uns wohnen aller Friede, alle Schönheit und Herrlichkeit, wie alle Lichter, die unsere Tage durchleuchten, hinter jenen blauen Fernnebeln am Saume der sichtbaren Welt. Es gibt dahinter so wenig das Nichts, wie für den Mutigen das ‚Menetekel'. Kein Gerippe wird ihn hinter den Schleiern angrinsen und kein armseliges Bühnenuhrwerk ernüchtern. Gott ist kein Komödiant; er ist das Gegenteil von allem Schein, und alles andere ist nur die göttliche Komödie seines schöpferischen Geistes. „Welcher Mensch wird dem Geiste des Menschen das Verständnis der Wahrheit geben?" fragt Augustinus und antwortet: „Von dir muß sie erbeten sein, Gott; bei dir will sie gesucht sein; bei dir muß man anklopfen — so werden wir empfangen, so werden wir finden, so wird uns aufgetan."

Den Sternen zu! Wir finden nichts, was nicht schon ist. Wir sehen es nur mit unseren individuellen Augen besonders und offenbaren es auf unsere individuelle Art als ein Allgemeingültiges. Plato läßt den Sokrates im „Phaidon" die Himmel fast wie Dante gestalten — im Geist. Die Mittel, die beide benutzen, in uns die Bilder erstehen zu lassen, sind sehr verschiedenartig. Die romantische Ironie, die den Schleier als solchen erkennt, ihn aber als nur um seiner selbst willen da zu nehmen sich die Miene gibt, ist etwas, das einen unernsten, kindischen Geist anzeigt. In Blindheit sich überhebend, stellt sie sich selbst in den Vordergrund, und das Geschaute ist ihr zu nichts wert als zum Spielen, als wäre die Welt nun einmal allzu dürftig, als

Digitized by Google

daß feine Witzlinge sie ernst zu nehmen vermöchten. An einer schillernden Seifenblase, der man, wohlgefällig träumend, bei ihrem Flug in den blauen Äther nachschaut, freut man sich gewiß über die Schönheit des Spiels der Lichter, und so geht es uns auch bei manchem Eichendorffschen Werkchen, in dem von einem Suchen und Ringen freilich nicht die Rede ist. Es fällt ein Goldglanz wie ein Gruß vom Himmel, und der Dichter hascht ihn fromm und beseligt ein. Mag dann die bunte Blase im Winde zerplatzen; sie hat ihren Zweck erfüllt. Wo es aber um Heiliges geht, da genügt diese Ferienfreude nicht. Ein Freund, eine Liebste sollten uns mehr wert sein, als daß wir eine müßige Stunde mit ihnen verspielen. Kurz: wir können das, was für die Kunst gilt, einfach nicht so ohne weiteres ins Leben übertragen, wie es Tieck oben tut. Ich wies schon darauf hin, daß die Pflicht gebieterisch von uns fordern kann, die ganze trügerische Grundlage, auf der der Freund sein Leben aufbaute oder sein Selbstgefühl pflegte, erbarmungslos zu zerstören, um das, was wertvoll an ihm ist, zu retten. Nur perverser Sadismus oder bornierte Unduldsamkeit können den „Freund" suchen, damit sie etwas haben, was sie nicht zu schonen brauchen, was sie nach Herzenslust „anbohren" können. Es ist jedenfalls unangängig, anzunehmen, daß alle, die die Wahrheit suchen, eingebildete und ungebildete Tröpfe seien, die da glaubten, für sich den Idealmenschen zum Freunde beanspruchen zu müssen, oder die doch glaubten, einem andern schonungslos nachweisen zu müssen, daß er keiner sei. Intoleranz ist weit mehr den Zärtlingen selbst eigen. Wir haben gerade heute wieder viele solche, die sich jedenfalls in ihren Werken als überfühlfein zu geben pflegen; Lebensäußerungen aber, die anders sind, als diejenigen, welche sie an sich selbst wahrnehmen, und andere Kunstformen, als diejenigen, welche sie selbst zu vertreten für verheißungsvoll halten, recht plump abzuurteilen lieben. Was nicht *ihren* Stil hat, das hat für sie überhaupt keinen. Was sich natürlich und gesund gibt, das gilt als veraltet, zurückgeblieben, unreif, unkultiviert oder ledern. Man denke nur an die Equilibristen und an Jahren armen, aber nicht eben jugendlichen Seiltänzer des ‚Sturms' und der ‚Weißen Blätter'. Sie ‚schonen' allerdings ihre Freunde, ja, sie schaffen sich welche durch Schonung. Denn sogar dort, wo man noch Windeln mit Zeichen befleckt, spüren sie Verwandtschaft mit eigenen Gepflogenheiten, die Welt zu beglücken, heraus; aber sie erwarten dafür dann auch, daß der ‚Freund' sich erkenntlich zeige. Ihre Schonung gilt ihrem Spiegelbilde; ihre Intoleranz aber richtet sich gegen alle, die dieses, wenigstens in ihrem Hohlspiegel aufgefangen, nicht holdselig finden können und das irgendwie merken lassen. Sie hassen die Wahrheit und ihre Vertreter, weil sie ihnen nichts anhaben können, es sei denn bei dem Schwarm ihrer blinden Gefolgschaft — den Hysterischen, den Sensationswütigen und den Urteilslosen, die gern den Eindruck Höchstkultivierter machen möchten — und auch sie denken: die beste Parade ist der Hieb.

Jede Zeit hat ihre eigenen Ausdrucksformen, und wenn sie nur Hohlköpfe hervorbringt, so verkünden ihre Zeichen diesen Übelstand als die Wahrheit. Es brauchen's die Aufrichtigen kaum noch zu tun. Darum genügt denn jenen Ästheten auch zumeist das bloße Dasein dieser „Rückständigen", um sie als Steine des Anstoßes bei jeder Gelegenheit in den Winkel zu kehren.

Für uns kommt auch dem Kunstwerk gegenüber alles darauf an, ob der Künstler etwas zu sagen hat, wenn er sich äußert. Das ‚Was' mag ewig schon dagewesen sein; aber auch ‚man' muß es wiederum erst *haben*. Jeder wird's anders anpacken und haben; und so ist es immer neu und des Sagens wert, *wenn* es erlebt ward — auch für den nicht Unwissenden. Wen weder Lebensdrang noch Schicksal zwangen, das verschleierte Bild zu entschleiern, wer sich Erkenntnisse noch nicht heranlebte, aus dem können solche durch noch so ungewöhnliche Formen niemals zu uns reden. Wer Unaussprechliches erlebte oder erschaute jedoch, weil er kühn ins Leben hineinzugreifen

Digitized by Google

wagte, der mag es in seiner Form verkünden, gleichviel ob diese im- oder expressionistisch, naturalistisch oder symbolisch, klassizistisch oder romantisch, zart oder drastisch genannt werden wird. Sie wird ihre Wirkung tun, das heißt: das, was übermittelt werden sollte — den Gehalt — irgendwo und wann irgendwem übermitteln.

Alle wahre Schönheit ist im Geiste. Überkommene oder sinnlich reizende Formen, die nicht Zeichen für ein reizvolles Seelisches sind, können nur ein getrübtes Auge auf die Dauer bestechen. In seinem Altersroman ‚Martin Salander' stellt Keller neben die pikante und elegante „griechische" Schönheit der bis zu tierhafter Dummheit unschuldigen ungarischen Schweinezüchterstochter die feine geistige Grazie der mütterlichen Gattin Marie, und ein wundersam holdseliges Lachen klingt über die Lippen dieser prächtigen Frau, als sie hören muß, daß jene ihr einen Augenblick bei ihrem alternden, noch immer nicht ganz klug gewordenen Manne wirklich gefährlich geworden war. Das ist Schweben in wonniger Klarheit über den Dämmerungen, das Glück „durch" zu sein, ein junges, gar nicht ironisches Auflachen über die Ungereimtheiten dieser so entzückend dummen Welt, wie es im Abendgoldlicht durch des alten Dichters Herz klang. Das weist hin auf ein Einstellen und Fertigmachen zum Flug den freien Sternen zu. Jeder kühne Geist ist berufen — sei es auf dem Gebiete von Staat, Wissenschaft, Religion, Technik oder Kultur und Kunst — als ein Kolumbus in geistiges Neuland vorzustoßen und den Menschen immer feinere Glücksmöglichkeiten, weit weg von den Sümpfen der Tagvertuer, zu erschließen. Die blaue Blume, die die Dämmerung durchleuchtet, führt den Ritter, der sie andächtig an den Helm steckte, ja auch nur hinaus in die Sonne und die Gärten ewiger Freude. Tiecks Novelle von des Lebens Überfluß ist arm gegen das aus den gleichen engen Nöten schöpfende Kuhschnappelidyll in Jean Pauls ‚Siebenkäs'. Denn hier liegt über allem das reizende Licht poesievoller Wahrheit, das selbst tiefste Schatten durchgoldet. Dort ist man zu bequem, die Dinge richtig zu beschauen und speist uns mit Unmöglichkeiten ab, die als etwas zu nehmen, dessen schärfere Umrisse nur eben im Dämmerlicht verfließen, oder das sonntägliche Feierfreude bereiten müßte, wir durchaus nicht willens sind. Denn an Letzterem hindert uns die reichlich in diese Geschichte hineingepfropfte Lehrhaftigkeit. Romantik sei eine Art, das Leben mit Dichteraugen anzusehen, nicht aber, es durch leichtfertiges Fabulieren ins Ungewisse hinein um seinen wahren Gehalt zu bringen, es in seinen Zusammenhängen aufzulösen und es in allen Einzelvorgängen durch ein Erdichten harmloserer Beziehungen zum Ersatz für Wahrheit und durch Beigabe geistreicher Erörterungen der seichten Allgemeinheit wohlgefälliger erscheinen zu lassen.

Für die geistige Front, die heute zu bilden ist, taugen Romantiker vom Schlage dessen, der uns mit einem Monstrum dichterischer Impotenz wie die breiige „Genoveva" in Schlaf zu rejmen unternahm, ohne dafür garantieren zu können, daß wir auch nur halbwegs erquickliche und ergiebige Träume haben würden, und der sich trotzdem selbstzufrieden in seinem Dämmerbewußtsein als Goethe ebenbürtig fühlen mochte, überhaupt nicht als Führer. Sonst kann gerade der geistige Austausch vieler Köpfe der schönen Aufgabe, die uns Deutsche alle einen soll, dienlich werden.

„Magst du zu dem Alten halten
Oder Altes neu gestalten,
Mein's nur treu und laß' Gott walten!"

Denn das Alte, das Unsterbliche, ist es doch immer wieder — oder immer noch — auf unserer immer schon dagewesenen Erde, um was es letzten Endes geht. Mit jenen Worten spricht Meister Eichendorff es aus: Duldsam sein! Aber sich nicht dem Schein ergeben, sondern der Wahrheit die Treue halten! Auch nüchternstes Preußentum sogar weckt ja heute in einer Zeit, wo durch eine ruhmlose Revolution alles entartet

Digitized by Google

zu sein scheint, eine romantische Sehnsucht nach einer besseren Welt voll alter Zuverlässigkeit und strenger Ordnung — wie Tieck sie allerdings in Berlin nicht mitgeschaffen hat.

Allen, die noch befangen sind in ungewissen Nöten, sei heute in dunkler Stunde unseres Meisters der echten Romantik „Wacht auf!“ zugerufen, das aus seiner Dämmerung recht in den hellen Tag hinausklingt:

„Es ist ein Kirchlein zwischen Felsenbogen
So tief versteckt, wie in den alten Sagen.
Hat nächtens drin die Glocke angeschlagen,
Weiß keiner, wer die Glocke hat gezogen.

Erwache, Steuermann! hoch gehn die Wogen;
Ihr Hirten, auf! die Herden nach euch fragen;
Ihr Wächter sollt an Schloß und Hütte schlagen,
Wacht auf! Wacht auf! bevor der Klang verflogen.

Denn Heerschau halten will in deutschen Gauen
Der Herr und zählen, die ihm treu geblieben,
Eh' er den Engel mit dem Schwerte sendet.

Schon bricht's so dunkelrot durchs Morgengrauen,
Ob's Blut bedeutet oder feur'ges Lieben;
Es steht in Gottes Hand, die niemand wendet.“

Deutsche Worte

Wäre unsere Erziehung deutscher, stärker und einfältiger in Rührung der Sinne und Beschäftigung der lebendsten Kräfte: mich dünkt, unsere Vorfahren in ihren Gräbern würden sich dessen erfreuen und eine neue Welt ihrer wahren Söhne segnen.

Johann Gottfried Herder.

*

Mütter, werdet deutsch! Lehret eure Kinder von frühesten Tagen an Wahrheit und Treue; pflanzt in sie das Bewußtsein der Pflicht; unterdrückt die Keime der Ich- und Genußsucht! Pflegt in ihnen die Kraft des Gemüts, weist sie auf Gott! Erzieht die Knaben zu Männern, die Töchter zu echten Müttern, das Vaterland wird euch dafür segnen!

Otto von Leixner.

*

Ich glaube und bekenne, daß selbst der Untergang dieser Freiheit nach einem blutigen und ehrenvollen Kampfe die Wiedergeburt des Volkes sichert und der Kern des Lebens ist, aus dem einst ein neuer Baum sichere Wurzel schlägt.

Karl von Clausewitz.

Digitized by Google

Ein Karnevalsfest auf Ischia / Von August Kopisch

Auf der glücklichen Insel Ischia, die mit allem Segen Gottes reichlich überschüttet ist, lebte zu einer Zeit ein vornehmer Mann, von den Leuten schlechthin Don Antonio genannt, welcher in seiner Lebensweise von den meisten seinesgleichen das Widerspiel war. Er verprahlte sein Geld nicht in der Residenz, auch ward es weder verbankettiert, noch vertändelt, noch verspielt, noch auf schönen Pferden vergaloppiert. Er überließ die Verwaltung seiner Güter auch nicht, wie viele Herren, den Händen habgieriger oder fahrlässiger Schaffner, hielt es auch nicht für wohlgetan, alles in Bausch und Bogen zu verpachten, um in Gemächlichkeit gleichsam den Rahm von der Milch zu essen, während andere sich mühten und plagten. Nein, er hielt es für sehr anständig und vornehm, wirklich Herr der Scholle zu sein, womit Gott ihm ein Geschenk gemacht, und zwar ein ziemlich ansehnliches: denn er besaß manches Obst- und Ackerland in den Niederungen am Meere, manche schöne Lehne mit guten Reben, dazu wohlgebaute Landhäuser mit mancherlei zierlichen Kunstwerken ausgeschmückt, alles sehr fröhlich und wohlgelegen. Seine gewaltigen Thunfischnetze ließ er weit ins Meer hinbreiten, seine Wachtelnetze hing er wie Spinneweben über alle Klippen.

Aber fröhlicher als alles dieses war der Herr selber, ein rascher, rühriger Witwer. Sein Wahlspruch war: „Des Herrn Auge macht die Kühe fett; aber nicht, wenn es blind ist.“ Daher kam ihm die Gewohnheit: mit allen, die seine Güter ihm bewirtschaften halfen, sehr häufig und genau zu rechnen, damit er beständig wüßte, wie er mit jedem daran wäre; „denn was man auf die lange Bank schiebt, verfault“, sprach er und war überall hurtig hinterdrein. Er bezahlte keinen Tagelohn; sondern sprach zu den Leuten: „Wieviel wollt ihr, wenn ihr mir dies und das arbeitet?“ und handelte sehr scharf; doch wenn er zuletzt die Arbeit wohlbestellt fand, gab er manchen Groschen zu, so daß die braven Arbeiter fröhlich von ihm nach Hause gingen und nicht darben durften. Wer aber faul war, kam des geringen Lohnes wegen lange nicht wieder und, kam er endlich, so arbeitete derselbe Mann viel mehr als vorher — wegen der Groschen, welche der Herr zulegte. Daher kam es, daß alles Volk, welches daherum lebte, die Arbeit liebgewann und den weisen Don Antonio: denn er war keineswegs geizig. Er war den Faulen nur genau, damit sie emsig würden, und teilte sonst gern mit, wo es not tat. Almosen jedoch gab er auch nur sparsam. Er sah lieber zu, wie er die Leute gründlich wieder heraufbrächte, und pflegte darum nicht erst dann zu helfen, wenn einer schon ganz darniederlag; sondern wo er einen Ehrlichen sah, der sich plagte mit seiner Wirtschaft und doch mehr zurück als vorwärts kam, — zu dem ging er hin und fragte: „Freund, wie steht es?“ Und wenn er alles erforscht hatte, sprach er weiter: „Ich will dir einen Rat geben: soundso mußt du es machen; aber ich sehe, deine Mittel sind zu schwach; darum komm zu mir und hole dir Werkzeug, silbernes und eisernes, damit magst du wirtschaften. Ich will dir Zweig und Samen geben und doch sehen, ob ich recht habe mit meinem Rate.“

So und noch viel besser wußte Don Antonio mit den Leuten zu sprechen und stand allen bei mit Rat und Tat und schlichtete manchen schlimmen Handel. Daher kamen alle Sorgenvollen auf der Insel zu ihm, und wem er half, der achtete sich damit gelobt und nahm sich zusammen, daß er seinem Helfer keine Schande machte. Durch solche Dinge ward Don Antonio bei vornehm und gering groß angesehen. Sein aufrichtiges Tun und Treiben war so herzlich, daß er sich gar nichts damit vergab, wenn er schlichthin mit jedermann sprach und scherzte; dazu waren seine Reden in allen Stücken anmutig zu hören für jeden, er mochte sein wer er wollte, und wo ehrliche Leute fröhlich waren, sparte Don Antonio nichts, er gab mit Freuden her und lachte mit.

Digitized by Google

Da ihm nun jung und alt so zugetan, war, wie sich leicht denken läßt, auch großer Segen auf allem, was der weise Don Antonio bestellen hieß; besonders aber waren seine Fruchtfelder unter dem schönen Himmel ein beständiges Grünen, Blühen und Ernten. So viel geschah bei Don Antonio, daß man von Jahr zu Jahr die Gegend nicht mehr wiedererkannte. Die Regenbäche, welche sich im Winter von allen Bergen stürzten, ließ er nicht so wild ins Meer hineintaumeln. Nein, er verschloß sie bald oben in großen Klüften, aus denen er sie erst im Sommer wieder herausließ, die dürren Hänge zu wässern; denn er sagte: so ist die Erde: lassen wir sie dürsten, so läßt sie uns dürsten. Und wo er einen kahlen Felsen sah, sprach der fröhliche Mann vor seinen Leuten: „Warte, du fauler Stein, du brätst dahier an der Sonne! Von dir wollen wir bald Wein trinken!“ und hieß Terrassen umherbauen und aufschütten, die er mit Reben umzog, immer bis zum obersten Gipfel hinan, so daß man wenige Zeit darnach die allerbesten Trauben lesen konnte, wo vorher der klirrende Felsen war.

Aber, aber, je schattiger es um Don Antonio rings auf allen Klippen wurde, — desto lichter ward es auf seinem eigenen Haupte, und als er eines Tages seiner Gewohnheit nach auf freiem Felde gebetet hatte, hielt ihm sein alter Diener Pietro die Hand, womit er das Käppchen wieder aufsetzen wollte, und sprach, indem er des Herrn Schädel recht eigens betrachtete: „Aber, mein lieber Don Antonio, wie werdet Ihr kahl!“

„Jawohl, du alte Haut,“ sprach Antonio lächelnd, „alles ist eitel! Die Blätter fallen von den Bäumen. Doch — was tut's? — Wenn man nur munter ist und frisch arbeiten kann.“

Da sprach Pietro wiederum: „Aber mit Verlaub, gnädiger Herr, für wen plagt Ihr Euch so Tag und Nacht? Was hilft Euch all das Zeug, die vielen Felder und Schlösser, wenn Ihr so allein seid und keinen Sohn habt, dem Ihr alles nachlassen könnt? Es ist endlich Zeit, daß Ihr das Witwerkissen wegtut und wieder an das Heiraten denkt, eh' Euch die paar Haare vollends ausgehen!“

Da sprach Antonio: „Lieber Pietro, ich denke Tag und Nacht daran; denn ich will auch nicht von der Welt wegbrennen wie ein Talglicht, von dem nichts nachbleibt wie die letzte Schnuppe. Ich will gern heiraten, dazu sind aber zweie nötig.“

„Eh, die zweie sind da,“ sprach Pietro wiederum. „Geht nicht so lange Zeit um das schöne Weib, die junge Witwe, herum, die Euch so gern sieht. Herr, wartet solang' Ihr wollt, schöner wird sie doch nicht! Also, flink zugelangt, so ist beiden wieder geholfen.“

„Flink zugelangt ist bald gesagt, lieber Pietro; doch Donna Theresa . . . .“

„Eh! Donna Theresa, gnädiger Herr,“ fiel Pietro ein, „nehmt es mir nicht übel — aber Ihr seid ein wunderlicher Mann. Ihr seid herzhaft und entschlossen wie ein altes Pferd in allen vier Elementen, fürchtet Euch auch vor keinem Christen noch Heiden; nur vor den paar schwarzen Augen da werdet Ihr wie ein Kürbis. Wie oft soll ich meine Mütze noch mit Füßen treten, wenn ich Euch so mit ihr stehn sehe? Immer sag' ich da bei mir selber: Sprich, sprich, Don Antonio! Jetzt ist es Zeit! Drück ab, drück ab! Feuer! — Aber prosit die Mahlzeit, Ihr tut die Lippen nicht voneinander!“

„Du redest, wie du es verstehst,“ sprach der Herr wiederum. „Es schwärmen jetzt Freier um sie her, die ihr besser gefallen, Leute mit vollen Locken.“

Da sprach Pietro wieder: „Eh! Locken oder nicht! Wenn man aus allen Freiern in der Welt nur einen Mann macht — Ihr seid mehr wert wie alle zusammen! — Mein lieber Herr Don Antonio, wenn das Weib Fenster im Kopfe hat, muß sie doch sehen, daß Ihr viel frischer ausseht unter Eurer Glatze, wie die zwei jungen Maulaffen unter den Haarschnecken, welche sie alle Tage braten und ringeln; und muß denn auch ein Freier just überall rauh sein wie ein Bär? Glaubt mir, gerade die Glatze, wie sie jetzt ist, kleidet Euch viel besser wie das Gemengsel von Haaren, das Ihr sonst hattet!“

Digitized by Google

„Mach' keine Possen," sprach der Herr lächelnd, „die Weiber sehen uns mit andern Augen und haben den Kopf der Männer lieber unten glatt als oben!" Hiermit brach Don Antonio das Gespräch ab und hieß Pietro weiter arbeiten.

Nicht lange danach, zur Zeit des Karnevals, geschah es, daß zwei Grafen aus Neapel bei ihm einsprachen, um eine bedeutende Summe Geldes von ihm geliehen zu erhalten. Er empfing die Herren freundlich und bewirtete sie in seinem städtischen Palast zu Ischia, daß sich die Tafeln bogen, weigerte sich jedoch, ihnen die Summe vorzustrecken, weil sie dieselbe, wie er wohl bemerkte, nicht zur Verbesserung ihrer sehr vernachlässigten Güter, sondern nur zum Verprassen auf dem neapolitanischen Karneval haben wollten. Seine Weigerung traf die stolzen Herren sehr empfindlich, dennoch wußten sie, solange sie noch in seiner Gesellschaft waren, den Ton der feinsten Höflichkeit zu halten. Der Ärger über den mißlungenen Plan brach erst aus, als Don Antonio sie an der Türe seines Palastes entlassen hatte. Da blieb der eine der Herren, Don Ottavio, stolz und verachtend stehn und rief ihm über die Schulter nach: „Geh zu, Kahlkopf!"

Dieses Wort hörte Don Antonio zwar nicht mehr, denn er war schon in das Haus gegangen; aber mehrere Leute, die auf der Straße standen, vernahmen es wohl und ein alter Sackträger sprach entrüstet zu dem Grafen Ottavio: „Herr, Ihr mögt sein wer Ihr wollt; aber einem Ehrenmanne wie Don Antonio dürft Ihr hierzulands dergleichen nicht nachrufen!"

„Geht es dich an, was ich rede, du Lasttier?" fragte Don Ottavio und ging stolz dahin.

Aber der Mann trat ihm munter in den Weg und sagte: „Ja, Herr, uns Ischiesen geht alles an, was einer von Don Antonio spricht. Hier bin ich, tretet auf mich; aber von Don Antonio redet künftig, wie es sich gebührt!"

„Ja, ja, seid artig, Herr Kavalier!" rief ein zweiter, der alles mit angehört.

„Zieht den Hut ab, wenn Ihr Don Antonios Schafe seht!" sprach ein Dritter.

„Gurgelt Euch mit Rosenwasser, wenn Ihr seinen Namen in den Mund nehmt!" rief ein Vierter und sprang ihm keck in den Weg.

Da stand Don Ottavio still und sprach stolz zu seinen Bedienten: „Schafft mir das Gesindel vom Halse!" Da stellte sich der erste Mann wieder vor ihn hin und fragte: „Wo ist denn hier ein Gesindel? Ich sehe keines. Aber Ihr, Herr, seht Euch vor, Ihr seid hier nicht zu Hause! Wir sind freie Ischiesen, die für Don Antonio durch alle vier Elemente gehn!"

„Was hat er denn mit Don Antonio?" fragten neugierige Schiffer, die hinzutraten.

„Eh! Erst wirft er Don Antonio einen Kahlkopf nach, nun nennt er uns ein Gesindel!

„Er schimpft Don Antonio einen Kahlkopf und uns ein Gesindel!" rief alles empört.

„Macht mir Platz!" rief Don Ottavio wieder seinen Bedienten zu, und als diese nicht vortraten, wollte er selbst einige Leute, die vor ihm standen, seitwärts drücken; aber — diese standen wie die Mauern. Da wurde Don Ottavio noch heftiger und schalt immer mehr; denn er war, wie mancher Zornige, der Meinung, damit durchzudringen; — aber die Ischiesen verstanden das Schelten noch besser, und es ward ein so großer Lärm in der Straße, daß Don Antonio wieder aus seinem Hause kam. Als er nun sah, wie seine Gäste von den Leuten aufgehalten wurden, rief er: „Liebe Kinder, was macht ihr? Laßt sie frei gehn, es sind meine Gäste!" Da ließen alle Hände von dem Fremden ab, und der Schwarm öffnete sich vor Don Antonio. — „Der Herr da nennt uns ein Gesindel," riefen einige. Da sprach Don Antonio beschwichtigend: „Herr Ottavio, Ihr habt sehr Unrecht, diese Männer nicht nach Würden zu ehren. Ihr würdet dies auch gewiß tun, wenn Ihr sie kenntet. Es sind brave Leute, die mit ihren Armen manches Nützliche schaffen: Weingärtner, Fischer und Ackerleute. Doch ihr, liebe Kinder, müßt nicht gleich so heftig zufahren, wenn jemand, der euch nicht kennt, ein Wort fallen läßt, das niemandem gefällt."

Digitized by Google

„Wisset, Herr Antonio, wir mußten wohl heftig werden, da er Euch beschimpft."

„Warum aber sollte er mich denn beschimpft haben?"

„Warum, wissen wir nicht," sagten einige, „aber er rief Euch einen Kahlkopf nach."

„Nun, wenn es weiter nichts ist! Ein Kahlkopf bin ich wirklich," sprach Don Antonio und nahm das Käppchen ab: „das weiß die Sonne, die mir die Haare wegsengt. Geht in Frieden, meine Herren. Ein Kahlkopf ist ja kein Schimpf solange die Ehrlichkeit nicht aus Zöpfen geflochten wird. Die Kahlköpfe sind mitunter die bravsten Leute. Da seht einmal hier den alten Delfin, den Fischer Jakob an. Er ist ein Kahlkopf, wie man ihn nur wünschen kann und doch — wer mag mit ihm um die Wette schwimmen, rudern und Netze werfen? Ist er nicht allemal der erste wo es gilt, und hält er nicht das Steuer, wenn alles verzweifelt?"

„Mit Gottes Hilfe, das ist Euer schöner Mund, der das sagt," sprach Jakob, Don Antonio den Ärmel küssend; „aber in Wahrheit, laut sag' ich es vor allem Volk, mein Kahlkopf ist mir zur Ehre geworden, seit Don Antonio einen trägt!"

„Dergleichen Ehren gibt es mehr!" sprach ein anderer fröhlicher Mann und klopfte sich auf den Schädel.

„Hier auch!" sprach ein dritter und zeigte seine Glatze.

„Hier ist wieder ein Kahlkopf!" rief ein vierter, und neigte sich, damit alle das sehen könnten.

„Hier mein Mann ist auch einer!" rief ein munteres Weib und schob ihren Gatten vor.

„Mein Vater ist auch ein Kahlkopf!" rief ein kleiner Knabe.

„Heran, ihr braven Kahlköpfe!" rief der alte Jakob jubilierend. „Kommt daher und genießt die Ehre, die euch Gott beschieden, denn Don Antonio ist ein Kahlkopf!"

Beschämt, ohne nur eine Entschuldigung zu wagen, entfernten sich die Fremden, aber sie sahen noch von weitem, wie sich um Don Antonio immer mehr Kahlköpfe versammelten, Leute von allen Ständen, die es sich zur Ehre rechneten, zu sein wie er. Ja, der jubelnde Schwarm brach zuletzt in ein lautes Geschrei aus: „Es lebe Don Antonio, der brave Kahlkopf!" Don Antonio aber schüttelte allen freundlich die Hand und rief verwundert aus: „Der Tausend! Welche Menge von blanken Schädeln!"

„O, in Casamicciola„ sind mehr wie hier!" riefen einige.

„In Lacco sind noch viel mehr!" riefen andere.

„Nun, da möcht' ich erst alle beisammen sehen, die auf der ganzen Insel sind," sprach Don Antonio lachend, „da müssen ihrer ja sein wie Sand am Meere!"

„Ja, ja, die Ischiesen sputen sich, daß sie flink kahl werden," sprach ein leichtfertiger Vogel: „aber keinem läßt es so hübsch wie Don Antonio!" — Und alle riefen von neuem: „Es lebe Don Antonio, der brave Kahlkopf!" Hiermit hoben ihn die nächsten besten auf ihre Schultern und trugen ihn, er mochte sich wehren, wie er wollte, schwebend in sein Haus zurück. Dieser wunderliche Triumphzug ging dicht unter einem Balkone vorüber, auf welchem Donna Theresia mit Antonios lockigen Nebenbuhlern stand. Sie lachte von Herzen über den Spaß, den sie von Anfang mit angesehen, und nickte freundlich. Don Antonio konnte kaum den Gruß erwidern, so schnell trug man ihn dahin, und das Volk jubelte noch lange vor dem Hause, als er schon auf seinem Zimmer war.

Der brave Mann freute sich herzlich über die harmlosen Äußerungen des Volkes und die wunderlichen Ehrenbezeugungen; doch gestand er sich zugleich, die Feier seines Kahlkopfes wäre ihm überall lieber gewesen als gerade unter dem Balkone seiner Dame. „Nun, des Himmels Wille geschehe!" sprach der fromme Philosoph und ging wieder an seine Geschäfte.

Aber da es nun einmal Karnevalszeit war, ging das fröhliche Volk auf dem Markte nicht so bald auseinander. Im Gegenteil, es sammelte sich von neuem, als ein Freund des Gefeierten erschien, ebenfalls ein Kahlkopf, Don Carlo genannt, der ihm ziemlich

Digitized by Google

glich an Reichtum und Sitten, aber weit ausgelassener und phantastischer zu scherzen pflegte. Er hatte soeben eine fröhliche Tafel verlassen und des lieblichen Weines nicht zu viel und nicht zu wenig genippt, sondern gerade genug, um in der allerbesten Laune gleichsam zu schweben. Als er nun über den wilden Schwarm von Kahlköpfen erstaunt, nach der Ursache des gewaltigen Gelächters und der sonderbaren Versammlung fragte, drängten sich, ihm den Vorfall zu erzählen, alle heran, wie Beeren sich, wenn sie voll werden, um den Stiel der Traube drängen. Alle Kehlen schrien und jedermann erzählte, die nahe standen mit Worten, die fern waren mit Gebärden, bis Don Carlo sich die Ohren zuhielt und die Augen fest verschloß und selber schrie: „Schweigt! Ich weiß nun alles! Still und hört was ich euch sage!" Nach diesen Worten ward es nicht so bald still, nein, alles schrie nun immer wieder von neuem: „Still und hört, was Don Carlo sagt! Still und hört, was der brave Don Carlo sagt!" bis auch dieses Geschrei leiser und leiser endlich in eine Totenstille verscholl.

„Nicht so feierlich!" sprach Don Carlo, „denn was ich sagen will, ist nicht zum weinen! Die Geschichte da ist nicht mit Gold zu bezahlen, wiewohl euer Vortrag nicht viel besser war als tausend Ohrfeigen! Besonders war dahier ein Mann mit einer Trompetenstimme, der gleich einer Traufe beständig dasselbe Wort sprach, so daß ich zuletzt nichts mehr hörte wie das; aber das war gut; denn es war ein Wort von Don Antonio! Sprich es noch einmal aus, Checco!"

Da trompetete Checco wiederum: „Don Antonio hat gesagt: er möchte wohl einmal alle Kahlköpfe beisammen sehn, die auf der ganzen Insel sind."

„Ja, ja, das hat er gesagt!" riefen alle.

„Bravo!" rief Don Carlo; „er hat es gesagt und es soll geschehn! Ich habe schon manche Woche vergeblich über ein Karnevalsfest für meinen braven Don Antonio nachgedacht; nun aber will ich ihm eins geben, wie Meer und Erde und der Himmel da oben noch nicht gesehen hat. Also vernehmt: Auf übermorgen nachmittag sind hiermit alle guten ehrlichen Kahlköpfe, womit unser nach allen Seiten hin fruchtbares Eiland Ischia so reichlich gesegnet ist, Don Antonios Geburtstage zu Ehren, von mir zu einem großen Freudenfeste geladen, und zwar in meinen Palast am Meere, zur Stunde, wenn Don Antonio sein Mittagschläfchen hält, welche Stunde jedermann bekannt ist, weil wir alle zur selben Zeit ebenfalls zu nicken pflegen."

„Aber, Don Carlo, womit wollt Ihr so großes Volk bewirten?" fielen einige Stimmen ein.

„Sonderbare Frage! — Mit Essen und Trinken!" sprach Don Carlo; „hier gilt das Wort, welches der gewaltige Redner Stomachus schon oftermalen ausgerufen: ‚Tu' dich auf, Keller und Speicher, und zeige dein Inwendiges!' He! Antoniello, Pangrazio, Ricciardo, Pepo, Checco, Lunardo, Raffaele, Paolo, Giacomo, Pandolfo, Carluccio, Ciccio, kommt daher! Ihr seid in solchen Dingen die Flinksten! Auf, besorgt euch Trommeln, und sind nicht genug Trommeln da, so nehmt Kessel, damit geht auf der ganzen Insel umher, trommelt und macht Spektakel, singt und ladet ein!"

„Prächtig!" riefen alle.

„In was für Versen?" fragten einige.

„Ich will sie keinem vorschreiben," sprach Don Carlo, „denn ihr seid insgesamt große Poeten! Reimt frisch darauf los, lockt sie wie die Wachteln in meinen Weizen!"

„Etwa so?" fragte Pepo und sang:

„Pittperwitt!
Pittperwitt!

Volle Spieße, volle Töpfe!
Pittperwitt, ihr kahlen Köpfe!
Von Don Carlo seid geladen,
Pittperwitt, zu Wein und Fladen!

Digitized by Google

Pittperwitt!
Pittperwitt!

Makkaroni wird es graupeln,
Pittperwitt, und viel zu knaupeln!
Don Antonio zu Ehren,
Pittperwitt, gibt's viel zu zehren!

Pittperwitt!
Pittperwitt!

Schön maskiert zu Sauf' und Brause,
Pittperwitt, kommt her zum Schmause!
Keiner bleib' in seiner Klause!
Pittperwitt, 's gilt keine Flause!

Pittperwitt!
Pittperwitt!

„Pittperwitt, Pittperwitt!" sangen alle mit Pepo, schnappten wie er mit den Fingern dazu, und tanzten und sprangen wie die Ziegenböcke.

„Bravo!" rief Don Carlo, „singe jeder, was ihm einfällt!"

„Hoch lebe Don Carlo!" schrie nun der ganze Schwarm, und die er aufgerufen, liefen nach Trommeln und Kesseln, während er weiter sprach: „Wir, liebe Kinder, wollen indes nicht müßig sein. Ich will euch meine großen Netze herausgeben, damit wollen wir alles was Fisch heißt aus dem Meere ziehen, auf daß kein Mangel sei. Etliche müssen nach dem Walde von Cumä hinüberrudern und Austern vom Fusarosee holen, der Jagdmeister des Königs wird mir schon fünf bis sechs wilde Schweinchen ablassen, vielleicht auch ein paar Hirschchen oder Rehchen. Rebhühner haben wir hier auf der Insel, die Schnepfen und die Kiebitze, die Kaninchen und die Hasen werden uns auch nicht alle fortflattern und entlaufen, und ist das Wilde nicht zu haben, so spickt man das Zahme; nur Hunde und Katzen lassen wir den Mailändern; sonst halten wir uns an alles, was da ist. Von Hühnern, Enten und Truthähnen wimmelt es überall auf meinen Höfen, um Kälber und Ochsen wird auch keine Not werden, solange wir noch da sind. Makkaroni und Fidelini, auch Broccoli und Sizilianer Artischocken und Sellerie wird sich alles finden, wenn man nur darnach sucht. Die Stadtbäcker sollen Brot und Kuchen backen. Die Weinfässer dürfen nur angebohrt werden. Glaubt mir, es wird sich alles machen."

„Hört, Don Carlo, da kommen sie schon mit Trommeln und Kesseln," unterbrachen ihn einige, „berrumpumpum, berrumpumpum, papionpingpang!"

„Still da!" rief Don Carlo; „Don Antonio soll noch nichts davon merken; es wäre wohl hübsch, wenn man ihn damit überraschen könnte!"

„Trommelt und lärmt immer zu," sprach der alte Pietro, der mit einem Päckchen auf dem Rücken dabei stand, „mein Herr ist bereits auf sein äußerstes Vorwerk hinausgegangen. Ich zottle jetzt ganz sachte nach, mit diesem Päckchen. Vor übermorgen mittag kommen wir nicht wieder herunter."

„Das trifft sich ja ganz vortrefflich," sprach Don Carlo.

„Ei freilich, gnädiger Herr," sprach Pietro, „ich geh' ihm bis übermorgen mittag nicht von der Seite. Glaubt mir, so wahr ich Pietro bin, er soll Euren Braten nicht riechen, bevor er gar ist. Laßt mich nur sorgen! Ich weiß, wie man etwas geheim hält. Jede Fliege, die daran geleckt hat, wird abgewischt, so bleibt ihm alles verborgen!"

„Nun, so verteilt euch! Geht in alle Welt, trommelt und schreit, daß die Gassen übereinanderfallen!" rief Don Carlo, und es hätte dieser starken Aufforderung zum Lärmen wahrlich nicht bedurft; denn kaum hatte sich jeder seinen Weg gewählt, so ward der Lärm auf einmal ganz übermäßig. Sechs Trommeln und sieben Kessel wurden fast zerschlagen. Alles was Odem hatte, jung und alt, schrie und tobte mit,

Digitized by Google

Rudolf Schiestl — Wanderndes Gnadenbild

Digitized by Google

Digitized by Google

Katzen miauten darein, und Hunde bellten. Es war auch zwischen diesem und dem jüngsten Tage kein Unterschied mehr, nur daß hier nicht die Toten aus den Gräbern, sondern die Lebendigen aus allen Häusern kamen. Es zeigte sich auch noch außerdem großer Übermut, der am jüngsten Tage wohl wegbleiben wird: die Trommler sahen über ihre Trommeln verächtlich auf die Kesselschläger und schnitten ihnen gar schnöde Gesichter; die Kesselschläger aber meinten: bei solchen Einladungen zum Essen seien Kessel schicklicher wie Trommeln, und schrien beständig während des Schlagens: „Heute sind sie toll, übermorgen voll!" und „singt mit, wenn ihr könnt, ihr Lederpaucker!" Da konnten die Trommler freilich nicht mitsingen; trommelten aber aus Zorn desto stärker. Zwei zerschlugen sogar die Trommeln und mußten sie umwenden. Diese wurden von den Kesselschlägern so verhöhnt und verlacht, daß sie froh waren, als sie durch ein Nebengäßchen ins Freie kamen.

Nun lassen wir die Lärmer ziehen: denn es wäre selbst dem großen Poeten Homerus unmöglich zu erzählen, was die sechs Trommler und sieben Kesselschläger auf ihrer Wanderung durch die anmutigen Gefilde und die zierlichen Ortschaften der Insel für Aufsehen erregten mit der wunderlichen Einladung und was sie an jedem Orte für tolles Zeug anzugeben wußten. Man fing überall damit an, daß man die lustigen Vögel mit ihren Reimen für betrunken hielt. Sie setzten ihre Köpfe wohl tausendmal zu Pfande, bevor ihnen irgend jemand nur ein Wort von allem glaubte. Dann zogen ihnen auch überall einzeln besonders pfiffige Leute nach, superkluge Spione, welche durchaus das Geständnis von ihnen heraushaben wollten, der ganze Spaß sei nur auf eine Fopperei abgesehen. Auch kamen von überall her Boten an Don Carlo zurück, welche sich im Namen ganzer Ortschaften feierlich nach dem wahren Verlauf des Dinges erkundigten. Diesen gab er nun die Einladung zu besserem Zeugnisse schriftlich mit. Dennoch währte das Hin- und Herfragen bis zum Abend des andern Tages, bevor man auf der ganzen Insel überzeugt wurde, die Sache sei wirklich außer dem Spaße.

Die sonderbaren Einladungen selbst, so große Fröhlichkeit sie im allgemeinen auf der ganzen Insel verbreiteten, wurden dennoch von manchem der Geladenen nicht ganz so harmlos aufgenommen, wie sie gemeint waren. Einige wurden zuerst bitterböse; doch ergaben sich zuletzt die meisten, da es einmal nicht anders war, in den allgemeinen Humor und lachten von Herzen mit.

Am übelsten wurde jedoch der Spaß von den heimlichen Kahlköpfen aufgenommen, welche sich unter künstlichen Locken verbargen; denn überall schwärmten freiwillige Spione herum, welche dergleichen Konterbande ans Licht brachten, und mit der Keckheit, welche die Leute dortzulande zur Karnevalszeit allgemein zu befallen pflegt, riß man hier und da jenen Dohlen die fremden Federn aus und ein wahres Treibjagen von tausend Neckereien zwang dieselben wider Willen zur Teilnahme. Bei alledem gab es immer noch viele, welche die raffinierte Kunst der Haarkräusler vor aller Entdeckung zu schirmen schien: aber als Don Carlo gar anfing, seidene rosenfarbene Käppchen machen zu lassen, die er, wie es hieß, als falsche Platten Leuten mit vollen Locken schicken wollte, die an dem Feste teilzunehmen Lust hätten, da wurde den meisten in ihrer Verborgenheit bange, weil sie glaubten, die Käppchen würden für sie genäht. Viele derselben hatten nun auf einmal höchst wichtige Sachen in Neapel abzumachen. So viel Plätze wurden auf den Barken, welche gewöhnlich dahin fuhren, belegt, daß es allgemein auffiel, besonders da der Wind nicht eben günstig zu werden schien.

Wer sich aber recht von Herzen über das unerhörte sonderbare Fest freute, war Donna Theresa. Von Natur zu Scherz und Lachen geneigt, konnte sie gar nicht begreifen, warum ihre beiden jungen Anbeter so wenig Vergnügen darüber empfanden. Diese wollten wieder nicht begreifen, wie eine so feine liebenswürdige Dame Geschmack

Digitized by Google

an solchen Dingen finden könne, nannten den harmlosen Scherz einen plumpen Bauernspaß, und fanden es für einen Mann von Stande, wie Don Carlo, sehr unziemend, dergleichen abgeschmacktes Zeug zu veranstalten. Vergeblich warfen die schönen Lippen der fröhlichen Dame beständig ein, sie möchten nur bedenken, es sei Karneval, und ein Karneval sei je toller je besser; beide blieben bei ihrer Ansicht und verließen die schöne Dame fast ein wenig mißgestimmt. Ja, sie kamen sogar am Morgen des Festtages zu ihr, um sich auf einige Tage zu beurlauben, weil sie nicht Zeugen eines so sinnlosen Volkstumultes abgeben wollten, welcher, wie sie behaupteten, jeden Nerv in ihnen empören würde. Donna Theresa jedoch lachte sie beständig aus und stellte ihnen vor, welchen widrigen Wind sie haben würden, wenn sie heute segelten. Vergeblich. „Das Meer wird sehr stürmisch werden, nicht wahr, mein Herr?" sprach sie zu Don Carlo, der eben eintrat. „Jawohl," sagte dieser, „es wird weiß werden wie Schnee, ich bin froh, daß meine Fische gefangen sind! Wir bekommen Nordoststurm; darum, meine Herren, wollt noch ein Weilchen unsere Stadt mit eurem Aufenthalt und diesen Abend mein lustiges Fest mit eurer Gegenwart beglücken." Hierbei zog Don Carlo zwei sauber in Papier eingeschlagene Käppchen hervor und wollte sie den Herren überreichen. Diese jedoch bedankten sich für diese Ehre ziemlich stolz und empfahlen sich mit vornehmer Kälte. Donna Theresa wollte sogar einen Anflug von Verlegenheit bei ihnen bemerkt haben, als die Käppchen zum Vorschein gekommen, doch flog sie leicht darüber hin und sprach zu Don Carlo: „Jetzt, wenn jene wunderlichen Käuze die Käppchen nicht annehmen wollen, gebt sie mir, ich will mit meinem Mühmchen vermummt auf Euer Fest kommen." — „Viel Ehre für mein Fest," sagte Don Carlo und legte die Käppchen in ihre schöne Hand, „kommt vermummt wie Ihr wollt, ich will Euch schon herauskennen."

„Woran denn?" fragte Donna Theresa.

„An Eurem Foppen," sprach Don Carlo, „denn Ihr könnt es nicht lassen!"

„Weil es Euch so gut läßt!" sagte Don Carlo neckend und huschte zur Türe hinaus und heim, wo er noch gewaltig viel zu tun fand. Denn, obwohl sein Haushofmeister ein tüchtiger Mann war und bei allen Festen sonst die ganze Wirtschaft in großartiger Ordnung zu erhalten wußte, so war ihm diesmal doch die Aufgabe zu mächtig und Don Carlo mußte selbst in allen Winkeln hinterdrein sein. Die Herde der Küche, so übergroß sie der Erbauer seines Palastes angelegt hatte, gaben diesmal nicht Raum für die Hälfte der nötigen Spieße, Kessel und Töpfe; daher ward es nötig, in dem geräumigen Hofe Notherde zu bauen, die sich Altären gleich ausnahmen, um welche die lustigen Köche sangen und sprangen. Die Eimer der Zisterne, welche die Mitte des Hofes einnahm, gingen beständig auf und nieder wie Sonne und Mond, weil die gewaltigen Meerfische zu kochen ein unermeßlicher Schwall von Wasser nötig war. Don Carlo hatte nämlich befohlen, heute kein Tier zu zerschneiden, sondern alles ganz auf die Tafel zu bringen, — die Ragouts und Frikassees ausgenommen. Daher fand er, als er heim kam, große Not um einen Schwertfisch von ungeheurer Länge. Dieser hatte den Fischern bereits viel Plage gemacht, bevor sie ihn aus dem mächtigen Netze, welches von ihm ganz zerrissen war, in das große Boot brachten; und auch aus diesem wäre er noch, allen Schlägen und Stichen zum Trotz, entwischt, wenn sich nicht der alte Jakob beherzt auf das Schwert des Ungeheuers gestellt hätte. Nun aber war die Not bei den Köchen und die Fischer lachten; denn wo man auch hinsandte, war kein Kessel zu finden, der ihn hätte fassen können. Da hieß Don Carlo den Schmied ein blechernes Dach von einem albernen japanischen Gartenhäuschen abnehmen, reinigen, und in aller Eile an den Seiten umbiegen. In diese Schwarte ward nun der Fisch gelegt, so lang er war, und zwischen den vier japanischen Drachen, die an den Ecken in die Höhe standen, unter großem Jubel der umhertanzenden Köche ganz vortrefflich gesotten, samt seinem übermannslangen Schwerte. Die wilden

Digitized by Google

Schweine, die sonst im Cumäer Walde gegrunzt hatten, wurden ebenfalls unzerstückt im Hof gebraten, auf Spießen von Lorbeerbäumen, welchen man die grünen Wipfel gelassen, sie mit Bändern schmückend. Überhaupt ward alles nicht etwa nur so schlichthin betrieben, nein, Don Carlo ließ, nach dortiger Landesart, Haus, Hof, Küche und Keller mit Lorbeerbäumen und Myrtenkränzen ausputzen. Alles was gebraten wurde, hatte Zitronen oder Blumen in Schnauz' und Schnabel, auch waren im Hofe Dudelsackpfeifer angestellt, welche zum Drehen der Spieße lustige Stückchen aufspielen mußten, damit den Drehleuten bei den dicken Braten die Zeit nicht zu lang würde. Sie hatten zwar ohnedem insgesamt Weinkrüge zur Unterhaltung neben sich, die ihnen an der dörrenden Glut so liebe Gesellschafter waren, daß beständig mehr davon an den Lippen als an der Erde stehen blieben, wie Don Carlo mit großer Lust bemerkte. Rings im ganzen Palaste stand alles offen. In allen Sälen, Zimmern und Hallen waren Tische und Bänke gestellt, doch so, daß überall Raum zur Belustigung blieb. In einem der Säle war — doch davon nachher, denken wir jetzt wieder an Don Antonio.

Don Antonio war, wie wir bereits von Pietro wissen, nach seinem äußersten Landhaus hinaufgeritten, welches er sich an der Lehne, die sich von dem zackigen Gipfel der Insel herabsenkt, erbaut hatte. Die Höhe war früher nackter Fels und mit vielen Steinen übersät; aber weil man von da herab alle seine Güter übersehen konnte, hatte Don Antonio das Unland in einen lachenden Weingarten umgeschaffen und von den umherliegenden Steinen ein ausnehmend zierliches Landhaus erbaut, in welchem er alljährlich den Morgen seines Geburtstages ganz einsam zu feiern pflegte. So war er auch diesen Morgen auf den Altan des Hauses herausgetreten und hatte Gott für alles, was er ihm verliehen, inbrünstig gedankt, auch jemanden, den wir bereits kennen, in sein lautes Gebet eingeschlossen, als er hinter sich mit seinem eignen ein ebenfalls recht lautes Amen vernahm. Er wandte sich und sah Pietro hinter sich knien, welcher etwas verlegen aufstand und zu ihm sprach: „Verzeiht, Herr Don Antonio, ich gedachte dahier heimlich mit für Euch zu beten und Euch im stillen die Worte nachzusprechen, die Ihr so schön zu setzen wisset. Es ging auch alles gut und still ab, und ich wollte mich eben wieder fortschleichen, da muß ich just noch mit dem Amen so herausplatzen, weil ich Esel gewohnt bin, es immer so laut zu sagen!" — „Bleibe immer dabei, das schadet nicht, und zwei Amen sind besser wie eines," sprach Don Antonio und küßte den Alten, der sich zum Handkuß neigte, die Stirn; „läßt Gott mein Gebet in Erfüllung gehen, so soll es dir auch niemals fehlen! Komm, mein alter Pietro, hast du mit mir gebetet, so laß uns auch zusammen frühstücken! Stellen wir uns den Tisch hierher auf den Altan, da können wir die Gottesgaben im Angesicht von Himmel, Meer und Erde zu uns nehmen." Nun mochte sich Pietro sträuben wie er wollte, Don Antonio trug alles mit ihm heraus, Tisch und Essen, stellte Pietros Stuhl hart neben seinen und sprach: „Hier setze dich, mein alter Pietro, laß uns fröhlich sein, Gott wird uns ferner Gnade schenken." Da setzte sich Pietro und trank das erste Glas, welches ihm der Herr eingeschenkt, fröhlich auf sein Wohlsein aus; bei dem zweiten Einschenken aber bat er ihn, aus der Flasche trinken zu dürfen. — „Immer trink, wie du es gewohnt bist," sprach Antonio lachend. — „Darf ich auch mein Messer herausholen?" — „Mache was du willst, Pietro!" — Da tat Pietro Messer und Gabel, die auf dem Tische lagen, hinweg, und zog ein Ungeheuer von Taschenmesser hervor, womit er dem großen Ziegenkäse und dem gewaltigen Brote, wie auch der Honigwabe, womit der Tisch besetzt war, tüchtig zusetzte, wozu er seiner Gewohnheit nach hörbar gluckend aus der Flasche trank. Das einfache Frühstück mundete beiden ganz vortrefflich. Als sie damit zu Ende waren, lustwandelten sie noch ein wenig im Garten und bestiegen bald darauf ein paar muntere Tierchen, Esel genannt, die ein Knabe vor dem Tore des Gartens bereit hielt, welcher für diesen leichten Dienst an diesem Tage von seinem Paten Don Antonio jedesmal einen

Digitized by Google

spanischen Piaster zum Geschenk erhielt; doch heute gab er ihm zwei. „Geht mit Gott, mein Herr Don Antonio!“ rief der Kleine jubelnd, während der Herr und der alte Diener auf den zierlichen Tierchen um die Hänge des Berges hinabschwebten. Der Morgen war, obwohl fern in Nordost Sturm drohte, wunderschön hell und klar. Fast windstill ruhte die Luft und Don Antonio sah, obwohl es Winter war, unter dem milden Himmel seine Felder himmelblau von blühendem Leine. Bohnen und Erbsen wucherten üppig überall, auch die andern Fruchtfelder waren mit lieblichem Grün bekleidet. An den Wegen blühten Narzissen und bunter Krokus, und Hagerosen streuten die fallenden Blätter umher. Immergrüne Gebüsche von Myrten und Lorbeeren und andern duftenden Bäumen mischten sich in Hecken von indischen Feigen und mächtigen Aloen und machten den Winter vergessen. Überall war fröhliches Gedeihen, und Herr und Knecht unterhielten sich über alles, was ihr Fleiß gemeinsam angebaut, sehr angenehm und vertraulich, bis sie in der Stadt Ischia im Hofe Don Antonios abstiegen, in welchen sie diesmal auf Pietros Zureden nicht durch die Stadt, sondern durch den Orangengarten einritten: denn Pietro suchte den Herrn klug von allem abzuhalten, was ihm den Spaß Don Carlos hätte verraten können; hier aber war seine Sorgfalt überflüssig: denn Don Carlo hatte bereits überall gewandte Knaben als Wächter ausgestellt, die ihn von fern kommen gesehen und in der Stadt vorgemeldet. So blieb Don Antonio noch alles verborgen. Er speiste zu Mittag, wie er an diesem Tage zu tun pflegte, ganz ruhig mit den Waisenkindern, über die er Vormund war, und nachdem er viel mit ihnen gescherzt und gelacht und alle beschenkt entlassen, begab er sich, ohne das mindeste von dem Feste zu ahnen, in sein Gemach, um ein wenig zu nicken.

Hier mochte er wohl ein gutes Stündchen geruht haben, als ihn mitten aus dem süßesten Schlummer ein von der Straße kommendes niemals erhörtes Schreien erweckte. Der brave Mann, der Meinung, wenigstens ein Erdbeben rüttele die Stadt zusammen, sprang erschreckt empor an das Fenster, und streckte, noch vom Schlafe taumelnd, den Kopf hinaus. Da scholl ihm von allen Seiten ein unermeßliches Gelächter entgegen, während er sich beständig die Augen rieb, zu sehen, was es gebe; denn was er wirklich sah, schien ihm ein Traum, und in der Tat, jedermann hätte sich an seiner Stelle die Augen gerieben wie Don Antonio; denn Markt und Straße, Fenster und Balkone, selbst die platten Dächer hoch und niedrig wimmelten überall, überall von Kahlköpfen, die alle nach ihm gewendet, Gläser oder Flaschen in den Händen und Mützen und Hüte schwenkend und in die Luft werfend, aus vollen Hälsen schrien: „Hoch lebe Don Antonio, Don Antonio, der brave Kahlkopf! Er lebe, lebe, lebe hoch! und abermal ho——ch! und zum drittenmal ho———ch!“ Währenddem wurden ihm von einzelnen immer Handküsse zugeworfen. Viele schlugen sich ans Herz, indem sie beständig heftig und schnell wiederholten: „Mein Don Antonio! Mein Don Antonio! Mein Don Antonio! Mein Don Antonio!“ Hierauf wurden Flaschen und Gläser bis auf den Boden geleert, und alle hielten ihm die Nagelprobe hin. Da gedachte Don Antonio des Vorfalls von neulich; die Augen wurden ihm vor Freuden fast ein wenig naß; doch er faßte sich, sprang vom Fenster, fuhr eilig in seinen besten geblümten Schlafrock, nahm eine Flasche Wein und ein großes Glas, trat auf den Balkon, schenkte sich ein und rief: „Hoch leben alle braven Kahlköpfe, da unten, da oben, und rechts und links, und im Himmel St. Peter mit uns allen!“ Hierauf schwang er sein Glas, trank es ebenfalls bis auf den Boden leer und wies die Nagelprobe nach allen drei Seiten und nach unten und nach oben herum, daß jedermann sie sehen konnte; sodann warf er das Glas wider einen Pfeiler seines Palastes, daß es zu Staub auseinandersprang. Ein allgemeines Jubelgeschrei stieg nun rings um ihn empor, worein sich von dem höchsten Dache daher ein so mißtöniger Lärm von sonderbaren Blasinstrumenten ergoß, daß der Jubel sich dort umher bald in ein lautes Gezisch

Digitized by Google

und gellendes Pfeifen verwandelte. Ja, man warf sogar mit allem, was man erlangen konnte, nach jenem Dache, bis die Lärmtrompeter lachend auseinanderliefen, deren Harmonie ganz allein in der Meinung bestanden hatte: je toller der Lärm, je besser der Tusch. Sie hatten sich dazu nicht allein aller Arten verbogener und verdorbener Blechinstrumente bedient, sondern zum Teil auf Gießkannen, Dachrinnen und mächtigen gewundenen Seemuscheln ein Geheul hervorgebracht, wie man es sonst wohl nur in den afrikanischen Wildnissen zu hören bekommt. Der Nordoststurm, welcher bereits mit großer Heftigkeit über jenes Dach herwehte, hatte das Charivari durch seine Schwingungen noch viel mißlautender gemacht, so daß jedermann zufrieden war, es beseitigt zu wissen. Nun erst gewann Don Antonio Muße, die versammelten Schwärme der immerwährend jubelnden Kahlköpfe genauer zu betrachten. Er bemerkte nun erst, daß fast niemand in gewöhnlicher Tracht zu sehen war. Alle hatten sich mehr oder minder phantastisch vermummt. Einige stellten uralte Waldgötter vor, besonders häufig aber sah er Männer in Toga, oder vielmehr in reinliche Tisch- und Bettücher eingehüllte Leute, die gewaltig wichtige Mienen annahmen oder anzunehmen bemüht waren. An alten Priestern und Philosophen war ebenfalls kein Mangel; denn zu seinen Füßen zankten sich allein zwanzig Sokratesse, von denen jeder behauptete, ganz allein der echte Sokrates zu sein, weil er zuerst diesen Einfall gehabt. Don Antonio ward von allem dem sehr ergötzt und nickte jedem zu, den er kannte. Da trat ein Mann in altgriechischer Tracht mit einem langen Stabe, der oben mit einem Blumenstrauße geziert war, zu den Streitenden und sprach: „Er hat gesagt: der rechte Sokrates zankt sich nicht!" Da waren alle still, nur einer fragte: „Wer ist der Er?" „Pythagoras!" war die Antwort. Hiermit ging der Mann durch die Sokratesse feierlich unter Don Antonios Balkon in den Palast ein. Nicht lange, so trat er, gefolgt von vier kahl geschorenen Knaben, auf Don Antonios Zimmer, stieß mit dem Stab auf den Boden und sprach zu ihm: „Er läßt dich bitten, dieses Gewand umzunehmen und uns zu folgen." „Wer läßt mich bitten?" fragte Don Antonio. „Pythagoras!" war die Antwort. Hierbei trat der Herold seitwärts und die vier kahl geschorenen Knaben warfen Don Antonio ein griechisches Gewand über und wollten ihm eben auch den Mantel umgeben, als er sagte: „Geschorene Diener des Pythagoras, gern will ich euch folgen, nur laßt mich erst meinen Schlafrock hinwegtun!" Er kleidete sich nun um, wie es sich gehört und stand bald als ein wahrhaft schöner griechischer Philosoph da. Der Herold schritt hinaus, Don Antonio folgte seinem gemessenen Tritte. Lautlos folgten hinter ihm die vier Knaben, die er zu verschiedenen Malen fragte, warum man sie so kahl geschoren. Vergeblich, sie legten den Finger auf den Mund und schwiegen. Als er so vor das Tor seines Hauses kam, war der bunte Lärm verstoben, nicht eine kahlköpfige Seele war zu sehen als die geheimnisvollen Fünf, die ihn immer weiter geleiteten, die Straßen entlang, endlich vor Don Carlos Palaste zuerst im Kreise herum, dann im Viereck, dann im Dreieck, endlich durch das bekränzte Tor in den Palast selbst hinein, durch weite Hallen, welche von Kahlköpfen angefüllt waren, die sich alle zugleich vor ihm verneigten in langen stummen Reihen — als zwei Flügeltüren sich vor ihm auftaten und einen Saal eröffneten, welcher, so groß er war, dennoch von griechischen und arabischen Philosophen und Magiern und ägyptischen Priestern erfüllt war. Schweigend und sich neigend, tat die Menge sich voneinander und Don Antonio ward genau in den Mittelpunkt eines Halbkreises geführt, welchen, auf hohen Thronen sitzend, die sieben alten Weisen bildeten, jeder nach seiner Art phantastisch dekoriert. Auf den Lehnen der Throne stand, zu besserem Verständnis, jedwedes Name. Jeder hielt einen gewaltigen Papierstreifen mit großer bunter Schrift in den Händen. Don Antonio las zuerst auf dem Zettel Perianders, welcher sehr ernsthaft darein sah, die wichtige Frage: Welches Gericht ziehet ein jeder unter euch allen andern vor? Bias hielt

Digitized by Google

ebenfalls auf einem großen Zettel die Antwort: ein Gericht Trüffeln, wo nicht zuviel Pfeffer obenauf ist. Bei Thales aber war zu lesen: ein Gericht Wachteln, von denen keine weder zu fett noch zu mager ist. Anacharsis Zettel hatte: dicke Makkaroni mit feinem Käse; des Kleobulos: einen Salat, bei dessen Bereitung der Essig mehr als das Öl gefürchtet wird; des Chilon: einen guten Meerfisch, bei dem man weniger auf die Gräten achtet als auf das Fleisch. Endlich hatte des Solon Zettel: ein Ragout, worin die Zunge das eine Stück nicht geringer schätzt wie das andere. Ein achter Thron, ziemlich in der Mitte des Bogens, war noch unbesetzt und ohne Wahlspruch. Ein großer Vorhang daneben schien einen neunten Thron zu verbergen. Schon eine Weile stand Don Antonio so da und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Der Herold und die vier Geschorenen hatten ihn bereits verlassen. Niemand sprach zu ihm. Alles war totenstill. Der Sturm, welcher draußen tobte, verhüllte die untergehende Sonne mit schwarzem Gewölk und Dunkelheit erhob sich. Da fuhr es plötzlich um alle Wände des alten Saales wie ein feuriger Drache wild daher und vierzig große Wachsfackeln brannten, auf einmal entzündet. Zuerst erschrak die ganze Versammlung und Don Antonio mit; aber als ein Pulvergeruch und Dampf sich verbreitete, brach die vorher stumme Menge in ein schlecht verhaltenes Gelächter und teilweises Husten aus, welches jedoch bald ein dumpf donnernder Paukenwirbel verschlang, bei dem niemand merken konnte, wo er herkam. Da ging plötzlich unter lautem Trompetenschall der Vorhang des neunten Thrones auf und Don Carlo stand vor demselben, phantastisch als Pythagoras gekleidet, in einem Purpurgewande mit goldenem Diadem auf dem Haupte, wohinter ein Feuerrad zischend seine bunten Wirbel von Funken warf. „Bravo!" schrie alles. Aber der Herold des Pythagoras hob seinen Blumenstab und rief: „Still, er spricht!" Da ward es still, das Feuerrad platzte, die Menge lachte von neuem. Pythagoras aber sprach: „Männer des Lichts, Inhaber weniger Locken und vieler Weisheit, die Stellung der Gestirne, die neue Harmonie von neun Welten begehrt — warum, ist den Göttern bekannt und mir — auch unter den Weisen anstatt der alten Zahl Sieben die Zahl Neun als neue Zahl! Noch aber ward sie nicht erfüllt, denn ich, Pythagoras, trat zu euch als Achte. Darum würdiget eure Blicke diesem Throne zuzuwenden, der zu meiner Rechten prangt. Saget selbst, verlangt er nicht seinen Weisen so gut wie die andern? Antwortet, jedoch nicht mit menschlicher Rede, sondern mit stummer Verbeugung; denn Pythagoras will niemanden reden hören als sich selbst." Da verneigten sich alle, nur zwei der sieben Weisen bohrten ihm Esel in aller Stille, welches Pythagoras ebenso still erwiderte, sodann aber feierlich weiter sprach: „Die Neune zu der Achte steht dahier! Es ist der allbeliebte Kahlkopf Don Antonio, welcher das Eiland Ischia durch sein Dasein verherrlicht. Betrachtet diesen glänzenden Scheitel, welcher gleich dem Helme der Minerva blitzt und die Bewohner der Erde mit seinem Leuchten in Erstaunen setzt, während das Herz, welches in der Brust dieses Philosophen pocht, ein reiner Karfunkel von gütigem Wohlwollen ist. Sei es euch genehm, glückselige Fässer der himmlischen Weisheit, daß ich ihn auf den ihm allein gebührenden Thron geleite!" — Da neigten sich alle sieben Weisen, die Esel wurden wieder gebohrt und erwidert; Pythagoras aber ging die Stufen seines Thrones hinab und führte Don Antonio unter Trompetengeschmetter und Paukengewirbel an den Thron zu seiner Rechten, trat sodann wieder zu dem seinigen und sprach, während Thales auf einem Kamme blies, feierlich weiter: „Wie glückselig sind doch wir, welche von den neun Thronen der Weisheit emporgetragen ruhn und der himmlischen Sphären Musik und Harmonie vernehmen! Wohl uns! Gleich edlen Früchten ließen wir unseres Haupthaars schattige Blüte fallen, um besser am Sonnenstrahl zu reifen: nun, unmittelbar vom Strome des Lichtes getroffen, blicken wir beruhigter in das harmonische Durcheinander des unbegreiflichen Weltalls. Schweige die Stimme der Verleumdung, welche von einigen unter uns

Digitized by Google

besagt: nicht Minerva hat sie kahl gerupft, sondern Bacchus und die Göttin, die, von kahlen Delphinen gezogen, mit ihrem Muschelwagen auf Paphos landet. Schweige diese Stimme vor dem ehrwürdigen Haupte Don Antonios, an welchem sich klar erzeigt, daß die unermüdlichen Gedanken solches schaffen, wenn sie Maulwürfen gleich im Gehirn des Menschen arbeiten und mit tiefsinnigem Grübeln die Wurzeln der Haare hinwegzupfen oder ausstoßen; — und doch, doch entging der vortreffliche Don Antonio nicht dem Spotte zweier Sterblichen, welche noch blind in der Finsternis ihrer Locken umhertappen, bis Saturn oder die andern Götter sie kahl machen. O ihr Spötter, tut auf die Fenster eures Hauptes und blickt hinaus, betrachtet, was die Natur uns selbst als weise vorbildet! Welche Geschöpfe sind weise? Doch nicht die Schafe, deren Denkkraft sich, anstatt das Gehirn zu durchdringen, überall in lockige Wolle kräuselt? Doch nicht die Bären, welche sich plump und unbeholfen in ihren dickhaarigen Pelzen herumtummeln? Nein! die kahle Schlange wird für weise geachtet, der Elefant, welchem der Sonnenstrahl ungehemmt durch das nackte Fell brennt. Aber bei den Tieren mit Fittigen ist der hochfliegende, weise, weitschauende Lämmergeier kahl, wenigstens an seinem Halse. Was? Und sind die erhabenen Gipfel der höchsten Gebirge, die Warten des Erdballs, nicht kahl, während die niedern Hügel und gemeinen Ebenen haarig erscheinen von Gras und Wald und verworrenem Dickicht? Doch lassen wir, gleich Empedokles, unsere Pantoffeln auf dem Erdball stehen, schweben wir höher, den Himmel zu betrachten. Die heiligen Gestirne selbst mit ihren Monden, alle Sonnen, welche geregelte Bahnen der Weisheit wandeln, sind, gleich dem Haupte des Weisen, rund, glatt und kahl; die jedoch, welche gleich den Häuptern der Unverständigen langes Haar nachfliegen lassen, sind recht eigentlich Irrsterne, verirrt, unstet, flüchtig im Weltall. Aber steigen wir nun, belehrt vom Himmel, wieder herab auf den Erdball, bemitleiden wir die lockigen Spötter und die Wilden, welche besonders von langen Haaren verfinstert umherirren und nicht wissen was sie sollen und wollen. Aber lasset uns — und welcher Weise wollte das nicht gern tun — lasset uns besonders jene Wesen lieblich in Betracht ziehen, welche das längste Haar zu tragen pflegen, nämlich die Frauen und Mädchen. Lassen wir gegen dieselben von unsrem Stolze, nehmen wir sie freundlich auf in die Arme unserer Weisheit, und schämen wir uns nicht mit dem anmutigen Geringel ihrer Locken zu spielen und zu tändeln; denn die Weisheit verlangt vor allen Dingen Gültigkeit und Herablassung."

Nach diesen Worten fiel der Vorhang wieder herab um Pythagoras, und Bias, dem er einen Esel gebohrt, erhob sich und wollte reden; was er aber sagen wollte, bekam niemand zu hören: denn zu derselben Zeit vernahm man aus den andern Sälen einen Lärm, der immer näher und näher kam und am Ende die sieben Weisen aus ihren Rollen brachte. Selbst Pythagoras kam hinter seinem Vorhang hervor und fragte, was es gebe. Da riefen einige Stimmen von außen: ganz in der Nähe des Ufers sähe man ein Fahrzeug in großer Not des Sturmes; bei der dicken Finsternis vermöge man nicht einmal zu erkennen, ob es nicht schon an den vorliegenden Klippen gestrandet wäre.

Da warf Don Antonio seinen Mantel hin und sprang hinaus, Freund Pythagoras tat ein Gleiches, und bald standen sie an dem schwarzen Lavaufer, zu welchem die See mit furchtbarer Gewalt heraufstobte. Hinter ihnen sammelten sich fast alle Genossen des Festes in ihren bunten Masken. Das Meer leuchtete weiß von Schäumen, und alle bemerkten nun im Scheine der vielen Fackeln, welche der Wind nicht verlöschte, weil man mehrere zusammenband, daß nicht allzu fern vom Ufer an einem Riff eine große Barke gestrandet.

„Zündet ein mächtiges Feuer an, daß man besser sehen könne," rief Don Antonio, „ich will in dieses Boot steigen, wer folgt mir?"

Digitized by Google

Da sprang der alte Schiffer Jakob hervor und sprach: „Herr, laßt mir das Ruder!“ Auch Pythagoras trat heran und rief: „Wo mein Antonio ist, bin ich auch!“

„Laßt mich zu meinem Herrn!“ schrie Pietro, und drängte sich mit einem Pack von Seilen durch das gaffende Volk, welches die Kühnen vergeblich aufzuhalten strebte. Sie rissen sich von den haltenden Armen los und stießen ein kleines Boot vom Ufer, in welches sie geschickt hineinsprangen, Antonio und Carlo hatten Fackeln in den Händen, Jakob und Pietro ruderten. Ein Feuer am Ufer, von Bränden aus der Küche zusammengetragen, loderte schnell hoch empor und erleuchtete das Meer, so daß man die Barke, welche nicht fünfzig Schritt vom Ufer lag, sogleich für eine von Ischia erkannte. Mit Erstaunen sah man nun, wie ruhig der alte Jakob sein Ruder in der entsetzlichen Brandung handhabte. Pietro richtete das seine genau nach dessen Bewegungen, die er scharf beobachtete; denn wie jener war niemand geschickt im Beurteilen der daherrollenden Wogen: er wußte von den wildesten, welchen Lauf und Schwung sie an diesem Ufer nehmen würden, arbeitete kräftig gegen das obere Wasser und ließ sich, wo dieses flach wurde, von dem zurückrollenden Unterwasser in See treiben. Der verworrene Schaum, welcher den Unkundigen am meisten schreckt, ward von ihm ganz gering geachtet, wenn er auch zuweilen die Rudernden fast zu begraben schien. Antonio und Carlo mußten die Fackeln oft hoch emporheben. So tanzten sie mutig über die Wellen und gelangten bald zu der gestrandeten Barke.

Hier war große Not, denn das Fahrzeug lag umgeworfen zwischen Klippen, die Mannschaft aber fanden sie rings in den Wellen zerstreut, teils schwimmend, teils an einzelnen Klippen festgeklammert. Da warfen Don Antonio und Carlo Seile aus, woran sich die Schwimmenden halten konnten. Etliche der hineingefallenen Seeleute schwangen sich trotz des Schwankens bald geschickt zu ihnen in das Boot, und halfen andere mit herausziehen. Als nun das kleine Boot voll Menschen war, hieß sie Don Antonio an der Klippe, woran die Barke gestrandet, aussteigen, wo eine kleine sandige Bucht dies erlaubte. Sie sprangen hinaus: die vier jedoch fuhren nach den andern, die um die Felszacken geklammert mehr schrien als nötig war. Auffallend war es jedoch den beiden Rettern, daß sie nur wenige, wie es doch sonst gebräuchlich ist, bei den Haaren aus dem Wasser ziehen konnten; denn faßten sie irgendeinen Haarschopf, so blieb er ihnen in der Hand und der schreiende Mann als Kahlkopf um den Felsen geklammert, bis sie ihn am Kragen oder an den Händen ergriffen und heraufzogen. Endlich schienen alle glücklich nach der höheren Klippe gebracht zu sein; der Herr der Barke zählte sie, und fand auch, daß niemand mehr fehle. Da zogen die vier Helden ihr kleines Boot auf den Sand der Klippe; denn sie mußten wahrlich ein wenig ruhen. Aber ein lautes Jubelgeschrei erhob sich am Lande, als man durch Zeichen gemeldet hatte, die Mannschaft sei gerettet. Indem sah Don Antonio die gestrandete Barke von einer Welle bewegt und rief: „Das Meer wendet sie, werft sie vollends herum.“ Da faßten alle daran, und sieh', es gelang. Die Barke ward wieder flott. Der alte Jakob sprang zuerst mit seinem Ruder hinein; ihm folgten die andern Seeleute, zuletzt Pietro mit dem andern Ruder, und, was niemand gedacht hätte, diese Leute brachten die Barke, wiewohl halb voll Wasser, glücklich nach dem jubelnden Strande. Die Passagiere waren noch auf der Klippe bei Don Antonio und Carlo, welche nun glücklich zwei der vielen umhertreibenden Ruderstangen auffischten und damit aufs neue das Boot bestiegen. Es währte lange, bis sie die furchtsamen Passagiere beredeten oder vielmehr beschrien, wieder mit einzusteigen; doch gelang es ihnen zuletzt, und nun zeigten die beiden Herren, daß sie von den Insulanern nicht die letzten im Rudern waren; denn was Jakob und Pietro getan, vollbrachten sie mit gleicher Geschicklichkeit, und landeten glücklich in einer Sandbucht mit dem furchtsamen Häuflein der Passagiere.

Digitized by Google

Ein allgemeines Lebehoch und Bravoklatschen erhub sich, als die beiden Helden das Ufer betraten, und übertäubte den Donner der Brandung; aber während sie den Geretteten nach und nach aussteigen halfen, huschten die Fröhlichsten und Gewandtesten der Zuschauer hurtig in den Palast und kamen bald mit Blumengewinden daher gerannt, welche sogleich ein ausnehmend zierlicher Plato in Empfang nahm, die Besieger der Wogen feierlich und anmutig zu kränzen. Die Helden weigerten sich zuerst der Ehre; doch als die Menge mit Schreien und Bestürmungen nicht nachließ, mußten sie sich wohl in den allgemeinen Willen ergeben. Sie neigten die lockenarmen Scheitel, um sie stattlich geschmückt wieder zu erheben. Der zierliche Plato sprach mit einer sonderbaren Baßstimme ziemlich feierlich, welches ihn jedoch nicht hinderte, die beiden Herren während der Bekränzung schalkhaft am Ohre zu zupfen, worauf Don Carlo augenblicklich sagte: „Mein lieber Plato, du bist" — Donna Theresa, wollte er sagen; da hielt ihm die Maske den Mund zu. — „Seht, ich hab' Euch erkannt an Eurem Necken," flüsterte Don Carlo, „Ihr könnt es nicht lassen!"

„Verratet mich nicht!" flüsterte die Maske; denn es war wirklich Donna Theresa, welche die Bekränzung der Helden zu der griechischen Tracht so zierlich zu ordnen wußte, daß, wer irgend nahe stand, immer von neuem Beifall rief und klatschte. Durch das allgemeine Zujauchzen schritten sie dahin wie Sieger in Olympia. Don Antonios hohe Gestalt erschien von dem blühenden Kranze ganz verjüngt, und viele sprachen laut: „Es ist wirklich ein stattlicher, schöner Mann!" Don Carlo glich mehr einem gutmütigen behaglichen Anakreon. Die beiden andern, Jakob und Pietro, wußten ihre Bekränzung ebenfalls recht liebenswürdig zu tragen, sie nahmen unwillkürlich feinere Manieren an und setzten die Füße bedeutend zierlicher als gewöhnlich.

Mit dieser fast heroischen Szene der Bekränzung wechselte nun augenblicklich eine, welche gerade das Gegenteil von heroisch war. Als nämlich die Geretteten, noch von Schreck zitternd und ernsthaft klappernd vor Kälte, sich um das hochlodernde Feuer sammelten und in den nassen Kleidern hell beleuchtet dastanden, erhob sich um sie her ein ganz unermeßliches Gelächter; denn es waren, zum Erstaunen aller, sämtlich Kahlköpfe, die, so durchnäßt gleich gebadeten Mäusen, recht erbärmliche Figuren abgaben. Als sich dieselben nun so verlacht sahen, wollten sie alle davon; aber man ließ sie nicht so bald hinweg. Man hielt sie und sah ihnen mit Gewalt genauer unter die Augen. Da ward einer nach dem andern erkannt und sein Name laut ausgeschrien ohne alle Barmherzigkeit. Es waren jene heimlichen Kahlköpfe, welche so plötzlich Geschäfte halber nach Neapel abgereiset. Wie aber erstaunte jetzt Donna Theresa in ihrer Maske, da sie unter den verlachten Jammergestalten von ehemals heimlichen, nun öffentlichen Kahlköpfen auch ihre beiden lockigen Anbeter entdeckte. Sie zitterten und klapperten wie die Störche, und wenn Vater Homerus jemals recht hatte zu sagen: nichts vermöge den Mann mehr zu verwüsten als das Meer, so hatte dieser große Poet hier dreimal recht. Die Ärmsten waren kaum mehr wieder zu erkennen. Ihre netten Kleiderchen waren überall zerrissen und hingen schlapp und triefend herab um die allzu schlanken Leiber. Ihre Locken hatte die Wut des Elementes fast rein hinweggespült. Immer versuchten sie durch die Menge zu dringen, welche sie, grausam genug, am Feuer zurückhielt, mit der neckenden Weisung: „Sie möchten sich erst noch ein bißchen wärmen!"

Da trat Don Antonio hinzu. Wie vor einem Könige ward Platz vor ihm, und er sprach zu den grausamen Lachern: „Liebe Freunde, wie drollig es sich gefügt hat, daß auch diese Kahlköpfe zu uns geraten müssen, lasset sie nun hinweg, sie bedürfen trockener Kleider; die aber lasset uns ihnen verschaffen! Das wird ihnen wohler tun als euer Lachen." Hiermit nahm Don Antonio den nächsten besten der Frierenden an den Händen, und die Menge wollte sie eben hindurch lassen und begleiten, da rief Don Carlo: „Halt! noch wollet sie nicht entlassen, ihr liebwerten Freunde; dahier

Digitized by Google

bin ich Herr und werde mein Strandrecht zu gebrauchen wissen. Hört mich an, ihr unglückseligen Seefahrer, wes Standes und Amtes ihr sein möget. Der Himmel hat euch, mittels der gewaltigen Seewogen, auf meinen Grund und Boden kommen lassen, um euch zu zeigen, wie großes Unrecht ihr beginget, als ihr Einladungen verachtet, welche diese Männer da überall mit großer Anstrengung ausgetrommelt und abgesungen. Darum wollet nun meine zweite Bitte, die zwar nicht so festlich getrommelt und gelärmt wird, aber ebenso freundlich an euch ergeht, besser in Ehren halten; gebt mir euren Handschlag, daß ihr heute noch auf mein Fest zurückkommen wollet, sobald ihr euch umgekleidet, wozu ihr auch bei mir Gemächlichkeit findet. Sehr angenehm ist mein Bankett unterbrochen worden, wenn ihr es bald mit eurer Gegenwart vermehrt und verschönert. Fürchtet euch nicht vor Spott, der Spott wird eher müde werden als die Freude. ‚Laß das Lachen über dich ergehen, sobald du gefehlet,' sagt der fromme Sirach. Diese Lehre wollet nicht verachten, sie steht auf gutem Grunde. Kommt und lachet mit uns, die wir allzumal Kahlköpfe sind und mehrenteils weniger Locken haben als ihr, die ihr nochmals freundlich geladen seid."

Diese Rede, gesprochen von dem Manne, der sie eben aus den wilden Wogen und den Zähnen der Haifische gerettet, verfehlte die Wirkung nicht: die Verspotteten überwanden sich und gaben Handschlag und Versprechen, an seinem Feste teilzunehmen. Der Spott der Umstehenden verlor sich nun in harmlosen Jubel. Einige Rechenmeister, welche die Gäste vorhin gezählt hatten, freuten sich, daß ihrer nun noch anderthalb Dutzend mehr geworden; die Klapperstörche selbst aber wurden in ein hübsches Zimmer an ein breites prasselndes Kaminfeuer gebracht und alles beeiferte sich und tummelte sich mit Don Carlo und Antonio, den Leib der neuen Gäste mit trocknen Kleidern zu erfreuen und mit erwärmenden Getränken: welche dieselben bald wieder so auf die Beine brachten, daß einer nach dem andern anfing zu lachen, zuerst weil die fremden Kleider, die sie erhielten, einigen ganz possierlich standen, sodann über das sonderbare Durcheinander, welches sie im Hause selbst wahrnahmen. Dieses war entstanden, weil die Sturmszene mit den Gästen auch viele Diener Don Carlos an das Ufer gelockt, wo sie die Zeit mit Gaffen, Zurufen, Angst um den Herrn, Bravoklatschen, Vivatschreien und Auslachen hingebracht hatten. Deshalb ging nun der Sturm im Hause los. Der Haushofmeister, außer sich vor Zorn, lief scheltend hin und her, und jeder wollte nun das Versäumte mit übermäßiger Eile wieder nachholen. Daher kam es, daß hier und da welche mit Schüsseln zusammenrannten, so, daß die Katzen und die Hunde manches zu lecken bekamen, das eigentlich für die Herrschaften bestimmt war. Die beiden Herren Antonio und Carlo mußten sich auch etwas am Feuer trocknen. Die Abwesenheit des Hausherrn vermehrte daher die Unordnung, und unter dem mutwilligen Volke der Gäste gab es, wie wir wissen, Leute von aller Art, die gern lachten und sich an der Verlegenheit anderer ergötzten. Diese bemühten sich, hier und da entstandene Irrtümer zu vermehren, riefen die eilfertigen Diener mit fremden Stimmen, schickten sie rechts, wo sie links gehen sollten; dazwischen tobte der Haushofmeister hin und her: so wurden die tollen Verwirrungen immer drolliger; bis endlich Don Carlo wieder zum Vorschein kam. Er mußte selber über die wilde Wirtschaft und das entsetzliche Hin- und Hergespringe lachen, hatte jedoch seine Plage, bis er alles wieder ins rechte Gleis brachte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Rudolf Schiestl / Von Leo Weismantel

1. Das Symbol des wandernden Gnadenbildes.

Menschen mit übertrieben langen Körpern, langen Armen und Händen, alle Gliedmaßen verrenkt, in ekstatischer, überhetzter Gebärde, übertürmt oder durcheinandergeworfen mit Häusern, mit von Tieren bespannten Wagen und elektrischen Bahnen zeigen die Bilder unserer modernsten Maler, die wir die Expressionisten nennen. Sie schaffen Spiegelbilder unserer erschütterten Zeit, unter deren Häusern und Menschen, unter deren Grundfesten ein Erdbeben ging, daß alles wackelte und stürzte; — wie bei einem Erdbeben ist die Luft erfüllt vom Schrei zu Tod Getroffener, Sterbende werfen die Arme empor und brechen rücklings in sich zusammen, — schon kommen die Hyänen des Schlachtfeldes und rauben, — mitten im Zusammenbruch rauben sie; die seßhaften Bauern, die mit Lebensmitteln wuchern, die internationalen Schieber, die in dicken Ulstern, mit wollenen Binden um die Hälse, karierten Reisemützen auf den geistlosen, glattrasierten Köpfen ihr Handwerk treiben.

Es war im Sommer 1919, — daß ich durch dieses Deutschland fuhr, von der Südgrenze bis zur dänischen Mark, von dort zurück, und aller Orten fand ich Menschen, die neugeboren waren, in all dem Herbst erlebte ich Tage und Stunden des Pfingsten und sah Männer und Frauen unbekümmert um das Ekelhafte, das rings geschah, unberührt von dem ganzen Zusammenbruch die Grundfeste eines neuen Reiches bauen. Es war meine Reise wie ein Gang durch die Frühmärznatur, da die Nächte stürmisch sind und voller Sausen und Krachen, daß die Menschen aufwachen in der Dunkelheit, erschrocken vom Geklirr einer herabstürzenden Ziegel, eines zerbrechenden Fensters, eines zerspellenden alten Baumes, der im Garten stand; — da sieht der am Morgen in das Freie tretende Mensch aus dem schmelzenden schmutzig-weißen Schnee ein Grün aufleuchten. Zuweilen bricht die Sonne durch die Schneestraßen und dann blühen dort schon zarte Blumen, Schneeglöckchen, dann Primeln und Veilchen. — So geschah es mir, daß ich zu Nürnberg Rast hielt und hinausfuhr auf das Marxfeld zu dem Maler Rudolf S c h i e s t l. Nicht doch, er holte mich, da ich von München kam und nach Würzburg weiter wollte, am Bahnhof ab. Wir sahen uns zum ersten Male. Rudolf Schiestl hatte im Schützengraben meinen Roman „Mari Madlen" gelesen und mich zu sich geladen. Ich kannte seinen Bruder Heinz, den Würzburger Bildhauer, wußte von seinem Bruder Matthäus, dem Münchener Maler, und hatte von all den drei Brüdern manches Werk gesehen. Das war äußerer Anlaß genug. Obwohl ich Rudolf Schiestl von Angesicht zu Angesicht noch nie gesehen hatte, erkannte ich ihn im Gewirr des Bahnhofs sofort an der großen mannhaften Gestalt, an dem klaren scharfen Blick, der das kernig offene Wesen seiner Werke verriet. Wir gingen zuerst in des Meisters Werkstatt, in die Kunstgewerbeschule, wo Rudolf Schiestl seit einigen Jahren (seit 1910) als Professor tätig ist. Dort sah ich eine kleine Ölskizze, die mir vor allem gefiel, und der Meister war nun daran, diese Ölskizzen, statt sie auszuführen, als Hinterglasbild zu vollenden. In verschneiter Landschaft von weichen fränkischen Formen lag ein Dorf. Seltsam — die Dächer der Häuser, der Kirche waren fast alle ohne Schnee —, so stand das Dorf um so schwärzer und bestimmter in dem Weiß des Winters. Trotz der Nacht, die über dem Dorfe lag, war jedes Haus wie am Tage scharf in seiner Einzelheit erfaßbar, das Fachwerk trat aus den Giebeln; vor dem Dunkel eines geheimnisvollen Innern hoben sich gespensterhaft fünf weiße Fensterkreuze ab; schwarzblau lag der Wald hinter dem Dorf, kugelig wie Igel ein paar Feldbäume; — aus dem tiefblauen, von einem seltsamen grauen Hauch überzogenen Himmel blinkten die Sterne in goldener Pracht; und da der hinterste Hügel sich sanft gegen den Himmel aufwölbte wie eine atmende Frauenbrust, kam von dieser Berglinie und der tiefblauen Farbe des Himmels und dem weißen Schnee jener geheimnisvolle Hauch von Früh-

Digitized by Google

märztagen, da im Winter das Frühjahr, in der durch Kälte noch gebannten Stille der lauernde Sturm fühlbar wird, daß sich beklemmende Angst auf die Menschen legt. — Aus dem Dorfe aber heraus kommt ein Gnadenbild gewandert, eine derbgeschnitzte mit goldener Flitterkrone und silbern zierlichen Schühchen geschmückte Mutter Gottes, das göttliche Kind vor sich hertragend; ein Engel, unbeholfen kindlich geschnitzt, trägt den goldenen Leuchter voran mit der weißen Kerze, die gelbschwefelig brennt: „Das wandernde Gnadenbild". Aus dem sündhaften Dorfe wandert die Mutter Gottes hinweg. Wo ihr Fuß in den Schnee tritt, da brechen Blumen aus dem Boden. Hier mögen die Bauern, wenn sie am Morgen erwachen und das Gnadenbild in der Kirche nicht mehr finden, den Spuren nachwandern.

Wie ein Symbol unserer Zeit erschien mir dies wandernde Gnadenbild.

War da einer, der uns auswandern hieß, dem Göttlichen nach?

— und ich reiste in diesen Tagen umher, Freunde zu suchen, die bereit waren, in diesem Sodom und Gormorrha, das uns umgab, zu verharren, um es zu verwandeln.

Seltsam ergriff mich dies Bild.

Einen Augenblick war es mir, als ob wir — Rudolf Schiestl und ich — fremden Willens nebeneinander stünden: ich mit glühendem Willen zur Gegenwart, er mit dem Willen zur Flucht aus ihr.

Einen Augenblick nur war es so.

Ich kannte Dichter, die abseits von der Not unserer Tage singen, als sei nichts geschehen; Lerchen, die über brennenden Häusern aufsteigen, wie aus grünenden Feldern: Jungnickel, Zerkaulen, — o diese Romantik, diese Gegenwartsferne.

Sind sie wirklich der Gegenwart fern?

An Schiestl hier wollte ich es erfahren, ob Weltfremdheit, ob Weltweisheit hinter jener Gebärde stand, die so ganz anders war wie die Gebärde unserer Zeit.

2. Der „politische" Maler.

Doch noch an jenem gleichen Augusttage sollte ich erfahren, welcher Art Rudolf Schiestls Flucht aus der Gegenwart, welcher Art seine Romantik sei. Schiestl war im Felde gestanden, in Lille war er lange, lange Monate. Dort schuf er an der Liller Kriegszeitung manches für die Soldaten bestimmte Blatt, das dieser Zeitung beilag. Diese Blätter sollten gesammelt werden und als Buch erscheinen; schon war der Druck beendet, da kam der Zusammenbruch der deutschen Front und unter all den unbeachteten Gütern, die damals das deutsche Heer verlor, war auch die Gesamtauflage jenes Schiestlschen Werkes; — eine kleine Anzahl von Drucken hat der Meister mit nach Hause gebracht; die zeigte er mir am Abend jenes Tages.

Zunächst waren es politische Blätter, von der Schriftleitung bestellt. Bestellt, — also nicht in erster Linie aus des Künstlers Eigenwillen geboren, sondern in höherem Auftrag geschaffen. Die Zeichnungen waren durchaus ehrlich. So sah damals auch der, dem keine Heeresleitung gebot, die politische Welt: Wilson, das Sternenbanner um den Bauch gebunden. Wie unmalerisch und lieblos an Farben und Linien muß unser, der heutigen Menschen Kleid sein, amerikanisch nüchtern, — das Farbensatte aus alter heroischer Zeit ererbte Sternenbanner trägt das heutige Amerika, trägt Wilson, und mit ihm gar manches andere Land, gar manch anderer Mensch um den Bauch und ruft: Gewalt! äußerste Gewalt! Und ebenso der „entzückte" Clemenceau auf dem Lilienthron von Frankreich und Lord George, der den Krieg noch 30 Jahre führen will. Hatten diese Männer einen inneren, seelischen Zusammenhang mit ihrer Zeit und deren grauenhaftem Elend? Waren diese Gestalten — und das konnte und durfte nur der Künstler offenbaren — nicht der Typus unserer Zeit, über alle Lande

Digitized by Google

hinweg, der rücksichtslose, mit dem Schicksal in keinerlei menschlichem Verhältnis stehende Mensch, der sich einbildet, das Schicksal zu gestalten: Der Schieber? Hätte jene „Gegenwart" in ihrer „Karikatur" jene Lehren verstanden, die wir heute erschüttert aus diesen Künstlerbekenntnissen lesen!

Und kein geringeres war ein zweites, das ich in diesen Blättern gewahrte, — die Liebe und das Erbarmen mit den Feinden. Vielleicht sahen wir damals auch in diesen zweiten Bildern Schiestls nur Karikaturen, nicht aber jene Liebe, die wir erst heute entdecken. Es gibt selbst im Kriege Augenblicke, in denen sich die Feinde waffenlos gegenüberstehen: Im Liller Café liest ein deutscher Soldat die Zeitung. In seiner Nähe an einem der vielen runden Tischchen sitzt eine einfache französische Familie. Stumm, gestört durch die Anwesenheit des heute dienstfreien friedlichen Gastes; der Franzose wendet seinen Blick fort, kehrt seinen Sitz von dem Soldaten weg, die Frau blickt stumm in peinlicher Ruhe, — die Art, wie das Kind aus einer Tasse trinkt, verrät, daß es eben nicht trinkt, daß das Trinken nur Geste eines Vorwandes ist, — der Kellner aber, der beiden dienen muß, dem deutschen Soldaten wie den eigenen Landsleuten, steht gepeinigt an einer Ecke, hinter ihm steht das Wort „Café —. Das ist das Haus des Friedens in diesem Land des Krieges; hier ist der Brand des Hasses künstlich erdrückt bis zur Rücksichtnahme aufeinander. Und ein Bild aus dem April: Der Franzose, müde, ergeben, schaufelt mit einem Grabscheit seinen Acker, — daneben pflügt mit seinem Pferd der deutsche Soldat. Ein Blatt aus dem Juli: Ein Franzose fährt einen Karren Frucht heim, oben liegt ein junger Bauer, daneben sitzt ein Mädchen. Aus dem September: Die französischen Angler. Ein Blatt vom Liller Kinderspielplatz. Man muß diese Blätter eines nach dem andern sehen, um das ihnen Gemeinsame zu erkennen: alle, alle die Franzosen im Café oder auf dem Erntewagen, die Angler am Flusse sind müde, unsäglich müde, ohne Freude, aber auch der Haß ist müde. Sie wissen ja, daß sie „nichts dran machen können". Und der Künstler, der diese Blätter schuf, will nicht „aufklären", er zeichnet, wie er sieht. Es sind das alles Gegebenheiten, die hier sichtbar werden, — die aber den Stand des Menschentums von Feind zu Feind wie ein feines Barometer anzeigen. Hier keimt das Mitleid auf mit dem Feinde und mit sich selbst, beides zu gleicher Zeit. Fühlt jener Soldat, der zwischen den frierenden Kindern von Lille sein Brot austeilt, nicht dieses doppelte Mitleid, das mit den Kindern der Feinde, denen er sein Brot gibt und das mit sich selbst und den Seinen, denen sein stummes, in sich versunkenes Sinnen zugewandt ist, während er den Feinden gibt.

Und dann kamen die Bilder eines dritten Gedankenkreises, des der Heimat. Zuweilen lasen wir aus den Berichten kämpfender Soldaten, daß mitten in Stellungen der Kanonen, vor den sich zum Sturm bereitenden Linien eine Lerche gesungen, eine Amsel sich im verstümmelten Gezweige eines Baumes gewiegt, die Menschen mahnend an die Tage des Friedens, den Angstvollen von Freude kündend. Wie solch ein Lerchensang, wie solch ein Amsellied mag der Frontsoldat eines jener Blätter Schiestls entgegengenommen haben, die da von den Liedern der Heimat kündeten: In der sommerlichen Zeit sitzt ein Frontsoldat in der nur Stunden währenden Ruhefrist hinter der Linie, spielt seine Mundharmonika, — sein Gedenken geht in die Heimat, deren Lied er singt und um die Ernte, die dorten jetzt eingetragen werden muß, — „Heilge Notburg, bitt für uns" — und Notburg erscheint als Zeichen dieses Monats; die Sichel in der Hand, schwebt sie vor dem Soldaten und trägt die Züge eines dem Burschen gar wohl bekannten Antlitzes, die Züge eines Bauernmädchens seiner Heimat. — Ein andermal bekommt Schiestl von der Heimat ein Brieflein von seiner Frau Margret, die hat ihm ein Verslein geschrieben, das sie selbst für ihr Kind, die kleine Notburg, die zur Welt kam, als der Vater im Felde weilte, gesungen.

Not hats Kindlein, Not,
Der König hat kein Brot,

Digitized by Google

Im Lande steht kein Haberfeld
Das nicht die liebe Not bestellt,
Not hats Kindlein, Not.

Still, Kindlein, still,
Gott gibt dir, was er will,
Er macht dir deine Wänglein rot,
Trotz großer Not und wenig Brot,
Still, Kindlein, still.

Schlaf, Kindlein, ein,
Bald wird es dunkel sein;
Und ist der große Krieg erst aus,
Dann kommt der Vater gleich nach Haus,
Schlaf, Kindlein, ein.

Und was ihm geworden, mehrt der Meister um das Seine, um ein Bild und gibt beides. Bild des Rudolf und Lied der Margret Schiestl weiter an jeden Kameraden, der dieses Bildes, dieses Liedes als eines Trostes bedarf. — So war den Kriegern an der Front der grausame Tag des Kampfes mit dem Getöse der Kanonen, dem Knattern der Maschinengewehre, dem eintönigen Kommando, das Tod gab und Leben, mit dem Schrei der Getroffenen und dem Blick des Blutes und der Leichen der brennenden Länder, der zerfetzten Wälder — und dann die Nacht —, diese Nacht der Romantik, die ihnen nur leben durfte im Lied, das Lied allein schien unrevolutionär (und keine Kraft war so revolutionär wie das Lied). So bauten sie sich in der Phantasie eine Friedenswelt neben die der Verwüstung; Gestalten schwebten aus dem Finstern.

Ein Mädchen lag auf einer Rasenwiese unter einem Rosenstrauch.

Das sangen die Soldaten:

„Im Rosengarten,
Will ich deiner warten,
Im grünen Klee, juhe,
Im weißen Schnee. —"

Neben einer stolzen, schönen Maid sah sich der Soldat sitzen, auf einer Holzbank, nahe dem Zaun, der ihr reiches Besitztum von seinem armen kleinen Acker trennte. Er saß rittlings da, legte die eine Hand auf ihren Arm, die andere auf ihre Schulter, während ihre Hände vor ihr im Schoße lagen. Wie ist in dieser Haltung der Hände ihre Entschlossenheit trotz aller Milde, die aus dem ihm sich sanft zugewandten Antlitz und aus ihren Blicken zu ihm spricht, — und sein letzter Versuch, sie zu bewegen, zu lesen; sein letzter Versuch, den seine Hände noch künden, die nicht lassen wollen, was sie halten, während sein Kopf sich schon ergeben vor dem Schicksal beugt. Jenseits aber am Rain singen vorüberziehende Soldaten das Lied:

„Es wollte sich einschleichen
Ein kühles Lüftelein,
Geh hin zu Deinesgleichen —

— und ein entgegenziehender Reitertrupp singt:

„Drei Lilien, drei Lilien,
Die pflanzt ich auf ein Grab —"

Was so die Soldaten in Sehnsucht sangen, das stellte Kamerad und Meister Rudolf Schiestl ihnen bildhaft fest vor die Augen, daß ihre Sehnsucht wüchse aus dem Krieg in den Frieden, aus dem Haß in Liebe.

Diese Volksliedillustrationen, die Rudolf Schiestl zu Lille schuf, gehören zu dem Schönsten, was er uns schenkte. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus des Wächters Schatzkästlein

Die Welt Ludwig Richters / Von Walter Weichhardt

Die rühmlichst bekannte kleine Bibliophilenzeitschrift „Der Bücherwurm" (Dachau bei München, Einhornverlag) brachte im letzten Jahre nachstehenden prächtigen Beitrag, der auch unsern Lesern Freude bereiten dürfte.
Der Wächter.

Wenn die Erinnerung den Weg in meine Jugend zurückgeht, kehrt sie in einer alten Mühle ein, in der ich meine schönsten Kindertage verlebt habe. Durch den Torbogen sieht man die Säcke aufgetürmt im kühlen Hausflur liegen, das Wasser stürzt und feiner Staub erfüllt die Luft. Dort geschah es manchmal, wenn wir Kinder hoch oben auf den Säcken spielten, daß ein Handwerksbursche in den Torbogen trat und unbekümmert ins Haus hineinrief: „Grüß Gott, wandernder Müller." Wenn dann der Müller, oder seine Frau, herbeikamen und ihm als Zunftgenossen den üblichen Reisenickel gegeben hatten, erzählte er noch einiges vom Woher und Wohin, und daß er sich nun das Saaltal aufwärts über'n Wald nach Franken durchschlagen wolle, bis zu den Alpen. — Das ist lange her, aber damals erwachte die Wanderlust und Wandersehnsucht in mir, und wenn die ersten blauen Frühlingstage kommen, geht die Erinnerung noch heute freudig und sehnsüchtig zurück zu der Mühle in der kleinen Stadt und zu dem wandernden Müller, der über'n Wald nach Franken wollte, bis zu den Alpen. Die Welt, in der die Mühle stand, war die Welt Ludwig Richters; die Mühle mit ihren winkligen Nebenhäusern und Höfen, wo man dem Nachbar in den Kochtopf sehen konnte und wo sich ein behagliches Reich von Hinterhäusern auftat, mit Höfen und Höfchen, mit eifrigen Tauben und bunt blühenden Fenstergärtchen, mit Scheunen, wo man das Dreschen hörte, und Hausgärten, die bis zum Stadtgraben gingen; dort drängten im ersten Frühjahr die Schneeglöckchen aus dem Rasen und im Herbst warfen die alten, schönen deutschen Rosenbüsche ihre Blätter auf die Wege. Und waren die Einfassungen aus Buxbaum auch etwas schadhaft und die Gartenlaube windschief, so erging sich doch groß und klein in dem Garten, die Frauen schwatzten an den Nachbarzäunen und nirgends in der Welt war es behaglicher. — So war die ganze Stadt: am Samstag kamen die Marktweiber in strengen schwarzen Kopftüchern von ihren Dörfern mit

Digitized by Google

Tragkörben und Butterkübeln aus weißgescheuertem Tannenholz auf dem Rücken zum Markt, wo wir Kinder uns in der Sonne zwischen den Körben und Obstständen herumtrieben und die Leute vor den Fleischerbuden standen und rötlichen Landwein zu ihren Bratwürsten tranken; da war gut sein: warme Sonne, leichter blauer Rauch von den Bratrosten, Musik vom Rathausturm, dazu fröhlicher Kleinstadtlärm und dazwischen bummelnde Studenten, die sich für eine Spritzfahrt auf die Bierdörfer talauf, talab verabredeten.

Wenn dann die Nacht kam, waren die Straßen leer und bei Mondschein brannte auf Geheiß der sparsamen Obrigkeit keine Laterne; Gassen und Häuser lagen kühl und still: kaum das Fallen des Wassers in die Steintröge, das Schlagen eines letzten Fensters, die gedämpfte Fröhlichkeit der trinkenden Philister hinter verhangenen Gasthausfenstern und das Stundenblasen des Türmers vom Turme der Stadt. Und wer durch ein Stadttor hereinkam und in den Häuserschatten durch die Straßen ging, der hörte nichts als etwa ein Flüstern in einem Türbogen und das nächtliche Rauschen des Flußwehres, wenn der Wind vom Tale herkam. Das alles ist anders geworden und nicht viele wissen noch davon; auch die Volksfeste und Jahrmärkte sind anders geworden, wo lange Schaftstiefel und noch fast neue Anzüge in wackeligen Buden baumelten, wo die geblähten, ewig unruhigen Zelte der Tausendkünstler und Seiltänzer standen mit ihrem geheimnisvollen Leben und den Gaffern davor, und dann — die Buden voll Pfefferkuchen und Türkenhonig und Zuckerzeug, rotem und grünem!

Damals hatte die Zeit sich noch nach den Volksfesten zu richten: „Wir nehmen unsere Äpfel noch vor dem Michaelis-Markt ab“ hieß es, oder „Nachbars Ernst ist drei Tage nach dem Vogelschießen gestorben“. Im Winter wurde nach dem Weihnachtsmarkt gerechnet, der aber lange vor Weihnachten war. In den engen Gassen standen die langen Reihen der Buden, wo man alles und jedes haben konnte, vor allem am Abend, wenn die Lichter wehten und die vermummten Verkäuferinnen ihre starren Hände über kleinen Öfchen wärmten; kluge Leute kauften sich da derbe Winterstiefeln, Pfeffernüsse und einen Kalender oder schon einen Weihnachtsengel. Dazu kam ein Schnee herunter, wie er ganz abgekommen ist, und die Bauern stellten ihre Wagen auf große Kufen, kamen ganz verschneit in die Stadt und hatten dicke Pelze an, wenn sie Butter und Eier ins Haus brachten, die jetzt für die Weihnachtsstollen aufgespart wurden.

Aber auch die Menschen sind andere und anders geworden, fortgezogen, weit weg, oder nur auf den nahen Kirchhof; dort findet man niemanden, der da nichts verloren hat; nur alte Menschen gehen noch an ihren Gedenktagen auf den verwachsenen Wegen und bringen bescheidene Kränze und reden ein weniges mit dem Wärter des Gartens, der auch schon alt ist, aber alles noch weiß; — dann vielleicht noch ein paar spielende Kinder in einer Ecke, wo die verwahrlosten Gräber liegen —

Digitized by Google

Rudolf Schiestl — Mainfränkische Landschaft

Digitized by Google

Digitized by Google

ein Ruf, ein Wagenrollen von draußen, jenseits der Mauern — eine Schwalbe, die zwitschernd durch die Baumreihen jagt, und die Berge, die von allen Seiten wie einst herübersehen.

Die Welt unserer Großväter ist versunken; alles trennt uns von jenen Menschen, deren Leben: arbeiten und feiern, bauen und wohnen, denken und tun, glauben und hoffen noch eins waren; aber auch damals war die gesunde, schöne Einheit des Daseins nur für jene da, die sie fühlten, mit Herz und Auge sahen, wie Ludwig Richter etwa, und in ihr lebten und sie wahrten.

Als ich vor Jahren in einer Sommernacht in die kleine Stadt zurückkam, da fand ich das Haus meiner Mutter wieder; aber die Fliederbüsche, die über die Mauer hingen, waren abgeschlagen, weil sie den „Verkehr" gestört hatten, das Haus war umgebaut und verwahrlost und von Leuten aller Art bewohnt, die gedankenlos ein- und ausgingen; und an der Wand des Hauses hing verlumpt der heilige Weinstock, den keiner mehr ehrt.

Und doch lebt die alte, schöne versunkene deutsche Welt noch da in ihrer Ganzheit, wo einzig eine Einheit deutschen Lebens und Daseins in ihrer unfaßbaren Größe und bescheidenen Enge lebt und leben kann: in uns.

Ein Brief von Ludwig Richter.

Am 8. Februar, nachmittags 5 Uhr, ist der liebe Freund, der große Meister Schwind, den ich verehrte fast wie keinen anderen, gestorben. Sein letztes, tief ergreifendes, mit Mozartischer Schönheit erfülltes Werk: „Die schöne Melusine", läßt den unersetzlichen Verlust doppelt schmerzlich empfinden. Die Melusine ist das wehmütige Ausklingen einer großen, herrlichen Kunstepoche. Jetzt geht alles auf äußeren Glanz und Schein, mit wenig oder keinem idealen Gehalt. Wo der Glaube an die höchsten Dinge schwindet, wo unser heiliger Christenglaube nicht die Grundlage bildet, nicht die Zentralsonne ist, entsproßt kein lebensquellender Frühling mehr, entstehen nur künstlich glänzende Treibhausfrüchte einzelner Talente.

Das ist meine feste Überzeugung! Und darüber ließe sich gar viel sagen und schreiben; aber wer versteht es, und wer nimmt es auf?

Diesen Brief hatte ich gestern früh angefangen, als mich die Nachricht überraschte, daß Gabers neugeborenes Kindlein, welches ich vor ein paar Tagen noch rot und rund wie ein Rosenknöspchen sah, sehr elend sei und die Kinderfrau schleunigste Taufe geraten habe. Und so war gestern eine merkwürdige Kindtaufe! So ein armes, winzig kleines, gelbes, altes Kindergesichtlein zu sehen, mit gebrochenen Augen, stöhnend, nicht vermögend, Nahrung zu nehmen, das ist doch ein rechter Erbenjammer. Ich habe mir das Kindel recht angeguckt und im Sinn behalten. Wenn einer das so recht darstellen könnte! Ich wüßte nichts Rührenderes, in Mark und Bein Schütternderes, als so ein Wochenkind, ohne Schuld noch, und vom Tode gepackt, schrecklich gezeichnet und langsam abgewürgt! — Der Verstand muß da sein ungewaschen Maul halten, und mit Schweigen und Tränen schwebt einem nur vor — Gott sei uns armen Sündern gnädig!

Digitized by Google

Bücher, Bilder, Musik, Theater

Die historisch-kritische Eichendorff-Ausgabe

Von Wilhelm Kosch

Wie ich zu Eichendorff kam, ist eine wunderliche Sache. Als Student der Prager Deutschen Universität hatte ich zu Beginn dieses Jahrhunderts eine Dissertation über „Adalbert Stifter und die Romantik" begonnen, mit der ich zum Doktor promovierte und die hernach auch in Buchform als meine erste Schrift erschien. Meine Arbeit, die den Reigen der gelehrten Stifter-Studien eröffnen sollte und gleichzeitig zu den von August Sauer begründeten „Prager Deutschen Studien" den Auftakt gab, verschaffte mir auch einen Auftrag: die Ordnung des Stifter-Archivs, für die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen". Bei der Durchsicht des Materials stieß ich auf ein Bündel Briefe der Freiin Luise von Eichendorff, Schwester des Dichters, an Stifter. Der Fund führte zur Bekanntschaft mit dem Enkel Eichendorffs, Karl, der damals als Hauptmann in Wiesbaden lebte, jetzt Oberstleutnant daselbst, Nerobergstraße 13, eifrig um die Sammlung und Erhaltung des ganzen Eichendorff-Nachlasses bemüht. Von ihm bekam ich eine Reihe bis dahin unbekannter Manuskripte seines Großvaters, die ich 1906 im Rahmen der von der „Görres-Gesellschaft" herausgegebenen Vereinsschriften herausgab. Im folgenden Jahre wandte sich der junge Regensburger Verlagsbuchhändler Joseph Habbel an mich, der ich damals zu Freiburg in der Schweiz als Professor tätig war, ich möge eine Gesamtausgabe von Eichendorffs Werken in die Wege leiten. Nach langen Verhandlungen, nachdem mir in August Sauer, dem Literarhistoriker der deutschen Universität Prag, und Philipp August Becker, dem Romanisten der Universität Wien, Mitarbeiter erstanden waren, wobei mir der Erstgenannte dank seiner philologischen Erfahrungen die wertvollste Unterstützung zuteil werden ließ, trat ich mit einem Aufruf vor die Öffentlichkeit, der im 2. Band des „Eichendorff-Kalenders" (Regensburg, J. Habbel 1911) nochmals abgedruckt wurde und damals bereits die Bände 11 (Tagebücher), 12 und 13 (Briefe) als erschienen melden konnte. Während Philipp August Becker in der Folge zurücktrat, gewann ich in meinem Universitäts-Seminar neue Helfer für das auf 20 Bände berechnete Unternehmen.

Mit Hilfe von Hugo Häusle gab ich Ende 1911 den 10. Band: Historische, politische und biographische Schriften heraus, 1913 gemeinsam mit meiner unvergeßlichen, ein Jahr später frühverblichenen Freundin Marie Speyer den Roman „Ahnung und Gegenwart" (3. Band), ungeachtet der Schwierigkeiten räumlicher Entfernung. Marie Speyer wirkte als Leiterin des Mädchengymnasiums in Luxemburg, ich an der Universität Czernowitz. Hier schloß sich mir ein weiterer für die Sache begeisterter jugendlicher Mitarbeiter an, der seit mehreren Jahren leider verschollen ist. Ich gedenke seiner im Vorwort zur Gesamtausgabe, das ich vor dem Umsturz niederschrieb, in der Hoffnung, das Vorwort nebst dem ersten von August Sauer übernommenen Bande Gedichte würde 1918 das Licht der Welt erblicken. Trotzdem dieser, sowie zwei weitere Bände Gedichte und Epen, von Hilda Schulhof sorgfältig vorbereitet, damals schon fertig waren, konnte sich der Verleger im Hinblick auf die Zeitlage und die großen infolge allzu niedriger Bemessung des Verkaufspreises früher schon erlittenen Verluste nicht entschließen, dieselben auf den Markt zu bringen. Ebenso stockt die Drucklegung der großen seit Jahren abgeschlossenen Eichendorff-Bibliographie (nicht zu verwechseln mit der von mir geplanten Eichendorff-Biographie), die des Dichters Enkel zum Verfasser hat. Auf tausenden von Zetteln in jahrzehntelanger Arbeit erscheint da alles zusammengetragen, was auf Eichendorff irgendwie Bezug nimmt, vor allem stellt es das vollständigste Verzeichnis des dichterischen Lebenswerkes selbst dar. Der Verlag J. Habbel in Regensburg appelliert gleich mir an den gesamten „Eichendorff-Bund", durch vorherige möglichst zahlreiche Subskription das Erscheinen zu sichern.

Kürzlich in Sedlnitz neu aufgefundene Handschriften, die des Dichters Enkel zugunsten meiner historisch-kritischen Ausgabe zurückbehält, enthalten nachstehende Skizzen und Fragmente:

Digitized by Google

etwa 60 Entwürfe zu Gedichten (vielfach datiert); Johannes von Gott, Idyll; Unstern, Novelle; Bernhard von Weimar, Tragödie; Das Wiedersehen; Ein Familiengemälde; Idyll von Lubowitz. Ferner Bruchstücke aus: Meierbeths Glück und Ende, Libertas und ihre Freier, Lucius, Marmorbild, Schloß Dürande.

Größeren Umfang besitzt das Konzept zur Literaturgeschichte (etwa 220 Seiten). Außerdem sind noch über 80 beschriebene Folioseiten vorhanden (anscheinend auf die Novellen bezüglich). Alles ist dermaßen durcheinandergeworfen, daß die Sichtung noch viel Mühe verursachen wird, um zunächst das Zusammengehörige wieder zu vereinen. Schließlich enthält der Nachlaß noch 7 Briefentwürfe, die im laufenden Jahrgang des „Wächters" zum Erstabdruck gelangen.

Jedenfalls wird die historisch-kritische Ausgabe, wenn sie jetzt nach dem Weltkrieg von der großen Eichendorff-Gemeinde in ihrem Weitererscheinen gesichert wird, noch zahlreiches, bisher unbekanntes Material zutage fördern. Möge daher niemand verabsäumen, durch Abnahme und Verbreitung dieser Ausgabe unserem Lieblingsdichter den Zoll dankbarer Verehrung zu entrichten. Bestellungen nehme sowohl ich wie der Verleger jederzeit entgegen.

Schloß Ebelsberg bei Linz an der Donau, Weihnacht 1920.

Das deutsche Mittelalter und die Gegenwart

Von Johannes Günther

Mancher Gegenwartsmensch wird sich abwenden, wenn er dies Thema hört, und sagen: „Bleibt uns doch vom Leibe mit Eurem Mittelalter! Denkt Ihr nicht an den Aberglauben, die Ketzergerichte und Hexenfeuer?" Da muß man entgegnen: Weißt Du noch, als Du Schüler warst oder eben der Schule entwachsen? Wie Du auf den Zwang schimpftest, auf die harten Strafen, auf die Paukerei? Weißt Du noch, wie Du Dich frei fühltest: Nun, Gott sei Dank; ich will nichts mehr von der Schule wissen? Aber weißt Du noch, wie dann der härtere Zwang und die härteren Strafen des Lebens kamen und Du sangst: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit..."? Wie dann Zwang und Strafen und Paukerei der Kinderzeit vergessen waren und sie nur mit all ihrem Schönen vor Deiner Seele stand?

Das Mittelalter ist Kinderzeit gewesen. Jetzt sollen wir in den Mannesjahren stehen! Darum, wer das Mittelalter seiner Schattenseiten wegen verachtet, der ist rückständig und steckt noch in den Jahrhunderten der Jünglingsleben sprudelnden Renaissance und der sich selbst überschätzenden Aufklärung drin, die sich vom „finsteren" Mittelalter abwandten. Erst als die Lust und Weisheit der Welt den deutschen Menschen nicht mehr befriedigten, blickte er rückwärts und sang das Lied „Aus der Jugendzeit", vertiefte sich in das deutsche Mittelalter.

Und dazu rufen wir auch heute wieder auf: Verbindung der Gegenwart mit dem Mittelalter!

Warum? Weil uns der Geist, der unsere Zeit beherrscht, zugrunde richten muß, wenn er bei uns bleibt, der Geist der Eigensucht und der undeutschen Oberflächlichkeit.

Wie aber soll solche Verbindung zugehen? Können wir wieder mittelalterliche Menschen werden? Nein, ein Dichter hat einmal solchen Versuch in drolliger Weise ad absurdum geführt. Wir könnten uns auch nicht in die Kinderstube hineinsetzen und mit Puppenspielen unsere Zeit vergeuden. Wir sollen auch nicht wieder mittelalterliche Menschen werden; denn, wie Jesus mit seinem „Werdet wie die Kinder!" nicht meinte: Werdet ganz zu Kindern, treibt auch ihr Kindereien und Ungezogenheiten, so sollen auch wir nicht wieder Aberglauben haben und Hexenfeuer anzünden, sondern wir sollen den schönsten geistigen Kern des Mittelalters zu finden suchen und uns den zu eigen machen.

Und was ist der schönste geistige Kern des Mittelalters? Es ist das, was man als die eigentliche deutsche Wesens-

Digitized by Google

art bezeichnen kann, was aber auch gerade im vielgeschmähten Mittelalter einige der schönsten Blüten getragen hat: Es ist die deutsche Innerlichkeit.

Die deutsche Innerlichkeit ist nicht süßliche Sentimentalität, nein, sie verbirgt sich gern hinter einer herben Miene, hinter einem harten Worte. Deutsche Innerlichkeit ist Verantwortungsgefühl zu jeder Zeit bis zur Selbstmarter, deutsche Innerlichkeit ist Treue bis zum Tode, deutsche Innerlichkeit ist Liebe aus schlichtem, feinem, keuschem Herzen, deutsche Innerlichkeit ist Suchen und Verlangen nach der Ewigkeit, deutsche Innerlichkeit ist Kinderart im reinsten Sinne des Wortes, ist Natürlichkeit, ist Reinheit.

Schon die alten Germanen waren nicht so gefühllose Kraft- und Kriegsmenschen, wie man sie öfters, hie und da sogar mit einem merkwürdigen Stolze, hinstellt. Wir machen aus dem Germanen allzuleicht den Römer, den Gladiator. Der in das altgermanische Geistesleben tief eindringende Axel Olrik macht darauf aufmerksam, daß erst eine spät-mittelalterliche Romantik jenes Wort vom „lachend Sterben" erdichtet habe und erzählt dagegen die Todesgeschichte König Hakons, der dem Odin viel lieber die Seelen seiner Feinde schenken als selbst ihm zum Opfer fallen möchte. — Das alte Hildebrandslied ist ein echtes Zeichen deutscher Innerlichkeit. Hildebrand, der bewußt dem kampfbereiten Sohne gegenübersteht, stampft die furchtbare Sorge durchaus nicht in sich nieder. Und dennoch zerfließt er nicht in Wehklagen, sondern wechselt scheinbar ganz ruhig, wie wenn er vor Gericht stände, Rede und Gegenrede mit dem Sohne. Und außer bei dem einmaligen Aufschrei: „Weh nun, waltender Gott, Wehgeschick trifft uns..." müssen wir geradezu zwischen den Zeilen lesen. Dann aber hören wir, wie das treue Vaterherz unter dem Panzer klopft. — Der Geist des Nibelungenliedes ist zwar in mancher Hinsicht ein arger, der uns heute nichts mehr sagen soll. Aber wenn sich z. B. die deutsche Frau auch mit berechtigtem Grausen abwenden mag von dem Weibe, das da „zuletzt grauenvoll auftritt, in den Händen ein Schwert und das Haupt des enthaupteten Bruders", so mag sie doch jene Kriemhild als Muster echt deutsch-innerlicher Keuschheit lieben, die „erst als zarteste Jungfrau dasteht und verschämt, voll schüchterner Huld dem erhabenen Helden die Hand reicht"[1]). Die fünfte Aventiure des Nibelungenliedes („Wie Siegfried Kriemhild zuerst sah") ist ein hohes Lied deutscher Innerlichkeit. Das ergreifende Bild des edlen Rüdiger von Bechlaren, der von Verwandtenliebe und Mannentreue hin und her gerissen wird, ist mit Recht oft gezeigt worden. Und er ist gewissermaßen das Urbild jener den Menschen im inneren Kampfe schier zerreißenden Verantwortung, die wir noch bei späteren Germanen schaudernd bewundern. — In der Lyrik des Mittelalters entspricht der fünften Aventiure des Nibelungenliedes die Minnedichtung und als ihre Krone Walter von der Vogelweide. Könnten denn seine Gedichte nicht noch das Schatzkästlein des minnenden und sinnenden Menschen der Gegenwart sein? Walters Liebe erobert nicht im Sturme, schwelgt nicht in Sinnlichkeit, sondern tritt vorsichtig, still verlangend vor die Herrin seines Herzens, auch da noch sich fragend: Himmlische oder irdische Liebe? — Freilich, einen anderen Ton schlagen die Volkslieder an, wenn man sie überhaupt noch zum Mittelalter rechnen will, und spiegeln derbere Instinkte wieder; aber auch hier wird uns kein Schmutz und keine Lust am Schmutze ärgern, an der unsere Zeit leider so reich ist; und so können sie recht wohl einen Menschen der Gegenwart, wenn er eben derber, irdischer gerichtet ist, zunächst zur Natürlichkeit zurückführen. — Von der Erde strebt die Seele zum Himmel. Erde und Himmel — wir würden heute sagen

[1]) Weinholds Werk „Die deutschen Frauen in dem Mittelalter", 3. Aufl., Wien 1897, ist trotz unbeirrter Wissenschaftlichkeit ein Andachtsbuch deutschen Wesens.

Digitized by Google

Materie und Geist — sind dem durchaus dualistisch orientierten Menschen eine feststehende, immer wieder erlebte Tatsache. Er ringt mühsam nach dem Himmel wie Parzival oder schließt die Augen vor dem Glanze der Welt und versenkt sich in die Gottheit wie die Mystiker. Und von dem Drange nach oben sind uns noch heute die gotischen Dome beredte Zeugen. Und doch war das mittelalterliche deutsche Volk, aus dessen Mitte solche Gedanken und Sehnsüchte aufstiegen, viel zu kindlich, als daß es sich etwa von der religiösen Überlieferung stets freizumachen versucht hätte. O nein, mit warmer Liebe malte es das Bild der Mutter Gottes aus. Maria war ihm tatsächlich „Jungfrau, Mutter, Königin," in einer Person.

An Hand dieser kurzen Ausführungen kann man sehen, wie vielversprechend für das Wachsen der Innerlichkeit in unseren Tagen eine Beschäftigung mit dem Geist des deutschen Mittelalters ist. Diesen idealen Zweck muß allerdings das allgemeine Studium des Mittelalters haben, sonst wird es leicht kleinliche Pedantenarbeit, die z. B. Ibsen in der Gestalt seines Jörgen Tesman, der über „die Brabanter Hausindustrie im Mittelalter" arbeitet, nicht ohne Recht verspottet hat. Wenn wir aber in jenen vergangenen Tagen den Geist der Innerlichkeit finden als etwas, was die Kultur der Gegenwart heben wird, dann sind wir berechtigt, zu reden von einem Anschlusse der Gegenwart ans Mittelalter.

Eine Anregung von dem Verfasser des obigen Aufsatzes: Das Einzige, noch ganz Lebendige, was uns mit dem Mittelalter ohne weiteres stets und ständig verbindet, ist unsere Sprache. Die Sprache ist gleichsam eine Leiter, an der wir ins Mittelalter hinabsteigen können. Jedes Wort hat seine abwechslungsreiche Geschichte seinen schicksalsbunten Stammbaum, oft zurückführend in die Tage grauer Vorzeit. Wie oft wüßte man gern Bescheid, woher dieses oder jenes Wort, diese oder jene Redensart eigentlich komme. Zur Beantwortung solcher Fragen wird hiermit ein Briefkasten eingerichtet. Bis zum 1. eines jeden Monats müssen die Fragen, die im übernächsten Heft beantwortet sein sollen, an die Schriftleitung eingesandt werden. — Neben Sprachlichem wird auch gern über Fragen aus der deutschen Literatur Auskunft gegeben.

Romantische Kinderliteratur

Es ist eine Freude, auf wachsenden inneren Reichtum des Verlags J. Scholz in Mainz hinweisen zu dürfen. Ganz im Sinne unserer Bestrebungen pflegt er beste Kinderliteratur und kulturelle Spielwarenerzeugung. Sein Quartett-Spiel „Deutsche Bäume" z. B. (mit farbigen Zeichnungen von Elsa Mehrle) ist nicht bloß belehrend und vergnüglich zugleich, sondern hat auch vaterländischen Wert. Für die ganz Kleinen hat Arpad Schmidhammer ein Bilder- und Reimbuch aus fester Pappe „Dies und Das" beigesteuert. Die beliebte Reihe von „Scholz' künstlerischen Volks-Bilderbüchern" wird um einen neuen bunten Band „Schau her!" ebenfalls für Kinder unter sechs Jahren, erweitert. Von Friedrich Rückerts unvergeßlichen Dichtungen „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt" und „Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen", liegt eine billige reich illustrierte Ausgabe in der gleichen Sammlung vor. Sehr hübsch ist Arpad Schmidhammers großes Märchenbuch „Fritz und Liese", ebenso sein lustiges Spiel „Nur die Ruhe kann es machen". Das romantische Malbuch „Aus alter Zeit" und die „Münchener Bauernmalerei" verdienen nicht minder Lob und Verbreitung.

Bibliophile Chronik / Von Wilhelm Kosch

Trotz der Not der Zeit ist das schöne Buch immer noch ein Ehrentitel unseres armen Volkes geblieben, legen Deutschlands Verleger Wert darauf, daß ihnen niemand im Ausland den alten Rang ablaufe. Ich will hier nicht reden von der protzigen Kriegsgewinner-Literatur (ab 300 ℳ aufwärts), sondern bloß von solchen Werken der Dicht- und bildenden Kunst, die weder durch Materialverschwendung, noch sonstige Charakterlosigkeit glänzen. Hier habe nur das schöne Buch einen Platz, das gleichzeitig seiner Gesinnung oder Art nach ein gutes Buch genannt zu werden verdient. Der Gesinnung nach steht da in erster Reihe die

Digitized by Google

universale Vision „Aus des Urzeittiefen Lebenserinnerungen“ von Karl Freiherrn von Freyberg (mit 20 sauber ausgeführten Heliogravüren auf bestem Karton als Kunstbeilagen des bekannten Märchenillustrators Andreas Untersberger. Regensburg, Verlagsanstalt G. J. Manz). Gedanklich zweifellos bedeutender denn in der rein poetischen Gestaltung erscheint das Ganze als eine gänzlich umgearbeitete neue Fassung des Freybergschen Epos „Thorund“, das in mancher Hinsicht an die gleichfalls leider kaum beachtete Messiade Fr. W. Helles gemahnt. Die Hauptereignisse der Weltgeschichte erleben wir mit dem Helden noch einmal, alle Phasen der menschlichen Entwicklung bis zum letzten Krieg durchlaufend. Nicht in der trostlosen Gegenwart jedoch schließt das farbenbunte Panorama den Reigen der Geschichte ab, sondern mit einem Ausblick in die Zukunft, in der das deutsche Volk, zu den alten Idealen zurückgekehrt, hochgemut einen neuen Aufschwung nimmt. Untersberger wieder ist bei den Historienmalern der Vergangenheit in die Schule gegangen und so vermögen seine lebensvollen Bilder Massenszenen festzuhalten, wie dies den wenigsten zeitgenössischen Zeichnern gegeben ist.

Recht zeitgemäß nimmt sich ein kleineres bibliophiles Werk daneben aus, Bauernfelds verschollene „Republik der Tiere“ und die bisher ungedruckte „Elfen-Konstitution“, mit Bildern von Matthias Ranftl, eine wertvolle, nicht allein auf literarhistorische Kreise berechnete Ausgabe in einem Band, die wir Gustav Wilhelm verdanken (Wien und Warnsdorf in Böhmen, Ed. Strache). Geschrieben im April 1848, behandelt das erste Stück eine dramatisch-satirische Tierfabel in der Art des Aristophanes, öffentliche Zustände der damaligen Zeit. Das ausführliche erklärende Nachwort des Herausgebers teilt hierüber alles nötige mit. Ebenso wird das zweite Stück, eine willkommene Ergänzung jener Komödie im Hinblick auf Inhalt und Tendenz, hinlänglich kommentiert. Es knüpft an Shakespeares „Sommernachtstraum“ an. In Oberons Landen ist eine Verfassung eingeführt worden, allerdings bloß das Trugbild einer solchen. Und so richtet sich die Satire hier gegen die monarchische Scheinkonstitution, die sich nicht weniger Blößen gibt als dort die Revolution. Mit Witz und Geschmack abgefaßt, wie alles, was von Bauernfeld herrührt, wird das Buch gerade heute zahlreiche Leser zu fesseln imstande sein.

Aus den Gefilden der Politik wandert man dann freilich um so lieber in die reine unverbildete stimmungsvolle Landschaft, wo sie am romantischsten ist. Karl Meier-Lemgos Steinzeichnungen „Westfälische Wasserburgen (Münster, Aschendorffs) liegen in einer vorzüglich ausgestatteten Sammelmappe (2. Aufl. 1920) vor. Die ausführliche Einleitung knüpft an das berühmte gemeinsame Heimatwerk von Schücking und Freiligrath an und klingt in Versen der Droste aus. Eine wunderbare Welt — dieses Land der roten Erde. Von uralten Eichen oder Buchen umrahmt steigen bald da, bald dort wehrhaft-trutzige Türme zum Himmel empor, die sich mit den stolzen und doch so heimeligen Gebäuden in den Fluten der weiher- und flußreichen Gebiete wiederspiegeln. Es ist schade, daß wir von den zahlreichen kräftigen Steinzeichnungen und Strichätzungen des Meisters hier keine charakteristischen Proben bringen können. Ein wahrhaft poetischer Duft strömt uns aus jedem Blatt entgegen, denn ein dichtender Landschafter hat es geschaffen.

„Bilder aus der Heimat“ nennt der Marburger Verleger G. Braun (vormals N. G. Elwert) ein zeichnerisches Reihenunternehmen, das ebenso patriotisch wie künstlerisch wertvoll ist. Der Frankfurter Maler und Graphiker Fried Stern gewährt uns zunächst 16 Ausblicke auf „Main, Spessart, Rhön“, die durch eigenartige Auffassung selbst dem kritischen Auge dankbare Teilnahme abringen. Wilhelm Zadow schöpft eine Reihe duftige Naturszenerien „Aus dem Rheingau“. Albrecht Riedesel Freiherr zu Eisenbach bietet, stellenweise vom Genrehaften verführt, muntere Ausblicke „Aus dem Vogelsberg“ bis in die oberhessische Bauernstube hinein. Man wünscht von Herzen die Sammlung in rascher Folge fortgesetzt.

Reisen wir südwärts ins Schwabenland, so grüßt uns bald das urromantische Studentennest „Alt-Tübingen“, das in dem Stadtbild von Martin Lang mit vierzig Zeichnungen Otto Ubbelohdes ein neues Denkmal bescheidenschöner Buchkunst erhalten hat (3. Aufl. 1920, Tübingen, Alexander Fischer). Der Verfasser des Textes kennt den freundlichen Hochsitz der blauen Blume aus eigenem Erleben aufs genaueste: „O Tübingen, o Jugendlust!“ jubelt er selig, „da ist es wieder wie an so vielen Sommerabenden und Nächten; droben das Schloß, wie eine Nachtburg, unzugänglich, verschlossen, nur bewohnt von Geistern der Vergangenheit und einem Sternbeuter, wie in unsern märchenhaften Fuchsentagen; und in Terrassen herabsteigend die alte Stadt, Bursa und Stift und Alte Aula und, sie alle überragend, die Stiftskirche. Auf dem Turm oben brennt Licht, wie ein gelber Korb hängt es im Dunkeln, jetzt schlägt es Viertel, gleich wird der Türmer mit dem Horn tuten. Und wieder Stille. Der Neckar zieht kühl wie vor Zeiten seine Bahn . . . .“

Verwandte Stimmungen weckt Ludwig Bäte im dritten Heft der „Osningschriften“, die nach dem Norden Deutschlands zurückgeleiten: „Bei uns im Winter“. Die Zeichnungen von Gerhard Wedepohl und Aufnahmen von Walter Bartels gereichen diesem Heimatbuch aus dem Teutoburger Walde (Bad Rothenfelde, Joh. Georg Holzwarth) zur besonderen Zierde. Auch der Freund der Volkskunde und Dialektforschung wird allerlei darin finden, denn Bätes Mitarbeiter in Vers und Prosa

Digitized by Google

haben sich nicht auf den gewöhnlichen Durchschnitt solcher kleiner Sammelwerke beschränkt.

Die „Elf Aquarelle aus dem Tessin" von Hermann Hesse (München, O. C. Recht), die in überquellender Buntheit Zeugnis geben, wie ein Dichter von heutzutage als Maler empfinden und darstellen kann, bilden die erste Mappe des großzügigen, bisher durch eine Monatsschrift eingeführten Wieland-Unternehmens. Man behaupte jedoch nicht, das 20. Jahrhundert habe die Schönheit der einfachen Linie entdeckt. Die Schattenzeichner vor hundert und mehr Jahren waren in der schlichten Formgestaltung größer und wirkungsvoller als wir. Überhaupt wäre es lohnend, die künstlerischen Zusammenhänge zwischen damals und jetzt aufzudecken. Neudrucke von Schöpfungen jener Tage können uns manches Licht aufstecken. Die „Silhouetten aus Lichtenbergs Nachlaß" von Daniel Chodowiecki z. B., die Hans Timotheus Kroeber mit einem hübschen Geleitwort in einem zierlichen Bande dem gegenwärtigen Publikum vorsetzt (Wiesbaden, Heinrich Staadt), besagen mehr als tausend expressionistische Bildproben aus dem Jahre des Heils 1920. Wir haben es wirklich wenig herrlich weit gebracht, auch in der bildenden Kunst. Unser Gutes und Schönes aber ist den Vorfahren noch schöner und besser gelungen. Mißratene Epigonen, die sich als Bannbrecher des Fortschritts aufspielen, besitzen wir genug. Möchte man doch endlich allgemein anfangen, bei den älteren Meistern wieder bewußt in die Schule zu gehen! Selbst von solchen zweiten und dritten Ranges dürften unsere Jungen vieles lernen. Ohne genaue Kenntnis der früheren Generationen gibt es für nichts und niemand ein gediegenes Vorwärtskommen.

Die Wissenschaft bemüht sich, dieser Tatsache Rechnung zu tragen. Mit Hilfe der Ausgabe von Hans Wahl können Künstler gleich weiteren Kreisen nunmehr sehr bequem sogar „die Zeichnungen von Johann Heinrich Mayer" (Weimar, Goethe-Gesellschaft 1918) studieren. Der bescheidene Schweizer, berühmt durch Goethes Freundschaft, als Kunsttheoretiker und Kunsthistoriker, Archäolog und Kritiker wichtiger denn als schaffender Künstler selbst, hinterließ bloß gegen hundert Blätter von seiner Hand, viele andere waren schon früher auf tragische Weise abhanden gekommen. Zwölf Tafeln in Großquart enthält die vorliegende Mappe, auf Grund photographischer Aufnahmen mit größter Sorgfalt zusammengestellt. Das sprechende Selbstbildnis wirkt besonders ausdrucksvoll.

„Da es zwischen Freunden doch manche Differenz geben kann, so ist es höchst erquicklich, sich einmal ganz unbedingt an einer und derselben Sache zu freuen," schreibt Goethe 1808 einem andern Freunde, Professor Jacobi, nach München, indem er ihm gleichzeitig für die erste lithographisch hergestellte Wiedergabe der Dürerschen Randzeichnungen aus dem Gebetbuch des Kaisers Maximilian dankt. Unter dem Titel „Gott und Welt" erscheint nun ein wohlfeiler Neudruck derselben nebst der wichtigen ausführlichen Besprechung von Goethe (Berlin-Zehlendorf, Fritz Heyder), der weite Verbreitung finden sollte.

Ein glücklicher Gedanke veranlaßte den uns nur allzufrüh entrissenen Karl Storck „Das Leben Jesu Christi in Bildern Rembrandts und Worten der Evangelien" für eine Buchausgabe (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer) festzuhalten. Neben der biographischen Einleitung dürfte auch das gründliche Bilderregister den meisten Käufern willkommen sein.

Stattlicher noch, in dem üblichen Folioformat der Kunstwart-Mappen, tritt Holbein auf den Plan (München, Georg D. W. Callwey). Die neue Ausgabe ist mit der seit fünfzehn Jahren vergriffenen alten Holbein-Mappe nicht zu verwechseln. Neun weitere Blätter — im ganzen sind es neunzehn —, meist Autotypien, darunter wundervolle Darstellungen, wie die „Madonna des Bürgermeisters Meyer", ergänzen jene Veröffentlichung in dankenswerter Weise. Zu dem großen Meister der Vergangenheit gesellt sich, von L. Weber einbegleitet, der unter uns wirkende Schweizer Romantiker Ernst Kreidolf. Die „Kreidolf-Mappe" (München, Georg D. W. Callwey) umschließt eine Reihe mehrfarbiger Proben seiner naturseligen, märchenhaften, im Ursprünglichsten wurzelnden Kunst. Mit dem „Blumenmärchen" hat er sich einen Namen erworben, durch seine Bilderbücher den jungen Ruhm erweitert, und doch ist er mehr als Künstler für Kinder allein, ein bedeutender Epiker, Dramatiker und Lyriker zugleich, Menschenschicksalkünder, Seelenbefreier. Wir werden ihm hoffentlich recht bald im „Wächter" begegnen. Dann wird ausführlich von ihm zu berichten sein.

Daß Kreidolf in Konrad Falkes sonst ausgezeichnetem „Schweizerischen Künstlerbuch" (Zürich, Rascher u. Co.) fehlt, erscheint schwer begreiflich, denn gerade er hätte dem weltumspannenden Gesichtskreis der darin vertretenen Segantini, Welti, Buri, Burnand und Hodler die rechte Vertiefung gegeben. In Bild und Wort — Männer wie Adolf Frey haben die Charakteristiken geschrieben — gibt sich das köstliche Sammelwerk in der Art einer eidgenössischen Nationalgalerie. Die lichtvollen Incavogravüren und Mattkunsttafeln lassen uns die Schönheit der Originale ahnen, ohne daß wir nach einer Wiedergabe derselben in heute recht zweifelhaftem Vierfarbendruck verlangen.

Adolf Frey! — Auch er ist nun dahingegangen, bald nach seinem 65. Geburtstag, den er im Kreise seiner Zürcher Freunde verleben durfte, als Dichter, Kritiker und Literarhistoriker, gefeiert von einer dankbaren Gemeinde, die ihm aus diesem Anlaß eine besondere Festgabe verehrte. Vierzig Autoren: Konrad Falke, Heinrich Federer, Ernst Zahn, Max

Digitized by Google

Pulver, Isabella Kaiser, Jakob Boßhart u. a. geben sich darin Stelldichein, zehn Bildtafeln schmücken es, kurz, wir müssen das von C. Fr. Wiegand herausgegebene „Adolf-Frey-Buch“ (Zürich u. Leipzig, Grethlein u. Co.) als eigenartige helvetische Anthologie im Gedächtnis behalten auch für eine fernere Zukunft. Sein Wert wird bleiben gleich dem Andenken dessen, dem es gilt.

„Wenn die Kunst seit etwa einem halben Jahrhundert eine Krise nach der andern durchmacht, so hat daran eine Hauptschuld die unnatürliche Loslösung der Künstler von den Dingen, die sie darstellen sollen, und vom Leben, dem sie Form geben sollen. Die Künstler isolieren sich im Subjektivistischen, wohin ihnen niemand mehr folgen kann, und statt in das Meer der Geschichte zu münden, wollen sie umgekehrt in der Einsamkeit der Gebirge die verborgenen Quellen des Daseins suchen.“ So beurteilt Ulrich Christoffel sehr richtig den Unterschied zwischen den verkehrten Ansichten, die um die Jahrhundertwende bis in die letzte Zeit herrschten, und denen früherer gesunder Geschlechter. Sein Sammelwerk „Die romantische Zeichnung von Runge bis Schwind“ (mit 84 Textbildern und Beilagen), eine Fundgrube und Schatzkammer für jeden Sucher der blauen Blume, entspricht einem brennenden Bedürfnis unserer Tage und wir müssen dem Verleger (München, Franz Hanfstaengl) nur dankbar sein, daß er ihm in so vornehmer Weise, wie die außerordentlich geschmackvolle Ausstattung bei mäßigem Preise beweist, nachgekommen ist. Impressionismus und Expressionismus muten einem gespenstisch schattenhaft hohl und leer an, wenn wir uns in die reinen klaren und dabei lebendig kräftigen Schöpfungen Runges, Führichs, Cornelius', Richters, Genellis usw. vertiefen. Eine neue Welt taucht vor uns auf, eine deutsche Welt, volkstümlich, gläubig und erdhaft, mit unsern Sinnen faßbar und doch wieder zum Himmel strebend. Die Schemmen mit den fremden Namen bleichen, versinken und vergehen.

„Die schöne alte Zeit“ — ach, hätten wir sie doch niemals verloren! Wir brauchten sie dann nicht in Bilderbüchern von der Art desjenigen, das unter diesem Titel, Richter, Schwind, Pletsch usw. beschwörend, Carl Ferdinands herausgegeben hat (Leipzig, Hegel u. Schade) wachzurufen. Wir würden sie voll erleben, die liebreizenden Federzeichnungen von Otto Ubbelohde „Aus schöner alter Zeit“ (Marburg an der Lahn, N. G. Elwert). Wir feierten öffentlich Jahr um Jahr die „Weihnacht“, die gnadenreiche, die selige, die wir jetzt im Stillen und Verborgenen an der Hand des wundersamen Büchleins von Lukas Klose und Matthäus Schiestl (2. vermehrte Auflage, München, Gesellschaft für christliche Kunst) daheim zu genießen zufrieden sein müssen.

Eine neue Zeit mit neuen Dichtern und neuen Künstlern bricht an. Soll sie gut und schön werden, so muß sie wieder Weltanschauung besitzen, wahr und gütig sein. Leo Weismantel, dessen fränkische Legende „Der Gangolfsbrunnen“ (Würzburg, Patmosverlag) in Peter Würth-Veitshöchheim einen kongenialen Illustrator gefunden hat, erscheint als einer ihrer Wegbereiter. Mit ein paar kühnen Strichen umreißt er eine ganze Handlung, Szene, Landschaft, zeichnet er einen ganzen Charakter, ahnt er eine ganze Seele. Immer schürft sein Blick in die Tiefe. Über seine bisherigen Erzählungen und Dramen ist er in dieser schlichten und dabei unser Innerstes aufwühlenden tragischen Geschichte zu früher Meisterschaft gereift. In Weismantels Entwicklung bedeutet „Der Gangolfsbrunnen“ einen Markstein, von dem aus wir mit ihm hoffnungsvoll Ausschau halten nach einer literarischen Tat.

Ex oriente lux! In der Kultur wird sich das alte Wort vielleicht noch einmal bewähren. Die neue Sammlung „Orbis pictus“ (Berlin, Ernst Wasmuth), eine Weltkunst-Bücherei, die Paul Westheim mit Umsicht und Verständnis leitet, widmet ihren 2. Band der „Altrussischen Kunst“, während im 3. die „Archaische Plastik der Griechen“ zur Darstellung gelangt und im 4. die „Chinesische Landschaft“ vorgeführt wird. Die Abbildungen auf starkem Kunstdruckpapier in Quartformat bringen sehr gut die Schönheit der Originale zum Ausdruck. Die Einführungen, von geschulten Kunsthistorikern geschrieben, sagen alles Wissenswerte. Deutlicher vielleicht als aus gelehrten Abhandlungen und politischen Schriften über jene Zonen und Zeiten lernt die Deutsche Gegenwart das Wesen des morgenländischen Geistes und seiner kulturellen Anrainer verstehen, so daß wir an derartigen Büchern nicht genug bekommen können, wenigstens vorläufig nicht.

Doch kehren wir noch einmal zu uns selbst, zur eigenen deutschen Vergangenheit zurück, dorthin, wo sie am großartigsten sich zu entfalten versprach, zur altdeutschen Vergangenheit. Wilhelm Worringers vorbildlich ausgestattetes Werk „Die altdeutsche Buchillustration“ (mit 105 Abbildungen nach Holzschnitten) hat die verdiente 2. Auflage erlebt (München, R. Piper). Für jeden Bibliophilen unentbehrlich, sollte es gleichwohl selbst von jedem modernen Buchzeichner aufmerksam studiert werden, mag man auch nicht immer und überall den Gedankengängen des Verfassers folgen können. Die dargebotenen altdeutschen Holzschnitte sprechen an und für sich die beredteste Sprache.

Digitized by Google

Digitized by Google

Rudolf Schiestl — Maria auf der Wiese

Digitized by Google

Der Wächter

Monatsschrift für alle Zweige der Kultur

in Verbindung mit dem Eichendorff-Bund

Begründet und herausgegeben von Wilhelm Kosch

4ter Jahrgang / 1921 / Februar-Heft / München

Maria

Ich sehe Dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann Dich schildern,
Wie meine Seele Dich erblickt.

Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüte steht.

Novalis.

Digitized by Google

3. Der Schmuck des Lebens.

So hatten mich die „politischen" Blätter überzeugt, wie sehr Rudolf Schiestl in der Gegenwart stand, — und um die formale Seite hier zu erwähnen, Rudolf Schiestl scheint doch nicht teilzunehmen an der Formenrevolution der Expressionisten — seien wir vorsichtig —, wir kommen auf das Problem der Form zurück.

D e r Künstler gestaltet am meisten die Gegenwart des Volkes, der am meisten sein eigenes Leben gestaltet. Hier ist das stärkste Sein in der Gegenwart erkennbar: in der Verwirklichung der Lehre im Leben des Meisters selbst.

An jenem Abend, der dem erwähnten Sommertag des Jahres 1919 folgte, saß ich im kleinen Familienkreis Rudolf Schiestls. Da erzählte Rudolf Schiestl von seinem Leben: Sein Vater stammt aus Tirol, er war der Älteste des Hauses und somit durch Landessitte bestimmt, einmal den Hof zu übernehmen; er aber war dem angeborenen Trieb der Kunst folgend Bildschnitzer geworden. Da die Heimat des Zillertales zu wenig Erwerb bot, zog er erst ins Salzburgische, wo Matthäus geboren wurde, dann nach Würzburg, wo Rudolf am 8. August 1878 zur Welt kam. In dieser väterlichen Bildschnitzerwerkstatt arbeiteten dann die drei Söhne des Vaters Schiestl: Matthäus, Rudolf und Heinz. Nur Heinz blieb später der Bildhauerei treu, die er heute noch in Würzburg ausübt. Matthäus und Rudolf gingen in die Fremde. Aber zutiefst in seinem Wesen blieb auch Rudolf ein Erbe aus dem väterlichen Hause der Bildschnitzer. Es war wohl kaum ein Zufall, daß er an diesem Abend, als er aus seinem Leben und von Tirol erzählte, auf eine alte Holzpuppe zu sprechen kam, die dorten in der alten Heimat der Familie unbeachtet in einem Bauernhause stand, — bis eines Abends beim Essen ein Knecht vor Scherz und Übermut beim Abendmahl mit seiner Gabel einen Kloß aufspießte und ihn dem hölzernen Manne vor das große geschnitzte Maul hielt und ihm befahl, zu fressen. Und — o Schreck und Wunder —, der so beschriebene hölzerne Mann fraß den Kloß und fraß die Gabel mit und hörte nicht mehr auf des Fressens, fraß alle Klöße, alle Gabeln, fraß den Tisch, die Menschen, das Haus, die Berge, und liegt nun selbst ein Berg, versteint in Tirol. Diese Volkssage bewahrte ich wie einen Anteil von Rudolf Schiestls Seele; dann sprach er von seinen Wanderungen ins Maintal, die er mit seinem Bruder Matthäus noch als Bildhauer von Würzburg aus machte, den Rucksack voller immer mehr sich mehrender Skizzenbücher, dann von den nicht sonderlich hoch eingeschätzten Jahren auf der Akademie in München, da er Maler geworden, dann von einer halbjährigen Praxis in einer Glasmalerei zu Innsbruck und von den drei Wanderungen nach Italien.

Von diesem Erzählen Rudolf Schiestls horchte ich hin zu dem der Hausfrau, die Rudolf Schiestl aus der Zahl seiner Schülerinnen sich erkor, der Frau Margret; — ihr Mädchenname Bentlage kam klingend zu mir wie ein Name aus der Lagerlöf Gösta Berlings, — und da sie von ihrer Heimat erzählte, erfuhr ich von einsamen Gehöften, auf denen die Töchter des Tags mit dem Rechen ins Feld schreiten und abends, wenn sie heimwärts gehen, Verse von Homer vor sich hinsagen; wenn der Schein der Kerzen aber die Stuben hellt, sieht er oft Frauen in kostbare Seide gewandet. Fliegende Schlitten gleiten in der Winternacht von Gehöft zu Gehöft.

An jenem Abend legte mir Frau Margret Schiestl, geb. Bentlage, ehe ich zu Bette ging, ein paar Bücher bereit, daß ich darinnen lese und Lustiges fände vor dem Einschlafen oder beim Erwachen. Es waren ihre Haushaltungsbücher, in denen vermerkt stand, was die Hausfrau an jedem Tage gekauft hat an Kartoffeln, Gemüse, an Kohlen und Holz —

dazwischen —

dies seltsame Dazwischen!

Digitized by Google

Kleine Liedchen, die aufflatterten irgendwo aus einer Parkecke, aus einem Straßenwinkel, wenn die Hausfrau in die Stadt gegangen war; daneben köstliche Bilder; da war der Metzger konterfeit und die Milchfrau, da sah man sonntägliche Ausflüge. So der Staat eine neue Briefmarke gab, war sie hier eingelegt. Wie eine leuchtende Fackel brannte ein roter Urlaubsschein des Landsturmmannes Rudolf Schiestl. Kleine drollige Vorkommnisse aus dem Leben der kleinen Notburg waren in Wort und Bild zwischen die Zahlen der Tagesrechnung geschrieben. Dann wieder Namenszüge von Besuchern. All das, was hinter der Zahlenrechnung des Lebens steht in Wort und Bild, war hier zu finden. Dann eine kleine Familienchronik, eine kleine eigene Chronik für Notburgs Leben, liebevoll geschrieben mit rostiger Tinte und roten Initialen, und geschmückt mit Darstellungen der Hauptfeste der Christen und der Menschen mit goldendem Hintergrunde. Auch Frau Margret ist eine Meisterin in der Führung des Stiftes und — in der Führung des Lebens. Und hier nun ging mir das Sonntägliche des Lebens der Familie Rudolf Schiestl auf, das alle Kunstwerke, die aus dieses Meisters Werkstatt kommen, verklärt, und das ich als kostbarstes Miterleben mit mir fortnahm. Klein Notburg, die Zweieinhalbjährige, hat einmal, wie Kinder dies zuweilen tun, schärfer wie Erwachsene, festgesetzt, was in einer Familie Mutter und Vater und Kind sein sollen, da sie mit kleinem Plappermäulchen erzählte: „Ich habe eine freundliche Mama, einen herrlichen Papa und ich selber bin ein wumberbares (sie meinte wunderbares) Kind." Diese Freiheit, Sonne, Kraft und Wunder, vermählen sich zum Schmucke des Lebens.

Hier stehen wir an der Wurzel der gesamten Kunst Rudolf Schiestls, vor jener Lebenserfassung, die das Leben als Schmuck erkennt, als das Kostbarste selbst, ja gerade in seiner Alltäglichkeit; Schmuck ist das Leben selbst, das Leben der Menschen und ihrer Gemeinschaft und all ihr Tun wird geadelt in ihnen selbst, in all dem Ihrigen bis zum Haushaltungsbuch. Wundern wir uns noch über die Zartheit, mit der jene kleinen Radierungen aus Meister Rudolf Schiestls Hand, die Geburt, die Vermählung der Verwandtschaft mitteilen, den Wechsel der Jahre verkünden, frohe Feste als Gedenkkarten begleiten. So ist es auch Rudolf Schiestl kraft des eigenen Lebens wie kaum einem zweiten möglich, anderen Menschen ihr Leben sonntäglich zu erheben und zu verklären.

Rudolf Schiestl hat einige Bücher illustriert. „Fröhliche Jugend" heißt das eine, „Ein Volksbuch aus dem Reichtum deutscher Dichtung", herausgegeben von Fritz Heyder, — das andere „Die Vierzehnnothelfer", ein Buch Legenden von Karl Bröger. Was soll ich über den Kunstwert dieser Bücher sagen? Rudolf Schiestl schafft keine Kunst, die ihren Zweck nur in sich selbst trüge, die um ihrer selbst willen da wäre. Soll ich nicht lieber von ihrem Lebenswert reden? Als Rudolf Schiestl mir eines Tages die „Fröhliche Jugend" sandte, ging mein Töchterchen Gertrud im dritten Jahre. Oft kam sie zu sehr ungelegener Stunde, da wir eingepfercht waren in die Mietsräume einer Stadtwohnung, an meine Türe und pochte. Ich hatte, wenn ich arbeitete, um mich von den Besuchen der lebhaften Tochter zu schützen, zumeist abgeriegelt. Diesen Riegel zu sprengen wandte nun Klein Gertrud alle Listen an: Erst rief sie den Vater in mir an und wenn dies nichts half, gebot sie, auf das verwandtschaftliche Verhältnis verzichtend und nur noch auf Bekanntschaft pochend, „Leo, Leo, Leo!" Wenn selbst das nichts half, ward sie ganz fremd und schrie nach dem „Herrn Doktor". Diese letzte Miene sprengte zumeist die Türe auf, und um meine Ruhe war's getan. In diese Lebenslage kam mir Hilfe wie von Gott gesandt, durch jenes wundersame Schiestlbuch. Gertrud beanspruchte es nie zum alltäglichen Gebrauch, sie erkannte an, daß dies Buch mir gehörte und respektierte die Widmung, die auf meinen Namen lautete. Aber in der höchsten Verzweiflung der Langeweile, wenn sie an meine Türe kam und merkte, daß sie mich störe, bot sie mir als gewiegter Diplomat einen Vergleich an, erbot sie

Digitized by Google

sich, mir meine Arbeitsruhe zurückzugeben, wenn ich ihr für einige Zeit das Schieſtlbuch überlasse. Stundenlang kauerte ſie dann, während ich am Schreibtiſch arbeitete, dicht neben mir und doch hörte ich nichts als das Kniſtern der ſich wendenden Blätter. Sorgfältig, wie Erwachſene, pflegen Kinder etwas, das ſie lieben. Kann ich etwas Lobenswerteres von einem Jugendbuche ſagen, als daß es einen Vater gerettet und einen Wildfang ſtundenlang gebändigt und entzückt?

4. Das Irdiſche. Das Land und der Bauer.

Jede Kunſt gleicht einem Baume, — es iſt ein Boden, aus dem ſie wächſt, der ihren Stamm beſtimmt und ihre Früchte.

Dieſer Boden iſt bei Schieſtl das fränkiſche Land. Jedes Menſchen Stellung zur Landſchaft iſt verſchieden. Gewiß hat die Landſchaft etwas, was wir ſtets als das „Maleriſche" bezeichnen. Je „romantiſcher" ein Land iſt, als deſto „maleriſcher" pflegen wir es zu bezeichnen. An ſolch maleriſchen Werten aber beſitzt Franken nach der herkömmlichen Meinung außerordentlich viel, — in Wahrheit aber ganz außerordentlich wenig. Das Entſcheidende für maleriſche Wirkung iſt der reiche Wechſel von Licht und Schatten. Maleriſch ſind in Franken nur die mittelalterlichen Gauſtädtchen, nicht aber das Land ſelbſt, das in ſeinen Buntſandſtein-, Muſchelkalk- und Keuperformen zwar ſtarkes, aber ungemein eintöniges Gepräge zeigt. Vom Maleriſchen iſt da oft ſehr wenig zu finden. — Wie kann hier Malerei gedeihen?

Es iſt eine grundirrige Anſicht, daß von den Künſten jede ein Spezialgebiet gewiſſermaßen zugeteilt erhalten habe: Der Maler das Maleriſche, die Muſik das Reich der Töne, die Dichtung die Mitteilung des Zuſtändlichen oder Geſchichtlichen, alſo den lyriſchen und dramatiſchen Bezirk mit dem parallel laufenden epiſchen.

Architektur — wie das Barock es beweiſt — kann ganz auf dem Boden des Maleriſchen, des Wechſels von Licht und Schatten erwachſen; ebenſo Dichtung — eines Tages ſchrieb mir Rudolf Schieſtl, als ich ihm mitgeteilt hatte, ich wolle das Malen erlernen, ich könne ja malen. Es ſei nicht notwendig, daß ich den Pinſel führe, mancher Maler könne bei mir in die Schule gehen. Eines Tages fand ich in meinen Dichtungen (in der Novelle: „Der Brotgeiger") eine Stelle, in der ich den Eindruck eines Liedes ausdrückte, indem ich eine Folge landſchaftlicher Bilder gab. — Was nun aber iſt bei Rudolf Schieſtls landſchaftlichen Werken das Grundliegende, wenn es das Maleriſche nicht iſt?

Mitte Oktober dieſes Jahres ſtanden wir in kleiner Geſellſchaft: Rudolf Schieſtl, ein Bildhauer, ein Profeſſor der Kunſtgeſchichte und ich an einem Sonntag Morgen beim fränkiſchen Städtchen Marktbreit auf dem linken Mainufer und betrachteten den Flecken Segnitz, der am jenſeitigen Ufer lag. Wir alle — es ſchien wenigſtens ſo — waren entzückt von dem maleriſchen Bilde, das vor uns lag, — der Profeſſor der Kunſtgeſchichte ſprach es aus und zeigte mit dem Finger auf einen Giebel, auf ein Fachwerkhaus, auf einen ſeltſamen Farbengegenſatz — alſo das Maleriſche hielt uns —, bis plötzlich ausgerechnet der Maler unter uns, Rudolf Schieſtl, aus der Stimmung heraus urplötzlich die Hand gegen die hinter den Häuſern liegenden weichen Höhenrücken hob und etwas ſagte. Ich lauerte auf, als könne ich jetzt ein lang Geſuchtes erfahren. Über das Geſicht des Kunſthiſtorikers ſah ich ein ganz plötzliches Überraſchen zucken, da etwas ganz Unerwartetes geſchehen: — der Maler Rudolf Schieſtl als der einzige unter uns hatte ſich von dieſem maleriſchen Eindruck des Fleckens Segnitz zu befreien vermocht und uns auf die unmaleriſchen Höhenzüge aufmerkſam gemacht, die gerade ihn, den Maler, mehr feſſelten als Türme und Fachwerkgiebel und er wies uns, da er, wohl ohne daß es in jenem Augenblick in

Digitized by Google

seiner ganzen Bedeutung voll zum Bewußtsein kam, merkte, daß wir sein Entzücken zunächst noch in der Verirrung nicht verstanden, auf die „weiche Musik" dieser Höhenzüge hin. Der Höhenzug schien ihm wie ein Amsellied.

Seit dieser Stunde erst verstehe ich ganz Rudolf Schiestls Landschaften, — es ist ein Musiker, der hier malt. Eine Vorfrühlingslandschaft, eine Winterlandschaft Rudolf Schiestls reizt uns nicht wegen „malerischer" Werte, sondern weil wir aus ihr den Zug des Windes, das Gluckſen des Wassers, — die einsame, unendliche Stille wahrhaftig h ö r e n.

Das erklärt auch, warum Schiestl immer das karge, arme Land, am liebsten im Vorfrühjahr — nie in der Blüte malt: die musikalische Stimmung dieses Landes ist über alle malerische Wirkung hinweg stark und gewaltig.

In dieses Land hinein stellt nun Rudolf Schiestl seine Bauern. Und hier nun wieder etwas Seltsames. Wie malerisch sind doch die alten fränkischen Trachten, — man findet sie bei Rudolf Schiestl fast nie: Diese Bauern, Hirten, Fuhrleute sind in meist sehr unmalerischen klobigen Werktagsgewändern. Alles andere eher als malerisch — der Bildhauer, der in Rudolf Schiestl steckt, kommt hier heraus.

Es gibt von Rudolf Schiestl eine kleine Radierung: ein bäuerliches Liebespaar, das sich auf dem Acker liebend umarmt. Die beiden Köpfe sind gewiß nicht „landläufig schön", — die Kleider gröbste Arbeitsgewandung, — jedes einzelne Kleidungsstück wie von Leder ungefüg und ungeschmeidig, — also nicht im Malerischen, — in jener seltsamen Volksliedmusik liegt das Künstlergeheimnis der Radierung, — jene Musik, die aus der Art tönt, wie diese beiden Menschen unbeholfen und doch so unendlich zart die Hände umeinanderlegen und die Blicke von sich wenden.

Hier offenbart sich auch, warum gerade die Radierung, die zarteste Möglichkeit des bildenden Künstlers, Rudolf Schiestl vor allem liebt.

Zur Vermählung des musikalischen und des bildhauerischen Zuges in sich bedarf Rudolf Schiestl eben einer dritten Kunst, der Malerei und der Graphik, — die es ihm ermöglicht, beiden seelischen und künstlerischen Regungen nachzugehen, ohne sich als Musiker oder Bildhauer zu spezialisieren.

Von hier ergibt sich ein interessanter Einblick in das Wesen der Kunst überhaupt; es hat wohl deshalb die dramatische Kunst bisher als die höchste gegolten, weil sie eben nicht nur mitteilt, nicht nur das Spezialgebiet des Dichterischen, sondern auch die Lebensbezirke des Musikalischen, des Malerischen, der Bildhauerei, der Architektur, kurz aller anderen Künste in sich — und zwar einzig im Dichter w o r t — ich denke nicht an Kulisse und theatralische Ausgestaltung — zur Gestaltung und Auswirkung auf den Menschen zu bringen vermag.

5. Das Himmlische: Gott, die Mutter und die Heiligen.

Das letzte Entscheidende in jeder Kunst ist des Künstlers Stellung zum Problem „Gottes und des Göttlichen". So kann Gott unerkannt bleiben, noch fern der Offenbarung schon erwachsen, dann erhebt sie sich ins Erhabene, statt ins Göttliche, kennt die Ehrfurcht wohl, doch nicht die Gottesfurcht, — so die Antike, so noch Goethe.

Oder es bricht die Offenbarung Gottes über den Menschen, das Erlebnis des brennenden Dornbusches, das von Moses über die Propheten kam und noch im christlichen Zeitalter eine direkte Anschauung Gottes wagte in Matthias Grünewalds Isenheimer Altar.

Zu Rudolf Schiestl kam die Kunde von Gottes Offenbarung und der Künstler glaubt auch ohne Gott selbst zu sehen, an sein Dasein und sein Wirken, — er macht sich von Ihm kein Bild. In diesen Glauben eingefangen aber ist der Glaube an

Digitized by Google

den Menschen als an das Ebenbild Gottes. Dieser Gleichnisglaube ist Vorbedingung aller christlichen Kunst. Magisch kann der christliche Bezirk auch von Heiden gesehen werden und magisch sehen ihn auch viele, ja die meisten der modernen Expressionisten, die ohne eine Offenbarung, eine Stigmatisation erlebt zu haben, nun „Passionen" malen.

Schiestl bleibt dem Himmel fern, — er geht nicht mit Dante durch Hölle, Fegfeuer und die Sphären der Seligen. Aber wie in Tautropfen die ganze Herrlichkeit Gottes sich als in Gottes Auge spiegelt, das offenbart Rudolf Schiestls Kunst: das Irdische umflossen vom Heiligenschein himmlischen Lebens.

Seine „Maria", die im „Walde" sitzt, mit dem Jesuskind, — umgeben von musizierenden „Engeln", — ist ein irdisch Dorfmädchen, als Mädchen das Sinnbild der Unbeflecktheit, und ebenso irdisch sind „Jesuskind" und „Engel", — aber aus der Zone des Irdischen entrückt, weil der Heiligenschein sie umgibt, — und nun ist wichtig, daß der Heiligenschein nicht von außen sie umgibt, sondern aus innen herausbricht, das göttliche Licht ist im Menschen und erhebt ihn, das Erdenkind, empor zur Kindschaft Gottes.

Rudolf Schiestls „Maria auf der Wiese" — gewiß nur eine schlichte Bauernfrau mit ihrem Kinde, — aber sie trägt den seltsam gezackten, siebengezackten Kronreif auf dem Haupte, über dem die Sterne stehen. — So strahlt das Göttliche bald aus Menschen, die wir dann „Heilige" nennen, — aber auch aus Blumen: das tiefste Geheimnis der Gottesnatur verratend.

Seit 1919 schuf Rudolf Schiestl eine Reihe von Hinterglasbildern. Ich erinnere mich vornehmlich eines Werkes, das ich vor kurzem in der Werkstatt des Meisters im Augenblick der Vollendung sehen durfte: ein in Winternacht liegendes Dorf, vor dem aus dem Eis und Schnee brechend eine Rose aufwuchs; die Rose hat sich geöffnet und läßt in ihrem Innersten das Geheimnisvollste sehen: das Mirakelbild der Gottesmutter mit dem Kinde, — die Tochter der Menschheit, die den Sohn Gottes, den Christ gebar.

6. Das Problem der Form.

Hier nun ist es an der Zeit, auf das früher angetastete „Problem der Form", das „Fernstehen" Schiestls von der Gebärde unserer Zeit, der expressionistischen Kunst nochmals einzugehen. Zunächst rein äußerlich: Unsere Kunstkritik glaubt, indem sie Form und Inhalt auseinanderreißt, — die Kunst einfach als Formung des Inhalts erklären zu können. Das ist bequem und Hexameter und Räume auszumessen kann man schon den Sextanern beibringen. Das ist ein eminenter — allerdings auch der einzige Vorzug solcher Kunstbetrachtung. Jeder Schaffende jedoch weiß, wie die kleinste Änderung der Form den Inhalt zu revolutionieren, wie jede kleinste Änderung des Inhalts die Form umzustürzen vermag. Denn Form und Inhalt sind wesentliche untrennbare Dinge. Kein vernünftiger Mensch würde das an einer Blume wagen, was man jeden Tag unter der Geste besonderer Gelehrsamkeit an den Wunderwerken menschlichen Geistes vornimmt.

Schiestls Formen nähern sich immer mehr — und das insbesondere in den letzten Schöpfungen der Hinterglasbilder — den Formen der primitiven Bauernmalerei. Zwischen primitiver Bauernmalerei und den exotischen Formen unserer kultiviertesten Expressionisten konnten schon akademisch gebildete, gelehrte Geister Zusammenhänge feststellen, — allerdings Zusammenhänge äußerlicher Natur.

Der Expressionismus gebärdete sich bei seinem ersten Auftreten ausschließlich revolutionär. Aber nicht nur das, — auch volksfremd, ästhetisch — spezialisierend — während Schiestls Kunst volkshingewandt ist — kein formeller, aber ein inhaltlicher grundsätzlicher Gegensatz, der auch grundsätzlich verschiedene Formen schaffen muß.

Digitized by Google

Expressionismus als Endstation des Realismus war der Stunde vor Mitternacht gleich. Aber es kam die Stunde, da es zwölf Uhr schlug und dem Tag wieder entgegenging. Man muß unbedingt feststellen, daß das, was heute oft als Expressionismus bezeichnet wird, im Gegensatz zu dem, was den gleichen Namen tragen kann, zu einer großen Volkssynthese, nicht mehr, wie anfänglich, zu einer großen Volksauflösung hinstrebt. Diese zweite synthetische Form des Expressionismus hat eine Gebärde, die jener der jüngsten Glasmalereien Rudolf Schiestls erstaunlich nahe kommt, — weil der Kunstwille eben ein gleichgerichteter ist, — Formung nicht von ästhetischen Abstraktionen, — sondern des Volksschicksals. Vom großen heidnischen Sänger Orpheus ebenso wie von den großen Heiligen des Christentums erzählen die Legenden, daß die wilden Tiere ihnen folgten. Das wilde Tier im Menschen zu bannen, das ist vornehmste Aufgabe aller Kunst, — so auch der Rudolf Schiestls. Und so tut er, indem sie seine Erde und seinen Himmel gegenwärtig macht, auf daß auch andere Menschen auf dieser Erde wohnen und in diesen Himmel kommen.

Ein Karnevalsfest auf Ischia / Von August Kopisch

(Schluß.)

Die Sitzung der neun Weisen fortzusetzen und Bias Rede von dem Throne zu hören, war nun nicht mehr Zeit; denn die Throne mußten gerückt werden, weil die erhöhte Bühne, worauf man sie errichtet, die eigentliche Haupttafel aufnehmen sollte, woran Don Carlo mit seinem Antonio und dessen nächsten Freunden Platz zu nehmen gedachte. Man konnte von dort aus alles am gemächlichsten übersehen. Die Gäste wurden deshalb einstweilen in andern Zimmern mit allerhand Erfrischungen bewirtet und wußten sich mit allerlei kleinen Späßen sehr angenehm die Zeit zu vertreiben, wozu die vielerlei Masken reichlich Veranlassung gaben. Bias begann, trotz aller Verhinderungen, immer wieder von neuem seine Rede zu halten, wurde jedoch jedesmal wieder von einem neuen Tumult unterbrochen, der aus irgendeiner drolligen Szene bestand, welche bald diese bald jene Masken mit großem Lärm dazwischen schoben. Aber als er nun zum sechstenmal begann und wieder unterbrochen wurde, verschwor er alles und jedes Redehalten, schlug sich auf den Mund und blieb den ganzen Abend stumm wie ein Fisch. Von dieser letzten Unterbrechung darf der Erzähler nicht schweigen, weil sie einen Hauptteil der Unterhaltung bis zum Essen ausmachte. Mehrere Spaßvögel hatten nämlich eine große dicke Puppe von allerhand Kleidern zusammengestopft und derselben eine Perücke, die sehr drollig war, aufgesetzt. Diesen Balg brachten sie nun auf einen Sessel herbeigeschleppt und setzten ihn an die Türe des Zimmers, wo Bias aufhörte zu reden, weil ein Arlekin, welcher den Balg geleitete, furchtbar anfing zu trommeln, sodann aber marktschreierhaft die Stimme hob und rief: „Ihr ehrlichen Kahlköpfe samt und sonders! Dieses Bild stellet für die heimlichen Kahlköpfe, die sich etwa noch irgendwo auf der Insel oder anderwärts verborgen halten. Bei großer Strafe darf hier niemand aus- und eingehn, er hebe denn diese zierliche Perücke weg und schlage dem Bild auf den Scheitel!“ — Das Bild war auch so drollig zusammengestopft und der Scheitel unter der Perücke so einladend elastisch, daß jedermann dem lustigen Gebote Folge leistete. Jeden

Digitized by Google

Augenblick erhielt der Balg einen andern Namen, nach irgendeinem, den man für einen heimlichen Kahlkopf hielt, zuletzt aber, als zum Essen geblasen wurde und alles da hindurch ging, bekam er unter dem Namen Don Ciccio solche Schläge, daß Arlekin ihn beständig wieder aufrichten mußte. Bias schlug ihn vor Zorn gar auf die Perücke selbst, wobei er sich empfindlich in die Finger stach: er merkte zu spät, daß einige Locken nur mit Nadeln angesteckt waren, und Solon sprach zu ihm, die Perücke hebend: „Alles mit Maß, lieber Freund! Alles mit Maß!" und schlug so derb auf den Balg, daß Arlekin anmerkte: „O Solon, Solon, o Solon! Wenn das dein Maß ist, so ist es nicht von den kleinen; da siehe, Don Ciccio ist außer sich!" — „Wirklich, der Balg ist geplatzt," sprach Solon, und half hineinstopfen was herausgefallen war. Arlekin band alles mit einem Strick zusammen und das Klopfen ging wieder los. Als die Menge sich gänzlich in die Speisesäle verteilt hatte, nahm Arlekin den Balg und setzte denselben auf eine Erhöhung hinter ein kleines Tischchen, aber vor ihn eine Schüssel Papierschnitzel, und schrie laut: „Sehet, wie hier Don Ciccio Makkaroni speist." Damit schnitt er dem Balg einen Mund und stopfte demselben nach und nach die Papierschnitzel hinein; aber nach jedem Bissen mußte Don Ciccio sich mit Kopfnicken bedanken, worüber die es sahen, viel zu lachen hatten. Alle Gäste nahmen nun Platz an den Tafeln, welche sie mit Wein und Speise ganz vortrefflich besetzt fanden. Mit Erstaunen sahen sie nun nicht allein ganze Vögel und Fische darauf, sondern sogar ganze Rehe, ganze Schweine, ganze Kälber waren auf Gerüsten so künstlich aufgestellt, als wollten sie gebraten noch davonlaufen. Alles war mit Blumen und Fruchtkränzen geschmückt und mit vergoldeten Zitronen umsteckt. Bei jedem großen Braten war Platz gelassen für die Zerleger, welche von allem reichlich austeilten; die Diener ermahnten überall mit lustigen Sprüngen zum Essen. Aber den ungeheuren Schwertfisch brachten acht weißgekleidete kahlgeschorne Köche tanzend und singend hereingetragen, voran kamen die Dudelsackpfeifer und bliesen. Man trug ihn erst bei allen Tafeln umher, damit ihn jeder sehen möchte, zuletzt aber setzten sie ihn keuchend auf einen Tisch nieder, welcher in der Mitte des großen Saales war. Viele Gäste standen nun auf, um das Ungeheuer in der Nähe zu betrachten, die Schüssel dazu war ein mächtiges Brett, welches man mit einem reinen Tischtuch zierlich umwunden. Hier lag der gewaltige Fisch, der sonst die Tiefen des Meeres durchtobt, auf einem weichen Bett von Lorbeerblättern und grünem Salat und war mit Schuppen von bunten Scheibchen überdeckt, die man aus Zitronen, Sellerie und gelben und roten Rüben zierlich ausgeschnitten. Sein langes grausames Schwert war nun mit blühenden Rosen umwunden: die Flossen aber soviel wie möglich ausgebreitet und mit kleinen Blümchen besteckt. Als der Zerleger Hand an ihn legte, schenkte Don Carlo seinen schönen Pokal von böhmischem Glase voll, stand auf und brachte folgenden Toast aus:

„Ehrenfeste, teure Gäste!
Wie das Fischchen
Auf dem Tischchen
Seiner Art das größte beste
Ward erfunden
In den Sunden,
Also ist von allen Männern
Aller Orten,
Wie in Worten
So in Taten, rechten Kennern
Wohl der wahrste
Beste klarste
Wunderbarste
Größte rarste
Mann Antonio. Wer eben
Wie ich denke
Denkt, der schenke
Voll und ruf: hoch soll Er leben!"

„Hoch lebe Don Antonio!" scholl es in allen Sälen wie aus einem Munde, keine Stimme blieb nach, und ein Tusch von Pauken und Trompeten mischte sich dreimal wiederholt in das dreimalige Klingen der unzähligen Gläser. Da nahm Don Antonio seinen vollen Pokal, stand empor und sprach, sich ehrerbietig verneigend:

Digitized by Google

„Edler Wirt, achtbare Gäste!
Die Gedanken
Euch zu danken
Drängen sich bei diesem Feste:
Wer von Herzen
Weiß zu scherzen,
Dem gebührt die schönste Krone!
Wer in Leiden
Wie in Freuden
Gleiche Huld zeigt, den belohne
Liebesneigung,
Gunstbezeigung,
Ruhmersteigung,
Kranzverzweigung!
Der uns diese Lust gegeben,
Mein geliebter
Nie getrübter
Carlo soll in Freuden leben!“

Bei diesen letzten Worten umarmte Don Antonio seinen Carlo, und während das Lebehoch von allen Seiten widertönte, drängte sich die Erinnerung an manche Not und manche Freude, welche die Freunde gemeinsam übertragen und genossen, vor ihre Seele, so daß in beider Pokale Tränen inniger Rührung fielen, indem sie den duftenden Purpur des Weines schlürften.

Als sich nun alles wieder gesetzt hatte, wurde die Unterhaltung bei dem so festlich besungenen Schwertfische, von dem jeder zu essen bekam, und durch den feurigen Wein immer lebhafter, und lachende Scherze flogen her und hin.

Don Carlo hatte schon eher vergeblich den schönen Plato gesucht, welchem er einen Platz an Don Antonios Seite bestimmt. Er stand nun auf und ging überall umher ihn von neuem zu suchen. Vergeblich: er war verschwunden.

Aber als der freundliche Wirt so durch die langen Säle ging, ward ihm von allen Seiten freundlich zugenickt und zugetrunken. Da saß mancher arme alte ehrliche Mann an dem Tische, dem es sein ganzes Leben lang noch nicht so gut geworden war, und letzte den alten Gaumen an den trefflichen Speisen, und der Duft des köstlichen Weines wob süße Träume um seine Sorgen, daß er wie mit fremden Backen in die Welt hineinlachte. Darüber freute sich der brave Don Carlo von Herzen. Auch war es wirklich schön zu sehen, welche reine, heitere Fröhlichkeit überall verbreitet war. Selbst als die Lust etwas ausgelassener wurde, ward kein Scherz übelgedeutet. Die Tugend des Wirtes hatte sich über die Gäste ergossen. Auf und ab in allen Sälen tanzten verschiedene Reimer, welche sich in neckenden Versen auf die Anwesenden zu übertreffen suchten. Besonders zeichnete sich ein rechter Kahlkopf namens Bernardo aus, ein Schiffer, den man gern auf allen Barken wie einen Ruderer bezahlte; obwohl er sein Ruder nur obenhin einzutauchen pflegte, so verstand er doch so lustige Lieder zu singen, daß die übrigen ihrer Plage ganz vergaßen und um so schneller ruderten. Dieser war an jenem Abende so übermütig mit Neckereien, daß ihn zuletzt etliche lustige Vögel, die er zu sehr geneckt, mit Gewalt ergriffen und ihm die zwanzig, dreißig Haare, die er noch haben mochte, völlig auszupften. Sodann trugen sie ihn mit großem Gepränge herum, setzten ihn auf einen Thron und nannten ihn Kahlkopfkönig. Trotz alledem verlor er die gute Laune nicht, und hatte er vorher die Leute mit seinem Witze geneckt, so tat er es jetzt als König noch weit verwegener und stolzer und war im Reimen ganz unerschöpflich.

Immer lustiger und allgemeiner ward das Treiben. Endlich kamen auch die Frauen vieler Anwesenden, in Masken, zu sehen, was ihre Männer eigentlich vorhätten und um sie tüchtig zu necken. Da gab es denn manche sehr drollige Szene, besonders wenn der Kahlkopfkönig sich mit seinem Spotte darein mischte, über welchen sich die Frauen tot lachen wollten. Don Antonio, dessen Nachbarn ebenfalls mit ihren Frauen scherzten, ward davon zuerst herzlich erfreut; er verlor sich aber darüber nach und nach in Gedanken an sich selbst und war fast ein wenig traurig, — als eine sehr natürlich nachgebildete Maske mit langem Stabe zu ihm herangewankt kam. Es war ein betagter Eremit mit langem weißen Barte, welchem die greisen Glieder so heftig erzitterten, daß Don Antonio ihm, als er sich auf den Stuhl ihm zur Seite niederließ, fast unwillkürlich beistehen mußte. Sobald der Alte sich, wie es schien,

Digitized by Google

ein wenig erholt hatte, begann er mit tremulierender Stimme zu Don Antonio: „Mein teurer Don Antonio, mich will es fast wundern, daß Ihr so ernsthaft darein sehet bei diesem fröhlichen Feste, da es doch selbst mich Abgelebten, welcher bereits geraume Zeit aller Welteitelkeit entsaget, mannigfaltig und reichlich ergötzt hat. Sollte dieser bunte Wirrwarr Euch die Weltlust vollends verleidet haben, o so wär' ich nun zu guter Stunde von meiner Einöde herabgekommen, da ich vielleicht Gelegenheit finde, den für die wahre Einsamkeit zu gewinnen, welcher sich inmitten dieses fröhlichen Getümmels bereits einsam zu fühlen scheinet, denn einsam ist beständig — die Seele, wenn sie betrübt ist. Und Ihr seid betrübt, Don Antonio. Saget mir, was betrübet Euch? Schüttet mir altem Greisen das Herz aus, kommt in meine Waldeinöde, da könnt Ihr allen Kummer den Lüften des Himmels geben, ich will Eurer Seele warten und pflegen wie eines neugebornen Kindleins; aber sagt mir, Don Antonio, was betrübt Euch? Was betrübt Euch?"

Diese letzte Frage ward mit so natürlicher Innigkeit gesprochen, daß der Befragte bald versucht worden wäre, den Eremiten für einen wirklichen zu halten, wenn der Greis ihm nicht bei diesen Worten eine Hand gereicht hätte, welche sich zarter anfühlte wie Sammet. Verwundert streichelte Don Antonio die sanfte Hand, welche seinen Druck innig wiedergab, und sprach: „Ehrwürdiger Vater, gern wollte ich Euch als einem welterfahrenen, betagten Manne mein ganzes Herz ausschütten; aber das zarte Frauenhändchen, welches Ihr mir soeben reichet, macht mich in meiner Aufrichtigkeit irre."

„Nun, so will ich meine Hand zurückziehen!" sprach der Eremit.

„Nein, laßt mir das Händchen, es gefällt mir!" sprach Don Antonio streichelnd.

„Ach, mein lieber Don Antonio," fuhr der Eremit da, wie erschrocken und sehr ernsthaft tremulierend fort, „wenn Euch selbst bei dieser welken Hand eines greisen Mannes, Frauenhändchen in den Sinn kommen, so seid Ihr wahrlich sehr entfernt vom einsamen Leben, und ich glaube fast, daß in Eurem Herzen weltliche Liebe wohne mit ungestilltem Verlangen, welches Euch selbst bei diesem fröhlichen Gelage so traurig machet. O lasset fahren die falsche Sehnsucht. Denn ein Weib, das eine Person wie die Eure verschmähen kann, muß eine sehr eitle weltliche Törin sein, welche Locken an Euch suchet, wo sie Euch fehlen, welche die Annehmlichkeit Eurer Gespräche weder zu würdigen weiß noch Euer wohlwollendes Herz zu ehren, welche blind ist für die Schönheit Eurer Gestalt und die Anmut Eurer Gebärden und das Ansehen, in welchem Ihr bei den Bewohnern dieses Eilandes stehet. Darum lasset sie vergehn in ihrem eitlen Dünkel und folget mir in meine Waldeinsamkeit, wo der unschuldige Gesang der Vöglein erschallet; dort will ich Euer Herz von weltlichen Gedanken reinigen und Euch die Seele stärken mit dem Troste der Eremiten, bis Ihr den Himmel offen über Euch sehet, der Euch nunmehro von düstern Wolken des Grams verborgen ist."

Während der Eremit solches mit großer Salbung sprach, bemerkte Don Antonio den Ring Donna Theresas an dem Finger des zarten Händchens, welches er noch beständig festhielt; wußte jedoch die Freude, welche bei dieser Entdeckung ihn überwallte, schlau zu mäßigen und sprach: „Ehrwürdiger Eremit, dein weises Gespräch überwältigt mein Herz, und das Leben, welches ich bisher geführet, wird mir davon mehr und mehr zuwider. Ich will es ändern und dir folgen in deine Waldeinöde: dort will ich bei dem Gesange der Nachtigallen an den Lehren deines Mundes hangen, gleich einem Bienchen, welches Honig aus dem Kelche der Blumen sauget. Aber beweise mir nun auch, daß auch dich nichts mehr an die Welt bindet."

„Und womit soll ich dir solches beweisen, mein teurer Sohn?" fragte der Eremit.

„Damit," sprach der neugeworbene Schüler, „damit daß Ihr mir das weltliche Geschmeide lasset, welches Ihr eben traget." Hiebei blickte Don Antonio ihm nach

Digitized by Google

dem Halse. Der Eremit aber, seines Ringes vergessend und nur dem Blick Don Antonios folgend, sprach: „Nehmt das Geschmeide hin, ich habe keines!“

„Doch, doch,“ sprach Don Antonio, und unverwandt nach dem Halse blickend, zog er den goldenen Ring von dem zarten Fingerchen; „seht da her! Mein ehrwürdiger Vater, dieser Ring ist viel zu weltlich für Einsiedler!“

„Gebt ihn mir zurück,“ sprach der Eremit etwas betroffen, „es ist der Trauring meiner Mutter.“

„Das weiß ich,“ sprach Don Antonio neckhaft bestimmt, „ich kenne ihn gar wohl und hatte schon lange Verlangen darnach. Es ist etwas Wunderbares um den Ring eines frommen Eremiten; denn nun ich ihn an meinen Finger stecke, fällt jede weltliche Betrübnis wie Schuppen von meinen Augen, und ich sehe den Himmel über mir offen und heiter.“

„O, treibt den Scherz nicht zu weit, gebt mir den Ring wieder!“ sprach der Eremit — plötzlich mit Donna Theresas Stimme.

„Glaubt Ihr denn, ich scherze?“ sprach Don Antonio sehr ernsthaft; „nein, mein ehrwürdiger Vater, es ist mein völliger Ernst wenn ich sage: der Himmel ist über mir offen, seit ich Euren Ring besitze.“

„Ihr besitzt ihn nicht, Ihr habt ihn mir genommen, Don Antonio!“

„Ihr habt ihn mir gelassen, er ist mein, ehrwürdiger Vater, bedenkt, als ich um Euer Geschmeide bat, sagtet Ihr, nehmt es hin!“

„Wohl, aber ich sagte dazu: ich hätte keines, woraus Ihr sehen könnt, daß ich nur unachtsam war.“

„Unachtsam? Ei, ei,“ sprach Don Antonio, „wenn so fromme, betagte Lehrer noch unachtsam sind, wie sollen wir arme Schüler sein?“

„Gebt mir den Ring wieder,“ sprach Donna Theresa und wollte ihn mit Gewalt von seinem Finger ziehen; aber Don Antonio hielt ihn fest und ihre Hand dazu und sprach: „Ei, ei, mein ehrwürdiger Eremit, Ihr seid schlimmer als ich den weltlichen Dingen ergeben, wenn Ihr so heftig nach diesem Ringe verlanget, welcher doch nun mein ist; bedenkt: anderer Eigentum begehren ist große Sünde!“

„Gebt mir den Ring wieder!“ sprach Donna Theresa und rang noch heftiger danach: als von dieser Bewegung die Maske, welche nicht allzuwohl befestigt war, — plötzlich herabfiel, so daß der entzückte Don Antonio ihr schönes Gesicht von hellen Tränen der Rührung überströmt sah, welchen sie bisher unter der Maske nicht Einhalt getan. Nun aber suchte sie, weil Don Antonio sie nicht fortließ, ihr verlegenes Erröten in den Falten des Eremitengewandes zu bergen, als — Don Carlo, welcher schon ein gut Teil der Szene mit angehört, ihr in die Augen sah und sprach: „Wie? Ringe werden gewechselt? Masken fallen ab und Tränen fließen? Darüber muß ich meinen Mantel breiten, bis ich den Notar geholt!“ Hiermit warf er seinen weiten Pythagorasmantel um die Liebenden und verschlang ihn so, daß ihn beide nicht so bald entwirren konnten: ja das Entwirren ging so langsam, daß einige meinten, beide blieben gern so verborgen, der Philosoph sowohl als der Eremit.

Als sie endlich den purpurnen Vorhang, der sie umschloß, erhoben hatten, stand ein kleines Tischchen vor ihnen, woran Cicero saß und eine Feder schnitt. Es war der Notar des Ortes, welcher den beiden Willigen einen Ehekontrakt in zwei Worten zusammensetzte, den beide mit zitternder Hand unterschrieben, während kristallne Tränen des Entzückens darauf hinabfielen. Pietro und der alte Jakob, welche den Tisch herbeigebracht, klopften vor Freuden in die Hände, ergriffen beide den Pythagorasmantel und hielten ihn, auf zwei Stühlen stehend, als einen Baldachin hoch über die Glücklichen, während lautes Geschmetter von Trompeten und Pauken sich in ein allgemeines Jubelgeschrei und Händeklatschen mischte. Die Jubelnden riefen einstimmig: „Das ist die Krone des ganzen Festes!“

Digitized by Google

Alles in dir.

Du kennst mich nicht. Du ahnst mich kaum.
Ich bin die Tat, ich bin der Traum,
ich bin das Glück, ich bin die Not,
ich bin das Leben und bin der Tod.

Alles bin ich — in deiner Hand,
du bist die Zauberin, die mich bannt,
und weißt du nur richtig den Stab zu schwingen,
wo wäre das Ziel, das wir nicht erringen?

*

Heimliche Glut.

Ward dir an meiner Hand schon warm,
so wisse: was ich gab, ist arm,
gemessen an der Flamme Glut,
die du entfacht in meinem Blut.

Noch brennt sie heimlich und versteckt,
doch naht die Stunde, die sie weckt,
wo sie, befreit von Zwang und Not,
wie eine Riesenfackel loht.

Da wirst du schauern vor der Kraft
des Sturmes meiner Leidenschaft
und dir wird klar zur selben Frist,
daß du mein All und Eigen bist.

*

Rosenketten.

Von Liebe trunken
entließest du mich,
verträumt und versunken
bin ich in dich.
Die Schönste zu kosen
verlange ich,
mit Ketten aus Rosen
umschlangst du mich.

Die Linden blühen
in Berg und Tal,
viel Sternlein glühen
am Himmelssaal,
und funkeln, als hätten
sie meine Wahl,
da küß ich die Ketten
viel tausendmal.

Digitized by Google

Nachtlied.

Die Pappelrieſen ründen
ſich wie ein großes Tor
und aus den dunklen Gründen
tritt leis der Mond hervor.

Mit kühlen Silberwogen
durchflutet er die Welt
und nur ein ſchwarzer Bogen
von Föhren zieht durchs Feld.

Der Linden friſche Triebe
ſind duft- und blütenſchwer
und rauſchen von der Liebe
die wunderalte Mär.

Mir iſt, wie um zu beten,
und ſcheint es an der Zeit,
als dürfte ich betreten
das Reich der Seligkeit.

*

Sterne.

Bloß noch die Brunnen rauſchen
durchs Heiligtum der Nacht,
die Wipfel ſelber lauſchen
und halten ſtumme Wacht;
denn oben wandeln ſtille
die Sterne ihre Zeit
und leuchtet Gottes Wille
durch die Unendlichkeit.

Da träumt, in Licht verſunken,
die Seele ſich empor
und jubelt ſchönheitstrunken
in reiner Geiſter Chor.
Tot ſieht die Gottentrückte
tief unter ſich die Welt,
an die die Glanzverzückte
nur noch die Liebe hält.

*

Die Tränen meiner Braut.

Wo iſt die Schale, die ſo koſtbar wäre
und von ſo hohen Meiſters Hand gegangen,
daß ſie mir würdig ſchiene für die Ehre,
die Tränen deiner Augen aufzufangen?

Digitized by Google

Faßt mir die schönsten Perlen aller Meere
auf goldner Wölbung; sinnberückend prangen
darauf die Steine; doch des Stoffes Schwere
ist ganz in Geist und Schönheit aufgegangen:

Sieh da, wie ärmlich scheint mir das Gebild,
wenn aus dem tiefen Himmel deiner Augen
der bittre Schauer stummer Tränen quillt,

und mir wird klar, daß nichts so hoch gefürstet,
um zum Gelaß für deinen Schmerz zu taugen,
als meine Seele, die nach deiner dürstet.

*

Du bist so rein.

Ich weiß, ich bin nicht wert, daß du mein Eigen,
und du, mein Glück, du bist auch meine Not.
Verzeih, ich tat nur, was mein Herz gebot —
wer ist so stark, um Liebe zu verschweigen?

Nun gehst du, mir gesellt, den großen Reigen
und deine Wangen sind vor Freude rot,
indes in mir das dunkle Bangen droht:
O Lieb, ich bin nicht wert, daß du mein Eigen.

Du bist so rein. Wie vom kristallnen Grunde
des Waldborns quillt aus deiner Brust die Seele
und perlt das Wort von deinem schönen Munde.

Ich aber bin vom Leben schon zernarbt
und fürchte, daß ich deines nun zerquäle
und meine Herrin, statt zu schwelgen, darbt.

*

Herbstlied.

Und ist es nicht ein Jubel?
Der Himmel blank und blau.
In bunten Blättertrubel
gehüllt der ganze Gau.

Die letzten Blüten blinken
im frischen Abendtau.
Die reifen Früchte winken.
Ein Schuß fällt in der Au.

Zu meinen Häupten wiegt sich
im Ast ein Spätzlein grau.
In meine Arme schmiegt sich
die allerschönste Frau.

Digitized by Google

Dein Bild.

Dein Bild, das du in meine Hand gegeben,
ist nur ein Bild und doch für mich das Leben.

Du gabst es mir, daß ich in dunklen Stunden
am Anblick deiner Schönheit soll gesunden.

Du gabst es mir, daß mir in schönen Tagen
das frohe Herz soll doppelt höher schlagen.

Du gabst es mir, um still und schlicht zu zeigen,
daß du es weißt: du bist mein All und Eigen.

Du hast dein Bild in meine Hand gegeben
und gabst im Bilde mir dein ganzes Leben.

*

Ringende Liebe.

Um was ich bitter ringe
und dessen Reiz und Wert,
je schwerer ich es zwinge,
nur tausendmal sich mehrt,
ist nicht des schönen Leibes
Holdseligkeit allein —
die Seele meines Weibes
muß auch mein Eigen sein.

Ich weiß, so viel zu geben,
bedarf ein Wille Zeit,
drum wird ein Kampf mein Leben
um deine Wesenheit,
und schlagen scharfe Hiebe
auch Wunden mir zurück:
im Ringen edler Liebe
blüht aus dem Schmerz das Glück.

Nun muß ich draußen warten
und sehne mich hinein
in deiner Seele Garten,
des Meinen Herr zu sein;
doch wenn ich oft empfinde,
wie fern ich dir noch steh,
ist einem Bettlerkinde
ums Herz nicht bittrer weh.

*

Digitized by Google

Der königliche Weg / Roman von Felix Franz Hornstein

I.

Ein Wanderer inmitten des Walles blauer Höhen. Wolkenschatten schwarzdunkelnd über die Hügel hin, dann jäher Sonnenschein und aufgehellter Raum.

Die Kirschbäume haben verblüht. Die Birnbaumkronen sind jetzt weiße Kugeln.

Der gelehrte Schulmeisterssohn von Brunau starrt in die lerchenjubelvolle Luft.

Alauda cantat .... alauda cantat .... springt der erste Lateinschulsatz, aus der frohen Bubenzeit herauslachend, wie ein Kinderball hinauf, hinab, in helle Luft, auf frische Erde. Amo ... amare ... amo .... poltert in das lebendige Leben nach.

Es gibt keine Sorgen, es gibt nur Mutiges, Starkes, nichts als Lerchenaufschwung und Licht und Lust zum Singen, Sehnsucht, Freiheit und Liebe.

Berg und Tal, Wald und Feld, Halme, so hoch aufgeschossen, daß sie zum erstenmal im Wind wiegen wollen. Franz Reinhart beginnt eilig zu gehen. Der Markt Hehenberg glänzt an der Berglehne und schüttet eben Glockentöne hell und dunkel ihm entgegen. Jubelfestläuten, Hochzeitsglocken. Die Lerchen sind nicht mehr beachtet.

Die Felder stoßen an feste Häuser, an Scheunen, Bretterzäune und Gartenhecken. Das Land bricht an Verschlossenheiten ab. Hart tönt am Pflaster zwischen Mauern eiliger Tritt. Aus dem Kirchentor brummt die Orgel, Weihrauch liegt in der Luft. Viele Menschen haben sich zusammengedrängt. Der Gastwirt Karl Steibl hält Hochzeit mit Therese Straubinger, der Orgelmacherstochter vom Buchberg drüben.

Der verspätete Festgast schaute auf weiße Seide und weißen Schleier und Myrten und Kranz und auf braunes welliges Haar und auf zwei Hände, die ein Gebetbuch hielten. Er wunderte sich, daß ihm fast nichts mehr weh tat. Ein breitspuriger Mann, festlich gekleidet, neben der Braut drehte manchmal nervös den aufgezwirbelten Schnurrbart. Der alte Orgelbauer Erasmus Straubinger mit langen Haaren und langem Rock von merkwürdig altertümlichen Schnitt folgte streng aufmerksam der heiligen Handlung. Hinter diesem unbewegt das ein wenig harte Gesicht der Brautmutter. Schwarzseidene Festkleider rauschten zuweilen. Jemand nickte unbekümmert lustig zu Reinhart herüber. Durch die farbigen Fenster sprangen blendende Lichtstreifen. August Straubinger, Reinharts Studienfreund, nickte nochmals, so daß der älteste Bruder, der junge Orgelbauer, ärgerlich die Stirn runzelte. Der jüngste Straubingersohn im Klerikerhabit wurde auch zerstreut.

Orgelbrummen, Geigen und Pauken, Trompetengeschmetter. Das Kirchenschiff dunstete drückend. Ein Ring fiel klirrend am Altar und rollte, wurde erhascht und klang auf die Tasse.

Als später das Gedränge begann und in der alten Kutsche etwas Weißes davonfuhr, trieb es Reinhart von den Menschen fort. Er wäre um die Ecke gebogen. Da fühlte er einen Arm in seinen geschoben. Es war August Straubinger, der ihn spöttisch wie es seine Art war, nicht mehr ausließ und nötigte, zum Festmahl zu gehen.

Zwei niedere Stuben. Im Raum gegen den Marktplatz zu saßen das Hochzeitspaar und die Ehrengäste. Draußen tafelte die weitere Verwandtschaft. Noch sanftmütig, ein wenig selbstgefällig spielten die Musikanten in ihrer Ecke. Das Stimmgewirr der beiden Stuben prallte aneinander.

Später, als schon an den langen Tischen hie und da ein freier Platz erschien, Rauch in die Höhe stieg, die Nachbarn gemütlich zusammenrückten, überschaute der alte Erasmus die ganze Gesellschaft. Hitze und Lärm und Bescheidtun hatten ihn abgespannt und seine Gedanken kehrten rasch wieder in die Stille zurück.

Digitized by Google

Schnell ist dies alles gegangen in letzter Zeit, wunderte er sich so sinnierend, da wäre die Theres nun aus dem Haus. Gott geb's, daß es der Richtige ist. Die Zeit vergeht. Der August ist auf einmal Professor, nimmt sich eine brave Frau und bettet sich in ein bequemes Nest hinein. Der Thomas wird bald als Priester am Altar stehen. Wahrhaftig schnell geht die Zeit. Brav sind sie ja alle, wenn man auch immer seine Sorgen hat. Ist es nicht dumm, sich lang zu bekümmern, ob die Theres jetzt das Rechte trifft? Ob nicht noch zuviel Schelmerei und Leichtsinn in ihr steckt, zuviel für eine, die ein großes Hauswesen unter sich haben soll? Warum soll es denn nicht gehen. Langsam, langsam. Es war bei uns auch nicht so leicht. Was wäre denn das für eine Jugend, die gar so bedächtig und überlegen tät.

Er horchte schräg über den Tisch hinüber. Der Lehrerssohn, der junge Reinhart, das ist wohl ein frischer gerader Mensch. Es wäre schon recht, wenn der August etwas von ihm annehmen würde. Der August fängt wohl an, zuviel zu grübeln und zu lesen und zu städtisch zu sein und ist gar nicht mehr von Herzen lustig. O ihr Jungen, wie merkt man es euch an, wenn ihr die Reinheit verloren habt.

Franz lachte über den Tisch herüber. Die junge Frau hatte ein Scherzwort hinübergerufen. Sein Lachen klang gezwungen.

Die Musikanten hatten sich ausgiebig gestärkt und stiegen schon etwas unsicher wieder auf das Podium. Im ersten Raum begann der Tanz. Der Alte stand auf und drückte sich unauffällig aus der Stube.

Der alte Straubinger marschierte auf der weißen Straße dahin. Da kamen zwei rasch hinter ihm dahergegangen, sein August und der junge Reinhart.

„Hast du die Theres noch gesehen," fragte der Vater und auf einmal fiel es ihm wieder so schwer auf das Herz. Nun fährt sie mit dem fremden Mann dahin. Es war ihm, als könnte er nicht recht froh sein. Gern hätte er ihr noch einmal, trotzdem er es schon getan hatte, das Kreuzzeichen auf die Stirn machen wollen. Vor ihm, dem Herrn Schwiegersohn, hatte er es getan, so recht langsam, andächtig, so recht zum Schutz und Trutz.

Die Jungen sahen, daß der Alte lieber allein sein wollte. So schritten sie rascher aus. August rief noch zurück: „Der Reinhart bleibt heute bei uns."

Bald waren sie bei der nächsten Biegung verschwunden. Seid nur lustig, dachte der Orgelbauer, es ist schon recht. Nur kein Kopfhänger sein. Aus einem Kopfhänger ist auch nie ein Heiliger geworden.

Der Blick in die Landschaft war verdeckt. Die Straße kroch auf und ab den Laubkogel hinauf. Unvermittelt schob sich ein Kirchturm über einem Hügel hervor, einige weiße Häuser um ihn herum gemütlich versammelt. Dies war der Pfarrort Haslau.

Durch grüne Saat, einem Fußpfad folgend, stiegen die Freunde langsam aufwärts. Plötzlich lag das Haus weiß am Bergabhang da.

„Wundere dich nicht," sagte August, „wenn die Mutter heut nicht sehr freundlich ist. Sie nimmt das Leben gar so streng und hart. Überhaupt, wir sind eine Familie voll Grundsätzen und Ehrbarkeit."

Die großen Kelheimerplatten spiegelten in der Flur. Augusts Zimmer war noch voll Sonne und die Waldluft kam vom rauschenden Berg herab. Sie schauten in die Werkstatt hinein. An der getünchten Wand hingen zwei alte Stiche: Blick vom Vatikan über Rom und Jerusalem, die heilige Stadt.

„Gehen wir lieber noch in den Wald, bevor die anderen kommen," sagte August und zog den Freund vom Bücherschrank weg aus dem Haus.

Wie hell waren die Fichten von den jungen glänzenden Trieben. Ein kühler Wind fuhr in den Bäumen stetig bergab. Die Hügel weit draußen im Land wurden blauer, schärfer, die Wolken spiegelten rot, drüben am Horizont war ein grüner Streif. Der Haslauer Kirchturm stand im lichteren Abendhimmel eingeschnitten. Die Straße

Digitized by Google

unter ihnen war nicht mehr blendend weiß, in den Wiesen da und dort zog Nebel. Weit draußen schaute Brunau hinter einem Hügel her.

„Wenn man ein Maler wäre . . . ." sagte Franz sehnsüchtig. „Und doch, man könnte dies nie ausdrücken . . . . ."

August starrte hinaus. An einem solchen Abend, wenn der Nebel kommt," sagte er ohne Spott, „wenn es so dunkelt, ringsum alles schweigt . . . . wenn so ein Abschiednehmen von Licht und Tag ist . . . . dann fragt man so notwendig: was bleibt dir denn von allem, was du lebst, verdämmert es nicht auch so wie die Natur . . . . Ich glaube, wer sterben will, der müßte sich so einen Abend aussuchen, dann . . . . könnte er vielleicht sterben."

„Warum sterben?" Franz erstaunte.

Aber August fuhr unbeirrt fort: „Alles, was du zu wissen wünschest, endet doch mit einem Fragezeichen."

Jetzt wird er gleich von der Liebe und den Weibern sprechen, dachte Franz.

August aber schwieg und starrte schwermütig hinaus in das Land.

Die Sonne war untergegangen. Der Wald wurde schwarz. Der Wind blies kalt. Unten im Haus wurde Licht angezündet.

„Ich muß mich manchmal aussprechen," sagte August, „darum habe ich dich auch gebeten, bei uns zu bleiben. Abends werde ich dir alles erzählen. Wenn du sie kennen würdest. Wie ich sie liebe . . . . ."

„So" lachte Franz erleichtert: „Also darum die Todessehnsucht."

Sie stiegen rasch bergab. Als sie in das Wohnzimmer eintraten, fanden sie auch den Thomas und den Johannes.

Man hatte das Abendessen aufgetragen. Sie standen noch im Kreise um den Tisch herum. Der Alte faltete die Hände und begann das Abendgebet, die anderen fielen ein. Nur August bewegte lautlos seine Lippen. Franz Reinhart konnte nicht anders, als auch seine Hände zusammenzulegen. Aber er betete nicht mit. Es empörte ihn, daß August so tat, als ob er beten wollte.

Der Alte schaute still auf seine Hände. Es war, als würde er im Augenblicke nichts von der Welt sehen. Zur Rechten des Vaters stand Johannes, der Älteste, groß und hager, ebenso still und ebenso unbewegt. Seine Stimme folgte der des Vaters, ohne sie zu übertönen.

Manchmal streifte Franz mit einem forschenden Blick die Züge des Thomas. Auch dieser hatte das schmale Gesicht der Straubinger, nur die unruhigen schwarzen Augen paßten nicht ganz dazu. Er sah schlecht aus, angestrengt, überarbeitet.

Aus der Küche, die vom Wohnzimmer nur durch eine Glastüre getrennt war, kam ein guter, starker Duft. Man hörte auch das Feuer prasseln.

„Wo sie jetzt wohl sein mögen," fragte die Mutter leise und strich mit der Hand über die Stirn, „wo sie jetzt wohl sein werden?"

Gegen Abend wurde ihr Bangen um die Tochter stärker. Dies Bangen war es auch gewesen, das sie so bald vom Festmahl vertrieben und schweigsam gemacht hatte.

Man riet hin und her. Thomas brachte den Fahrplan und dann schaute man auf die Uhr. Der alte Erasmus blickte über den Tisch hinüber seine Frau warm an und nickte ein paarmal schweigend.

Man nahm bald Abschied voneinander, denn Reinhart wollte schon am Morgen nach Brunau hinüber, auch Thomas mußte früh zur Bahn nach Hehenberg.

Im Wohnzimmer blieb nur der alte Erasmus mit Johannes. Dieser arbeitete am kleinen Schreibtisch. Aber er war nicht recht bei der Sache, blickte mitunter von den Papieren auf und schaute dem Rauch der Pfeife nach. Die Mutter half schon wieder in der Küche beim Abräumen, warf aber auch mitunter durch die Türe ein Wort herein. —

Digitized by Google

August hatte in seiner Kammer das Fenster aufgerissen, die frische Nachtluft kam her, die Sterne blinkten über den rauschenden Buchen.

Die Geschichte von seiner Geliebten war zu Ende erzählt.

„Und dann?" fragte Franz Reinhart, als August schwieg.

„Dann? . . . . . Da sind wir im Nebel hin und her gegangen, stundenlang, und haben nicht den Mut gehabt, laut zu sagen, daß alles nun vorbei ist."

„Warum war es eigentlich zu Ende?" fragte Franz leise, fast vorwurfsvoll.

„Wie es so kommt . . . . . es ist immer das Gleiche. Es hat keinen Bestand. Irgendwo wird schon ein Fehler sein. Man sagt sich Liebes und glaubt es selbst nicht und auf einmal graut es einen vor diesem täglichen Betrug und dem Hin und Her und Anziehen und Abstoßen. Dann tut man weh und nennt es Befreiung."

August hatte sich eine Zigarette angezündet und lehnte sich bequem zurück.

„Darin liegt der Trieb unseres Lebens, — ja der Welt, — im Geschlecht und nur im Geschlecht und wiederum darin. Schau die Weltgeschichte an, Götter, Tiere und Menschen, immer das Gleiche."

„Himmelan strebt der geläuterte Faust . . . ." sagte Franz.

„Zum Schluß weißt du nichts, darum laß an dir geschehen, — das ist die faustische Weisheit. Philosophie — Schwindel. Naturlehre — kahler Plunder. Religion — fremder und eigener Betrug. Nichts hält, nichts bleibt, wir müssen nur immer sagen: in dieser Erkenntnis möchte ich sterben und nie widerrufen, daß ich nichts weiß, nichts verlange, — nie widerrufen, daß es nicht wert ist, gelebt zu haben . . . . . ."

Er hielt inne. Auch drunten mußten die Fenster offen sein. Langsame Töne eines Chorals gingen in die Nacht hinaus.

„Was ist das?" fragte Franz tief berührt.

„Der Vater ist am Harmonium." August zuckte die Achsel. „Man ist nicht umsonst ein Orgelbauer."

„Spielt er oft?"

„Fast jeden Abend. Meistens dasselbe. Kennst du's nicht? Als Kinder haben wir es singen müssen. Wie heißt es doch . . . . . .

Liebe und leide,

Arm ist die Freude,

Die nicht entspringt

Der Liebe und dem Leide.

Die anderen Strophen weiß ich nimmer zu meinem Schaden."

Die Beiden lauschten. Franz Reinhart hatte sich hinausgelehnt und horchte auf das Spiel und auf das Rauschen und schaute in die unruhigen Sterne. Sein Herz wurde ergriffen. Welch seltsame Menschen lebten doch in diesem Hause.

Die Orgeltöne hörten nicht auf, sie drangen unaufhörlich in die Nacht hinaus.

„Ich verstehe diese Welt nicht, in der mein Vater lebt," klagte August, „ich versteh sie nicht. Sie hat etwas Einfältiges und Rührendes zugleich, zuweilen kommt sie mir auch kühl und streng vor."

Auch war, als ob eine Männerstimme dazu halblaut singen würde, doch Worte konnte man nicht vernehmen.

August seufzte wieder und lächelte dabei:

„Kommt es dir nicht sonderbar vor? Aus diesem Hause stammen, von Jugend auf mit Frömmigkeit gefüttert und dann — Atheist wie alle, die studiert haben oder studieren."

Die Stimme unten hob sich mächtiger.

Digitized by Google

„Der Johannes," sagte August. „Der Vater und er, die passen zueinander. Der Johannes wird ganz der Vater, nur ist er noch strenger, ja fanatisch. Wir taugen auch nicht zusammen und gehen einander aus dem Weg."

Die Musik verstummte. Der Lichtschein, der vom unteren Fenster aus in den Garten hinausfiel, verlöschte. Tritte wurden auf der Stiege hörbar.

„Weißt du," unterbrach ihn August, „manchmal packt mich der Überdruß vor unserer Wissenschaft. Wozu und warum dies alles? Warum müssen wir dies alles wissen? Gut, für unseren Beruf. Und dies alles wieder anderen einmal einzubläuen, feste Urteile und Meinungen Fremder und andere im Grund gleichgültige Sachen, immer vorsichtig um einen unbekannten Bezirk herum und dabei ein Getue, als ob es was Großes wäre . . . . ."

„Dir ist gar nichts recht," sagte Franz unsicher und betroffen.

„Mag sein. — Also, gute Nacht. Und ruhe sanft in dem frommen Haus."

Reinhart vermochte lange nicht einzuschlummern. Töne verfolgten ihn. Im leichten Halbschlaf kam der heutige Tag und der Abend wieder zurück, verworren und undeutlich. Merkwürdig, daß er am wenigsten daran gedacht hatte, daß die Braut, — die Braut des verflossenen Tages, — aus diesem Hause stammte und daß sie, die seine Sinne so stark anzog, hier in diesen Räumen in Fleisch und Blut wahrhaftig geweilt hatte. Vielleicht gar in diesem Zimmer? . . . . . Er wurde wieder vollständig wach.

Therese Straubinger, — wem aus allen gleichst du? Dem Vater? Der Mutter? Welchem der Brüder?

O, er wußte es genau. Sie glich nicht diesen Eltern, ein älteres Blut mußte seinen mächtigen unbändigen Trieb verfolgt haben . . . . . Therese . . . . . Therese . . . . .

Seine Gedanken verloren sich und es wurde eine schwere Nacht.

* * *

Der alte Reinhart saß noch beim Frühstückskaffee und bei der Zeitung, als Franz heimkam. Erstaunt blickte er auf den Sohn.

„So früh zurück?"

Franz lachte.

„Du weißt, ich halte es nirgends lang aus. Wo ist Gertrud?"

Der Alte blickte über die Brille hinweg. „In der Kirche." Er lächelte ein wenig bitter. „Sie geht jetzt so oft, viel mehr als früher. Ich muß es entgelten."

Doch dann meinte er:

„Heut ist der Mutter Sterbetag . . . . . darum . . . . . darum halt."

Der Junge sagte nichts. Er dachte nicht gern daran.

„Es sieht nicht gut aus," meinte der Alte und deutete auf die Zeitung. „Ich werde es ja nicht mehr erleben, aber es wird nicht gut."

„Ach Vater, einmal muß es doch frei und licht auf der Erde werden."

„Meinst du," zweifelte der Alte, „ihr Jungen, ihr habt schon recht, daß ihr euch den Glauben an die Freiheit nicht rauben läßt, aber wir, wir haben uns schon zu oft getäuscht . . . ."

Er hüllte sich in Rauchwolken ein.

„Das denk ich jetzt oft, was aus Gertrud werden soll, wenn ich nimmer bin. Wenn du nur einmal fertig wärest und im Brot, dann könnte ich für Gertrud etwas zurücklegen. Kinder, Kinder, ein alter Bauernschulmeister erwirbt keine Reichtümer."

Franz schaute angelegentlich auf den Fußboden. Die Rinnen zwischen den Brettern waren groß und zum erstenmal entdeckte er gewaltige Schäden. Die alte liebe Einrichtung, an der soviele Kindheitserinnerungen hafteten, erwies sich, näher betrachtet, recht armselig und geschmacklos.

„Mit dem Heiraten . . . . ." der Lehrer verschluckte die halbe Rede, „es sieht nicht so her, als ob die Gertrud einmal heiraten würde."

Digitized by Google

Der Alte erhob sich von seinem Ruhesitz, begann mit der Pfeife hin und her zu wandern, aus einer Rauchwolke in eine andere.

„Wenn du das Stipendium nicht hättest . . . . . das Bettelgeld, mir war es sauer genug, zu buckeln und aufzuwarten vor den Leuten und mich zu demütigen, — ah, bis man bei uns was bekommt, in dem Gnadenstaat. Nur wer Geld hat, kann sich eine Gesinnung leisten, die andern werden einfach ausgehungert, bis sie schön die Hände falten lernen . . . . .

Aber, was ich sagen wollte . . . . wenn es ginge, ohne Zuschuß im nächsten Semester . . . . . " er hustete, leid tat ihm der Bub, Bettelwirtschaft übereinander, — „wenn es auch so ginge, dann wäre ich froh, ich möchte nicht gern die paar Gulden deiner Schwester angreifen."

Franz wurde rot bis über die Schläfen hinauf. Was der Vater denke. Er werde es schon zwingen. Sommersemester, das sei doch eine Kleinigkeit und heiße ohnehin nicht viel. Der August Straubinger werde ihm die Abschriften der Vorlesungen schicken, dann könnte er auch daheim lernen und zum Kolloquium werde es hoffentlich reichen . . . . . .

Und dann, dann kann man öfters nach Hehenberg gehen und in einer Wirtsstube sitzen und sich von einer jungen Frau Wirtin ein Glas Bier hinstellen lassen . . . . . Es steht ein Wirtshaus an der Lahn, die Wirtin schenkt vom Besten . . . . .

Er starrte durch das Fenster abgewendet hinaus. Daß sie nur den nehmen konnte, diesen Spießbürger und Wirt und Häuserspekulanten . . . . . .

Der Vater studierte seine Miene. Armer Bub, es ist freilich nicht viel, wovon du leben sollst und es ist schwer, entbehren zu müssen.

„Wenn es aber gar nicht geht, Franz . . . . . "

„Nein, Vater, gar keine Rede. Ich bleibe hier. Es geht schon."

So war dies erledigt.

* * *

Die Hochzeit lag schon lang dahinter, man sprach nicht mehr von diesem Ereignis. Aber man hatte auch nicht viel Zeit dazu.

Es war eine Orgel für die Pfarrkirche in St. Marein fertigzustellen. Der Kasten war schon gebaut. Die Pfeifen lagen fertig in der Ecke. Der alte Straubinger wurde feierlicher gestimmt, je mehr das Werk sich seiner Vollendung näherte. Jeder Schritt, den er tat, jeder Handgriff schien ihm ein Stück Weg zum Himmelreich.

Wenn es in der Stube dämmerte und draußen die Schwalben in stiller Luft flogen, wenn drüben in Haslau die Glocken sich zu rühren begannen, dann tat der alte Erasmus die Kappe ab, hüstelte ein wenig, schaute zum Sohn hinüber und wenn auch dieser Miene machte, die Arbeit zu beendigen, so ging der Alte aus der Stube in seine Kammer, um den Arbeitsstaub abzutun. So wurde es still von sich selbst Feierabend.

Dann aber, wenn es sich schön anließ, wanderte Johannes mit dem Vater oft ein wenig durch die Felder oder auf die Höhe hinauf oder an der Straße gegen Haslau zu.

Heute aber hatte keiner recht Lust aufzuhören. Die Arbeit war zu dringend.

Der Junge machte das Fenster auf, damit mehr Luft und Licht hereinkäme.

Er dachte daran, daß die Therese noch immer nicht herübergekommen war, die Eltern zu besuchen, und daß diese sich grämten, der Vater aber immer ein Wort der Entschuldigung fand .

„Vater," fragte später der Sohn nach langer Versunkenheit, „warum bist du so gut, ... wie hast du es vermögen können, immer so gut zu sein?"

„Ich war es nicht immer," sann der Alte, „ich war es nicht immer. Gut nennst du mich. Ich glaube, ich bin bloß geduldig."

„Es ist vielleicht dasselbe."

Digitized by Google

„Nein, aber es ist der einzige Weg dazu. Und dann bin ich alt," sagte er noch, „da ist alles leichter, man verzeiht auch dem Alter mehr."

Die Späne flogen wieder unter dem Hobel des Sohnes. Sein Gesicht wurde glührot von der Arbeit.

„Wenn nur das Demütigsein nicht so schwer wäre." Er hielt mit ausgestrecktem Arm in seiner Arbeit inne.

„Ja," lächelte der Vater, „die Hoffart und der Stolz . . . . . in der Hoffart ist Luzifer gefallen," er hob den weißen Kopf, „und fällt heute jeder von uns wohl tausendmal."

„Warum hat Gott den Sündenfall zugelassen?"

Der Alte hielt inne.

„Die verborgenen Gerichte Gottes soll man nicht erforschen. Unbegreiflich sind sie für unsere Blindheit, aber gerecht, weil sie Gottes sind. Wir müssen die Augen niederschlagen und immerdar bitten: Herr, komm uns zu Hilfe . . . . mit Deiner Gnade komm uns zu Hilfe . . . . denn ohne Deine Hilfe sind wir nichts."

„Vater, ich kann es nicht. Wie gern möchte ich manchmal wie ein Kind sein, aber ich vermag es nicht."

„Wirst älter werden, Johannes, wirst milder werden. Auf einmal vermögen wir es nicht. Und beten müssen wir und tagtäglich neu den Heiland suchen, den wir tagtäglich so oft verlieren. Wie Kinder, wie verlorene . . . . . einmal wird es gut und recht. Ich bete für euch alle, besonders für Thomas jetzt. Thomas wird zu gelehrt. Die größten Heiligen waren arm und unwissend."

Johannes ließ die Arbeit sein. Eifrig sagte er: „Der heilige Thomas von Aquin, ... denk doch. Vater, ... der heilige Augustinus, der heilige Ignatius . . . . waren die nicht alle gelehrt und doch so groß?"

„Die hatten die Gnade Gottes und die führte sie auf dem Wege der Demut. Aber Tertullian ist gefallen . . . . und Luther war auch gelehrt und stolz, so stolz . . . ."

„O Vater, wie soll da unsereiner bestehen . . . . ."

„Mein Sohn," sagte der Alte, „mein Sohn!" Er nahm die Kappe ab und hielt sie in der Hand. „Wer den Glauben hat, wie der erste Martyrer Stephanus, der wird bestehen. Der heilige Geist war über ihm und er sah die Herrlichkeit Gottes und Jesus zur Rechten des Vaters und sah dies alles und ließ sich steinigen ohne Wehlaut. Da stand einer dabei, Saulus, und willigte ein in seinen Tod."

„Und ist der heilige Paulus geworden."

„Die Gnade Gottes . . . . . allein."

„Vater, da müßte man verzweifeln."

Die lichtgrünen Buchen oben am Berg rauschten auf und bogen sich mit den sprießenden Fichten. Johannes schaute hinauf auf die bewegte Höh.

„Wenn es nur die Gnade wäre? . . . . Nur der Begnadete selig werden kann? Warum erbarmt sich Gott nicht auch der Armen, der Unbegnadeten?"

„Weißt du es, ob sie Ihn nicht zurückgestoßen haben?" Der Vater stand rasch auf. „Johannes, du frevelst."

„Ich kann es nicht fassen," sagte Johannes traurig nach einer Weile.

„Unerforschlich sind Seine Wege, unerforschlich. Bittet, so wird euch gegeben werden. Du mußt die Gnade mühsam suchen, sehnsüchtig begehren, demütig bewahren und wiederum geduldig und getrost erwarten, bis die Zeit der himmlischen Heimsuchung kommt."

„Woher hast du dies, Vater?" Johannes schaute ihn verklärt an.

„Aus der Nachfolge . . . . . komm," sagte der Alte weich.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Himmelfahrtslegende / Von Karl Bröger

Feucht dampft die Frühe um Fichten und Föhren,
Ein Leuchten rührt klingend an den Wald,
Meise und Buchfink lassen ihr Stimmlein hören,
und Sankt Sebald
zieht seine zwei Kühe aus ihrem Stall;
nachquillt die Wärme aus allen Ritzen.
Der Morgen hebt den goldenen Ball
der Sonne schon über die schlanken Tannenspitzen.

Vom weißen Haar Sankt Sebald sein Käpplein nimmt,
grüßt die Sonne und faßt in die welken Hände
ein Scheit, das noch rot von Funken glimmt,
schwingt es ins Morgenrot und wirft es zwischen die Wände
der Klause. Zufrieden brummt eine Kuh.
Die Hütte brennt und der Heilige singt dazu.

„Ein neuer Tag ist aufgewacht!
Versunken ist die bange Nacht
mit ihren dunklen Ängsten.
Nun gib dich, Herz, dem Lichte preis
und rüste zu der letzten Reis',
der seligsten und längsten.

Verbrennen muß, was an dir hängt,
was hart und irdisch zu dir drängt
und will dich erdwärts biegen.
Tu alles ab, was du begehrt!
Es ist nur Last, die dich beschwert.
Auf, Seele! Du sollst fliegen."

Ins Kummet schirrt Sankt Sebald sein Gespann,
faßt die Zügel und steigt auf den Wagen.
Oben breitet die Arme der heilige Mann
und die Kühe hören ihn starke Worte sagen.
„Wir fahren heim! Euch will ich mich anvertraun,
meine Freunde und immer treue Gefährten.
Heute noch muß ich die selige Stadt beschaun,
durch das Tor einziehen aller in Gott Bewährten.
Geht euren Gang! Und wo ihr nimmer wollt,
mögen mich fromme Hände der Muttererde geben.
Euch wird für alle Liebe vom Himmel Dank gezollt
und auf fetter Weide dürft ihr noch lange leben."

Durch den Wald stampfen die Rinder gemessenen Gang,
klirren in den Ketten und schütteln die breiten Gesichter.
Sankt Sebald liegt auf der Bohle. Um ihn ist alles Gesang,
in ihm brennen die sieben heiligen Gotteslichter
und er träumt:

Digitized by Google

Daß er auszog als Königssohn,
Weisheit und wahre Gnade zu finden.
Daß sich die Tochter ihm neigte vom fränkischen Königsthron,
ihn an Ehre, Ruhm und nichtige Macht zu binden.
Daß er floh in Wälder, Berge, Schluchten
und den Geist mit sich trug.

Daß ihn die Menschen in seiner Höhle suchten,
und er das Kreuz über ihre Scheitel schlug.
Daß die Welt verdämmerte in einem grünen Kranz,
und er seine Kühe zur Himmelfahrt aufgezäumt . . .
Aus dem Gras summen Mücken, die Sonne brennt heiß,
die Höhen sind weit von gelben Bändern umsäumt.

Vor Sebaldus wachsen die goldnen Pfeiler und Türme der Stadt,
das Tor bricht auf von Marmor und Edelstein,
eine Kuppel, die Gott selber gebogen hat,
zieht Straßen und Plätze in einen Tempel ein.
Alle Menschen sind gut und gleich,
leben unter e i n e m Zepter und Reich,
und ist der Freude und des Segens kein Ende abzusehen . . . .

Auf einer Lichtung bleiben die Kühe stehen,
legen sich hin und käuen in Ruhe wieder.
Hinter den Wäldern geht die Sonne nieder.

Um die Zeit der ersten Sternenbleiche
finden Bauern von Sankt Sebalds Traum eine edle Leiche.

Deutsche Worte

Es ist lediglich der gemeinsame Grundzug der Deutschheit, wodurch wir den Untergang unserer Nation im Zusammenfließen derselben mit dem Auslande abwehren und worin wir ein auf ihm selber ruhendes und aller Abhängigkeit durchaus unfähiges Selbst wiederum gewinnen können. Johann Gottlieb Fichte.

*

O deutsches Volk, ich ruf' es dir hinab . . .
Dir werden noch die Osterglocken schallen,
Wie einem Volke nie geklungen sind!
Dein still Ergeben hat dem Herrn gefallen,
Und hoch erheben wird er dich, sein Kind. Gottfried Keller.

Digitized by Google

Die Auferstehung des Volkslieds / Von Armin Knab

Ein Volk in dem Sinne, wie es die Blütezeit des deutschen Volkslieds, das 15. und 16. Jahrhundert kannte, gibt es heute nicht mehr. Damals war das Volk wirklich noch eine Einheit, zwar gegliedert in Stände, Zünfte, in Gelehrte und Ungelehrte, aber doch zusammengehalten von einer einheitlichen Weltanschauung, von gleichartigen Lebensregungen. Das Volkslied war damals nicht das Lied einer bestimmten Schicht, es wurde von allen gesungen. Die namenlosen Schöpfer jener Lieder, die im Gesamtbewußtsein des Volkes wurzelten, von ihm bereitwillig aufgenommen wurden und sich mündlich im Gedächtnis des Volkes fortpflanzten, haben wir uns in allen Kreisen zu denken; bald mag es ein wandernder Handwerksgesell, ein reisiger Soldat, ein Bänkelsänger oder Spielmann, bald aber auch ein gelehrter Mönch oder ein Edelmann gewesen sein, der solchermaßen den Widerhall der Volksgenossen weckte. Nicht anders wie die mittelalterlichen Dome, vor denen wir heute staunend und klein geworden stehen, nur aus dem durch eine einheitliche Weltanschauung gebundenen und ins Unermeßliche verstärkten Kraftstrom des ganzen Volkes emporwuchten konnten, so konnte auch die Fülle der herrlichen wildgewachsenen Blumen des Volkslieds nur aus einem gemeinsamen, gleichgearteten Mutterboden emporsprießen. Man hat die klassische Blütezeit des deutschen Volksliedes zutreffend als Ausfluß der Jugendzeit des Volkes erklärt. Die gärenden, drängenden Kräfte dieses Jünglingszeitalters mußten sich in lyrischer Entladung äußern. Man wird zugestehen müssen, daß eine solche Jünglingszeit als Vorbedingung der lyrischen Hochblüte des Volksganzen im Volkslied nicht mehr wiederkehren wird, ebenso wie die vorangegangene von dämmernden Märchen und Sagen umspielte Kindheit des Volks mit seinen großen epischen Schöpfungen nie mehr kommt. Die Grundbedingungen für ein jener alten Zeit gleichbedeutendes Volkslied sind mehr und mehr entschwunden. Die wachsende Differenzierung der Geister, der steigende Individualismus, die zunehmende Spaltung zwischen körperlich und geistig arbeitenden Schichten ließ den einheitlichen Schallboden brüchig werden, der dem Volkslied als verstärkendes Mittel unentbehrlich war. Wenn gleichwohl aus Kreisen, die durch gleichen Gefühlsrhythmus gebunden waren wie manche Stände oder in Zeiten großer völkischer Erlebnisse immer noch neue Volkslieder entstanden, so erreichten sie doch selten mehr die Tiefe, Gestaltungskraft und Lebensfülle jener klassischen Liederzeit. Und gar für die Gegenwart können wir eine Auferstehung des Volkslieds gewiß nicht in dem Sinne feststellen, daß das deutsche Volk wieder in eine große produktive Periode lyrischer Volksgesänge eingetreten sei, wohl aber in einem anderen Sinne.

Das Volkslied wird mehr und mehr der Nation und insbesondere dem gebildeten Teil derselben bewußt. Der naiven Schöpfung folgt nach langer Zeit die Erkenntnis, ein Vorgang, der immer aus Spaltungserscheinungen erklärt werden muß; denn bewußt werden kann etwas nur dadurch, daß man auch etwas anderes, etwas Gegensätzliches in sich trägt; erst von diesem Boden aus ist der objektive Blick auf das bisher unbewußt Geleistete möglich. Wenn einerseits die Klagen über die wachsende Geschmacksverderbnis der jetzt als „Volk" bezeichneten Masse durch Operette, Schlager, Grammophon und Kino wohl berechtigt sind und dringliche Abhilfe nottut, so kann doch die Heilung wieder nur vom gebildeten Teil der Nation ausgehen, der zur Führung des anderen Teils berufen und allein befähigt ist, einen kräftigen Gegenstoß zu führen. Von größter Wichtigkeit ist es daher, sich der wachsenden Erschließung des Volkslieds freudig bewußt zu werden, die es wohl gestattet, von einer Auferstehung des Volkslieds zu sprechen. Denn nur von der Erkenntnis, welch gewaltige Kraft- und Schönheitsquelle im Volkslied liegt, kann die bewußte Rückführung des Volks

Digitized by Google

zu einer seinem besseren Wesen gemäßen Liedkunst ihren Ausgangspunkt nehmen, will man den Hoffnungsmut für eine derartige Besserung überhaupt hegen. Wollte man aber an der Neubelebung des guten Volkslieds für die Masse verzweifeln, so bliebe doch der durch die Jahrhunderte verfolgbare Einfluß des Volkslieds auf Kunstdichtung und Musik so wichtig, daß wenigstens von dieser Seite auch weiterhin eine günstige Einwirkung auf die Kultur erhofft werden darf. Hiezu ist es insbesondere erforderlich, das Volkslied den häufig in Fachdünkel begrenzten Kunstbeflissenen als eine nicht etwa untergeordnete, sondern in vielen Fällen aller künstlichen Kunst unendlich überlegene elementare Schöpfung nachdrücklichst zum Bewußtsein zu bringen.

Der Vorgang der bewußten Aufnahme des Volkslieds durch die Bildungsträger der Nation ist noch nicht anderthalb Jahrhunderte lang zurück zu verfolgen. Die Wiedererweckung des Volkslieds war zunächst eine rein literarische Tat. Wenn auch klassische Dichtung und Musik ihren Höhepunkt gleichzeitig erreichten (Goethe—Beethoven), so geschah dies trotz vieler gegenseitiger Beziehungen im wesentlichen doch unabhängig von einander, nur als Ausfluß des gleichen tieferen Lebenswillens der deutschen Kulturentwicklung. Weimar und Wien waren die entfernten Hauptstädte. Während aber der musikalische Teil des Volkslieds in der klassischen Musikepoche einer offiziellen Beachtung sich nicht erfreute — das lebendige Weiterwirken in Schuberts Liederfülle ist etwas anderes — bildete das Volkslied als Gedicht einen Gegenstand liebevoller Betrachtung durch die klassischen Dichter. Herders Volksliedersammlung (1778, 1779) war die erste entscheidende Tat. Wenn Herder in universellem Drange in diesen „Stimmen der Völker in Liedern" dem deutschen Liederschatze nur 42 Proben entnahm, während den Großteil der Sammlung fremdländische Lieder in Übersetzungen bildeten, so war doch erstmals der Blick der noch in gezierter Unnatur befangenen Gebildeten nachdrücklich auf diese Elementarpoesie gelenkt. Welch starke Anregung der junge Goethe vom Volkslied empfangen hat, ist bekannt genug. Er sammelte selbst 12 Volkslieder im Elsaß und stellte sie Herder zur Verfügung. Es ist von besonderem Reiz, das in Herders Sammlung aufgenommene Volkslied vom „Röschen auf der Heide" mit der Fassung in Goethes Gedichten zu vergleichen, die ja Volkslied geblieben ist und als vielleicht einzige Dichtung, die von Goethe ausgeformt ist, im Volke weiterlebt, freilich nicht nach der unschätzbaren graziösen, etwas rokokohaften Melodie von Schubert, sondern nach der sentimentalen, aber dem Volksgeschmack mehr entsprechenden von Werner.

Das Charakteristische der Veröffentlichung Herders ist darin zu erblicken, daß die Melodien fehlten, Leib und Seele des Volkslieds also getrennt waren. Das damalige Interesse für das Volkslied richtete sich vornehmlich auf die Dichtung, weil es einer literarischen Strömung entsprang. Nur dadurch aber konnte der erneuernde Einfluß der Volksdichtung auf das Kunstgedicht so groß werden, während eine Melodiensammlung mit den Texten vornehmlich als Musikbuch umgelaufen wäre. Daß Herder übrigens auch die Melodien kannte und ein feines musikalisches Urteil hatte, ergibt sich aus vielen beschreibenden Bemerkungen über die Weisen, wodurch diese freilich nicht ersetzt werden können. Er ist sich darüber klar, daß „überhaupt in allen Volksliedern mit dem lebendigen Gesange viel verloren geht". Zu dem aus dem Wunderhorn bekannten Schweizerliedchen vom Dusle und Babele bemerkt er treffend: „die Melodie ist leicht und steigend wie eine Lerche; der Dialekt schwingt sich in seiner lebendigen Wortverschmelzung ihr nach, wovon freilich in Lettern auf dem Papier wenig bleibt". Beim Lied vom eifersüchtigen Knaben sagt Herder, die Melodie habe das Helle und Feierliche eines Abendgesangs, wie unterm Licht der Sterne. Übrigens enthalten die „Stimmen der Völker" nur

Digitized by Google

wenige echte deutsche Volkslieder, das meiste sind Kunstlieder (sogar Goethes Ballade „der Fischer" wurde aufgenommen), die mündliche Überlieferung ist sehr wenig beigezogen. Gleichwohl war das Bekenntnis Herders zum Volkslied als erster Anstoß von weittragender Bedeutung.

Die Großtat der literarischen Erweckung des Volkslieds ist und bleibt das „Wunderhorn" der beiden Romantiker Achim von Arnim und Clemens Brentano. Hier ist mit ungeheurem Fleiße, mit begeisterter Hingabe erstmals ein gewaltiger Stoff gesammelt, der aber keineswegs in rein wissenschaftlicher Form geboten, sondern durch die Bearbeitung und Anordnung der Herausgeber dem unmittelbaren Gebrauche wieder dienstbar gemacht werden sollte. Nichts bekundet mehr den sicheren Instinkt der Romantiker für das Wesentliche und Notwendige, als daß sie auf das alte Volkslied so entscheidendes Gewicht legten. Hier, wo das Unbewußte ins Helle strebte, war die Urkraft des Volks am Werke, offenbarte sich der Reichtum, die Zartheit, die Stärke und Bildnerkraft der deutschen Seele am herrlichsten. Dieses bewußte Anknüpfen an die Vergangenheit wies den Weg in die Zukunft. Man muß sich die beiden jungen Menschen vorstellen, von Freundschaft und Dichtkunst trunken, ungebunden umherschweifend, singend und lauschend, träumend und dichtend. Die romantische Zeit, urfremd allem pedantischen Philistertum, war für sie angebrochen, die sich in jeder echten Jugend wiederholt und im Alter so oft vergessen wird. Eine wundervolle sommerliche Rheinfahrt im Jahre 1802 einte die jungen Geistesgenossen fürs Leben. Ohne Tag und Nacht zu sondern, ohne Plan umherirrend, von Schifferliedern berauscht, von alten Ritterburgen ins Land schauend, den Mädchen vor den Türen am warmen Sommerabend neue Weisen lehrend, erlebten sie eine überströmend selige, übers ganze Leben hinstrahlende Zeit.

Ein gemeinsames Werk sollte diese Freundschaft krönen. Der Plan, die eigenen Gedichte vereinigt herauszugeben, zerfiel wieder. „Ich glaube beinahe", schrieb Brentano, „man kann in unsern Tagen nicht dichten, man kann nur für die Poesie etwas tun. Zu eigenen Werken fehlt einem ganz der Mut, wenn man die alten Liebes- und Heldengeschichten der Minnesänger liest; ja ich fühle es oft als etwas Sündliches, mich mit neuen Werken zwischen sie und unsere leichtfertige Zeit zu drängen." So planten sie denn die Werke der Minnesänger zu übertragen, alte Romane neu herauszugeben, bis ihnen ihre eigentliche Aufgabe immer klarer wurde, zur Erweckung des alten deutschen Wesens durch eine umfassende Sammlung der Volkslieder beizutragen.

Nun ging es an eine eifrige Tätigkeit. Die alten Liedersammlungen, fliegende Blätter, ja die ganze ältere deutsche Poesie wurde gesichtet und durchstöbert. Daneben wurde aufgezeichnet, was im Volksmunde noch lebte, Bänkelsänger wurden ausgehorcht, überhaupt alle Quellen ausgenützt. Im Frühling 1805 vereinigten sich dann die beiden Freunde in Heidelberg zu gemeinsamer Arbeit. In zwei Monaten war die Redaktion des ersten Bandes abgeschlossen. Es war weniger eine philologisch-kritische, wie eine dichterisch gestaltende Arbeit. Vieles wurde verändert, umgestellt, ergänzt, neugedichtet. Es waren ja zwei junge Dichterherzen, die an dem herrlichen Volksgut sich zu eigenem Mitschaffen entzündeten und sie durften es, denn die meisten dieser Lieder hatten durch langen Umlauf Änderungen erfahren, unzählige Personen hatten daran mitgedichtet. Warum sollte man den einfühlungsfähigen Dichterfreunden nicht ein gleiches Recht zugestehen? Wie gut ihnen ihre Tätigkeit gelang, wie tief sie sich in den Geist der Volkspoesie einlebten, beweist, daß man oft nur schwer die ergänzten, erneuerten Stellen erkennt und die Scheidung, was Brentano, was Arnim beigetragen, in vielen Fällen für immer zweifelhaft bleiben wird und auch bleiben darf, weil es sich hier nicht

Digitized by Google

um subjektive Dichtung, sondern um ein dienendes Werk am objektiven Volksgesang handelt.

Aus der oft jugendlich unklaren, bilderreichen Einleitung Arnims hebt sich in folgenden inselgleich emporsteigenden Sätzen der tiefe Sinn des Werkes deutlich heraus:

„Wir suchen alle etwas Höheres, das goldne Vließ, das allen gehört, was der Reichtum unsres ganzen Volkes, was seine eigene innere, lebende Kunst gebildet, das Gewebe langer Zeit und mächtiger Kräfte, den Glauben und das Wissen des Volkes, was sie begleitet in Lust und Tod, Lieder, Sagen, Kunden, Sprüche, Geschichten, Prophezeiungen und Melodien — wir wollen allen alles wiedergeben, was im vieljährigen Fortrollen seine Demantfestigkeit bewährt, nicht abgestumpft, nur farbespielend geglättet, alle Fugen und Ausschnitte hat zu dem allgemeinen Denkmale des größten neueren Volkes, der Deutschen, das Grabmal der Vorzeit, das frohe Mal der Gegenwart, der Zukunft ein Merkmal in der Rennbahn des Lebens."

So ging der erste Teil des Wunderhorns zur Michaelismesse 1805 in die Welt. Es war eine Schöpfung der Jugend; Arnim zählte damals 24 Jahre, Brentano 27 Jahre. Vielleicht war den beiden gar nicht voll bewußt, was sie geleistet hatten. Aber die wachste Vernunft, die Deutschland je hervorgebracht, Goethe, in dem sich das deutsche Wesen selbst bewußt wurde, erkannte und verkündete es. Zu der jugendlich berauschten, oft schwebend unklaren Wunderhorn-Einleitung Arnims steht das klare Wort Goethes in größtem Gegensatz. Und doch hatten jene jungen Stürmer vollbracht, was Goethe nur hatte wünschen, aber nicht selbst leisten können. Seine klassische Besprechung, die in jeder Gesamtausgabe zu finden, auch in der Hendelschen Ausgabe des Wunderhorns abgedruckt ist, mußte jedem die Augen für die Bedeutung des Wunderhorns öffnen. Wie gründlich sich Goethe in das Buch versenkt hat, mag erweisen, daß er, der doch an Pflichten wahrlich nicht Mangel litt, das „unterhaltende Geschäft", wie er es nennt, unternahm, die sämtlichen Gedichte des Bandes einzeln aus dem Stegreif zu charakterisieren, im Rahmen einer Rezension sicher eine gewaltige Leistung, die nur einem Goethe so mühelos gelingen konnte. Für jeden, der sich mit dem Wunderhorn inniger vertraut machen will, bleibt es von großem Reiz, seine eigenen Eindrücke mit Goethes Bemerkungen zu vergleichen. Daß das Buch nicht für die Wissenschaft, sondern für den praktischen Gebrauch bestimmt war, hat er wohl erkannt: „Von Rechts wegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Unstimmung, wo man denn immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umschlagen müßte."

Freilich brachte auch dieses Werk wieder nur einen Teil des Volkslieds, die Dichtung. Die Weisen fehlten gänzlich. Dies ist um so mehr zu bedauern, als Brentano wohl imstande gewesen wäre, die Weisen aufzuzeichnen. Denn er war es ja, der mit der Gitarre fast nach Bänkelsängerart umherzog und die Lieder sang. Eine von den Herausgebern des Wunderhorns veranstaltete Melodiensammlung von 24 alten deutschen Liedern aus dem Wunderhorn, im Jahre 1810 erschienen, war eine zu knappe Auslese, um wirklich zu einer musikalischen Ergänzung des Wunderhorns zu werden. Daß eine solche nötig sei, hat Goethe empfunden und gesagt: „Am besten aber läge doch dieser Band auf dem Klavier des Liebhabers oder Meisters der Tonkunst, um den darin enthaltenen Liedern entweder mit bekannten hergebrachten Melodien ganz ihr Recht widerfahren zu lassen oder ihnen schickliche Weisen anzuschmiegen oder, wenn Gott wollte, neue bedeutende Melodien durch sie hervorzulocken. Würden dann diese Lieder

Digitized by Google

nach und nach in ihrem eigenen Ton- und Klangelemente von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund getragen, kehrten sie allmählich, belebt und verherrlicht, zum Volke zurück, von dem sie zum Teil gewissermaßen ausgegangen, so könnte man sagen, das Büchlein habe seine Bestimmung erfüllt und könne nun wieder als geschrieben und gedruckt verloren gehen, weil es in Leben und Bildung der Nation übergegangen."

Man kann sagen, daß Goethes Wunsch allmählich einigermaßen in Erfüllung gegangen ist. Viele alte Melodien sind wieder aufgelebt und mancher, der sie singt, weiß nichts vom Wunderhorn. Insbesondere wurde das Wunderhorn zu einer Fundgrube der Musiker für vertonbare Gedichte. Letzteres konnte nur dadurch geschehen, daß das Buch sich der Melodien enthielt, die den Tonkünstler ja an der Erfindung eigener Melodien gehindert hätten. Zwar hat es lange gedauert, bis das Wunderhorn in diesem Sinne lebendig wurde. Die Klassiker des Liedes hatten zu viel mit der Vertonung der gleichzeitigen überreich strömenden lyrischen Dichtkunst zu tun, um sich dem Volksgedicht zuzuwenden. Nur Mendelssohns „Jagdlied" (Mit Lust tät ich ausreiten, sämtliche Lieder Nr. 33) ragt als hervorragend schöne, von romantischen Hornklängen getragene Vertonung nicht nur hoch aus seinen eigenen oft so farblosen Liedern, sondern aus allen älteren Wunderhornvertonungen hervor. Erst als die neuere Lyrik von den Tonkünstlern ziemlich ausgeschöpft war und auch der literarische Geschmack sich auf weiter Zurückliegendes ausgedehnt hatte, trat das Wunderhorn mehr hervor; ja man kann sagen, es ist in neuerer Zeit fast zu einem Lieblingsbuch der Musiker geworden. Die Vorliebe, die Gustav Mahler für das Wunderhorn hegte, ist bekannt genug. Neben seinen Wunderhornliedern mit Klavierbegleitung[1]), die ihn von der zugänglichsten Seite zeigen, hat er auch in seinen Symphonien Vertonungen von Wunderhorngedichten in Form von Einzelgesängen und Chören aufgenommen und dadurch seinen Willen, ans Eigentümlichste des deutschen Wesens anzuknüpfen, bekundet. Die Sammlung Wunderhorn-Lieder von Theodor Streicher[2]) mit ihren vielfarbigen, den „Wunderhorn-Ton" oft herrlich treffenden Kunstliedern sei besonders hervorgehoben. Selbst der als Begründer der rhythmischen Gymnastik bekannt gewordene Jacques Dalcroze hat Wunderhornlieder mit zwar nicht deutschen, aber doch melodisch äußerst interessanten Weisen versehen[3]). Otto Briesländers Vertonungen geben feine Stimmungskunst, während der beklagenswert früh geschiedene Max Denk[4]) sich als echter, origineller Melodiker erweist[5]).

Daß es sich bei all diesen Schöpfungen nicht um den Versuch Volkslieder zu schaffen handelt, ist selbstverständlich. Es lag dies nicht im Sinn und Vermögen der Komponisten, die Kunstlieder entweder mit Ausnützung aller modernen Mittel oder in bewußter Primitivität geben wollten. Daß in solchen Fällen, wo eine gute Volksweise vorhanden ist, der moderne Komponist wohl fast immer in rein melodischer Beziehung hinter dem Volkslied zurückbleibt, mag hervorgehoben sein. Die reichen Mittel der modernen Klavierbegleitung wirken der Schöpfung einer sich selbstgenügenden, selbständigen Liedmelodie direkt entgegen, indem sie dem Komponisten einen bequemeren und durch seine äußere Wirksamkeit verführerischen Ausdruck gestatten, ein Umstand, der zur Verkümmerung der rein melo-

[1]) Bei Schott in Mainz erschienen.
[2]) Bei Breitkopf & Härtel erschienen.
[3]) N. Simrock-Berlin.
[4]) Wunderhorn-Lieder im Wunderhorn-Verlag München.
[5]) Wenn der Verfasser seine eigenen Wunderhorn-Lieder in diesem Zusammenhang erwähnt, so geschieht es nur, um zu bemerken, daß er bei Vertonung der meisten Gedichte die originalen Volksweisen noch gar nicht kannte.

Digitized by Google

dischen Gestaltungskraft beim Lied ebenso beigetragen hat, wie die allzu leichte Handhabung der modernen Orchesterpalette zur mangelnden motivischen Prägnanz der durchschnittlichen modernen Orchesterwerke. Der starke Einfluß, den so das Wunderhorn auf die neuere Musik (mit Ausnahme der Liszt-Wagnerrichtung) genommen, ist als günstiges Zeichen zu buchen, daß die deutsche Musik nach manchen internationalen Versuchungen sich auf ihre wesentlichen Kraftquellen besinnt. Wie es mit der Belebung der eigentlichen Volksweisen erging, wollen wir später hören.

Als Buch hat das Wunderhorn doch nicht jene Verbreitung gefunden, die es verdiente. Dem Volk, das in der Gegenwart lebt und dem historische Einfühlung ganz fern liegt, waren seine eigenen Lieder aus älterer Zeit fremd geworden und bei Gesang- und Kochbüchern dürfte man das Wunderhorn nicht leicht jemals antreffen. Die Gebildeten waren mit der Aufnahme der üppig blühenden Kunstdichtung zu stark beschäftigt, um dem Wunderhorn allzu große Aufmerksamkeit zu schenken, auch mochten sie die ihnen interessanter dünkenden subjektiven Stimmungen in diesem objektiven Volksbuch vermissen. Auch in der Art der Sammlung selbst lag ein ihrer Verbreitung hinderlicher Umstand. In ihrer Freude an allem Altertümlichen hatten die Herausgeber sich zu wenig zu beschränken gewußt und so mußte man sich durch mancherlei zähes Gestrüpp hindurcharbeiten, um zu den kostbaren Blumen zu gelangen. Schon Goethe hatte nach dem Erscheinen des ersten Bandes den Herausgebern ans Herz gelegt, ihr poetisches Archiv rein, streng und ordentlich zu halten. „Es ist nicht nütze, daß alles gedruckt werde." Man erstaunt wirklich, wenn man eine gute Auswahl wie etwa die knappe, aber infolgedessen stark wirkende des Inselverlags (einige herrliche Marienlieder vermißt man) oder die ausführlichere von Paul Ernst (bei Georg Heinrich Meyer, Leipzig und Berlin) durchnimmt, wieviel Schönes da so nahe beisammensteht und auch wie viel Gedichte man doch in der großen Ausgabe noch übersehen hat.

Dem ersten Teil des Wunderhorns folgten 1808 zwei weitere. Als Anhang war die verdienstvolle Sammlung der Kinderreime beigefügt, die echteste Volkspoesie sind. Nur der erste Teil wurde 1819 neu aufgelegt. Später bemächtigte sich die Wissenschaft des Werks und bot in der Ausgabe von Birlinger und Crecelius (1874/1876) den quellenmäßigen Urtext. Die lebendige Wirkung des Buches wurde dadurch nicht gesteigert. Wenn auch das Wunderhorn als Buch nicht sonderliche Verbreitung fand, so wurde es doch als Quelle viel ausgenützt. Viele Gedichte gingen aus dem Wunderhorn in andere Sammlungen über und fanden so ihren Weg. Manches Lied ist durch das Wunderhorn erst zum Volkslied geworden. Heute ist dem Wunderhorn, insbesondere den guten Auswahlen, erst recht eine ausgiebige Verbreitung zu wünschen. War schon die Zeit seines ersten Erscheinens schwer und bedrückt, so war doch das Volk als Ganzes noch ungebrochen; ja es erlebte in seinen besten Geistern eben eine Hochblüte wie nie zuvor und sollte auch bald den kriegerischen Beweis ungebrochener völkischer Kraft erbringen. Heute liegen die Verhältnisse weit schlimmer. Eine gänzliche Auflösung kündet sich an; dem politischen Wirrwarr entspricht eine gleiche kulturelle Zerfahrenheit. Wollen wir einen Spiegel der schlichten Kraft, des tiefen Ernstes und der unverwüstlichen Heiterkeit des deutschen Volkstums, so können wir auch heute noch zu nichts Besserem greifen als zu des Knaben Wunderhorn.

Das Interesse für den literarischen Teil des Volkslieds ist seit dem Erscheinen des Wunderhorns nicht mehr erloschen. Besonders bedeutungsvoll war Uhlands 1844/45 erschienene Sammlung „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder" als erster Versuch einer kritischen Behandlung des alten Volkslieds. Der feinsinnige Dichter zeigt sich in der Auslese und Anordnung, im übrigen ist der kritische

Digitized by Google

Forscher am Werk, der einen reinen Text zu geben strebt. In den gebräuchlichen Klassikerausgaben, die von Uhland manches nur bedingt mehr Interessierende enthalten, fehlt dieses wissenschaftliche Werk[1]). Zu erwähnen sind noch Simrocks und Mittlers Volksliedersammlungen, die ebenfalls keine Melodien enthielten, und Vilmars Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes (erstmals 1867 zu Marburg in Hessen mit einem grimmen, später unterdrückten Vorwort erschienen).

Erst allmählich regte sich auch das Interesse für den musikalischen Teil des Volksliedes. Zunächst beschränkte es sich auf die noch in Umlauf befindlichen, wirklich noch gesungenen Lieder. Zuccalmaglio und Kretschmer gaben 1838 bis 1844 „deutsche Volkslieder mit ihren Originalweisen" heraus. Man hat es Zuccalmaglio später sehr verdacht, daß er dabei auch eigene Melodien als Volkslieder einschmuggelte, ohne sich als Urheber erkennen zu geben. Vielleicht war es nur der Mißmut der Getäuschten. Denn schließlich kam es letzten Endes darauf an, ob diese Melodien gut waren. Und da kann man Zuccalmaglio, dessen Namen weiteren Kreisen gar nicht bekannt ist, das Lob eines außerordentlichen melodischen Talents nicht versagen. Gewiß wissen wir von den meisten alten Volksmelodien nicht, wer sie geschaffen hat, aber selbstverständlich wurden sie immer von einem Einzelnen ersonnen, mochte er nun zur Zunft gehören oder ein Laie sein, der die Noten gar nicht niederschreiben konnte, sondern sein Lied durch den lebendigen Gesang weiterverbreitete. Natürlich handelt es sich bei Zuccalmaglio nicht um naive Schöpfungen aus dem Volksmäßigen heraus, sondern um ein bewußtes Hervorbringen volkstümlicher Weisen. Das geht ja schon aus seiner Sammeltätigkeit hervor. Wenn er nun Weisen geschaffen hat, die von echten Volksliedern kaum zu unterscheiden sind und lange Zeit von Kennern des Volkslieds dafür gehalten wurden, so begreift man, daß er der Versuchung unterlag, seinen Weisen von vornherein den Schleier der Anonymität überzuhängen, der ihnen das Bekanntwerden als Volkslieder erleichterte. Auch war die Täuschung der Fachmusiker kein übles Stücklein. Immerhin brachte Zuccalmaglio dem Fortkommen seiner Musenkinder zuliebe das Opfer persönlichen Ruhms durch Verschleierung der Vaterschaft. Sein Lied: „Verstohlen geht der Mond auf" ist eine prachtvolle Melodie im echten (nicht sentimentalen) Volkston, die Brahms so gut gefiel, daß er sie in seiner ersten Klaviersonate als „altdeutsches Minnelied" allerdings in einer ihr sehr schlecht anstehenden Tonart (C moll) einführte und noch in seinen deutschen Volksliedern (1894) mit herausgab. „Schwesterlein, wann gehn wir nach Haus?", ebenfalls in Wort und Weise von Zuccalmaglio stammend, hat gewiß einen leicht sentimentalen Einschlag, ist aber von so glücklicher Erfindung, daß jeder Klassiker des Liedes stolz sein könnte, eine solche Melodie gestaltet zu haben. Auch dieses Lied hat Brahms durch seine „deutschen Volkslieder" weithin bekannt gemacht. Die Umbildung eines älteren Weihnachtslieds in die allgemein bekannt gewordene Weise vom „Sandmännchen" durch Zuccalmaglio ist ebenfalls durchaus glücklich. Auch das Gedicht: „Es fiel ein Reif in Frühlingsnacht", das Heine mit kleinen Änderungen, die durchweg Verschlechterungen sind, als Volkslied vom Rhein abdruckte, stammt wenigstens in der Fassung von Zuccalmaglio.

Der berühmtere Friedrich Silcher hat in seine Sammlung deutscher Volkslieder ebenfalls viele eigene Melodien aufgenommen, deren manche heute wie Volkslieder umlaufen. Darunter liefert die „Loreley", die der Deutsche singt, wenn ihm am wohlsten ist, den Beweis, daß das Gedicht beim Volkslied niemals die Hauptsache ist, sondern der Charakter

[1]) bei Cotta erschienen.

Digitized by Google

der Melodie, die in diesem Falle etwas wohlig Wiegendes hat, nur sommerlichen Wellengang ausdrückt, aber nicht die Schiffertragödie. Selbstverständlich ist die Loreley schon rein textlich mit der breiten Naturschilderung nichts weniger als ein Volkslied. „Ännchen von Tharau", „Zu Straßburg auf der Schanz", „Morgen muß ich fort von hier" sind die verbreitetsten der von Silcher selbst komponierten Volkslieder. So gern sie gesungen werden, so anständig ihre musikalische Haltung ist, so sind sie doch nicht den tieferen Melodien zu vergleichen; es haftet ihnen bei aller Verdienstlichkeit ein gewisses bürgerliches Mittelmaß an[1]). Silchers Sammlung, besonders in der Ausgabe für vierstimmigen Männerchor, wurde geradezu tonangebend für das, was man lange Zeit in weitesten Kreisen unter „Volkslied" und „Volkston" verstand. Im wesentlichen war es jedoch eine einseitige Richtung, die dem tieferen altdeutschen Volkslied durchaus nicht ebenbürtig ist. Große praktische Bedeutung erlangten ferner Ludwig Erks Veröffentlichungen: „Die deutschen Volkslieder mit ihren Singweisen" (1838—1845) und „Deutscher Liederhort" (Volkslieder 1856, neu bearbeitet und erweitert von Böhme 1893/94). Aber auch Erk brachte nur, was die mündliche Überlieferung bewahrte, was noch in Umlauf war. Für die Pflege des Volkslieds und sein Ansehen in gebildeten Kreisen und für seine Erhaltung waren diese Veröffentlichungen sehr wertvoll, konnten aber als Sammelwerke infolge der allzu großen Auswahl durchaus nicht immer hochwertiger Weisen kein bestimmtes Gefühl für das beste deutsche Volkslied aufkommen lassen.

(Schluß folgt.)

[1]) Typisch ist die Modulation nach der Dominante und die Rückkehr zur Tonika bei vielen Liedern.

Lebenserinnerungen

Die Memoirenliteratur blüht heute stärker denn je. Dem Verlag Robert Lutz in Stuttgart gebührt das Verdienst als erster wieder, lange bevor Lebenserinnerungen Mode geworden sind, jene besonders gepflegt zu haben. Aus allen Zeiten und Zonen holt er das spannendste Material zusammen. Da meldet sich „Ein Opfer der Pompadour", das 35 Jahre in Staatsgefangenschaft geschmachtet hat und uns die große französische Revolution begreiflich macht Maler de Latude (herausgegeben von Heinrich Conrad), da lesen wir die ergreifenden „Jugenderinnerungen eines blinden Mannes" von Ernst Haun, dem sächsischen Musiker, mit einem Geleitwort von Heinrich Chotzky, da packen uns die Erinnerungen zweier Offiziere der Tegetthoffschen Zeit „Als Venedig noch österreichisch war" von Paul Rohrer, da schildert Karl Hans Strobl, der beliebte Erzähler, seine in der alten deutschmährischen Stadt Iglau und in Prag verbrachte Jugend „Verlorene Heimat". Vor allem das letztgenannte Werk, eine Fundgrube auch für Kulturhistoriker und Folkloristen, dürfte, wenn es auch nicht gerade von starker und tiefer Weltauffassung zeugt, viel Teilnahme wecken. Es fesselt von der ersten bis zur letzten Zeile.

Digitized by Google

Rudolf Schiestl — Die Himmelfahrtslegende

Bild (und Text von Karl Bröger) sind dem Legendenbuch „Die vierzehn Nothelfer" entnommen (Berlin-Zehlendorf, Fritz Heyders Verlag). Vor allem die Zeichnungen Rudolf Schiestls atmen eine Kraft, Anmut und Glut, die an die Lesten Holzschnitte des Mittelalters gemahnt, ohne der Eigenart unserer Zeit zu entraten. Fortschrittliche Gegenwartskunst und Überlieferungstreue im edelsten Wortsinn.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Untergang des Abendlandes / Von Götz Briefs

Der bekannte Freiburger Gelehrte setzt sich in einer sehr bemerkenswerten, bei Herder & Ko. in Freiburg erschienenen gleichnamigen Schrift mit Spenglers Hauptwerk auseinander. Die einleitenden Abschnitte folgen hier nochmals. Mögen sie unsere Gemeinde anregen, die zeitgemäße Frage noch weiter zu verfolgen. Der Wächter.

Der Sozialismus wird vielfach aufgefaßt als die „Bewegung des vierten Standes", als Widerspruch der gewerblichen Lohnarbeiterschaft gegen die Lebensbedingungen, die ihr das Wirtschaftssystem des Kapitalismus aufnötigt, gegen jene geringe soziale Geltung und Minderwertung als Mensch, die der Lohnarbeiter in unserer Zeit besitzt, gegen den Ausschluß von Kulturgütern und geistigen Lebenswerten. So aufgefaßt ist er eine protestierende Geste. Aber er will mehr sein, er beansprucht gleichzeitig — neben der Diagnose seines Elends und des gesellschaftlichen Elends überhaupt — Therapie zu sein. Eine Reihe von Systemen, in denen teilweise Illusion und Phantasie ohne Hemmungen spielen, teilweise unter Verzicht auf Phantastik eine dem jeweiligen geistig-sittlich-seelischen Vorstellungsbild des Verfassers oder seiner Jünger entsprechende wirklichkeitsmögliche Konstruktion der Gesellschaft entworfen wird, bezeichnet den aufbauenden Teil des Sozialismus. In einzelnen dieser Systeme spiegelt sich der Sozialismus wirklich als revolutionäre Bewegung des vierten Standes, in andern geht er über die Klassenbefreiung hinaus zur allgemeinen Erlösungslehre, wird menschheitlich. Im marxistischen Sozialismus trägt die Klassenbewegung über ihre eigene Erlösung hinaus die Menschheitserlösung.

In der Feststellung, daß Sozialismus Erlösungslehre *aller* sein will, Erlösung vom Kapitalismus, vom Fluch der Arbeit, vom Staate, vom menschlichen Elend, treffen wir den Punkt seines Wesens, der nicht getroffen wird, wenn man Sozialismus als eine „soziale Bewegung" auffaßt. Als „Bewegung" ist er mehr oder minder umfassender Aufmarsch der industriellen Lohnarbeiterschaft, eine Klassenangelegenheit, sozusagen ein erweitertes Privatinteresse, eines unter vielen; als Bewegung hängt sein Wert von seinem Erfolg ab, schrumpft zusammen mit dem Fehlschlag und pendelt um die Breite der Anhängermassen; als *Idee* steht er jenseits Klasseninteresse, jenseits Erfolg, jenseits Anhängerschaft. Als Idee ist er wertvoll oder wertlos, Bauplan einer möglichen Gesellschaftsordnung, gleichgültig, wie viele sie wollen — die Politeia Platos haben wahrscheinlich nur wenige „gewollt"! Dabei bleibt bestehen, daß der Sozialismus als Bewegung aus der Unruhe einer Arbeitermasse stammt, als Bewegung sein Problem in unser Bewußtsein senkte. Die „Bewegung" intendierte, Träger einer neuen Gesellschaftsidee zu sein.

Somit erscheint Sozialismus als Idee einer möglichen bzw. marxistisch gesehen „notwendigen" Gesellschaftsverfassung nicht mehr schlechthin „Bewegung des Industrieproletariats", sondern *Sozialidee auf dem Hintergrunde proletarischer Sozialkritik mit dem Ziel der Durchsetzung einer besonderen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung.* Aber gerade als Träger einer Sozialidee geht er auf die Eroberung der Macht: denn sie ist Voraussetzung dafür, ob der Idee jemals eine Wirklichkeit oder der Versuch einer solchen entsprechen wird. Damit gabelt sich die Frage in ein soziales und in ein sozialpolitisches Problem. Das soziale Problem gewinnt die Fassung: Ist eine Gesellschaft möglich, die nach diesen bestimmten Gedanken entworfen ist? Das sozialpolitische Problem kleidet sich in die Form: Welches Verhalten ist dieser sozialen Bewegung gegenüber möglich und zweckmäßig? Voraussetzung für die zweite Frage ist die Lösung der ersten, denn von da aus werden die leitenden Gesichtspunkte für die andere Frage gewonnen.

Das soziale Problem, so gestellt, führt auf eine Vorfrage: Ist die Idee, nach

Digitized by Google

leitenden Werten und Gesichtspunkten, nach einem sozialen Konstruktionsplan Gesellschaft zu gestalten, überhaupt sinnvoll? Widerspricht dem nicht das Wesen, die Natur des Objektes? Ist Gesellschaft überhaupt etwas Konstruierbares? Ist das „Material", aus dem Gesellschaft besteht, überhaupt mechanisch, d. h. zusammenfaßbar nach bestimmten Zwecküberlegungen? Ist Wirtschaft und soziales Leben mögliches Konstruktionsobjekt? Oder ist die konstruktive Gesellschaft eine unmögliche, weil in sich widerspruchsvolle Aufgabe und Idee? Das Naturrecht der Aufklärungszeit und der naturrechtliche und praktische Individualismus leugneten dem merkantilistischen Staat gegenüber die Möglichkeit, Wirtschaft und Gesellschaft nach Zweckerwägungen aufbauen zu können. Das Naturrecht mit der Begründung, der Motor des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens liege im selbstinteressierten Handeln der einzelnen, das bei freiem Spielraum sich ganz von selbst und absichtslos gesellschaftsaufbauend auswirke. Im Hintergrund ruhte die metaphysische Idee: ein göttlicher Baumeister (oder die Natur) habe das wirtschaftlich-soziale Leben zur Harmonie angelegt mittels der ihrem Bewußtsein nach vom selbstinteressierten Handeln gelenkten einzelnen Menschen. Jede behördliche und überhaupt jede konkrete Zwecksetzung könne höchstens den natürlichen und harmonischen Lauf des wirtschaftlichen und sozialen Lebens stören. Diese Auffassung lehnt jeden sozialen Konstruktionsgedanken ab und schiebt dafür die Struktur der Gesellschaft aus dem Reich der bewußten Zwecke in das Reich natürlich-sozialer Gesetzmäßigkeit. Unter Abblassen der metaphysischen Begründung blieb diese Gesellschafts- und Wirtschaftsauffassung die herrschende im Bürgertum und in jenen Teilen der Landwirtschaft, wo christliche und feudale Auffassungsreste nicht mehr vorhanden sind, und herrschend auch im grundsätzlichen Zug für die staatliche Wirtschaftspolitik. Sie war so stark Bewußtsein der Zeit, daß sogar der soziale Gegenspieler des Kapitalismus, die Arbeiterbewegung, sich auf eine Ideologie festlegen ließ, die bei schärfster Kampfansage gegen das Kapital dessen Freibewegung nicht bestritt; im Gegenteil: gerade die Freibewegung der Wirtschaftskräfte spielt nach Marx den Kapitalismus „dialektisch" in den Sozialismus hinein, der ja erst volle Verwirklichung der Freiheit auch und zunächst gerade für das Proletariat sein soll.

Aber der Verlauf der letzten beiden Menschenalter und vor allem die Ereignisse seit 1914 zeigten eine andere Entwicklung: das wirtschaftlich freie Individuum suchte seine Interessen zu wahren durch das Eingehen von Zweckverbänden mit anderen gleichschichtigen Interessen. Einmal begonnen, vollzog sich dieser Prozeß mit wachsender Beschleunigung; die „Grenzmoral"[1]) zwingt die gleichgerichteten Interessen, die sich im freien Wettbewerb zum Vorteil des Verbrauchers bekämpften, zusammen. Interessenverbände entstehen zu Lasten des Verbrauchers. Die Verbraucher organisieren ebenfalls ihre Interessen, die wirtschaftlichen Einzelkämpfe verwandeln sich in Verbandskämpfe. Der Prozeß war vor dem Kriege schon so weit vorgeschritten, daß man im Ernst von einer Durchorganisierung der Volkswirtschaft aus privatem Entschluß und nach privaten Interessen wohl reden konnte. Im Kriege hat der Staat den „Mangel zu organisieren" gesucht, um die wirtschaftlichen Lebenszwecke seiner selbst zu gewährleisten; er bediente sich dazu der vorhandenen Organisationen und schuf eine Fülle neuer Zweckverbände. Der Schwer-

[1]) Unter „Grenzmoral" verstehe ich die Moral der am wenigsten durch moralische Hemmungen im Konkurrenzkampf behinderten Sozialschicht, die auf Grund ihrer Mindestmoral unter übrigens gleichen Umständen die stärksten Erfolgsaussichten hat und sohin die übrigen konkurrierenden Gruppen bei Strafe der Ausschaltung vom Wettbewerb zwingt, allmählich in Kauf und Verkauf sich dem jeweiligen tiefsten Stand der Sozialmoral (der „Grenzmoral") anzugleichen. Das gilt „tendenziell".

Digitized by Google

punkt des volkswirtschaftlichen Lebens rückte von den Zwecken der einzelnen Wirtschaftssubjekte auf die Zwecke von Verbandssubjekten und zuletzt in den Staat. Das Problem, *Wirtschaft zu organisieren und nach ihren Gesichtspunkten Gesellschaft zu konstruieren*, scheint gelöst; es sieht so aus, als ob Organisation und ihre Technik, nur statt wie bisher unter kapitalistischen oder staatspolitischen, jetzt nach sozialistischen Zielen umgestellt und nach sozialistischen Prinzipien geregelt zu werden brauchen. Der sozial-konstruktive Pessimismus der naturrechtlichen Zeit, genauer gesagt die mangelnde Anlage jener Zeit, das Problem überhaupt zu erfassen, weicht einem starken Optimismus. Man hört die Redewendung vom „fast ingenieurmäßigen Aufbau" (Plenge) der Gesellschaft. Es kommen Versuche des Sozialismus, seine Zukunftsgesellschaft nicht mehr dem Gange der „geschichtlichen Dialektik" zu überlassen, sondern es konstruktiv anzufassen. Hierhin rechnet auch Spengler. *Aber* es kommt auch die unvermeidliche Einsicht, daß jede konstruktive Fassung des Problems irgendwie *unvereinbar* ist mit der Idee des Individualismus, der freien Wirtschafts- und Gesellschaftsbewegung der Einzelnen. Die Wirklichkeit des Lebens splittert an dieser Stelle den illusionistischen Flügel des Sozialismus ab und läßt die ganze sozialistische Bewegung und Idee gegabelt weiterlaufen. Es entsteht ein Flügel, der mit Demokratie das mögliche Ausmaß an Freiheit und mit Wirtschaftskonstruktion die möglichste Beseitigung des Kapitalismus erstrebt, der in diesen letzten Punkten bereit ist, die unvermeidbaren Folgerungen des Konstruktionsplans auf sich zu nehmen — Recht und Pflicht zur Arbeit, Zwangsverbände, Streikverbot, Aufgabe des Klassenkampfes; der andere Flügel, der den Sozialismus will als Klassendiktatur, Kommunismus und individualistische Freibewegung des Proletariats, ein Flügel also, der die illusionistischen und utopistischen Elemente des Marxismus vertritt und praktisch auf Rätediktatur und Kommunismus auslaufen muß. Dieser Flügel bleibt, irregeleitet von der Ideologie und von Haß- und Racheinstinkten, im Proletarischen stecken. Sein Sozialismus ist ein Klasseninteresse; so weit man bei ihm überhaupt von einer Konstruktionsidee reden kann, ist ihr Inhalt: Zwangsverfassung der Gesellschaft unter proletarischer Diktatur: Typus des russischen Bolschewismus in seiner ursprünglichen Verfassung. Damit haben wir die beiden Formen: demokratischer Sozialismus contra proletarischen Sozialismus, soziale Demokratie contra Kommunismus. Erstere wächst notwendig über ihre Klassenbasis hinaus. Ihre sozialistische Konstruktionsidee beansprucht und erhält mehr und mehr allgemeinere Geltung, um so mehr, als sie auf die Linie eines neuen, ständischen sozialen Gedankens hinauszuführen scheint; die Stimmung unserer Zeit, deren Glaube auf Organisation und deren Sinn auf Demokratie geht, kommt ihr entgegen. Im Strom der Ereignisse ist dem Bewußtsein der Menschen entgangen, wieweit dieser Sozialismus schon Wirklichkeit geworden ist.

Jedenfalls: wie der Kameralist und „Projektenmacher" im Zeitalter des Merkantilismus, der Unternehmer im Zeitalter der liberalen Freiwirtschaft, so ist der „Gesellschaftsbaumeister", der Organisator, der Funktionär von Verbandsinteressen ein sozial bezeichnender Typus von heute geworden. Nachdem merkantilistische Fürsten das Gewerbe, nachdem der Kapitalismus den Großbetrieb, das Syndikat organisiert hat, wird die weitere Aufgabe der umfassenden sozialen und Wirtschaftsgliederung *des ganzen Volkes* aufgegriffen. Freilich sollte man eins bedenken: es ist problematisch, ob hier lediglich eine quantitative Erweiterung des Organisationsbereiches vorliegt; es wäre ernstlich zu überlegen, ob hier nicht etwas *der Art nach völlig Neues* auftritt. Wenn, dann ist die ganze Berufung auf die bisherige Organisationserfahrung wertlos, dann ist der Glaube an die Organisation völlig neu zu begründen, dann ist über die Hoff-

Digitized by Google

nungen, die die gesellschaftlichen Baupläne von heute begleiten, noch nichts Standsicheres ausgemacht. Denn in diesem Fall ist organisatorischer Sozialismus ein Versuch am sozialen Körper, dessen Ausgang Gelingen und Fehlschlag gleichermaßen in sich trägt.

Eine sozialistische Massenbewegung auf dem Hintergrund proletarischer Sozialkritik mit dem Ziel einer Volk und Menschheit umfassenden Sozialidee, dieser Typus Sozialismus gehört dem abendländischen Kulturkreis ausschließlich an. Keine bekannte ältere Kultur, der man sozialistische Gedankengänge nachgesagt hat, weist Sozialismus in obigem Sinne auf[1]). Sozialismus ist also eine besondere Sozialidee und eine besondere Sozialbewegung, deren Eigencharakter nicht durch gewagte Parallelen mit ähnlich klingenden Gedankengängen und entfernt analogen Bewegungen verwechselt werden sollte. Übrigens schon eine marxistische Erkenntnis (das Proletariat folge dem Kapitalismus als sein „Schatten") zieht die Grenze gegen jede Sozialismusaufspürung in der Antike sehr scharf. Fraglich bleibt, ob man Marx darin folgen kann, daß Sozialismus ein „notwendiges Produkt" des Kapitalismus sei. Man muß schon mit Marx stark hegelisch eingestellt sein, um diese „Notwendigkeit" einzusehen. Uns dünkt vielmehr, daß ganz besondere, viel tiefere Voraussetzungen erst die „Arbeiterschaft" zum „Proletariat" und das Proletariat zum „sozialistischen Proletariat" gemacht haben, Voraussetzungen, auf deren Wurzelboden der Kapitalismus selbst erst beruht, und die man nicht trifft mit der Kennzeichnung privater Organisation freier Wirtschaft mit dem seelischen Motor des Gewinninteresses bei entwickelter Großbetriebstechnik — all das genügt nicht, es gehören besondere, sittlich-geistig-seelische Grundbedingungen mit in die Rechnung, Grundbedingungen, die also nach obiger Ablehnung alles Sozialismus im Altertum dem Abendland durchaus eigentümlich sind! Diese Erkenntnis ist sehr wichtig für die innere Analyse des Sozialismus; sie führt uns, im Zusammenhang des erwähnten Gedankenganges von einer fundamentalen Verursachung von Kapitalismus wie Sozialismus auf den Gedanken, ob nicht in der inneren Struktur des abendländischen Geistes Grundanlagen des abendländischen Sozialismus vorhanden sind; mit anderen Worten, ob nicht die abendländische Kultur spezifische Grundbedingungen zum Sozialismus in sich trägt.

Solche Erwägungen lagen von anderen Gesichtspunkten her in der Linie der Spenglerschen Argumente[2]). Wenn Sozialismus eine durch das Abendland zitternde Bewegung ist, dann handelt es sich hier, von Spenglerschen Voraussetzungen aus[3]), um eine Besonderheit der abendländischen Kultur; und in deren Analyse muß nach der moralischen Seite hin Sozialismus demnach ein heimat-

[1]) Die Redewendung vom Sozialismus im Altertum beruht auf einem Mangel an Fixierkraft des Auges; wie Minkwitz in der Einleitung zu den Ekklesiazusen des Aristophanes, unseres Erachtens mit Recht, bemerkt (S. 16), gab es in Griechenland bestenfalls Theorien und Systeme, die eine kommunistische Färbung hatten (Phaleas, Hippodamus), aber sie blieben stets Theorie und wollten auch nichts weiter sein, „Elaborate spekulativer Köpfe, lediglich der philosophischen Dialektik halber ausgeheckt". Denn in Griechenland gab es „niemals eine kommunistische oder sozialistische Partei, weder mit rein volkswirtschaftlicher noch auch mit politischer Tendenz". Das gilt durchaus für Platos Politeia — Minkwitz bezeichnet es (S. 20 A.) „für eine klägliche Verkennung dieses Weltweisen", wenn der heutige Sozialismus sich auf Plato berufen will; der ganzen Haltung nach fallen Plato und Marx um Welten auseinander. Daß die Ekklesiazusen keine Verspottung etwa von Platos ins Volk gedrungener Politeia sind, geht schon daraus hervor, daß die Politeia später angesetzt wird.

[2]) Oswald Spengler, Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte I [3] (München 1919, Beck). — Ders., Preußentum und Sozialismus (ebd.).

[3]) Für Spengler ist das Problem: die Urgestalt der Geschichte zu erkennen, und er erkennt sie in den Kulturen; acht solcher Urgestalten — die chinesische, babylonische, ägyptische, indische,

Digitized by Google

berechtigter Begriff sein. So ist es bei Spengler in der Tat. Buddhismus, Stoizismus, Sozialismus — so heißt ein die homologen[4]) Zeiten verschiedener Kulturen zusammenfassendes Kapitel des Spenglerschen Buches, drei Erscheinungsweisen von „Zivilisation" in verschiedenen Kulturkreisen. Sozialismus ist das Moralphänomen des Abendlandes; nicht der Sozialismus als Arbeiterbewegung und proletarische Gesellschaftstheorie — unter Sozialismus versteht Spengler „das Weltgefühl, das die eigene Meinung im Namen aller verfolgt" (S. 466). Und da dieses Weltgefühl ein ausschließlich abendländisches ist, unvergleichbar dem Weltgefühl irgendeiner anderen Kultur, so sind wir alle Sozialisten, ob wir es wissen und wollen oder nicht. Denn wir alle geben unserem Verhalten zur sozialen Umwelt die Form des „Du sollst". „Im Ethischen des Abendlandes ist alles Richtung, Machtanspruch, gewollte Wirkung in die Ferne. In diesem Punkte sind Luther und Nietzsche, Päpste und Darwinisten, Sozialisten und Jesuiten einander völlig gleich. Ihre Moral tritt mit dem Anspruch auf dauernde Gültigkeit auf. Das gehört zu den Notwendigkeiten faustischen Seins" (S. 465). „... Die allgemeine Umwertung ist ethischer Monotheismus, ist Sozialismus. Alle Weltverbesserer sind Sozialisten; folglich gibt es keine antiken Weltverbesserer" (S. 466). Dieser Stil des Moralischen fehlt der Antike; sie kennt keine zielvolle „Bewegung"; sie ist wesentlich statuenhaft, plastisch. Dahingegen „die faustische, in ihrer Ausgangsform sozialistische Ethik entspricht jenem perspektivischen Seelenbild aller abendländischen Psychologie, dessen Schwerpunkt im unendlichen Horizont liegt ..." (S. 472). Man verstehe mit Spengler die tiefe Symbolik, die in der Goetheschen Umdeutung des ersten Satzes des Johannes-Evangeliums liegt, als der Logos des Anfangs durch die Tat als Anfang ersetzt wurde! Noch schärfer springt die Spannung antiker und abendländischer Ethik in die Augen in der Wendung: „Jede denkbare antike Ethik gestaltet den einzelnen Menschen, als Leib, als Atom. Alle Wertung des Abendlandes bezieht sich auf den Menschen, sofern er Wirkungszentrum einer unendlichen Allgemeinheit ist. Ethischer Sozialismus — das ist die Gesinnung der Tat, die durch den Raum in die Ferne wirkt, das Pathos der dritten Dimension, als deren Zeichen das Urgefühl der Sorge für die Mitlebenden wie für die Kommenden über dieser ganzen Kultur schwebt. So kommt es, daß im Aspekt der ägyptischen Kultur für uns etwas Sozialistisches, etwas Preußisches liegt"

antike, arabische, abendländische und die Mayakultur (Untergang des Abendl. 152) — sind bisher deutlich erkennbar. — Um den Spenglerschen Begriff des Kulturkreises als Urgestalt der Geschichte und den Begriff „Kultur" gegen „Zivilisation" deutlich zu machen, zitieren wir: „Eine Kultur wird in dem Augenblick geboren, wo eine große Seele aus dem urseelenhaften Zustande ewig-kindlichen Menschentums erwacht, sich ablöst, eine Gestalt aus dem Gestaltlosen, ein Begrenztes und Vergängliches aus dem Grenzenlosen und Verharrenden. Sie erblüht auf dem Boden einer genau abgrenzbaren Landschaft, an die sie pflanzenhaft gebunden bleibt. Eine Kultur stirbt, wenn diese Seele die volle Summe ihrer Möglichkeiten in der Gestalt von Völkern, Sprachen, Glaubenslehren, Künsten, Staaten, Wissenschaften verwirklicht hat und damit wiederum ins Urseelentum zurückkehrt. Ihr lebendiges Dasein aber, jene Folge großer Epochen, die in strengem Umriß die fortschreitende Vollendung bezeichnen, ist ein tiefinnerlicher, leidenschaftlicher Kampf um die Behauptung der Idee gegen die Mächte des Chaos nach außen, gegen das Unbewußte nach innen, in das sie sich grollend zurückgezogen haben.... Jede Kultur steht in einer tief symbolischen Beziehung zu Stoff und Raum, in dem, durch den sie sich realisieren will. Ist das Ziel erreicht und die Idee, die ganze Fülle innerer Möglichkeiten vollendet und nach außen hin verwirklicht, so erstarrt die Kultur plötzlich, sie stirbt ab, ihr Blut gerinnt, ihre Kräfte brechen — sie wird Zivilisation.... Jede Kultur durchläuft die Altersstufen des einzelnen Menschen. Jede hat ihre Kindheit, ihre Jugend, ihre Männlichkeit und ihr Greisentum" (S. 153 f.).

[4]) „Homolog" (vgl. Untergang des Abendlandes 159 ff.) = morphologische Gleichwertigkeit; da die Struktur der Kulturen gleichartig ist, erscheinen bestimmte Äußerungen je entsprechender Kulturzeitalter „vergleichbar" in einem spezifischen Sinne.

Digitized by Google

(S. 475). An anderer Stelle (S. 480) analysieren wir folgende Bestimmung des Begriffs: Sozialismus in seinem höchsten Sinne ist ein Inbegriff von Pflichten, eine Verschärfung des Kantischen Imperativs, ein Höherspannen der Richtungsenergien; wohingegen Sozialismus „im Sinne der Gasse" seine Volkstümlichkeit „nur dem vollkommenen Mißverständnis" verdankt, daß er ein Inbegriff von Rechten, eine Beseitigung des Kantischen Imperativs, ein Nachlassen der Richtungsenergie sei. „Jene triviale Oberflächentendenz auf Fürsorge, Wohlfahrt, Humanität, ‚das Glück der meisten' enthält nur das Negative der Idee ..." (S. 484). Diese hedonistische Tendenz („denn der Philanthrop faustischen Stiles, der Allerweltssozialist, ist Hedonist ‚für die anderen'"), kann besten Falles für die abendländische Seele den Sinn einer Befreiung und Entlastung von trivialen, leiblichen und sachlichen Beschränkungen wirtschaftlicher und sozialer Zustände haben, insofern diese „einer ins Unendliche und Abstrakte greifenden Wirklichkeit im Wege sind" (S. 482).

„Umwertung aller Werte ist der innerste Charakter aller Zivilisation" (S. 486). Zivilisation ist das Erstarren und Vergreisen, das erlöschende Feuer der Kulturseele. Der ethische Sozialismus („in dem hier festgestellten Sinne als Grundstimmung der erlöschenden faustischen Seele", S. 484), erlebt heute seine Umwertung. „Die Kultur wird dialektisch vernichtet" (S. 487), Zivilisation „erzeugt nicht mehr, sie deutet nur um" (S. 486). Die Anhänger von Buddhismus, Stoizismus und Sozialismus predigen ein Evangelium der Menschlichkeit, „aber es ist die Menschlichkeit des intelligenten Stadtmenschen, der die Stadt und mit ihr die Kultur satt hat, dessen ‚reine' Vernunft nach einer Erlösung von ihr und ihrer gebietenden Form, von ihrer Härte, von ihrer innerlich nicht mehr erlebten und deshalb verhaßten Symbolik sucht" (S. 487). Ein Nihilismus zieht herauf, der „mit innerster Notwendigkeit zum Greisenalter dieser mächtigen Organismen" (Kulturen) gehört. Wenn „Schicksal", „Werden", „Seele", „Ethisches" Begriffe der Kultur sind, so sind „Ursache und Wirkung", „Gewordenes" (Natur), „Gehirn" und „Logisches" Begriffe der Zivilisation. Kultur ist das Selbstverständliche, Organische, unbewußt aus den Tiefen der Seele Verwirklichte; Zivilisation ist das Mechanische, Konstruierende — und sie konstruiert alles: natürliche Religion, Gesellschaft, Staat; ihr Schoß und ihr Exponent ist die Weltstadt: ein Extrem von Anorganischem inmitten der Kulturlandschaft, deren Menschentum sie von seinen Wurzeln löst, an sich zieht und verbraucht" (S. 485). Kausalität als Erfassungsform der Welt, vom Boden der Zivilisation aus, führt zu einem wissenschaftlichen Weltbild, das oberflächlich, praktisch, seelenlos, rein extensiv ist. Solche wissenschaftliche Welt „liegt den Anschauungen des Buddhismus, Stoizismus und Sozialismus zugrunde; das Leben nicht mehr mit kaum bewußter, wahlloser Selbstverständlichkeit leben, es als gottgewolltes Schicksal hinnehmen, sondern es problematisch finden, es auf Grund intellektueller Einsichten in Szene setzen, ‚zweckmäßig', vernunftgemäß — das ist in allen drei Fällen der Hintergrund. Kulturmenschen leben unbewußt, Tatmenschen leben bewußt. Das Leben selbst ist eine ‚Tatsache'" (S. 490). Der organische Menschentyp, der nach dem Schwinden der alten Stände, Priester und Adel, allein als Reminiszenz der „Kultur" übrigbleibt, der Bauer, hat im sozialistischen Denken keinen Platz.

Digitized by Google

Aus des Wächters Schatzkästlein

Das Erkennen / Von Johann Nepomuk Vogl

Fritz Heyders „Volksbuch aus dem Reichtum deutscher Dichtung", das unser Meister Rudolf Schiestl mit wundersamen Bildern geschmückt hat, ist zwar schon 1918 unter dem Titel „Fröhliche Jugend" (bei Fritz Heyder in Berlin-Zehlendorf) erschienen, besitzt jedoch unvergänglichen Wert. Eine Probe daraus lassen wir heute folgen. Der Wächter.

Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.

Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt;
Von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?

So tritt er ins Städtchen durchs alte Tor;
Am Schlagbaum lehnt just ein Zöllner davor.

Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund;
Oft hatte der Becher die beiden vereint.

Doch sieh! Freund Zollmann erkennt ihn nicht;
Zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter wandert nach kurzem Gruß
Der Bursche und schüttelt den Staub vom Fuß.

Da schaut aus dem Fenster sein Schätzel fromm:
„Du blühende Jungfrau, viel schönen Willkomm!"

Doch sieh, auch das Mägdlein erkennt ihn nicht;
Zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter geht er die Straße entlang;
Ein Tränlein hängt ihm an der braunen Wang',

Da wankt von dem Kirchsteig sein Mütterchen her;
„Gott grüß Euch!" so spricht er und sonst nichts mehr.

Doch sieh! Das Mütterchen schluchzet vor Lust:
„Mein Sohn!" und sinkt an des Burschen Brust.

Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

Digitized by Google

Bücher · Bilder · Musik · Theater

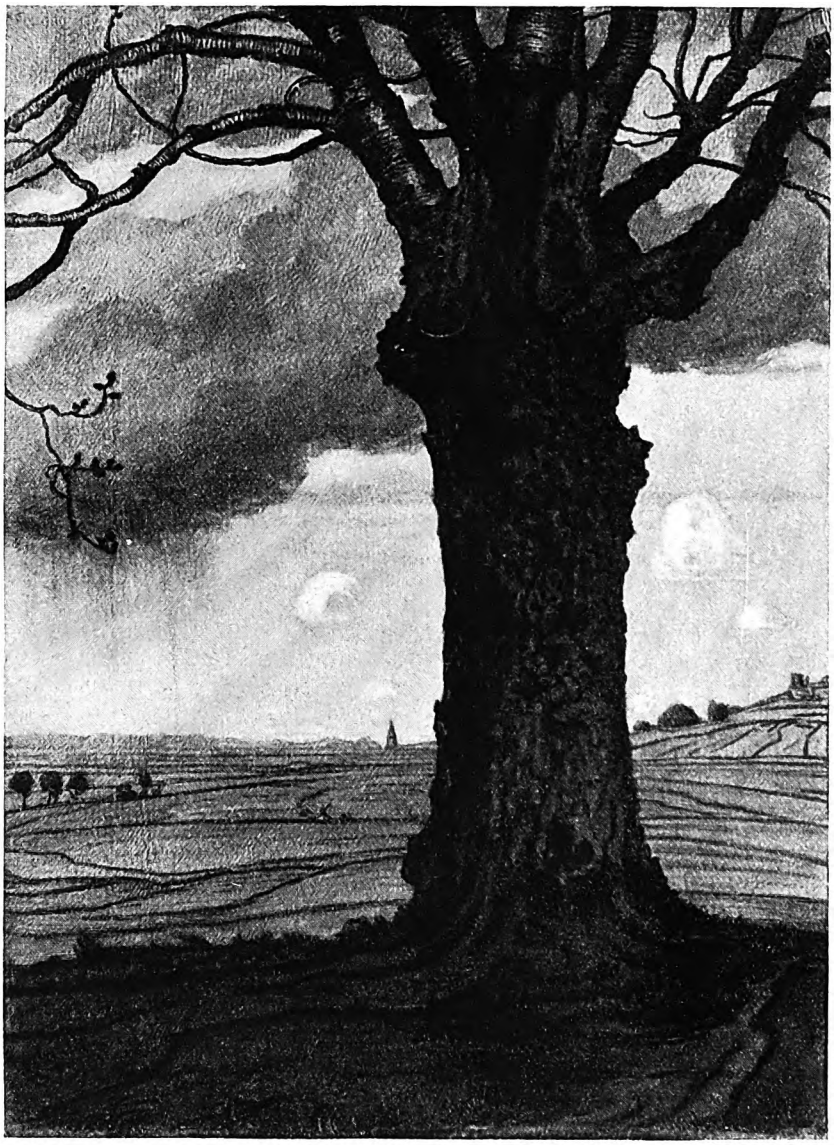
Eine Schweizer Erzählerin

Seit dem Tode der Freifrau Marie von Ebner-Eschenbach und ihrer jüngeren schwäbischen Zeitgenossin Hermine Villinger scheint die stille frauliche Muse, die auf große Gestalten und Probleme der Vergangenheit (Herbert, Krane, Handel-Mazzetti), wie auf erschütternde soziale Gegenwartsbilder (Lambrecht, Viebig) bescheiden verzichtet, immer mehr ins Hintertreffen zu geraten. Das gleichberechtigte weibliche Geschlecht, seit Jahrzehnten emanzipiert, heute mit dem Stimmzettel und allen übrigen sonst den Männern vorbehalten gewesenen Rechten ausgestattet, zieht mit diesen auf das blutige Schlachtfeld, in die schmutzige Fabrik, in den übelriechenden Operationssaal. Und wenn die Schriftstellerin von heute sehr idealistisch ist, so vertieft sie sich in irgendeine gewaltige Persönlichkeit früherer Zeiten: Gigantisch muß diese sein und ein Mann dazu! Beileibe kein Gretchen oder Klärchen oder Kätchen, keine treusorgende Gattin, keine liebliche Braut, kein rührendes Kind! Denn ringt ein Weib der schriftstellernden Geschlechtsgenossin unserer Tage irgendwie Teilnahme ab, kann es höchstens eine Heroine sein, umbrandet von wilder Grausamkeit, eine heidnische oder christliche Amazone, eine Verlorene oder eine Martyrin. Wer aber windet wie ehedem noch einen Kranz der Hausfrau, der Mutter und Schwester? Oder gibt es solche nicht mehr? Und wer schon einen neuen Typus finden und pflegen will, warum verherrlicht er nicht die opfermutige Gelehrte, die auf Liebe und Herdglück verzichtet, um der Wissenschaft selbstlos zu dienen? Freilich, trotz allem Frauenstudium wird dieser neue Typus in seiner edlen reinen Form nicht allzu häufig vorkommen. Aber immerhin, man sollte ihn aufgreifen und behandeln, so etwa wie Annie Herzog ihr „Fräulein Doktor" in ihren Geschichten vom Haus am Rhein behandelt hat, die soeben unter dem bezeichnenden Titel „Die Eine Liebe" (Breslau, Bergstadtverlag) in Buchform erschienen sind. Die hochbegabte junge Erzählerin aus dem Aargau erobert damit der Belletristik ein neues Feld. Die Eine Liebe — es ist die ewig alte menschliche Karitas, lange vergessen und von der „Moderne" gern verachtet und doch unsterblich. Sechs novellenartige Skizzen, von denen eine: „Großtante Maria" bereits in „Westermanns Monatsheften" die Stillen im Lande entzückt und ergriffen hat, umfaßt der schlanke schmale Band; er will ein Erstlingsgruß sein und wirkt trotzdem wie ein reifes Werk. Eine echte Künstlerin, ein tiefer wahrer Mensch steht dahinter, dem nichts Irdisches fremd geblieben ist und der dennoch wie etwa einst Adalbert Stifter im Kleinen das Große sieht, in der heimlich wirkenden Kraft des Gemütes, nicht in der brausenden glänzenden Emanation des Geistes (das Fremdwort absichtlich gebraucht). So treu und deutsch, so schlicht und keusch ist ihre Muse bei aller Weltgewandtheit und Welterfahrung, daß wir schon an die Herzensverfassung einer Droste-Hülshoff denken müssen, um die verhaltene Glut ihrer inneren Leidenschaft ermessen zu können. Annie Herzog ist keine Epigonin, mag auch die Blaue Blume immer wieder in ihren Träumen erscheinen und ihre Phantasie befruchten; die herbe Selbständigkeit der Schweizerin offenbart sich mitunter überraschend („Die rote Ricke") und rückt sie in den Kreis um Gottfried Keller, der ja auch von der Romantik ausgegangen ist. Annie Herzog freilich wird Romantikerin bleiben, Romantikerin in unserm gesunden lebenbejahenden, tatfrohen, neue Wege weisenden Sinn. Wir begrüßen ihre „Eine Liebe" als blühende Hoffnung. Möge Annie Herzog ihre dichtenden Geschlechtsgenossinnen zu einem neuen Gipfel geleiten, der keine „spannenden Effekte" und „natürliche Unnatur" in seinem Umkreis kennt, sondern in ähnlichen Höhen sich erhebt, wie Droste-Hülshoff und Ebner-Eschenbach sie erklommen haben. Sagt doch Eichendorff: „Das rechte Alte bleibt ewig neu, und das rechte Neue bricht sich doch Bahn über alle Berge!"

*

Digitized by Google

Digitized by Google



Maina Heyck

Der einsame Baum

Digitized by Google

Der Wächter

Monatsschrift für alle Zweige der Kultur

in Verbindung mit dem Eichendorff-Bund

Begründet und herausgegeben von Wilhelm Kosch

4ter Jahrgang / 1921 / März-Heft / München

Ostern

Vom Münster Trauerglocken klingen,
Vom Tal ein Jauchzen schallt herauf.
Zur Ruh sie dort dem Toten singen,
Die Lerchen jubeln: Wache auf!
Mit Erde sie ihn still bedecken.
Das Grün aus allen Gräbern bricht,
Die Ströme hell durchs Land sich strecken,
Der Wald ernst wie in Träumen spricht,
Und bei den Klängen Jauchzen, Trauern,
Soweit ins Land man schauen mag,
Es ist ein tiefes Frühlingsschauern
Als wie ein Auferstehungstag.

Joseph von Eichendorff.

Digitized by Google

Vom Pflügen / Von Jakob Kneip

Schnärrende Amseln hatten mich wachgerufen. Noch war die Sonne nicht aufgegangen, da stand ich schon draußen im Hof, in der dämmerigen Frühe. Aber als die Gäule gefüttert, getränkt und geschirrt sind, als ich aufbrechen will zu neuem Tagewerk und das große Hoftor sich auftut vor mir: sieh! da steigt sie eben, die herrlich Strahlende über den Rand der Welt!

Einen Augenblick lang steh' ich geblendet vor der überraschenden Flut von Licht. Auch die Gäule stehn. Ein überirdisch großer Augenblick! Ganz lasse ich mich überströmen von der Fülle des Lichtes aus den Gründen der Ewigkeit, diesen Augenblick lang, — dann schreite ich neben den nickenden Pferdeköpfen zur Mulde hinab in den Acker.

Schon ein gutes Stück bin ich gegangen, und noch sind alle Sinne von diesem Morgenwunder befangen, — da horcht das Ohr plötzlich auf, und ein zweites, neues Wunder geht über mich hin: die ganze Welt um mich her ist ein hunderttöniger Morgenjubel. Über mir steigen die Lerchen mit zitterndem Flügelschlag, tirillierend, ins Blau, kaum sichtbar vor Morgenduft und Licht; das nahe Gehölz ist ein unendlicher Schall; die einzelnen Stimmen sind kaum zu unterscheiden.

Da wogt auch die erste Morgenglocke zu mir her, aus dem Dorf hinterm Wald; und von all dem Glanz und Klang schier überwältigt, trete ich zur Andacht gesammelt an den schweren Eisenpflug, der schon im Acker steht und meiner wartet. Schauer überkommen mich in dem Augenblick, wie ich es berühre: das uraltheilige Werkzeug, damit der Mensch sich die Erde zur Dienerin, zur blühenden Spenderin, zur fruchtreichen Ernährerin macht, bis er selber zu ihr hinabsinkt, und selber wird — ein Teil von ihr. Und ich nehme eine Hand voll von diesem braunen, kühlen Grund — eine Hand voll Erde, von der wir genommen sind und zu der wir alle wiederkehren —, halte sie prüfend und nachdenklich gegen die Sonne und streue sie opfernd der Leuchtenden entgegen, die über den Köpfen meiner Pferde stehend, Pflug und Pflüger mit Licht übergießt. Und opfernd spreche ich zur Sonne: „Schenke Leben, senke Fruchtbarkeit in diesen Grund; heb heraus aus der Furche, was zu dir drängt, daß es sich deines warmen Lichtes freue, du Mutter alles Lebendigen!"

Da steigt hinter mir die Stimme einer Lerche hoch, als sei sie meiner Seele lebendiger Gesang geworden. Aber schon haben sich die Gäule ins Geschirr geworfen. Und mit grimmigem Laut fährt der Pflug in die ruhende Erde und wirft wuchtig die Schollen zur Seite. Leidvoll sinken sie gegeneinander; wie Wesen, stumme, an die Erde gebannte, denen man die göttliche Ruhe stört. Und sie zerbröckeln, sie dampfen, sie strömen einen herben Atem aus, der, vermischt mit dem Geruch der Pferde und dem brauenden Morgennebel aus Feld und Wald, den Pflüger mit seltsamem Bann umgibt. Seine Seele strafft sich und erregt sich bis zur Kampflust. Alle Sinne arbeiten mit im Takt der stampfenden Hufe und greifen in fanatischem Schaffenseifer mit der reißenden, unbarmherzigen Pflugschar in die berstende Erde. Furche legt sich an Furche, überglänzt von Morgenlicht.

Da ist plötzlich eine Elster — die hupft lautlos, fort und fort mit dem Schwanze wippend, hinter mir her. Ein unheimlicher Geist, der sich mir zugesellt. Und plötzlich, verstohlen, wie sie gekommen, ist sie auch wieder von dannen. In meiner Seele aber ist ein seltsames Bild erwacht — ich muß es irgendwo gesehen haben —: der Tod, der unheimliche, plötzliche Gast, der hinter dem Pflüger in der Furche geht ...

Doch bin ich's nicht selber, der tausend Leben begräbt? der Gräser und Blumen aus ihren Wurzeln reißt und die Erde mit den Toten düngt? Und tu ich nicht das alles, um neues Leben zu schaffen? — Nicht ein Stäubchen geht verloren im All, nicht eine Energie, von allem, was der Mensch „vernichtet". — Und mit dem Gedanken huscht es über mich wie ein tröstliches Licht:

Digitized by Google

„Trutz! Tod, komm her, ich fürcht dich nit!“ Wie sollte da von den tausend Energien, die ein Menschengeist in sich aufspeichert, auch nur ein Hauch verloren geh'n im All!

Sieh! über meinem Träumen hat sich wie durch einen Zauber die Flur belebt; Gäule wiehern herüber; die Straßen der Welt, die fernen Dörfer — alles wird wach und lärmt in den Tag. Und große weiße Wolken beginnen sich vom Westen her über mich emporzutürmen. Schon gibt die Pflugschar einen blinkenden Schein. Bald knirscht sie ingrimmig an einer steinigen Stelle, bald streicht sie sacht und schmeichelnd, mit leichtem Geräusch über den lehmigen Grund.

Ein Schwarm von Staren kommt kreischend vom Wald her und läßt sich bald da, bald dort in schönem Schwung auf die Schollen fallen; doch mit noch lauterem Gekreisch kommt eine Schar von Krähen über sie; und nach kurzem Kreisen lassen die schwarzen Gesellen sich hinter mir auf die Furchen nieder und vertreiben die Stare, die ängstlich flatternd dem Walde zustreben.

Ein Regenschauer überstiebt das Feld, der auch die Krähen vertreibt. Schreiend fliegen auch sie dem Walde zu. Doch der Schauer ist rasch zerstoben, und die Sonne blickt wieder freundlich durchs Gewölk. Bald leuchtet sie vom Zenith. Immer verwirrender lärmt von allen Enden die Welt. In einen tollen Arbeitswirbel scheint die Glut der Sonne sie fortzureißen.

Der Pflug hat sein Knurren und Knirschen aufgegeben; die Gäule dampfen sichtbarlich, und langsamer wird ihr Gang. Auch die Glieder und Sinne des Pflügers beginnen zu ermüden, und schon sind seine Gedanken vom Pfluge weg, nach Hof und Stall, ordnend und sorgend vorausgeeilt, da die Mittagsglocken umliegender Dörfer zum Ausspann mahnen.

* * *

Nach der Fütterung geht es wieder in den Acker, und wieder müht sich der Pflug in ruhigem Auf und Ab, Furche an Furche zu legen. Immer riesenhafter türmen sich am Nachmittag vom Westen die Wolken herauf; ein feiner Regen geht zuweilen nieder; und es wird ein Schauspiel eigner Art, wie die Sonne bald über, bald unter dem Gewölk entbrennend, die Landschaft mit Glut und Duft überströmt. Weit in der Ebene umher aber mühen wie ich noch viele andere mit Tier und Werkzeug die ruhende Erde ab; weit umher auf allen Straßen, in Dörfern und fernen Städten hör' ich die Arbeit lärmen, spür ich den ruhlosen Menschengeist.

Dann kommt die Abendstille.

Die Wolken scheinen sich festzulegen über den Horizont. Tiere, Menschen, Bäume wachsen größer in den Raum, im stillen, sinkenden Licht. Und wacher werden die Gedanken in der Stille. Erinnerungen tauchen auf, neue Pläne greifen drängend in die Ferne . . . Und öfter fließt mir das Vergangene mit dem Kommenden ineinander: Ich seh' die Schar der Ahnen, die diesen selben Acker hier vor mir gepflügt haben und wieder in die Erde hinabgesunken sind; das Gemurmel ihrer Stimmen aus fünf Jahrhunderten steigt auf zu mir aus den Furchen; und hinter mir von endlos tiefen Stufen seh' ich schon neue Gestalten drängen, — mich zu verdrängen. Sie scheinen nur darauf zu warten, daß auch meiner Hand der Pflug entsinkt, und ich hinabgleite in den kalten Grund.

Eben als die Sonne sich zum Horizont neigte, hob sich aufs neue ein Wind, die Wolken flogen wieder heran, und sieh: wie eine verwandelte Welt stehen Dörfer, Türme und der ferne Höhensaum in dem magischen Licht. Und als ich zum letztenmal den Pflug wende, steigt gegenüber, da, wo morgens überm Walde die Sonne stand, der Mond aus einer grauen Wand — unglaubhaft groß und klar.

Digitized by Google

Eine verwirrende Lichtzerstreuung um mich her. Ich fühle mich plötzlich mit der Erde emporgehoben — im Umkreis der Welten und Gestirne, allein auf dieser Erde. Ich, der Pflüger, dem sich die Erde unterwirft, ich, Bebauer, Zeuger und Ernährer: Mittelpunkt der Welt von Anbeginn. Verschwistert mit Scholle, Baum und Strauch, mit allen Erd- und Himmelsgöttern, denen der Mensch der Städte sich längst entfremdet hat. Jenseits aller Händel der Menschen, jenseits aller Nationen und Konfessionen fühle ich mich vor das ewige glühende Schöpferauge gestellt.

Und mein armes Tagewerk wird zum heiligen Dienst, zur großen Feier vor dem Ewigen, Unfaßbaren. Der Acker unter mir wächst zur Welt. Und die Geister der Ahnen, die hier vor mir gepflügt, von Jahrhundert zu Jahrhundert, gehen mit durch die Furche. Es runden sich Zeit und Ewigkeit zum großen Kreis des Werdens und Vergehens — über meinem Acker in den letzten Strahlen des sinkenden Tagesgestirns.

Über das Gebet / Von Theodor Fechner

Nimm das Gebet aus der Welt, und es ist, als hättest du das Band mit Gott zerrissen, die Zunge des Kindes gegenüber dem Vater der Menschheit stumm gemacht. Gebet ist auch das Vertrauen, daß Gott alles zum Besten wende und im Jenseits vollenden werde, wozu die Mittel des Diesseits nicht hinlänglich sind. Aber freilich, dieses Vertrauen setzt den lebendigen, an uns teilnehmenden Gott voraus. Nicht der Wegfall des Bedürfnisses hat das Gebet verstummen lassen, sondern die Gedankenlosigkeit, die der größte Feind des Lebens der „Gebildeten" ist. Je mehr sie lesen und hören, um so weniger denken sie. Mit einem großen Aufwande von Lesen, Hören und Reden ersparen sie sich das Denken an und über die wichtigsten Fragen des Lebens. Da das Gebet zum Hinabsteigen in große Tiefen auffordert, ist es mit den Gedankenspielen der sogenannten Bildung nicht vereinbar.

Gebet / Von Eduard Mörike

Herr! schicke was du willt,
Ein Liebes oder Leides;
Ich bin vergnügt, daß beides
Aus deinen Händen quillt.

Wolleſt mit Freuden und wolleſt mit Leiden
Mich nicht überschütten!
Doch in der Mitten
Liegt holdes Bescheiden.

Digitized by Google

II.

August war nach Brunau gekommen. Er liebte Gertrud. Es war wie warmer Wind, der nach Regen werbend über aufwachende Felder geht und jähes Sprießen ruft. Tage und Wochen voll Sonnenschein, immer verheißend, immer voll Erwartung, immer voll von unnennbarem nie beruhigten Fühlen.

Der Geliebte schloß ihre Welt ein wie die blauen Höhen ringsum das stille heimliche Land. Der Weg aus dem Tal nach dem immer dunkelgrüner sich wölbenden Laubkogel mit dem weißen Haus wurde begangen, durcheilt, verträumt, ewig wandernde Sehnsucht zwischen zwei Polen.

Warmer lockender Wind, der stürmisch werbend über aufwachende Felder geht.

Sie scheuten sich, über das wunderbare Geschehen sich findender Hände und haltender Blicke zu sprechen.

„Die Bäume beginnen zu verblühen," sagte Gertrud, als sie an einem Abend durch die Obstgärten gingen.

„Dann werden wir Kirschen essen, Blüten müssen Früchte bringen," lachte August mit roten Lippen und blitzenden Augen.

Er wollte diesmal über die Höhen heimgehen. Gertrud begleitete ihn wie gewöhnlich. Sie wanderten die schmale Straße langsam hinauf und wichen dann feldein. Weit vor ihnen Wald, aber rechts und links Hügel voll grüner Sommersaat und gefurchter Äcker, braun und grün, oben scharfe Ränder und hellblau der Horizont.

„Von dort drüben schaue ich her," sagte August und zeigte auf den leuchtenden weißen Fleck am Abhang.

Die Wälder versanken eben in einem bläulichen Dunst, die Sonne glitt dem Abstieg zu und der Föhn hatte den Westen mit verzogenen Schleiern und Fetzen angefüllt, in die die Sonne nun sinken sollte.

„Hier ist gut sein," rief August. „Laßt uns Hütten bauen." Er warf sich zwischen den Feldern am grünen Rain in das Gras, stützte den Kopf mit beiden Händen und wartete. Gertrud blieb befangen stehen.

„Unser Hügel," er warf seinen Kopf herum und blickte ihr von unten in die Augen und lächelte ganz weich und schelmisch, als ob er bitten möchte: nimm's mir nicht übel, ich bin heut ein Kind.

„Unser Hügel .... wer weiß was davon?"

Sie schüttelte das Haupt und antwortete nicht. Da schaute er wieder weg, hinaus in das Land und auch sie mußte hinausschauen und doch gab es nichts als letztes Sonnenglitzern und Blüten und Himmelsbläue und Wälder und Sehnsuchtsferne, in die langsam die Worte fielen:

„Ich hab dich lieb .... ich hab dich lieb .... so lieb."

Ihr Herz pochte, das Tal ward weiter, so weit, die Worte klangen, schwollen bedeutsam an und erfüllten alles, was es geben konnte, was war und was sein wird, Hügel, Haus und alle Tage, eignes Leben und die Welt. Rasend wachsendes jauchzendes nie durchlebtes Übermaß. Da ward sie umschlungen, gehalten, fühlte, daß ihr Sein entschwand vor drohender Gewalt. Sie kämpfte, riß sich los, widerstrebte, wünschte jäh den Zwang zurück, entfloh, lief steilab den Hügel hinunter. Während Tränen in ihren Augen hingen, so daß sie fast keinen Weg sah, rief sie: „Wer holt mich ein .... wer holt mich ein?"

Unten blieb sie stehen. Ein Tropfen fiel heiß auf ihre Hand. Unsicher durch den nassen Schleier hindurch sah sie ihn am Hügel. Er war ihr nicht gefolgt. Scharf hob sich die Gestalt in der Luft ab.

Digitized by Google

Er schwenkte seinen Hut, hoch in die Höhe und weit um sich. Dann schritt er waldwärts hinüber.

Es war, als ob die Sonne noch einmal, bevor sie sank, stärker leuchten wollte. Sie verzehrte sich in sich selbst, ihr Licht war nur Strahlen und Flammen. Dann wurden die Schleier und Wolken im Westen von unten her grell beleuchtet, während der blaue Himmel in lichtes kaltes Grün verfloß.

Ich liebe dich .... ich hab dich lieb .... lieb ....

Die Dämmerung stieg von den Höhen, das Himmelsblau wurde immer kälter, der Nebel zog sich vom Bach her und von der Wiese stieg es kühl auf.

* * *

Es war zur Zeit, in der das Korn gereift war und man nur wenige Tage bis zum Schnitt zählte; zur Zeit, als man wußte, bald wird hier oder dort, im Tal oder drüben auf den Hügeln zum erstenmal in diesem Jahr die Sense blitzen und das erste Kornmandl erstehen.

Es war aber auch die Zeit der schwülen Tage, der großen starren Wolken, des Grollens in der dunstigen Ferne und des Wetterleuchtens an dämmernden Abenden.

An einem dieser Tage war der alte Orgelbauer nach einem beschwerlichen heißen Marsch am Marktplatz in Hehenberg angelangt und freute sich schon auf Schatten, Rast und eine kühle Stube.

Der Alte hielt still, schaute zögernd über den Platz hinauf. Als ob der Sonnenschein zu grell läge, oder als ob Verweilen gut täte, er wandte sich ein paar Schritte rechts zur Kirche hinüber, und war auf einmal aus dem blendenden unerträglichen Licht in kühles Dunkel gekommen. Hinter ihm knarrte zögernd die Türe zu. Sein Tritt hallte auf dem Steinboden. Er schritt zum Hochaltar vor, kniete in einer Bank nieder und barg das Haupt müde in den Händen.

Da herinnen hatte sein Kind Hochzeit gefeiert. Seitdem waren drei Monate verflossen. Die Tochter sei gut versorgt, sagen die Leute. Schon recht, schon recht. Ein guter Geschäftsmann ist der Steibl. Die Theres hat ein leichtes Hausen. Warum soll nicht der Mensch nach Geld und Gut streben?

Er seufzte laut und erschrak. Bei Gott, ja, ein anderer wäre ihm lieber gewesen.

Der Christus am Hochaltar schaute wie stets stumm in seinem Leiden nieder. Er hatte von diesem Gekreuzigten schon oft Trost davongetragen. Heute fand er ihn nicht. Zögernd kehrte er wieder in den Sonnenbrand. Er mußte die Augen erst an das grelle Licht gewöhnen. Langsam begann er den Marktplatz hinanzusteigen. Endlich war er beim hohen Granittor, aus dem es kühl herauszog. Vom Flur weg trat er in das Gastzimmer ein. Es war leer. Er schaute daneben in das Extrazimmer. Drinnen war dumpfe Luft. Träg kroch eine Fliege über das blaue Tischtuch. In der Küche fand er die Magd. Die Frau sei in der Wohnung droben, meinte diese.

Eben wollte er die steile dunkle Treppe hinansteigen. Da öffnete sich eine Türe, Lichtschein fiel herab. Seine Tochter stand im hellen Rahmen.

Aber daß der Vater bei dem heißen Wetter, bei der Schwüle herüberkomme, meinte sie vorwurfsvoll nach der ersten Begrüßung. Gleich wollte sie hinunter und selbst Kaffee besorgen. Er aber wehrte es ihr. So gab sie der Magd den Auftrag.

Der Alte mußte sich doch zuerst ein wenig verschnaufen. Er blieb am Kanapee sitzen, aber seine Blicke wanderten herum. Die Tochter war dann doch in die Küche gegangen. Die Magd mußte hinüber zum Bauplatz, dem Herrn den Besuch melden. Aber der war nicht zu finden.

Staatszimmer, — Staatszimmer, — dachte der Alte bei sich, — das ist wohl eine Nobligkeit. Das samtene Kanapee, die hellpolierten Möbel, der goldene Spiegel mit dem Tischchen davor und die großartigen Bilder in den Prunkrahmen .....

Digitized by Google

Sein alter Hausrat war ihm zwar lieber als das neumodische Zeug, das man mit Bild und Bett und allem zusammen um viel Geld beim städtischen Händler kauft. Immerhin, der Herr Schwiegersohn schien ein vermöglicher Mann zu sein und das Neue zu lieben.

Er wollte, als die Tochter wieder eintrat, gerade sagen, daß es lang her sei, seitdem sie sich zum letztenmal gesehen hätten. Aber er schaute bloß still an ihr vorbei und sagte im Augenblick nichts.

So war es also doch wahr, was die Leute redeten, — also doch.

Therese war blutrot geworden und zum Fenster getreten. Sie hörte ihn seufzen. Aber nichts von dem kam, was sie fürchtete.

Nun war es klar, warum sie so zur Hochzeit gedrängt hatten.

„Die Mutter läßt dich grüßen," sagte er mit gepreßter Stimme, „sie wäre gern mitgekommen, aber sie ist nicht recht gesund."

Therese hatte sich schon gefaßt. Wen geht es was an, dachte sie trotzig. Altmodische Leute .... und jetzt ist es doch gleich.

„Daß du gar nie daheim nachgeschaut hast," meinte der Vater, „schon der Mutter wegen. Aber du wirst halt viel zu tun haben .... im Anfang," setzte er entschuldigend und milde dazu.

Freilich gäbe es viel zu tun. Das könne der Vater und die Mutter nicht alles wissen. Das große Haus .... die vielen Reisenden .... und drei Hochzeiten und eine Totenzehrung hintereinander. Dann müsse sie manchmal mit dem Karl zu Geschäftsfreunden, wie es eben so Brauch sei. Und der Mann gönne sich keine Ruhe, so wirtschaftlich sei er. Den ganzen Tag im Baugeschäft oder auswärts im Handel. Seine einzige Freude seien die Fuchsen, da werde der Vater schauen, wenn er die Pferde sehe. In einer Stunde hinaus bis Brunau, das mache nicht leicht einer nach.

„Ja, ja," sagte er zerstreut. .... Mit so schnellen Pferden hätte sie leicht kommen können. „Sie kränkt sich, aber ich rede es ihr schon aus."

„Jetzt aber komme ich bald," erwiderte sie ungeduldig, „jetzt bald .... sie soll sich meinetwegen nicht kränken. — O ja, mir geht es gut."

Er nickte. Sah es nicht aus, als sei sie viel älter geworden? Wo war ihre frische Lustigkeit? Ob sie nicht gar zu wirtschaftlich sind. Damit erwirtschaftet man sich oft Sorgen und innere Kümmernisse gar leicht. Es ist halt doch nicht das Erste im Leben. Und leichter geht ein Kamel durch ein Nadelöhr ....

Und warum war er eigentlich gekommen? War es nicht das Gerede der Leute gewesen?

Er vermeinte es nicht herauszubringen und eigentlich brauchte es keiner Frage mehr. Sollte er sich nun nicht lieber freuen, daß das erste Enkelkind ihm hier heranreifte? Aber, warum .... warum nur hatte ihm seine Tochter dies angetan.

Er faßte ihre Hand. Sie schlug die Augen scheu zu Boden, hob sie aber gleich wieder. Sie hatten einen feindseligen starren Ausdruck bekommen. Aber er streichelte ihre Hand und sagte nur:

„Reserl, ich freu' mich, trotz allem .... trag es uns halt nicht nach, wenn wir uns nicht so ganz freuen. Wir sind einmal so, aber nun .... Der liebe Gott möge dich segnen und es recht werden lassen."

Er versuchte das Kreuzzeichen zu machen. Doch sie wandte sich hastig ab und fuhr sich über die Augen.

„Laß gut sein," sagte er, „und komm einmal zur Mutter. Wenn auch die Mutter gar streng ist, sie meint es doch gut. Tu es. Den Segen der Eltern soll kein Kind versäumen sich zu holen, ... soll lieber darum laufen, wäre es noch so weit."

Digitized by Google

Später gingen sie im Haus herum. Therese zeigte voll Stolz ihre Wirtschaft. Auch im Stall und im Garten mußte er nachschauen. Der Vater war schon etwas müd, als auch der Schwiegersohn heimkam.

„Und da gibt es nichts," meinte der lärmend, „ich führe den Herrn Schwiegervater mit den Fuchsen hinüber, das ist weitaus kommoder."

Aber der Alte wehrte sich. Die Söhne kämen ihm doch entgegen, über den Wald herüber. Die möchte er nicht verfehlen.

Jetzt fand der alte Erasmus keine Zeit mehr, mit der Tochter vertraulich zu reden. Nur mitunter faßte er ihre Hand, fast verstohlen, streichelte sie, nickte manchmal.

Einmal lächelte er verlegen, als ob er auf etwas Unrechtem ertappt worden wäre. Er hatte gedacht, wem es gleichen werde . . . . das Kind . . . . einmal . . . ihm oder ihr . . . .

Seitdem der Schwiegersohn gekommen war, wurde der Alte immer stiller.

Die Schatten der oberen Häuser fielen nun schon weiter in den Platz herein und nur mehr auf der andern Seite war Sonnenlicht. Vom Feld heimkehrende Leute schlenderten vom obern Markttor langsam den Platz herunter. Auf mancher Hausbank feierte man beschaulich. Leichte Rauchwolken zogen und quirlten über den spitzen und breiten Dächern.

Erasmus Straubinger hatte schon einmal auf die Uhr gesehen. Wo blieben nur die zwei? Es wurde schon spät.

Dann endlich trat unten bei der Kirche eine schwarze Gestalt um die Ecke und kam quer über den Platz herüber. Der Thomas war es, aber allein. Freilich gab es erst recht einen Aufenthalt. Warum der Johannes nicht gekommen sei? Thomas schien es nicht recht zu wissen.

Erst nach einer Stunde verließ der Vater mit dem Sohn das Haus. Der Abendstern hing leuchtend, mehr Gold als Silber, über dem Markttor und scharf waren die oberen Häuser in das Firmament hineingeschnitten. Vom Buchberg kam ein guter Wind herab. Der Abendrauch stand über den Gehöften. Die Dunkelheit war, als ob sie zurückgehalten werden würde, auf den Bergen und in den Wäldern haften geblieben, alles übrige war noch immer in einem ungewissen Dämmerlicht.

Sie hatten die letzten Häuser von Hehenberg schon hinter sich und folgten am Abhang entlang der weißen Fahrstraße. Vor ihnen lag schwarzgrün und schwer der Wald, in den die Straße starr entgegen einmündete. Über der Höhe wurde es nun lichter, der Mond hob sich groß heraus und aus der allgemeinen Dunkelheit wurden die Hügel draußen heller, weil der Schein milde darüberging.

„Was hast du denn heute von der Post bekommen," fragte der Alte, „ist es eine neue theologische Zeitschrift?"

„Nein, eine politische, soziale. Ich arbeite sogar ein wenig mit," setzte Thomas nicht ohne Stolz hinzu.

„Glaubst du, daß dies notwendig ist?"

„Heutzutag schon," antwortete er voll Eifer, „da genügt die Kanzel nicht mehr, da heißt es mit der Presse, mit den Vereinen und in der praktischen Politik arbeiten."

„Du magst ja recht haben," seufzte der Alte, „mir ist nur, als ob dies äußere Arbeiten, was sicher notwendig ist, nur bin ich zu alt dazu, ... daß dies äußere Arbeiten manchen von der inneren Seelsorge abhalte. Schau, dir möchte ich so eine recht bedächtige Stille wünschen, ... ich meine, das gehört zum Seelsorgen dazu, so eine Stille in der Beichte, auf der Kanzel, im ganzen Leben, damit du nicht die kleinen und kleinsten Leiden der Menschen überhörst. So ein ewiges Beichthören, immerdar . . . . ."

Digitized by Google

„Ja, Vater," versetzte Thomas, „aber man muß heute mehr leisten als früher, die Feinde der Kirche sind stärker und gerade auf ihren eigenen Gebieten muß man sie bekämpfen."

„Mir leuchtet es schon ein, Thomas, aber verstehe mich recht. Für dich sage ich es: das Geräusch der Welt fürchte ich, das Geräusch der Welt, worin ihr euch begebt, daß es euch nicht die Einfalt nehme. Und leicht wird der Kreuzweg verdunkelt."

„Es muß Kämpfer geben. Gottesstreiter."

„Du hast schon recht, mein Sohn. Wir haben immer den Frieden gewollt, vielleicht zum Nachteil der guten Sache. Nur vergiß auch nie, dich im Frieden zu halten. Über allen Werken, über allen Wissenschaften steht die Liebe."

Thomas errötete. Er verstand wohl den Vater.

„Der Pfarrer Böck in Brunau möchte dich einmal sehen," meinte der Alte nach einer nachdenklichen Weile.

„Ja, der Böck, der ist einer, unbeugsam in kirchlichen Dingen. Der alte Reinhart wird in Pension gehen müssen."

„Was hat es denn gegeben?" fragte Vater Erasmus.

„Streit wegen der Schulmesse und der Kinderbeichte .... Ein anderer hätte vielleicht nachgegeben, aber der Böck gibt nicht nach, weil er glaubt, er darf es nicht und schließlich hat der Reinhart sich ins Unrecht gesetzt ...."

„Woher weißt du es?"

„Der Kooperator hat es mir erzählt. Der Dechant sogar hat schlichten wollen und der Dechant war dagegen, daß man es vor die Behörde bringt, aber der Böck hat einen Eisenschädel."

„Der Dechant, freilich, der will halt niemandem wehtun."

Sie gingen ziemlich rasch. Es war auch kühler geworden.

Die Straße wurde im Mondlicht immer glänzender, die Randsteine immer weißer.

„Warum ist Johannes nicht mitgekommen," fragte der Vater, „er wollte doch?"

Thomas zögerte mit der Antwort. Der Alte blieb stehen.

„Habt ihr wieder einmal gestritten?" Er bekam keine Antwort. „Daß ihr euch gar nicht vertragen könnt."

„An mir liegt es nicht," suchte sich der Sohn zu verteidigen, „an mir liegt es nicht, er ist auch gleich so schroff."

„Es wird doch an beiden fehlen. Ich mag nicht, wenn einer gleich alle Schuld ablehnt. Ich kenne euch doch. Keiner hat sich wahrhaft überwinden gelernt. Schon als Kinder ...."

„Du tust mir diesmal wirklich unrecht," versicherte Thomas, „was kann ich dafür, daß er nicht hat studieren können. Es ist ja fast, als ob er es mir neiden tät."

Armer Johannes, dachte der Alte bei sich. Es ist halt nicht gegangen. Einer muß in das Geschäft und Geld war nicht genug da. Wirst auch einmal darüber hinwegkommen.

„Dann .... daß ich nur mit dem Verstand Theologe wäre und nicht mit dem Herzen .... so etwas braucht er mir nicht zu sagen ...."

„Und da ist er umgekehrt?"

„Ja."

O Johannes, du heißblütiges altes Kind. Freilich, du mit deinem Herzen bist vielleicht Gott näher. Aber Neid quält dich, ich muß dich warnen.

„Schau, Thomas," meinte der Vater, „du mußt auch Nachsicht haben. Es ist ja sein Herzenswunsch gewesen, Priester zu werden. Er hat verzichten müssen. Vielleicht hat er nur gemeint, daß der Himmel nicht mit Gelehrsamkeit, sondern mit Glauben erobert werden muß."

Digitized by Google

Thomas sagte nichts. Er ärgerte sich, daß der Vater den Bruder so bedingungslos, wie ihm dünkte, in Schutz nahm.

Die Sterne wurden immer mehr, allenthalben, aber ihr Glanz erblich vor dem Mond.

Im Wald kam jemand aus dem Dunkel entgegen. Johannes war es. Es hatte ihn nicht daheim gelitten. Er streckte dem Bruder die Hand entgegen.

Nun gingen sie rasch heimzu, Thomas schweigend hinterdrein.

Als schon das Licht aus dem Haus herunterleuchtete und sie von der Straße hinaufstiegen, meinte Vater Straubinger mit warmen Ton:

„Kindlein, Kindlein, liebet euch untereinander." Er blieb stehen und faßte den einen am Arm und den andern an der Schulter.

Dann traten sie in das Haus, in den warmen Schein der Lampe. Die Mutter blickte den Vater forschend an. Er lächelte mild. Da war sie beruhigt. Er aber sann immerfort, wie er ihr alles schonend beibrächte. Wenn nur sie im Leben nichts mehr Trauriges finden würde. Er würde es schon tragen, heut lieber allein.

* * *

Die Spatzen und Stare hatten in diesem Jahr die Kirschen im Schulmeistergarten gefressen. Vergebens hatte Franz eine von Gertrud verfertigte Puppe auf den großen Baum hinaufgesetzt.

Der alte Reinhart hatte lächelnd dem Beginnen seiner Kinder zugeschaut.

„Es war alleweil so, die Vögel haben schon ihr Recht darauf."

Gertrud aber hatte beteuert, heuer müsse es anders sein, schon weil der Franz daheim sei und so oft Gäste kämen. Aber es war nicht anders und wie zum Hohn rauften sich die Vögel ober und um das Schreckgespenst herum.

Aus den Frühlingshügeln waren gelbe Sommerhügel geworden. Und heute, als Gertrud gegen Abend zu einem entlegenen Hof ging, um Eier zu holen, blitzte zum erstenmal die Sense dort droben. Weit drüben am Buchberg leuchtete der weiße Punkt. Sie starrte hinüber. Und dann dachte sie: was kümmert es mich, ob er Franz besucht oder nicht.

Aber dort droben auf den Hügeln . . . . ist einer einmal im Abendlicht gegangen, von heimlichen Wünschen umwoben . . . . .

Die Mäher arbeiteten ruhig weiter, in Abständen voneinander, mitunter, daß einer stillhielt und die Sense wetzte.

Und immer klingt es im Tal . . . . ich liebe dich . . . . ich sehne mich . . . . ich hab dich lieb . . . . so lieb . . . .

Am Heimweg kam ihr der Vater entgegen.

„Der junge Straubinger ist da," rief er. Ihr schlug das Herz schneller.

„So," sagte sie trocken.

„Ich habe sie allein gelassen, junge Leute wollen unter sich sein."

„Ja, aber . . . ." meinte sie zögernd, „was richte ich doch zum Nachtessen?"

„Nun, was wirst du denn besonderes richten."

Der liebe Hügel war fast in der Dämmerung versunken. Rebhühner riefen oben und dann wieder im Tal und alles war voll vom Zirpen der Heuschrecken. Es war so gut, still dahin zu gehen und zu denken und zu träumen.

Das Gebetläuten hatte begonnen. Vielleicht hab in den Glockentönen die Frage mitgeschwebt:

„Vater, war die Mutter sehr fromm?"

„Ich weiß nicht . . . ." hatte er nach einer Weile geantwortet, „ich weiß nicht, wie ich sagen soll . . . . . eigentlich war sie einmal ein selbständiger Geist. Aber . . . . es ist ja Frauensache, die Religion . . . . sie hat sich halt auch geändert."

Digitized by Google

Die dumpfen Glocken schwangen aus, die hellen begannen, sie stürmten mit ihren Klängen in die Dunkelheit hinein, die Schwalben flogen, aber auch Fledermäuse schwirrten schon umher, nur der Weg und die Ränder mancher Höhe waren lichter.

„Wir haben in unserer Jugend noch die bessere Zeit gesehen," sagte der Schulmeister, „aber seitdem wurde viel Wasser in den Freiheitswein getan. Nun sind wir wieder in der frommen Herrlichkeit . . . ."

„Vater . . . ." mahnte Gertrud, weil er sich erregte.

„Glaubst du, ich wäre noch in dem Nest, im hölzernen Schulhaus, wenn sie mich nicht kennen würden. Hier kann ich nicht schaden, dafür sorgt schon der Pfarrer Böck."

Gertrud faßte seinen Arm. Alt sah der Vater aus, jetzt bemerkte sie es.

„Deine Mutter," sagte er rauh, „war eine gute Frau und ihr Lebtag hat sie den Armen geholfen und hat kein Unrecht getan, aber in die Kirche ist sie dazumal nicht oft gegangen. Da hat ihr der . . . . der dort . . . . zugesetzt, ... daß dies alles nichts wert wäre und daß sie sich dem Teufel verschriebe. Da ist sie mir trübsinnig geworden. Und einmal hat sie mich so traurig angeschaut und hat gemeint, wir seien einen falschen Weg gegangen. Und von der Zeit an hat sie an nichts mehr gedacht als an ihren Himmel. So hat der ihre Seele gerettet . . . . Aber meine . . . ."

Er blieb stehen und starrte stumm auf den Ort.

„Weißt du," erregt zeigte er in die Dunkelheit, „bitter ist es, wenn so einer kommt mit süßen Reden und einem das Weib weglügt vom Herzen, daß sie in ihrem Mann nur mehr einen Verführer sieht . . . . das vergeß ich ihm nie."

Gertrud zitterte. Wie bereute sie die Frage. Diese Aufregung mußte ihm schaden.

„Und jetzt will er mich hinaushaben . . . . das ist sein letzter Trumpf, mit Schande mich hinauszutreiben . . . . und hat es schon fast erreicht, weil sie alle mich hassen."

„Vater, Vater," bat sie.

„Ach, laß . . . . es sind alte Geschichten und böse neue, nichts für dich. Hüt dich, du, sag ich, es steckt nur Herrschsucht dahinter, wenn es nicht Schlechteres ist." Er faßte sie am Arm.

„Hüte dich im Beichtstuhl . . . . ich rede dir nichts drein, aber hüte dich. Und was sollst du denn Sünden haben . . . ."

Sie erschauerte.

August Straubinger begrüßte sie so förmlich, als ob er sie nie gesehen hätte.

Der Abend verging langsam. Gertrud machte sich oft in der Küche zu schaffen. Was hatte er nur. Er quälte sie und sie wußte, er wollte sie quälen.

Am anderen Tag kam er wieder und fand sie im Garten. Sie setzte eben Salatpflanzen. Da half er eine Weile mit.

Sie war einsilbig. Mit rotem Gesicht beugte sie sich über die Erde.

„So eine Arbeit paßt gar nicht für Sie," sagte er.

„Warum nicht," gab sie kurz zurück, „die Tochter eines Landschulmeisters oder eine Bauerndirn kommt fast auf dasselbe hinaus."

„Aber, aber, wie kann man nur . . . . ." Seine Blicke kamen von diesem dunkelbraunen Haar und von dem sonnverbrannten kräftigen Nacken nicht mehr los.

„Für Sie wäre es passender, irgendwo zu sitzen, mit einem Buch oder mit einer Arbeit . . . . oder höchstens Blumen zu pflanzen, Rosen, Nelken oder so etwas . . . ."

Sie warf die kleine Schaufel weg, stand auf und streifte die Kleider zurecht.

Sie war nahe daran, zu weinen. Wenn er nur ginge. Es tut ja so weh.

August spähte herum, sie waren allein. Nur ein paar Stare lärmten.

Da sagte er hastig, wie leid ihm wäre, daß sie so vergraben sei, sie müßte hinaus in das Leben, denn es sei so herrlich zu leben, mit allen Pulsen, mit Fleisch und Blut.

Er griff nach ihrer Hand und so leise, so traurig, daß sie ihm die Hand nicht entzog, flüsterte er:

Digitized by Google

„Du, ... ich sehne mich so sehr."

Und auf einmal war es ganz anders.

Sie hatte nicht die Kraft, sich ihm zu entziehen.

„Denkst Du noch an den Abend auf dem Hügel?"

„Ja."

„Gertrud," sagte er einfach.

Sie schwieg. Ihre Lippen zuckten, leises Zittern ging durch ihren Körper.

August lächelte. Seine Saat reifte. Das Leben war jäh begehrenswert. Sie kehrte sich, einem Geschick ausgeliefert, bewußtlos ab. Er folgte ihr. Auf der Treppe standen sie still.

Sie widerstand nicht und hielt so ruhig, als er sie küßte, immer wieder den Mund küßte, der in seiner schwellenden Weichheit fast schmerzlich zuckte und doch seinen Lippen wieder entgegen kam, bis die Augen feucht schimmerten und sie die Hände zur Brust erhob und ihn leicht forthielt.

„Nimmer," bat sie, „nimmer."

„Leb wohl," sagte er. „Sehen wir uns allein, wenn ich wieder komme?"

„Nein." Sie kämpfte mit sich. Er bog ihren Kopf mit leiser Kraft in die Höhe und starrte ihr in die Augen.

„Vielleicht," schluchzte sie.

(Fortsetzung im übernächsten Heft.)

In zwei Welten / Aus den Erinnerungen und Wanderungen eines deutschen Schulmannes und Lexikographen / Von Ernst M. Roloff

Unter vorstehendem Titel sind soeben bei Ferd. Dümmler in Berlin die ungemein fesselnden Lebenserinnerungen eines unserer bekanntesten und verdienstvollsten Pädagogen, der dem „Eichendorff-Bund" seit seiner Begründung angehört, erschienen. Wir drucken im folgenden mit Genehmigung des Verlags den Anfang des VIII. Kapitels und einen Abschnitt des V. Kapitels daraus ab. Zur Kennzeichnung des reichen Inhalts lassen wir die Kapitelüberschriften folgen: 1. Kinder- und Schülerjahre. 2. Studienzeit. 3. Hauslehrererinnerungen aus der Berliner Hofgesellschaft. 4. Im Staatsdienste. 5. In Ägypten und Palästina. 6. Rom. 7. Irland. 8. Wieder in Italien. 9. Der Übergang in Münster. 10. Mein Lebenswerk, das Lexikon der Pädagogik. 11. Der Literarische Handweiser und anderes. 12. Nachlese und Ausklang. Der Wächter.

Wieder in Italien.

Wieder in Italien — das war damals für mich fast gleichbedeutend mit wieder daheim. Sobald die „dolce lingua del si" auf der Bahnfahrt begann, fühlte ich mich wie zu Hause; und schon von Chiasso ab freute ich mich, trotz meiner sonstigen Gleichgültigkeit gegen Essen und Trinken, auf die ersten Spaghetti oder den Risotto milanese im Ristorante Orologio am Mailänder Dom. Land und Leute, Sprache und Sitten waren mir vertraut; und da ich von der weitverbreiteten nationalen Überhebung frei war und jedem Volke ungeschmälert das Recht ließ, nach *seiner* Art zu leben und glücklich zu sein, so hatte ich wenig Gelegenheit, Anstoß zu nehmen. Ich bin nun einmal der festen Überzeugung, daß kein Volk das Gute für sich allein hat und keines das Böse und Schlechte, und daß darum alle am besten fahren, wenn sie gegenseitig voneinander lernen.

Digitized by Google

Das gilt auch hinsichtlich Italiens. Wenn vielen deutschen Reisenden das nicht zum Bewußtsein kommt, so liegt das an den Vorurteilen, den guten wie den schlechten, mit denen sie über die Alpen fahren. Wer in Italien den berühmten „ewig blauen Himmel" sucht, wird schnell enttäuscht werden. Den gibt es allenfalls in Ägypten; oder man müßte sich sonst entschließen können, in den drei heißen Sommermonaten am Tiber zu weilen, wo man dann tatsächlich auch bezüglich der Schönheit und Beständigkeit des Wetters etwas Einzigartiges erleben kann. Andere lassen sich das Land im großen und ganzen gefallen, sehen nun aber auch bloß dieses. Für sie ist ganz Italien ein großes Museum, durch das sie sich, den Bädeker krampfhaft in den Händen haltend, mühsam hindurch arbeiten. Die Besichtigung der Kunstsammlungen, Kirchen, Paläste, Ruinen und der mit Sternchen versehenen Naturschönheiten wechselt für sie ab mit dem Aufenthalt im Hotel, wo sie sich wie Sträflinge an die Diner- und Souperstunden gebunden fühlen und höchst ungehalten sind, wenn sie nicht alles wie in Berlin, London oder Paris haben können.

Gewohnheitsmenschen dieser Art, Verehrer dieser lächerlichen Einförmigkeit einer faden Hotelkultur haben natürlich nirgends Gelegenheit, dem Volk und seinen Gewohnheiten irgendwie näherzutreten. Sie wollen das auch gar nicht; denn sie wünschen „weder beschmutzt noch ausgeraubt" zu werden. Nun, ich muß ehrlich bekennen, daß ich später in der unendlichen Ordnung und Sauberkeit des Nordens zuweilen das Gefühl hatte, in einen Garten mit lauter am Lineal gezogenen Buxbaumrabatten verbannt zu sein, und nicht selten — schrecklich zu sagen! — etwas wie Sehnsucht verspürte nach der bodenechten Lässigkeit und Unordnung des Südens.

Und was die „Unsicherheit" Italiens angeht, so läßt sich das Brigantentum in Sardinien und Sizilien ja wohl nicht wegleugnen. Aber obwohl ich auch diese Inseln bereist habe, habe ich vor Räubern weder jemals Angst gehabt, noch jemals solche gesehen. Dabei habe ich weitab von allen Touristenheerstraßen auch auf der Apenninenhalbinsel meine Fußwanderungen unternommen, selbst auf den schwer zu erreichenden Sorakte und in die gefürchteten Abruzzen, und Naturschönheiten entdeckt, die sogar der unfehlbare Bädeker nicht verzeichnet, und Orte kennengelernt, von denen selbst die Römer noch nichts gehört hatten. Das Wertvollste auf diesen Fußreisen war mir aber die Entdeckung der Seele des italienischen Volkes. Ich bin wahrlich nicht blind gegen dessen Schattenseiten und habe sie oft genug verwünscht; aber ich habe auch seine guten Eigenschaften kennengelernt, die in den Hauptzentren der Fremdenindustrie naturgemäß verdunkelt werden oder ganz verschwinden. Aber ist das in der „biedern" Schweiz nicht gerade so?

Wer auch sonst nichts von Italien weiß, dem ist bekannt, daß es dort von zudringlichen Bettlern und gewissenlosen Betrügern „nur so wimmelt". Gewiß, es fehlt daran nicht. Aber in Zeiten des schamlosesten Wuchers und der verbrecherischsten Schieberei, die der Weltkrieg uns Deutschen beschert hat, in Zeiten, wo man wie im Dreißigjährigen Kriege mit den Worten der Schillerschen Kapuzinerpredigt klagen könnte, daß „das Kalb nicht sicher ist in der Kuh", erinnere ich mich mit Genugtuung der Tatsache, daß ich wiederholt in solchen von Fremden nicht berührten Gegenden Italiens ein wohlverdientes Trinkgeld nicht an den Mann bringen konnte, sondern mir einen Freundschaftsdienst gefallen lassen mußte, wo man auch in Deutschland gern die offene Hand hingehalten haben würde.

Im allgemeinen darf man sagen, daß dem Durchschnittsdeutschen gewöhnlich jeder Maßstab für die Bewertung des Italieners fehlt, und das ist kein Wunder; denn beide sind außerordentlich voneinander verschieden. Was z. B. dem italiano gänzlich abgeht, ist die Kindlichkeit. Selbst seine Kinder sind schon ganz auf irdische Rücksichten eingestellt und reden wie Erwachsene. Was als Kindlichkeit erscheinen könnte, ist nichts als „die naive Selbstsucht eines unverwüstlichen Jugendalters, die

Digitized by Google

sich fröhlich für den Mittelpunkt der Welt ansieht" (Isolde Kurz). Die italienische Kultur, die man törichterweise infolge der offenbar unausrottbaren leidigen Verwechslung von Zivilisation und Kultur an der Zahl der Analphabeten statistisch hat messen wollen, ist begründet in einer veredelten, vergeistigten Sinnlichkeit, die zu einem geradezu abgöttischen Dienst des Schönen führt. Daher der große Wert, den der Italiener aller Volksschichten auf Anmut des Äußern legt, und sein Widerwille gegen die Vernachlässigung der Kleidung, deren sich namentlich der „deutsche Barbar" vielfach schuldig macht; daher auch seine heitere Grazie und Liebenswürdigkeit, die einen festlichen Zug in den Alltag bringen kann.

Dieses schönere Alltaggesicht hat es vor allem zuwege gebracht, daß der Italiener und der Romane überhaupt die Gunst der ganzen Menschheit reichlicher genießt, als unsere Kälte, Verschlossenheit und Rücksichtslosigkeit jemals zulassen wird. Ob dabei das Sein für uns spricht und für jene nur oder vorwiegend der Schein, ändert an diesem Stande der Dinge nichts. Mag die italienische Kultur einen noch so viel engeren Kreis umschließen, als der unsrige ist, sie tritt doch immerdar sichtbar in die Erscheinung und schlingt ein festes Band um alle ihre Angehörigen. Darum bleibt sich der Romane im Auslande viel mehr bewußt, daß er die eigene Nationalität vertritt und mitverantwortlich wird für die Bewertung seines Volkstums durch die Fremden. Der reisende Durchschnittsdeutsche hat das leider nur zu oft unbeachtet gelassen; und mit Grauen denke ich daran, daß das in Zukunft noch viel mehr der Fall sein wird, wenn jetzt der Kriegsgewinnler und der Schieber, der fast allein noch das Geld zu Italienfahrten aufbringen kann, das Deutschtum im Auslande vertritt, d. h. bis auf die Knochen bloßstellt.

Ich weiß wohl, daß es gefährlich ist, wenn man als Deutscher so spricht und noch dazu in einer Zeit, in der unsere Empfindlichkeit begreiflicherweise groß geworden ist, nachdem die Presse fast der ganzen Welt einen Verleumdungsfeldzug ohnegleichen gegen uns unternahm. Aber gerade weil ich mein deutsches Vaterland von ganzem Herzen liebe, und weil ich seinen vollen Wert eigentlich erst im Auslande restlos erkannt habe, lege ich hier, wie auch schon im 6. Kapitel, den Finger auf eine Wunde, die ich gern bald und endgültig geschlossen sähe. Ich habe wie Goethe und unzählige andere Deutsche gerade in Italien so außerordentlich viel für meinen innern und äußern Menschen gewonnen, daß ich das Glück nicht ausdenken mag, das der Menschheit widerführe, wenn ich gleiches von unserm ganzen Volke sagen könnte. Vielleicht hat keine neuere Nation so tiefe Einblicke getan wie der Deutsche in die geistige, der Italiener in die sinnliche Welt. Beide Völker hätten sich soviel zu sagen, sich so Großes zu geben, so Wichtiges gemeinsam auszuführen, daß jedermann, der das erkannt hat, verpflichtet ist, an seinem Teile dazu beizutragen, daß noch nachgeholt wird, was möglich ist, daß noch gerettet wird, was noch zu retten ist.

Am meisten fand ich Verständnis für diese meine hier nur kurz angedeuteten Grundanschauungen in der römischen Künstlerkolonie. Zu ihr hatte ich Beziehungen gefunden fast schon bei meinem ersten Betreten der ewigen Stadt und hatte sie sofort bei meiner Rückkehr aus Irland wieder aufgenommen. Die Teilnahme an ihren Festen, an ihren zwanglosen Zusammenkünften im Ristorante Tre Re oder im Café Aragno, vor allem aber die Atelierbesuche werden mir stets in freundlichster Erinnerung bleiben; denn ich verdanke ihnen viel. Erst damals habe ich Farben sehen gelernt und überhaupt einen Einblick in das Werden eines Kunstwerkes erhalten. Dankbar gedenke ich namentlich der Stunden, die ich in dem großen Studio des schon im 2. Kapitel kurz erwähnten Bildhauers Prof. Ferdinand Seeböck verleben durfte. Wenn ich dort plaudernd, vorlesend, gemeinsame philosophische Gedankengänge in feste Form gießend oder selbst Briefe schreibend geweilt hatte, während der Künstler emsig an seiner neuesten Schöpfung arbeitete oder bei einem Gläschen

Digitized by Google

Chianti ausruhte, so ging ich immer erfrischt und erquickt an meine stille Arbeit zurück.

Manche dieser deutschen Künstler, die schon Jahrzehnte in Rom wohnten, dort völlig heimisch geworden waren und doch das Beste ihres deutschen Wesens sich bewahrt hatten, wollten mir wie die Verkörperung der eben angedeuteten Vereinigung der zwei Nationen erscheinen. Was mögen diese feinnervigen Männer seelisch gelitten haben, als der Krieg mit Pöbelhand all die zarten Fäden zerriß, die Jahrzehnte friedlichen Schaffens gesponnen hatten! — Bei deutschen Künstlerinnen und gebildeten Frauen überhaupt fand ich nicht selten ein töricht einseitiges Verherrlichen des Italienertums auf Kosten der verkannten heimisch deutschen Art. Diesen Leutchen hat der Weltkrieg hoffentlich zu einer besseren Einsicht verholfen.

Von den nichtdeutschen Künstlern war mir besonders interessant der durch seine italienischen Volksszenen auch in Deutschland bestbekannte Maler Augusto Corelli, der Entdecker und Begründer der berühmten auch von mir wiederholt besuchten Künstlerkolonie Anticoli Corrado in der Sabina; von seinem preisgekrönten Gemälde „Die arme Maria" hatte ich schon in den 1880er Jahren auf der Berliner Kunstausstellung einen tiefen Eindruck empfangen und freute mich, nun den originellen Mann auch persönlich kennenzulernen. Am liebsten verkehrte ich aber mit dem universal beanlagten Spanier José Gallegos, der als Genremaler, Bildhauer und Architekt Bedeutendes leistete und mich namentlich durch seine tief innerliche, anspruchslose Art anzog. Obwohl durchaus nicht leicht zugänglich, war er mir gütig entgegengekommen und hatte offenbar Freude an dem Verkehr mit mir.

Seiner Empfehlung verdankte ich auch die vorzügliche Unterkunft in der Familie des trefflichen Obersts Mazzucchetti in der Piazza della Libertà. Dieser würdige alte Herr gehörte noch ganz zu der Generation des mir stets sympathischen Königs Umberto, für die das Bündnis mit Deutschland mehr war als bloß diplomatische Berechnung. Als dann nach der frevelhaften Ermordung dieses Monarchen seine intrigante Schwiegertochter, die deutschfeindliche Montenegrinerin, immer mehr an Einfluß gewann, konnte auch der Fernerstehende den Umschwung der italienischen Volksstimmung beobachten. Schon 1902 bei Erneuerung des Dreibundes war die maßgebende Presse so wenig deutschfreundlich, daß es in der deutschen Künstlerecke des Café Aragno an heftigen Erörterungen nicht fehlte.

Nur unsere diplomatische Vertretung in Rom schien von alledem nichts zu merken. Sonst hätte der Kaiser unmöglich glauben können, durch die Schenkung der Goethestatue auf Italien nachhaltigen Eindruck zu machen. Wer es 1902 in Rom miterlebt hat, wie die Tagesblätter wochenlang erörterten, wo dieses Denkmal aufgestellt werden könnte, um dann immer wieder zu dem Ergebnis zu kommen, daß kein Platz für dieses in der ewigen Stadt zu finden sei, der hat sich über den italienischen Verrat vom Jahre 1915 kaum gewundert. Die Villa Borghese, wo die auch vom künstlerischen Standpunkte mit Recht stark angefochtene Statue schließlich ihren zweifellos beziehungsreichen Standort fand, war damals noch Privatbesitz. Bei dieser Gelegenheit im Februar 1902 war es, daß mir plötzlich die Schuppen von den Augen fielen, und ich einen ersten Blick tat in die verhängnisvolle Art, wie der Kaiser auswärtige Politik betrieb. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die bis zum Herbst 1918 die wilhelminische Ära anbeteten, um dann ohne Übergang zum „Kreuzige!" zu gelangen. Daß ich mich von politischer Betätigung fernhalte, hat glücklicherweise nicht gehindert, daß ich zu allen Fragen dieser Art innerlich besonnen Stellung nehme und mir ein klares Urteil bewahre . . . . .

Digitized by Google

In Ägypten.

. . . So primitiv ist heute das geistige Leben in einem Lande, auf dessen geweihtem Boden sich von den Uranfängen der Menschheitsgeschichte her die überwältigendsten Reste und Zeugen einer Kulturhöhe befinden, die kaum zu begreifen ist. Der Gegensatz zwischen dem Einst und Jetzt kann geradezu als schreiend empfunden werden. So fand man in dem von der Deutschen Orientgesellschaft ausgegrabenen Totentempel des Königs Sahure (V. Dynastie) bei Abusir eine mehrere tausend Jahre vor Christus angelegte vollständige Kupferrohr-Wasserleitung mit Ausflußbecken an den Wänden, in denen selbst die konischen Ventile nicht fehlten. Und als Ende des 19. Jahrhunderts die Engländer, allerdings in der ihnen eigenen herrischen Art, hinsichtlich Wasserleitungen und Abortanlagen die allgemeinsten gesundheitlichen Verfügungen erließen, gab es in Kairo fast eine Revolution, da das Volk meinte, man wolle ihm ans Leben.

Mag das fremdartige, schwer zu schildernde Treiben im heutigen Kairo dem Neuling daher zuerst auch noch so fesselnd erscheinen, so tritt bei den meisten doch bald ein förmlicher Ekel vor diesen Verhältnissen ein; mein Tagebuch ist voll von solchen Äußerungen. Zu den Wunderbauten der Vorzeit konnte ich dagegen gar nicht oft genug eilen. Der erste Gang galt natürlich dem Wahrzeichen des Landes, den Pyramiden von Gize. Als ich sie kurz vor meiner Ankunft in Kairo schon vom Zuge aus erblickte, war alle Qual dieser martervollen ersten Bahnfahrt im Nillande vergessen, und das freudige Bewußtsein, nun wirklich in Ägypten zu sein, ließ mich selbst die Gluthitze gern in Kauf nehmen. Ich bin einigen jungen Deutschen dankbar für den Vorschlag, mit ihnen zusammen diesen fünftausendjährigen Riesen erstmals einen Nachtbesuch abzustatten, natürlich bei Mondschein. Wer diesen in den Ländern des Südens noch nicht erlebt hat, kann sich die Schönheit dieses nächtlichen Rittes kaum vorstellen. Da der Nil damals seinen höchsten Stand soeben erreicht hatte, so plätscherten seine Silberwellen von rechts und links an unseren Weg, und die schnurgerade prachtvolle Lebbachallee, die von Kairo aus in etwa zwei Stunden geradeswegs auf die Pyramiden zuführt, erschien wie ein Riesensteg durch einen endlosen See. Ich glaube, daß der über alle Beschreibung machtvolle Eindruck der Cheopspyramide und ihrer beiden Genossinnen nie so unmittelbar wirken kann, als wenn man sie mehr in Silhouettenform im Mondschein erblickt, der alle Nebendinge in den Hintergrund treten läßt. Ich bin oft bei ihnen gewesen und habe selbstverständlich die Cheopspyramide mit Hilfe zweier Beduinen auch bestiegen. Das Bild, das man von der Höhe ihrer 146 Meter aus genießt, will ich nicht zu beschreiben versuchen; denn es ist nicht möglich, davon eine Vorstellung zu geben. Aber wenn man einmal diese 2 521 000 Kubikmeter fassende Felsenmasse unter sich gesehen hat, so kann man Jomards Berechnung für möglich halten, daß man nämlich um das ganze Frankreich herum aus den Quadern dieser einen Pyramide eine Steinmauer von neunzig Zentimeter Höhe und dreißig Zentimeter Breite bauen könnte.

Damals erweckten auch die etwa eine Stunde südlicher am Wüstenrande gelegenen, sehr zerfallenen Pyramiden von Abusir neues Interesse, da die Deutsche Orientgesellschaft seit Oktober 1898 dort ihre überaus erfolgreichen Ausgrabungen ausführte, die unsere Kenntnis von dem Kult des Sonnengottes in der fünften Dynastie so ungeahnt bereichert haben. Es wird immer zu meinen schönsten Erinnerungen gehören, daß ich der Freilegung des dortigen Re-Heiligtums des Königs Ne-woser-re, vor allem des großen Alabaster-Opferaltars vor dem aus Kalksteinquadern erbauten Obelisk, wiederholt beiwohnen durfte; denn der Leiter dieser Unternehmung, der heutige Geheime Regierungsrat Professor Dr. Ludwig Borchardt, Direktor des deutschen ägyptologischen Instituts in Kairo, wohnte damals in der deutschen Schule und war mir persönlich gut bekannt. Zu meiner Freude hat unsere Verbindung auch noch heute nicht ganz aufgehört.

Digitized by Google

Wie mein historisches Empfinden belebt und bei diesen archäologischen Streifen in Anspruch genommen wurde, mag ein einziges Beispiel bezeugen. Der älteste Obelisk Ägyptens und gleichzeitig der einzige, der in Unterägypten unverrückt an seiner alten Stelle geblieben ist, ist der von Heliopolis bei Kairo, dem alttestamentlichen On. Da diese Obelisken stets paarweise vor dem Tempeleingange standen, dürfen wir in ihm den letzten Rest von dem großartigen Heiligtume des Sonnengottes in Heliopolis sehen, das von allen den höchsten Rang im Lande einnahm. Von diesem Tempel gingen die tiefgreifendsten Einflüsse für die ägyptische Religion aus; denn die Sonnenpriester von On galten als die Besitzer der höchsten Weisheitschätze. Zu ihnen gehörte nach Genesis 41, 45 auch Putiphare, der Schwiegervater des ägyptischen Josephs, wie später auch Platon eine Zeitlang bei diesem Priesterkollegium weilte, um sich dessen astronomisches Wissen anzueignen. Es ist also klar, daß sowohl Putiphare wie der große Grieche, wie zweifellos auch der alttestamentliche Joseph, der unter seinem ägyptischen Namen Zaphnatpaaneach (= Retter des Volks) ganz als Ägypter galt und sich auch den Tempelbesuchen nicht entziehen konnte, oft an diesen Obelisken vorbeigegangen sind und auch die Hieroglyphen gesehen haben, die alle vier Seiten dieses 20,27 Meter hohen roten Granit-Monolithen bedecken. Nun ist aber dank der Härte des Steines und der fast völligen Regenlosigkeit des Nillandes diese Inschrift so tadellos erhalten, daß man glauben könnte, ihre Einmeißelung sei erst gestern fertiggestellt. Ich durfte also ohne jede Verstiegenheit beim Anschauen dieser Schrift mir sagen: „Deine Augen haften jetzt an den gleichen Buchstaben, die schon jener Joseph gesehen hat!" Daß dann etwa 1400 Jahre später auch der von mir so hochgeschätzte Platon dieselben Hieroglyphen mit seinen leiblichen Augen gesehen hatte, wollte angesichts solcher ins graueste Altertum hinaufgehenden Zeiten fast keine Rolle mehr spielen. Wurde es mir nach einem Jahre in Rom doch sehr schwer, nach den ägyptischen Altertümern bei den römischen viel zu empfinden, da letztere ja alle „bloß aus der Zeit um Christi Geburt herum" stammten!

Daß ich auch in der Hitze des Pharaonenlandes meine Wanderlust nicht einbüßte, gereicht mir selber zur besonderen Genugtuung. Zu Wüstenritten war ich meines leidenden Gesundheitszustandes wegen sogar verpflichtet. Die Heilkraft der Wüstenluft kann ich vielleicht am anschaulichsten machen, wenn ich berichte, daß die bei mir leider so häufigen Luftröhrenkatarrhe nie zum eigentlichen Ausbruch kamen, wenn ich gleich bei den ersten Anzeichen der bösen Krankheit auf etwa sechs Stunden in die arabische oder in die Libysche Wüste ritt. Ich durfte dann sicher sein, abends — d. h. vor Sonnenuntergang — völlig gesund zurückzukehren. Man muß sich bloß vor der Morgen- und Abendkühle sehr in acht nehmen, die namentlich kränklichen Menschen recht schaden kann. Intermittierendes Fieber, von dem auch ich einmal befallen wurde, und Dysenterie sind gewöhnlich Folgen einer Erkältung.

Furcht kannte ich in Ägypten kaum, höchstens vor den widerwärtigen Schlangen. Ich habe selbst zu Fuß und ganz allein weite Wüstenwanderungen gemacht, z. B. zu der sogenannten Mosesquelle, ja bis zu dem vier Stunden östlich von Kairo gelegenen großen versteinerten Walde bei Bîr el-Fahme (Kohlenbrunnen), d. h. jenem geologisch so überaus interessanten Wüstenhügel, der mit zum Teil 20—30 Meter langen Baumstämmen versteinerten Holzes wie übersäet ist. Diese eigenartige Verkieselung des Holzes, die hier an Stelle der Kohlenbildung trat, wird von Fraas aus dem Kieselreichtum des Sandsteins und den klimatischen Eigentümlichkeiten Ägyptens erklärt. Ein anderes Mal verfolgte ich soweit wie möglich die verlassene Straße der ehemaligen englisch-indischen Überlandpost, die bis zur Eröffnung des Suezkanals den Postverkehr mit Indien mitten durch die arabische Wüste nach Suez leitete. Ich habe diese Wanderung in einem längeren Zeitschriftenaufsatz beschrieben; denn sie hätte für mich übel ablaufen können, endigte aber in Wirklichkeit damit, daß ich von einem Beduinen-

Digitized by Google

scheich zu einem Täßchen Mokka in sein Zelt geladen wurde. Nicht selten erlebte ich bei diesen Spaziergängen, namentlich in der Gegend von Matarije, eine Fata Morgana, die mir gewöhnlich das weite Meer mit Tropeninseln und üppig bewaldeten Buchten in den heißen Wüstensand hineinzauberten.

Ganz besonders lernte ich einen Spaziergang schätzen, den Natur, Kunst und Geschichte so anziehend machten, daß ich ihn zu Zeiten täglich unternahm. Führte er mich doch in zwei Stunden sozusagen durch drei Welten: aus dem hochentwickelten modernen Großstadtleben des Europäerviertels durch das Ameisengekribbel der Araberstadt stufenweise bis in die Todesöde der unendlich weit sich dehnenden Wüste. Die Europäerstadt mit ihrem unbeschreiblichen Volksgewoge, die vor einigen fünfzig Jahren von dem verschwenderischen Vizekönige Ismaïl nach Pariser Muster angelegt worden ist, pflegte ich mit der elektrischen Straßenbahn zu durcheilen. Auf dem kleinen Platze Atâba el-Khadra, wo sich damals alle elektrischen Bahnen kreuzten, reichen sich Orient und Okzident brüderlich die Hand; denn hier beginnt die Araberstadt, und das sinnverwirrende Durcheinander erreicht seinen Höhepunkt. Stiefelputzer, Eseljungen, Verkäufer von Zeitungen, falschen und echten Antiquitäten, Eßwaren, orientalischen Andenken und tausend anderer Sachen und die unvermeidlichen Bettler umschwirren den Wagen wie die Milliarden kleinster Fliegen, die dem Abendländer das Leben in Kairo zur Pein machen können. Daß es an dem nötigen Gebrüll dabei nicht fehlt, versteht sich bei dem Araber von selbst.

Endlich entführt mich der Wagen diesem Höllenkonzert und eilt durch die 1½ Kilometer lange Mohammed-Ali-Straße auf die Zitadelle zu. Diese Straße war zu jener Zeit eine orientalische Sehenswürdigkeit. Sie ist entstanden, indem man durch das Labyrinth der tausend Gassen und Gäßchen, in deren Enge sich manchmal kaum zwei Menschen begegnen können, eine schnurgerade Linie bahnte und diese zu einer europäischen Straße mit Bürgersteigen und Arkaden umgestaltete. Unter letzteren entfaltete sich nun das bunteste Treiben des Orients. Da wird im Freien gekocht, gegessen, geschneidert, geschustert, getischlert, rasiert — kurz alles getan, was man bei uns ins Innere der Wohnungen verlegt. Viele der neuen „Häuser" dieser Straße hatten aber nur eine Scheinfassade. Ging man einige Schritte in ein Seitengäßchen hinein, so war man wieder im Gewirr der unverfälschten Araberstadt.

An der Sultan-Hassan-Moschee pflegte ich auszusteigen, nicht ohne täglich von neuem einen bewundernden Blick über dieses bedeutendste Bauwerk der gesamten islamischen Kunst zu werfen, das mit seinem 26 Meter hohen Prachtportal, seinem herrlichen Stalaktitengesimse und seinem Minaret, dem höchsten von Kairo, einen köstlichen Anblick gewährt. Von dort eilte ich über den runden Rumêle-Platz, wehrte täglich von neuem die Eseljungen, diese drolligen „Schusterjungen des Orients", von mir ab, die mir als Deutschen mit Gewalt einen „Bismarckesel" aufdrängen wollten, und betrat durch das finstere Haupttor die Zitadelle, den denkwürdigsten Ort der Hauptstadt.

Was hat dieses weitausgedehnte Bauwerk an Grausamkeiten alles erlebt, seit es 1166 auf Befehl des Sultans Saladdin größtenteils aus Steinen der Pyramiden von Gize erbaut wurde! Das letzte Blutbad, das hier angerichtet wurde, ist das vom 1. März 1811, als Mohammed Ali, der Begründer der gegenwärtigen Dynastie, zwischen diesen Mauern 240 Mameluckenfürsten, die seiner Alleinherrschaft im Wege standen, kurzerhand durch seine albanesischen Truppen abschlachten ließ, nachdem er sie freundschaftlich zu einem Fest auf die Zitadelle geladen hatte. Nur einer von ihnen, Amim Bey, entrann dem grausen Verhängnis, indem er durch eine Mauerlücke den Sprung in die jähe Tiefe wagte.

Seitdem war Mohammed Ali, der trotz seiner Grausamkeit der größte Herrscher ist, den der Orient seit Jahrhunderten hervorgebracht hat, Herr im Nillande. An

Digitized by Google

ihn erinnert noch heute auf der Zitadelle die nach ihm benannte und von ihm 1824 erbaute köstliche Moschee, an deren zierlich eleganten Formen meine Augen alle Tage von neuem bewundernd haften blieben. Mit ihren beiden überschlanken Minaretten bildet sie das Wahrzeichen des heutigen Kairos. In ihr hat Mohammed Ali selber seine Ruhestätte gefunden, als er nach einem enttäuschungsreichen Leben 1849 in geistiger Umnachtung starb. — Im Innersten bewegt durch diesen geschichtlichen Rückblick, konnte ich dann wohl in den zahlreichen englischen Soldaten, die in ihren Tropenhelmen überall Wache hielten und alle Plätze und Gänge der Zitadelle bevölkerten, weniger Thronräuber sehen, als vielmehr Rächer jener echt orientalischen Untat. Die Engländer sitzen ja nun nach dem Weltkriege fester als je in dem ägyptischen Sattel, den sie 1882 angeblich als Beschützer der herrschenden Dynastie in der bekannten englischen Selbstlosigkeit bestiegen haben.

Aus den zahllosen Höfen und Gassen der Zitadelle, die teilweise knietief mit Staub angefüllt waren, gelangte ich in der Südwestecke durch das kleine Bâb el-Gebel („Bergtor") unvermutet in die Wüste. Vor mir ragten, metallisch flimmernd im Sonnenbrande, die steilen Felsenwände des Mokattams zum stahlblauen Himmel empor. Auf einem gemauerten Zugangsweg gelangte ich bald auf den zweihundert Meter hohen kahlen Berg. Geologisch gehört dieser zu dem großen Nummuliten-Kalkgebirge, das sich aus dem nördlichen Afrika über Indien bis nach China erstreckt. Sein sehr geschätztes Gestein lieferte das prächtige Baumaterial zu den jenseits des Nils aufragenden Pyramiden und sonstigen Grabbauten.

Diese ragende, kahle Höhe war mein Endziel. Ein Freund des deutschen kühlen Waldes wird meine Vorliebe für diesen Weg freilich kaum verstehen. Aber ich war ja auch um Sonne zu trinken an den Nil geeilt. So achtete ich die Schattenlosigkeit und die aus dem sonnendurchglühten Gestein von unten heraufströmende Hitze nicht allzusehr und freute mich der tiefen Einsamkeit, die mich oben umfing. Kein fades Bewunderungsgeschrei stört mich; ich bin allein in tiefer Stille und kann mit Andacht mich versenken in das Bild, das zauberhaft den erstaunten Blicken sich enthüllt. Nicht viele Orte mag es auf der Erde geben, die soviel Schönes, Eigenartiges, Tiefbewegendes auf kleinem Raume dem äußeren und inneren Auge bieten.

Tief unter mir lag die Zitadelle, in deren Höfe ich wie aus der Vogelschau hineinblicken konnte. Links und rechts von ihr lagerten sich die gewaltigen Wüstenfriedhöfe der kuppelreichen Mamelucken- und Kalifengräber, in deren teilweise höchst bedeutenden Moscheen die arabischen Herrscher des Mittelalters ruhen, namentlich viele der tscherkessischen Mameluckensultane, deren Hand von 1382 ab jahrhundertelang schwer auf dem unglücklichen Nillande lastete. Gelbbraun wie die sie umgebende Wüste scheinen sie mit ihren Tempelbauten und buntfarbigen Bretterhäuschen, in denen sich am islamischen Totenfeste die Hinterbliebenen häuslich einrichten, eher eine Stadt der Lebenden als eine Ruhestätte der Toten zu sein. Hinter ihnen, gegen die Stadt zu, erheben sich wie ein Wall, der das Leben vom Tode scheidet, die völlig vegetationslosen „Windmühlenhügel", die nichts als eine ungeheure Schuttanhäufung vom einstigen Fostât, der 641 von Amr, dem arabischen Eroberer Ägyptens, neben dem griechischen Babylon gegründeten Handelsstadt, darstellen und von Zerstörung, Brand und Mord in grausigster Fülle eine eindringliche Sprache reden.

Dann folgt das weite Häusermeer von Kairo, das mit seinen tausend schlanken Minaretten und ungezählten Kuppeln am Beginn des üppig grünenden Deltagebietes liegt; vergleicht man dieses mit einem Fächer, so kann man Kairo als den glänzenden Edelstein bezeichnen, der dessen kostbaren Griff bildet. Das ganze übrige Ägypten aber gleicht nur dem langen, dünnen Stiele dieses Fächers; denn es ist ja nichts als ein schmales, überaus fruchtbares Flußtal zwischen der Libyschen und der Arabischen Wüste, das sich in einer Breite von einem halben bis zu fünfzig Kilometer rechts und

Digitized by Google

links vom Nil ausdehnt. Wie ein breiter Silberstreifen leuchtet dieser ehrwürdigste und zweitlängste Strom der Erde zu unserer Linken aus einer Allee von mächtigen Dattelpalmen heraus. Hoch über die ihn einsäumenden Baumkronen schimmern die weißen, sogenannten lateinischen Segel der zahlreichen Fahrzeuge hervor, die seine gelben Wogen tragen, jetzt wie in urältester Zeit, von der sie heimlich rauschend uns erzählen.

Was darüber hinaus noch sichtbar ist, so weit das Auge den westlichen Horizont umspannen kann, ist das endlose Meer der Lybischen Wüste, auf deren schimmernden Saum vor fünftausend Jahren ein Königswille die Pyramiden von Gize hinzauberte, um der Königsleiche einen Ruheplatz für die Ewigkeit zu schaffen. Ist dieser Zweck auch nicht erfüllt, sind die Herrschermumien auch in alle Museen der Welt verstreut, so sind doch diese Grabbauten geblieben als staunenerregende Reste der ältesten Kultur auf dieser Erde, die wohl geeignet sind, uns bei der Einschätzung unserer modernen Kulturerrungenschaften recht bescheiden zu machen.

Vor den Pyramiden ruht, von meinem Platze aus gut sichtbar, der rätselvolle Sphinx. Aus dem natürlichen Stein herausgehauen in gewaltigem Ausmaß (20 Meter hoch und etwa 50 Meter lang), kehrt er sein lächelndes Antlitz der aufgehenden Sonne zu. Er mag schon von dem Erzvater Abraham bei seinem zweimaligen Besuche in Ägypten angestaunt worden sein; denn er gilt als das älteste aller Denkmäler am Nil, obwohl die Ägyptologen noch immer nicht einig sind über die Deutung seines Wesens.

Und nun wende ich mich der schon öfter erwähnten Wüste zu, die auf dem weiten Sattel des Mokattams sich hinter mir schier endlos dehnt. Woher soll ich die Farben nehmen, um von ihren Eindrücken auf ein Menschenherz ein zutreffendes Bild zu malen? Nur wer die Wüste kennt, weiß, was Stille ist; was man anderswo so nennt, ist ruheloses Lärmen, selbst auf dem höchsten Bergesgipfel und in der tiefsten Waldeinsamkeit. Den eigenartig fremden Eindruck werde ich nie vergessen, den bei meiner ersten Rückkehr aus stundenlangem Sinnen weit drinnen in dieser Wüstenstille der Pfiff einer Lokomotive als erster Laut des sich mir wieder nahenden Lebens auf mich machte. Hier oder nie wird unser Geist einmal von der Ewigkeit berührt; hier oder nie verstehen wir ein Lied wie jenes, das Moses auf seiner Wüstenwanderung eingegeben ward: „Herr, unsere Zuflucht bist Du geworden von Geschlecht zu Geschlecht. Ehe denn die Berge wurden, und gebildet ward die Erde und ihr Umkreis, bist Du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Und doch hat dieses grenzenlose Schweigen nichts gemein mit dem Schreckhaften, das die landläufige Vorstellung mit der Wüste verbindet. Balsam ist es für kranke Gemüter und ruhesuchende Geister, Balsam gleich der unübertrefflichen Wüstenluft, die rein und erquickend unsere Lunge dehnt wie jene, die der Mensch am ersten Schöpfungstag atmete. Wem Herz und Sinne sich nicht weiten beim Anblick der erhabenen Wüstenwelt, mag nun der Glanz der grellen Mittagsonne sie umleuchten, der unbeschreiblich zart-geheimnisvolle Rosahauch des Sonnenuntergangs sie umschweben, oder das Zauberlicht einer ägyptischen Mondnacht sie umspielen, der bleibe daheim in seinen gradstraßigen Städten, seinen himmelanragenden Mietkasernen, und erbaue sich an Überbrettl und Kino . . .

Digitized by Google

Aussprüche / Von Michael Georg Conrad

Im Geheimnis des Blutes, des Mutterbodens und der ehrlichen Vererbung liegt das Geheimnis des leiblichen und geistigen Schaffens und Gedeihens. Schwindet einer Zeit der Sinn für dieses Geheimnis, so verflacht und mißrät alles, das Volksleben, die Politik, die Frömmigkeit, die Gelehrsamkeit, die Dichtung, die Kunst — aller Handel und Wandel wird zum Zerrbild.

*

Auf den einzelnen und seinen Wert kommt es an, wenn die Masse des Volkes Bedeutung gewinnen soll.

*

Einem Volkswesen, das durch phantastisches Gebaren beweist, wie wenig es sich selbsterzieherisch in der Hand hat, das in seiner Tollheit oft gar nicht merkt, wie es seine Feinde zum Lachen reizt und seinen Freunden Tränen entlockt, einem solchen Volkswesen tun große Zuchtmeister not, die es mit Wort und Werk zur Besinnung zwingen.

*

Zweifellos, das Wissen allein ist nicht der Zweck des Menschen auf Erden. Auch das Schöne an sich nicht. Wenn die Wissenschaften und Künste auch die feinsten Kräfte des Menschen entwickeln und zur Blüte bringen, so gibt doch nur das Handeln dem Manne ein würdiges Ausleben. Immer das Handeln. Das Handeln adelt den Menschen, nicht das Grübeln, nicht das Schwelgen, nicht das Wortemachen. Am Anfang war die Tat. Nicht der Umsturz. Die stetig entwickelnde Tat.

* * *

Am 5. April 1921 feiert einer der hervorragendsten Eichendorff-Bündler, Altmeister M. G. Conrad, seinen 75. Geburtstag. Wir verbinden den Huldigungsgruß unserer ganzen Gemeinde mit dem innigen Wunsche, dereinst zum 80. Wiegenfest einen vollen Kranz ihm winden zu können. Der Wächter.

Memento / Von Michael Georg Conrad

(Zum Gedenktag der Reichsgründung.)

Schäum' auf in heiliger Sturmesflut
du göttliches deutsches Heldenblut,
befeure die matten Gewissen!

Darfst rinnen nicht länger in zager Haft,
du machtvoll völkischer Schöpfersaft,
des Blühens sei beflissen!

Brauf' hin in Wogen von Gau zu Gau,
mit sprudelndem Segen durchtränke die Au,
erneu' die geschändete Erde!

In dir ruht der Geist, in dir wirkt die Kraft
der heldisch zeugenden Leidenschaft,
des Deutschtums siegendes „Werde"!

Digitized by Google

Die Auferstehung des Volkslieds / Von Armin Knab

(Schluß.)

Lange Zeit fehlte eine umfassende Sammlung der altdeutschen Volkslieder mit den Weisen. Erst diese konnte einen vollen Begriff davon geben, welch hervorragende künstlerische Leistungen im Volkslied stecken. Den entscheidenden Schritt tat Böhme mit seinem „Altdeutschen Liederbuch“ (1867). Dieses brachte endlich die herrlichen Volkslieder aus der Blütezeit deutschen Volksgesanges erstmals quellenmäßig zur Wiedergabe. Die Sammlung reicht vom 12. bis zum 17. Jahrhundert. Es war ein Werk der Wissenschaft, das selbstverständlich nicht unmittelbar zur Wiedererweckung des altdeutschen Volkslieds bestimmt war, aber doch in der Folge dazu führte. Der Verfasser machte sich selbst wenig Hoffnung darauf. Er schreibt am Schlusse seines ausgezeichneten Vorworts: „Ich glaube nicht, daß die überreizten verwöhnten Ohren des gegenwärtigen Geschlechts an diesen primitiven Melodien Wohlgefallen finden, an ihrem Ernst und ihrer Kraft sich wieder zu erfrischen und zu stählen suchen werden und man jemals wieder zu jener Einfachheit des Gesanges der Vorzeit zurückkehren wird: denn andre Zeiten, andre Lieder! Auch wird mein Buch kaum dazu beitragen können, den guten alten Volksgesang im Herzen des deutschen Volkes wieder erstehen zu machen, der leider auf der großen Landstraße und in den Städten längst verschwunden ist und nur noch in wenigen abgeschlossenen Tälern sich kümmerlich fristet, nächstens aber wohl erlöschen wird. Nun so möge es mit seinen Denkmälern deutscher Herzinnigkeit und Sangeslust der Vorzeit uns und unsern Nachkommen sagen: So war es einst!“

Mit den Namen Erk und Böhme sind die allerwichtigsten Sammlungen des alten und neueren Volkslieds genannt. Daneben erschienen zahlreiche andere Sammlungen, die vielfach nur die Volkslieder bestimmter Gegenden enthielten oder bestimmten Liedgattungen gewidmet waren. Die Zahl der Forscher, Sammler und Herausgeber wuchs immer mehr an und heute bildet das Volkslied einen der wichtigsten musikwissenschaftlichen Zweige. Man kann sagen, daß die bedeutendsten Volkslieder nunmehr alle aufgezeichnet oder aus den Quellen entnommen und bearbeitet sind. Eine Aufzählung aller Namen von Verdienst wäre unmöglich. Doch leuchten die Namen Rochus von Liliencron und Friedländer voran.

An der praktischen Nutzbarmachung dieser Schätze hatte die Kunstmusik zunächst wenig Anteil. Der einzige Komponist von Rang, der sich überhaupt mit dem Volkslied abgab, war Johannes Brahms. Eine Reihe schöner, meist jüngerer Volkslieder oder Lieder im Volkston versah er mit feinfühligen Begleitungen in seinem persönlichen Musikstil, wie er auch sonst in seinem Werke vielfach Spuren seiner Neigung fürs Volkslied, besonders in der Textwahl, erkennen läßt. Der Ehrgeiz, ein wirkliches Volkslied zu schaffen, hat auch ihm nicht gefehlt. So veröffentlichte er den Chor: „In tiefer Nacht“ als Volkslied, obwohl er zu diesem Werk nur als Anfang eine Choralmelodie benützt hatte, während die Fortführung und die ganze Harmonisierung sein Eigentum waren. Um als Volkslied gelten zu können, ist indes dieser sonst schöne Chor viel zu sehr auf den harmonischen Reiz gestellt, auch steht eine gewisse rhythmische Monotonie im Gegensatz zum Ton des Volkslieds. Eine Wiederbelebung des altdeutschen Volkslieds konnte selbstverständlich nicht von den eigentlichen Trägern der musikalischen Entwicklung erwartet werden, die viel zu sehr mit ihren subjektiven Schöpfungen befaßt waren.

Für die Wiederbelebung des Volkslieds in der Haus- und Konzertmusik fehlte es vor allem an einer ganz befriedigenden Form. Das Volk hatte seine Lieder auf der Landstraße, am Herd, in Werkstätten und Wirtshäusern gesungen; einer

Digitized by Google

Begleitung hatte man bei dem einfachen Bau der meisten Melodien entraten können. Mit dieser Form des unbegleiteten Singens wußte der Musikfreund oder gar der Fachmusiker nichts anzufangen. Ein Gesang ohne harmonische Stütze war den durch die sonstige Musikübung gerade in harmonischer Beziehung verwöhnten Ohren etwas Ungenießbares. Das vorherrschende Instrument des 19. Jahrhunderts, das Klavier, zeigte sich aber für die Begleitung des Volkslieds nicht sehr befähigt. Sein Klang ist zu schwerfällig, zu selbständig, zu anspruchsvoll neben den einfachen Liedweisen des Volks. Auch bildet das Zusammenwirken von Spieler und Sänger eine Erschwerung und beengt die freie Gestaltung, die das Volkslied braucht, wenn es nicht monoton wirken soll. Sich selbst zu begleiten, führt aber zu einem unfreien Vortrag. Auch für die Art der Bearbeitung fürs Klavier fehlt es noch an einer völlig befriedigenden Lösung. Beschränkte sich der Klaviersatz wie meist üblich auf handwerksmäßige, unoriginell schlichte Harmonisierung der Weise, so schien der umfangreiche Apparat des modernen Klaviers zu wenig ausgenützt. Kunstvollere Begleitungen hätten dem Charakter des Volkslieds leicht Gewalt angetan. Wenn man von Brahms absieht, haben übrigens nur wenige fantasiebegabtere Komponisten sich der lohnenden Aufgabe unterzogen, Volkslieder mit Klavierbegleitungen zu versehen. Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß die Zukunft noch originelle Lösungen bringt, die das Volkslied mehr als bisher im Konzertsaal heimisch machen. Der Konzertsaal ist aber leider das Vorbild für die Hausmusik geworden, und jeder Verleger und Musikalienhändler wird bestätigen, daß die Musikfreunde für den Hausgebrauch nur erwerben, was sie im Konzertsaal gehört haben. Das ist aber ein Verhältnis, das gerade für den Liedergesang die Sache auf den Kopf stellt. Denn für das Lied ist der Konzertsaal nur Notbehelf, es sei denn, daß es sich um Lieder handelt, die von vornherein für den Konzertsaal geschrieben sind, indem ihre Wirkung darauf angelegt ist, daß die Sängerin mit dem vielköpfigen Publikum kokettiert. Aber das einsame Lied, das nichts sein will als eine Zwiesprache mit sich selbst wie das tiefste lyrische Gedicht, für das, Gott sei gedankt, der Vortragssaal noch nicht Mode geworden, verliert für jeden feiner Empfindenden im Konzertsaal ganz beträchtlich. Seine ideale Form bleibt die Hausmusik, der intime seelisch verbundene Kreis. Die Geschmacksdiktatur der Konzertgeber für die Hausmusik hat der Pflege des Volkslieds im häuslichen Kreise viel Abbruch getan, da das klavierbegleitete Volkslied im Konzertsaal so gut wie keine Rolle spielt. Was im Hause allenfalls an Volksliedern zum Klavier gesungen wird, ist das übliche vom Fachmusiker als minderwertig verachtete Gemisch von einigen neueren Volksliedern und volkstümlichen Kunstliedern; das klassische altdeutsche Volkslied schied ganz aus. Insbesondere kam es auf diesem Wege nicht zur Erziehung eines kritischen Vermögens, einer Geschmacksbildung, die aus der regelmäßig zu reichlich gebotenen Auswahl die Spreu vom Weizen zu sondern befähigt gemacht hätte. Man kann sagen, daß in den Kreisen, wo „Volkslieder" zum Klavier gesungen wurden, vielfach die „teure Heimat" oder „Was die Schwalbe sang" oder „Ach, wie ists möglich dann" als Muster schöner und rührender Volkslieder galten. Ein tieferes Eindringen ins Volkslied hat das Klavier bis jetzt nicht gebracht. Neben den prinzipiellen Schwierigkeiten, die der Charakter des Instruments bedingt, ist hier aber auch die Vernachlässigung dieses Zweigs der Volksliedpflege durch Tonsetzer, Konzertgeber und vor allem Musikerbildungsanstalten von Wichtigkeit gewesen. Der Vortragsunterricht an den Konservatorien, diesen fragwürdigen Vermittlern konservativer Musik, beschränkt sich durchaus auf das Kunstlied. Wie könnte an einer so minderwertigen Gattung wie dem Volkslied etwas zu lernen oder zu lehren sein!

Wenn auch das klavierbegleitete Volkslied nach meinem Geschmack eine völlige

Digitized by Google

Lösung des Volksliedvortrags nicht darstellt, was durch den Blick auf die Praxis bestätigt wird, so ist es doch bei der großen Verbreitung des Klaviers eine der wichtigsten Formen der Volksliedpflege und bietet vor allem alle Vorzüge des Einzelgesangs, der den meisten Volksliedern am gemäßesten ist. Statt an überschweren modernen Konzertliedern herumzustümpern, sollte man im Haus viel mehr das schlichtere Volkslied pflegen, bei dem gelegentlich auch einmal die ganze Familie mitsingen kann. Alle größeren Verlage haben gute Sammlungen besonders der neueren Volkslieder in ihren Verzeichnissen. Erks deutscher Liederschatz, Friedländers hundert Volkslieder (Peters) sind besonders zu empfehlen. Neuerdings hat E. L. Schellenberg dem deutschen Hause eine großangelegte Sammlung von über 1000 Volksliedern für Gesang und Klavierbegleitung[1]) gegeben, die nach Stoffen geordnet ein gewaltiges Material der Auslese nach dem Einzelgeschmack unterstellt.

Eine bedeutende Rolle spielte das Volkslied seit längerem bei den Chorvereinigungen; ja die Pflege des Volkslieds war besonders auf das Panier der Männerchöre als heiligste Aufgabe geschrieben. Trotzdem brachte auch der Chorgesang noch keine gründliche Belebung des besten deutschen Volkslieds zustande. Der Begriff Volkslied ist sehr dehnbar. Alles, was unter dem Namen Volkslied umläuft, für hochwertig zu halten, wäre ebenso töricht, wie die prinzipielle Geringschätzung des Volkslieds seitens dünkelhafter Musiker. Auf eine kritische Sichtung des Volkslieds kommt es an. Gerade in diesem Punkt erwies sich besonders der Männerchorgesang wenig befähigt. Seine ganze Liebe gehörte den seichteren zeitgenössischen Weisen und noch mehr den in einem mißverstandenen „Volkston" gehaltenen, meist süßlich schmachtenden, tränenreich sentimentalen Weisen eigener Männerchorkomponisten. Diese Art „Volkston", der im vollen Gegensatz zum echten Volkslied steht, dem nichts fremder ist wie Sentimentalität, hat zu der Geringschätzung des Volkslieds in Fachmusikerkreisen nicht wenig beigetragen. An den durchaus nicht spärlichen guten Originalarbeiten für Männerchor ging man ja auch meist vorüber. So erfahren die Männerchöre des Balladenmeisters Löwe, die den Durchschnitt weit überragen, völlige Mißachtung. Chöre, die sich höhere Aufgaben stellten, verlegten sich auf künstliche und virtuose Chorsätze. Das gute altdeutsche Volkslied kam gar nicht in Frage, obwohl immerhin einige der schönsten Weisen des Lochheimer Liederbuchs in der vorzüglichen Bearbeitung des Thomaskantors Schreck vorlagen. Das Entscheidende lag darin, daß die wertvollsten alten Volkslieder in den verbreiteten Sammlungen kaum zu finden waren. Dem Musiktreiben des 19. Jahrhunderts fehlte bis in die letzte Zeit der historische Sinn überhaupt. Als zentrale Musikepoche erschien die noch unmittelbare lebendige Klassikerzeit, das übrige Interesse beschränkte sich auf die Nachfolger der Klassiker und die Zeitgenossen. Selbst Bach galt schon als ein weit zurückliegender, stilistisch schwer zu fassender, wenn auch großer, aber doch nicht recht zeitgemäßer Vorläufer der eigenen Herrlichkeit. Wie viel ferner lag diesem vielfach recht selbstgenügsamen Treiben der Sinn für das altdeutsche Volkslied. Dazu kam, daß gerade der Chorgesang eine glatte Lösung der Volksliedfrage nicht bot. Der Reiz des Volkslieds ist und bleibt die Melodie, die lineare Tonfolge. Inhaltlich ist es in den meisten Fällen auf den Einzelvortrag gestellt, ja die vielen Strophen, die das Volkslied oft hat, können nur durch die Vortragskunst des Einzelsängers genügend abwechslungsreich gestaltet werden, während ein sieben- bis zwölfmal wiederholter Chorsatz unter allen Umständen ermüdend wirkt. Beim

[1]) Das deutsche Volkslied, erschienen bei Hugo Bermühler, Berlin-Lichterfelde, 2 Bde. Die Sammlung enthält auch zahlreiche einfachere Kunstlieder.

Digitized by Google

mehrstimmigen Männerchor oder gemischten Chor ergab sich von vornherein der Mißstand, daß die Mehrzahl der Teilnehmer von den Freuden der Melodie ausgeschlossen und ständig zur Wiedergabe harmonischer Füllstimmen verurteilt war. Mußte dies schon zu einem unbefriedigten Gefühl der Mitwirkenden führen, so war auch die Wirkung insofern verkümmert, als die Melodie durch den Ballast der Harmonie gelähmt wurde. Als Prüfstein möge eine dem Volkslied nah verwandte Gattung dienen. Wer etwa die herrlichen evangelischen Choralweisen nur in Chorsätzen oder in mehrstimmigen Bläserchören gehört hat, wird bestätigen, daß er vor allem Harmoniefolgen zu hören vermeinte und ihm die Gewalt der Melodie erst aufging, wenn er sie etwa beim vollen Gemeindegesang mit Orgelbegleitung vernahm. Ähnlich ist es aber auch beim schlichten Chorsatz des Volkslieds, das eigentlich melodisch nur wirkte, wenn man es schon kannte. Wurde aber der Tonsatz, um den begleitenden Stimmen eine selbständigere Aufgabe zuzuweisen, reicher ausgestaltet, so wurde die Melodie leicht erdrückt und ihres eigensten Sinnes entkleidet, während der Chorklang als solcher dabei vielleicht an Reiz gewann. Man kann sagen, daß das Wesen des Chores, der ja eine einheitlich bewegte Vielheit darstellt, sich am schönsten im polyphonen Satz entfaltet. Die Sätze aus der Blütezeit des unbegleiteten Chorgesangs (um das 16. Jahrhundert), die Chöre Bachs und Händels geben bis heute dem Chor die herrlichsten Aufgaben. Man kann nicht verhehlen, daß die moderne Musik, so groß ihre Fortschritte in der absoluten Musik, in der Orchester- und Kammermusik gewesen sind, gerade im Chorsatz einen großen Abstieg gegen die alten Meister aufweist. In der Blütezeit des unbegleiteten Chorgesangs war der Chor eben das universale Ausdrucksmittel, das die gleiche Bedeutung hatte wie heute das Orchester. Instrumentalmusik wurde damals sogar unter Benützung der Chorstimmen gemacht. Die schwindende Bedeutung des Chorgesangs im Musikleben der neueren Zeit mußte auch zu einer Verkümmerung des Chorstils führen. Neben den Meistern des 16. Jahrhunderts nehmen sich die Chorsätze selbst von Schumann, Mendelssohn, Brahms meist recht dürftig aus. Der Chor wird vielfach zur Wiedergabe individualistischer Aufgaben genötigt, was durch trockene Homophonie erreicht werden sollte. Die Stimmen kleben aufeinander, die harmonische Tendenz überwiegt, man merkt das inspirierende Klavier; die Durcharbeitung ist mehr vertikal wie horizontal, was dem Wesen der auf Melodie gestellten Menschenstimme zuwiderläuft. Von der fabelhaften Freiheit der Stimmführung bei den alten Meistern, die insbesondere von der Überschneidung der einzelnen Stimmen den reichsten Gebrauch machten und streng auf melodischen Verlauf der einzelnen Stimmen hielten, während die Harmonie Nebenergebnis war, ja selbst von der enormen rhythmischen Mannigfaltigkeit jener Meistersätze ist bei den Neueren wenig zu spüren. Die Harmonielehre als Grundübung beim Musikstudium an Stelle der schwer in ein System zu bringenden und daher gänzlich vernachlässigten Melodiebildungslehre erweist sich auch hier vom Übel.

Die Lösung des Problems der chorischen Volksliedbearbeitung war somit auch insofern erschwert, als die Satzkunst zu einer Ausnützung aller Möglichkeiten nicht befähigt war. Das Volkslied für den Chorgesang zu gewinnen, ist und bleibt eine verlockende Aufgabe, weil keiner anderen Form eine so breite Teilnahme der nicht fachlich ausgebildeten Musikfreunde möglich ist, keine andere so tief ins Volksleben eingreift. Die Chorsätze der alten Meister über Volkslieder können nun allerdings für eine Wiederbelebung des Volkslieds nicht vorbildlich sein. Diesen Meistern war es darum zu tun, vollkommene Chorwirkungen zu erreichen; die Volksweise, die sie in den Tenor verlegten und damit als Einzellinie für das Ohr vernichteten, diente ihnen nur als Unterlage für ihren reichen polyphonen Satz. Diese an sich

Digitized by Google

herrlichen, und allen leistungsfähigen Chören nicht genug zu empfehlenden Sätze von Isaac, Senfl u. a. verhalten sich also zum Volkslied wie Bachs Choralvorspiele zum Choral selbst. Es mag hier erwähnt sein, daß wir jenen Chorsätzen die Erhaltung vieler älterer Volksweisen allein verdanken, mag auch die überlieferte Form weniger philologisch genau als dem jeweiligen musikalischen Zwecke entsprechend sein.

Es scheint als hätte zwischen Fachmusiker und Volkslied immer eine gewisse Spannung gewaltet, wohl weil der Gestaltungsdrang der phantasiebefähigteren Geister sich auf eine rein dienende Aufgabe nicht beschränken konnte. Selbst der als Melodiker groß und einzig dastehende Joh. Sebastian Bach, dessen Lebenswerk im geistlichen Volkslied, dem Choral, eine Hauptstütze hat (Chorwerke, Orgelvorspiele!), ändert häufig die Choräle durch Zwischennoten und dergl. ab. Mag auch dieses Verfahren aus dem Übergreifen des reich dahinfließenden harmonischen Satzes in die Oberstimme stilistisch zu erklären sein, so bedeuten diese Veränderungen doch meist Abschwächungen, ja Verschlechterungen der Choralmelodie.[1]) Bis in die Gegenwart sind ähnliche Beispiele aufzuzählen. So bedeuten die Beethovenschen Bearbeitungen schottischer Volkslieder eine völlige Verkennung des ihnen eigentümlichen Charakters, ja ein völliges Unverständnis gegen ihren wesentlichen Reiz.

Wenden wir uns den neueren chorischen Bearbeitungen des Volksliedes zu. Die umfassendste Sammlung ist jetzt das sogenannte Kaiserliederbuch[2]). Hier sind endlich die hervorragenden Leistungen der wissenschaftlichen Erforschung des Volkslieds der Praxis dienstbar gemacht. Ein ungeheures Material wurde von den Kommissionen gesichtet; ein ganzer Stab von Mitarbeitern wurde in Bewegung gesetzt. Der ursprünglichen Ausgabe für Männergesang folgte die Ausgabe für gemischten Chor, die als die wichtigere hier behandelt sein soll. Es wäre von vornherein verfehlt, diese Sammlung als reines „Volkslieder"buch anzusprechen, wie der Titel allerdings aufgefaßt werden könnte, während er ein Liederbuch fürs Volk bedeutet. Sie will vielmehr vor allem dem Chorgesang dienen und bietet in der Tat durch eine Zusammenstellung der wichtigsten unbegleiteten gemischten Chöre eine ganze Übersicht über die Entwicklung dieser Musikgattung vom 15. Jahrhundert an. Dadurch sind nun endlich die herrlichsten Blüten der Chormusik der Allgemeinheit bequem zugänglich gemacht und es ist nur zu wünschen, daß die Chorvereinigungen sich besonders den Sätzen der Blüteperiode der Chormusik zuwenden, in denen die Klang- und Ausdrucksmöglichkeiten des gemischten Chors so herrlich ausgenützt sind. Daneben finden sich eine Unzahl Volkslieder in Bearbeitungen für gemischten Chor. Hier sind vor allem wieder die wissenschaftliche Leistung, der kritische Apparat, die überaus wertvollen Anmerkungen als hervorragende Leistung anzusprechen. Bei der Auswahl hätte man strenger sein dürfen. Denn es sind viele Lieder aufgenommen, die zwar bekannt sind und gern gesungen werden, aber tieferen Geschmacksregionen angehören. Die Absicht, den Chorvereinigungen ein Buch in die Hand zu geben, worin sie alles gern Gesungene finden, ist ja begreiflich. Die Gefahr liegt nur nahe, daß Bequemlichkeit nach dem minder Guten greift und dem Besten ausweicht. Eine Erziehung zur Kritik des Volkslieds bedeutet das Buch also nicht. Die Bearbeitungen selbst, für die ein halbes hundert Musiker von Namen und Rang

[1]) Es tut der überragenden Größe Bachs keinen Abbruch, diesen Punkt einmal zu erwähnen. Er ist eben darin auch Kind seiner Zeit. Beispiele bieten fast alle vierstimmigen Choralsätze Bachs. Ein besonders bezeichnendes Beispiel von Verschnörkelung bietet der Tonsatz der Choralmelodie: „Lobe den Herrn" in der Kantate: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet".

[2]) Volksliederbuch für Männerchor (für gemischten Chor) bei Peters, Leipzig.

Digitized by Google

aufgeboten wurde, sind sehr verschiedenwertig. Neben vorzüglichen Leistungen (die Sätze von Schreck seien hervorgehoben), neben vielen schulmäßig tüchtigen finden sich auch nicht selten wirkliche Entgleisungen. Das Wesen des Volkslieds ist mitunter ganz mißverstanden. Der Satz eines Volkslieds braucht sich durchaus nicht auf die schlichtesten Harmonien zu beschränken. Reger, der dies getan hat, streift dadurch häufig an den bekannten unangenehmen Männerchorstil an. Die Aufgabe bestand vielmehr darin, die den Melodien natürlich zugehörigen latenten Harmonien so zu erlösen, daß das Wesen der Melodie am reinsten erfüllt wird. Manche Bearbeiter scheinen aber gerade zeigen zu wollen, was der „moderne" Musiker aus so einer einfachen Melodie alles machen kann. Sie vertrauen nicht der Ausdruckskraft der Linie, sondern charakterisieren durch harmonische Illustrationsmittel der Wagnersphäre, versetzen die Weisen bei Versen „traurigen" Inhalts in Moll oder bauen die Lieder zu ganzen symphonischen Dichtungen aus. Ohne der Schablone das Wort reden zu wollen, muß man doch daran erinnern, daß der Reiz des Volkslieds manchmal gerade in dem oft widerspruchsvollen Gehalt der Dichtung, der doch durch eine Melodie gedeckt wird, liegt. Die Harmonisierung ist häufig ohne besondere Originalität dem herrschenden Musikstil entnommen[1]). Hier wäre gerade das Zurückgreifen auf die reichen, ungebrochenen Harmonien der älteren Zeit zur Bereicherung unseres Tonika-Dominante-Einerleis öfter am Platz gewesen. Man vergleiche z. B. den Reichtum an charaktervollen Harmonien in Isaacs im Jahr 1495 veröffentlichten Chorsatz „Innsbruck, ich muß dich lassen" (Bd. I Nr. 218) etwa mit Regers Chorsätzen. In dem Bestreben, dem Chorgesang entsprechende Aufgaben zu schaffen, ist vielfach am Volkslied vorbeikomponiert. So begrüßenswert die große Verbreitung dieser Chorsammlung zur Förderung des Chorsingens und auch zur Pflege des Volkslieds ist, so kann doch darin nur einer der verschiedenen Zugänge zum Volkslied erblickt werden, nicht die eigentliche Lösung, das Volkslied vorzutragen. Auch hier wäre noch ein Führer nötig, der vor dem Fragwürdigen warnt und auf das Wertvollste hinweist.

Eine wirkliche Lösung für den Vortrag des Volkslieds brachte erst die Wiederaufnahme des Gitarre- oder Lautenspieles. Vor der Alleinherrschaft des Klaviers war die Laute das verbreitetste Hausinstrument. Eine Wiedereinführung dieses schwer zu behandelnden komplizierten Instruments ist aussichtslos. Was heute Laute genannt wird, ist die Gitarre in Lautenform. In den Tagen unserer Großväter war die Gitarre ein sehr verbreitetes Instrument. Man braucht nur daran zu denken, welch große Rolle sie bei Eichendorff spielt. Da gehört sie zu den unentbehrlichsten romantischen Requisiten. Auf ihr begleiten sich die Helden der Romane zu ihren Liedern, sie führen sie mit sich auf ihren Wanderungen; schöne Frauen singen zur Gitarre ihre zärtlichen Weisen. Eichendorff läßt es sich nicht verdrießen, sogar das Vorhandensein einer Gitarre im Bedarfsfalle sorgfältig zu motivieren. Die damalige Literatur für Gitarre war außerordentlich groß, heute ist sie fast ganz verschollen. Sie stand hauptsächlich im Dienste der zeitgenössischen Produktion. Für das alte echte Volkslied konnte sie schon um deswillen nicht nutzbar gemacht werden,

[1]) Einige ganz willkürlich gewählte Beispiele mögen als Beleg der Kritik dienen. Volksliederbuch für gemischten Chor Bd. I Nr. 223 (eintöniger Baß), Nr. 239 Beispiele musikantischer, nicht natürlicher Harmonisierung Takt. 2, 29, 33, 45 (letztes Achtel!), Nr. 240 (Sopransolo!), Nr. 243 (typisch süßliche Harmonisierung einer an sich sentimentalen, schlechten Melodie); Bd. II Nr. 315 (überkomponiert, das Schalkhafte ernst genommen, Takt 13, Strophe 3 bei ff). Der weichliche Septakkord über der erhöhten 4. Stufe spielt durchaus eine große Rolle als Übergang von IV nach V (Beispiel: Bd. I Nr. 239 Takt 3). Als Beispiel außergewöhnlich schlechten Chorsatzes eines klassischen Meisters möge Nr. 186 dienen. In der Gesamthaltung vergriffen sind Nr. 109 (musikantisch verhäßlicht), Nr. 110 (verwagnert).

Digitized by Google

weil dieses ja musikalisch noch gar nicht aus seinem Dornröschenschlaf erweckt war. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts ging dann die Auferstehung des wertvollen alten Volkslieds und die Wiederbelebung des künstlerischen Gitarrespieles Hand in Hand. Als verdienstvollster Vorkämpfer dieser Bewegung ist Heinrich Scherrer hoch zu preisen, der das Gitarrespiel auf Grund der alten Lautentechnik von dem Fluch dilettantischer Spielerei erlöste und in die Sphäre vollwertiger Instrumentalmusik erhob. Indem er aber gleichzeitig der Gitarre als Hauptaufgabe die Begleitung des echten guten Volkslieds zuwies und vorbildliche Bearbeitungen schuf, tat er etwas ganz Entscheidendes für das Volkslied. Die allermeisten Fachmusiker werden von der Bedeutung dieser Leistung, die die Tätigkeit von hundert ständig in ausgefahrenen Geleisen weiter musizierenden Virtuosen aufwiegt, kaum eine Ahnung haben, werden sie auch nicht zugestehen wollen. Meines Wissens besteht an den Konservatorien der Musik nicht einmal eine Lehrstelle für das künstlerische Gitarrespiel, dafür werden die abgebrauchtesten Bravourstücke für Klavier und Violine getreulich weiter „konserviert". In Musikerkreisen wird ja auch nicht selten die Gitarre mit der Zither verwechselt und was dergleichen Beweise mehr für die gänzliche Verständnislosigkeit einer nicht offiziellen Musikbewegung gegenüber sind.

Die Vorzüge der Gitarre zur Begleitung des Volkslieds sind mannigfaltig. Einmal ist der Klang außerordentlich sympathisch als Untergrund der menschlichen Stimme, was beim Klavier durchaus nicht immer der Fall ist. Ein zweiter Vorteil liegt darin, daß die Gitarre als mehr harmonisches Instrument nicht eigentlich in Wettbewerb mit dem Gesang treten kann; ihrem Klang eignet etwas, was ich melodiefordernd nennen möchte. Jeder Gitarrespieler wird bestätigen, wie leicht sich der Gesang beim Anschlagen einiger Akkorde von selbst einstellt. Durch die auf die Lautespielkunst aufgebaute neue technische Grundlage, die Scherrer der Gitarre gab, wurde sie auch ihrer Aufgabe voll gewachsen. Gewiß ist sie kein universales Instrument wie Klavier oder Orgel, doch ist sie in vollem Umfange chromatisch und nur harmonisch einigermaßen begrenzt, obwohl eine sehr große Auswahl bequemer Akkordverbindungen zur Verfügung steht. In dieser Begrenzung liegt aber gerade etwas Wesentliches. Die Gefahr, in unangemessene harmonische Künstelei auszuarten, ist vermieden. Eine vernünftige Volksliedbegleitung hatte nur die latenten Harmonien aus der Weise herauszuziehen; die ideale Gitarrebegleitung ist darum nicht sehr viel mehr, als ein Hörbarwerden der beim unbegleiteten Gesang nur gefühlten harmonischen Grundlagen. So sehr gerade gegen dieses Prinzip von vielen Chorbearbeitern verstoßen wurde, so gute Lösungen weist die Gitarreliteratur auf. Scherrer hat in unermüdlichem Fleiße nicht nur die alten Volkslieder, er hat auch die gebräuchlichsten Choräle — die geistlichen Volkslieder, vielfach aus den weltlichen entstanden oder in engster Wechselwirkung mit ihnen stehend — ferner die schönsten Studentenlieder mit mustergültigen Gitarresätzen versehen.[1])

Vorzüge der Gitarre sind auch ihre verhältnismäßig leichtere Erlernbarkeit, die geringeren Anschaffungskosten und vor allem ihre Freizügigkeit. Der Sänger begleitet sich selbst, was beträchtlich leichter auszuführen ist wie beim Klavier; er ist dadurch in der Lage, allen Regungen des Gefühls unmittelbar zu folgen.

Der Wiederbelebung der Gitarrekunst entstanden alsbald Propheten, die ebenfalls von einer meistens nicht ganz offiziellen und in Musikerkreisen nicht ernst genommenen Kunstrichtung her-

[1]) Bei Fr. Hofmeister-Leipzig sind von Heinrich Scherrer u. a. erschienen: Deutsche Volkslieder zur Laute, 6 Bde., auch einzelne Lieder, Die meistgesungenen Choräle, Deutsche Soldatenlieder, Der Zupfgeigenhansl, sämtlich mit Lautensätzen, ferner das umfangreiche Lehrwerk: „Die Kunst des Gitarrespiels" und eine volkstümliche Lauten- und Gitarreschule.

Digitized by Google

kamen: vom Kabarett, Überbrettl oder wie man es sonst nennen mag. Hier war man zuerst auf die Wirksamkeit, Schlagkraft und den Reiz vieler Volkslieder aufmerksam geworden und es ist eine merkwürdige Tatsache, daß bei der berühmtesten dieser auf Pariser Muster zurückgehenden Vereinigung, den Münchener Elf Scharfrichtern, das Wunderhorn geradezu als Fundgrube in allen Verlegenheiten um wirkungsvolle Nummern diente. Wer Mary Delvard in schlangenhaftem Samtkleid bei grausig verdunkeltem Saal die „Pfarrerstochter zu Taubenheim" mit Harmoniumbegleitung hat singen hören, dem wird sicher ihr erschreckter Aufschrei bei den Worten: „Der Kopf steht auf dem Rad" unvergeßlich geblieben sein. Gewiß war diese Verbindung von ästhetenhafter Dekadenz und Volkslied ziemlich unnatürlich; aber es war doch eine Lebensform, die ihre guten Früchte getragen hat. Gerade aus dem Kreise der Elf Scharfrichter stieg Robert Kothe, sich den Gefahren bohémehaften Treibens entziehend, empor und wurde zum reinsten und befähigsten Verkünder des Volkslieds. Er sang zuerst die von Scherrer bearbeiteten Volkslieder. Bald aber begnügte er sich nicht mehr mit der Wiedergabe fremden Satzes; er setzte die Lieder selbst in dem richtigen Gefühl, daß die Begleitung etwas wie eine fixierte Improvisation sein und daher aus dem eigenen Vortragserleben fließen müsse. Kothes Lautensatz zeichnet sich durch reiche phantasievolle Harmonik aus; diese beruht aber nicht auf dem herrschenden Musikstil mit seiner Vorliebe für alterierte weichliche Akkorde, sondern geht auf die reichen Dreiklangverbindungen der Meister vor der Vorherrschaft des Dominantseptakkords zurück. Auch verwendet er die ungebrochenen Septakkorde aller Stufen, die Bachs Musik ein so starkes, oft herbes Gepräge geben, die aber in der modernen Musik mit Ausnahme Bruckners zugunsten der alterierten Harmonik so sehr abgekommen sind. So hat sein Lautenstil wirklich etwas von altdeutschem Charakter.

Hier sei auf die Musikbeilage verwiesen, die einen Lautensatz von Kothe wiedergibt. Da ist nichts von dem gewöhnlichen Humtata vieler Gitarristen zu finden. Man höre diese prachtvolle und doch gar nicht gesuchte Harmonik. Wie kräftig wirkt die Gegenbewegung des Basses im dritten Takt! Jeder „moderne" Musiker hätte cis statt c gebracht. Herrlich ist der vorletzte Takt harmonisiert, wobei wieder eine ganz natürliche Gegenbewegung im Baß entsteht. Ferner beachte man, wie die Oberstimme der Laute nur gelegentlich dem Gesang folgt, meistens aber in Terzen und Sexten dazu geht. Sehr fein ist die Bewegung gemeistert. Zunächst folgt die Begleitung rhythmisch der Melodie. Im dritten Takt wird dann das punktierte Viertel des Gesangs mit einer Achtelbewegung ausgefüllt. Ähnlich ists im fünften und siebenten Takt. Endlich bringt der vorletzte Takt eine gesteigerte Bewegung vor dem Schluß. Man bedenke, was hier alles verdorben werden konnte, um das kleine Meisterstücklein zu würdigen. Für Unkundige sei bemerkt, daß die Noten eine Oktave tiefer klingen und daß die Zahl 8 (freie Baßseiten der Laute) nochmals eine tiefere Oktave bedeutet.

Kothe wurde auch sein eigener Forscher und schürfte Jahr für Jahr ungeahnte Schätze aus den reichen unversieglichen Lagern des Volkslieds. Er lebte sich so in das Volkslied ein, daß er es unternehmen durfte, das alte Volkslied, wo es durch allzulangen Umlauf schadhaft geworden war oder sonstige Unvollkommenheiten aufwies, dichterisch stilvoll zu ergänzen, ohne subjektive Manieren merken zu lassen. Auch in der Wiedergabe der alten Weisen zeigte er den besten Geschmack. Allmählich ging er sogar dazu über, eigene Volkslieder in Wort und Weise zu schaffen, von denen manche wie echte Volkslieder wirken, wenn auch nicht alle Versuche geglückt sein können. So zieht Kothe seit Jahren durchs Land und weckt allenthalben Begeisterung und Nachahmung, ein fahrender Sänger, dem das Konzertpodium nur ein Ersatz für

Digitized by Google

den Platz unter der grünen Linde ist.[1]) Die Zahl der Lautensänger im Konzertsaal ist jetzt schon ziemlich groß geworden; immer noch bleibt er der Meister. Bemerkenswert sind auch Kothes Versuche, den Chor zur Mitwirkung beizuziehen sowie andere alte Instrumente neben der Laute.[2]) Hier regte sich frisches Leben.

Gewiß war der Konzertsaal nur ein Notbehelf, wie er es auch für das edelste Kunstlied ist, das nur im intimen, seelisch verbundenen Kreise wirkt. Wir haben aber keine andere Form mehr, in der Musik von über der Menge stehenden Künstlern geboten werden kann, als das Konzert. Gleichwohl sollte die gute Tat ihre Frucht tragen. Das Unerwartete trat ein: Ein ungeheuerer Resonanzboden erstand für den Lautensänger, eine ganze Schicht, begeistert und lebensfrisch, bemächtigte sich des Volkslieds und führte es wieder hinaus an seine eigentlichste Stelle: ins Freie, in den grünen Wald, in die Schenke, in die verschlafenen Gassen alter Städte. Das war die deutsche Jugend. Wer hätte es vor zwei Jahrzehnten noch für möglich gehalten, daß die Gitarre wieder zum treuen Reisebegleiter werden sollte, ja, daß es überhaupt in unserer modernen unromantischen Zeit möglich wäre, in die Straßen einer Stadt mit der Gitarre am Bande einzumarschieren, ohne für verrückt gehalten zu werden. Jetzt ist mans längst gewohnt. Der Wandervogel hat sich durchgesetzt und eine neue romantische Zeit ist für die Jugend angebrochen. Ist auch die Gitarrekunst meist gering, der gute Wille ist doch da, und treffliche Leistungen sind gar nicht selten.

Dieser Wandervogel schuf sich alsbald auch sein klassisches Melodienbuch: Der Zupfgeigenhansl.[3]) Es ist wohl die schönste Volksliedersammlung für den praktischen Gebrauch, die wir haben. Eine Fülle der herrlichsten alten und neueren Volkslieder, einstimmig, wie sichs gehört, nur mit geringen, allerdings oft recht zweifelhaften Andeutungen für den harmonischen Satz. Und wenn nun dieses Büchlein in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet ist, so will das doch schon etwas besagen und man kann wirklich davon reden, daß das alte echte Volkslied wieder lebt. Demgegenüber kann die Kuriosität nicht unerwähnt bleiben, daß der Zupfgeigenhansl für die bayerischen Mittelschulen verboten wurde. Ob das Verbot noch besteht, weiß ich nicht. Jedenfalls hat es wenig genützt. Immerhin hat es ein interessantes Streiflicht auf die unglaubliche Instinktlosigkeit der staatlich verwalteten Jugenderziehung gegenüber drängenden Kräften geworfen.

Welcher Geist den Zupfgeigenhansl, dieses in seiner Art klassische Büchlein, beseelt, das nicht aus wissenschaftlicher Betrachtung sondern aus dem vollen Leben geboren ist, zeigt sich in den Einleitungen zu den rasch aufeinanderfolgenden Auflagen. Sechs Heidelberger Freunde waren es, die die Lieder zusammen sangen und hundert Jahre nach dem Erscheinen des Wunderhorn, das auch in Heidelberg entstanden war, Weihnachten 1908, schreibt Hans Breuer das

[1]) Von Robert Kothe sind ein Kothe-Liederbuch und zwei Kothe-Abende bei Friedr. Hofmeister-Leipzig, die Auslese aus den ersten fünf Vortragsfolgen sowie die 8. bis zur 16. Folge (Lautenlieder), die Kothesche Gitarreschule, seine Chorlieder, Gesänge mit mehreren Instrumenten begleitet und seine Kanons bei Heinrichshofens Verlag Magdeburg erschienen. Eine glänzende Studie über Kothe und das Volkslied von Fritz Jöde, dem Hamburger Vorkämpfer der Volksliedbewegung und musikalischen Jugenderziehung, erschien ebenda.

[2]) Richard Möller redet zur Belebung der Lautenkunst der Aufnahme der Viola da gamba und Viola da braccio unter die Hausinstrumente das Wort und weist Instrumentenbauer nach. Diese beiden alten Instrumente besitzen die gleiche Einteilung in Bünde wie das Gitarregriffbrett, sind also für Lautenspieler leichter erlernbar und vereinigen sich mit der Laute zu einem harmonischen Ensemble. Näheres bei Richard Möller, Der Lautenspiegel, Bd. I, Julius Zwißlers Verlag, Wolfenbüttel.

[3]) bei Friedr. Hofmeister, Leipzig, erschienen. Auch „Wandervogels Singebuch" (Verlag: Chr. Fr. Vieweg, Berlin-Lichterfelde) enthält die schönsten alten und neueren Volkslieder, daneben auch viele gern gesungene Kunstlieder und neueste im Wandervogel selbst entstandene Lieder.

Digitized by Google

Vorwort zu seiner Sammlung. Flache Weisen, Sentimentalität, Modeschlager sind ausgeschlossen: „Um keinen Finger breit gewichen dem herrschenden Ungeschmack" war die Parole beim Sichten des Liederstoffes. Die Aufforderung, auf den Wanderfahrten selbst ans Sammeln alter noch im Volke weiterlebender Volkslieder zu gehen, hat reiche Früchte getragen. Eine solche Unzahl Mitarbeiter konnte noch kein Gelehrter ins Feld schicken. Der Stoff war überreich. Aus dem Kunterbunt der Ortsgruppenblätter sind aber bald größere deutsch-völkische Sammlungen emporgewachsen: Das österreichische Singbuch, die Schweizer Fahrtenlieder, ein Hessengärtlein. Mancherlei Einwände hatte das Büchlein zu bestehen. Die „Kenner" beanstandeten oft Verse und Weisen. Aber authentische Fassungen des Volkslieds gibt es nicht. Hier wird es so, dort anders gesungen und auch die alten Notierungen der Kontrapunktisten geben nichts anderes als eine ihren Zwecken dienliche, oft umgestaltete Fassung. Eine lebensfähige, lebenswirkliche Form ist aber im Zupfgeigenhansl überall gewahrt, grobe Entstellungen durch bänkelsängerische Leiertöne sind nicht zu finden. Ein wissenschaftlicher Kodex will ja das kleine Taschenbüchlein nicht sein und der Forscher wird immer wieder nach seinem Böhme oder besser nach den Quellen selbst greifen. Andere Nörgler meinten wieder, man müsse neue Weisen ersinnen, das alte Volkslied sei tot und passe nicht mehr in unsere Zeit. Auch diesem Einwand begegnet der Herausgeber treffend mit den Worten: „Was ist das alte klassische Volkslied? Es ist das Lied des ganzen in sich noch geschlossenen Menschen, jenes starken Menschen, der alle Entwicklungsformen und -Möglichkeiten — in nuce wohl — noch in sich trug, der nur recht von Herzen zu singen brauchte, um dem ganzen Volke Herzenskünder zu werden. Diese Art Menschen lebt heute noch draußen in den stillen Landeswinkeln, sie aber neuzuschaffen ist menschenunmöglich, unmöglich, da aller Fortschritt unserer Zeit auf einem Opfer gleichsam des ganzen vollen Lebens beruht, auf einem trotzigen Sprunge ins Halbleben des Sonderberuflers und Spezialisten. ... Und darum, weil wir Enterbte sind, weil wir in unserer Halbheit den Stachel und die Sehnsucht nach jenem ganzen, harmonischen Menschentume nur um so stärker in uns fühlen, ist jenes Volkslied unser Trost und Labsal, ein unersetzlicher, durch nichts wieder zu erringender Schatz. Ein einzigesmal in seinem Leben geht auch der neuzeitliche Mensch durch jenes glückliche Volksliedzeitalter hindurch: in seiner Jugend — denn der Einzelne geht den Werdegang des Ganzen. Jugend ist Frühling und wir Wandervögel sind Jugend."

So ging von der Jugend eine Erneuerung des echten Volkslieds aus, die keine behördlichen Anordnungen, keine Vereinsbestrebungen, keine wissenschaftliche Forschung, nicht Aufrufe noch Preisausschreiben hatten bringen können. Und ist es denn anzunehmen, daß diese Jugend, wenn sie alt geworden, wenn der Most vergärt ist, von dem Guten sich wieder abkehren werde? Wir wollen es nicht hoffen. Sie wäre berufen, in ihren Stand, in ihren Lebenskreis, in ihre Familie den frischen guten Geist des alten Volkslieds, der nichts anderes ist, als der gute Geist des unverderbten deutschen Volkes selbst einzupflanzen und treu zu schirmen. So wäre dem Errungenen Bestand und Wirkung gesichert.

Über der Freude, daß das Volkslied wieder eine lebensfähige, seinem Wesen angemessene Form gefunden hat, soll mit der Mahnung zur Kritik nicht zurückgehalten werden. Auch im Wandervogel bleibt man noch zu viel an gewissen Liedern kleben und nicht immer an den besten, wie die Vorliebe für das schrecklich versungene Finklied beweist. Zu einer Kritik des Volkslieds anzuhalten, wie sie so vorbildlich Kothe in seinen Auslesen hat walten lassen, sollen die nachfolgenden Ausführungen über das Wesen des Volksliedes beitragen. Unter den tausenden von Volksliedern gibt es auch viel Mittelmäßiges, da gilt es den Ge-

Digitized by Google

schmack für das Wertvolle, für das schöpferisch Bedeutende bewußt zu heben. Der bisherige Mißerfolg, insbesondere bei den Männerchören, beruhte auf diesem Ungeschmack.

Als Volkslied im eigentlichen Sinne begreifen wir nur solche Lieder, „die im Volke selbst entstanden sind, von ihm viel und gern gesungen wurden und durch Volksmund verbreitet und forterhalten wurden, weil ihre Form einfach, ihr Inhalt allgemein menschlich und leicht verständlich war, sei er aus weltlichem oder geistlichem Gebiete." (Böhme). Gedicht und Melodie sind Schöpfungen einzelner Personen, werden aber häufig vom Volke abgeändert, bis sie ganz mundgerecht sind. Vom Volke werden aber nur solche Lieder aufgenommen, in welchen die Gesamtheit ihr eigenes Wesen ausgesprochen fühlt. Das Kunstlied ist aus dem Volkslied durch Kultur entstanden und steht in Gegensatz zu ihm. Das echte Volkslied ist naiv, natürlich, absichtslos; es ist objektiv, im Gegensatz zum subjektiven Kunstliede, es spricht keine persönlichen Stimmungen, nicht individuelle Gefühle, sondern allgemein Menschliches aus. Der Dichter tritt ganz zurück, niemand fragt nach ihm, weil das Lied gar kein Interesse für seinen individuellen Schöpfer weckt. Verfasser und Entstehungszeit der Volkslieder sind fast immer unbekannt. Doch kommt es vor, daß volkstümliche Liedschöpfungen bekannter Meister vom Volke aufgenommen werden. Dies gilt besonders von neueren Erzeugnissen volkstümlicher Kunst, die aber dem Volkslied im strengen Sinne nicht zuzurechnen und überhaupt mit Vorsicht zu behandeln sind. Als Beispiele mögen dienen: der „Lindenbaum" von Schubert (bekannt geworden durch die Bearbeitung von Erk), die „Loreley" von Silcher, das „Heideröslein" von Werner. Als hervorstechende Gattungen des Volkslieds kommen in Betracht: Balladen, Heldenlieder, Romanzen, Liebeslieder, Abschieds- und Wanderlieder, Tanz- und Kranzlieder, Trink- und Zechlieder, Landsknecht-, Reiter- und Soldatenlieder, Jäger- und andere Handwerker- und Zunftlieder, Scherzlieder. Diesen weltlichen Liedern stehen die geistlichen Volkslieder zur Seite, die vielfach durch Umdichtung weltlicher Lieder entstanden sind (so z. B. die berühmte von Bach vielbenützte Weise „O Haupt voll Blut und Wunden", umgedichtet nach Leo Haslers Liebeslied „Mein Gmüt ist mir verwirret").

Den musikalischen Reiz des Volkslieds mit dürren Worten zu schildern geht natürlich nicht an. Immerhin mögen einige Fingerzeige gegeben werden. Vor allem ist zu unterscheiden zwischen dem Volkslied der alten klassischen Volksliedperiode und dem neueren Volkslied. Immer besteht ein Zusammenhang des Volkslieds mit der vorherrschenden Kunstmusik. Das ältere Volkslied beruht daher auf einem ganz anderen Musiksystem, wie das heutige, nämlich auf den uns fremd gewordenen, nicht mehr gebräuchlichen Kirchentonarten, während das neuere Volkslied wie die ganze neuere Musik auf der Dur- und Moll-Tonleiter beruhen, die sich als brauchbarste Leitern aus den Kirchentonarten entwickelten. Von diesem älteren Volkslied lebt im Volk — sieht man von kirchlichen Weisen ab — nichts mehr fort. Es bietet auch dem Musiker oft große Schwierigkeiten, besonders wenn er es in das Prokrustesbett des modernen Dur- und Mollsystemes zwängen will. Derartige Harmoniesierungen verdunkeln oft geradezu den melodischen Sinn des Liedes. Eine Wiederbelebung dieser Weisen ist aber nicht nur möglich, sondern sogar als neues anregendes Element für die Musik, durch großartige Beispiele von Ausdruck und Melodiebildung höchst wichtig. Besonders angesichts der verzweifelten Versuche der Neutöner, aus der Enge des Dur- und Mollgeschlechts herauszukommen, die sich meist in knochenloser Chromatik, in haltlosem Umherschweifen im Tonbereich oder gar in Notschreien nach Drittels-, Viertels- oder Sechstels-Tönen verraten oder auch bei der Tonkunst exotischer Völker Anleihen machen, möchte man ausrufen: das Gute liegt

Digitized by Google

Maina Heyck

Frieden

Digitized by Google

Digitized by Google

so nah'! Denn diese alte Musik hat gerade das was uns fehlt, sie ist stark, ungebrochen und doch vielfältig, ausdruckswillig. Natürlich wollen wir nicht zu den alten Kirchentonarten zurückkehren, die einer etwas allzu mechanisch-theoretischen Leiterbildung der Griechen ihre Entstehung verdanken, aber Anregung können wir aus den Gebilden der in ihrem Herrschaftsbereich entstandenen Musik wohl schöpfen. Es würde sich um nichts Geringeres handeln, als einmal von der zurzeit vorherrschenden mehr vertikalen d. h. harmonisch orientierten Musikgestaltung wieder sich zur horizontalen d. h. linear durchgearbeiteten hinzuwenden. Der Sinn für die Linie kann aber nur durch zeitweilig bewußte Begrenzung auf das Studium der einstimmigen Musik ohne Hilferufe nach dem Harmoniekorsett, das zugleich stützt und beengt, geweckt werden. Da bekommen diese alten Weisen eigene Reize, vor allem durch das häufige Fehlen des Leittones, der durch die stereotype Tonika-Dominant-Harmoniesierung eben wieder in die Begleitung eingeschmuggelt würde. Dann erschließt sich auch leicht ein gefühlsmäßiges Verständnis für die andere Besonderheit des alten Volkslieds, seine rhythmische Freiheit oder vom modernen Standpunkt aus betrachtet, seine häufigen Taktwechsel. Unserer im wesentlichen aus der Tanzmusik geborenen Instrumentalmusik ist das strenge Festhalten am gegebenen Takte, ja die normale Betonung der guten Taktteile etwas so unentrinnbar Notwendiges, daß anfänglich über diesen Taktwechsel der alten Weisen ernstliche Streitigkeiten ausbrachen, indem manche den Taktwechsel durch Triolenauffassung wieder beseitigen wollten. Auch hier erweist sich der Taktstrich oft als Prokrustesbett, während der Text, das Wort den sicheren Führer für den Ausdruckswillen der Melodie abgibt. Nur singen, sich einleben, vertraut machen mit der Weise, dann offenbart sie ihr Eigenleben. So sind nicht nur jene unter den alten Weisen, die sich unserem Musiksystem zwanglos einfügen, wieder lebensfähig, auch viele der anderen sind wieder zu erwecken und auch wirklich schon wieder aufgelebt.

Nun wollen wir einige besonders schöne ältere Volkslieder betrachten. Dabei wird sich am leichtesten das Gefühl für das Besondere dieser älteren Melodik einstellen. Das erste Beispiel ist ein uraltes Minnelied aus dem Lochheimer Liederbuch: „All mein Gedanken, die ich hab." (Notenbeisp. I.) Die Unverwüstlichkeit dieser ernsten Melodie ist durchaus in ihrem Bau begründet. Im Wiederholungsteil steigt die Melodie kühn auf und sinkt ruhiger wieder zurück: eine Grundformel aller Musik, besonders aller Liebesmusik; unschwer kann man z. B. das Feuerzaubermotiv aus der Walküre (III. Akt, Schluß) aus diesem uralten Minneliedanfang herauslesen (f d c a g f). Diese zweimal zur Tonika zurücksinkende überaus natürliche Tonfolge wird ganz genial weitergeführt. Die nächsten drei Takte sind nämlich eine verkürzte freie Umbildung des ersten Teils in tieferer Lage und führen zu einem Dominantschluß. Der charakteristische Quartenschritt a geht hier nach abwärts und steht am Ende. Diese kurze Tonfolge läßt eines der wenigen so schwer zu fassenden melodischen Grundgesetze erkennen: „Auf den betonten Taktteilen möglichst große Abwechslung unter den verschiedenen Tonstufen der Tonleiter." Hier sind in drei Takten sechs Tonstufen der Tonleiter (e f a g d c) als betonte Melodienoten, nicht als Durchgangsnoten oder Verzierungen gebracht! Von diesem Gesichtspunkt aus erscheint gerade die Quartenstelle genial. Der Normalmusiker hätte, um den Schluß des ersten Teils (a g f) nachzuahmen auf „gedenken" g e d c gesetzt. Man versuche es! Der herbe, auch motivisch bedeutsame Quartensprung hat alle Vorzüge für sich, vermeidet insbesondere die schon stark betont gebrachte Stufe e. Die folgenden fünf Schlußtakte sind eine neue Abwandlung des ersten Liedteils, diesmal im Sinn der Verlängerung, keiner bloßen Wiederholung wie bei vielen Liedschlüssen. Der

Digitized by Google

Anstieg zum höchsten Ton d wird durch einen Tonleiterausschnitt g a b c d bewirkt, der innerhalb des Bisherigen neuartig wirkt. Der Abstieg führt erst in die Tiefe, um sich in einem schönen Quintenschritt zum Schlußmotiv a g f zu erheben. Jetzt wirkt diese verlängerte Wiederholung des ersten Teilabschlusses (a g f) durchaus als genügendes Zitat des ersten Teils. Eine völlig befriedigende Schlußwirkung entsteht, und zwar eine stärker abschließende wie beim ersten Teil, weil die Tonika f hier von unten und oben umspielt wird, bevor sie erreicht wird. So sehen wir in diesem kleinen Lied Freiheit und Gebundenheit glücklich vereinigt; keine primitive Wiederholung, aber auch nichts völlig Neues, sondern ein organisches Herauswachsen aus dem ersten Tongedanken. Im Kern haben wir hier schon den Grundtyp des ersten Sonaten- bezw. Symphoniesatzes und der größte Meister der Symphonie, mögen wir als solchen Beethoven oder Bruckner verehren, befolgt keine wesentlich anderen Gesetze, als sie in diesem Liedchen walten. Man muß sich endlich daran gewöhnen, in diesem organischen Gestalten eine unvergleichlich größere Kunst zu erblicken wie in mechanischen Vergrößerungen, Verkleinerungen oder sonstigen Künsten des Fugenstils. Ein weitverbreitetes Vorurteil meint, Melodien fielen dem Erfinder einfach zu, es stecke keine „Arbeit" darin. Das ist ein großer Irrtum. Eine Melodie will sorgfältig geformt sein, solange sie im Entstehen ist. Der Prozeß kann sich sehr rasch, er kann sich aber auch langsam abspielen. Der volle Kunstverstand muß über der schöpferisch heißen Gefühlsarbeit wachen. Darum ist das Studium von Melodien so wichtig. Die Mißachtung der Melodie geht übrigens meist von Leuten aus, die selbst keine schaffen können.

Als zweites Beispiel sei die berühmte Melodie „Innsbruck, ich muß dich lassen" betrachtet (Notenbeisp. II). Die Form ist hier anders. Der erste Teil wird mit einem verlängerten Schluß wiederholt, dadurch entsteht das ganze Lied. Takt eins und zwei bringen den Aufstieg und ein halbes Zurücksinken, Takt drei und vier beantworten die ersten Takte; auch hier ist wieder die Benützung der Tonstufen beachtlich: wie charaktervoll g a f e! Nun kommt als vorläufiger Schluß ein $^2/_2$ Takt, der nur das Dominantgefühl bekräftigt. Dieser Taktwechsel[1]) innerhalb des Liedes ist besonders charakteristisch für das altdeutsche Lied. Der Taktstrich wurde damals noch nicht gebraucht. Die alte Musik stand dem taktfrei gesungenen gregorianischen Choral noch näher; der Einfluß des Wortes auf den Rhythmus war groß. Es folgt nunmehr die Wiederholung des ersten Teils mit einem neuen ausführlicheren Schlusse, der auf die bisherigen Motive, wie im Notenbeispiel angedeutet, zurückgeht. So rundet sich auch diese Weise zur schönsten Einheit. Bei aller Strenge welch rhythmische Vielfältigkeit! Ähnliche Koloraturen wie hier am Schlusse finden sich häufig am Ende altdeutscher Lieder. Während sonst auf jede Note eine Wortsilbe trifft, werden dann mehrere Noten auf eine Silbe gesungen. Beispiele: „Gesegn dir Laub", „ich schell mein Horn" u. a. Sie sind ein Ausfluß des Singtriebs, wenn auch immer textlich motiviert und wären in der Instrumentalmusik etwa der sogenannten „Kadenz" im Konzertstück zu vergleichen. Die Melodie „Innsbruck, ich muß dich lassen", die gemacht zu haben, Bach der Legende nach sein bestes Werk hingegeben hätte, ging in den evangelischen Gemeindegesang über. Welche Abschweifungen und Abschwächungen sie da im Lauf der Jahrhunderte erlitten, ersieht man am besten aus der Bach'schen Fassung in der Matthäuspassion Teil I Nr. 16.

Als drittes Beispiel sei das Tanzlied: „Drei Laub auf einer Linden" betrachtet (Beisp. III.). Eine schwungvolle Weise, die man nicht übel mit einem Walzer vergleichen könnte. Dem kräftigen Auf-

[1]) Im Volksliederbuch f. gem. Chor Nr. 218 leider unkenntlich gemacht.

Digitized by Google

schwung a folgt als Antwort die starke Abwärtsbewegung b, hier nicht als Ausdruck nachlassender Spannung, sondern des expansiven Gefühlsüberschwangs. Dann der scheinbar eingeschaltete Jubelruf c, welcher gleich eine Oktave höher einsetzt. Er gibt zu einem neuen Aufschwung Anlaß, der dem Motiv b entspricht. Es folgt ein schrittweises Aufsteigen in Terzen und Quarten als Variation von a, wobei das Motiv c gestaltend mitwirkt. Der Schluß entspricht dem Motiv b. Die Form des Liedes besteht somit darin, daß der erste Teil nach einem kurzen Zwischenspiel frei wiederholt wird. Auch hier müssen wir wieder Freiheit und Gebundenheit in feinstem Auswirken bewundern. Wer in solchen Melodien nichts sieht als primitive Äußerungen volkstümlicher Lust, dem ist nicht zu helfen. Wie wäre dann die Dauerbarkeit, ja Unverwüstlichkeit dieser Formen zu erklären? Kein Meisterlied, und sei es von Schubert, um den größten Melodiker des Kunstlieds zu nennen, kann feiner gestaltet sein. Hier waltet kein Zufall, nichts Überflüssiges stört. Gegen die Verwilderung des melodischen Geschmacks unserer Instrumentalmusiker gibt es kein besseres Heilmittel als gründliches Melodienstudium.

Als viertes Beispiel sei endlich noch das schönste aller deutschen geistlichen Wiegenlieder betrachtet: „Vom Himmel hoch, o Englein, kommt." (Beisp. IV.) Hier ist im ersten Takt schon das Material für das ganze Lied enthalten. Bezeichnet man den Leiterausschnitt gis fis e mit a und den Terzenschritt h gis mit b, so läßt sich das Wiederkehren dieser Tonbewegungen durch das ganze Lied leicht feststellen. (Siehe Notenbeispiel.) Etwas Neues kommt nicht mehr; der Bereich der Quinte wird nur einmal überschritten! Eine größere Beschränkung ist nicht denkbar. Aber welche Abwechslung innerhalb des engen Rahmens! Das Motiv a erscheint zehnmal, darunter teils verlängert, teils rückläufig. Sein Ausgangspunkt ist der Ton e zweimal, fis einmal, gis dreimal, a einmal, h dreimal. So haben die wenigen Töne einen unvergleichlichen Reiz, treffen aber den Charakter eines Liedes zum Einschläfern dadurch aufs Glücklichste, daß jede Überraschung vermieden wird, sondern das Gleiche sich immer anders wiederholt. Solchen Leistungen in engsten Grenzen haben auch die Klassiker des Lieds rein melodisch genommen kaum Ebenbürtiges zur Seite zu stellen. Zu diesem Lied hat übrigens Scherrer eine besonders farbenprächtige Begleitung geschaffen.

Bei allen vier Beispielen sind die geringen Ausmaße, innerhalb deren sich die Weisen bewegen, zu beachten. Dafür wird jede Tonstufe, jedes Intervall als wesentlich behandelt. Der geringe Umfang ermöglichte allen Stimmlagen das Mitsingen, es waren wirklich Lieder für das ganze Volk. Es sei noch auf einige besonders schöne ältere Volkslieder andeutend hingewiesen. Da ist das prachtvoll bewegte Abschiedslied aus dem Lochheimer Liederbuch: „Ich fahr dahin" (schon von Silcher glücklich für Männerchor gesetzt, aber wenig gesungen), das melodisch interessante Lied aus der Zeit des 30 jährigen Kriegs: „Es geht eine dunkle Wolk' herein" (Schema: // : a g f e : // c a / c a / g e d //), das reizende Scherzlied: „Ich weiß ein Mädlein hübsch und fein", die gewaltige Weise: „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod" mit ihrem grausig tonmalenden Mittelsatz (man vgl. Mendelssohns Vertonung, Lieder Nr. 49, damit), das uralte, unverwelkliche Tanzlied: „Ich spring an diesem Ringe" (aus dem Lochheimer Liederbuch), das gewaltig psalmodierende Landsknechtslied: „Gott gnad dem großmächtigsten Kaiser frumme" mit seinem Fanfarenschluß.

Nicht alle Volkslieder sind gleichwertig. Dies sei zum Schluß nochmals betont. Es gibt viele als Volkslieder anzusprechende Weisen, die sich unter einander nur zu ähnlich sind, denen etwas allzu „Leichtes" anhaftet. Das soll nun nicht alles als hohes Kunstwerk gepriesen sein. Leider werden die schwächeren Lieder vielfach bevorzugt. Die Menge greift immer nach dem Bequemen. Eine

Digitized by Google

gründliche Besserung kann erst kommen, wenn von ganz unten aufgebaut wird. Wollen wir wieder eine musikalische Volkskultur haben, wie sie das 15. und 16. Jahrhundert hatten, so kann sie niemals von Konservatorien, von Konzertmachern oder vom Theater ausgehen. Da muß vor allem der Schulgesang auf eine ganz andere Grundlage gestellt werden. Beim Kinde muß man anfangen. Da ist das Gemüt noch bildsam, das Gedächtnis frisch und treu. Hiezu bedarf es aber auch einer gründlichen Vorbildung der Lehrer und eines breiteren Raums für den Gesang in der Schule. Hier hat das staatliche Verständnis bisher halt gemacht. Das ging zu weit über die alles beherrschenden wirtschaftlichen Interessen hinaus. Da muß nun eingesetzt werden. Das gute Volkslied im Schulgesang als Mitgift fürs Leben, das ist ein Ziel, das über die literarische Wiederbelebung, über die musikalische Erforschung, selbst über die Wiederaufnahme des Volkslieds durch die gebildete Jugend noch weit hinaus weist zu einem neuen Erwachen schöpferischer Kräfte im Volke selbst und somit zu einer wahren Auferstehung des Volkslieds.

Bücher / Bilder / Musik / Theater

Über Jakob Kneips „Bekenntnis" / Von Martin Rockenbach

Nirgends ist die Kluft zwischen künstlerischer Gestaltung im Gedicht und dem aufnehmenden Verständnis einer breiteren Schicht Volkes größer als in dem, was sich „moderne Lyrik" nennt.

Die Lyrik der Moderne ist in ihren stärksten Persönlichkeiten — abgesehen von aller Eigenart des Gehaltes — Wege der Form gegangen, die jenseits der Welt des Alltages liegen und besonderer Brücken bedürfen. Ein bewußtes Pathos bedingt eine Flut von Bildern und unterdrückt die Ausführung ihrer Einzelwerte. Eine gewollte Traumseligkeit verschleiert das Einzelbild durch eine weitere Gleichnissetzung und will gerade durch solche bloße Andeutung neue Wirkung erzielen.

Jakob Kneip ist kein Moderner im Sinne solcher Formentwicklung. Er könnte und sollte an jeden Gebildeten herantreten. Seine Kunst stellt keine „höheren" Anforderungen. Sie verlangt nichts weiter als einen offenen Sinn für natürliche Schönheit, wie ihn sich jeder Unverbildete erhalten haben muß. Seine Sprache ist einfach und eindeutig. Das Wort hat bei ihm seinen eigenwertigen Sinn. Es ist kein Symbol. Es packt mit der Selbstverständlichkeit des Kindes zu. Was es nennt, ist Handlung, Ding und Seele. Jakob Kneips Kunst ist schlicht und volkstümlich.

Jakob Kneip ist Hunsrücker, auch als Künstler. Seine Kunst wurzelt in seiner Heimat. Er ist Sohn seiner Heimaterde geblieben: unruhig, wahrhaftig bis zur Härte und doch auch das große Kind mit seinem Hang zum Träumerischen, mit seinem Glauben an das Wunderbare, mit seiner mystischen Vision.

Das ist das Wesen Kneipscher Kunst: Mystisch erlebte Heimat oder auch heimatlich bedingte Mystik. Das ist das Wesen seiner Persönlichkeit: Romantiker zu sein und Heimatkünstler zugleich, in einer bisher ungewordenen Einheit.

Digitized by Google

Die scheue Landschaft des Hunsrücks hat in Kneip ihren ersten großen Dichter geboren. Ihr Kind ist gewissermaßen Priester geworden. So sieht sie in Jakob Kneips Werk ihr Spiegelbild und doch auch mehr: Ihr heimliches Heiligtum. Der Hunsrücker, der Jakob Kneips Werk genießt, schauert zusammen und freut sich zugleich. Er freut sich, sein eigenes Blut klopfen zu hören und er schauert zusammen, die Heimlichkeit seiner Seele von einem Gottbegnadeten des gleichen Stammes in Wort und Bild gebannt zu sehen.

Jakob Kneip hat bisher zwei Bücher geschrieben, die unvergessen bleiben werden, auch wenn sie dank ihrer anspruchslosen Schönheit heute noch wenig bekannt sind.

„Bekenntnis“ heißt das erste. (1917 im Inselverlag erschienen, seit 1919 bei Eugen Diederichs in Jena.) Es erzählt von seiner Jugend, seiner Heimat. Der Dichter ist wieder der Bauernjunge, der nachts auf der alten Truhe kniet und Gottes Stimme von ferne wie eine rauhe Bauernstimme drohen hört. Das Erleben des Knaben ist schon jetzt bei allem Sinn für Heimat und heimatliche Art wesentlich auf Mystik eingestellt. Wenn Knecht und Magd und Vater und Mutter die Fäuste falten, rinnt ihm namenloser Schauer über den Leib.

„Du: den Vater, Großvater, Urgroßvater
Vater nennen,
Ehrfurcht murmelnd,
Tiefgeneigt:
So sah ich die
Nie — vor Machthabern stehn;
Vor Priester, Bischof, Landrat, Präsident:
Wie muß der Gott im Himmel
Gewaltsam sein — —“

Und der Dichter ist wieder der Bauernjunge, der sich von dem Bettler mit der Ziehharmonika die Welt da draußen über dem Birkenwäldchen beschreiben läßt. Er sitzt wieder in irgendeinem Winkel und sehnt sich hinaus über die Hunsrückwälder. Ach, wie wird das Herz ihm heiß! Da geht er zu den Aposteln und Evangelisten und zu den großen Kirchenpatronen, die in der Kirche wohnen, um Rat. Sie bleiben stumm. Doch wie er zur heiligen Jungfrau tritt, in die schimmernde Grotte, und sie ganz innig bittet:

„Zu eng ist mir das alte Haus;
Führ' mich aus den Wäldern hinaus!“ —

da steht er plötzlich in Tränen stumm.

Die Jahre vergehen. Der Abschiedstag ist endlich herangekommen. Ein Stück Leben, das an so manchen Hunsrückjungen schon herangetreten ist, wird vor uns lebendig.

„Hört, der Schimmel scharrt schon an dem Wagen!
Mutter, draußen ist schon angespannt!“ —
Schweigend reicht sie mir die Hand,
Geht — und kann kein Wort zum Abschied sagen.
Und ich hörte, wie die Knechte kamen
Und luden polternd die Koffer auf.
Sonnenschein liegt draußen auf den Gassen,
Von der Treppe glänzt der Kupfer Knauf,
An der grauen Rampe dort am Ende.
Alles reicht mir dann herauf die Hände,
Und die alte Stallmareigret hält
Heulend sich die blaue Schürze vor.

Um den Hof die Apfelblütenwelt!
Sonnenschein liegt auf und ab die Gassen,
Und der große Wasen glänzt im Flor.

Dorther eine Glocke! — Trauter Schall!
Schweigend fahren wir zu Tal.“

Der Bauernjunge lebt in der Fremde. Aber er bleibt auch hier Hunsrücker-Kind. Die Gestalt seines alten Mütterchens läßt ihn nicht los. Er glaubt, sie leibhaftig noch vor sich sehen zu können, das alte Bauernweibchen, die hohe Haube, das bunte Leibchen, und die tausend Runzeln im braunen Gesicht. Der Erdgeruch seiner Heimatscholle wird ihm nicht fremd. Nur der Gott seiner Kindheit will ihm verloren gehen. Aber die heimatliche Treue wurzelt zu tief. Sie läßt sich nicht unterkriegen. Es gibt ein Ringen. Sein Gebet wird Kampf, Auge in Auge mit seinem Herrgott:

„Du — ich lasse Dich nicht;
Ich zieh um Dich Kreise,
Ich banne Dich.
Dicht vor Deinem Auge
Sei mein Gesicht!
Mein Atem an Deinem Mund —“

Die Treue wird belohnt. Sein Gott wird ihm neuer, doppelt lieber Besitz. Mit doppelter Liebe zu Heimat und Heimatgott kehrt er in sein Dörfchen zurück.

Der Heimgekehrte hat jedoch aus der Fremde ein Hohes mitgebracht, das ihm hier zu Hause erst Bewußtsein wird: Das Wissen um seine Dichtersendung.

Tausend Quellen fühlt er in sich springen. Wenn er am Abend von der Arbeit oder einem Gange seinem Heimatdorfe zuwandert, überfällt ihn die Vision seiner Heimat:

„Dorf, Dorf hochoben!
Von glühenden Abendwolken umballt,
Von Duft überwallt,
Von Licht und Nebeldampf zum Himmel erhoben:
Daß alles Volk knie und bete —
Daß Gott aus den Wolken trete,
Daß Gottes Stimme gewittre,
Daß Gottes Auge lohe
Und der Berg erzittre:
Bin ich bebend gewärtig.“

Des Gottesfreundes Sinne lauschen und hangen und wittern hinüber in das Reich der Mystik. Mitten in der Nacht steht er vor Gott und schaut die Ströme gehn ins dunkle, weite Land und die Sterne wehn aus Gottes Hand. Und wenn sein Tal erwacht, lobt er seinen Gott in der Morgenpracht des aufgehenden Tages.

Digitized by Google

„In der heilgen Sonntagsfrühe:
Wie ich saß am Himmel droben,
Hat die große Welt zu Füßen
Sich im Glanz emporgehoben.

Und vom Dufte ganz umflossen
Hielt die Augen ich geschlossen —
Plötzlich fühlt ich tausend Wonnen
Meinen Menschenleib durchsonnen
Und erkannte wunderbar,
Wie mir Gott hier nahe war.“

Da weiß der Dichter, der solches erleben darf, um seinen höchsten Beruf. Er betet:

„Tausend Quellen höre ich in mir springen:
Soll ich von Dir dem Volke wieder singen?
An Deinen Berg die Völker bringen?
Ich bin der Mensch,
Du bist die Macht!
O Unergründlicher.“

In seinem zweiten Gedichtbande „Der lebendige Gott“ (1919 bei Eug. Diederichs in Jena) hat Jakob Kneip diese Sendung erfüllt. Die Proben, die der „Wächter“ im 4. Hefte des Jahrgangs 1920 gegeben hat, bieten ein Bild von der Frische und überzeugenden Kraft der Eigenart dieses Buches, das wie wenige unserer gesamten lyrischen Dichtung der letzten Jahre berufen ist, in einer neuen, manche Auswüchse beseitigenden Neuauflage, Volksbuch zu werden. H. Rausse hat kritisch den Weg gezeigt, auf dem dies geschehen kann.

Heimatbücher

Der Verlag Friedrich Brandstetter in Leipzig hat vor einigen Jahren ein Unternehmen eingeleitet, von dem man heute schon sagen kann, daß es für die nächsten Geschlechter von ähnlicher Bedeutung sein wird, wie einst vor hundert Jahren „Des Knaben Wunderhorn“ und später „Das malerische und romantische Deutschland“. Die mächtig aufstrebende Volkskunde kann sich kein besseres volkstümliches Werbemittel schaffen als Bücher dieser Art. Besonders gelungen erscheint der Sammelband „Um Rhein und Donau“ von Florian Asanger und Karl d'Ester, zwei hervorragende Mitglieder des „Eichendorff-Bundes“. Die Zeichnungen von Hans Oertle fügen sich frisch und kräftig in den abwechslungsreichen Text ein, den Gelehrte und Dichter aus alter und neuer Zeit beigesteuert haben. Man wäre versucht, die bedeutendsten zu nennen. Aber es fällt einem die Wahl schwer, wenn man das engbedruckte vier Seiten lange Inhaltsverzeichnis mustert. Ein wundersames Schatzkästlein und ein ehrwürdiger Reliquienschrank zugleich tut sich vor unsern erstaunten Blicken auf. Auch die eigenen Aufsätze von Asanger und d'Ester stehen durchaus auf der Höhe des sonst Gebotenen.

Ein zweiter Band „Deutsches Alpenland“, herausgegeben von Anton Mayer-Pfannholz mit Zeichnungen von Adolf Seitz (München) reiht sich dem ersten würdig an. Wieder ergänzen sich Bild und Wort der 500 Druckseiten auf das Glücklichste. Der Preis ist mäßig, von jeder Schul-, Haus- und Volksbibliothek zu erschwingen. Konfessionelle oder politische Entgleisungen sind überall vermieden, so daß Nord und Süd, Evangelisch und Katholisch ihre volle ungetrübte Freude daran haben können. Auf eine im „Alpenland“ fehlende Perle mache ich aufmerksam. Es ist Wasserburg am Inn, wo Stadtarchivar Professor Kaspar Brunhuber Bescheid wüßte; „das bayerische Venedig“ verdient einen Ehrenplatz, sobald eine Neuauflage zustande kommt.

Hoffen wir auf ein rüstiges Fortschreiten des herrlichen vaterländischen Werkes! An den Grenzen des jetzt verkleinerten Bismarckreiches sollte es nicht Halt machen, sondern seine Flügel spannen über alles Land, soweit die deutsche Zunge klingt, vor allem aber der Deutschen in Böhmen und Mähren gedenken. Jedenfalls verspricht es ein Grund- und Eckstein zu werden für die Kulturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, die immer noch ungeschrieben ist.

Eine völkische Literaturgeschichte

Zu sehr ist die entnervende, im letzten Grund völlig unwissenschaftliche Auffassung, Geschichte und Literatur seien ebensowenig national wie Mathematik und Naturwissenschaften den Gelehrten von heute in Fleisch und Blut übergegangen, daß es wie eine Ketzerei aussieht, von einer völkischen Literaturgeschichte zu reden. Eigentlich aber müßte jede Darstellung unseres Schrifttums von nationalen Geschichtspunkten ausgehen, denn was ist deutscher als das Schaffen unserer Denker und Dichter? Ein Literaturwerk als bloßes Sprachdenkmal abhandeln zu wollen, es philosophisch-ästhetisch zu zerklügeln oder hinter seinem Urheber in der Hauptsache nur einen Stammbaum zu suchen, der alles erklären soll, mag manchen

Digitized by Google

maßgebenden Kreisen sehr wissenschaftlich dünken und in den unmaßgeblicheren des sog. „Publikums" angesichts solcher Gelehrsamkeit, auch wenn sie nicht immer durch eine Jahrzehntelange Beschäftigung mit den einzelnen Schriftstellern persönlich erarbeitet ist, ehrfurchtheischendes Aufsehen erregen — richtig bewertet und geschichtlich eingestellt wird es deshalb noch lange nicht. Denn einzig und allein sein Verhältnis zur Seele unseres Volkes kann den Gradmesser bilden, was für einen Platz eine Dichtung im Leben und Sein der Nation zu beanspruchen vermag, was sie für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bedeutet.

Von der hohen Warte völkischer Betrachtungsweise, die wieder einmal weltanschauliche Erkenntnisse zuläßt, sucht der Breslauer Literarhistoriker Max Koch, ein Meister seines Faches, den Gang der kulturellen Entwicklung bis in die Gegenwart zu verfolgen. Der dritte Band seiner gemeinsam mit seinem früheren Amtsgenossen Friedrich Vogt herausgegebenen, wertvoll illustrierten „Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten" (Leipzig, Bibliographisches Institut) schildert in vier umfangreichen Hauptstücken die Weimarer Blütezeit und die Romantiker, das Zeitalter vom Ende der Befreiungskriege bis zur Reichsgründung, dann die Jahrzehnte von der Reichsgründung bis ins neue Jahrhundert und schließlich seine Anfänge bis zum Umsturz. Sorgfältige Literaturangaben und Verzeichnisse machen das ausgezeichnete Werk auch für den täglichen Gebrauch benützbar.

Es wäre verlockend, dem gründlichen Kenner, der — das merkt man dem Ganzen an — jedes irgendwie erörterte Buch wirklich in der Hand gehabt hat und seine Schreibweise von hohlen effektvollen Phrasen ebenso freihält wie von tiefsinnig bohrenden Satzungetümen, auf seinen vielverschlungenen Pfaden durch den mitunter zum Urwald sich verdichtenden Hain unserer Dichtung zu folgen. Aber uns fehlt der Raum und so genüge an dieser Stelle der Hinweis, daß die Nadel seines Kompasses ihn und uns immer auf den rechten Weg weist, denn sie ist und bleibt unbeirrt deutsch. Gerhart Hauptmann, Frank Wedekind, und wie sie alle heißen, die großen und kleinen Propheten des Aufschwungs, Fortschritts und Massenerfolges müssen sich manch scharfes Wort der Verurteilung gefallen lassen, andere dagegen, denen die öffentliche Anerkennung noch nicht in gebührendem Maße zuteil geworden ist wie Fritz Lienhard, Julius Havemann — auch der von niedersächsischen Ahnen abstammende Österreicher Hans von Hammerstein gehörte in diese Reihe tatfreudiger Wegbereiter einer deutschen Zukunft – kommen zu verdienten Ehren.

Bezeichnend für den Geist des Werkes ist die Stellungnahme den jungen und jüngsten gegenüber. Im Hinblick auf die „rasch platzenden Versuchsballons modernster Richtung" hebt Max Koch am Ende die „erfreuliche Tatsache" hervor, daß 1918 in München der sogleich zu Ansehen reifende Eichendorff-Bund ins Leben treten konnte, um alle Zweige der Kultur zu pflegen." Er bezeuge mit seiner Zeitschrift „Der Wächter" das in immer weiteren Kreisen sich ausbreitende Bedürfnis, den Modekrankheiten und Torheiten entgegen wieder aus reineren Quellen für bildende Kunst und Dichtung zu schöpfen, „die aber sprudeln abseits von der verworrenen, überhitzten Neuromantik, dem Naturalismus, Symbolismus, der ‚rechten Hundstagstollheit' des Expressionismus ... in der vielgestaltigen, so große Teile des Schrifttums des ganzen 19. Jahrhunderts durchziehenden, unerschöpflich fruchtbaren Romantik!"

Mit dankbarer Freude und Genugtuung begrüßen wir die neubearbeitete und vermehrte Auflage von Kochs Literaturgeschichte, hoffend und wünschend, sie möchte nicht bloß zur geistigen Wiedergeburt des deutschen Volkes, sondern auch zur Läuterung der deutschen Wissenschaft das ihrige beitragen!

Maina Heyck / Von Richard Braungart

Man glaubt heute meist etwas Wunder wie Neues entdeckt zu haben, wenn man von Expressionismus spricht. Aber das deutsche Wort dafür, nämlich Ausdruckskunst, und den Begriff dazu hat es schon sehr lange gegeben; d. h., man verstehe wohl: nicht den ganz gleichen Begriff wie heute, sondern einen etwas anderen und, was gleich bemerkt sei, logischeren. Während man nämlich heute darunter eine Kunst versteht, die jenseits von Natur und Realität das Geistige eines Lebewesens oder eines Dings zu gestalten sucht — ein Unterfangen, das aus naheliegenden Gründen fast nie vollkommen gelingen kann —, ging man damals von den Gefühlswerten aus. Man wollte, im Gegensatz zum Realismus und Impressionismus, die beide, wenn auch auf verschiedenen Wegen, nur die Oberfläche, den Schein der Dinge geben, in einem Bilde auch das zum Ausdruck bringen, was eine Landschaft oder dergleichen im Beschauer an Stimmungen freimacht. Man malte sein Herz und seine Seele, seine Begeisterung und seine Liebe in das Bild mit hinein. Und so wurde dieses nicht nur ein Dokument des Tatsächlichen, sondern auch der Wirkungen dieser Tatsachen. Also: eine Kunst, die das ausdrückte, was irgendein Eindruck in der Seele an Empfindungen weckte. Romantische Kunst, wenn man will.

Die Zeit, in der diese, unseres Erachtens echteste Ausdruckskunst blühte, war die gleiche,

Digitized by Google

da Böcklin noch schuf, Klinger seinen höchsten Gipfeln zustrebte und Thoma eben dabei war, sich nach langen Kämpfen durchzusetzen. Kaum jemals ist unsere Kunst deutscher, inniger und tiefer gewesen. Selbst der Vergleich mit den größten Zeiten, die der deutschen Kunst je zu erleben gegönnt war, wird immer noch so ausfallen, daß die letzten vierzig bis fünfzig Jahre ihren absoluten hohen Rang in der deutschen Kunst unter allen Umständen behaupten werden. Aus dieser Zeit und aus diesem Boden aber ist Maina Heyck herausgewachsen, eine Malerin, die still und zurückgezogen abseits lebt und ohne Hast, nur innerstem Drang und Müssen folgend, ihre durchfühlten und erlebten Werke schafft.

Hat man das Glück, in ihrem Münchener Atelier, einem nach Norden gelegenen, bescheidenen Zimmer im nördlichsten Schwabing, zu Gast zu sein, so sieht man sich sofort den Quellen gegenüber, aus denen die heute fremd in völlig anders gearteter Umwelt stehende Kunst Maina Heycks sich unmittelbar herleitet. Da hängen an den Wänden wundervoll feierliche, die Phantasie in ideale Regionen entführende Bilder (meist Landschaften mit und ohne Staffagen) von Emil Lugo, der 1840—1902 gelebt hat, Freund, Altersgenosse und Mitstrebender Hans Thomas gewesen ist, aber seinen ganz eigenen Ton hatte, der bis Altdorfer zurückklingt und den in der Gegenwart am eigenartigsten und stärksten Edmund Steppes fortschwingen läßt. Daß aber Maina Heyck gerade in dieser spezifischen Welt verwurzelt ist, kam so:

Die Künstlerin ist 1874 in Flensburg (Schleswig-Holstein) als Tochter des Dichters Wilhelm Jensen geboren, den noch die vorige Generation sehr geschätzt hat, während er heute, aber wohl nur vorübergehend, dem Bewußtsein des lesenden Publikums etwas entrückt ist. Ihre Mutter, Marie Jensen, war künstlerisch sehr begabt. Es existieren vor allem Bildnisse von einer wundervollen Geistigkeit von ihr; und man versteht nicht, wie es möglich gewesen ist, daß diese echte Künstlerin nur dem weiteren Familien- und Freundeskreise Jensens bekannt geworden ist. (Welch ein Verlust, wenn solche Talente verborgen bleiben, während die Impotenz überall dreist und vorlaut sich auf der Straße zur Schau stellt!)

Der intimste Freund der Familie Jensen nun ist Emil Lugo gewesen, der dreißig Jahre lang mit Jensen im gleichen Hause gewohnt hat. Auch Maina Heycks Mutter stand im Banne dieses ungewöhnlichen, adeligen, tiefinnerlichen Menschen und Malerpoeten. Und so ist es ganz natürlich, daß auch Maina Jensen, die Lugo von ihrem 3. Lebensjahre an gekannt und täglich gesehen hat, gar bald unter seinen Einfluß kam. Sie hat zwar später in München an der Damenakademie, auch bei Knirr und Landenberger studiert; aber das hat kaum irgendeine Bedeutung gewonnen gegenüber der Macht, die Lugo in Freiburg und Hans Thoma in Karlsruhe als Lehrer auf sie ausübten. In dieser Welt hatte sie denken, sehen und phantasieren gelernt; und von ihr kam sie nie wieder los. (Glücklicherweise, beeilt man sich beizufügen.)

Man irrte aber gründlich, wollte man nun ohne weiteres annehmen, Maina Heyck sei nur eine begeisterte Nachempfinderin Lugos und für Leben und Tod ihm verschrieben und verpfändet. Nichts wäre falscher als das. Maina Heyck hat allerdings den Geist dieser Kunst so tief erfaßt, wie das nur ganz wenigen unter besonders günstigen Voraussetzungen möglich ist. Sie versteht es, die Erschütterungen ihrer Seele, die sie den Wundern der Natur, einer besonders eigenartigen Stimmung oder Beleuchtung etwa, dankt, im Bilde widerspiegeln zu lassen. Sie kann ein Bild so vollkommen mit Seele erfüllen und durchglühen, daß es heimlich leuchtet, wie bunte Fensterscheiben, in denen sich Morgenlicht oder Abendsonne bricht. Und auch wie Musik klingt es dann aus dem Reigen der Farben und Formen. Allerdings sind es meist ernste, verhaltene, feierliche Klänge, die wir zu hören glauben; doch immerhin nur selten traurige und melancholische. Das läge gar nicht im Wesen Maina Heycks, deren Seele jenes ruhige, stille Maß und Gleichmaß hat, dem grelle Freude ebenso unbekannt ist wie lauter Schmerz oder ein Zustand des Verzagens. Es ist eine prachtvolle, unerschütterliche Zuversicht im Wesen dieser edlen Frau, in der noch heute die reine Harmonie einer köstlichen Kindheit und reichen Jugend verklärend nachwirkt. Und dieser Grundzug ihrer Natur im Verein mit der Fähigkeit, Bäume und Blumen als lebendige, fühlende Wesen zu empfinden und zu gestalten, Tiere zu Geschöpfen Gottes zu machen und aus Mensch, Tier und Pflanze, Wasser, Stein und Wolke eine vom Atem des Ewigen beseelte, verklärte Einheit aufzubauen, macht das Besondere ihrer Kunst aus.

Fast widerstrebt es einem, im Angesicht von soviel Verinnerlichung von Technik und dergleichen zu reden. Muß es aber doch geschehen, dann sei es nur, um festzustellen, daß die zeichnerische Struktur der Bilder Maina Heycks sehr straff ist (sie gibt ihnen ein festes Knochengerüst), daß jedoch die meisten ihrer Arbeiten einem farbigen Erlebnis, also etwas spezifisch Malerischem, ihr beglückendes Dasein danken. Sehr bedauern muß man es, daß die Künstlerin so selten Gelegenheit hat, Bildnisse geistig bedeutender Menschen zu malen; sie hat dazu mindestens eine ebenso starke Begabung wie sie ihrer Mutter eigen war. Es gibt Bildnisse von ihr, z. B. von ihrer Tochter, die nicht etwa nur den Vergleich mit Lugo und Thoma zu vertragen vermögen, sondern auch die Erinnerung an große, alte Meister (Holbein z. B.) ganz unmittelbar wecken. Es kann nur ein Mensch und Künstler von nicht alltäglichem Wert und Gehalt sein, der zu solchen Assoziationen drängt, ohne daß wir irgendwie das Gefühl direkter Abhängigkeit haben.

Digitized by Google

Für die Jugend

Wer das romantische Bildungsideal auswirken will, muß bei der Jugend beginnen, darf jedenfalls die Schülerliteratur, ja selbst das Kinderspielzeug der Kleinsten nicht außer acht lassen. Das heranwachsende Geschlecht bedeutet ja unsere Zukunft. In dieser Hinsicht ist der Wandel auf dem Weihnachtsmarkt erfreulich. Statt dem vielen müßigen Tand der Vorkriegszeit, in der höchstens noch platte und glatte Prunkbücher den Gabentisch deckten, erobert sich jetzt immer mehr das Gediegene, innerlich Gute und Schöne seinen Platz. Wir sind arm geworden an materiellen Gütern, aber wir können reich werden an Schätzen des Gemütes und der Phantasie. Nicht bloß am heiligen Abend sollten wir unsere Jugend mit Erzeugnissen der schwarzen Kunst vertraut machen, auch der Osterhase sollte ein Buch bringen, auch an Namens- und Geburtstagen sollte es nicht fehlen.

Am Grenzrain zwischen Buch- und bildender Kunst für unsere ABC-Schützen erblicken wir einen prächtigen und dabei wohlfeilen sowie nützlichen Zeitvertreib, das „Duro-Schnitt-Schneid-Ausmalspiel" (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung Hegel u. Schade, Preis ℳ 11.60). Die frei aufstellbare Mappe zeigt einen kleinstädtischen Wochenmarkt; schwarzweiße Beifiguren werden nach starkfarbigen Vordrucken ausgemalt, ausgeschnitten und vor dem bunten mehrteiligen Markthintergrund nach Belieben angebracht: Arbeit und Spiel in reizvollem Wechsel. Die farbigen Vorlagen können außerdem zu einem hübschen Wandfries zusammengestellt werden.

Gleichfalls für die unteren Volksschulklassen bestimmt sind die von Julius Reuper mit Geschmack ausgewählt und fein nacherzählten „Deutschen Volksmärchen" (Berlin, Löwen-Verlag Eugen Semrau). Die verschiedensten Gaue von der Schweiz und Tirol bis Siebenbürgen, bis Thüringen und Dithmarschen erscheinen vertreten. Auch die bunten Bilder sieht man voll Freude an.

Weite Verbreitung verdient die echt romantische Sammlung kleiner Volks- und Jugendschriften aus dem Verlag J. P. Bachem in Köln am Rhein. Nicht jedem Erneuerer alter Stoffe glückt es so gut wie K. Fecht in seiner daselbst erschienenen Bearbeitung der „Volksmärchen" von Musäus. Ich glaube, diese Probe genügt jedem, der die Sammlung noch nicht kennt, sich auch die weiteren Bändchen anzuschaffen. (Geb. je ℳ 9.60.)

Legenden aus der Jugendzeit der Muttergottes „Vom lieben Kind Maria" windet der rheinische Dichter und Schulmann Laurenz Kiesgen (Köln, J. P. Bachem) zu einem duftigen Kranze, den des Künstlers bunter Stift mit zarten Farben ausschmückt.

Gymnasiasten, Mittelschülern usw. sei Otto von Schachings treuherzig liebevolle lebensgeschichtliche Erzählung aus dem 17. Jahrhundert „Der Geigenmacher von Mittenwald" empfohlen. (Regensburg, G. J. Manz.) Die köstliche Novelle eignet sich auch für Volksbüchereien.

Von der deutschen Heimat schweift der Blick des jungen Romantikers gern selbst nach entfernten Zonen. Deutsch-Ostafrika haben wir verloren, die Erinnerung an die deutsche Vergangenheit freilich kann uns niemand rauben, sie mag stets von neuem geweckt werden, der Beutegier der stolzen Sieger zum Trotz! Solch ein Gedenk- und Weckbuch zugleich verdanken wir A. Berger, dessen Jagd- und Kriegserlebnisse eines jungen Deutschen in Ostafrika 1914 unter dem Titel „Jochem Peters Afrikafahrt" eines jeden deutschen Knaben und Jünglings Teilnahme erregen dürften. Die vielen Bilder und Zeichnungen von F. Koch-Gotha verleihen dem bereits in zweiter Auflage vorliegenden Werke (Leipzig, R. Voigtländer) besonderen Reiz. — Fr. Armand (Strubberg) wieder schildert in spannendster Weise amerikanische Jagd- und Reiseabenteuer aus seinem eigenen Leben in den westlichen Indianergebieten „In Texas" (Braunschweig, Georg Westermann, trefflich illustriert und hübsch gebunden ℳ 24.—). Die Indianerromantik stirbt nicht aus, mag auch die Welt der Rothäute selbst untergehen. Denn die Gestalten Coopers, Sealsfields und Genossen, typische Helden, vom Zauber der Poesie umflossen, leben unvergänglich im Herzen des heranwachsenden Geschlechts gestern, heut und morgen. Armand gebührt ein Platz zumindest neben Gerstäcker. Daher bedeutet dieser Neudruck hoffentlich den Auftakt seiner Wiedergeburt. Von den rund fünfzig Bänden des fruchtbaren kaum mehr beachteten Reiseschriftstellers Strubberg (1808 bis 1889) gehört „In Texas" wohl zu seinem Besten.

Des guten alten James Fenimore Cooper unverwüstliche Lederstrumpfgeschichten erleben in der bekannten Sammlung „Schaffsteins Volksbücher" nach dem Weltkrieg abermals siegreiche Auferstehung. „Der Wildtöter", bearbeitet von K. Henniger, mit Bildern von H. Schwartz (Köln am Rhein, Hermann Schaffstein), erzählt Begebenheiten aus dem Amerika der Vierzigerjahre des 18. Jahrhunderts. Die gewaltige Spannung, die sie auslösen, wirkt gegenwärtig vielleicht stärker als auf das blasierte Geschlecht der früheren Generation. Wer aber die heimische altdeutsche Romantik der exotischen neuzeitlichen vorzieht, wird in derselben Sammlung des gleichen Verlags eine Donauperle finden, eine historische Erzählung von Hermann Schmid: „Der Dommeister von Regensburg", verfügt über literarische Qualitäten. Ihn liest auch der Jüngling stets von neuem wieder, selbst wenn sein Scheitel zu ergrauen anfängt oder gar silberweiß geworden ist. Denn die Ältesten können bei solchen Büchern jung werden, wenn sie wollen, jung werden wie einst im Mai ....

Digitized by Google

Schweizer Buchkunst

Die politisch-wirtschaftlichen Verhältnisse haben längst schon eine wesentliche Verschiebung der bibliophilen Bestrebungen zugunsten der früher etwas rückständigen Eidgenossenschaft zur Folge gehabt. Heute marschiert die Schweiz auch auf dem Gebiete der Buchkunst an der Spitze. Vor allem dem ungemein rührigen Verlag Rascher u. Co. in Zürich verdanken wir aus jüngster Zeit eine Reihe hochwertiger Vorzugsausgaben, wahre Kleinodien der Weltliteratur in edelster Fassung. Der berühmte Illustrator Artur Rackham tritt diesmal mit zwei kostbaren Gaben auf den Plan, einem Märchen- und einem Sagenbuch. „Es war einmal....“ umfaßt in der Hauptsache Grimmsche Märchen: Der Froschkönig, den Gestiefelten Kater, Die vier kunstreichen Brüder, Das Haus im Walde, Des Sumpfkönigs Tochter, Frau Holle, dann ein neues: Schneeflocken (von Martha Ruhmann), ferner Jack und die Zauberbohnen (aus dem Englischen) sowie endlich die köstlichen Geschichtlein Suppe aus Wurstspeilern und die Schneekönigin (von Andersen). Die Auswahl und Textrevision stammt von Frau Martha de Haas. „Das Sagenbuch“ enthält eine nicht minder sorgfältige Auslese aus den Schatzkammern epischer Volkskunst: Die Sage vom hürnen Siegfried ist ebenso wie das Schloß in der Höhle Ka-Ka der Volksbüchersammlung Gustav Schwabs entnommen; Jo, Perseus und die drei letzten Arbeiten des Herakles kennen wir aus Schwabs Sagen des klassischen Altertums; König Frost rührt aus Ralstons russischen Folkloresagen her, Jack den Riesentöter hat uns erstmals der Engländer J. Jacobs erzählt. Auch diesen Band betreute Frau Martha de Haas als Herausgeberin. Die erste Auflage der bei Hans Schatzmann in Horgen am Zürichsee in Eckmann-Schrift gedruckten Werke zählt tausend numerierte Exemplare, von denen die Nummern 1—25 auf echtem Japan, die Nummern 26 bis 100 auf echtem Pampasbütten abgezogen wurden. Selbst die übrigen Stücke in Ganzleinen entzücken durch ihre tadellose Ausstattung.

„Die Vision des irischen Ritters Tundalus“ mit vierzehn Holzschnitten und farbigen Initialen von Otto Baumberger hat der durch seine Eigendichtungen wohl bekannte Konrad Falke aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt und mit einem Nachwort versehen. In dem bedeutenden Werk, einer echt romantischen Schöpfung des frühen Mittelalters, dürfen wir einen Vorläufer von Dantes „Göttlicher Komödie“ erblicken, nur daß ihm keine Beatrice eignet. Die wirkungsvolle Wucht der herrlichen Prosa offenbart sich in der meisterlichen Verdeutschung des kernigen Schweizers erst recht. Den Druck des Textes besorgte die Offizin W. Drugulin in Leipzig. Hergestellt wurden 500 numerierte Exemplare, von denen 1—20 auf schwerem Japan, 21—100 auf feinstem Maschinenbütten abgezogen wurden.

Schillers „Wilhelm Tell“ hat lange auf eine bodenständig eidgenössische Luxusausgabe warten müssen. Die vorliegende gewährt besonderen Reiz, weil sie dem bekannten Text des Klassikers zwölf moderne Originalsteindrucke des Zürcher Professors Eduard Stiefel gesellt, wodurch Vergangenheit und Gegenwart in ihrer Kontrastwirkung zur Geltung gelangen. Die ersten 85 Exemplare des Werkes wurden auf Japan abgezogen und zum Teil in Ganzleder gebunden. Die Nummern 86—200 ließ der Verlag auf echtem Bütten drucken. Die Reindrucke dieser 200 Exemplare zog der Künstler selbst auf der Handpresse ab und signierte sie eigenhändig. Der Rest der auf 1000 Stück beschränkten Auflage bekam einen grünen Halbleinenband mit Goldverzierung.

Ein wundersames Feuer sprühen die zwölf farbigen Zeichnungen von Allastair aus, mit denen des unsterblichen Prosper Mérimée ewigjunge Novelle „Carmen“ geschmückt erscheint. Die Ausgabe, in Schwarz-Rot gehalten, fesselt durch ihre Eigenart in hervorragendem Maße. Der Buchdruck ist eine Leistung der Spamerschen Werkstatt in Leipzig. Von den 500 numerierten Exemplaren — ein Neudruck findet nicht mehr statt — wurden die ersten fünfzig auf echt Japan, die folgenden einhundert auf schwerem Zandersbütten abgezogen. Bei den Japanexemplaren sind sämtliche Zeichnungen und die Titelei vom Künstler signiert, bei den Büttenexemplaren trägt die Titelei des Künstlers Unterschrift. Dem Text wurde die von Wilhelm Geist besorgte treffliche Übersetzung zugrunde gelegt. Die Nummern 1—50 bekamen handgebundene Ganzledereinbände.

Mit einer neuen Dichterin macht uns der Schlußband der wertvollen Rascher-Reihe bekannt, sie heißt Ilse Heye und das Buch „Lieder der Sehnsucht“. Die ganze Auflage wurde auf holzfreiem Papier gedruckt und zum Teil in Ganzleder, zum Teil in Halbpergament oder in Seide gebunden. Der Kern ist der Schale würdig. Die Sammlung duftiger Poesien, voll Formenstrenge, Bilderpracht und Wortklang, verdient dies edle Gewand, wenn auch bei noch strengerer Auslese der Wert der Verse nur gewonnen hätte. Dann gäbe es darin lauter Perlen gleich der folgenden vom „Abschiednehmen“:

Gestern noch beim Schein der Kerzen
Lachte mir Dein roter Mund,
Trank an Deiner Augen Leuchten
Meine Seele sich gesund!

Aus den dunklen Rosenbüschen
Kommt die Sehnsucht, blaß und groß,
Schmiegt mit flehender Gebärde
Ihren Kopf in meinen Schoß.

Wiederkehr und Abschiednehmen
Heischt das Leben. — Süß und schwer
Weht vom Tal aus stillen Gärten
Duft von tausend Rosen her....

Digitized by Google

England und sein Schrifttum in deutscher Beleuchtung

Von Florian Asanger

„Wer unter uns legt sein Gesicht nicht in die Falten der Ehrerbietung, wenn er das Wort England ausspricht," ruft voller Begeisterung Schubart aus. Falten der Ehrerbietung sind es beileibe nicht mehr, aber Unmut und Zorn furchen unsere Stirne, wenn wir an England denken, und da und dort hat der Hunger Falten gezogen, den England verursacht hat. Aber es wäre heute falsch, so wie es das bisher war, uns in falschem Englandhaß von Britannien wegzuwenden; wir müssen im Gegenteil darnach trachten, die Engländer kennen zu lernen und sie zu verstehen. Den Engländern anderseits müßte wohl daran gelegen sein, die Bilder, wie sie sich im Auslandsspiegel ergeben, genau zu erforschen, weil ihnen diese einen Beweis dafür liefern würden, welches ihre wirklich guten und starken Seiten sind. Aber das ist ihre Sache. In unserer — die Engländer gehörig zu kennen und darum sie richtig einzuschätzen — haben wir sicher gefehlt. Vor kürzerer Zeit kamen da zwei Hilfsmittel heraus, die es uns möglich machen, einen Überblick darüber zu gewinnen, wenigstens für einen gewissen Zeitraum, wie die Engländer, Staat und Volk, bei unseren führenden Geistern eingeschätzt wurden, und welche Urteile die englische Literatur in der zeitgenössischen deutschen Kritik herausforderte. Franz Muncker handelt in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie der Wissenschaften über die Anschauungen vom englischen Staat und Volk in der deutschen Literatur der letzten vier Jahrhunderte und Luise Sigmann stellt die Urteile der zeitgenössischen deutschen Kritik über die englische Literatur von 1800—1850 zusammen. Von Muncker liegt mir nur der erste Teil vor, der bis zu den Romantikern einschließlich reicht. Da wird uns erzählt von Erasmus angefangen, der England als sein zweites Vaterland betrachtete, bis herauf zu den Romantikern, die im allgemeinen eine freundliche Stellung zu ihm einnehmen. Wir sehen, wie schon früh es erkannt wurde, daß England so gern das Zünglein an der Wage bildete, wie schon frühe es eingesehen wurde, daß England die Beherrschung der Meere beanspruchte, und wir wundern uns, daß Grimmelshausen diesen Anspruch für gerechtfertigt erklärte. Es gab Lobredner und Tadler Englands zu jeder Zeit, wenn auch Urteile unser Staunen erregen, daß England „zur Vollkommenheit nichts als der Weinstock fehlt," wie es Haller meint. Schwärmerisch sind die Verse Zachariäs und überboten werden diese noch durch das Lob, das Klopstock England spendet, „das überschwenglichste wohl, das jemals ein Deutscher erklingen ließ." Die Stellung der Klassiker wird mit vielen Belegen beleuchtet. Mehr oder minder erkennen sie die Größe Englands an, teils schwärmen sie in der Jugend für die Eigenschaften der Engländer, teils erwärmen sie sich wohl für ihre Literatur, stehen aber den politischen Verhältnissen ruhig abwägend gegenüber. Auch unter den Stürmern und Drängern, die ihrer Bewunderung für Shakespeare gern Ausdruck verliehen, sehen wir wieder Gegner der Engländer als Volk. So geht es abwechselnd bis zu den Romantikern, von denen A. W. Schlegels Äußerung hervorgehoben zu werden verdient, daß es eine Verleumdung sei, zu behaupten, die Engländer seien Tyrannen der Meere und die ewigen Feinde des Kontinents; Achim von Arnim geht sogar so weit, daß er die Engländer für das auserwählte Volk Gottes hält, das die Welt von aller Tyrannei zu erlösen berufen sei. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auf eine Schrift von Karl Arns, „Der religiöse britische Imperialismus", Bochum, 1919, hinweisen, der ein anderes Bild aufrollt. Wir lernen dann weiter noch die Haltung von einer Anzahl Romantiker kennen, von denen der eine für, der andere gegen die Engländer eingenommen ist.

Das Werk[1]) ist eine wahre Fundgrube einer Fülle von Einzelheiten, die jedem, der sich mit den großen Fragen der englisch-deutschen Zusammenhänge und Gegensätze beschäftigt, reiche Aufklärung bieten. Hoffentlich erscheint die Fortsetzung der Arbeit bis zu den heutigen Zeiten möglichst bald.

Luise Sigmanns groß angelegte Forschungen[2]) geben für den Literaturhistoriker wertvolle Aufschlüsse, wie die englische Literatur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von der zeitgenössischen deutschen Kritik beurteilt wurde. In reichlicher Kleinarbeit wird den Einzelschöpfungen nachgegangen und alles herausgearbeitet, was nur irgendwie erwähnenswert ist. Ein staunenswert fleißiges Werk, das des Dankes der Forscher sicher ist. Auch da möchte ich dem Wunsche Ausdruck geben, daß trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse Untersuchungen in Angriff genommen werden mögen, die ähnliche Zeitabschnitte der englischen Literatur in gleicher Weise behandeln. Die gleiche Arbeit für die deutsche Literatur zu leisten wäre eine Tat, wert der guten Arbeitskraft vieler Tüchtiger.

---

[1]) Franz Muncker, Anschauungen vom englischen Staat und Volk in der deutschen Literatur der letzten vier Jahrhunderte. 1. Teil Von Erasmus bis zu den Romantikern. Im Kommissionsverlag von G. Franz (J. Roth) München. 3.— M.

[2]) Luise Sigmann, Die englische Literatur von 1800—1850 im Urteil der zeitgenössischen deutschen Kritik. Heidelberg 1918, C. Winter's Universitätsbuchhandlung. 12.80 M.

Digitized by Google

Die St. Lambrechter Passio Domini des Johannes Geiger / Eingeleitet und herausgegeben von P. Otmar Wonisch

Im obersteirischen Benediktinerstifte St. Lambrecht herrschte seit jeher ein reges kirchliches Leben, das das Volksleben der Umwohner mächtig zu beeinflussen imstande war. Schon aus dem 12. Jahrhundert[1]) sind uns zahlreiche Zeremonien, die aus der Liturgie hervorgingen, überliefert. Insbesondere gilt dies von den Feierlichkeiten zu Ostern. Die St. Lambrechter Osterfeier aus dem 12. Jahrhundert, die in der deutschen Literaturgeschichte[2]) bekannt ist, wurde mit geringen Änderungen noch im Jahre 1577 aufgeführt, was daraus hervorgeht, daß sie in das im genannten Jahre durch den bekannten Komponisten Thomas Reier von Thomasbrück angefertigte Responsionale[3]) des Stiftes aufgenommen wurde. Wie anderswo, so wurde auch in St. Lambrecht diese Osterfeier vom Passionsspiele abgelöst. Wann das erste Passionsspiel in St. Lambrecht aufgeführt wurde, wissen wir nicht, und ebenso spärlich fließen die Nachrichten des 17. und 18. Jahrhunderts über derlei Veranstaltungen. Erst aus dem Jahre 1672 ist es sicher bekannt, daß in Verbindung mit der Bußprozession der Bruderschaften Passionsszenen aufgeführt wurden. Da die Nachricht hierüber von großem kulturhistorischen Werte ist, sei sie hier wiedergegeben: „Hoc anno 1672 facta est processio disciplinantium cum aliquibus feretris a P. M. F.[4]) cum nostra potius confusione quam populi aedificatione, cum nulla fuerit ordinatio nec dispositio, imo merum confusum chaos magnusque tumultus in monasterio; siquidem processio primo circa decimam noctis inchoative exivit et ibi sine ullo ordine, cum nec lumina fuerint apud feretra nullaque persona, quae portabatur, quidquam in via recitabat praeter solum diabolum, qui portabatur in feretro penes Judam suspensum ex arbore, qui Judas, dum transirent in ecclesia sepulchrum non sine multorum risu ex arbore decidit“[5]). Die nächsten Nachrichten stammen aus den Jahren 1683 und 1690[6]). Nun fehlt bis zum Jahre 1744 jegliche Nachricht. In diesem Jahre berichten uns sowohl das Protocollum prioratus[7]) als auch die Ephemerides Lambertinae[8]) des P. Emmeram Pillipp von einer Passionsdarstellung am Abend des Karfreitags in der Stiftskirche, wo eine eigene Bühne aufgerichtet wurde. Im kommenden Jahre wurde nach dem Berichte der ersteren Quelle[9]) am Karfreitag eine „cantilena de passione domini nostri Jesu Christi ad sepulchrum a duobus juvenibus altista et tenorista comice vestitis“ abgesungen. 1746 fand keine Aufführung statt, sondern es wurde während der gewöhnlichen Prozession im Chor ein Passionslied gesungen[10]). Von da an wurden, wie aus dem Protocollum Marianum[11]) der Maria-Zeller Rosenkranzbruderschaft S. 143 hervorgeht, „nach dem Exempel der Grätzer“ die Passionsdarstellungen überhaupt eingestellt, in Maria-Zell „zu Vieler Bestürzung“. Hier wurden sie jedoch schon 1751 wieder eingeführt. Ob dies auch in St. Lambrecht geschehen, ist uns unbekannt. Aus dem Gesagten ergibt sich auch für St. Lambrecht die Tatsache, daß Passionsspiele eingebürgert waren. Von solchen Spielen ist uns nur eines erhalten geblieben, von dem wir jedoch nicht wissen, ob es auch jemals aufgeführt wurde, es ist die Passio domini des St. Lambrechter Benediktiners Johannes Geiger aus dem Jahre 1606.

Sie ist in der Bibliothek des genannten Stiftes aufbewahrt. Die Papierhandschrift in Quartformat umfaßt 102 Seiten in sieben Lagen mit durchwegs gleichen Wasserzeichen. Erste und letzte Lage sind unvollständig, weshalb auch das Passionsspiel nicht vollständig erhalten ist. Es fehlt am Anfang des zweiten Aktes die Fußwaschung und ein Teil des Nachspiels mit der Kreuzabnahme. Die Handschrift enthält außer dem Passionsspiel noch den Beginn einer lateinischen Actio comica de S. Theophilo (S. 91) und einen vollständigen deutschen Dialogus in epiphania domini[12]) (S. 92—102). Das Passionsspiel allein umfaßt die ersten 90 Seiten,

---

[1]) Vgl. insbesondere Handschrift II 186 der Grazer Universitätsbibliothek.

[2]) Veröffentlicht von A. Schönbach in Zeitschrift für deutsches Altertum 20. Bd. S. 131 ff. und nach ihm G. Milchsack, Die Oster- und Passionsspiele I, S. 47 ff.

[3]) Handschrift I 1537 der genannten Bibliothek.

[4]) P. Maximilian Freitl, als tüchtiger Komponist gerühmt.

[5]) Aus dem Diarium Lambertinum des P. Alexander Pauman im St. Lambrechter Stiftsarchiv, fol. 18'.

[6]) Ebendort fol. 150' und 365.

[7]) VI, pag. 13.

[8]) pag. 140.

[9]) pag. 39.

[10]) Ephemerides pag. 189.

[11]) Im St. Lambrechter Stiftsarchiv.

[12]) Dieses Dreikönigsspiel weist manche Ähnlichkeit mit dem von A. Hartmann, Volksschauspiele (Leipzig 1880) S. 474 ff. veröffentlichten Weihnachtsspiele aus dem Bayerischen Wald auf. Die ursprüngliche Fassung dieses von dem gleichen Verfasser wie die Passio stammenden Dreikönigsspieles war für die Aufführung während des Gottesdienstes in der Kirche bestimmt.

Digitized by Google

die von drei verschiedenen Händen beschrieben sind. Die eine ist nachweislich[1]) die des erwähnten Benediktiners Johannes Geiger, die zweite die des St. Lambrechter Priors Laurenz Widman, eines Benediktiners aus Garsten († 1606), die dritte ist vorläufig nicht nachweisbar. Daß der Verfasser des Passionsspieles jener Johannes Geiger ist, geht einerseits aus den von ihm gemachten Korrekturen und Nachtragungen im Text, anderseits aus dem Vermerk auf der äußeren rückwärtigen Umschlagseite hervor, der lautet: Passio domini nostri Jesu Christi accomodata in versiculos germanicos a F. J. G.

Wer war nun dieser Johannes Geiger? Nach der Angabe des St. Lambrechter Totenbuches[2]) war Johannes Geiger aus Dinkelsbühl in Mittelfranken gebürtig. Sein Geburtsjahr wissen wir nicht, doch dürfte es das Jahr 1577 gewesen sein, da Geiger sich im Jahre 1610[3]) als 33 Jahre alt bezeichnet. Seine Eltern waren lutherisch, und auch er selbst bis etwa 1600, in welchem Jahre er zur katholischen Kirche übertrat. Eine sehr späte Quelle[4]) gibt an, er sei auch evangelischer Pastor gewesen[5]). Wohl bald nach seinem Übertritt kam er nach Steiermark und trat in die Dienste des Abtes von St. Lambrecht, Martin Alopitius, als Tischdiener. Damit gehörte er als „officialis curiae abbatis" zur Hofbeamtenschaft des Abtes. Lange jedoch konnte er diesen Dienst nicht versehen haben, denn schon 1602 trat er in den Orden selbst ein und nahm das Kleid des hl. Benedikt. Nicht ohne innere Kämpfe verbrachte er das Probejahr, wie er selbst in seinem Ansuchen um Zulassung zur Ordensprofeß gesteht. Diese legte er am 19. Oktober 1603 ab. Noch ist seine eigenhändig geschriebene Profeßformel erhalten. Im gleichen Jahre scheint Geiger auch die Priesterweihe erhalten zu haben, aber erst im März 1605 begegnen wir ihm bei Ausübung priesterlicher Funktionen[6]). Bis zum Jahre 1609 sind wir über seine Tätigkeit nur schlecht unterrichtet, er scheint zeitweilig auch außerhalb des Klosters Verwendung gefunden zu haben. Im letztgenannten Jahre wurde er vom Abte Martin an die Pfarre Neumarkt bei St. Lambrecht versetzt, wo er durch 6½ Monate die schwierige Stelle eines Vikars innehatte, während der frühere wegen seines Lebenswandels abgesetzte Pfarrer noch immer sein Unwesen trieb. Er wurde denn auch stark angefeindet. Der Abt wollte ihn zum Pfarrer ernennen, allein die kirchliche Oberbehörde gab ihm nicht die Bestätigung, da er erst kürzlich katholisch geworden und daher in der katholischen Religion nicht viel erfahren sei und zu wenig studiert hätte, weshalb er durch seine schlechten Predigten bei der Bürgerschaft sowohl als auch bei dem gemeinen Manne nichts Fruchtbarliches ausrichten könne. Geiger verteidigte sich beim Abte, der sich bemühte, ihn doch durchzusetzen, und dem Landesfürsten den Vorschlag machte, ihn bezüglich seiner Fähigkeiten prüfen zu lassen. Bevor es dazu kam, gab der Abt nach und rief Geiger in das Stift zurück, weil, wie es in einem Akte heißt, „wir seiner selbst zur Kirche, Schul und Musik bedürftig sein." Daraus ersehen wir seine nächste Beschäftigung im Stifte. Schon am 12. Oktober taufte er wieder in St. Lambrecht. Graff[7]) führt ihn als Regens chori an. Im Mai 1610 wurde er zum Subprior und bereits im Sommer desselben Jahres zum Prior ernannt und blieb dies wahrscheinlich bis 1612. Hernach scheint er seine Zeit wieder außerhalb des Stiftes, auf einem Seelsorgs- oder Verwaltungsposten zugebracht zu haben, denn im Stifte begegnen wir ihm erst anfangs Oktober 1613 wieder. Am 10. November unterfertigte er eine Urkunde wieder als Subprior, was er bis Juli 1615 blieb. Nun wurde er zum Schaffer (Ökonomieverwalter) und Pfarrer in Mariahof bei St. Lambrecht ernannt. Nicht lange verwaltete er diese Ämter, denn er wurde schon am 20. Jänner 1617 in die Ewigkeit abberufen. Mit ihm verlor das Stift eine sehr verwendbare Kraft. Petrus Weixler, der Chronist des Stiftes, verzeichnet seinen Tod mit folgenden Worten: „Obiit P. Joannes Geiger de Dinkelspil hic professus, quondam prior, nunc vero oeconomus, bonus scriba et musicus."

Was nun die Passio domini, die bedeutendste Hinterlassenschaft Geigers, betrifft, war sie für die Aufführung an zwei Tagen, dem Gründonnerstag und Karfreitag, bestimmt. Sie zerfällt demgemäß in zwei Teile. Jeder Teil wird mit einem Prolog eingeleitet und einem Epilog geschlossen, die vom Präkursor oder Spielansager vorzutragen sind. Ein Nachspiel, die Beweinung Christi und die Kreuzabnahme, beschließen das ganze Spiel. Dieses ist in fünf Akte gegliedert, von denen die drei ersten am ersten Tage, der vierte und fünfte am zweiten Tage gespielt werden sollten. Die einzelnen Akte enthalten folgende Szenen: I. Abschied Jesu und Bestellung des letzten Abendmahles. II. (Fußwaschung) das letzte Abendmahl, erste

[1]) Aus Akten des Stiftsarchivs und aus den Taufmatrikeln der Pfarre St. Lambrecht.

[2]) M. Pangerl, Die beiden ältesten Totenbücher des Benediktinerstifts St. Lambrecht.

[3]) Liber visitationis abbatiae S. Lamberti in der Wiener Nuntiatur.

[4]) Graff, Catalogus im Staatsarchiv.

[5]) Bemerkenswert ist der Zusatz des Georg Scriba in den erwähnten Taufmatrikeln vom 25. Nov. 1609 zum Namen Geigers: „Superintentent". Es mag dies eine Anspielung auf die Vergangenheit Geigers sein. Er selbst aber sagt in den Visitationsakten nichts darüber.

[6]) In den erwähnten Taufmatrikeln.

[7]) a. a. O.

Digitized by Google

Ölbergszene. III. Judas bei Kaiphas, zweite Ölbergszene, Judas beim Hohen Rate, dritte Ölbergszene, Judas abermals beim Hohen Rat, Gefangennahme Jesu, Marienklage. IV. Verhör Jesu bei Annas, bei Kaiphas, Verleugnung Petri, die falschen Zeugen, Christus vor dem Hohen Rat. V. Marienklage, Christus im Richthaus, Geißlung, Dornenkrönung, Verspottung, Verurteilung zum Kreuzestod, Kreuzweg, Kreuzigung. Nach dem Epilog folgt die ergreifende Klageszene Mariens mit vier Engeln. Mit dem Anfang der Kreuzabnahme bricht das Spiel ab.

Diese kurze Inhaltsangabe zeigt schon, daß sich der Verfasser an den evangelischen Bericht soweit als möglich hält. Auch der Text lehnt sich streng an die Evangelien an, der Verfasser weicht nur davon ab, wenn es gilt, die Handlung dramatischer zu gestalten. Die ausführliche Behandlung der Abschiedsszene Jesu von seiner Mutter, die eingestreuten Klageszenen Mariens und die Beweinung Jesu durch Maria und die Engel beweisen uns, daß unser Passionsspiel nur eine erweiterte Marienklage ist[1]). Sonst ist aber auch alles weggelassen, was anderen, insbesondere volkstümlichen Passionen charakteristisch ist, es tritt weder Tod noch Teufel auf, noch enthält es Vorbilder oder Chöre. Damit ist schon gekennzeichnet, welche Stellung Geigers Passio domini in der Passionsspieldichtung überhaupt einnimmt. Ob sie aber auch für die Aufführung in der Kirche bestimmt war, scheint mehr als zweifelhaft, obwohl man versucht wäre, dies anzunehmen, da auch das in der gleichen Handschrift enthaltene Dreikönigsspiel Geigers für die Aufführung in der Kirche, ja ursprünglich sogar während des Gottesdienstes, geschrieben ist. Der öftere Ausdruck der Spielanweisung: „Geht in sein Losament" möchte eher auf eine Bühne Anwendung finden oder auf einen Marktplatz, auf dem ja mit Vorliebe gespielt wurde.

Eine nähere Untersuchung unseres Passionsspieles ist hier nicht am Platze. Es sei nur noch bemerkt, daß es im Vergleiche mit mehreren anderen, z. B. von Wackernell, Hartmann, Schlossar u. a. veröffentlichten Passionstexten eine selbständige Dichtung ist, die insbesondere den Text des Passionsspieles von Sebastian Wild (1556), der dem älteren Oberammergauer, Brixlegger und Erler Passion zugrunde liegt, weit übertrifft. Eine Aufführung des Geigerschen Passionsspieles in möglichst ursprünglicher Fassung, frei von allem Pomp, vielleicht sogar in der Kirche, müßte von nachhaltigstem Eindrucke sein.

Prologus.

Vil Wolfart und glückselige Zeit
Winsch ich einem jeden in Sonderheit.
Es hat ein jeder schon vernomen
Warumb wir ietz zusamen komen.
Ein löblicher Brauch ist in der Welt,
Daß man ein Zeit für die ander helt
In Singen und ihn Saitenspil,
Das ein iedes hat sein sonder Zil.
Auch Weinen und Trauern hat sein Zeit
In diser werden Christenheit.
Dan also habens auch die Alten
Vor etlich hundert Jarn gehalten.
Diser Gebrauch ist noch ange(ne)hm
Bei uns alten Catolischen.
Dan ietzt, wie meniglich wol bewist
Kein Zeit zu frölichen Dingen ist,
Sonder, daß wir uns nur allein
Das Leiden Christi recht bilden ein
In aller Forcht und Dankbarkeit,
In Demut und Gottsförchtigkeit.
Dise Zeit aber, wie euch bekannt,
Die wirt die Martterwoch genant.
In diser Woch, ein iedes Menschenkindt
Auffstehen soll von dem Schlaff der Sünd,
Sich schicken mit eim Ernst zu Gott
Nach der christlichen Kirchen Gebott,
Damit er sich in diser Sach
Des Leidens Christi theilhafftig mach.
Auff daß aber der gemeine Man
Christi Leiden recht betrachten kan,
So bin ich als ein Trauriger komen
Und hab mir dises fürgenommen,
Den Passion tragediweis
Euch fürzutragen mit allem Fleis,
Aus welchem alle, groß und klein,
Ermessen kennen die schwere Pein,
Die Christus williglich g(e)litten hat
Umb unser aller Missetat.
Weil aber der Passion, wie ihr wol wist
Ein schöne und heilige Histori ist
Und nit wol ohne Beschwerden
Auff ein Tag kan verrichtet werden,
So wellen wir disen, wie ich sag,
Teilen auff dise zwehen Tag.
Heit wellen wir höhren mit Gottes Gnad,
Was sich mit Christo verloffen hat
Auff heit am grünen Donerstag,
Das ein ieder wol verstehen mag.
Morgen aber wellen wir gleicher Gstalt
Auch sehen und hören die Macht und Gwalt,
Die sie ihm am Freitag haben angeton,
Weil er sich ausgab für Gottes Sohn!
Diß alles wellen wir mit Glick und Heil
Erörtern in fünff kurtze Theil.
Im ersten Theil, wie ihr werdt hören
Wirt Christus, der Herr, Urlaub begeren
Von Maria, der werden Mutter sein,
Sie aber wirt sehr traurig sein.
Auch werdet ihr zugleich verstehen
Wie Christus schickt seiner Jünger zwehen
Hinein in d' Stat, auff das bei Zeit
Das Osterlemblein werd bereit.
Im andern Teil solt ihr gleicher Weis
Verstehen und lehrnen mit allem Fleis,
Das Christus mit sein Jüngern all
Einnehmen wirt das Abendtmal,

[1]) Vgl. A. Schönbach, Über die Marienklagen (1874) S. 51 f.

Digitized by Google

Auch was sich in denselbigen Tagen
Bei der Malzeit hab zugetragen.
Ihr werd auch hören im dritten Akt
Wie Judas machet einen Pakt
Mit allen Hohenprieſtern eben,
Das er ihnen well zu kauffen geben
Seinen Meiſter umb ſchlechten Werdt,
Dieweil ſie ihn vor langſt begert,
Auch wie ſie ihm ihn dem Gartten
Mit großem Rumor tehten außwartten.
Im vierten Teil werden ſie ihn fürn
Mit großem Gſchrai und Jubiliern
In Annas und in Caiphas Haus,
Biß ſie ihm machen den Garaus.
Im fünfften Theil ſolt ihr verſtahn,
Das erſt ſein Leiden recht fanget an,
Dan vor Pilato wirt er verklagt,
Bald ihn Pilatus zu Herodem jagt,
Herodes treibt auch auß ihm den Spott,
Verdambet ihn alßbaldt zum Todt[1])
Und ſchickt ihn wider mit großem Grimb
Zu dem Landtpfleger Pilato hin.
Diſer übergibt alßdan ihn baldt
Den Hochenprieſtern in ihren Gewalt.
Mues endlich der Herr mit großem Klagen
Sein Kreuz ſelbſt zu der Marter tragen,
Daran ihn dan die Henker all
Nagleten mit aim frölichen Schall.
Damit ich aber kurz beſchlieſſen thue,
Bit ich, welt ſein in guetter Ruhe,
Ein yeder etwas lernen darauß,
Auf das er nit lähr kom zu hauß.
Jezt aber wölln wir fangen an,
Denn die Perſonen komen ſchon.

Actus primus.

Chriſtus geth mit ſeiner Muetter und den Jüngern ein. Die Muetter redt mit Chriſto nachfolgende Wort:

Maria: Ach Sohn, du liebſter Sohne mein,
Dein Schaiden bringt mir groſſe Pein.
Wen werd ich haben, der mich tröſt[2])
Auff diſes öſterliche Feſt?
Wilt von uns reiſen alſo bhendt,
Dich geben in der Sünder Hendt?
Ach Jeſu, Du mein lieber Sohn,
Was wilt nur zu Jeruſalem thon,
Weil doch die Juden ihngemein
Dein allergröſte Feinde ſein?
Ach Sohn, du liebſter Sohn, bleib da
Hie bei uns zu Bethania,
Das bitt ich dich auß Hertzengrundt.

Salvator: Mein liebſte Mutter, diſe
Die wirt ſich gar bald fangen an, [Stundt,
Anderſt es nimmer ſein kan.
Wie es dir dan iſt wol bekantt,
Das mich mein Vatter hat geſandt
Auff diß zergenglich Jammerthal[3]),
Das ich ſoll heilen überal
Alle Sünder in gemein,
Welche durch Adam gefallen ſein
In groſſe Sünd und groſſe Nott,
Dadurch ſie verdient den ewigen Todt.
Diſem allem aber fürzukomen
Hab ich von dir Fleiſch angenomen,
Auff das ich das menſchliche Geſchlecht
Vom ewigen Todt erlöſen mecht.
Solchs aber kan ich nit erwerben,
Ich muß am Stammen des Kreitzes ſterben.
Und weil die Zeit ſchon albereit
Verfloſſen iſt zu diſer Zeit,
Das ich mein Leiden ſoll fangen an,
So will ich dich gebetten han,
Du welſt, hertzliebſte Mutter mein,
Meintwegen nichts bekümmerdt ſein,
Ob ich ſchon muß in diſen Tagen
Ein Kreitz auff meinen Schuldtern tragen.
All Schmach, ſo man erdenken kan,
Die wird man mir auch legen an.
Ehe ſich aber diß wirt enden,
Will ich zwehn meiner Jünger ſenden
Alsbald hin gen Jeruſalem,
Das ſie alda ein Herberg bſtehn,
Alda ich mit den Jüngern zuſam
Eſſen meg das Oſterlamb.
Darumb tue dich nit krenken ſehr,
Das iſt von Hertzen mein Begehr.

Petrus: Meiſter, wo wilt du haben heit,
Da das Oſterlamb werd bereit?

Salvator: Du Peter, Johannes, ihr
Get in die Statt Jeruſalem, [zwehn,
Und wan ihr ihn die Statt kombt dar
Wirt euch ein Man, nembt eben war,
Begegnen, der tregt ein Waſſerkrug,
Zu welchem ihr mit guttem Fueg
Solt ſprechen: Der Meiſter zeigt dir an,
Sein Zeit, die ſei iezt komen ſchon.
Wo wilt du haben zu den Zeitten,
Daß wir das Oſterlamb bereitten?
So wirt er euch auf diſesmal
Weiſen ein gepflaſterten Saal,
Allda ihr kent mit gueter Ruh
Das Oſterlemblein richten zu.

Joannes: Wir wellen alsbald nach deinem
Gar gern dein Gebott erfillen. [Willen

Und gehn bede ab.

Maria ad Salvatorem: Ach Jeſu, du mein liebes Kindt,
Zeuch nit zu dem muettwilligen Gſindt,
Auß mütterlichen Gmütt ich bitt,
Welſt mir die Bitt abſchlagen nit,
Thue bei uns diſes Feſt begehn,
Ich wir ſonſt lang in Trauren ſtehn.

[1]) Von dieſem Verſe an ſchrieb P. Laurenz Widman.
[2]) Bei dieſem Verſe ſetzt wieder die Handſchrift des Johannes Geiger ein.
[3]) Geſchrieben ſteht: Jammertheil.

Digitized by Google

Salvator: Auff dißmal kans nit anderst sein,
Das ist der Will des Vattern mein.
Wie du mein Mutter wol wissen wirst,
Das mich sehr nach der Menschheit dürst,
Die Welt zu erlösen steht all mein Sinn.

Maria: Mein Sohn gedenk, wie offt ich bin
Gesteckt so manche Stundt und Hertzenleid
In Forcht und Schrecken, wie du wol weist,
Ein Weil hin, ein Weil her gereist,
Solchs alles von wegen deiner Lieb.
Ach, liebster Sohn, mich nit betrieb,
Laß mich doch nit so gar allein,
Das bitt ich dich von Grundt des Hertzen mein.

Salvator: Ich hab in drei und dreissig
Dein mütterliches Hertz gar wol erfahrn.
Vil guts hastu erzeiget mir.
Jetzt aber muß ich scheiden von dir,
Dan die Zeit ist kommen schon,
Daß sich mein Leiden soll fangen an.

Maria: Ach Sohn, wie so ein großer
Durchtringt mein mütterliches Hertz!
Wen soll ich haben dise Tag,
Der mir mein Schmertzen lindern mag!
Wen der Will wer des Vattern dein,
Wolt ich für dich leiden die Pein,
Damit ich nit ohn Underlas
Ansehen derfft dein Martter gros.
Oder ich will mit dir zu Handt
Auch leiden solche Schmach und Schandt.

Salvator: Ach Mutter, liebste Mutter mein,
Jetzt muß von dir gescheiden sein.

Maria: Ach Sohn, du liebster Sohne mein,
Dein Scheiden bringt mir große Pein,
Weils doch anderst nit sein kon,
So gehe dahin, mein lieber Sohn,
Verricht den Willen des Vattern dein
Und laß dir auch befohlen sein
Die gantze werde Christenheit
Jetzt und dan auch in Ewigkeit.

Salvator: Jetzt muß ich, Mutter, von dir scheiden
Und eingehn in mein schweres Leiden.
Was du mir Guts gethon hast hie
In meinem Leben spat und frie,
Dasselb wirt dir mein Vatter schon
Vergelten in des Himels Thron;
Derselb bewahr dich auch gesundt
Wol ietzundt und zu aller Stundt.

Maria: Das winsch ich auch von Hertzen mein,
Dein Vatter well dein Glaitsman sein.

Er geth ab und Simon und auch Jacobus maior, die andere stehen still bei Maria.

Maria ad discipulos:
Ach liebe Jünger in gemein
Last euch mein Kindt befohlen sein;
Schaut auff ihn, wo er geth und steht,
Verharts bei ihm in seim Gebett.
Und wen ihm was Böß wirt zustehn,
Wen ihr kombt gen Jerusalem
(So)[1] bitt ich euch von Hertzen main
Ihr welt thun wie die Jünger sein,
Bestehn bei ihm in Freid und Leidt,
In Hertzenleidt und Traurigkeit
Ihm dienen, wie ihr vor gethon,
Er wirt euchs alles vergelten schon.
Mein mütterliches Hertz, das thut mir sagen,
Daß sie ihn werden stoßen und schlagen,
All Pein, so man erdenken kan,
Werden sie meinem Kind anthon;
Aber der Vatter meines lieben Kindt
Verlei, daß ich euch wider findt
In kurtzer Zeit frisch und gesundt,
Das winsche ich aus Hertzengrundt.

Jacobus minor: Maria, Mutter unsres Herrn,
Das wellen wir thun von Hertzen gern.
Deintwegen ich sehr betrübet bin.

Andreas: Mich gedunkt aber in all mein Sin,
Wir wern diß alles haben ratt[2],
Wen wir ietz kommen in die Statt.
Und wen es schon solt also gehn
Wolt ich für meinen Herren stehn.
Darumb sey frölich und wolgemutt,
Es wirdt noch alles werden gutt.
Wir müssen gehn, habn grosse Zeit.

Maria: Gott wöll euch geben das Geleidt.

Die Jünger gehn auch ab.

Maria ad mulieres: Was soll ich arme Magt ietz thon!
Mich hat verlassen mein lieber Sohn.
Nun wellen wir ietzt all zusamen
Heimwerts gehn in Gottes Namen.

Die Weiber sagen:
Derselb der helff uns allen. Amen.

Und gehn ab.

Musica.

[1]) Dieses Wort ist unleserlich.

[2]) Rat haben = entraten. Vgl. Grimm, deutsches Wörterbuch, Rat 3 d. In der Umgangssprache noch heute im Steirischen gebräuchlich.

(Fortsetzung im übernächsten Heft.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Wächter

Monatsschrift für alle Zweige der Kultur

in Verbindung mit dem Eichendorff-Bund

Begründet und herausgegeben von Wilhelm Kosch

4ter Jahrgang / 1921 / April-Heft / München

Die Steiermark an das Deutsche Vaterland

Der wackre Stamm, der deutsches Eisen hämmert,
Bei Gott, der Stamm ist kein Thumelikus!
Schon als es nicht getagt, nur erst gedämmert,
Flog nordwärts frei so mancher deutsche Gruß.
Nicht ists der erste, welcher heut der Grenzen
In Treue spottet — und, so wahr im Schein
Der deutschen Sonne auch die Alpen glänzen,
Es wird nicht unsrer Grüße letzter sein.

Robert Hamerling (1870).

Digitized by Google

Graz, die romantische Stadt / Von Oskar Meister

Pfingstsamstag des Heiljahres 1908!

Zwei Grazer Studiosen der Rechtsgelehrtheit lagen auf dem felsengekrönten Hochlantsch und streckten die Beine in die sonndurchstrahlte Luft. Der eine hatte beim Aufstieg lange geschwiegen und einigen Verslein nachgesonnen. Nun rief er das fertige opusculum dem Freunde hinüber:

Akelei und Enzian,
Alpenrosen drunter nicken.
Will vom Fels ins Tal hinein
Tausend Bergesgrüße schicken!

Glocken läuten Pfingsten ein.
Waldesstille, Sonntagsfrieden. —
Burschenfahrt zur Maienzeit,
Wärst du mir noch oft beschieden!

„Das gibt eine schöne Ansichtskartenpoesie!" sagte er dann zu dem Freunde, der sich neben ihm auf grünem Plane räkelte und in wortlosem Behagen die Lust des Daseins und der ehrlich verdienten Feiertage genoß. Dann erhob er nochmals die Stimme: „Du —, wenn man jetzt noch die zweite Staatsprüfung hinter sich hätte, dann gäb's nicht mehr viel zum wünschen übrig!" — — —

Die zweite Prüfung war bestanden, die dritte ebenfalls und dann kamen etliche Rigorosa und schließlich die Berufsexamina. Die Freunde waren in die Welt verschlagen und jeder Tag gebar neue Sorgen. Die wunschlose Zeit stellte sich nicht ein; namentlich in der Seele des einen brannte ständig das heiße Sehnen, zurückzukommen nach der lieben alten Musenstadt, wieder Graz zu sehen, den romantischen, von Natur und Kunst begnadeten Ort an der rauschenden Mur.

Der genius loci dieser südlichsten deutschen Universitätsstadt ist romantisch. Das wird dir besonders klar, wenn du an einem grüngoldenen Sommerabend von der Radetzkybrücke das Land umfängst, vom Wildonerberg im Süden, wo einst ein Minnesänger gelebt, bis zum Schöckl und der übrigen Alpenpracht im Norden, der die Göstinger Ruine vorgelagert ist, wo einst König Ottokar ein wildes Gastmahl gefeiert und ein unglückliches Burgfräulein den Tod gesucht hat. Und wendest du dich der aufgehenden Sonne zu, dann streift dein Auge eine eigenwillige, vielfach gebrochene Linie von altem Giebelwerk und rot und grau getönten Dächern.

Mancher Romantiker, dessen Name die Kunst ehrenvoll bewahrt, hat unter diesen Dächern gewohnt und geschafft. Doch davon später! —

Wohl bedrängte der Krieg grimmig das geistige Leben, wohl darbt zumal Studententum und Studentenleben bitter der Poesie, die es einst umkleidet, doch die Berge herum und die alten Häuser herunten sind geblieben; in ihnen hat sich viel unzerstörte Schönheit herübergerettet und hebt nun lebensdurstig wieder das Haupt. Ewig ist die Macht der Poesie und unzerstörbar waltet der Geschichte ehernes Gesetz. Mag Eigensucht und Erdenhaftigkeit den Augenblick und die Gasse beherrschen, gegen diese Kräfte kommt sie auf die Dauer doch nicht auf. Noch immer kündet in der Pfarrgasse eine Tafel, daß hier 1656 Johann Bernhard Fischer von Erlach, der Meister des Barockstils, geboren ward. Gleich gegenüber erinnert eine Inschrift an den Aufenthalt unseres unvergeßlichen Schubert in Graz. Es war ein schöner Tag, als sie enthüllt wurde, ebenso blau und unbewölkt wie die Zeit, die der arme Tondichter hier verlebte, die kurze Zeit, wo ihm das Schicksal wirklich nur Rosen und Silber streute. Wer Achtung fühlt vor der Hoheit des Geistes, der wandert auch zum Hallerschlößl hinaus, wo der Meister 1826 geweilt und wo heute düstere Schwermut die verwitterten Türme und den verwilderten Park und die verfallenen Steingestalten umschwebt.

Schuberts Aufenthalt in der grünen Murstadt hat der Grazer Dichter Bartsch in einem seiner ansprechendsten Bücher, im „Schwammerl", geschildert.

Digitized by Google

Erinnern will ich aber vor allem an Zacharias Werner, der 1819 in Graz und in dem freundlichen Maria Trost bei Graz weilte. Das Jahr darauf gab das landständische Theater seine „Cunegunde". Die Grazer erinnerten sich des Verfassers wohl und lauschten aufmerksam dem Spiele, das mit Genehmigung des Verfassers von dem Dichter und Theaterkritiker des „Aufmerksamen", J. Kollmann, eigens für die hiesige Bühne eingerichtet worden war und seine Tonweisen den gefeierten Meistern Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven u. a. entnahm. — Das Theater ist drei Jahre später abgebrannt. In dem Neubau, der bald hernach an der gleichen Stelle errichtet wurde, sieht man noch die steinernen Adelswappen, die das alte Haus geziert hatten. (Seit 1898 besitzen wir auch ein prächtig gebautes Opernhaus, das leider jetzt manchmal den Schieberstil pflegt.)

Ungefähr zur gleichen Zeit wirkte der Grazer Staatsmann Johann Ritter von Kalchberg, der vertraute Freund des unvergeßlichen Erzherzogs und Reichsverwesers Johann von Österreich, und Landeshauptmann der grünen Mark. Er hat sich auch als romantischer Dichter hervorgetan; ein vaterländisches Stück, das das Schicksal Andreas Baumkirchners, des steirischen Götz von Berlichingen, schildert, wurde im Vorjahre mit Beifall neuerlich auf die Bühne gebracht. Der Dichter schlummert in der stimmungsvollen Kirche des deutschen Ritterordens einer fröhlichen Urständ entgegen und die Sonne bescheint sein Grab durch wunderbare Glasmalereien von unschätzbarem Werte, die aus dem 13. Jahrhundert herübergrüßen.

Noch einen anderen Ableger trieb die Romantik in der Steiermark. Zwischen 1860—1890 lebte hier der steirische Uhland, Karl Gottfried Ritter von Leitner, der gleich dem Schwaben Heimatstoffe liebevoll sammelte und dessen Balladen bis heute gesagt und gesungen werden.

Manch anderer Poet, Musikus und Maler ist auf seinen Wanderfahrten in Graz eingekehrt. Besonders ausführlich beschreibt Vater Arndt in seinen „Reisen durch einen Teil Deutschlands, Italiens und Frankreichs" (Leipzig 1801 bis 1803) seine Wanderung durch die grüne Mark. Der gütigen Vermittlung des steirischen Polyhistors Anton Schlossar, der durch ein Menschenalter die Grazer Universitätsbibliothek geleitet hat, verdanke ich folgende Mitteilungen über das verschollene Werk an der Hand eines Aufsatzes von R. F. Arnold in Roseggers Zeitschrift „Heimgarten":

Am 14. September 1798 überstieg Arndt, damals 29 Jahre alt, vom Norden her den Semmering und wanderte, wie er erzählt, über Mariazell, Kapfenberg, Lebring nach Graz, wo er am 17. September eintraf. Die Orte taufte er oft recht seltsam um, wohl weil die heimische Mundart dem Pommern unüberwindliche Schwierigkeiten bereitete. Ihn begeistert die Ruine Gestiner (Gösting) und er überquert die Mur auf der Weinsiedelsbrücke (Weinzödel- oder Weinzettelsbrücke, ursprünglich vini cellarium, wegen des Weinlagers in der Nähe). Ja, verschiedene Unerklärlichkeiten in Reiseweg und Reisezeit löst Rosegger damit, daß unser Arndt überhaupt nicht in Mariazell war, sondern die Gemeinde Wegscheid mit dem Wallfahrtsort verwechselt habe, was bei einem protestantischen Theologen, der noch dazu aus weiter Ferne kam, nicht unwahrscheinlich ist. Arndt langte gerade zur buntbewegten Zeit der Grazer Messe an und fand sofort Freude an der Stadt, die „gewiß zu den anmutigsten Orten der Welt gehört und das Ansehen eines lieblichen Gartens hat". Schönheitstrunken sieht Arndt von der Burg „die beiden Turmspitzen von Maria Trost, wo ein großes Wunder ist, romantisch herüberschimmern" und tiefer unten das Hallerschlößl, dessen wir bereits gedacht haben. — Der nüchterne Pommer als Romantiker! Freilich ist er damals als Vorläufer des Eichendorffschen Taugenichts nach seinen eigenen Worten „herrlich wie ein Bruder Sorgenlos" durch die Welt gezogen. Alles hat ihm in der steirischen Hauptstadt gefallen bis auf das schlechte Pflaster, das sich mit dem Wiener nicht vergleichen

Digitized by Google

läßt. Dagegen findet er die Reinlichkeit bei uns größer als in Norddeutschland. Zählt Arndt auch nicht zu den Romantikern strengster Observanz, so stehen wir Wächtergenossen dem frommen Deutschen besonders nahe. Hat er doch im Jahre 1816 zu Köln einen „Wächter" herausgegeben. — Kurz nach dem norddeutschen Wandergesellen ist Seume auf seinem berühmten Spaziergang nach Syrakus in Graz abgestiegen (Jänner 1802). — Einige Jahrzehnte später soll Sealsfield-Postl auf seiner abenteuerlichen Flucht nach Amerika Graz berührt haben. Doch ist dieser Umstand ebensowenig genau aufgeklärt wie so vieles andere im Leben des merkwürdigen Mannes. Den Ruhm anderer Dichter, die in Graz geweilt haben, wie des Sängers der „Romanzen vom letzten Ritter", künden zahlreiche Standbilder, Gedenktafeln, Straßennamen.

Eine schöne Zeit erlebte vor hundert Jahren die grüne Mark. Kunst und Wissenschaft blühte unter Erzherzog Johanns Herrschaft; nicht minder sorgte der aufgeklärte Fürst für wirtschaftlichen Aufschwung des Landes, für den Ackerbau, das Berg- und Hüttenwesen.

Gold für hundert Jahr
Oder Eisen für immerdar

hat das Venedigermännlein dem Lande versprochen. Es wählte das graue, aber harte Erz und ist nicht schlecht gefahren. Die Arbeit hat den Gewerken das Gold gebracht, auf das sie damals verzichtet, und sie bauten prächtige, hohe Häuser, in denen sich nordische Gotik und italienische Weichheit vermählt, und füllten sie mit anmutigem Hausrat und reichem Prunkgeräte. Um solchen Zeugnissen alter Art und Kunst ein Heim zu geben, hat Erzherzog Johann das Museum gegründet, das seinen Namen trägt. Unter den Prachtstücken, die hier gezeigt werden, fällt vor allem der herrliche Landschadenbundbecher und der steirische Herzogshut auf. — Wuchtig und doch gefällig ragt in der Herrengasse das Landhaus, neben dessen Haupteingang eine Rumortafel von anno 1588 Frieden und Ordnung gebietet. Es birgt eine Sehenswürdigkeit, die in allen Handbüchern der Waffenkunde gerühmt wird, nämlich ein Zeughaus mit Rüstungen für 30 000 Mann. — Als schöne Verschwisterung von Glauben und Wissen gewahren wir Dom und alte Universität nebeneinander. In dieser verwahrt heute das Staatsarchiv noch manchen ungehobenen Schatz. Denn so reich die Steiermark an geschichtlichen Erinnerungen und Urkunden ist, so oft wurde beklagt, daß eine umfassende Geschichte des Landes fehlt und daß diese nicht geschaffen werden könne, solange wichtige Vorarbeiten mangeln.* Die Mittelschulen widmen der Landesgeschichte erfreuliche Aufmerksamkeit und manche Anstalt verleiht jugendlichen Geschichtsfreunden, die eine Prüfung erfolgreich bestehen, schöne Bücherpreise. Vielleicht geht aus ihnen einmal ein Feuergeist hervor, den romantischer Forschungsdrang zum Historiographen seiner schönen Heimat macht. — Als Arbeitszimmer des Archivs dient die alte Aula und Universitätsbücherei, die wertvollen Wandschmuck aus Maria Theresias Zeiten enthält. Wer jene Forschungsstätte aufsucht, der muß eine schmale Treppe erklimmen, die so stillfeierlich anhebt, als führe sie von stürmischer Jetztzeit zu abgeklärter, wunschloser Vergangenheit. Und wer in dem Archivsaal steht, der fühlt sich wirklich der Gegenwart entrückt angesichts des Schweigens, das hier wohnt. Denn die Sprache der uralten riesigen Exhibiten und Faszikel, die von alten Zeiten reden, braucht nicht Ton noch Klang und kündet doch viel von Menschensehnen und Menschenleid ..... Die vergilbten Akten erzählen manch bedeutsames Geschehnis, das sich gegenüber in der alten Burg zugetragen hat, die von Friedrich IV. aus der alten Traungauer Residenz 1450 umgebaut wurde und in der oft die Geschicke des Landes entschieden

* Der eben erschienene 1. Band von Hans Pircheggers steirischer Geschichte berechtigt zur Hoffnung, daß sich die Lücke bald schließen wird.

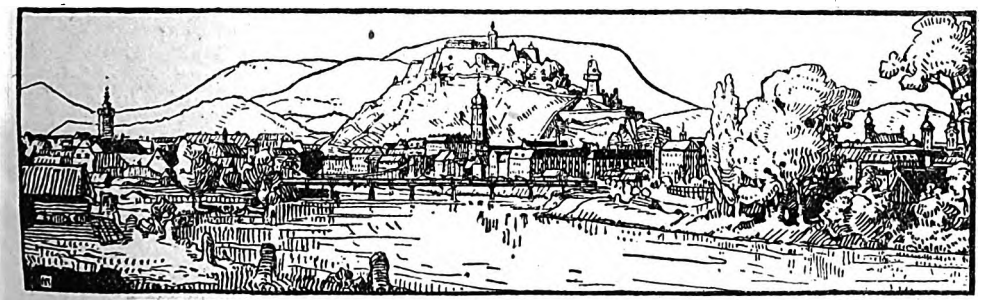
Digitized by Google

wurden und bis heute entschieden werden. Die vergilbten Akten und die Steininschriften der Burg, unter denen uns mehrmals das berühmte A. E. I. O. U. des Erbauers begegnet, sie erfüllen den Raum mit lang entschwundenen Gestalten und lassen uns auf Augenblicke der Zeit vergessen.

Aber Romantik wohnt nicht nur in heiligen Hainen und in hohen, blitzenden Sälen. Sie liebt auch das Alltagsleben und verleiht ihm Wärme und einen — mitunter etwas bizarren — Frohsinn. Der sogenannte „Fetzenmarkt", der viermal jährlich stattfindet, war einst ein echt romantisches Wahrzeichen von Graz. Damals gab's dort neben modernem Gerümpel viel ehrwürdiges Altertum; Bücher von anno 1700 und früher lagen auf, altes Hausgerät, Bilder, Schwerter, Pauksäbel und vieles andere lockten den Blick. Wie hätte das bunte Treiben unseren Eichendorff gefesselt, seine Heiterkeit und sein — Mitgefühl geweckt! Heute kaufen Händler und Schieber die Kunst- und Altertums-„Ware" an Ort und Stelle zusammen und nun ist der Fetzenmarkt wirklich zu einem Markt von Fetzen geworden, für die man allerdings Preise verlangt, wie einst für die kostbarsten Antiquitäten.... Und es bedrückt unser Herz, wenn wir erfahren, daß mancher Armgewordene nun seine letzte Habe hier zu Markte trägt, weil er anders des Lebens Notdurft nicht decken kann .....

Der genius loci von Graz ist romantisch. Nicht zwar offenbart er sich so allbeherrschend wie etwa in Nürnberg. Wer aber Romantik sucht, dem tritt sie stark und lebendig in stillen Winkeln und oft inmitten der buntbelebten Straße entgegen. Da sind wir durch Jahre an dem Erkerhause einer krummen Gasse vorbeigegangen und hatten nicht Acht noch Ahnung, was für ein hoher Geist hier einmal gewirkt hat. Erst im vorigen Herbste kündete der jetzige Besitzer, ein Geschichtsfreund und Kunsthandwerker von bester Art, durch eine Gedenktafel an, daß hier der große Johannes Kepler Hochzeit gefeiert und von 1597 bis 1600 geweilt hat. Die Dachstube, wo der landständische Magister der Mathematik die Welt der Sterne beobachtete, ist noch erhalten und wir haben nichts davon gewußt. Im Hofe steht ein schöner Brunnen, der die Franzosenzeit und vielleicht auch die Stürme der Reformation und Gegenreformation erlebt hat, und kaum einer unserer Zeitgenossen hat ihn gekannt. Die Sterne am Himmel, sie ziehen dahin, unbekümmert um irdisches Gezänk und Getue, und durch den Frauenkopf des Brunnens rinnt das Wasser wie heute so vor Jahrhunderten, ein Sinnbild der Zeit und ihrer ehernen, ewigen Gesetze.

So erhebt uns diese Betrachtung vom Irdischen zum Unirdischen, vom Materialismus der Körperwelt zu den lichten Höhen des Geistes, der Seele, der Romantik. Und daß diese in Graz eine Heimstatt hat, beweist über allem die ansehnliche Zahl der Wächtergenossen, die sich in der grünen Mark um Eichendorffs grünes Banner geschart haben — in Treue fest!



Norbertine Roth-Breßlern: „Alt-Graz"
Aus der Festschrift des steiermärkischen Landesmuseums Joanneum. 1911

Digitized by Google

Die Romantik und Eichendorff / Einführungsworte

gesprochen bei einer Eichendorff-Feier im Kammermusiksaal zu Graz von **Fritz Gernot**

„Land der blauen Blume", so nannten die Romantiker das Reich ihrer Sehnsucht. — Müssen das seltsame Menschen gewesen sein, Träumer, Phantasten, Schwärmer mit großen, weit offenen Kinderaugen! Wie wenig scheinen sie unserer Welt anzugehören, auf unserer Erde zu fußen!

Was mögen sie nun bei all dem — oder vielleicht gerade dadurch uns Menschen von heute zu sagen haben?

Das Wort „Romantik" löst nicht in jedem von uns die gleiche Vorstellung aus. Denkt der eine an das gesamte Zeitbild zu Beginn des 19. Jahrhunderts, der andere an die literarische Strömung und einzelne ihrer Vertreter, ein dritter an romantische Musik, an Weber und Schumann, so fällt einem vierten der Name Schwind ein und dessen „Hochzeitsreise" oder „Waldkapelle" oder „Rübezahl" tauchen vor seinem geistigen Auge auf.

Aber ein Gemeinsames dürfte in jedem erklingen, der dem, was romantisch heißt, nicht ausgesprochen feindlich oder verständnislos gegenübersteht: es sind die Schwingungen desselben Gefühls akkordes, durch den uns jedes lebendig gegenwärtige Kunstwerk der Romantik in seinen Bann zieht.

Wir merken, daß ein solches Erleben sich an das Ursprüngliche, Kindhafte in uns wendet, daß es jene Gemütseinstellung in uns wachruft, die wir besaßen, als wir uns in Märchen- und Sagenwelt noch gläubig ergingen und schlichte Volksweisen, beim Spiel oder Wandern gesungen, vollen Widerklang in uns auslösen.

Vielleicht entsteht ein erster, nachhaltiger Natureindruck in uns wieder und vielleicht tritt jetzt als Unterscheidendes noch hinzu die eigen verträumte Stimmung, mit der wir zurückblicken auf alles innig Schöne in unserer Vergangenheit, das längst entschwunden ist.

Woher dieser seltsame Duft, diese Welt aufdämmernder Gefühle, dieses Farbengewoge? Dieser Mangel anderseits greifbar fester Gestaltung, klarbewußten Wollens, deutlich erkennbarer Ziele in allem, was wir romantisch nennen? Ein Mangel, der weniger Eichendorff, den wir heute feiern wollen, als vielmehr den Frühromantikern eignet, von denen unser Dichter doch wieder so viel geerbt hat. —

Der Romantiker tritt dem All gegenüber mit dem tiefsten Bewußtsein der Unendlichkeit, die er — einem Worte des älteren Schlegel gemäß — nicht etwa für eine philosophische Fiktion halten, nicht jenseits der Welt suchen will, sondern von der er sich rings umgeben und ganz durchdrungen fühlt.

Er wagt es, dem All gegenüberzutreten mit triumphierender Überzeugung: obgleich unendlich und unfaßbar, spiegelt sich dennoch die Welt in seinem Kopfe, klingt wieder in seinem Herzen: alles. Was sein Ich nicht ist, ist ihm doch erst bewußt durch eben dieses Ich, das sich abgrenzt gegen die Außenwelt, sie im Anschauen erschafft, erschafft, um sie anzuschauen, zu erleben, nach seinem Bilde zu gestalten:

„Die Natur ist ein Vernunftprozeß", ruft er aus, „das Universum" ein absoluter Organismus, zugleich ein absolutes Kunstwerk, die vollkommene Entfaltung der Totalität der Erscheinungen."

Religion wird ihm zur Anschauung des Universums und diese zur Religion. Im Endlichen, dem vergänglichen Gleichnis will er das Unendliche sehen und kann jenes nur um dieses willen lieben. Im Ich sieht er Unendlichkeit und Endlichkeit vermählt. In der Selbsterschauung baut sich ihm das Bild des Universums auf und hierin sieht er das Organ seiner sittlichen Bildung, hieraus schöpft er das Gebot seiner Ethik: daß das im einzelnen Menschen angelegte Ideal freien Spielraum und freudige Förderung erlange:

Digitized by Google

„Immer mehr werden, was ich bin, das ist mein einziger Wille."

Sieht er nach solchem Adlerflug der Selbstbejahung sich dennoch wieder auf dem Boden haften, in Zeit und Raum bedungen, gefesselt im Mittelmaß seiner Kräfte, seiner Unvollendung und Unzulänglichkeit, so befreit er sich mit dem Ausruf: „Der Adel des Genius besteht in freier Erhebung über sich selbst." Er spaltet sein Ich und sucht das Ideal der Harmonie nicht etwa auf goldenem Mittelweg bescheidenen Verzichts, sondern in der Verbindung der Gegensätze, in beständiger Umwandlung seiner selbst. Er spottet seiner selbst in romantisch-ironischer Überlegenheit und verlacht die Philister — auch Eichendorff hat ihnen Krieg erklärt — und schreibt Satiren gegen seine Zeit, die in überkommener Sitte und Wertung befangen, seiner Ideale unfähig ist. — —

Aber auch der Romantiker darf sich nicht belügen: auch er selbst wird das Ideal nie erreichen. Es weicht zurück, wie die blaue Ferne flieht, der schmale Streifen, in welchem sich Erde und Himmel zu berühren scheinen.

Nur Sehnsucht ist ihm gegeben; Erleuchtetes zu sehen, nicht das Licht, am farbigen Abglanz allein das Leben in Händen zu halten.

Tiefere Bedeutung gewinnt für den Romantiker die Lehre von der „Ironie" aus dieser Enttäuschung. Sie bedeutet, daß er sich des unüberbrückbaren Gegensatzes seiner transzendenten Ansprüche und ihrer Erfüllung stets bewußt bleibt. Sachte verfärbt sie sich zur Melancholie, zu leiser Schwermut über die eigene Bedingtheit, über den Wechsel alles Schönen, die Vergänglichkeit.

Gleichwohl bejaht der Romantiker mit seiner ganzen Persönlichkeit dieses Sehnen, das nie Besitz bringt, das Sehnsucht bleiben muß, damit durch Erreichung des Zieles das Begehren nicht aufhöre und zugleich wohl auch der Wert des Begehrten, der Sinn des Seins, nach dem Höchsten, dem Letzten sich strebend zu bemühen. — Dies Höchste, Letzte, Namen nennen es nicht. Es darf keinen Namen geben für das Namenlose, keine Grenze für das Unbegrenzbare, keine Bedingung für das Unbedingte.

Und so fragt der Romantiker nicht weiter, wonach er sich sehnt: er weiß es selbst nicht und will es nicht wissen. Er sucht nur Symbole dafür und die findet er überall, denn alles bedeutet ihm ja Symbol, besonders die Natur, zu der er mit aller Inbrunst des Forschens, wie mit aller Ergriffenheit des Gefühls aufblickt.

Eichendorff ist Erbe der Romantik.

Sein Werk ist die Gestalt, die der auserkorene Liedersänger diesem Erbe gegeben hat.

Auch ihm ist die heiße, namenlose, schmerz- und wollustvolle Sehnsucht ins Weite der Quell seines Singens und Sagens. Sie wird ihm zum Wandertrieb, wird jugendliche Lust an der Wanderschaft.

So bringt sich der Mensch die Ferne nah, so kann er an Tälern weit, an Höhen seinen Blick erlaben, die Natur belauschen oder mit ihr Zwiesprach' halten. Denn sie schenkt ihm seine Stimmungen und umgekehrt spiegelt sie all seine Gefühle wieder, anschaulich geworden, bunt verschönt, erweitert und dem Kosmischen nahe gebracht.

Frohmut herrscht in den Wanderliedern, ob sie der Dichter aus eigener Seele emporsteigen läßt, ob er sie fahrendem Volk, lustigen Musikanten, Soldaten, Zigeunern in den Mund legt.

Auch der Taugenichts führt ein frohes Wanderleben, voll Unbekümmertheit und Sangeslust; ewig blauen Himmel über sich und eitel Sonnenschein im Gemüt, den höchstens ein-, zweimal ein lauer Tränenregen für Augenblicke trübt.

Italien..... Schon der Name weckt lockenden Zauber, erfüllt mit den Bildern südlicher Pracht; der Dichter schwelgt in ihnen (sein leibliches Auge hat Italien nie gesehen) — Sehnsuchtsland blieb es ihm. Aber auch daraus kehrte er gern zurück zu den deutschen Wäldern seiner Heimat.

Digitized by Google

Als er dann von dieser wehmütig Abschied nahm, blieb ihm der Wald, der dunkelrauschende, einsame Wald, in dessen von grünen Blätterkronen gewölbten Domen die Wipfel geheimnisvoll raunen und das Tageslicht zur Dämmernug verfinstert ist und Andacht seine Seele erhoben hatte, blieb ihm der Wald der Inbegriff heiligen Ernstes, der ihn hinausbegleiten sollte ins feindlich-wilde, lärmende Leben der Welt. —

„Nicht so sehr die Natur zu erkennen gilt es, als durch unsre eigene Vervollkommnung ihr eine höhere Geistigkeit zu geben," so hatte des Novalis Glaubensbekenntnis gelautet.

Eichendorff empfängt aus der Naturbetrachtung die läuternde Weihe, die sein Sehnen in sie trug, in leuchtender Schönheit zurück.

Sie gibt ihm den sittlichen Ernst und die Begeisterungsfähigkeit, die beide der Quell seiner Selbstbetrachtungen in den gedankenschweren Sonetten der „Jugendandacht", seiner Lebensbejahung und seiner patriotischen Lieder sind, anderseits macht sie ihm die niemals verbitterte, immer von überlegenem Humor durchsonnten Zeitsatiren möglich, die der reifere Mann gegen die Torheiten und Philisterei seiner Zeit schrieb und in Puppenspiel- und Märchenform kleidete.

Dem Frühromantiker war die Natur die hohe Verborgene, die seinem Denken immerdar die verschleierte Göttin blieb. Ahnend wollte er sie fassen, sich hinüberträumen in sie, im Gefühl die Grenzen des Ich zu sprengen, daß es einströme in das große Weben und Wogen der Allbelebtheit.

„Poesie löst fremdes Dasein im eigenen auf" wußte Novalis, und: „wird nicht der Fels ein eigentümliches Du, eben wenn ich ihn anrede?" — „Das Denken ist nur ein Traum des Fühlens, oh, daß der Mensch die innere Musik der Natur verstünde!" Zum Gleichnisbilde wird ihm die Gesamtnatur und das Unendliche ersteht von neuem als Idee der Gottheit oder des Jenseits.

So erhält die Sehnsucht der Romantiker die Wendung zu warmer Religiosität, die vor allem in der Lyrik ihr Bekenntnis fand. Versenkung in Mystik, Hinausverlangen aus dem Erdenleben, unleugbar entschiedene Abkehr von der Welt, ein Sich-hinneigen zu den Schauern des Todes kennzeichnet diese Grundstimmung.

Auch Eichendorff ist sie nicht fremd.

Sein Wandern ist für ihn zugleich ein Hinstreben nach der fernen, ewigen Heimat, und die Schauer der Nacht bedeuten das Grauen der in der unendlichen Welt einsam verlorenen Menschenseele.*

Im Tode aber wartet die Erlösung, aus himmelhellen, freundlichen Regionen spricht das geliebte Kindlein tröstend zu dem emporblickenden Vater herab, der dem eben entrissenen Töchterchen das „Totenopfer" seines Schmerzes darbringt.

Immer verklärend, nie disharmonisch löst der Todesgedanke irdisches Bangen auf.

So erscheint uns eine große Reihe Eichendorffscher Gedichte wie eine klangreiche, weiche Modulation aus Dur in Moll.

Nach dem Überschwang diesseitiger Lebenslust, dem Taumel der Entzückung an der Schönheit und Fülle der Frühlings- oder Sommerwelt — ein plötzliches Erbeben, ein Erschauern, leise Trauer, ja düstere Schwermut, aber zuletzt die Zuversicht und Hingabe in des Allmächtigen Willen, ein Akkord der Weihe im Aufblick zu Gott.

In der Lyrik hat Eichendorff sein Bestes, sein Unsterbliches gegeben.

Volkstümlich einfach, deutsch und innig, sangbar und voll Wohllaut der Sprache ertönt sein Gedicht in unserer Seele, zaubert anmutige Bilder vor unser inneres Auge und verschwebt, verklingt und klingt noch lange nach.

Am geheimnisvollsten und eindringlichsten zugleich aber scheint es uns zu sprechen, wenn die Nacht die Grellheit des Tages verdrängt, den Lärm des Kriegs beschwichtigt

* Nach Wugk, Die blaue Blume (Der Wächter, 1. Jg., Heft 2, Seite 70).

Digitized by Google

hat, sich wunderwebend über die Dinge legt und durch die funkelnden Sterne den Ausblick ins Unendliche öffnet.

Dann dürfen die Schwingen der Sehnsucht ruh'n, denn das Ich fühlt sich eingebettet in den Frieden mütterlicher Arme, aufgelöst in die allgemeine, tiefe Weihe der welterfüllenden Nacht.

Und der Dichter weckt die Dinge aus ihrem Schlummer, daß sie einstimmen in die unendlichen Melodien, denn er ist mächtig und kennt den Weckruf:

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort.
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.

Emmi Singer: „Kirchhoftor in Lankowitz"
Aus dem Heimatbuch „Vom Kainachboden" von Hans Kloepfer

Digitized by Google

Vor Erzherzog Johanns Standbilde in der steiermärkischen Hauptstadt / Von Karl Gottfried Ritter von Leitner

Deutscher Alpenblumen Leser,
Der gepflanzt uns deutschen Wein,
Einst des Deutschen Reichs Verweser,
Laß von uns gegrüßt Dich sein.
Sanft Dein edles Haupt gesenket,
Stehst Du auf der Höhe dort
Wie ein Mann, der Trübes denket,
Sag, was ist es, sprich ein Wort!

Ja, Du weißt nicht, welche Sprache
Gilt in diesem Reiche jetzt,
Und Du schweigst, ob unsre Sache
Gleich die Deine ist zuletzt.
Sprangst Du auf Italiens Boden
Gleich als Knab' in Lust und Scherz,
Schlug im Marschallrock und Loden
Deutsch doch stets Dein Mannesherz.

Heere schon in Jünglingsjahren
Führtest einst Du in die Schlacht.
War der Slawen, der Madjaren
Nicht Allösterreichs Waffenmacht?
Da verstand bei Deiner Fahne,
Den Befehl Madjar und Slaw,
Sprachst Du Deutsch gleich wie Dein Ahne,
Der gekrönte Schweizergraf.

Rings des Volkes Nacht zu lichten,
Treu bemüht mit ganzer Kraft,
War's Dein Ruhm uns aufzurichten
Ein Asyl der Wissenschaft.
Doch die Mächte, die jetzt walten,
Sieht man fest zusammensteh'n,
Blind die Blinden zu erhalten,
Und zu blenden, die noch seh'n.

Weichen muß von seinen Grenzen
Deutschen Geistes lichte Spur,
Auf aus der Verdunklung glänzen
Trübe Irrlichtflammen nur.
Zwar sie gelten jetzt für Lichter,
Weisend uns des Heiles Bahn;
Doch es hat der Totenrichter
Seinen Spruch noch nicht getan.

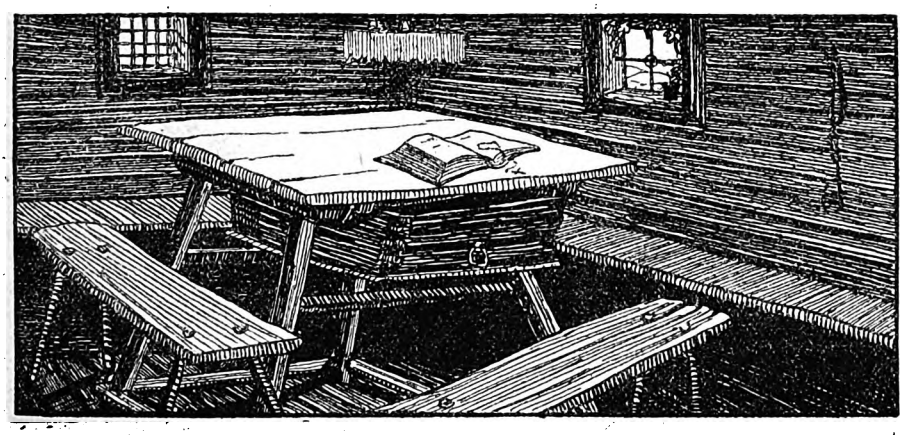
Ach, Verklärter, glücklich preise
Jetzt ich Dich, daß Du entfloh'n
Vor der Zeit, da neue Weise
Neu uns zu beglücken droh'n.

Digitized by Google

Bleib, o bleib uns nah und milde,
Breit, ein Schutzgeist, Segen aus
Über all des Reichs Gefilde
Und Dein altes Kaiserhaus!

* * *

Der steirische Dichter Leitner (1800—1891) feiert in obigem Gedichte den volkstümlichsten und bedeutendsten Mann der Steiermark aus dem 19. Jahrhundert. Geboren 1782 in Florenz als Sohn des regierenden Großherzogs von Toskana machte der hochgebildete Jüngling — u. a. war der Historiker Johannes von Müller sein Lehrer — die napoleonischen Kriege mit. 1805 verteidigte Erzherzog Johann die Tiroler Grenzen, an den Freiheitskämpfen des Landes innigsten Anteil nehmend. In der Folgezeit lebte er der Kunst und Wissenschaft, Industrie, Landwirtschaft und Forstkultur, um die Schöpfung der Technischen Hochschule in Graz, sowie der späteren Montanistischen Hochschule in Leoben verdient. In der steiermärkischen Hauptstadt begründete er die einzigartigen Sammlungen des „Joanneums". Ob seiner Vorliebe für die Berge, seiner Leutseligkeit, seiner Ehe (1827) mit der Tochter des Postmeisters Plocht von Aussee (Nachkommen Grafen von Meran) und eines berühmten Trinkspruchs auf Deutschlands Einigkeit wurde er allgemein gefeiert. Nach Gagerns Vorschlag wählte die Frankfurter Nationalversammlung 1848 den Liebling des Volks zum deutschen Reichsverweser. Die politischen Verhältnisse erzwangen jedoch seinen Rücktritt. Erzherzog Johann starb in seiner Wahlheimat 1859 zu Graz.



Emmi Singer: „Im Herrgottswinkel"
Aus dem Heimatbuch „Vom Kainachboden" von Hans Kloepfer

Digitized by Google

Erzherzog Johanns Trinkspruch auf das einige Deutschland

Am 12. September 1842 weilte Erzherzog Johann als Gast des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen auf Schloß Brühl am Rhein, nachdem er am 4. September bei der Grundsteinlegung des Kölner Domes gewesen und zum Chef des 16. preußischen Inf.-Regts. ernannt worden war. Bei der Tafel brachte der König auf Erzherzog Johann, den er als Mitglied des österreichischen Kaiserhauses besonders begrüßt („Der Name des hohen Gastes", schloß er, „weht uns an wie Bergluft der Hochalpen, es lebe Seine kaiserliche Hoheit, der Erzherzog Johann"), ferner auf die gleichfalls anwesenden Könige von Hannover, Württemberg, Belgien und Holland einen Trinkspruch aus, den Erzherzog Johann mit folgenden Worten beantwortete: „Der Kaiser, mein Herr, hat mich hergesandt in dieses Lager. Daß Eure königliche Majestät mir ein Regiment zu verleihen geruht, ist mir eine große Freude gewesen, denn ich bin dadurch Mitglied eines Heeres geworden, welches in der Zeit der Not unerschütterlich dagestanden und Großes geleistet hat. Vereint haben wir damals den großen Freiheitskampf siegreich bestanden. Solange Preußen und Österreich, so lange das übrige Deutschland, soweit die deutsche Zunge klingt, einig sind, werden wir unerschütterlich dastehen, wie die Felsen unserer Berge, Gott erhalte Eure Majestät!"

Der Trinkspruch machte in ganz Deutschland als Bekenntnis zu Großdeutschland von sich reden, wurde aber vielfach entstellt wiedergegeben. Ich führe ihn nach Schlossar „Johann, Erzherzog von Österreich" und „Erzherzog Johann von Österreich" an, doch weichen bei dem gleichen Verfasser die Inhaltsangaben in allerdings unwesentlichen Punkten voneinander ab.

1848 nimmt der rheinische Dichter P. J. Fischbach in dem viel verbreiteten Gedichte „Das Fürstenwort zu Brühl" auf den Trinkspruch Bezug.

Österreich und Deutschland / Von Robert Hamerling (1866)

Daß wir Deutsch-Österreicher für jetzt aus Deutschland ausgeschieden werden sollen, ist sehr schlimm, aber wenn die Ausscheidung Österreichs aus dem Bunde den österreichisch-preußischen Zwiespalt, der Deutschland bisher getrennt hat und immer trennen würde, wirklich ausgleicht und es dem übrigen Deutschland möglich macht, sich zu konsolidieren, so mögen wir uns patriotisch über eine Maßregel trösten, die doch auf jeden Fall nur provisorisch ist. An das konsolidierte Deutschland werden sich die deutschen Provinzen Österreichs gewiß wieder anschließen wollen und der Volkswille wird entscheidend sein, besonders wenn einmal ein deutsches Parlament versammelt ist und die Nation selbst die Angelegenheit in die Hand nimmt. Hauptsache ist, daß die deutsche Bewegung einmal in Gang kommt; die gegenwärtigen Friedensstipulationen der Diplomaten haben nur eine vorübergehende Bedeutung ...." (Aus Hamerlings Werken, herausgegeben von R. M. Rabenlechner. Leipzig, Hesse u. Becker, Verlag.)

Digitized by Google

Das untersteirische Deutschtum / Von Hans Pirchegger

Eine genauere Sprachenkarte der Steiermark aus der letzten Zeit vor dem Zusammenbruch Österreichs zeigt, daß die Südgrenze des geschlossenen deutschen Sprachgebietes sich im großen und ganzen mit der heutigen Südgrenze des Landes und damit Deutsch-Österreichs deckt. Sie folgt im allgemeinen dem Gebirgszug, der von Kärnten bis an die Mur bei Spielfeld streicht, und von da an dem Flusse selbst, ist also ziemlich einfach. Die Karte zeigt weiter, daß das angrenzende, jetzt südslawische Draugebiet ein breiter Gürtel starker Volksmischungen ist, denn die fünf Städte mit ihren Umgebungen, die meisten Märkte und Industriedörfer, aber auch einige rein bäuerliche Landgemeinden unterstanden dem deutschen Einfluß. In Marburg bekannten sich im Jahre 1910 nicht weniger als 84 % der Bewohner zur deutschen Umgangssprache — wodurch allerdings ihre Volkszugehörigkeit nicht bestimmt war; in Pettau 87 %, in Windisch-Feistritz 59 %, in Windisch-Graz 76 % usw. Zu den Landgemeinden gehören vor allem die sieben Bauerngemeinden des Abstaller Beckens an der Mur mit 88 Deutschen vom Hundert.

Ein anderes Bild gewährte der südlichste Teil der alten Steiermark, das Sanntal: die Deutschen saßen und sitzen in vereinzelten Sprachinseln und hatten in den drei Städten Cilli, Schönstein und Rann, sowie in vier Märkten die Mehrheit, in anderen bildeten sie Minderheiten; in Landgemeinden nur dort, wo Industrie betrieben wurde.

Im ganzen heute verlorenen Unterland zählten sich etwa 68 000 Bewohner (15 %) als Deutsche oder Deutschgesinnte. Dazu gehörten fast alle Großgrundbesitzer und Industriellen, die meisten Kaufleute und Handwerker, viele Beamte und Lehrer, aber auch Tausende von Industriearbeitern, namentlich um Marburg. Denn alle großen Fabriken und andere Industrieunternehmen, Handel und Verkehr, Banken und Sparkassen waren in deutscher Hand. Man konnte die Reichsstraße bis zur südlichen Landesgrenze wandern, überall traf man Deutsche; nirgends hatte man das Gefühl, in der Fremde zu sein, wenn auch der Landmann slowenisch grüßte; gern sprach er deutsch, wenn er sich nur ein paar Brocken von der Schule oder der Militärzeit her gerettet hatte. Er brachte dem Deutschen Vertrauen entgegen, mochte der nun ein Kaufmann oder ein Beamter, ein Rechtsanwalt oder Handwerker sein, er legte sein Geld gern in deutsche Sparkassen ein und wollte für seine Kinder den deutschen Unterricht. Dies konnte man namentlich im Draugebiet wahrnehmen, dessen Bewohner zumeist dem Kärntner Slowenen näher stehen als dem Sanntaler, der wiederum dem Krainer verwandter ist; das zeigte sich besonders vor 1848 in der Verschiedenheit der Mundart.

Es ist begreiflich, daß die nationalen Führer der Slowenen diese Hinneigung ungern sahen und ihr Volk möglichst unabhängig von den Deutschen machen wollten; sie fürchteten die Eindeutschung. Aber ihre Versuche, mit ihnen in wirtschaftlichen Wettbewerb zu treten, durch Konsumvereine den deutschen Kaufmann, durch Vorschußkassen die deutschen Sparinstitute zu vernichten, mißlangen so oft, daß die schwer geschädigten Bauern in manchen Gegenden die Gefolgschaft versagten und sich einer deutschfreundlichen slowenischen Heimatpartei zuwandten.

Diese „Steirerpartei (Stajerc)", deren Gründung ein Verdienst des letzten deutschen Bürgermeisters von Pettau, Joseph Ornig, ist, war im schönsten Aufblühen und versprach ein einträchtiges Zusammenarbeiten der deutschen Bürger und der slowenischen Bauern — da brach Österreich zusammen und mit ihm die deutsche Vorherrschaft in so vielen Städten und Märkten. Zu Allerheiligen 1918 besetzte ein slowenisch gesinnter österreichischer Stabsoffizier, „General" Majster, den Hauptort des Unterlandes, Marburg, für das künftige südslavische Reich der Serben, Kroaten und Slowenen (S. H. S.). Die Deutschen waren durch den Zusammenbruch wie gelähmt und vergaßen auf jeden Widerstand, da sie die Tragweite des Ereignisses noch nicht einschätzten. Als vierzehn Tage später Deutsch-Österreich Freistaat wurde, erklärte es die unter-

Digitized by Google

steirischen Gerichtsbezirke Marburg, St. Leonhard, Pettau und Mahrenberg als Teile des Staatsgebietes, verzichtete also freiwillig auf das ganze Sanntal und auf die Hälfte des Draugebietes (Bezirke Ober-Radkersburg, Luttenberg, Friedau, Windisch-Feistritz, Gonobitz und Windisch-Graz). Die Antwort der südslavischen Machthaber war die Verhaftung der deutschen und deutschfreundlichen Führer im Unterland, die Austreibung deutscher Beamten und Lehrer mit ihren Familien, die Entfernung deutscher Schilder und Straßentafeln, Boykott, Sequestration und Drohungen; die Städte und Märkte sollten rein slowenisches Gepräge tragen und damit die Behauptung der slowenischen Politiker rechtfertigen: nur die deutschen Beamten und einige Hetzer hielten den deutschen Charakter eines Ortes aufrecht. Der Erfolg kam. Die Deutschen trugen geduldig die größten Gewalttaten und rührten sich nicht Nur die Marburger wagten es am 27. Januar 1919 in Gegenwart einer amerikanischen Kommission, den deutschen Charakter der Stadt zu erweisen. Die Folge war ein Blutbad, dem sozialdemokratische Arbeiter, aber auch Angehörige anderer Berufe, Frauen und Kinder zum Opfer fielen. Alle Kultureinrichtungen wurden den Deutschen genommen, mit List oder mit Gewalt: Volks- und Mittelschulen, Bibliotheken und Museen; den Marburgern nahm man das Theater, den Deutschen Pettaus den Musikverein, dem Gesangverein des kleinen Marktes Rohitsch das Klavier und die Noten . . . . .

Der Pariser Friede überlieferte den Slowenen das ganze Drauland; mit Mühe behauptete Deutsch-Österreich die Murlinie Spielfeld—Radkersburg. Die Gewaltherrschaft dauert weiter, die Sequestration deutscher Vermögen bleibt aufrecht und das Wahlrecht wurde, wie die „Jugoslavia" — eine wütend deutschfeindliche Zeitung — berichtete, „Hunden, Deutschen, Juden u. Komp." versagt. Nichts kennzeichnet den Tiefstand der Balkankultur und die Leiden unserer Volksgenossen besser als dieser Ausspruch.

Viele Deutsche wanderten freiwillig aus, einige wenige traten zu den neuen Machthabern über; bezeichnend genug: nicht Handwerker, sondern meist größere, reiche Kaufleute mit schönen deutschen Namen. Pettau hat heute statt 4000 nur mehr 400 Deutsche. — Aber treu blieb in sehr großer Zahl die slowenische Landbevölkerung. Im Mai 1919 forderte Deutsch-Österreich die Volksabstimmung für jenen Teil des Draugebietes, den es beanspruchte. Ich gab damals diesem Verlangen in einer Denkschrift durch folgende Worte Ausdruck: „Obwohl alle deutschen Führer, Beamten und Arbeiter verjagt, die zurückgebliebenen Deutschen jeder freien Willensmeinung beraubt, die deutschen Kaufleute durch aufgezwungene wirtschaftliche Abhängigkeit geknebelt sind und der Meinungsaustausch zwischen dem deutschen Städter und dem slowenischen Bauern vollkommen verhindert wird — fürchten wir die freie Abstimmung nicht und verlangen sie sogar auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes der Völker." Wir rechneten mit der Anhänglichkeit der Bauern, die in den Deutschen nie ihre Feinde gesehen und sich von den deutschen Beamten oft mit Tränen verabschiedet hatten. Doch das wußten die jugoslawischen Machthaber und sie konnten die Abstimmung, die nahezu beschlossen war, noch hintertreiben. Sie gaben diese Anhänglichkeit später auch offen zu und machten Schule und Heeresdienst für sie verantwortlich.

Aber viel mehr wirkten die neuen Zustände. Der S. H. S. - Staat krachte in allen Fugen, da zu wenig Beamte waren; ein Chaos drohte, daher sich die Regierung sogar an Deutsch-Österreich mit der Bitte wandte, ihr Finanzbeamte und Richter zu verschaffen; natürlich kehrte kein Flüchtling zurück, obwohl seine Lage weit besser geworden wäre. Die Teuerung der Industrieerzeugnisse wuchs, viele bäuerliche Bedarfssachen waren überhaupt nicht mehr zu haben. Vor allem aber: die Serben behandelten die Slowenen als ein unterworfenes Volk und sehr geringschätzig, versetzten slowenische Beamte in mazedonische Nester und nützten ihre Siegerstellung rücksichtslos aus; Offiziere sprachen ja offen davon, daß Slowenien ohnehin bald

Digitized by Google

verloren gehen werde. Die serbische Finanz- und Steuerpolitik droht den untersteirischen Bauer zu erdrücken — was Wunder, wenn er sich nach der deutschen Herrschaft zurücksehnt und sie als eine „goldene Zeit" bezeichnet! So änderte sich in zwei Jahren auch in jenen Bezirken, die weniger deutschfreundlich gewesen waren, die Gesinnung vollständig, alle verlangen die Abstimmung, alle wollen zu Deutsch-Österreich, wo der Bauer und der Arbeiter die Herrschaft führen und wo es beiden Ständen gut gehe. Daher fiel auch die Entscheidung in Kärnten trotz aller Absperrung, Gewalt und Lockung zugunsten Deutsch-Österreichs aus. Der Sieg der serbenfeindlichen Radičpartei in Kroatien verstärkt die Entfremdung. Selbst die slowenische Geistlichkeit, der Bannerträger des slowenischen Hochgedankens, hält Einkehr. Sie war zu einem großen Teil der ärgste Feind der Deutschen vor dem Krieg gewesen — Bartsch erwähnt in seinem „Deutschen Leid" die Inschrift eines slowenischen Pfarrhauses: Hunden und Deutschen ist der Eintritt verboten — und sie hatte um so mehr Einfluß, als im Unterland kurz vor dem Kriege kein einziger deutscher Priester wirkte; daher auch die „Los von Rom-Bewegung". Jetzt finden die gebildeten Führer unter den Slowenen, daß ihre Rechnung falsch gewesen. Sie hatten durch den Anschluß an das Brudervolk der Serben nur günstige Folgen für sich erwartet: eine gleichwertige Behandlung und eine feste Stütze gegen die italienischen Forderungen. Dafür waren sie bereit, ihre Sprache aufzugeben und die serbische anzunehmen; das verfocht Minister Korošec, der auch das Priestergewand trägt, ganz offen. Aber die Serben konnten und wollten sich wegen Triest und Görz, Wippach und Adelsberg, Tolmein und Flitsch nicht in einen Krieg mit Italien stürzen und gaben diesem fast auf der ganzen Front nach; ja sie schlossen mit ihm sogar noch ein Defensivbündnis. Das traf die Slowenen furchtbar, denn ein Viertel des kleinen Volkes steht jetzt unter Fremdherrschaft, unter einem Herrn, den es einst bitterer haßte als die Deutschen. Diese sind heute im Südslawenstaat weit stärker vertreten als die vollberechtigten Slowenen, sind aber trotz ihrer höheren Kultur politisch rechtlos.

Trotz alledem! Die Lage unserer Volksgenossen wird sich von Monat zu Monat bessern. Deutsch-Österreich hat jetzt die Pflicht, mit aller Kraft für eine Änderung des Gewaltfriedens und für eine freie Abstimmung im Draugebiet einzutreten, dessen Besitz für uns eine Lebensnotwendigkeit ist; denn wir entbehren seine Naturprodukte schmerzlich und wenigstens Graz könnte besser versorgt werden. Anderseits muß unser Staat immer wieder den Anschluß ans Reich verlangen, er darf nicht eher ruhen, bis dieses höchste Ziel erreicht ist. Stehen aber einmal die schwarz-weiß-roten Grenzpfähle bei Spielfeld an der Mur, dann wird es kein Jugoslawe wagen, einem Deutschen wegen seiner Volkszugehörigkeit auch nur ein Haar zu krümmen; dann wird sich der Schutz der deutschen Minderheiten an der Drau und Sann von selbst ergeben.

Das ist allerdings Zukunftsmusik und die Gegenwart liegt trübe genug vor uns. Gern flüchtet man sich in die bessere Vergangenheit und schöpft aus ihr Mut und die Hoffnung auf sonnigere Tage. Daher seien die Schlußworte der Geschichte des untersteirischen Deutschtums gewidmet, die zugleich eine Geschichte der untersteirischen Kultur ist.

Der bayerische Glaubensbote und der bayerische Händler waren wohl die ersten Volksgenossen, die in unser Land kamen und hier blieben (um 750). Zwanzig Jahre später folgte der Kriegsmann, der es eroberte und gegen die Awaren schützte. Hundert Jahre darauf führte schon der bayerische und fränkische Bauer den Pflug neben seinem slawischen Nachbar; die ersten deutschen Ortsnamen tauchen auf, zunächst im Ober- und im Mittellande. Diese friedliche Entwicklung wurde seit 899 durch die Madjaren gestört, welche mordeten, zerstörten und raubten, was zu erreichen war: den kärglichen Besitz des Landmanns und vor allem sein Weib und seine Töchter, denn Menschenraub war durch 250 Jahre ihre Hauptlosung. Daher verödeten vor allem

Digitized by Google

die Dörfer an den großen Zugstraßen nach dem Westen und nach Italien, soweit sie nicht durch Gebirge und große Wälder geschützt waren; was offen in den Ebenen und Tälern sowie auf den Hügeln lag, wurde immer wieder heimgesucht, besonders das Mur- und Raabgebiet und das Unterland. Bald fehlte es an Bauern. Die Grundherrschaften suchten wohl in den Slowenen Kärntens und Krains Ersatz, aber er reichte bei weitem nicht aus. So wurden denn in stets steigendem Maße Bayern und Franken herbeigerufen. Sie legten neue Dörfer an — deren Namen zumeist die der Gründer bewahrten, z. B. Dietersdorf, Frankenberg u. a. — und wußten sie vielleicht besser zu verteidigen als die weniger kriegerischen Slowenen. Solche Siedlungen entstanden dicht nebeneinander und wohl schon um 1250 gab es im Mittelland mehr deutsche als slawische Dörfer; in den abgeschlosseneren Gebirgstälern dagegen erhielten sich diese länger.

Die deutschen Bauern ließen sich auch im Unterland nieder; das bezeugen wieder die Namen von Dörfern, Einzelhöfen und Familien. Doch sie kamen nicht in so geschlossenen Massen wie ins Raab- und Murgebiet, ihre Siedlungen glichen mehr Inseln; namentlich dort, wo Deutsche und Slowenen gemeinsam die Wälder des heutigen Grenzgebirges rodeten. Sie erlagen daher dem Schicksal aller Minderheiten: sie verloren ihr Volkstum. Das geschah südlich der Drau um so rascher, als das Patriarchat Aquileja wohl nur über wenige deutsche Priester verfügte. Allerdings fanden wiederholt Neubesiedlungen statt, denn die Ungarn erhielten seit 1469 in den Türken würdige Nachfolger. Diese verheerten das Unterland in den folgenden 25 Jahren fast ein dutzendmal; dazu wüteten Pest und Hungersnot. Dann kosteten die Bauernkriege, die fast ausschließlich von den Slowenen ausgingen (1515, 1573, 1635), viel Blut, manche Hube mußte neu besetzt werden. Vielleicht schienen den Grundherrschaften die Deutschen verläßlicher, weshalb sie auch in den folgenden Zeiten hieher berufen wurden. Von diesen stammen wohl die Kaiser, Prinzl, Lobenwein, Widmayr, Freitag, Greif, Kanzler u. v. a. in der Umgebung Pettaus ab, die heute alle Slowenen sind. Oder am Südabhang des Grenzgebirges die Lantfried, Adelbauer, Obst, Ziegler, Holder, Dietinger, Schiller usw., die ein Taufbuch von 1659 verzeichnet. Ihre heutigen Nachkommen sind ebenfalls slawisiert, aber — und das ist bezeichnend — da und dort sind es die besten Freunde der Deutschen. Manche sind freilich ihre leidenschaftlichen Feinde geworden: zumeist jene, die studieren konnten, vor allem die Theologen. Denn das war ein Hauptunglück für die Deutschen des Unterlandes, daß Marburg 1857 Bischofssitz wurde; nicht umsonst feiern die Slowenen den ersten Bischof, Martin Slomšek, als ihren größten nationalen Wohltäter. Es ist wieder bezeichnend, daß die politischen Führer der Kärntner Slowenen Majer, Einspieler und Grafenauer hießen, daß ein General Majster, Dr. Pirkmajer, Dr. Pfeifer, Menhart, Zeilhofer u. a. das Draugebiet von der Steiermark wegrissen.

Während die deutschen Bauern im Unterland slawisiert wurden — vielleicht wie ihre krainischen Volks- und Standesgenossen um Bischoflack erst im 19. Jahrhundert — konnten andere Deutsche sich halten: die Bürger. Denn der Deutsche war der Städtegründer, hier wie überhaupt im ganzen Osten. Während der Kreuzzüge und unmittelbar darauf nahm der Handel auch in den östlichsten Alpenländern einen mächtigen Aufschwung und verlangte Marktplätze. Die Markgrafen und Herzoge des Landes schufen solche, manche auf grünem Wasen, und siedelten deutsche Handwerker und Kaufleute an; das war selbstverständlich, denn der Slowene war ja Ackerbauer. Märkte und Städte erhielten eigenes Recht, das sie über das flache Land emporhob und schützte. So entstand um 1200 der Markt Marburg zwischen der Drau und der alten Markburg. Alle Bürger, deren Namen uns für die folgenden hundert Jahre überliefert sind, waren ausnahmslos Deutsche, ein Beweis für die deutsche Gründung, und auch später trifft man nur wenige nichtdeutsche Namen; immer wieder wanderten Bayern,

Digitized by Google

Emmi Singer: „Kirche in der Salla“

Aus dem Heimatbuch „Vom Kainachboden“ von Hans Kloepfer

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreicher, Salzburger usw. ein. Die Slowenen allerdings suchten während der Friedensverhandlungen die Vergangenheit der Stadt ihren Forderungen entsprechend darzustellen und scheuten dabei auch vor Entstellungen, absichtlichen Mißverständnissen, ja auch vor groben Fälschungen und Lügen nicht zurück. Natürlich wohnten stets auch Slowenen in der Stadt, vielleicht waren es sogar mehr als Deutsche: Knechte und Mägde, Taglöhner und Gehilfen. Gewiß nahm auch der Handwerker manchen Lehrjungen aus der bäuerlichen Umgebung auf, der dann als Geselle andere Länder aufsuchte und heimgekehrt die Meisterstochter heiratete und Bürger wurde. Er war damit auch ein Deutscher geworden, seinem ganzen Fühlen und Denken nach, er war in der deutschen Kultur aufgegangen und seinem Volke entfremdet worden. Das erfolgte mit dem Zwange eines Naturgesetzes: denn die Slowenen waren schmiegsam, sie entbehrten eine große Vergangenheit und hatten vor 1550 kein Schrifttum. Hier ein kleines Bauernvolk, das seit seinem Eintritte in der Geschichte stets Untertan, niemals Herr gewesen war, dort das große gebietende Volk, dem Landesfürst, Adel, Geistlichkeit und Bürgerstand angehörten, in dessen Sprache alle Akten und Urkunden abgefaßt wurden — es gibt (bis 1848) nicht eine einzige slowenische im Lande —, in dessen Sprache der Rechtsgang geführt wurde und der öffentliche Verkehr sich abwickelte. „Die verfluchte deutsche Kultur, sie schuf die Deutschtümler", jene Männer, die slawische Namen trugen und tragen, und dabei sich ganz als Deutsche fühlen, jenen Marburger Gerichtsdiener Dolinar, der seine slawische Herkunft 1919 offen bekannte und doch eine sichere Existenz in einem materiell besser gestellten Staate aufgab und dafür mit vollem Wissen ein entbehrungsreiches Leben in Deutsch-Österreich eintauschte, weil er sich als Deutscher fühlte. Viele deutsche Führer haben slawische Namen, sie sind den Slowenen der lebendige Beweis für die Germanisierung und die Zielscheibe ihrer Angriffe. Aber die Hälfte von ihnen hat eine deutsche Mutter oder Großmutter, die „Muttersprache" hatte gesiegt, nicht etwa der Staat mit seinem gewalttätigen Eingreifen. Das verschweigen die slowenischen Politiker, sie sprechen auch nicht von Einspieler, Majster und Gesellschaft.....

Überhaupt dieser Racker „Staat"! Er hatte unter Maria Theresia und Kaiser Joseph II. die deutsche Staatssprache und die deutsche Schule eingeführt und damit die Germanisierung planvoll eingeleitet; dafür stürzten die slowenischen Kulturträger sofort nach ihrem Siege 1919 die Denkmäler des Volkskaisers in Radkersburg, Marburg und Pettau. Aber wie wenig sich die Grenze des geschlossenen deutschen Volkstums gegenüber dem Mischgebiete an der Drau in fast hundert Jahren (bis 1848) verschoben hat, lehren die Karten. Mit Recht fragte ein Kärntner Slowene: „Wer hat Oberkärnten germanisiert, lange vor der Einführung der deutschen Schule?" Der slowenische Schriftsteller Šuman antwortete 1868 richtig: „Das stärkere und fleißigere Element drängt den Schwächeren und weniger Tüchtigen zurück."

So ist die von slowenischen Politikern behauptete gewalttätige Germanisation eine Lüge. Sie wird schon durch das Kärntner Abstimmungsergebnis widerlegt: wären die Slowenen hier geknechtet gewesen, sie hätten nicht für die Deutschen gestimmt. Sie wird auch widerlegt durch das ängstliche Bestreben der Laibacher Regierung, eine Abstimmung im Draugebiet fernzuhalten. Sie wird widerlegt von einsichtigen Serben, so am 8. August 1920 vom Vizegespan Stojkow: „Das deutsche Volk ist von der göttlichen Vorsehung zur Förderung der Kultur erkoren. Es gibt kein Volk auf Erden, dem die Kultur soviel zu danken hat wie dem deutschen. Und die Vorsehung hat dafür gesorgt, daß sich die Deutschen als Kulturträger auf der ganzen Welt verbreiten. Ich habe das deutsche Volk kennen, schätzen und lieben gelernt. Auch das serbische Volk achtet und liebt das Deutschtum, trotz des Geschehenen, trotz des Krieges . . . ."

Digitized by Google

So der Serbe. Der „gebildete" Slowene jedoch, der ganz in Tagespolitik aufgeht, gleicht dem Schüler, welcher der Schule entwachsen zu sein glaubt und dem strengen Lehrer Steine nachwirft. Vielleicht kommt auch er zur Besinnung. Wenn nicht, wird es sein Schaden sein, nicht der des deutschen Volkes, das den Weg nach aufwärts schon wieder finden wird, jenen von der Vorsehung vorgezeichneten Weg, mag er nun nach rechts oder nach links gehen. Er wird uns auch ins Unterland zurückführen.

Woher die Sterne am Himmel kommen

Dem Volksmunde nacherzählt von Max Mell

Als der liebe Gott die Welt erschaffen hatte, sah er, daß alles sehr gut war, aber sie war noch ganz dunkel. Da dachte er, er müßte ihr auch Lichter geben, und er brachte aus seinem Himmelspalast drei goldene Schalen. In der einen war helles, klares Feuer; in der zweiten helles, klares Wasser; in der dritten süße Milch, wie sie die kleinen Engel alle des Morgens tranken. Der liebe Gott rief den Erzengel Raphael und gab ihm die erste goldene Schale und sagte ihm, er solle sie an den Himmel setzen. Und der Erzengel Raphael tat es, und sie leuchtete prachtvoll und übermächtig auf die grüne Erde hin und zuckte ihr feuriges Leben in alle Geschöpfe; und das war die Sonne. Darauf rief der liebe Gott den Erzengel Gabriel und hieß ihn die zweite goldene Schale an den Himmel setzen, und diese leuchtete sanft und mild, und das war der Mond, und er träufelte von seinem klaren Wasser herab auf die schlummernde Erde, und das war der Tau. Dann rief der Herr den Erzengel Michael und hieß ihn die dritte Schale an den Himmel setzen. Der Erzengel Michael aber war der jüngste und lebhafteste von den Engeln und damals noch klein und lief in seinem Eifer, stolperte und fiel hin und die Schale zerbrach in tausend und abertausend Scherben, und die Milch daraus ergoß sich in weitem Strom. Da weinte der Erzengel Michael, die beiden anderen aber hoben ihn auf, trockneten ihm die Tränen und trösteten ihn; sie sammelten alle Scherben und Stückchen von der Schale und meinten, an den Himmel müßten sie nun einmal, der liebe Gott würde schon nichts davon merken, wenn sie auch nur jedes einzeln an den Himmel setzten. Das war aber eine große Müh' und Plag', denn der kleinen Splitterchen waren unendlich viele. Jedoch die drei Engel waren unermüdlich fleißig, vergaßen keines und hatten bis zum Abend die ganze Arbeit gemacht, und als der liebe Gott nachsehen kam, da glänzte der Himmel wunderbar von den Tausenden von Splitterchen und Sternchen, und mitten durch ging die Milchstraße; denn die abzuwischen, dazu waren sie nicht mehr gekommen. Als aber der liebe Gott die ganze Bescherung sah und die Engel ängstlich an seinem Mund hingen, ob jetzt am Ende ein großes Donnerwetter losbräche, da dachte er bloß daran, wie fleißig sie gewesen, und wenn es auch ganz anders gekommen war, als er sich's gedacht hatte, so ließ er es schon dabei, lächelte gütig und sagte: „Es ist schon gut so." Und daher kommen die Sterne.

Was aber dieses Himmelsgestirn, wenn es nicht zerbrochen wäre, uns gespendet hätte? Süße Milch hätte es immerzu herabgeträufelt und hätte so die Menschen genährt wie der Tau die Blumen, und jedes wäre satt geworden auf Erden. So freilich fließt sie am Himmel und die Menschen haben nichts davon. Sie müssen arbeiten, um sich zu ernähren, und ein ewiger Kampf ums Leben ist ihnen aufgetragen und ein ewiges Ringen mit sich selber. Ja, ja, wir merken es schon, daß wir es dem Erzengel Michael verdanken.

Digitized by Google

Mythologisches aus der Steiermark

Von P. Romuald Pramberger

Von nordischer Mythologie hat man seit mehr als einem Jahrhundert viel gehört, auch ziemlich viel von deutscher Mythologie, aber sehr wenig von Mythologischem des Alpenlandes. Und dennoch hat das Alpenvolk in seinen Sagen, Bräuchen und seinem Glauben einen unglaublichen Schatz von alter Götterlehre bis auf unsere Tage herüber gerettet.

Wenn man aber auch behauptet, die Mythen des Alpenvolkes wurden ja in den deutschen Mythologien herangezogen, so muß doch zugegeben werden, daß es von großem Interesse sein dürfte, über den alten Götterglauben, soweit er in der Erinnerung des Alpenvolkes zu uns gekommen ist, mehreres zu erfahren.

Der Verfasser dieses Artikels nun kann freilich nur über das obere Murtal und seinen Mythen sprechen, wie er sich denn auch als Aufgabe gestellt hat, dieses Gebiet volkskundlich gründlich zu erforschen.

Die Mythen dieser Gegend möchte man am besten teilen in Gespenstergeschichten, Teufelsmythen, unverschleierte Erinnerungen an die alte Götterlehre und Naturmythen.

Die Gespenstergeschichten sind freilich im großen ganzen Produkte starker Einbildungskraft oder von Täuschungen, aber hier tritt auch eine alte Götterfigur auf, nämlich der Göttervater selbst.

Er ist ein Mann, der oftmals ohne Kopf erscheint, in den Mythen des Volkes einen weiten spanischen Mantel hat und den Kopf mit rollenden Augen unterm Arme trägt. Häufig will man ihn bei Wegkapellen und in Hohlwegen gesehen haben.

Wieder erinnert an den Göttervater unserer Ahnen der gespenstrige Schimmel, der durch die Wiesen stampft besonders in der Vollmondszeit und mit dem nächtlichen Wanderer seinen Schabernack treibt, z. B. sich ihm quer über den Weg legt und sich nur auf die Seite schieben läßt, wenn man seine Hufe mit gekreuzten Armen anfaßt. Ein besonderes Merkmal dieses gespenstigen Schimmels ist das Fehlen der Fußwarzen.

Am öftesten ward aber an Stelle des altgermanischen Göttervaters wohl im oberen Murtal der Teufel gesetzt. So trägt dieser schon Namen, welche stark an den Namen des germanischen Altvaters erinnern, z. B. Waudl, Putzwaudl, Wauwau, aber auch Hocher, Guggu, Katzguggi, Ganggerl, Spadifanggerl, Göllhorn und Goggawaun in folgendem Kindergebet:

„Heiliger Schutzengel und unser liabe Frau
Wird uns behieten vom schiachn Goggawau."

Besonders liebt der Teufel im Mythos die schwarzen Tiere, ja Katzen und Ratten werden geradezu als „Teufelsviecher" bezeichnet. Ein schwarzer Hahn und ein schwarzer Bock wurden des öftern der Sage nach bei Beschwörungen und bei Schatzzauber mit Erfolg verwendet. Von den Vögeln betrachtet man die Elster, den Raben und den Heher als ihm zugeeignet.

Mythischen Ursprungs ist jedenfalls auch die geisterhafte Sau, welche sich mit einer Reihe von Ferkeln auf feuchten Waldweiden und sonstigen einsamen Plätzen herumtreibt.

Am klarsten aber tritt uns die Gestalt des Göttervaters als wilder Jäger entgegen, sei es, daß er als Teufel wie ein flotter Jäger auf dem Tanzboden erscheint und eine lustige Tänzerin holt, sei es, daß er als raufluſtiger „Bua" auf einen gleichgesinnten Burschen auf einsamem Waldweg lauert, sei es daß er im „wilden Gjoad", d. i. in der wilden Jagd durch die Luft daherbraust.

Von fern hört der einsame Wanderer das „Woiseln" und Lärmen; schnell muß er sich in die Radspur legen, die ihm zur rechten Hand liegt, sonst würde es ihm wie

Digitized by Google

einem alten Bauern gehen. Der blieb auf einem Holzstock sitzen; da brauste auch schon das wilde Gjoad daher; er hörte nur den Ruf: „Ah, da ist ja ein Holzstock; da will ich mein Hackl hineinhauen". Und von da ab hatte er einen stechenden Schmerz im Knie, den er erst ein Jahr darauf wieder anbrachte, als er an gleicher Stelle das wilde Gjoad erwartete.

Eine andere altdeutsche Göttergestalt zieht im wilden Gjoad mit, die Berchtlgoba, die um sich herum die Schar der ungetauften Kinder versammelt hält und so am Schlusse der wilden Jagd dahinsaust.

Lag auch einmal ein Bauer in der rechten „Wegleisten", als das wilde Gjoad kam; als es vorüber war, sah er die Berchtlgoba und die Kinder und ganz zuletzt ein Kindchen, das nicht nachkam. „Ei, Tschodawascherl, renn, renn", meinte da der Bauer. Rasch aber drehte sich das Kindchen um und rief: „Hab Dank! ich hab nun einen Namen und bin erlöst."

Während vom wilden Jäger hierorts keine Beschreibung besteht, wird die Berchtlgoba als eine zottige, zerlumpte, alte Frauengestalt beschrieben, die gern die Kinder schreckt, nachlässigen Mägden am Weihnachtsmorgen den liegen gelassenen Kehricht in den Bauch füllt und auf Tennen, wo nicht „gesprengt" ward und aus Tenngerät kein Kreuz aufgelegt ist, gern tanzt. Hat ihr einmal durch das Schlüsselloch ein fürwitziger Knecht beim Tanzen zugesehen. Da rief die Berchtlgoba ihrer Begleiterin zu: „Zotterle, mach's Lückle zu!" Und von dem Augenblick an war der Knecht auf diesem Auge blind.

In den Mythen erscheint also hierorts die Berchtlgoba, die alte Göttermutter und Göttin der Ehe und des häuslichen Herdes, als ein Schreckgespenst. Eine schöne Seite dieses Götterbildes hat aber die Legende herüber gerettet. Die Muttergottes sitzt unter dem Holunderbusch und segnet ihn, weshalb alles vom „Hollabam" heilsam ist.

Neben diesen zwei Göttergestalten steht noch der Schrattel in seiner alten Bedeutung, aber auch schon als Geldgeist in der Erinnerung des Volkes.

Der Schrattel ist eine Kinderschreckgestalt, erscheint als furchtbares Wesen, wie das Sprüchlein klar dartut:

„Der Schreat über die Wänd
Mit die ellenlangen Zähnt
Und dem Blutfuß."

Doch ist er allgemein im Volke als der Geldgeist bekannt. Man bekommt ihn leicht durch Kauf, doch ist es eine gewagte Sache, einen solchen zu erwerben; denn er läßt sich nur dreimal wegbringen, einmal durch Verkaufen, einmal durch Verschenken und einmal durch Stehlen. Dem dritten Besitzer aber verbleibt er sein Leben lang; dieser leidet freilich keine Geldnot, aber wenn er gestorben ist, fährt der Schrattel aus dem Sarge mit der Leiche ab.

Etwas ähnliches passiert auch dem, welcher mit Freithofknochenmehl die Pferde füttert.

Der Schrattel ist auch boshaft; er setzt sich auf die Schweine und diese werden lendlos.

Dieser Geldgeist nun ist ein ganz kleines Männchen, das sich in einem Fläschchen oder Schächtelchen aufbewahren läßt.

Ganz ähnlich ist der Spielgeist, „Muttele" genannt, ein kleines Männlein, das man in einem Flascherl bei sich trägt. Die Erwerbung desselben ist umständlicher. Ein Rabenei muß man drei Wochen unter der Armkehle tragen und man darf währenddessen nichts beten, sich nicht waschen und nicht kämmen.

Ein boshafter Geist ist der Bankwisch, der in der Stube um Mitternacht sein Unwesen treibt und Leute, die auf der Ofenbank schlafen, von der Bank hinabwirft. Ein Lärmgeist hingegen ist der Poltergeist.

Digitized by Google

Die Alm- und Waldmythen hingegen bringen eine ganze Reihe von alten Göttergestalten. So bezieht, wenn die Sennerinnen mit dem Vieh von der Alm abgezogen sind und der erste Schnee im Tal gefallen ist, der „Wilde Senn", wieder anderswo die „Winterprendlerin" und die „Almwaberl" die Almhütten. Das sind für den Besucher der Almhütten zur Winterszeit unheimliche Gestalten. Aufsliegt die Tür und wie's wilde Gjoad zieht der Wilde Senn ein; wehe dem, den er drinnen antrifft, wenn er nicht einen dreiäugigen Hund oder ein Neunmonatmesser (Messer mit eigenartiger Gravierung) bei sich hat. Er wird in Stücke zerrissen; ein anderer hat ein Almkoch essen müssen, das die Winterprendlerin aus einem Kuhfladen bereitet hatte.

Wieder andere Gestalten sind die Irrlichtlein und die Irrwurzel und der „Irrende Schrei". Wer einem „Irrlichtl" nachgeht oder einem „Irrenden Schrei", der geht derart irre, daß er sich nicht mehr zurecht findet.

Wer auf eine Irrwurzel tritt, verirrt sich und ist dagegen nur gefeit, wenn er ein Wegweiserl, d. i. das Felsenbein eines Schweines, bei sich trägt.

Elben tanzen am Waldesrand am frühen Morgen, wenn die Pfingstsonne in die Tauperlen scheint, Nebelfräulein wieder an sumpfigen Wiesen am späten Abend und gefährden den verspäteten Wanderer. Da mag's einem solchen Wandrer auch passieren, daß er einer „ganzen großen Schar Ratten" begegnet, die zähnefletschend und pfeifend daherziehen, gejagt von einem winzigen Männchen mit einer Peitsche in der Hand, dem Rattenmännlein.

Burgruinen und die Wälder dortselbst haben ihre Geister, so die Ruinen Liechtenstein und Eppenstein das Grünhütl und Blauhütl; auf dem Wege zwischen Judenburg und Weißkirchen ward ein verspäteter Knecht von einem winzigen Geist angerufen: „Du sag, das Rotkappel läßt das Schwarzkappel schön grüßen."

An den Ufern der Bergseen halten sich die Meerfräulein auf, deren Gesang den Betörten zu seinem Verderben anlockt und auch sonst wenig glückverheißend angesehen wird.

Wildfrauen und „verwunschene Leut" wohnen in den Berghöhlen und -schluchten, gehen herab in die Wohnungen der Menschen, helfen ihnen, schlafen bei ihnen und bringen ihnen Glück; wehe aber dem, der sie beleidigt! Von ihm weicht mit der Wildfrau auch das Glück.

Ähnlich ist auch das Verhalten der Bergmandla zum Menschen. Half da einmal ein solches einem Bauern im Stalle jahraus jahrein ungesehen über Nacht, und der Segen des Hauses wuchs. Da belauschte dieses nächtliche Treiben der Bauer und ließ dem kleinen Geist ein Röcklein machen. Kaum ward der Geist dieses Kleidungsstückes ansichtig, sagte er: „O weh, nun bin ich bezahlt" und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Noch gibt es unheimliche Zwittergestalten, halb Mensch, halb Geist, nämlich den Wechselbalg und die Trud.

Jener wird vom Teufel anstatt des Menschenkindes einer unachtsamen Mutter in die Wiege eingelegt und lebt nun viele, viele Jahre als „Hausstock" in der Stube hinter dem Ofen. Das Alter eines solchen Wechselbalges ergibt sich aus folgender Sage. Ein Bauer wollte seinen Wechselbalg anbringen und stellte nach Angabe eines Weibleins den Stubentisch und die Bänke mit Töpfen voll und verließ die Stube. Da kam neugierig der Wechselbalg aus seinem Versteck hervor und rief:

„Neunmal Wiesen und neunmal Wald,
aber so viel Heferl und Haferl hab ich nie gesehn."

Dann verließ er das Haus.

Die Trud ist ein plattfüßiges „Weiberleut", das in der Nacht aufstehen muß und herumwandelt, zu einer weißen Kugel verwandelt, in die Zimmer selbst durch

Digitized by Google

das Schlüsselloch eindringt und dem Schlafenden sich auf die Brust setzt. Man schützt sich davor durch Zeichnen des Trudenkreuzes, durch Flechten eines Trudenfußes, durch ein Neunmonatmesser.

Ähnlich wie die Trud walgt die K l a g als weiße Kugel daher und jammert. Ihr Geschrei aber bedeutet immer großes Unglück.

Noch liegen in so vielen Bräuchen, im Glauben an die Zauberwetter u. a. m. viele mythologische Erinnerungen, ein klarer Beweis der Liebe und Anhänglichkeit an einheimische Kultur.

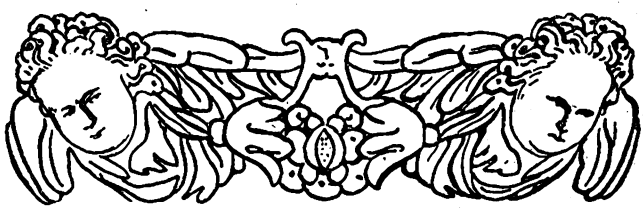
Möge diese Liebe nicht nur nicht durch kaltherzige Fremdlinge gefährdet, sondern durch Menschenfreunde gepflegt und diese Erinnerungen allenthalben durch eifrige Forscher aufgeschrieben werden, damit wenigstens das, was die Jugend vergißt, durch die Schrift erhalten bleibe, ein Schatzkästlein der engeren Heimat!

Marie Baronin Baselli-Süßenberg: „Ausblick vom Erzberg"
Für die steirischen Kriegsflugblätter „Heimatgrüße" des Vereins für Heimatschutz in Steiermark gezeichnet

's Wasserl in Wold / Von Peter Rosegger

In Wold bin ih gsessn, wo s Hochwossa rint,
Und grauscht hot da Wildboch und gwischblt da Wind.
A Weil hon ih gschaut ba den Schwuabeln und Wogn,
Do hots dir auf oamol a Bleamerl hertrogn.
A rosenrot Bleamerl, häts auffischn mögn,
Oba weiter is s gschwuma, hons neamameh gsegn.
Hon ma denkt: So is s Leben, däs so gschwind uns varint.
— Und grauscht hot da Wildboch und gwischblt da Wind. —

(Aus den Gedichten in obersteirischer Mundart „Zither und Hackbrett", Graz, Leykam. Das hervorragende Werk zählt zu den literarisch wertvollsten Dialektbüchern überhaupt.)



Emmi Singer: „Zierleiste"
Aus dem Heimatbuch „Vom Kainachboden" von Hans Kloepfer

Digitized by Google

Eine Winterfahrt zu den steirischen Bergbauern

Von Viktor von Geramb

Was ich hier erzählen werde, ist keine erdichtete Geschichte mit abenteuerlicher Handlung. Vielmehr ein wirkliches Erlebnis, das ohne Ausschmückung als ein Feierabendplaudern wiedergegeben und aufgenommen sein will; so schlicht und so einfach, wie es eben gewesen ist.

Vor einigen Monaten suchte ich meinen Freund, den Köflacher Arzt Dr. Hans Kloepfer heim, der den Lesern dieses Heftes als Dichter entgegentritt. Die Ausfahrt begann nicht sehr hübsch. Unsäglicher Quatsch lag in den Straßen von Graz, nasser Schmutz triefte auf den Fußboden der Köflacher Eisenbahnwagen, ein dicker braungrauer Nebel verhängte die Aussicht ins Winterbild und fröstelnde Kälte durchrieselte alle Fahrgäste in den feuchten, ungeheizten Wagen. Kurz, eine recht ungemütliche Fahrt mit all den unangenehmen Vorstellungen, die der Winter in der Großstadt auslöst: Kohlenmangel, kalte Räume, Nebel, Schmutz, Grippe.

Auch am Bahnhof von Köflach sah's nicht viel besser aus, und erst als ich mit meinem Freunde in seiner warmen Stube bei einem heißen Kaffee saß, wurde es behaglicher. Dauerte aber nicht lange und die Herrlichkeit hatte — wenigstens anscheinend — ein Ende. Ein Bauer stand an der Türe: der Herr Doktor solle doch gleich auf den Wölmisberg mitfahren, mit dem Jirgl stünde es recht schlecht. Eine „Glegnheit" sei schon vor dem Haustor bereit.

Fünf Minuten später saßen wir in der „Glegnheit". Das war ein grober Bauernschlitten, aus Holz schwer und kräftig gefügt, mit dicken Kufen und einem Strohgeflecht als Wagensitz. Das Holzwerk des Gefährts „janzte" (so nennt man sein Knarren und Singen) bei jedem Schritt des jungen Hengstes, eines großmächtigen, hellwiehernden „Fuchsen". Im weichen Heulager des Strohkorbes befand man sich, halb liegend, halb sitzend, sehr wohl, zumal unter den warmen, dicken Kotzen, mit denen uns der Bauer zugedeckt hatte.

Anfänglich ging's etwas holprig auf der Straße, in deren Schneekruste die Lastenkraftwagen tiefe Schotterleisten gerissen hatten. Aber schon nach einer Viertelstunde waren wir mitten im steirischen Berg- und Waldwinter. Fast lautlos glitt der Schlitten dahin und in heiligem Schweigen umstand uns die weiße Schneewelt.

Welch ein Unterschied gegen die rußige, triefende, lärmende Stadt und das Bereich der Eisenbahn! Als ob sich dort alle Schönheit, all der Zauber der Schöpfung in Schmutz auflösen müßte! Hier aber herrschte die Königin Winterpracht in voller Freiheit und makelloser Reinheit. Selbst der Nebel, der unten düster und braun und krank dahingelegen war, wallte hier in reinem Weiß und geheimnisvollem Dämmer. Je weiter wir bergan kamen, desto berückender wurde die Herrlichkeit. Wie mit dicken Zuckermassen überschüttet, stand der Wald. Zwischen den Stämmen sah der Blick in eine heimelige, weiß zugedeckte Wurzelwelt, während oben „im Voglgsang" der Wipfelbereich im wunderbaren Weben des Nebels verging. Und als sich mehr und mehr die Dunkelheit des frühen Abends niedersenkte und unser Führer ein Laternlein anzündete, da warf der Lichtschein vorüberziehende Bilder in den Schneewald, in denen alle Zwerge und Schneekönige deutscher Weihnachtsmärchen zum Leben erwachten.

All die Hast und Unrast, all der Lärm und Streit des beruflichen, städtischen „Betriebes", der mich noch vor wenigen Stunden umbrandet hatte, löste sich in lindes, träumendes Wohlgefühl. Wie eine wohlige, weiche Mutterhand legte sich die weihevolle Stille um Stirne und Schläfen und fast zagend, traumhaft tastend, erwachte das lange verschüttet gewesene Besinnen aufs eigene innere Ich.

Wir waren schon fast oben auf der Höhe des Wölmisberges, da tat unser Fuchs einen lustigen Satz nach links und zog unser Gefährte von der Straße rechtwinklig

Digitized by Google

abbiegend, kerzengerade hinauf über einen tiefverschneiten Acker, einen Bauernzaun entlang, dessen Stangenenden aus der Schneedecke ragten. Und hielt nicht eher still, als bis wir vor dem Stadltor unter der „Bantabruckn" (Tennbrücke) des Erhardhofes standen. Vom Wohnhaus her kam uns die Bäuerin mit einem Licht entgegen, gefolgt von einigen Kindern, die uns scheu und neugierig betrachteten.

Wir wurden gleich in ein kleines Stüberl geführt, das warm — fast übermäßig — geheizt war und in dessen Ecke ein junger, bleicher Mann mit tiefeingefallenen Wangen auf hoch aufgeschichteten Kissen lag und nach Atem rang. Ich hörte, wie er keuchend und fast stimmlos meinem Freunde erzählte, daß er im Felde erkrankt und in dreizehn Kriegsspitälern gelegen sei.

„In dreizehn Kriegsspitälern!" wiederholte tiefernst mein Freund. Es war mir, als ob die eiserne Faust des Krieges mit ihrem harten, schmerzensvollen Griff in diese winterstille Welt des Friedens hereinlange. Ich spürte ein leises Würgen in der Kehle.

Aber der Kranke selbst lag atemringend als ein duldender Held in der Ecke, mit großen, fragenden Blicken ergebungsvoll auf das Urteil des Arztes gefaßt. Und in würdevoller Ruhe duldeten mit ihm die schlichten Leute aus dem Volk, ohne eine Miene zu verziehen. Seine Schwester, die Bäuerin, die Waschwasser und Seife und Tuch brachte und lautlos alles zurechtstellte, sein Schwager der Bauer, der begütigend bald auf den Kranken, bald in die stummen fragenden Augen der Kinder schaute.

Ein Wink meines Freundes hieß mich mit den Kindern aus dem Stübl gehen.

Wir schritten durch die „Laben" (das Vorhaus) hinüber in die große, braunschwarze Rauchstube. Ein würziger Harzgeruch strömte uns entgegen, am Herd flackerte ein Feuer und an der Wand tickte in geruhiger Behäbigkeit eine alte Uhr. Im Tischwinkel saß der alte „Vater", ein weißhaariger, rotwangiger Greis mit unendlich freundlichen Braunaugen und von rüstiger Gestalt. Er schnitt auf einem Holzteller Brot und eine große weiße Katze umschmeichelte ihn. Wir setzten uns eine Weile zusammen und redeten von dem und jenem, bis mein Freund, sehr ernst aus dem Krankenzimmer kam, gefolgt vom Bauern und der Bäuerin.

Abermals hörten sie ohne Zucken und ohne jede Klage sein leise gesprochenes Urteil und seine Anordnungen. Dann wurde kein Wort mehr von der Sache geredet. Unerbittlich gleichmäßig tickte die alte Uhr weiter und ruhig schritt die Bäuerin zum Herd und brachte uns auf sauberem Holzteller einen Imbiß.

Und ihre tapfere Ruhe steckte an. Ich mußte denken, wie so oft bei viel geringerem Leid unsere verbrauchten Städternerven zu rasen beginnen und in welcher Unruhe wir von all den kleinen Alltagssorgen hin- und hergerissen werden. Fast wie eine leise Beschämung kam es über mich. Und wieder fühlte ich es mit zwingender Überzeugungskraft: Hier, in diesen alten Bauernstuben, da sitzt das wahre deutsche Volkstum. Da lebt die alte deutsche Volkskraft, da sind die Leute, die noch aus zäherem Holz geschnitten sind — da wohnt unsere Hoffnung! Wie armselig klein werden da alle polternden Biertischreden und all die Wichtigtuereien, die an Vereins- und Kaffeehaustischen unser Volkstum retten wollen. Schauen wir uns dies Volkstum nur selber recht oft und recht gut an, dann werden w i r an i h m gesund und gerettet werden.

Derweilen ich so grübelte, trat ein junges Bürschel zur Türe herein: Er habe vernommen, daß der Herr Doktor da wäre und er tät recht schön bitten, er möchte doch so gut sein und noch zum Schneiderbauern hinüberkommen, die Tochter sei krank. Gleich darauf stapften wir im tiefen Schnee, dem Lichtlein unseres Führers folgend, durch die schweigende Winterstille der Nacht. Erst ging's einen steilen Hang hinauf, dann durch wunderbaren Winterwald hinunter.

Nach einer halben Stunde saß ich abermals in einer behaglich warmen Rauchstube und unterhielt mich mit einem kleinen Büblein, das aus der Decke seines Bettes neugierig wie ein Spitzmäuschen hervorlugte. Vom „Bartl" und vom „Nikolo" erzählte

Digitized by Google

er mir, die vor wenigen Tagen bei ihm gewesen waren. Ob er sich recht gefürchtet habe, fragte ich ihn.

„Söll wohl net," meinte er. „Krat lachen han i mian, weil da Bartl gar so schiach gwüldtnt hat mit seina Kettn. Morgen fruah geah i scha uma Vieri in d' Rorate. Han ma scha meini Schuach gnaglt, eh i liegn gang bin."

Warum denn schon so früh, zur Kirchen ist s ja nicht weit?

„Ja, dan ins is morgn koa Rorate net, weil Feiertag is; da sant zweani Geistlani. Ih geah gar auf Lankowitz vichi."

Da ist's aber höchste Zeit, daß du jetzt schön schläfst.

„Ah, han eh gar koan Schlaf netta," erwiderte er lustig.

Mein Freund kam inzwischen mit dem Bauer und der Mutter herein. Diesmal mit frohem Gesicht und vergnügt die Hände reibend. Ein Fall, in dem er wirksame Hilfe hatte bringen können. Wieder ward sein Urteil wortlos und mit gelassener Ruhe entgegengenommen. „Is recht," meinte die Mutter, „gangat uns eh groß o ba da Arbat."

Der Bursch, der uns geholt hatte, führte uns nun durch den Wald zurück ins kleine Gebirgspfarrdorf, wo mein Freund noch einige Besuche zu machen hatte, während ich von unserem Begleiter in eine reinliche Stube geführt ward, die ehemals eine Wirtsstube war. Am Kachelofen ließen wir uns nieder. In der gegenüberliegenden Ecke waren die Leute eben mit dem Abendessen fertig geworden und sprachen im Chorus ihr Tischgebet. Dann schritt der Hausvater auf uns zu, begrüßte uns und stellte uns einen Krug süßen Most und einen Laib Brot auf den Tisch mit der Bitte, Bescheid zu tun. Leise unterhielten sich die Knechte im Feierabendgespräch am Ecktisch und ich beobachtete die gute Zucht und Gesittung, die aus ihrem Gehaben sprach. Wie gern hätte ich mir nun meine Freunde aus der Stadt herbeigewünscht, die die Bauern nur von Hamsterfahrten kennen und so gar keine Vorstellung davon haben, wieviel wohlgezogenes Menschentum in ihnen steckt, wenn sie unter sich sind.

Sobald mein Freund von seinen Besuchen nachkam, baten ihn die Hausleute, er möchte doch noch den offenen Fuß des alten Vaters ansehen. Auf seine Zustimmung hin trugen sie den Alten kurzerhand aus seinem Stüberl herüber und setzten ihn auf die Ofenbank. Während des Waschens und Verbindens erzählte der Alte lauter lustige Geschichten. Am meisten spottete er über seine „ogmarterten Haxen, dö 's hiaz halt neama recht toan mögn. 's Rastn war sist eh ganz guat, aber rundherum souvül Arbat! Gehts marschierts, mit an so an altn Lotta is krat nix netta." — Übrigens ließ er sich's nicht nehmen, einen „doppeltbrennten" Schwarzbeerschnaps herbeibringen zu lassen und mit uns „an etla Pfiff auf a guati Gsundheit" zu trinken.

Derweil klingelte draußen wieder der Schlitten vom „Erhard" daher, uns abzuholen. Geführt wurde er diesmal vom sechzehnjährigen Bürscherl aus dem Schneiderbauernhof. Mit großer Sorgfalt halfen uns die Hausleute beim Einhüllen in die Kotzen und das war gut, denn es ging nieder, „als wanns Schneuztüachln schneibn tat." Ein starker Schneefall wie selten einer war eingetreten. Nach einer Viertelstunde schon hatten wir eine mehrere Finger dicke weiße Decke auf unseren Kotzen.

Unterwegs, als wir durch die dunkle Nacht zu Tal fuhren, ganz in den Anblick der Millionen Flocken versunken, die im Scheine unserer Laterne niederwirbelten, bat uns noch ein bäuerlicher Wanderer, aufsitzen zu dürfen. Es wurde ihm selbstredend gewährt. Dann gab's einen kleinen Zwischenfall. Gerade, wo das Sträßlein eine scharfe Biegung machte, kam uns eine Holzfuhr entgegen. Ein ungefüger Schlitten mit zwei Hengsten. Unser Fuchs schien guter Laune und begrüßte die Genossen mit hallendem Gewieher, worauf diese ebenso kräftig und herzlich erwiderten. Als wir aber ganz aneinander kamen, stellte es sich heraus, daß es ein Kampfruf gewesen war und die drei Tiere sprangen einander — höchst unbekümmert um unsere Wenigkeiten —

Digitized by Google

mit großem Ungestüm an. Die „Anazen" (Deichselstangen) unseres Schlittens gingen dabei aus den Fugen. Der Schlitten wurde bedenklich an den Abhang hingerissen und wir konnten uns in unseren Kotzen nicht rühren. Aber im selben Augenblick war unser sechzehnjähriger Führer von seinem Sitzbrettl abgesprungen, mitten unter die kämpfenden Rösser hinein, und mit ein paar sausenden Peitschenhieben war der Friede hergestellt. Seelenruhig, als ob nichts gewesen wäre, nestelte er dann die „Anazen" wieder zusammen, und als wir uns mit einem fröhlichen „Hüh! Füxl!" wieder in Bewegung setzten, sagte der Bauer, der sich zu uns gesetzt hatte, indem er sich behaglich eine Pfeife stopfte: „Hiaz wars da bold sou gong, als wia in sölln, den 's Roß zsammgfalln is, der aft za seini Passaschieri gsogg hot: Helfts ma, mei Marhn (Mähre) aufhebn, aft fahrn ma wieda in Galopp." —

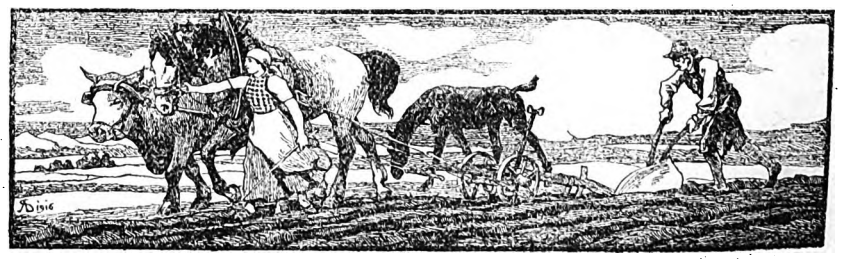
Wieder mußte ich an den Gegensatz zur Stadt denken: Fluchende Fiaker, kreischende Wageninsassen, wichtig tuende Schutzmänner.

Hier aber war alles Ruhe. — Ruhe und Gelassenheit und Mut, wohin man blickte. In der Stube des Schwerkranken, in der Erzählung des kleinen Bübleins, in der Freude der Genesenden, in den Schmerzen des Alten mit dem offenen Fuß und schließlich beim tapferen Eingreifen in den Kampf der Hengste.

Und ich begriff in ihrer ganzen Tiefe die schönen Worte meines dichtenden Freundes, der unter dem Eindruck manch solcher Fahrt seinen Bergbauern für all das, was er aus ihrer stillen Welt empfangen hatte, in einer seiner Dichtungen* Dank sagte:

„Was tut's, daß ich morgen bei Tagesgrauen
Wieder heimzu muß, wenn die Nebel brauen,
Wenn die Pfeifen schrillen und Sorg und Plag
Mich rufen zum harten Arbeitstag!
Was tut's — ich hab mir doch heimlich verhohlen
Vor den andern ein Stückchen Winter gestohlen,
Hab' dem jungen Riesen bei Sturmeswehen
Mitten ins flaumzarte Herz gesehen.
Und war in des Lebens Hatz und Hast
Wieder einmal bei meinem Volk zu Gast."

* Hans Kloepfer, „Vorwinter". (Im steirischen Kalender auf das Jahr 1920. Verlag Leuschner u. Lubensky, Graz.)



Alfred von Schrötter: „Heimaterde"
Für die steirischen Kriegsflugblätter „Heimatgrüße" des Vereins für Heimatschutz in Steiermark gezeichnet

Digitized by Google

Glockenmärlein.

Als man in diesem großmächtigen Krieg
zuguterletzt auf die Türme stieg,
wo in luftigen Stuben die Glocken wohnen,
um sie zu Mörsern und Kanonen
zusammenzuschlagen und umzugießen,
ward eines Tages ich angewiesen,
— als einer, der manches gehört und erspäht
von vergangener Zeiten Kunst und Gerät, —
bedachtsam zu prüfen und aufzuschreiben,
was füglich könnte erhalten bleiben
als altehrwürdig und hochgefreit
durch Jahre, Schicksal und kunstvolles Kleid.

Sommer wars und zur Erntezeit
in einem Dorf im Gebirge weit.
Still lag die Gasse in Nachmittagsschwüle,
in der Kirche hallende grüne Kühle
klangen herein von Hang und Hag
Sensendengeln und Wachtelschlag.
Vorbei am raunenden Orgelchor
stieg ich die finsteren Leitern empor,
die in den dicken Steinmauern auf schiefen
vertretenen Stufen zum Turmhelm liefen.
Unter der Uhr, wohl zwei Klafter lang,
der Perpendikel bedächtig schwang,
hoch in stockdunkler Einsamkeit
wie der ehern klirrende Schritt der Zeit,
geheimnisvoll durch die lauschende Stille,
gleichmütig und streng wie des Ewigen Wille.
Endlich stand ich erregt und allein
droben im flutenden Sonnenschein,
wo in der Winde Sausen und Singen
im gezimmerten Stuhlwerk die Glocken hingen
und unter den steinernen Fenstern die hohen
Schallbretter in selige Tiefen flohen.
Tief schaut ich das Kirchendach unter mir
und Häuser und Gärtlein in Blumenzier,
und den Bach im glitzernden Sonnenglanz,
und Wälder und Almen im weiten Kranz,
und den Himmel so blau und die Welt so weit,
und ich oben in seliger Einsamkeit. —
Immer tiefer flogen die Augen aus
und brachten hellachendes Glück nach Haus.
Doch endlich erwachte mein Pflichtgefühl,
zu prüfen begann ich im hohen Gestühl
der ernsten Glocken schweigende Wucht,
gegossen in strenge Altvordernzucht.

Digitized by Google

Die größte, noch blank an Kehle und Leib,
war wie ein blühendes mächtiges Weib
mit hurtigen Hüften und lauter Zung'
und harrte just wie zum Tanz auf den Schwung.
Die zweite zählte schon hundert Jahr;
als mein Großvater noch ein Schuljunge war,
hat er uns Kindern wohl einmal erzählt,
wie sie einst als ein Wunder aus weiter Welt,
von Hengsten gezogen, mit Blumen umrankt,
über Straßen und Brücken kam angeschwankt,
und wie man sie aufzog nicht ohne Gefahr,
wieviel Volks dabei auf den Beinen war.
Die dritte endlich, ein dunkles Ding,
das schmal und bescheiden zur Seite hing,
umwittert im wunderlich uralten Kleid
der Hauch einer lange versunkenen Zeit.
„Vierzehnhundertundzehn" stand — zu lesen kaum —
in krausen Minuskeln am Mantelsaum.
Und erhaben darunter im Rosengewind
unsre liebe Frau mit dem Jesukind,
im Strahlenkranz und knickfaltig gegossen
und doch von unendlichem Liebreiz umflossen.
Ich schlug mit dem Knöchel ganz leise an,
da hat ihre Seele sie aufgetan
mit einem keuschen, wie silbernen Laut,
die makellose, jungfräuliche Braut.
Und als ich so sann, wieviel hundert Jahr
der Ton in dem Erze gefangen war
und lebt doch wieder im frommen Geläut
durch alle die Tage und bis auf heut,
da bin ich ihr still an die Seite geschlichen
und hab ihr über den Mantel gestrichen
in scheuer Liebe mit weicher Hand
und drunter geschaut übers blühende Land. —
„Vierzehnhundertundzehn" — ein halb tausend Jahr!
Wie eng wohl damals die Welt noch war!
Wie hat sie dereinst wohl in jungen Tagen
gar fromm ihren Schall in die Wildnis getragen
und bis an die blauen Almen gerufen
die wenigen Roder vor Gottes Stufen,
und angstvoll gellend die Armen gemahnt,
wenn die Kriegsbrunst rot überm Walde stand.
Und wieder mit silberner Zunge geweiht
der Geschlechter Glück und ihr schluchzendes Leid,
und treulich verkündet dem Dörflein hienieden
seinen waldvergrabenen Herrgottsfrieden.

Und wie ich so sann über Jahr und Tag,
da sauste ein wilder erzdröhnender Schlag
mir ins Mark, und im Taumeln sah ich nach oben:

Digitized by Google

Da war ein mächtiger Hammer erhoben
zäh federnd und schlug die Viertelstund
in Wellen verschwingend im steinernen Rund.
Was drunten im Gärtlein ein Veilchen, ein Nichts,
hier scholls wie der Weckruf des Weltgerichts
und traf in blühender Lebenszeit
das Ohr wie die Stimme der Ewigkeit.
Und der alten Zeiten Schleier zerrann
und wild und weitmächtig war aufgetan
der schreckhafte Rachen der eisernen Zeit,
der brüllend nach blutigem Fraße schreit.

Mir sank das Herz, und die selige Schau
auf die Lande tief drunten im weiten Blau
war mit eins in finstere Schatten getan,
kalt wehts mich und fremd von den Steinen an,
totenstill stand der Wald und kein Vogel rief,
es schwiegen die Wasser im Grunde tief,
die Sonne sank in gespenstigem Schein
und die blühende Welt hielt den Atem ein.
Und da wars, als ob eine gewappnete Hand
von weither griffe ins Heimatland,
und pocht an die Tore und rüttelt am Turm,
und winke zu Hilfe und würbe zum Sturm.

Und siehe, da war in den Glocken mit Macht
des Erzes uralte Wildheit erwacht:
Ein Ächzen ging durch das hohe Gestühl,
ausfuhren sie knurrend ins Kampfgewühl
und standen in Reih'n schon mit andern geeint
ducknackig und witterten gegen den Feind,
und ihr frommer lobsingender Gottesmund
ward zum finstern, brüllenden Höllenschlund,
draus Tod über Tod ohne Mitleid sprang
und winselnd über das Blachfeld sang.
Und die Heiligen, die an der Glocken Flanken
erhaben gethront unter Blumenranken,
sie hatten verlassen die ehernen Wiegen,
waren riesengroß vom Mantel gestiegen
im himmlischen Glanz und in Gloria,
Sankt Michel, Sankt Jürgen, Sankt Barbara,
und leuchteten weithin in wallender Pracht
und schlugen hochragend die Männerschlacht
den Scharen voran mit gewaltigem Streich
um der Heimat Bestand und für Kaiser und Reich.

An der Glocke aber von unserer Frauen
war wohl das lieblichste Wunder zu schauen:
Auch Maria hatte im Scheiden ihr Bild
mit warmem, holdseligem Leben erfüllt

Digitized by Google

und niedersteigend mit leichter Hand
den Mantel gelöst überm Faltengewand
und den prächtigen an den goldenen Spangen
hausmütterlich um ihr Glöcklein gehangen,
auf daß ihrer Güte und huldreichen Liebe
ein köstlich Teil um die Kleine bliebe
und aus ihr schwinge aufquillend und weich
allzeit wie ein Gruß aus dem Himmelreich,
daß in der Heimat bekümmertes Leid
ein Stimmlein töne aus glücklicher Zeit
und der Hoffnung silbernen Stundenschlag
getreulich trüge durch Nacht und Tag.
Und endlich verkünde mit jubelndem Mund,
wenn der Friede käm' übern Erdenrund.
Dann hat sie noch einmal mit lichter Hand
ihr Glöcklein gesegnet und sich gewandt
und ging, am Arme ihr Kindlein hold,
hinein ins leuchtende Abendgold — — —

Da war ich aus langen Träumen erwacht,
versunken die wogende Männerschlacht,
und über die schweigenden Wälder kam
der Vollmond groß, als ich Abschied nahm.
Im Friedhof der Pfarrer im Silberhaar
um die Rosen am Kreuz noch beflissen war.
Nun trat er langsam an mich heran
und sah mich bekümmert und fragend an:
„Sie haben lange und strenge gewählt?"
„Hochwürden, die großen müssen ins Feld."
„Und die kleine?" — die alte Stimme klang
voll stummer Sorge und warb so bang —
„Sie ruft, solange mein Kirchlein steht,
meine Kinder zum Morgen- und Abendgebet
und birgt so köstliches Glockengut,
das doch in der Menge so wenig tut."
„Drum soll sie auch bleiben in Gottes Namen
und der Heimat den Frieden einläuten — Amen."

*

Spätherbst.

Das ist die hohe Zeit in Steier,
Wenn hell im Blau die Windmühl schnarrt
Und hinterm roten Rebenschleier
Die Spindel unterm Preßbaum knarrt.
Ums Haselholz die Meisen jagen,
Vom hohen Anger äugt das Reh
Und drüber hin die Almen tragen
Heut über Nacht den ersten Schnee.

Digitized by Google

Des Goldes hat der Tag kein Ende,
Das rings auf Frucht und Zweigen glüht,
Es werden hundert braune Hände
Der Arbeit und der Luft nicht müd.
Dem Auge sind die fernsten Grenzen
Ein Wanderfalkenflügelschlag,
Wenn sie mit leiser Sehnsucht kränzen
Den stillbesonnten Erntetag.

Dann ist's ein warmes Sonnenleuchten,
Das spät noch hoch am Berge geht,
Wenn nach dem Tal, dem nebelfeuchten,
Das Dunkel aus dem Walde späht.
Ein rotes Feuer brennt im Grunde,
Rebhühner rufen sich zur Ruh,
Und überm Wald zur Märchenstunde
Kommt hoch der Mond im Silberschuh.

Und meines Lebens schwerste Stunden,
All meiner Tage leise Pracht,
Sie haben sich zur Ruh gefunden
Im spiegelklaren See der Nacht.
Mit leisen Schritten kehrt die Seele
Durchs müde Land zum Heimathaus
Und löscht, daß sie kein Glanz mehr quäle,
Still aller Sehnsucht Lichter aus.

*

Politik

(Steirische Mundart)

Da Reinahons, — ös kennts'n gwiß,
Den lankn Roßknecht von da Wies —,
Mit den bin i no gar net lang
Von Schwamberg auf Sankt Peda gang.
Do kemman, wias scha oft will sein,
Mir ins politisirn nein.
„Jo," sag i, „Hons, sein tuats a so:
In oltn Östrreich war ma froh,
Wonn di Pollakn und di Tschechn
Na Ruah gebm hobm — und zan blechn,
Do woa da Deutschi long guat gnua,
Der woa da stille brave Bua,
Den hobms druckt weit üba d'Massn
Und olls 'n ondan zuakemm lossn!"

„Mm" — moant da Hons und stopft mitn Finga
Sei Pfeiferl nach und mocht an Schlinga,
Wals eh no brennt hot — „liaba Herr,
Von selli Gschichtn woaß i mehr:

Digitized by Google

Wias Hommawerk no gangan is,
Hon i vierſpanni von da Wies
Af Krumboch mit drei Braun müaßt foahrn,
Dö faul und gſtaar und ſtetti woarn.
Zogn hot alloa da Schimml bloß
Am Sattl, Menſch, dos woar a Roß!
Hot ſi in d'Strang glegg gonz alloa,
Doß ſi di ondan leicht toa.
Mei Herr, da Sternwirt auf da Wies
(Von den da Sun heut Sternwirt is)
Hot oft ban Einſponn in da Fruah
Gmoant: Hons, na heut hoſt gladn gnua!
Wonns goar recht hoart den Krampn gſchiacht,
Schlogn muaßt 'n Schimml, Hons,
der ziacht!

*

Chriſtmette
(1919).

Wia glanzn d'Stern heut hoch und rein,
Der Himml kunnt net vuller ſein,
A Gfriar, daß van 'n Othn ſperrt,
Wias fürn Kriſthallinabnd ghört.

Kniatiaf ſan alle Pfad verwaht,
Da Voda is ſcha ſtarr und ſtad,
Oba i, d'Hausmuatta, müah mi heut
Mein Herrgott z'liab gern ſtund'nweit.

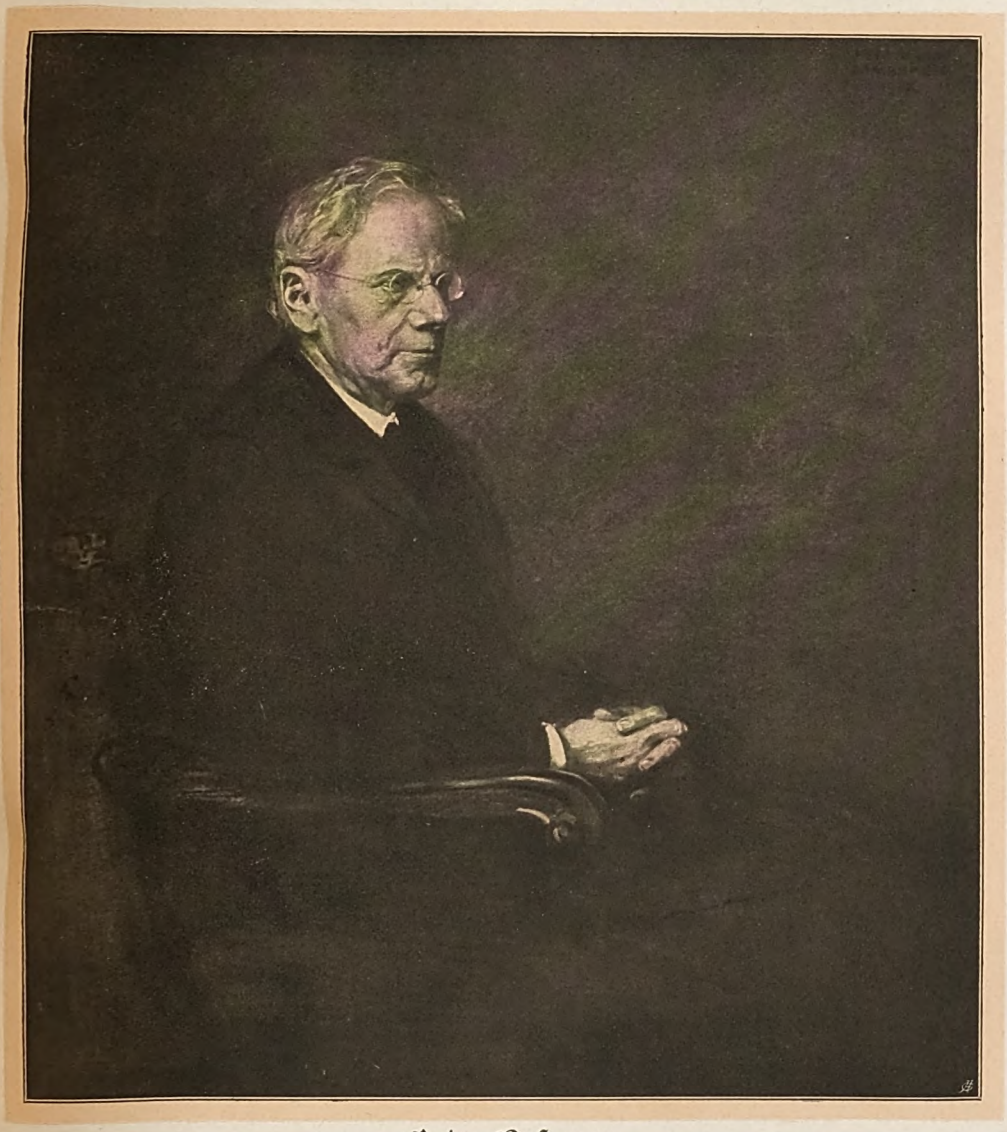
Die Kirchn wird ſchön langſam vull,
A Jedes betet in ſein Stuhl,
Die Wachsſtöck brennen ſtill und rein,
Und langſam fuacht ſi d'Orgl drein.

„Maria, lichter Morgenſtern —",
Als Kinda hammas gſungen gern,
Und heut, als Alti, krump und müad,
Wia ſeltſam warmt das alte Liad!

Und unſa kloana Pforra leſt
Die Meß, ſo wias wol ſunſt is gweſt,
Und Olls war wieda wia voreh,
Frei thaun tats bald intan Schnee,

Liacht wirds wia am Fronleichnamstag,
Und Olli ſiach i, dö i mag,
Und Olles war ſo leicht und laar,
— wann Oana net in Rußland
waar!

Digitized by Google



Peter Rosegger

nach dem Gemälde von Ferdinand Pamberger (Graz). Original in der steierm. Landesbildergalerie

Druckstock Eigentum des Vereins für Heimatschutz in Steiermark

Digitized by Google

Digitized by Google

Steirische Kalvarienberge / Von Walter von Semetkowski

Es wird jetzt viel über das Barocktheater geredet und von seiner Wiederbelebung ein neuer Bühnenstil erwartet. Uns steht es nicht an, dafür oder dagegen zu sprechen. Wohl aber wirkt die Frage als deutliches Zeichen für die Lebenskraft der vom heimischen Volkstum zum Eigengut umgeschaffenen Kunstrichtung. In der religiösen Musik von den Cäcilianern angefeindet und in die tiefste Hölle verwünscht, in der kirchlichen Bau- und Ausstattungskunst von den Gotikern des 19. Jahrhunderts mit allen Mitteln bekämpft, von geschäftstüchtigen Firmen durch die Fabrikerzeugnisse einer mechanisierten Empfindsamkeit angegriffen, hat sie doch alle Stärke bewahrt und steht mit ihrer aufs höchste gesteigerten Ausdruckskraft dem Drängen und Sehnen des Tages nach neuen geistigen Werten fast brüderlich nahe.

Von der strengen Innerlichkeit der Gotik trennt die Barocke auch bei uns der Überschwang von Form und Gehalt; nicht so klar wie jene, nicht so handfest und schlicht, nicht so voll edler Einfalt und stiller Größe. Sprühender, lebendiger, hastiger in der Bewegung, die sehnsüchtigen Blicke nach oben gerichtet, jeder strengen Begrenzung und Bindung feind, die Grenzen der künstlerischen Gebiete sprengend, wenn Architektur, Plastik und Malerei zu höchster Wirkung zusammenstreben.

Gerade der Gedanke der Kalvarienberge führt uns ins Herz barocken Kunst- und Geisteslebens. Eine neu erweckte Religiosität sucht neue Andachtsstätten. Der Blick auf die nicht zahlreichen gotischen Stationsbilder genügt, um den ganzen Unterschied der Auffassung zu erleben. In ihrer strengen architektonischen Umrahmung halten diese Darstellungen meist bescheidene Abmessungen ein, z. B. an der Laurenzikirche zu Vordernberg, wo in zwei kraftvollen, mäßig großen Reliefs der Ölberg und die Kreuztragung dargestellt sind. B i l d e r der Vorgänge sind diese Denkmäler, Anreger zur Versenkung in die Szenen der Passion, reich an gegenständlichen Äußerlichkeiten.

Den barocken Kreuzwegen gegenüber habe ich im Gegensatze stets das Gefühl, als wolle man den Vorgang selbst in seiner ganzen dramatischen Gewalt lebendig in die Wirklichkeit hineinstellen. Die Anlehnung an die Natur und die Auswertung aller von ihr gebotenen Möglichkeiten ist eine Hauptstärke barocker Kunst, die sie in der Wahl des Standortes großer Baulichkeiten, wie Kirchen und Klöster, tausendfach bewährt hat. Ein großzügiges Zusammensehen von Landschaft und Menschenwerk, das uns fast verloren gegangen ist und nun doch wieder mit aller Gewalt angestrebt wird.

Was ich da niederschreibe, sind Erlebnisse und Notizen aus der Wanderarbeit des Denkmalpflegers und soll umrankt sein von unvergeßlicher Schönheit, die über bittere Tagesnot hinaus das Innenleben stets neu stärkte. Könnte nur Herbstsonne in diesen Blättern aufleuchten und die roten Blätter wilden Weines blutiger färben, die da und dort um die heiligen Figuren sich schlingen und winden! Darum geben wir keine lückenlose Aufzählung unserer steirischen Kalvarienberge, keine kunstgeschichtliche Würdigung ihrer absoluten oder relativen Werte, sondern Studienblätter und Eindrucksbilder.

Das wichtigste an ihnen allen bleibt die überragende Höhenlage der drei Kreuze, mögen sie frei in der Landschaft stehen oder von einer Kapelle umbaut sein. Immer ist es ein Punkt, der weithin sichtbar ist und weite Tiefblicke gewährt, ein Punkt siegreichen Beherrschens. Die Stationen wechseln nach Zahl und Form: vom einfachen Pfahl als Bildträger bis zur großen Kapelle oder zur freistehenden Gruppe und Einzelfigur sind alle Zwischenstufen vertreten. So steigt man in Hartberg auf Serpentinenwegen, an deren Kehren jeweils eine bemalte Nischenkapelle steht, ohne viel Abwechslung des Bildes aufwärts bis zu einer Stelle, wo Menschenhand den gewachsenen Felsboden zu Terrassen und breiten Treppen umgeformt hat: auf niederem Pfeiler überrascht im Ausdruck stärksten Schmerzes die Statue der hl. Veronika mit dem Schweißtuch, strahlend noch in den Resten ihrer lebhaften, auf kräftige Fern-

Digitized by Google

wirkung angelegten Bemalung. Dort weitet sich der Blick über das Wellenwogen der oststeirischen Hügel, ein Gefühl der Andacht steigt auf, als sollte die Schönheit der Landschaft selbst den Opfertod Christi verherrlichen. Die Kreuze stehen nicht frei, sondern in einer weithin sichtbaren Kapelle! Ein verwandter Geist schuf den „heiligen Berg" im ebenfalls oststeirischen St. Johann bei Herberstein; die Stationspfeiler fehlen, wohl aber steht auf der Höhe des Berges mit freier Rundsicht auf das Hügel- und Waldland eine größere Anlage: zwei symmetrisch gehaltene Kapellen, die eine mit Christus an der Marterſäule, die andere mit dem Vesperbild, nehmen das große Kreuz Christi mit Maria, Johannes und Magdalena in die Mitte; zwei hohe Linden überragen die Bild- und Bauwerke, zu dem auch die hinter dem Kreuz errichtete Grabkapelle in der landesüblichen Nachahmung des Jerusalemer Vorbildes gehört. Eine Andachtsstätte auf freier Höhe, abgerückt von den Landstraßen, ein Ort größter Stille inmitten der schweigenden Landschaft.

Der Kalvarienberg zu Pöllau läßt der Baukunst den Vorrang; die Reihe der kleinen Stationskapellen wird durch die größeren Bauten einer Kreuzauffindungskirche und einer geräumigen Herz-Jesu-Kapelle unterbrochen; wieder aber ragen die drei Kreuze auf dem bewaldeten Kegel frei empor, zu Füßen des mittleren die Begleitfiguren in höchstem Ausdruck. Aus späterer Zeit stammt die ganz naturalistische Felsengrotte mit der Szene der Verleugnung Petri.

Unvollständig erscheint der Kalvarienberg in St. Johann ob Hohenburg (Weststeiermark); was der Kenner an Vielseitigkeit vermißt, wird reich aufgewogen durch die landschaftliche Lage der Kalvarienkirche, über deren Portal ein Balkon mit der Ecce-Homo-Szene in rundplastischen Figuren herausragt. Anstatt der Stationskapellen oder -pfeiler geben einzelne reich bewegte Figuren hart am Rande der Weingärten Anfang und Richtung des heiligen Weges.

Bei der Anlage in Murau (Obersteier), die sonst durchwegs mit den Mitteln kleiner, selbständiger Architekturen arbeitet, überrascht auf ansteigendem Wege plötzlich eine Grotte mit der lebensgroßen Figur der unversehrt im Grabe liegenden hl. Rosalie. Ohne jede Vorbereitung oder Einleitung glaubt der Unbefangene hier eine Wirklichkeit vor sich zu haben, die ihn mitten unter den kleinen Stationsbildern doppelt stark ergreift.

In unmittelbarer Nachbarschaft der einzig schönen Wallfahrtskirche Frauenberg bei Admont bietet der „Kalvarienberg" ein merkwürdiges Bild: gegen den Ostrand des Kirchberges führt eine Allee zu einer kegelstumpfförmigen Anschüttung, auf deren Höhe, durch Stiegen zugänglich, die drei Kreuze mit Maria, Johannes und Magdalena stehen. Ein doppelter Mauerring hält den kleinen Hügel zusammen und enthält gleichzeitig in den Nischen die einzelnen mit freiplastischen Figuren ausgestatteten Stationen des Kreuzweges. Der eigenartige Plan der Anlage ist anziehender als die Stärke des Ausdruckes an den einzelnen Figuren, ganz groß aber die Landschaft mit den hochragenden Gesäusebergen.

Stärker als alle anderen bisher erwähnten Kalvarienberge wirkte auf uns jener unweit der Stadt Cilli; die Stationskapellen bieten nichts besonderes, wohl aber die Kreuzgruppe selbst. Mitten im Laubwald erhebt sich ein langer, vielfach überwachsener Sockel aus Bruchsteinen über den Boden, und darauf stehen in fast unheimlicher, nahe gerückter Wirklichkeit die drei Kreuze mit Maria, Johannes und Magdalena; nur das hohe Kreuz Christi ist aus wohlbehauenen Balken regelmäßig gefügt, die Kreuze der Schächer aber sind nieder und roh; Christi Körper am Kreuze von edler Haltung, angenagelt an Händen und Füßen, die Körper der Schächer aber schmerzverzerrt und mit Stricken an das Marterholz gebunden. Über die Farbreste an den lebhaft bewegten Statuen breiten Moose und Flechten eine milde Decke und gewinnen das Menschenwerk wieder der Natur zurück. Dieses schweigende Walten und Weben mitten im Walde bewegt uns zu Andacht und Einkehr, wenn der erste jähe Eindruck der Begegnung

Digitized by Google

überwunden ist. Denn wild und grausig sind die Gebärden des Leides an den Figuren zu Füßen des Kreuzes Christi, selbst der sonst so gedämpfte und nach innen gekehrte Schmerz Mariens bricht in stärkster Bewegung heraus.

Zweier Anlagen wollen wir hier noch gedenken: der an Monumentalität bedeutsamen des Kalvarienberges in der Landeshauptstadt Graz und des in seiner Volkstümlichkeit kaum übertroffenen in St. Radegund am Schöckel.

Der alte Austein, unvermittelt hart am Lauf der Mur an der nördlichen Stadtgrenze gelegen, hat schon bald nach siegreich abgeschlossener Gegenreformation unter Ferdinand II. auf seiner Kuppe die Krönung durch drei Kreuze erfahren, denen sich im Laufe der Zeit eine Reihe von Altar- und Nischenkapellen anschlossen. Eine eigene „Grätzer Wallfahrt auf den Berg Calvarie" nahm vom Kreuzaltar der Domkirche (damals Jesuitenkirche) ihren Ausgang, führte zum Gnadenbild „Mariä Hilf" bei den Minoriten in der Murvorstadt und bewegte sich vorbei an sieben Wegsäulen, welche die sieben Schmerzen Mariä der Andacht näherbringen sollen, zum Berg selbst. Auf einem von niederer Mauer abgetrennten Vorplatz, durch zwei links und rechts vom Wege aufgerichtete Standbilder, wird uns die Begegnung Christi mit seiner Mutter vorgestellt. In der Hauptachse des Weges und der ganzen Anlage überhaupt steht die Pfarrkirche; in die Altarwand ragt der natürliche Felsen hinein und trägt die Gruppe „Christus am Ölberg" in frei verteilten, stark bewegten Figuren. Der Kirche ist eine ansehnliche „heilige Stiege" vorgebaut, deren turmgekrönte Fassade auf einer Terrasse die Ecce-Homo-Szene zeigt. Mit größter Ausnützung der Felsformen sind die Treppen und Plattformen bis auf die Höhe des Austeins geführt, wo als weithin sichtbare Krone die drei Kreuze stehen; das mittlere mit dem vergoldeten corpus Christi auf kunstvollem Steinsockel mit Maria, Johannes und Magdalena, die beiden anderen einfacher, ohne weitere Zutat. Steigt man von der Höhe herab, so setzen sich die Stationen ohne Einhaltung der heute geltenden Folge fort: in niederer Kapelle, die das Aufrechtstehen verwehrt, hinter starkem Gitter das „nächtliche Gefängnis" Christi; in einer Doppelnische mit dem natürlichen Felsen als Hintergrund die drei Frauen am Grabe, große, lebhaft bewegte Gestalten, und schließlich wieder die altertümliche Grabkapelle, nächst der eine Triumphsäule die Vollendung des Erlösungswerkes, den Sieg Christi über Tod und Hölle verherrlicht. Außer der Reihe begegnet man einer kleinen Kapelle mit der gewaltigen, den Zwang des engen Raumes fast sprengenden Steingruppe „Martertod des hl. Johannes von Nepomuk" — knapp unten am Felsen rauscht der Murfluß vorbei —, Schiffer mögen die Stifter oder Anreger des kraftvollen Werkes sein. Dem hl. Dismas, dem erlösten Schächer zu Ehren, ist eine sehr ansehnliche barocke Rundkapelle errichtet, doch dient ihr ganzer innerer Schmuck der Verherrlichung Mariens.

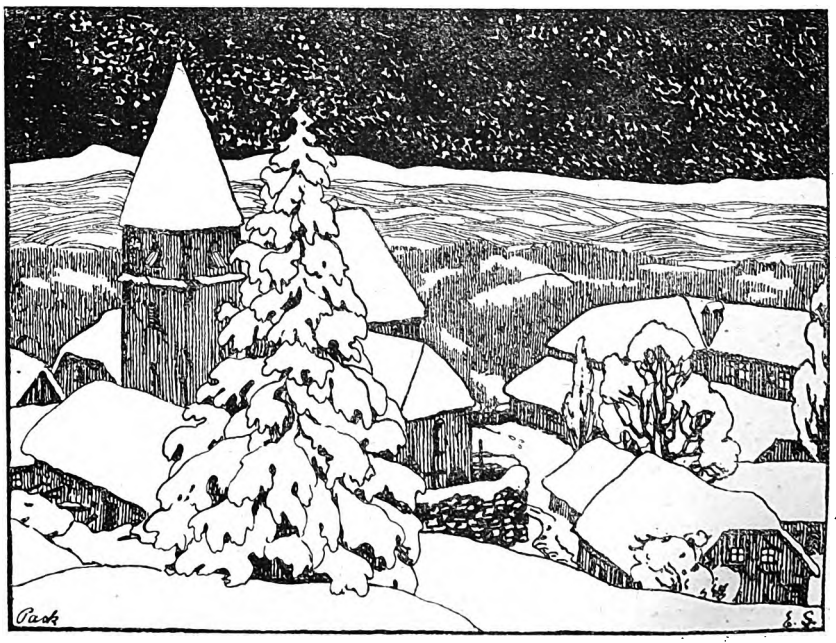
Heute hat die berühmte Wallfahrt auf den Berg Calvariae aufgehört, die Säulen der sieben Schmerzen stehen meist in schmalen Vorgärten oder in engen Zwischenräumen zwischen hohen Häusern, aber sie werden geschont oder wenigstens nicht angerührt. Der Berg ist einsam geworden und den Grazern kaum bekannt; wer aber mit stiller Versenkung alle diese Denkmäler eines kräftigen, handfesten Glaubens beschaut und in ihren Geist eindringt, erlebt volkstümliche Kunst im guten Sinn. Ein Zeichen ewiger Liebe und Versöhnung wird ihm auf der Höhe bei den drei Kreuzen eindringlich ins Herz reden, das Auge aber senkt den Blick auf die Stadt und die weiten Gärten der Ebene, die Berge und Hügel mit Wäldern und Weingärten umsäumen.

Von einer ganz merkwürdigen Anlage will ich zuletzt sprechen, vom Kalvarienberg in Radegund. Der Zufall beglückte uns mit einer Handschrift, in der die ganze Entstehungsgeschichte mit ihren rührenden Einzelzügen erzählt ist, etwa, daß man Erde aus dem heiligen Land habe bringen lassen, um wenigstens einen kleinen Teil der wirklichen Erlösungsstätte bei sich zu haben; Kreuzpartikel fehlen nicht, auch nicht die Zeichen

Digitized by Google

der Blutstropfen auf der in einem eigenen großen Bau errichteten heiligen Stiege. Ein mäßig hoher Abhang gibt an Kehrwegen Raum für einfache ländliche Kapellennischen, in denen mittelgroße, plastische Gruppen von stärkster Bewegung und Steigerung bis hart ans Groteske stehen; an den Kriegsknechten bei der Geißelung oder Verspottung Christi kann sich ja der Abscheu des Volkes nie genug tun, wie sie da mit wilden Gesichtern und Gebärden, in wütenden Bewegungen fast wollüstig auf den stillen Dulder losgehen. Eine außer der Reihe angeordnete Kapelle enthält ein Relief mit dem Abendmahl; ganz in der Art der gotischen Kompositionen, ohne jeden Zusammenhang mit der klassischen von Leonardo geschaffenen Bildform ist dieses dem späten 18. Jahrhundert entstammende Werk gestaltet, ein Zeugnis ungebrochener volkstümlicher Auffassung, der erst die Fabrikreproduktionen des 19. Jahrhunderts den Todesstoß versetzten. Auf der Höhe des Rückens steht neben dem Monumentalbau der hl. Stiege die Kirche, als deren Hauptzier auf dem Hochaltar der an die Säule gefesselte Christus erscheint. Die Kreuzgruppe selbst erhebt sich vor der Kirchenterrasse auf einem ummauerten Bollwerk als selbständiger Teil des Ganzen ohne besonderen Nachdruck und Einfluß auf die Wirkung.

Leider hat vor wenigen Jahren ein überempfindlicher Schreiber für die Anlage und ihre höchst lebendigen Figuren nur Spottworte gefunden; Menschen, denen der Ölfarbendruck innerlich näher steht, haben kein Gefühl dafür, daß gerade diese stark betonten Werke dem Volkstum mehr bedeuten als eine sentimentale Scheinreligion. Uns aber gibt diese Tatsache eine Lehre: wenn wir zur Erneuerung des Volksbewußtseins auf die tiefen Quellen unzerstörten Volkstums verweisen, sollten wir dies auch im religiösen Leben tun. Hier, in diesen kräftigen Äußerungen barocker Kunst sind Wege, nicht solche der Nachahmung, wohl aber solche wahrer Ausdruckskraft und lebendigen Gehaltes.



Emmi Singer: „Auf der Pack"

Für die steirischen Kriegsflugblätter „Heimatgrüße" des Vereins für Heimatschutz in Steiermark gezeichnet

Digitized by Google

Meer.

Aus der Unende
nach der Unendlichkeit
ziehen die Nebelschwaden
über das ewige Meer.

Dunkeldrohend
senkt sich die schwarze Tiefe,
düsterschattend
hüllen mit Wolken ein.

Von oben her grollt des Donners Ruf — —
So war es, als Gott die Welt erschuf.

Ein suchendes, glühendes, fernes Licht
kommt und verschwindet.
Bist du es, mächtiger Geist?
Wohlan! Hier bin ich! Hier
zwischen oben und unten,
vom Dunkel umlauert,
von deiner Stimme umdröhnt,
im schwankenden, zitternden Kahne
eine Planke vom Tode getrennt —
So nahe war ich dir nie!

Nun mußt du es hören,
das Weinen und Lachen,
das Jubeln und Klagen
in meiner Brust —!

Hier magst du mich treffen,
segnen oder verdammen —!

*

Schattenriß.

Eine feine, weiße Wolke
schwimmt im lichten Abendhimmel.

Dunkelschattig, zartgesondert
ragen schwarze Fichtenkronen,
Giebeldach und Zaun und Brunnen,
wie mit scharfer, schmaler Schere
sorgsam zierlich ausgeschnitten. —

Fern ein Windrad hebt gelassen
wie im Traume seine Flügel,
zögernd klingt im klaren Schweigen
tief und voll das Holz am Holze. —

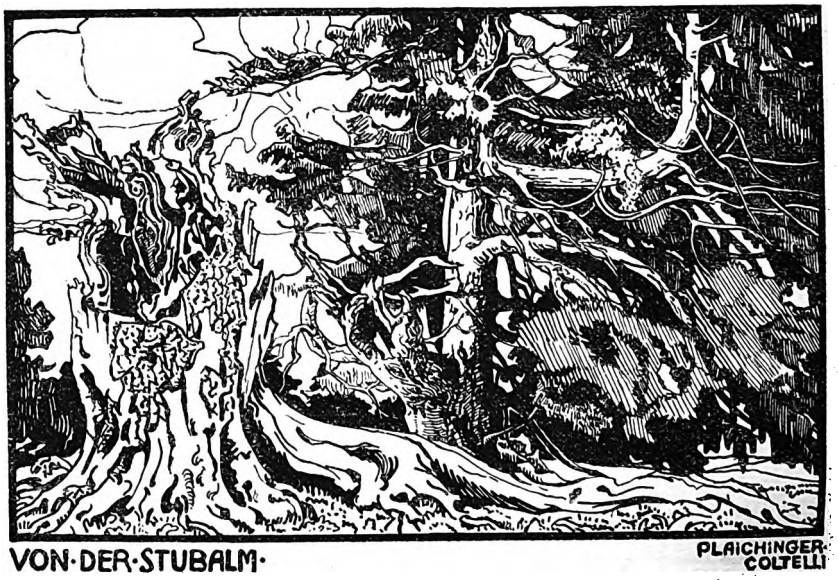
Digitized by Google

Föhn.

Die Erde wittert junge Kraft
Und Wettersturz und Leidenschaft,
Weit ist ein Brauen und Wehen.
Die Wolken schäumen in roter Blust,
Als wär' ihnen erster Werdelust
Aufwühlendes Wunder geschehen.

Du bist von Gott auf die Erde gestellt,
Bist ohne Gedanken nur Sein und Welt
Und tief in alles vermengt,
Bist Berg und Sturm und Ewigkeit,
Über alles erhöht, von allem befreit,
Was je deinen Lauf geengt.

Ein Blütenquillen ist um dich her,
Und viel von Ahnen und Wiederkehr,
Ein Horchen und zagendes Regen.
Du weitest den Blick nach den Bergen hin
Und betest ein stammelndes: „Herr, ich bin!"
Und alles, alles ist Segen. —



Elsi Plaichinger-Coltelli: „Von der Stubalm"
Für die steirischen Kriegsflugblätter „Heimatgrüße" des Vereins für Heimatschutz in Steiermark gezeichnet

Digitized by Google

Das St. Lambrechter „Willehalm"-Bruchstück

Von P. Otmar Woniſch

Gerade noch im Jubeljahre Wolframs von Eſchenbach drang die Nachricht von meinem Funde eines Bruchſtückes des Heldengedichtes „Willehalm" in die weite Öffentlichkeit. Ein glücklicher Griff ſpielte mir das Buch in die Hände, dem die beiden Pergamentblätter durch mehr als 300 Jahre als Einband dienten. Mühelos ließen ſie ſich ablöſen, ſo daß ſie in ziemlich gutem Zuſtande erhalten ſind, nur die Ecken ſind ein wenig beſchnitten.

Das Bruchſtück entſtammt einer Handſchrift des beginnenden 14. Jahrhunderts, die jedenfalls verloren iſt und vielleicht den gleichen Weg in die Buchbinderwerkſtätte genommen hat, wie die zwei erhaltenen Blätter. Die Größe eines Blattes beträgt 200 mm in der Höhe, wobei der untere Rand etwas zugeſchnitten iſt, und 14,3 mm in der Breite. Jede Seite iſt in zwei Spalten beſchrieben und mit Braunſtift liniiert. Noch kennt man deutlich auf den äußerſten Rändern die zum Zwecke der Liniierung gemachten Zirkelſtiche. Die Anfangsbuchſtaben der Verſe ſind durchwegs Majuskelbuchſtaben und mit roten Strichen hervorgehoben. Die Kapitelanfänge ſind durch große rote Buchſtaben ausgezeichnet. Jede Spalte enthält 36 Verſe, ſo daß die beiden Blätter mitſammen 288 Verſe des Heldengedichtes überliefern. Außer dieſem Hauptblatte ſind noch zwei kurze, ſchmale Streifen vorhanden, die ebenfalls zum Einbinden dienten und je 6, leider faſt ganz unleſerliche Verſe enthalten.

Die 288 Verſe verteilen ſich auf das VII. und VIII. Buch des Gedichtes und ſind nach der neueſten Ausgabe des „Willehalm" von Albert Leitzmann* folgende: VII. Buch, 358 15—25, wobei die zwei erſten Verſe umſtellt ſind, 28—30; 360 1—5, in die ein ſechſter Vers eingeſchaltet iſt, 9—30; 361 1—30; VIII. Buch, 362 1—4, 7—30; 363 1—30; 364 1—14. Nun fehlen 288 Verſe, das ſind genau zwei Blätter. Das zweite Blatt unſeres Bruchſtückes enthält weiter die Verſe: 374 4—30; 375—377 und 378 1—27.

Die Herkunft des Bruchſtückes iſt vorläufig noch nicht feſtzuſtellen. Doch hält Prof. Dr. P. Roman Bulfon in St. Paul, dem ich die fachwiſſenſchaftliche Bearbeitung überlaſſen habe, die Handſchrift ganz wahrſcheinlich für eine öſterreichiſche.

Da der Fund ſchon vor längerer Zeit gemacht wurde, darf er nicht mehr länger der wiſſenſchaftlichen Welt vorenthalten werden. Durch das freundliche Entgegenkommen des verehrten Herausgebers dieſer Zeitſchrift, ſowie auch des Verlages, iſt es möglich, das Bruchſtück fakſimiliert und im Text hier wiederzugeben.

VII. Buch.

358, 16 Der ist der eltist sun mein
15 der chunich von Lanzesardin,
17 von meinem ersten weibe erborn.
18 zů den goten han ich den erchorn
19 durch sein ellen in mein selbes schar:
20 ir und er mein nemet war.
21 Die neun chunige reiten
22 ze meiner zeswen seiten.
23 So reite der von Nubiant
24 in der schar pei meiner vinstern hant
25 mit den vierzehen sunen mein
28 und die puniur Poytwin,
29 und Clybares der starche,
30 der chunich von Tenemarke.

360, 1 Terramer der reiche sprach
2 ze ainem chunige, den er iach,
3 daz er chrone drumbe trůge,
4 daz er wurfe und slůge.
— die selben waren harte snel.
5 tausent rotten tumbes hel
9 hiez blasen der chunich Galopeyz.
10 in sinem lande man noch weiz
11 daz busin da wart erdaht.
12 auz Tusise si waren braht.
13 nu zoh man Brahange dar
14 untz auf den fůz gewapent gar.
15 gewapent was ein kovertewer:
16 ein pfelle glest als ein fewer
17 mit chost geworht in Suntin,
18 der lach auf der yserin

* Wolfram von Eſchenbach, herausgeg. von A. Leitzmann. Altdeutſche Textbibliothek Nr. 15 u. 16. Halle a. S. Max Niemeyer 1905 f.

Digitized by Google

19 dar auf saz der von Tenebri.
20 im rait ze beder seite bei
21 manech unverzagter riter[1]) gůt.
22 ettleichem weip gaben můt
23 daz er sich nach in sente.
24 Mer rinder man da mente,
25 die di karrochen zuge[n] [2])
26 swen die got da betru[gen]
27 die drauf waren gem[achet]
28 des gelaube was verswach[et]
29 Lat Terrameren reiten.
30 horet wie die ersten streiten.

361, 1 Sein helfe chumpt in doch zefrů.
2 horet welhe solhe tat da tů,
3 daz man seu dar umbe preise.
4 ob mich mein aventewer weise,
5 der sol ich eu nennen genůch,
6 swer da so hohes hertze trůch
7 daz er sich preise nahte,
8 do man deu mere brahte
9 untz in tauf baereu lant.
10 weip heten dar gesant
11 ze beder seit solhe wer,
12 da von daz christenleiche her
13 und die Sarrazine
14 enphiengen hohe peine[3]),
15 die sich so für genamen,
16 do der tot seinen samen
17 under seu saete,
18 so daz man von ir taete
19 mit eren noch gesprechen mach.
20 daz was ein werder endes tach.
21 ettleicher chom ze der tiost fur.
22 man sach da manigen an der chur,
23 der ze mute wider geworfen hat,
24 daz er erbeite puntes stat,
25 daz der gantze poyndir auf in sta[ch][4])
26 ettleicher sus sein sper zebra[ch]
27 der puneyz so wol racte,
28 daz er sich selben stacte
29 in die riterschaft[5]) der hei[den]
30 so daz swert in die sch[eiden.]

VIII. Buch.

362, 1 [Diz][6]) chunden ze beder seit.
2 [sus] samelieret sich der streit.
3 [die] tiostewer auz funf scharn
4 [und] der tschetis chom gevarn,
7 an den chunich von Falfunde.
8 Halcebier was vor iamer we
9 umbe Pinels tot von Assim.
10 des manleich her rait da bei im
11 geflort mit maniger choste.
12 der getauften tioste
13 auf gelt wart von in genomen.
14 Mit Halcebier was ze rosse chomen,
15 die tiost auch gerten,
16 die Kyburge auch werten
17 ze Orans deheiner[7]) strite.
18 ans marcraven chunft zite
19 seu dauhte ir rache het preis.
20 der chunich Nuppatris
21 von Oraste Gentesin
22 wart mit spern rorin
23 manleich von in gerochen.
24 do deu sper waren zebrochen,
25 der trunzun schilt noch harnasch meit.
26 des speres ort paideu sneit.
27 swer die tiost wil verborn.
28 der bedorft wol der sporn,
29 und daz auz dem kalopeyz
30 von rapine wær sein pungeyz.

363, 1 Des chuniges her von Kanach
2 man so pey Halcebiere sach,
3 ir streit tet den getauften wê.
4 ir herre hiez Galafre,
5 [d]em[8]) von Fiviantes hant
6 [sîn wer]leich sterben wart bechant,
7 [hohe] fursten seine man
8 [die] dahten nu dar an.
9 Jr rache da gap sterbens lon.
10 von Seres Eschelabon,
11 dem auch der iunge Fiviantz
12 sein leben nam auf Alitschantz,
13 der wart mit maniger tiost bechlagt
14 und mit swerten, so man sagt.
15 die von Boctange
16 wol striten auf dem plange
17 und Halcebieres vanen.
18 die dorft nieman rache manen
19 umbe ir herren talimonen.
20 si chunden niemans schonen.
21 da enphiench tschetises her
22 von den gesten uber mer
23 grozen chumber schiere.
24 seiner soldiere
25 und der von Tandernas
26 wart vil gevellet auf daz gras.
27 Halcebier dă selbe streit.
28 swaz der getauften im gereit,
29 die namen von seiner hende
30 auf gotes solt den ende.

364, 1 Nu chom Tiebalt von Kler
2 mit wol gefloriertem her
3 und des von Todierne.
4 seu cherten, da der sterne
5 schein auz des marcraven vanen.
6 Emmereyz begvnde manen
7 kunge und fursten gar,
8 die fůren in seiner schar,
9 daz seu gedahten an ir preis,
10 und cherten gegen dem markeyz.
11 die stoltzen Frantzoysen
12 fur riten die Araboysen[9]),
13 die zuo des reiches vanen warn geschart.
14 Der starche sůze Rennvart

[1]) Zwiſchen r und i eine Raſur.
[2]) Verſe 25—28 beſchnitten und hier nach der Ausgabe von Leitzmann ergänzt.
[3]) Das e über dem p.
[4]) Verſe 25—30 beſchnitten.
[5]) Zwiſchen r und i Raſur.
[6]) Verſe 1—4 beſchnitten.
[7]) Auf Raſur.
[8]) Verſe 5—8 beſchnitten.
[9]) Das zweite a iſt Korrektur.

Digitized by Google

374, 4 Bertram und Gaudin
5 mit ander ir magen,
6 die da gevangen lagen.
7 daz wart versůchet sere.
8 nu sult ir Terramere
9 danchen, daz er ê beriet
10 deu chint mit wer niemen schiet
11 von in mit den swerten.
12 die selben auch da gerten
13 rache umbe daz in was getan.
14 Arofel der Persan
15 was in auf Alitschantz erslagen.
16 die seine begunden in da chlagen
17 mit den ekken und mit den done.
18 von Samargone
19 in manigem poynder wart geschirt
20 Arofel wart in dem strit
21 und den seinen wol bedaht,
22 der seu diche selbe[1]) hat braht
23 an die veinde werleiche.
24 auz Arofel reiche.
25 vil fursten da mit chreften sint.
26 sein selbes darbten da deu chint,
27 wand er ir ander vater was.
28 weder starp noch genas
29 getrewer chunich nie dehein,
30 den tagez lieht ie[2]) uber schein.

375, 1 Da wart manech helm verschroten
— und gevalt vil der toten.
3 bey Terameres chinden.
4 solh sůchen und vinden
5 da was zebeder seit genůch.
6 ein poynder stach, der ander slůch.
7 Turcopel wurden des en ain,
8 von in wart manech zain [zogen.
9 durch den schuz unz an den pfeil ge-
10 da begunden snatern [die bogen][3])
11 als die storchen in dem [neste]
12 do der streit veste
13 was auf dem planie,
14 Poydius von Grifanie
15 da chom mit heres flůte.
16 da getauften got behůte.
17 der Friende chunich was.
18 Tasme, Triande, Kaucasas
19 dienten seiner hende gar.
20 sus chom mit grozer schar
21 der Terrameres tochter sun.
22 seinen vanen fůrt Tedalun,
23 der burcrave von Tasme.
24 uber den walt Lignaloe
25 der selbe forst maist was.
26 er het den slach Kaucasas,
27 den zehenden an maniger wilder hab.
28 swas da goldes wart gezerret ab
29 von der greifen fůzen,
30 daz chunde im armůt bůzen.

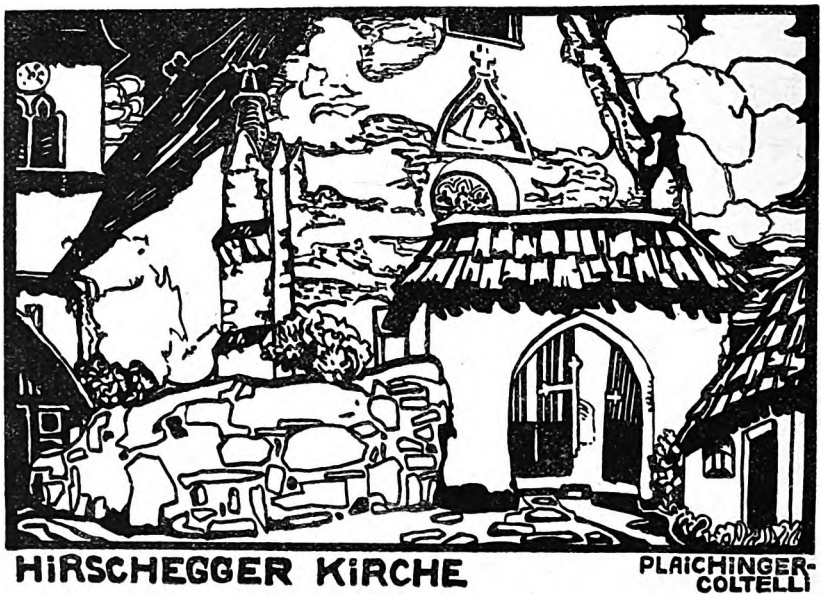
376, 1 Da wart von Poydiuses henden gar
2 daz velt uber leuhtet gar
3 von manigem pfelle teure.
4 daz sunne noch auch auz feure
5 dorften groze[r][4]) bliche gen.
6 man moht an seinem her versten,
7 daz er da haime reicheit pflach
8 und in groziu chost ringe wach,
9 Poydius der selbe trůch
10 an seinem leibe des genůch.
11 daz ich der chost niht tar gesa[gen][5])
12 sus chan mein armut ver[zagen]
13 ob ez geruchet ein re[icher munt]
14 solt eu ditz mer tun [kunt]
15 wie sunder was [gezieret]
16 [Mit k]ost al uber wieret
17 [daz da]ch ob seinem harnasch.
18 [and]er chost da pei er lach.
19 [v]on dem fůze untz an daz haubt,
20 nieman mirz gelaubt,
21 was er het an seinem leibe[6]).
22 ob im von gůtem weibe
23 solch zimirde wart gesant,
24 ob daz diente niht sein hant,
25 het er ir mi[n]ne[4]) chvnde,
26 da warp mit so er svnde,
27 tet er niht durch sei solhe tat,
28 die man noch fůr hohes ellen hat.
29 Poydius der chunich unervorht,
30 sein helm mit listen wart geworht

377, 1 auz dem staine atrax.
2 groz chost ringe wax,
3 sein volch hoh gemůt vnd gogel.
4 nu seht, ob funde ein antvogel
5 ze trinchen in dem Podem sê,
6 trunch ern gar, ez taet im wê.
7 sus průf ich sein her,
8 daz chom ubers funfte mer.
9 soldens alle ir reicheit
10 han gelegt an ir wapen chleit,
11 so mohten deu orss sein niht getragen.
12 von Friende so hor ich sagen,
13 swaz man in dem lande
14 wazzer bechande,
15 den fliezent fůr Kaucasas,
16 iesleiches gefurriert was
17 mit edeln stainen maniger slaht.
18 [ets]leicher[7]) taget pei der naht
19 [mit sî]nem liehte, daz er gap.
20 [maneger] reicheit urhap
21 [hete]h der chunich von Griffange.
22 guldein montange
23 im dienten, stůnde so mein můt,
24 ich moht einen laubeinen hůt
25 wol erben in Spelshart,
26 so der maie reht iwere bewart
27 mit tawe und mit lufte.
28 wer iæhe mir des ze gufte?
29 [8])cht mer Poydiusen wach,
30 swenne er groze choste pflach.

[1]) Auf Rasur.
[2]) Vor ie Rasur.
[3]) Verse 10 und 11 beschnitten.
[4]) Schnitt im Pergament.
[5]) Verse 11—19 beschnitten.
[6]) Das b über p geschrieben.
[7]) Verse 18—21 beschnitten.
[8]) Vor cht ist ein Buchstabe, jedenfalls i, radiert.

Digitized by Google

378, 1 Ob sich der walt nu swende
2 von dem von Friende,
3 mit tiosten auf dem plange,
4 und von dem von Grifange,
5 des het ir reicheit ere.
6 Jn tůrch wol vor die lere
7 groz her. da zu in was geschart,
8 vor aller zageheit bewart.
9 die chunige, die ze Orans fride
10 gaben, die růrten hie lide.
11 seu dauht, ir streit het preis
12 gegen der chunft des markys.
13 daz Tesereyzes her,
14 der ie gegen schanden was zewer,
15 und den deu minne nam den leip.
16 noch solden gůten weip
17 mit trewen ane wenchen
18 ir werdichait gedenchen,
19 seit daz sein hertze nie verdroz,
20 sein dienst wær gegen in so groz,
21 daz vor andern sein genozen
22 was gezilt und gestozen
23 sein hoher preis so verre fůr.
24 pey seiner zeit an lobes chůr
25 man iach den stoltzen Latriseren
26 daz er gewune nie geweren
27 der im so geziehen mohte



Elsi Plaichinger-Coltelli: „Kirche in Hirschegg"
Für die steirischen Kriegsflugblätter „Heimatgrüße" des Vereins für Heimatschutz in Steiermark gezeichnet

An die grüne Steiermark / Ein Albumblatt / Von Martin Greif

Die Täler mild, die Berge kühn,
Die Herzen treu und stark —
Gott lasse stets in Freuden blühn
Die grüne Steiermark.

Digitized by Google

Bahnfahrt in den Alpen.

Schallend vorüber
An brüchiger Bergwand
Reißt's unsern Zug.
Aber sein Hämmern
Sprengt immer wieder
Wildbach um Wildbach
Brausend im Flug:
Daß sein Lachen
Hart an die Fenster
Sich beugt,
Und er hereinzückt
Mit des Blitzes
Trunknem Geisterlicht,
Der ihn gestern
Gezeugt.

*

Dachstein von Aussee.

Als ob in Trümmer gespalten
Ein göttlicher Wohnsitz wär',
Fielen Berggestalten
Wahllos umher.

Jede mit einsamen hagern
Flanken für sich allein;
Wie sich Raubtiere lagern
Im Sonnenschein,

Wächter für einen König,
Schläfernd im Licht.
Doch wie er selber wenig
Zu Dienern spricht,

Zu seiner Ferne wendet
Er sich ab vom Tal.
Der weiße Mantel blendet
Manchesmal.

Und manchmal tief mit Schleiern
Hüllt er sich ein.
Sich selbst geheim zu feiern
Bleibt er allein.

Und etwas drin beim Schimmer
Begibt sich dort. —
Als sänk es noch mehr in Trümmer,
Träumt alles fort.

Digitized by Google

Die Schönwetterhexe.

Irgendwo im Laub hat sie gelacht,
Und es glänzt von ihren blanken Augen!
Und der Jüngling läßt sein schönes Liebchen,
Hat sich nach der Hexe aufgemacht.
Und ihm dünkt, daß er die Fährte fand;
Hier im Wald dies ist ihr goldner Fußtritt,
Dort die Blume trägt die Zauberbotschaft,
Denn durchleuchtet ist des Kelches Wand!
Schleicht er vor, so gängelt ihn ein Falter,
Morgenfrisch wie er noch keinen sah,
Sonnendisteln nisten längs des Weges,
Eine jede ist ein strahlend Ja!
Fort! Ihr nach! Da jauchzt er hingerissen:
Eine Felsenbühne öffnet ihm
Ihre prangenden Kulissen,
Und er geht durch sie mit Ungestüm.
Rieseln einmal Steinchen durch die Stille,
Ihre flinke Sohle hat's getan!
Dort im Winkel ihre schneegewobne Hülle!
Und die Hexe schritt ihm nackt voran!
Und ihm tobt das Herz. Ich faß dich droben!
Doch beklommen tritt er und allein
In ein Blau, das furchtbar ferngehoben,
Und nur Moos umdorrt den Gipfelstein.
Schmelz von Wangen, Schmelz der schönsten Glieder
An die ungeheure Welt verteilt —
Wohin jetzt? Und bange späht er nieder,
Ahnend, daß ihm nichts die Sehnsucht heilt.
Starrt, wie blendend von den Gipfelgrenzen
Bis zum tiefen See der Abend quillt,
Und er weiß nicht, flog sie in sein Glänzen,
Oder sank sie in sein Spiegelbild.

*

Hochsommernacht.

Ich liege wach und lausche,
Ich weiß, es ist schon spät,
Ich horch auf die Musik hinaus,
Die in den Wiesen geht.

Die Sonne, die sie tranken,
Hat tief sie aufgeregt,
Daß lang noch an der Last des Lichts
Ihr Puls im Dunkeln trägt.

Vom Lindenbaume löst sich
Ein Wehen ganz gering,
Das wandelt kühl zu mir herein
Und sucht den Schmetterling,

Digitized by Google

Der irgend in die Stube
Vom Tag mir ward geführt
Und nun an seinem Plätzchen still
Die finstern Schwingen rührt.

*

Ein Landmädchen.

Wo ein Haus mit treuen Händen
Alte Kraft und Zucht bewahrt,
Dem gedeiht in seinen Wänden
Wohl ein Kind besondrer Art:
Aller Ahnen innig Walten
Scheint an ihm hervorzugehn,
Sich noch reiner zu entfalten —
Solch ein Menschenkind ist schön.

So auch sie, der wir begegnet:
Manche Rede macht uns klar,
Daß mit ihrem Sein gesegnet
Nicht ihr Vaterhaus nur war;
Nein, im ganzen Tale schweben
Wie des Frühlings ersten Hauch
Fühlte man ihr junges Leben,
Und nicht lang, so fühlt' ich's auch.

Über ihres Vaters Tennen,
Wo die Wegchen allzuschmal
Hohe Körnerdünen trennen,
Wandelte sie leicht einmal,
Wohl von dort auf unsre Höhe,
Wo uns Haus und Gärtchen stehn,
Sprang sie dann gleich einem Rehe,
Unsrer Arbeit nachzusehn.

Und wir grüßten mit Entzücken,
Sahen sie nur dann und wann
Unterm Schaufeln, unterm Bücken,
Doch mit ganzem Blicke an;
Und verrieten ihrem Fragen:
Himbeerhecken pflanzten wir;
Unser Gärtchen sollte tragen
Wie ein rechtes Waldrevier.

Sie erzählt', wie die Spaliere
An des Hauses Südwand stehn,
Und wie drollig junge Tiere,
Die sie aufzog, anzusehn;
Wie sie dann vom Wald erzählte
Und der Bauernschaft im Wald!
Und ein jedes Wort beseelte
Ihrer Stimme klarer Alt!

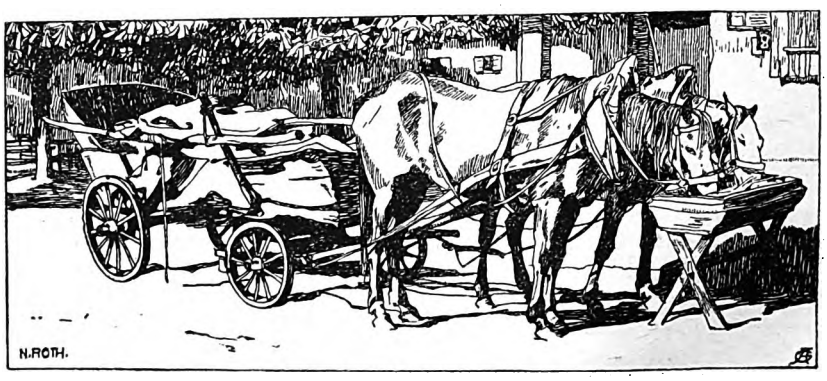
Digitized by Google

Worte zwar und Klang verwehten ...
Doch da nahm ich überm Jahr
An dem Ort, den sie betreten,
Unverhofftes Wachstum wahr:
Da ein kleines Trüppchen Ähren
Aus dem Dorn die Häupter hob;
Und ich sann, sie zu erklären
Und entbrannte heiß darob.

Und ich grüßte es, das Zeichen,
Das voll Unschuld und beredt
Kam, mir Botschaft darzureichen
Über sie, die es gesät;
Die zu unsres Schicksals Wegen
Einen Schritt nur braucht zu tun
Wie ein Engel, und der Segen
Fällt ihr aus den Bänderschuhn.

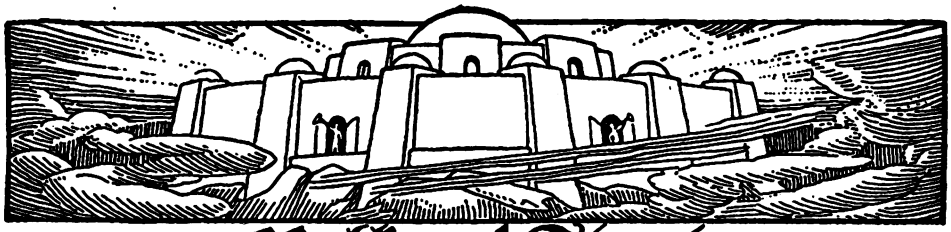
Unser Mühn pflanzt Dornensträucher,
Dran man karge Beeren sucht,
Doch von ihrem Schritte reicher
Aus dem Acker steigt die Frucht.
Wir vollenden mit Beschwerde,
Unser Wohltun wägt erst lang,
Doch ihr Wandel gleicht der Erde
Gütigem und großem Gang.

Daß noch solche Wesen werden,
Das gibt Hoffnung, das gibt Mut!
Freunde, es ist gut auf Erden,
Unter Menschen ist es gut!
Seht, wie überall das Leben
Insgeheim auf Wohltat sinnt,
Und welch Pfand dem übergeben,
Welcher sie zum Weib gewinnt.



Norbertine Roth-Breßlern: „Vorm Wirtshaus"
Für die steirischen Kriegsflugblätter „Heimatgrüße" des Vereins für Heimatschutz in Steiermark gezeichnet

Digitized by Google



Volk und Staat

Ein steirischer Historiker über Deutschlands Zukunftsziel

Der jetzt in Graz wirkende weithin bekannte Geschichtsschreiber und Vorkämpfer der Karpathendeutschen R. F. Kaindl behandelt in seiner jüngsten allgemein lesenswerten Schrift: „1848/49—1866—1918/19 des deutschen Volkes Weg zur Katastrophe und seine Rettung“ (München, Drei-Masken-Verlag). Als begeisterter Großdeutscher beklagt er den bisher erfolglosen Verlauf der sogen. Anschlußpolitik. „Das Scheitern des großdeutschen Gedankens 1848/49 und 1866“, schreibt Kaindl, „war das Verhängnis des deutschen Volkes. Seither siechten die ausgestoßenen Deutschösterreicher dahin und ihr Staat zerfiel, damit verlor auch Kleindeutschland seinen einzigen natürlichen Bundesgenossen. Zugleich gerieten die Reichsdeutschen durch die Abwendung vom Osten, dem alten Betätigungsgebiet des deutschen Volkes, auf die abschüssige Bahn des industriellen Imperialismus und der ausschließlichen Überseepolitik. Damit war der Weg zur Katastrophe gegeben, die niemand aufhalten konnte. Rückkehr zu den Hochzielen der Großdeutschen von 1848/49 ist der einzige Zukunftsweg.“

Mag man auch nicht mit jeder Zeile und jedem Wort der kenntnisreichen Ausführungen Kaindls in den acht Kapiteln seiner geradezu programmatischen Schrift einverstanden sein, in den Hauptzügen muß ihm jeder Patriot zustimmen, der nicht bloß den Norden, sondern auch den Süden kennt und umgekehrt jeder, der nicht bloß in Österreich, sondern auch im Deutschen Reich gelebt, seine Geschichte und seine Bewohner studiert hat, jeder, der über den Stämmen und Landschaften stehend die Worte des Freiherrn von Stein wiederholen kann: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland“.

Kaindl beginnt mit einer Ehrenrettung der großdeutschen Partei im unseligen Frankfurter Parlament; Man wisse heute, daß leitende preußische Staatsmänner 1848 „von der Selbständigkeit Preußens nicht viel zugunsten Deutschlands opfern wollten“ und davor warnten, „den kräftigen Heimatstaat um des noch nebelhaften Deutschlands willen aufzulösen“. Es sind dies die gleichen Gedankengänge, die etwa Egbert von Xylander in der Berliner Wochenschrift „Die Tradition“ vom 24. Januar 1920 entnehme, die heutige Lage beurteilen lassen. Xylander weist „alle gefühlsmäßigen Anwandlungen von sich“ und versucht, „die Vor- und Nachteile einer staatlichen Verbindung aller Deutschen vom nüchternen Standpunkt aus zu betrachten,“ der für spätere Zeiten den Zusammenschluß aller Deutschen, auch der österreichischen, wenn möglich „im Rahmen eines umfassenderen kontinental-germanischen Bundes“ berücksichtigt, augenblicklich sei die nationale Wiedergeburt nur von Preußen zu erwarten. „Von diesem Standpunkt aus müssen wir es als eine Erleichterung unserer letzten Prüfung betrachten, wenn die Republik Deutschösterreich an der Vereinigung mit dem Reiche vorerst gehindert wird. Wir dürfen bis zu unserer moralischen und politischen Wiedergeburt nicht eine Bevölkerung in unsern Staatsverband aufnehmen, die leider in hohem Maße diejenigen Eigenschaften vermissen läßt, die wir gerade in der nächsten Zeit am notwendigsten brauchen, nämlich Nationalgefühl, sittlichen Ernst und eisernes Pflichtbewußtsein. In diesem Sinne wäre freilich die Angliederung der Sudetendeutschen als ein durch den langjährigen Kampf gegen die Tschechoslowaken gestähltes Geschlecht schon heute ein großer Gewinn. Die Bevölkerung der übrigen Teile Deutschösterreichs wird dagegen vorerst besser ein gesondertes Dasein führen, solange wir selbst nicht ein wahrer Nationalstaat geworden sind.“

Kaindl übt an dem Ergebnis des Jahres 1866 zwar nicht dieselbe scharfe Kritik wie weiland der junge Arndt an Friedrich dem Großen, aber neben den Lichtseiten sucht er auch die Schatten aufzudecken. Denn die nächste Folge war, daß die Deutschen im Habsburger Reich in die Minderheit kamen und ohne allen Rückhalt an der Gesamtnation den Fremdvölkern ausgeliefert wurden.

Das neue Königreich Italien, die Loslösung des Königreichs Ungarn von Österreich durch den „Ausgleich“ von 1867, bildeten wichtige Etappen in der Zermürbung der deutschen Macht an der Donau. Eichendorffs Lieblingsschwester Luise schrieb damals aus Baden bei Wien an ihren Linzer Freund Adalbert Stifter: „Ich glaube, alle die Ereignisse des verflossenen Sommers waren nur ein Vorspiel eines großen Trauerspiels, ich lebe unbe-

Digitized by Google

merkt mitten im Volk, höre fast täglich ihre Bemerkungen, selbst die der Soldaten, ihrer Söhne. — Österreich kann keinen Krieg mehr führen, allgemeine Korruption von oben bis herab hat den höchsten Grad erreicht, — nichts als Genußsucht; natürlich deshalb Eigennutz, Schlaraffenleben, kurz ein Volk ohne Begeisterung, ohne Vaterlandsliebe, ohne Religion, ohne Bildung — was vermögen dann wohl Einzelne? Armes, schönes Österreich! Armer Kaiser! ... Ich weiß nicht, ob ich's noch erleben werde, aber ich glaube, es wird nicht lange dauern, daß eine Revolution ausbricht, der französischen schauervollen ähnlich. — Die Schlösser der Adeligen werden brennen. Einer wird den andern umbringen, um zu rauben. Das glaube ich, aus unsern Zuständen zu entnehmen." Wenn bereits Ende 1866 solch ein Urteil möglich war, wie konnte man 1914 auch nur eine Sekunde annehmen, die Söhne und Enkel der Besiegten von Königgrätz, seither durch innere Wirren an den Rand des Abgrunds gebracht, würden auch nur ein Jahr standhalten? Wahrhaft Übermenschliches leistete der deutsche Stamm in Österreich, der nicht bloß die Front gegen Rußland, sondern auch die gegen Italien zu halten hatte und dabei von der Mehrzahl der eigenen Staatsgenossen verlassen war, ja innerlich befehdet wurde. Seit 1866 war sein Dasein ein langsames Dahinsiechen, von tückischen räuberischen Nachbarn umstellt.

Das Bündnis von 1879 konnte dem österreichischen Deutschtum für das Verlorene keinen Ersatz mehr bieten. Auch stützte sich Bismarck in der Hauptsache auf Ungarn. Zum Schutz der Deutschen in den Sudetenländern und an der Adria glaubte er als vorsichtiger Kenner des Wiener Ballplatzes seine Hand nicht rühren zu dürfen. Und dabei blieb es bis zu Jagow, bis in den Weltkrieg hinein.

Die inneren Wirren taten, wie erwähnt, das ihrige. Kaindl berührt die österreichische Los-von-Rom-Bewegung und manche Verständnislosigkeit in den Reihen des alpenländischen Klerus. Gleichsam als Ausnahme hebt er den steirischen Chorherrn Ottokar Kernstock hervor, dessen nationale Gesinnung und zündende Poesie durch seine Beiträge vor allem in den „Münchener Fliegenden Blättern" in ganz Deutschland Beachtung fanden.

„Und wenn mein Volk um Hilfe schreit,
Steh' tatenlos und stumm
Ich nicht beiseit! Mich brennt sein Leid,
Beseligt seine Seligkeit
Denn auch im priesterlichen Kleid
Civis germanus sum."

Kaindl kennt offenbar die 1898 in Brixen von drei katholischen Theologieprofessoren veröffentlichte Schrift „Die nationale Frage" nicht; auch die drei flammenden Protestreden des zeitgenössischen deutschböhmischen Geistlichen und Abgeordneten Ambros Opitz „Der böhmische Streit" (Wien 1898) gehörten in diesem Zusammenhang erwähnt zu werden. Opitz war der Begründer und Führer der nationalgesinnten Katholiken in Deutschböhmen und mußte sich im Landtag einer Flut von Schmähungen erwehren.

Ein großes Zukunftsziel stellt der steirische Historiker am Ende auf. Aus den Lehren der Geschichte hätten das Deutsche Reich und Österreich nunmehr endlich ihre Folgerungen zu ziehen. Weder der einseitige Anschluß der heutigen Republik Österreich an den noch immer mächtigen Bruder im Norden, noch die bloße Wiederherstellung der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie in was immer für einer Form (Donaukonföderation) sei das zu erstrebende Ziel, sondern eine Verbindung beider Programme: Anschluß Deutschösterreichs an das Deutsche Reich und Anknüpfung fester politischer und wirtschaftlicher Beziehungen zu den übrigen Ländern des Donaubeckens.

Es ist schade, daß Kaindl, der nicht bloß als Gelehrter, sondern auch als Realpolitiker der Feder neben seinem Grazer Amtsgenossen, dem Wirtschaftsgeographen Robert Sieger, dessen nationalpolitische Abhandlungen weit über die Heimatgrenzen Aufsehen erregt haben, heute in der ersten Reihe des österreichischen Deutschtums steht, nicht über den ihm gebührenden Platz im Parlament verfügt. Mehr als seinerzeit etwa der reine Idealist Gervinus hätte er die Befähigung dazu, seinem Volksstamm Führer und Bahnbrecher zu sein auf dem dornenvollen Weg des gegenwärtigen öffentlichen Lebens. Kaindl ist ein Großdeutscher vom Schlag der Uhland und Arndt, der vor einem Jahrhundert das rechte Stichwort ausgab, indem er auch der Steiermark gedachte:

„Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Bayerland? Ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen streckt?
O nein, nein, nein! Sein Vaterland muß größer sein,
Sein Vaterland muß größer sein! ....!

Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel, sieh darein,
Und gib uns echten deutschen Mut,
Daß wir es lieben treu und gut!
Das soll es sein! Das soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!
Das ganze Deutschland soll es sein!

Digitized by Google

Der ist d' elaus syn mein.
der chronich vō lanze sardin.
Von meinē erben wolde erborn.
Ich d' des gotē han ich dē erchorn.
Durch sein ellen in mein selbes schar.
Ir vñ er mein meiner war.
Die nevn chonige reiten.
Ze meiner zeswen seiten.
Do reite d' von nebiant.
In d' schar pei mein vinsten hāt.
Mit den vierzehen synen mein.
vñ die ponivr poytwin.
vñ elybares d' starche.
der chonich vō renemarche.
Terramer d' reiche spruch.
Ze ainem chonige dē er ruch.
Waz er chrone drumbe trvge.
Waz er wurfe vñ slvge.
Wie selben waren harte kuel.
Tavsent rotten tumbes hel.
Hiez blasen d' chonich galopes.
In sinem lande man noch swe.
Waz bvlin da ware erdaht.
Waz tvsse si waren braht.
Wol zoh man bruhange dar.
Untz auf dē foz gewapent gar.
Gewapent was ein kovertewer.
Ein pfelle gleit als ein fewer.
Mit chost gewrohte in synun.
Der lach auf d' yserin.
Dar auf saz d' vō renebu.
In rant zelbed' seite bei.
Manech wnzagter r it gvt
Erleuhten sweip gaben nivt.
Waz er iuch nach in reite.
Der rind man da mente.

Die di karrochen zoge
Swen die got da bere
Die drauf waren gem
Des gelaube was d' swach
Gar tramteren reiten.
Horet wie die ersten streite.
Sein helfe chumpt in doch zeh
Horet welhe solhe tat da tv.
Waz man sev dar umbe preise
Ob mich mein aventevr wei
Der sol ich ev nemen genvch.
Swer da so hohes hirze prvch.
Daz er sich preise nahte.
Do man dev mere braht.
Untz in tavf barev l
Weip heren dar gesant.
Ze bed' seit solhe moer.
Da vō daz christenliche her.
Vil die sarrazine.
Triphiengen hohe zine.
die sich so vor genamen
Do d' tot seinen samen.
Erbolgen sarte.
Che d' man von ir tarte.
Mit eren noch gesprechen mach.
Daz was ein werd' end's tach.
Ertlicher chomze d' ist voll.
Man sach da manigen ald' chvr.
Der ze myte wid' geworfen har.
Daz er er beite pontes star.
Daz d' gantze poyndr auf in st
Ertleicher svs sein her zebr
Der pneyz so wo. rache.
Daz er sich selben
Durch die vrischaft d'
Do daz swert in die sc

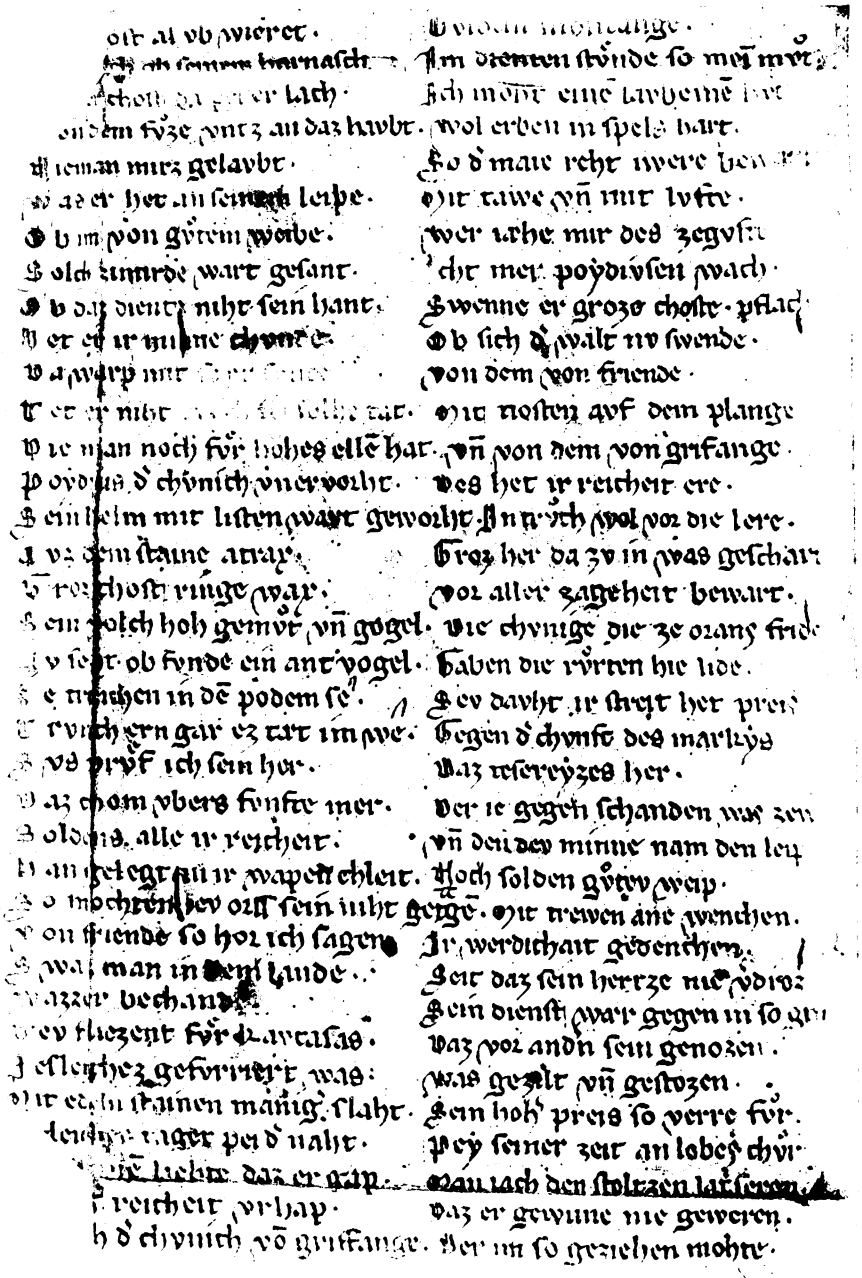
Digitized by Google

Das St. Lambrechter „Willehalm"-Bruchstück
2. Seite

B ertram von wadin. Da begvnden tvaten
e) ir and' ir magen. Als die ſwachen in den
d ie da gevangen lägen. Do der ſtreit geſtvt.
d az wart vō ſvēchet ſere. Was auf dem plane
w e ſolt ir terramare. Poydivs vō grifanē.
d anchen daz er ē beriet. Da chom mir here flvten
d ev chint mit wer niemē ſchiet. Da getavften got behvte.
d ō in mir den ſwerten. Der ſtrich die chynich was.
d ie ſelben avch da gerten. Taſine triande v-avcalas.
d ache vmbe daz in was getan. Vierten ſeiner hende gar.
d rofel der perſān. Gvs chom mir grezer ſchar.
w as in auf alriſchantz erſlagē. Der tramares rochē ſvn.
W ie ſeine begvndē in da chlagē. Seinen wanen fvrt tedalvn.
d) ir den chinden vō mir dē done. Der vertraute von tāſine.
d on ſamargone. Olb den walt lignalge.
z manigē poyndr wart geſchirt. Der ſelbe forſt maſt was.
d rofel wart indem ſtrit. Er her den ſlach v-avcalas.
d ō den ſeinen wol bedaht. Den zehenden an manig wild hab
W er ſev dichē ſelbe hat braht. Gwas da goldes wart gezeiret ab.
d n die veinde werleiche. Vō d' greifen fvzen.
d vz arofel reiche. Daz chvnde im armōt bvzen.
w il forſten da mit chreftē ſit. Da wart von poydivs hendē gar
B ein ſelbes darbten da dev chit. Daz velt vber levhter gar.
w and er ir and' var was. Vō manigem pfelle tevre.
w eder ſtarp noch genas. Daz ſvnne noch avch avz fevre.
e trewer chvnich nie dehein. Vorten grezē bluche gen.
w en tagez liht ie vber ſchein. Man mohtraz ſeinē her vſtē.
d a wart manech helm vſchrotē. Daz er dā hame reichen pflach.
v ñ gevalt vil d' roten. Vñ in grazv choſt ringe zwich.
B ey tramores chinden. Poydivs der ſelbe trvch.
S olh ſvchen vñ vinden. In ſeinem leibe des genvch.
w a was zebed' ſeit genvch. Daz ich d' choſt niht tar gen
d in poynd' ſtach d' and' ſlvch. Gvs chan mein armvt vō
v rtropel wurden des ein ain. Ob ez gerechet ein re
d in wart manech zain. Golt ev dirz iner tvn
d vrch dē ſchvz vnz an dē pfil gezogē. wie ſvnd' was

Das St. Lambrechter „Willehalm"-Bruchſtück
3. Seite

Digitized by Google



Das St. Lambrechter „Willehalm"-Bruchstück
4. Seite

Digitized by Google

Digitized by Google

Selbstbildnis Albrecht Dürers im Alter von 13 Jahren

Silberstiftzeichnung in der Albertina zu Wien. Bezeichnet: „Oz had ich aws eim spigell nach mir selbs kunterfet im 1484. Jor do ich noch ein Kint was. Albrecht Dürer." 296 : 275 mm. L. 448.

Aus: Comenius-Bücher. Bd. 4. Albrecht Dürer-Zeichnungen. Verlag Grethlein & Co., Leipzig.

Digitized by Google

Der Wächter

Monatsschrift für alle Zweige der Kultur

in Verbindung mit dem Eichendorff-Bund

Begründet und herausgegeben von Wilhelm Kosch

4ter Jahrgang / 1921 / Mai-Heft / München

Albrecht Dürer

Zum 450. Geburtstag am 21. Mai 1921

Dein Leben, o Meister, war klirrender Ritt
Des Ritters ohne Furcht und Tadel.
Dir kreuzten Teufel und Engel den Schritt
Und Menschen vom Pack und vom Adel.

Entschwebtest Du kühn zum dreieinigen Gott,
Daß farbige Himmel erklangen:
So wurdest Du wieder des Blutes Spott
In Melancholien, in bangen.

Denn südliche Wunder zwangen Dich klein
Und kochten Dein Blut, daß es gärte.
Du rangest Dich herb durch Wehen und Pein,
Bis still sich die Schönheit verklärte.

Und Arbeit freute, und Sonne lag
Im Zimmer Dir und auf Dielen.
O Lust der Arbeit bei Nacht und Tag,
Weil Gnaden aus Himmeln fielen!

Und führte Dein Leben durch lauteste Pracht:
Du hörtest doch leises Klagen,
Durch lärmenden Tag und stille Nacht
Aus Christi Passion getragen.

Madonnenlächeln flockten Dir zart
Aus Mandelbaumblüh auf die Pfade
Und brachten dem Ernste die minnige Art.
Auf Manneswerk schien Gottesgnade.

Georg Mönius

Digitized by Google

Die Goldhörner / Von Rudolf Meißner

Sie trachten und suchen
in alten Büchern,
in erbrochenen Grabhügeln
mit spähendem Auge,
auf Schwertern und Schilden
in modernder Erde,
auf Runensteinen
unter zerfallendem Gebein.

Taten der Vorzeit!
Zauber der Ahnung!
Doch in Dunkel hüllt sich
die alte Schrift.
Es starrt der Blick,
die Gedanken verwirren sich,
wanken im Nebel:
„Ihr alten, alten
entschwundenen Tage!
Da es strahlte im Norden,
da der Himmel auf Erden war,
o gebt einen Schimmer zurück."

Die Wolken sausen,
die Nacht braust,
der Grabhügel stöhnt,
die Rose schließt sich.
In den Höhen oben
klingt es.
Sie treffen sich, sie treffen sich,
die verklärten Hohen,
kampfglühenden im Wundenschmuck
mit dem Sternenglanz im Auge.

„Ihr, die ihr wankt in Blindheit
sollt finden
ein uraltes Denkmal.
Es soll kommen und schwinden.
Seine goldnen Seiten
sollen tragen Gepräge
ältester Zeiten.
Da mögt ihr lernen,
mit Andacht und Ehrfurcht
unsere Gabe lohnen.

Das schönste Schöne,
ein Mädchen,
soll finden das Heiligtum."
So singen sie und schwinden,
der Himmelston erstirbt.

Digitized by Google

Hrymfaxe, der schwarze,
schnaubt und taucht hinab,
begräbt sich im Meer.
Des Morgens Pforte
schließt Delling auf,
und Skinfaxe trabt
in strahlender Lohe
auf die Himmelsbahn.

Und die Vögel singen.
In Tauperlen baden
sich Blütenblätter
geschaukelt im Wind.
Und mit schwebendem Fuß
tanzt ein Mädchen
dahin übers Feld.
Veilchen kränzen sie,
ihre Rosenwange glüht,
sie hat Lilienhände.

Leicht wie ein Reh,
mit munterm Sinn
schwebt sie und lächelt;
und wie sie eilt
und liebend sinnt —
sie strauchelt,
und starrt, und schaut
goldne Lohen,
und errötet, und bebt,
und zitternd hebt sie
mit staunendem Sinn
aus schwarzem Grund
mit schneeweißer Hand
das rote Gold.

Ein leiser Donner
rollt,
der ganze Norden
staunt.

Und sie laufen zusammen,
in Scharen und Haufen,
und graben und suchen,
den Schatz zu vermehren.
Kein Gold mehr zu finden!
Ihr Hoffen betrogen!
Sie seh'n nur den Grund,
aus dem es kam.

Ein Jahrhundert schwindet. —
Über Felsenzinnen
braust es wieder dahin.
Die Schleusen der Stürme,
gewaltig brechen sie auf.

Digitized by Google

Von Norwegens Bergen
und Dänemarks Fluren
in den himmlischen Sälen
die verklärten Alten
versammeln sich wieder.

„Für die seltenen Wenigen,
die unsere Gabe versteh'n,
die nicht liegen in Fesseln der Erde,
deren Seelen sich heben
zu den Zinnen der Ewigkeit;
die das Hohe ahnen
im Aug' der Natur;
die anbetend beben
vor der Gottheit Strahlen
in Sonnen, in Veilchen,
im Kleinsten, im Größten;
die brennend dürsten
nach des Lebens Leben;
die durch geschwundene Zeiten
o großer Geist, schauen
deinen Gottheitsblick
auf des Heiligtums Seiten,
für s i e klingt wieder nun unser: Werde!
Ein Sohn der Natur,
in Stille und unbekannt,
aber den Vätern gleich,
kräftig und groß,
die Erde pflügend,
ihn wollen wir ehren:
er wird w i e d e r u m finden."
So singen sie, schwinden sie.

Hrymfaxe, der schwarze,
schnaubt und taucht hinab,
begräbt sich im Meer.
Des Morgens Pforte
schließt Delling auf,
und Skinfaxe trabt
in strahlender Lohe
auf die Himmelsbahn.

Am stillen Wald
zieh'n die Ochsen dahin
den schweren Pflug
über schwarze Schollen.
Da stockt der Pflug,
und ein Schauer fährt
durch den Wald.
Die Vögelscharen
auf einmal schweigen.
Rings heilige Stille,
alles weihend!

Digitized by Google

Da klingt in der Erde
das alte Gold.

Zweimaliger Glanzblick der uralten Tage
strahlt hinein in unsere Zeit,
geheimnisvolle Wiederkehr!
dunkles Rätsel goldener Wandung!

Mystische Heiligkeit umschwebt
die alten Zeichen, die alten Bilder.
Gottheitsglorie umzittert
Wunderwerke der Ewigkeit.

Ehret sie, denn das Schicksal waltet.
Bald vielleicht sind sie verschwunden.
Jesu Blut auf dem Altar des Herrn
füllt sie wie das Blut im heiligen Hain.

Ihr aber seht nur des Goldes Lohen,
nicht das Ehrfurcht heischende Hohe,
setzt sie als prächtiges Stück zur Schau
für ein mattes, neugieriges Auge.
Der Himmel wird schwarz, die Stürme krachen,
Stunde des Schicksals, du bist gekommen!
Was sie gegeben, nahmen sie wieder zurück.
Für immer entschwand das Heiligtum.

Nur wenige Worte mögen dieses Hohelied der dänischen Romantik begleiten*). Es erschien zuerst gedruckt in Oehlenschlägers erster Gedichtsammlung (Digte, 1803), einem jetzt sehr selten gewordenen Büchlein, dem der Dichter Goethes Verse „was ich irrte, was ich strebte, was ich litt und was ich lebte, sind hier Blumen nur im Strauß" vorausschickt. „Dies kleine Buch", sagt P. L. Møller, „hat für mich etwas mystisches, etwas geheimnisvolles, etwas heiliges, und ich berühre und öffne es nur mit Beben und Andacht. Kein anderes dänisches Buch hat einen so wunderbaren kulturhistorischen Duft, atmet einen solchen Reichtum strahlender Erinnerungen, feuriger Lebenslust und unmöglicher Zukunftshoffnungen." Die Sammlung kam im Dezember 1802 heraus, das bedeutendste Gedicht des Buches, die Goldhörner, ist im Juni 1802 entstanden. Niemals waren vorher solche Töne in dänischer Sprache erklungen, es ist der Weckruf der dänischen Romantik, eine echte Improvisation, hervorgeströmt aus der jungen Seele eines Dichters, unter einem Eindrucke, der sein ganzes Wesen erschütterte, ihm seine bisherige poetisierende Geschäftigkeit nichtig erscheinen und ihn das tiefe, beseligende Geheimnis künstlerischen Schaffens ahnen ließ. Wunderbar wie das Gedicht ist auch seine Entstehung, von der uns Oehlenschläger selbst in seinen Erinnerungen Bericht gibt. Es war in den Junitagen des Jahres 1802, daß der junge Oehlenschläger dem aus Deutschland nach Kopenhagen gekommenen Norweger Henrik Steffens seinen Besuch machte. Er hatte ihn vorher flüchtig kennen gelernt und war vor ihm als einem eifrigen Anhänger der neueren deutschen Schule gewarnt worden. Henrik Steffens war nur sechs Jahre älter als Oehlenschläger, aber er hatte dem jungen Dichter, der bis zu diesem Augenblicke sich im Geiste der dänischen Aufklärung entwickelt hatte, eine völlig neue Welt zu offenbaren, er kam von Weimar und

*) Das dänische Gedicht ist leicht im Reim gefügt. Eine gereimte Übersetzung hätte sich fast immer vom charakteristischen Ausdruck entfernen müssen. Grade diesen aber und den freien hymnischen Bau wollte ich festhalten.

Digitized by Google

Jena, war erfüllt von den Ideen der Philosophie Schellings, ein Verkünder der unendlichen Würde, der metaphysischen Bedeutung, die der Poesie in der Theorie der Romantik verliehen war. In einem sechzehnstündigen Zusammensein, von vormittags 11 bis nachts um 3, entzündete sich die empfängliche Seele des Dichters in dem Gespräch mit dem begeisterten Lehrer; nach einem kurzen unruhigen Schlaf in Steffens' Wohnung eilte Oehlenschläger nach Hause und schrieb das Gedicht, die Goldhörner, nieder; dann kehrte er wieder zu seinem Freund zurück, um es ihm vorzulesen. Steffens' Urteil war: ‚ei, mein Bester, Sie sind ja wirklich ein Dichter.' Oehlenschläger hatte ihm kein Erstlingswerk vorgelesen, er galt schon in Kopenhagen als ein talentvoller Dichter. Steffens verurteilte mit diesen Worten Oehlenschlägers bisheriges Schaffen und beglaubigte ihm zugleich unter dem Eindruck der Goldhörner sein echtes Künstlertum. „Ich gab ihn", sagt Steffens in seinen Erinnerungen, „sich selber, er erkannte seinen inneren Reichtum, und ich erschrak fast, als die jugendlich frische Quelle mir gewaltsam entgegenströmte. Er fühlte sich befreit, jubelte und belohnte denjenigen, den er seinen Befreier nannte, mit einer grenzenlosen, rührenden Hingebung".

Weder Oehlenschläger noch Steffens berichten etwas von dem Inhalt des vorhergehenden endlosen Gesprächs. Aber das Gedicht ist selbst nicht nur ein feuriger Dank des Befreiten, sondern zugleich ein Widerhall der befreienden Offenbarung, es gibt die Ideen Steffens', die Ideen der deutschen Romantik in einer Fassung wieder, die zugleich die tiefe Erregung wie die sichere Bildkraft des großen Künstlers bezeugt.

Einige Wochen vor dem Gespräch waren aus der Kunstkammer die zwei kostbarsten Stücke nordischer Altertümer, die beiden berühmten goldenen Trinkhörner spurlos verschwunden. Erst nach langer Zeit stellte sich später heraus, daß der Dieb diese unersetzlichen Kleinodien eingeschmolzen hatte und daß also das „Heiligtum" wirklich für immer verschwunden war (V. 166). Das erste Horn wurde 1639 von einem Bauernmädchen bei Gallehus in der Nähe von Mögeltondern (Schleswig) durch Zufall gefunden, es ragte mit der Spitze aus dem Boden hervor. Der Dichter schildert den Vorgang in den entzückenden Versen 54—77, in denen höchstens V. 68 (im Dänischen schärfer: paa Elskov grubler) etwas zu sehr an die zärtlich-galante Dichtung des 18. Jahrhunderts anklingt. Der Fund erregte nicht nur durch seine Kostbarkeit größtes Aufsehen: das Horn war auf seiner ganzen Außenfläche mit höchst seltsamen Bildern und Zeichen geschmückt, die in Ringen um das Horn angeordnet waren: da reihten sich Menschen, Tiere, phantastische Mischgestalten aneinander. Etwa ein Jahrhundert später (V. 90), im Jahre 1734, fand ein Bauer wiederum bei Gallehus, angeblich nur wenige Schritte vom ersten Fundorte, das zweite Goldhorn beim Lehmgraben etwa einen Fuß tief unter der Erdoberfläche (V. 134—146). Das Horn zeigte ganz ähnlichen Bildschmuck, einzelne Figuren kehren auf beiden wieder. Aber das zweite Horn trug am Mündungsrande eine Runeninschrift mit dem Namen des Künstlers; damit war erwiesen, daß die Hörner im Norden verfertigt sind. Was bedeuten nun diese seltsamen Bildreihen, diese Gestalten und Zeichen, die wir jetzt natürlich nur nach den alten Abbildungen beurteilen können? Seit den Zeiten des gelehrten Ole Worm, der zwei Jahre nach dem Funde des ersten Horns seine Deutung veröffentlichte, ist eine Erklärung der andern gefolgt, ohne daß bis heute sich ein sicherer Halt für eine Deutung dargeboten hätte. Wir können heute den Bildschmuck nach andern Funden stilistisch einordnen, fremde Einflüsse bestimmen, daß aber nur dekorative Reihen vorliegen, scheint mir ausgeschlossen. Für Oehlenschläger — darauf kommt es hier an — wie für seine Zeitgenossen, hatten diese Bilder eine tiefe religiöse Bedeutung, sie waren ihm Symbole ewiger Wahrheiten, einer Synthese heidnischen und christlichen Glaubens (V. 157—158). Die Goldhörner werden ihm Symbol der romantischen Allpoesie, wie die deutsche Romantik sie faßte: es ist eine Gabe der Gottheit, das Göttliche selbst. Die programmatische Stelle des Gedichtes ist V. 100—117. Die Allpoesie offenbart sich der naiven

Digitized by Google

Reinheit, dem schönsten Schönen, einem Mädchen (V. 41) und der naiven Kraft und Gesundheit, dem Bauernsohn, dem Sohn der Natur (V. 118). Der romantische Gegensatz, grob ausgedrückt, zwischen den Poetischen und den Philistern findet in dem Gedicht an verschiedenen Stellen verfeinerten Ausdruck. Den Nützlichkeitsmenschen ist das Gold nur Gold (V. 82—89, 159—162), die geheimnisvolle Offenbarung wirkt auf diese nicht, die Götter entziehen ihnen ihre Gabe. Deutscher Romantik entstammen die Gedanken des Liedes, ja dem Kundigen wird hier und da ein Anklang an Athenäumfragmente auffallen; offenbar sind prägnante Fassungen romantischer Sätze, Zitate, die Steffens im Gespräch gebraucht haben muß, vom Dichter verwendet. Der Ideengehalt also ist deutsch, der Dichter wollte ja seinem Freunde zeigen, daß er ihn ganz verstanden habe, aber die geniale Fassung des romantischen Gehaltes, die poetische Materie, die klare Gliederung gehört dem dänischen Dichter, der dem Gedichte durch den Stoff und die stilistische Behandlung einen nationalen Charakter gegeben hat. Der eddische Klang ist mit großem Geschmack verwendet, ein mythologisches Motiv, die Schilderung der weichenden Nacht und des aufziehenden Tages, refrainartig eingeschoben, sondert wirkungsvoll die beiden Mittelsätze. Die Vortragsart ist zwar im ganzen hochgespannt, entsprechend der aus Verstandes- und Geschmackskultur in mystische Sphäre erhobenen Stimmung des Dichters, aber nicht eintönig-feierlich, vielmehr nachgiebig und geschmeidig dem Gedankengang folgend.

Oehlenschläger hatte damals schon eine Auslese seiner Gedichte vorbereitet. Unter dem Eindruck des Umgangs mit Steffens verwarf er fast alles. Der Sammlung von 1803 schickt er im Vorwort eine scharfe Absage an die von ihm früher gepflegte Dichtung voraus, das Buch enthält nur wenige und besonders bezeichnete umgearbeitete ältere Stücke. Man darf wohl sagen, daß auch in dieser Sammlung, die rasch im vollen jungen Dichterglück entstanden ist, das Gedicht „Die Goldhörner" in seinem besonderen Zauber ganz einzig dasteht, wie es denn überhaupt in der dänischen Literatur nicht seinesgleichen hat.

Albrecht Dürer / Von Karl Demmel

Nürnberg, türme- und stadtmauerfest im Glanz deutschen Handwerks, mit versonnenen Erkern und plauschenden Stadtbrunnen.

Dürers Äußeres: ein wiedererstandener Jesuskopf; Lockenhaar legt sich um das durchgeistigte Haupt. Faustisches Wesen bis zur Unergründlichkeit lebt in den ruhlosen Linien seines Werkes; Glut, Frische und Fertigkeit, nicht Jubel und Rausch. Deutsche Kunst, deutsche Arbeit und Meisterschaft.

Aus Butzenscheiben-verträumter Werkstatt des „hochwohllöblichen" Holzschnitzers und Kupferstechers flattern seine Kunstblätter in die deutschen Gaue; fahren über die Reichsgrenzen und erzählen dort vom ehrsamen Meister Dürer in Nürnberg.

Columbus durchsegelt den Ozean — wild schlagen im Orient die Türken aufeinander; in Deutschland blüht Handwerk und Kunst edel und kernig auf.

Dürer formt mit seinem Zeichenstift himmlische Heerscharen, feurige Reiter der Apokalypse und jauchzende Engel; sticht harte Kaufmannsgesichter in Kupfer. Es braust und tost in seiner Künstlerseele; er blieb friedfertig im Wesen und dennoch stürzte er mit seiner Kunst die Welt um. Sein Werk, aufbewahrt in alten, heiligen Büchern, wird durch die Jahrhunderte Wegweiser deutscher Kunst bedeuten.

Digitized by Google

Der Grüne Heinrich beim Albrecht-Dürer-Fest in München / Von Gottfried Keller

Vorbemerkung: Die literarischen Zusammenhänge zwischen dem „Grünen Heinrich“ und dem Münchener Künstlerfest sind bekannt. Immerhin sei nochmals mitgeteilt, daß Keller die 1840 stattgefundene Feier persönlich nicht mitgemacht hat. Seine Schilderung beruht vielmehr auf den begeisterten mündlichen Berichten und der Beschreibung von Rudolf Marggraff, Kaiser Maximilian I. und Albrecht Dürer in Nürnberg, einem Gedenkbuch für die Teilnehmer und Freunde des Maskenzuges. Wir folgen der letzten Fassung des Romans. Der Wächter.

Das größte Theater der Residenz war in einen Saal umgewandelt und hatte, voll erleuchtet, bereits die beiden Körper des Festheeres, die Darstellenden und die Zuschauer, in sich aufgenommen. Während auf den Galerien und in den Logenreihen die schauende Welt versammelt harrte und einstweilen sich selbst in ihrem Schmucke betrachtete, summten die Seitensäle und Gänge dicht angefüllt von den sich ordnenden Künstlerscharen. Hier wogte es hundertfarbig und schimmernd durcheinander. Jeder war für sich eine inhaltvolle Erscheinung und Person und indem er selber etwas Rechtem gleich sah, schaute er freudig den Nächsten, welcher in der schönen Tracht nun ebenfalls so vorteilhaft und kräftig erschien, wie man gar nicht hinter ihm gesucht hätte, trotzdem der Kern der Festgebenden nicht aus leeren Figuranten und Lebemenschen, sondern aus schwungvollen, vom Genius gehobenen Jünglingen und längst in gediegener Arbeit ausgereiften Männern bestand, welche einen rechtsgültigen Anspruch besaßen, die bewährten Vorfahren darzustellen. Außer den Malern und Bildhauern gingen im Zuge Baumeister, Erzgießer, Glas- und Porzellanmaler, Holzschneider, Kupferstecher, Steinzeichner, Medailleure und viele andere Angehörige eines voll ausgegliederten Kunstlebens. In den Gießhäusern standen zwölf Ahnenbilder für den Königspalast, soeben vollendet, jedes zwölf Fuß hoch und im Feuer vergoldet. Zahlreiche Statuen von Landes- und Geistesfürsten eigener und fremder Nationalität, zu Roß und Fuß, samt den Bildwerken ihrer Fußgestelle, waren schon vollendet und in der Welt zerstreut, riesenhafte Unternehmungen begonnen, und es ging in den Feuerhäusern wohl schon so gewaltsam und kraftvoll her, wie an jenem Gußofen zu Florenz, als Benvenuto seinen Perseus goß. In Fresko und Wachs waren schon unabsehbare Wände bemalt; haushohe gemalte Fenster wurden gebrannt und zusammengesetzt in einem Farbenfeuer, das der Auferstehung einer untergegangenen Kunst angemessen war, um sie würdig zu feiern. Was die Gemäldesammlungen an seltenen und unersetzbaren Schätzen auf vergänglicher Leinwand bewahrten, wurde zur Erhaltung in dauernder Wiedergabe von geübten Arbeitern mit anspruchlosem Fleiße auf Porzellantafeln und edle Gefäße übergetragen mit einer Kunst, die erst seit wenig Jahren in solchem Grade bestand. Was nun der ganzen Trägerschaft dieser Kunstwelt, den großen und kleineren Meistern, den Gesellen und Schülern einen erhöhten Wert verlieh, das war der reinere Abglanz der ersten Jugendreife einer solchen Epoche, deren ideale Freudigkeit im selben Zeitalter selten wiederkehrt, eher schon von dem leichten Schatten der Verbildung und Ausartung da und dort umschwebt wird. Alle, auch die bejahrteren, waren noch jung, weil die ganze Zeit jung und die Spuren eines bloßen Könnens ohne Gefühl noch wenig zahlreich waren.

Jetzt öffneten sich die Türen, und die Trompeter und Pauker, welche klangvoll erschienen, verbargen mit ihren Reihen den hinter ihnen anschwellenden Zug, so daß man erwartungsvoll harrte, bis sie vorgeschritten der reichen Entfaltung Raum gaben. Ihnen folgten zwei Zugführer mit dem Nürnberger Wappen, dem Jungfernadler auf den weiß und roten Röcken, und hinter diesen schritt schlank und zierlich

Digitized by Google

einher, einen mächtigen Laubkranz auf dem Haupte, den goldenen Stab in der Hand, der Führer der stattlichen Zunft der Meistersänger. Alle bekränzt, ging die gute Schar derselben daher mit ihrer Spruchtafel, voran die wanderlustige Jugend in kurzer Tracht, welcher die Alten folgten, den ehrwürdigen Hans Sachs umgebend, der sich im dunkelfarbigen Pelzmantel wie ein wohlgelungenes Leben mit dem Sonnenschein ewiger Jugend um das weiße Haupt darstellte.

Aber das bürgerliche Lied war dazumal so reich und überquellend, daß es jede Meisterschaft begleitete und hauptsächlich auch unter dem Banner der nun folgenden Baderzunft hinter Schermesser und Bartbecken herging. Da war Hans Rosenblüth, der Schnepperer, der viel gewanderte Schalks- und Wappendichter, ein krummbuckliger munterer Geselle mit einer großen Klistierspritze im Arm. Mit langen Schritten folgte diesem der hochbeinige Hans Foltz von Worms, der berühmte Barbier und Dichter der Fastnachtsspiele und Schwänke und als solcher Genoß des Rosenblüth und Vorzünder des Hans Sachs. Zwei Bartscherer und ein Schuhmacher pflegten so das junge Schoß der deutschen Bühne.

Liederreich waren alle die anderen Zünfte, die nun folgten in ihren bestimmten Farben an Kleid und Banner, die Schäffler und Brauer, die Metzger in rot und schwarzem mit Fuchspelz verbrämtem Zunftgewande, die hechtgrauen und weißen Bäcker, die Wachszieher lieblich in grün, weiß und rot, und die berühmten Lebkuchler hellbraun und dunkelrot gekleidet; die unsterblichen Schuster schwarz und grün, wie Pech und Hoffnung, buntflickig die Schneider. Mit den Damast- und Teppichwirkern erschienen schon namhafte Meister des höheren Gewerbes; denn sie brachten die fürstlichen Teppiche und Tücher hervor, mit denen die Häuser der Kaufherren und Patrizier geschmückt waren.

Alle jetzt erscheinenden Zünfte waren ausgefüllt von einer wahren Republik kraftvoller, erfindungsreicher Handwerks- und Kunstmänner. Die Tüchtigkeit teilte sich unter die Gesellen, welche manchen berufenen Burschen aufzuweisen hatten, wie unter die Meister. Schon die Dreher zeigten als Genossen Hieronymus Gärtner, welcher mit kindlicher Andacht, als ein Werklein zum Preise Gottes, aus einem Stückchen Holz eine Kirsche schnitzte, die auf dem Stiele schwankte, und eine Fliege, die darauf saß, so zart, daß die Flügel und die Füße sich bewegten, wenn man sie anhauchte, — der aber zugleich ein erfahrener Meister in Wasserwerken und kunstreichen Brunnen war.

Aus der wirren Fülle von Erscheinungen, deren fast jede ihre anmutige Legende hatte, leben jetzt noch manche in meinem Gedächtnisse, und doch sind es wenige im Vergleich zum Ganzen. Unter den Hufschmieden, rot und schwarz gekleidet wie Feuer und Kohle, ging Meister Melchior, der die großen eisernen Schlangengeschütze aus freier Hand schmiedete; unter den Büchsenmachern der erfindungsreiche Geselle Hans Danner, der schon dazumal von den Metallen Späne trieb, als hätte er weiches Holz unter den Händen und sein Bruder Leonhard, der Erfinder von mauerstürzenden Brechschrauben. Da ging auch Meister Wolff Danner, der Erfinder des Feuersteinschlosses und neben ihm Böheim, der Meister der Geschützgießer, welche ihre gleißenden, wohlverzierten Geschützröhren, Kanonen, Metzen und Karthaunen durch alle Welt berühmt machten.

Die Zunft der Schwertfeger und Waffenschmiede allein umfaßte eine gegliederte Welt kunstreicher Metallarbeiter. Der Schwertfeger, der Haubenschmied, der Harnischmacher, jeder von diesen brachte den Teil der kriegerischen Rüstung, der seinem Namen entsprach, zur größten Gediegenheit und bewährte darin ein nachhaltiges Künstlerdasein. Wunderbar löste sich die strenge Einteilung in die Freiheit und Vielseitigkeit auf, mit welcher die schlichten Zunftmänner wieder zu den wichtigsten Taten und Erfindungen vorschritten und alle wieder alles konnten, oft ohne des Lesens und

Digitized by Google

Schreibens mächtig zu sein. So der Schlosser Hans Bullmann, der Verfertiger großer Uhrwerke mit Planetensystemen, und der Vervollkommner derselben, Andreas Heinlein, welcher auch so kleine Uhren zuwege brachte, daß sie im Knopfe der Spazierstöcke Platz hatten; auch Peter Hele, der eigentliche Erfinder der Taschenuhren, ging hier unter dem handfesten Namen eines Schlossermeisters.

Noch seh' ich auch unter den Holzschneidern ein kleines Männchen in einem Mäntelchen von Katzenpelz, den Hieronymus Rösch, den Katzenfreund, in dessen stiller Arbeitsstube überall jene spinnenden Tiere saßen. Und gleich hinter dem grauschwarzen Katzenmännchen erblicke ich die lichte Erscheinung der Silberschmiede in himmelblauem und rosenrotem Gewande mit weißem Überwurf und die Goldschmiede, hochrot gekleidet mit schwarz damastenem, reich mit Gold gesticktem Mantel. Silberne Bildtafeln und goldgetriebene Schalen wurden ihnen vorangetragen; die plastische Kunst lachte hier in silberner Wiege und die neugeborene Kupferstecherei hatte hier ihren metallischen Ursprung, getrennt von dem Holzschnitt, welcher mit der schwärzlichen Buchdruckerei wandelte.

Noch sehe ich auch einen feinen Mann, dessen Legende mich besonders rührte, unter den Kupfertreibern, den Sebastian Lindenast, der seine kupfernen Gefäße und Schalen so schön und kostbar arbeitete, daß der Kaiser ihm das Vorrecht verlieh, sie zu vergolden, was sonst keiner durfte. Welch' ein schönes Verhältnis zwischen dem Werkmann und dem obersten Haupte der Nation, diese Befugnis, ein geringes Metall um der edeln Form willen zum Goldrange zu erheben!

Gleich neben diesem sah' ich den Veit Stoß, einen Mann von seltsamster Mischung. Er schnitt aus Holz so holde Marienbilder und Engel und bekleidete sie so lieblich mit Farben, güldenem Haar und Edelsteinen, daß damalige Dichter begeistert seine Werke besangen. Dazu war er ein mäßiger und stiller Mann, der keinen Wein trank und fleißig seiner Arbeit oblag, immer neue fromme Bilder für die Altäre erschaffend. Aber des Nachts machte er eifrig falsche Wertpapiere, um sein Gut zu mehren und als er ertappt wurde, durchstach man ihm öffentlich mit einem glühenden Eisen beide Wangen. Weit entfernt, von solcher Schmach gebrochen zu werden, erreichte er in aller Gemächlichkeit ein Alter von fünfundneunzig Jahren und schnitt nebenbei Reliefkarten von Landschaften mit Städten, Gebirgen und Flüssen; auch malte er und stach in Kupfer.

Doch als ein ganzer und klassischer Genoß trat nun unter dem schlichten Namen eines Gelb- und Rotgießers Peter Vischer einher mit seinen fünf Söhnen, die Hantierer in glänzendem Erze. Er sah aus mit seinem kräftig gelockten Bart, der runden Filzmütze und seinem Schurzfell wie der wackere Hephästos selber. Sein freundlich großes Auge verkündete, daß es ihm gelang, sich im Sebaldusgrabe ein unvergängliches Denkmal zu setzen, reich an Arbeit vieler Jahre und beschienen vom Abglanz griechischen Lebens, ein Wohnsitz vieler Bildwerke, die im lichten Raume den silbernen Sarg des Heiligen hüten. So wohnte der Meister selbst mit seinen fünf Söhnen samt ihren Weibern und Kindern in einem Hause und derselben Werkstatt, im Glanz neuer Werke.

Einer, der mir nicht viel weniger gefiel, war im Zuge der Maurer und Zimmerleute Georg Weber, groß und stark heranschreitend, zu dessen grauem Kleide es einer Unzahl von Ellen Tuches bedurfte. Der war freilich ein Wäldervertilger; denn mit seinen Werkleuten, die er alle so groß und stark aussuchte, wie er selber war, mit dieser Riesenschaft arbeitete er mächtig in Bäumen und Balken, sinnreich und künstlich und fand nicht seinesgleichen. Er war jedoch ein trotziger Volksmann und machte im Bauernkrieg den Bauern Geschütze aus grünen Waldbäumen. Er sollte deshalb zu Dinkelsbühl geköpft werden; allein der Rat von Nürnberg löste ihn wegen seiner Kunst und Nützlichkeit aus und ernannte ihn zum Stadtzimmermeister. Er baute

Digitized by Google

nicht nur schönes und festes Sparren- und Balkenwerk, sondern auch Mühl- und Hebemaschinen und gewaltige lasttragende Wagen und fand für jedes Hindernis, jede Gewichtsmasse einen Anschlag unter seiner starken Hirnschale. Bei alledem konnte er weder lesen noch schreiben.

So folgten sich, da man eine ganze Zeit zusammenfaßte, Scharen von ausdrucksvollen Gestalten, die alle im Leben gestanden hatten, bis dieser Teil des Zuges mit der Zunft der Maler und Bildhauer und der Erscheinung Albrecht Dürers abschloß. Unmittelbar voran ging ihm der Edelknabe mit dem Wappenschilde, der in blauem Felde drei silberne Schildchen zeigt und von Maximilian dem großen Meister für die ganze Künstlerschaft gegeben worden ist. Dürer selbst schritt zwischen seinem Lehrer Wohlgemuth und Adam Kraft; die eigenen hellen Ringellocken des Darstellers fielen nach beiden Seiten gleich gescheitelt ganz so auf die breiten mit Pelz bedeckten Schultern, wie im bekannten Selbstbildnis und mit anmutiger Geschicklichkeit trug der geschmeidige Mann die feierliche Würde, die auf ihm lastete.

Nachdem nun, was eine Stadt baut und ziert, vorangegangen, trat gewissermaßen die Stadt selbst auf. Von zwei bärtigen Hellebardieren begleitet, wurde ihr das große Banner vorgetragen. Hoch trug der kecke Fähnrich die wallende Fahne, im üppig geschlitzten Kleide, die linke Faust stattlich in die Seite gestemmt. Alsdann kam der Stadthauptmann, kriegerisch prächtig in rot und schwarz gekleidet, mit dem Brustharnisch angetan und den Kopf mit breitem von Federn wogenden Baretthute bedeckt. Ihm folgten Bürgermeister, Syndikus und Ratsherren, unter ihnen manch ein im weiten Reich angesehener und ersprießlicher Mann, und endlich die festlichen Reihen der Geschlechter. Seide, Gold und Juwelen glänzten hier in schwerem Überfluß. Die kaufmännischen Patrizier, deren Güter auf allen Meeren schwammen, die zugleich in streitbarer Haltung mit dem selbstgegossenen Geschütze die Stadt verteidigten und an den Reichskriegen teilnahmen, übertrafen den mittleren Adel an Pracht und Reichtum wie in Gemeinsinn und sittlicher Würde. Ihre Frauen und Töchter rauschten wie große lebende Blumen einher, einige mit goldenen Netzen und Häubchen um die schön gezöpften Haare, andere mit federwallenden Hüten, diese den Hals mit feinstem Linnen umschlossen, jene die entblößten Schultern mit köstlichem Rauchwerk eingerahmt. Inmitten dieser glänzenden Reihen gingen einige venetianische Herren und Maler, als Gäste gedacht, poetisch in ihre welschen, purpurnen oder schwarzen Mäntel gehüllt. Diese Gestalten lenkten die Phantasie auf die Lagunenstadt und von da in die Weite an alle Küsten des Mittelmeeres.

Eine zweite breite Reihe von Trompetern und Paukern, überragt vom Doppelaar, führte endlich schmetternd das Reich heran, mit allem, was es an Tapferkeit und Glanz um den Kaiser zu scharen hatte. Einen Haufen Landsknechte mit seinem robusten Hauptmann gab sogleich ein lebendiges Bild jener Kriegszeit und ihres unruhigen, wilden und singlustigen Volkstums. Durch den Wald von achtzehn Schuh langen Spießen, unter dem sie einhermarschierten, sah der innere Blick Berg und Tal, Wälder und Felder, Burgen und Vesten, deutsches und welsches Land sich ausbreiten, nachdem die mauerumschlossene reich gebaute Stadt sich vorhin kund getan. Die Schar der Kriegsgesellen, aus dem jungen Volke und einigen älteren Schnapphähnen bestehend, hatte sich so eifrig in Tracht, Sitten und Lieder des geschichtlichen Vorbildes eingelebt, daß von diesem Feste her sich eine eigene Landsknechtkultur in Wort und Bild auftat und die bloßen sonnverbrannten Nacken der Schwartenhälse, ihre zerschnittenen Bauschkleider und kurzen Schwerter noch lange hin überall zu sehen waren.

Nun wurde es aber wieder feierlicher und stiller. Vier Edelknaben mit den Wappenschilden von Burgund, Holland, Flandern und Österreich, dann vier Ritter mit den Bannern von Steyer, Tirol, Habsburg und mit dem kaiserlichen Paniere traten auf,

Digitized by Google

dann ein Schwertträger und zwei Herolde. Nach der Flamberge tragenden Leibwache des Kaisers kam eine Schar Edelknaben in kurzen goldstoffenen Wämsern, goldene Pokale tragend, dem kaiserlichen Mundschenk vorauf, und ebenso gingen Jäger und Falkoniere dem Oberjägermeister vorauf. Fackelträger mit vergittertem Gesicht umgaben den Kaiser. Rock und Hermelinmantel von schwarzdurchwirktem Goldstoff, einen goldenen Brustharnisch tragend, auf dem Barett den königlichen Reif, ging Maximilian I. heroisch daher, das Angesicht auf das Heldenmütige, Ritterhafte und Sinnreiche gerichtet. So konnte man selbst von dem lebenden Konterfei sagen. Denn es hatte sich für das Bild des Kaisers ein junger Maler von den fernsten Grenzen des ehemaligen Reiches gefunden, der in Haltung und Angesicht ohne alle Zutat wie dazu geschaffen war.

Unmittelbar hinter dem Kaiser ging sein lustiger Rat Kunz von der Rosen, aber nicht gleich einem Narren, sondern wie ein kluger und wehrbarer Held launiger Weisheit. Er war ganz in rosenroten Samt gekleidet, knapp am Leibe, doch mit weiten ausgezackten Oberärmeln. Auf dem Kopfe trug er ein azurblaues Hütchen mit einem Kranze von je einer Rose und einer goldenen Schelle; an der Hüfte indessen hing an rosenfarbenem Gehänge ein breites, langes Schlachtschwert von gutem Stahl. Wie sein Held und Kaiser war er nicht sowohl ein Dichter, als selbst ein Gedicht.

Nun schritt in Stahl gehüllt und waffenklirrend einher, was von der Lüneburger Heide bis zum alten Rom, von den Pyrenäen bis zur türkischen Donau gefochten und geblutet hatte, die glänzende Führerschaft des Reiches: der Erbschenk und Statthalter Siegmund von Ditrichstein und der zum zeitweiligen Feldherrn gediehene Jurist Ulrich von Schellenberg, Georg von Frundsberg, Erich von Braunschweig, Franz von Sickingen, das Freundespaar Roggendorf und Salm, Andreas von Sonnenburg, Rudolf von Anhalt und die übrigen, jeder mit seinen Waffen- und Trophäenträgern, überschattet von den Fahnen mit den Namen der Schlachten und Belagerungen, begleitet von Schilden mit kühnen oder edelsinnigen Wahlsprüchen. In diesem Aufzuge sah man vorzugsweise schöne und kräftige Männergestalten, da hier meistens solche ihren Platz genommen, die als die Schmiede ihres Glückes sich auf die Höhe des Lebens und Gelingens durchgekämpft hatten und in jeder Hinsicht geeignet waren, das Tüchtigste vorzustellen. Ich hatte mich an meinem noch verborgenen Platze etwas vorgedrängt, um besser sehen zu können, was uns voranzog und verschlang alles mit den Augen, wie einer, der das zweite Gesicht hat. Meine eigene Mitspielerschaft ganz vergessend, erlabte ich mich an dem Anblick der Herrlichkeit; als ob ich selbst ein Nachkomme der verschwundenen Reichsgenossen wäre, atmete ich voll stolzer Freude, die sich womöglich noch steigerte, als nun unter den gelehrten Räten des Königs der berühmte Willibald Pirkheimer auftrat, der in dem sogenannten Schwabenkriege den Nürnbergischen Zuzug in der Heerfolge Maximilians gegen die Schweizer geführt und jenen Feldzug beschrieben hat. Denn plötzlich fiel mir nun ein, wie dieser selbe Ritterkönig mit allen diesen Kriegsherren, als er mein Vaterland hatte zum Reiche zurückzwingen wollen, das gegen meine Vorfahren aufgerichtete Reichsbanner hatte niederlassen und ohne Erfolg abziehen müssen, in die Klage ausbrechend, er könne die Schweizer nicht ohne Schweizer schlagen. So vermochte ich um so ungetrübter, mich allen nationalen Selbstzufriedenheiten hinzugeben und bedachte nicht, wie unablässig die Eimer des Geschickes steigen und fallen und wie wenig, was meine alten Eidgenossen betraf, dieselben eigentlich trotz ihrer Tapferkeit von allen ihren Nachbarn geliebt und geschätzt waren.

Ich hätte auch beinahe übersehen, daß der lange Prachtzug des letzten Ritters zu Ende ging und, während die Scharen der bisher Vorübergezogenen im weiten Rundgange sich kreuzten, schon der Mummenschanz heranrauschte, in welchem alles

Digitized by Google

sich auftat, was die Künstlerschaft an übermütigen Sonderlingen, Witzbolden, Lückenbüßern und Kometennaturen vermochte.

Auf einem störrischen Esel eröffnete der Mummereienmeister den träumerischen Zug und hinter ihm tanzten die bunten Narren Sylyme, Pöck und Guggerillis, die Zwergschälte Metterschi und Duweindl und viele andere Narren daher, unter welche ich als ein ziemlich stiller Narr zurückgeschlüpft war. Dann kam der bekränzte Thyrsusträger, welcher die behaarte, gehörnte und geschwänzte Musikbande führte. In ihren Bockshäuten nach der eigenen Musik hüpfend und hopsend brachten diese Gesellen eine uralte, seltsam schreiende und brummende Musik hervor, bald in der Oktave, bald in lauter Quinten pfeifend und schnurrend, aus der obersten Höhe in die unterste Tiefe springend.

Mit goldenem umlaubtem Thyrsusstabe schritt der Anführer des Bacchuszuges vor. Ein Kranz blauer Trauben umschattete seine glühende Stirn; von den Schultern flatterte und wallte eine festliche Last buntgestreifter Seidenbänder bis auf die Füße und verhüllte wehend den schlanken Körper. Nur die Füße waren mit goldenen Sandalen bekleidet. Halb mittelalterlich, halb antik geschürzte Winzer umschwärmten die biblischen Kundschafter aus dem gelobten Lande, welche an tief gebogener Stange die große Traube trugen, gefolgt von vier noch kernhafteren Männern, die zwischen vier aufrechten Fichten eine noch viel mächtigere Traube daher brachten. Alle übrige Zubehör eines bacchantischen Getümmels mit Becken, Schalen und Stäben zog und schob den Wagen des epheubekränzten Gottes, über dem sich ein dunkelblauer Himmel von Trauben wölbte.

Dem Triumphwagen der Venus, welcher sich hierauf nahte, gingen als Diener des Mars zwei zarte in Landsknechttracht gekleidete Knaben mit Trommel und Pfeife voraus, die gekerbten Federhüte auf dem Rücken tragend, daß das bunte Gefieder auf dem Boden schleifte. Mit schelmischer Feierlichkeit ließen sie ihren Kriegsmarsch ertönen, wobei die mehr sanfte als schrille Flöte immer denselben sehnsüchtigen Satz wiederholte. Könige mit Krone und Zepter, zerlumpte Bettler mit dem Schnappsack, Pfaffen und Juden, Türken und Mohren, Jünglinge und Greise zogen den Wagen herbei. Die auf ihm ruhende Venus war niemand anders als die schöne Rosalie, halb liegend auf einem Rosenlager unter durchsichtiger Blumenlaube. Ihr Kleid war von Purpurseide, aber vom Schnitte eines patrizischen Festkleides der damaligen Zeit, wie etwa Albrecht Dürer eine mythologische Gestalt zu zeichnen liebte. Der schwere Stoff bildete sogar getreu den prächtigen gebrochenen Faltenwurf an den weiten langen Ärmeln und der königlichen Schleppe und ein breiter Damenhut von Purpursamt mit weißen Federn umsäumt, überschattete wagrecht das Haupt, von einem goldenen Stern überstrahlt. In der Hand hielt sie eine goldene Weltkugel, auf welcher zwei mit den Flügeln schlagende und sich schnäbelnde Tauben saßen. Unter ihren Gefangenen gingen zu beiden Seiten des Wagens der heidnische Philosoph Aristoteles und der christliche Dichter Dante Alighieri, welche in ehrwürdigster Haltung ihr zu besonderem Schutz und Handreichung dienten. Sie aber schaute dann und wann rückwärts, da gleich hinter ihrem Wagen der starke Erikson als wilder Mann einherkam, der den Zug der Diana anführte, Lenden und Stirn in dichtes Eichenlaub gehüllt, ein Bärenfell um die Schultern geschlagen. Viel Jäger folgten ihm mit grünen Zweigen auf Hüten und Kappen, die großen Hifthörner mit Laubwerk umwunden, das Jagdkleid mit Iltisfellen, Luchsköpfen, Rehfüßen und Eberzähnen besetzt. Einige führten Rüden und Windspiele, einige mit Steigeisen am Gürtel trugen Gemsböcke auf dem Rücken, andere Auerhähne und Bündel von Fasanen und wieder andere auf Bahren Schwarzwild und Hirsche mit versilberten Hauern, Geweihen und Schalen. Dann trug eine Schar wilder Männer ein wanderndes Gehölz belaubter Bäume verschiedener Art, in welchen Eichhörnchen

Digitized by Google

kletterten und Vögel nisteten. Durch die Stämme dieses Waldes sah man schon die silberne Gestalt der Diana schimmern, der schmalen Agnes, wie sie von Lys gekleidet und geschmückt worden. Ihr Wagen war von allem möglichen Wilde bedeckt und dessen Köpfe umkränzten ihn mit vergoldetem Horn und bunten Federn. Sie selbst saß mit Bogen und Pfeil auf einem Felsen, aus welchem ein Quell in ein Becken von Tropfsteinen sprang; wilde Männer, Jäger und Nymphen nahten sich in buntem Gedränge, um aus hohler Hand den Durst zu stillen.

Agnes war in ein Gewand von Silberstoff gekleidet, das bis an die Hüften sich knapp anschmiegte und alle ihre geschmeidigen Formen wie aus demselben Metalle gegossen erscheinen ließ. Die kleine klare Brust war wie von einem Silberschmied zierlich getrieben. Vom Schoße abwärts, den ein grüner Florgürtel mehrfach umwand, floß das Gewand weit und faltig, wiederholt geschürzt, doch bis auf die Füße, die mit silbernen Sandalen keusch hervorsahen. Im schwarzen griechisch aufgebundenen Haare machte sich mit Mühe die blanke Mondsichel sichtbar und wenn der Kopf sich ein wenig regte, wurde sie von den Locken zeitweise ganz bedeckt. Das Gesicht der Agnes war weiß wie Mondschein und noch blasser als gewöhnlich; ihr Auge flammte dunkel und suchte den Geliebten, während in dem silberglänzenden Busen der kühne Anschlag, den sie gefaßt, das Herz pochen machte.

Der geliebte Lys aber, der den Aufzug eines alten der Jagd obliegenden Assyrerkönigs gewählt, um seiner Diana zur Seite gehen zu können, hatte, sobald er die Rosalie-Venus erblickt, jene verlassen, sich unter den Triumphzug der letzteren gemischt, betrachtete sie unverwandt gleich einem Nachtwandler und wich keinen Schritt von ihrem Wagen, ohne seines Tuns bewußt zu werden.

Meinerseits hatte ich mich, meinem alten Zunamen getreu, in ein laubgrünes Narrenkleid gesteckt und um die Schellenkappe ein Geflecht von Disteln und Stechpalmzweigen mit roten Beeren geschlungen. Diese jagdverwandte Tracht benutzte ich nun, als ich sah, wie die Dinge standen oder vielmehr gingen, um ab und zu durch den wandelnden Wald zu huschen und der ärmsten Diana zur Seite zu bleiben, da sonst kein Befreundeter um sie war; denn Erikson, der wilde Mann, hielt sein Auge auf Lys und Rosalien gerichtet, ohne indessen stark aus seiner Gemütsruhe zu geraten.

Den südlich-griechischen Bildern folgte als nordisch-germanisches Märchen der Zug des Bergkönigs. Ein Gebirge von Erzstufen und Kristallen war auf seinem Wagen errichtet und darauf thronte die riesige Gestalt in grauem Pelztalar, den schneeweißen Bart wie das Haar bis auf die Hüften gebreitet und diese davon umwallt. Das Haupt trug eine hohe goldene Zackenkrone. Um ihn her schlüpften und gruben kleine Gnomen in den Höhlen und Gängen und waren wirkliche Bübchen; aber ein kleiner Berggeist, welcher vorn auf dem Wagen stand, ein strahlendes Grubenlicht auf dem Kopf, den Hammer in der Hand, war ein kaum drei Spannen langer, völlig ausgewachsener Künstler, ebenmäßig fein gebaut, mit männlich sauberem Gesichtchen, blauen Augen und blondem Zwickelbart. Das kleine Wesen, einem Zaubermärchen gleichend, war nichts weniger als eine bloße Seltsamkeit, sondern ein solider und rühmlicher Maler, ein lebendiges Zeugnis, daß diese bedeutende Künstlerschaft nicht nur alle Gliederungen eines großen Volkes, sondern auch alle Gestaltungen des körperlichen Daseins umfaßte.

Hinter dem Bergkönig auf demselben Wagen schlug der Prägemeister aus Silber und blankem Kupfer kleine Denkmünzen auf das Fest; ein Drache spie sie in ein klingendes Becken und zwei Pagen, Gold und Silber genannt, warfen die Schimmerstücke unter das schauende Volk. Ganz zuletzt und einsam schlich der Narr Gülichisch daher und schüttelte traurig den leeren Beutel.

Freilich folgte dem hinkenden Narren auf dem Fuße wieder der glanzvolle Anfang; wieder gingen die Zünfte, das alte Nürnberg, Kaiser und Reich und die Fabel-

Digitized by Google

welt vorüber und so zum dritten Male, und immer ging Lys neben dem Wagen der Venus, schritt Erikson aufmerksam dahinter her und schaute Agnes, welche in ihrem Walde nicht sehen konnte, was vorging, bald ratlos umher, bald schlug sie traurig die Augen nieder.

Die ganze Masse reihte sich nun in eine gedrängte Ordnung und ließ ein volltöniges Festlied erschallen, um dem wirklichen König, in dessen Machtkreis zuletzt diese ganze Traumwelt hing, ihre Huldigung darzubringen. Dann bewegte sich der lange Zug an der im Logensaal versammelten Familie des Landesherrn vorbei und auf bedeckten Gängen in das Königsschloß hinüber, durch dessen Säle und Korridore, welche alle von Zuschauern angefüllt waren. Der zufriedene, ja vergnügt scheinende Monarch, welcher die rauschende und farbenstrahlende Festfreude gewissermaßen als den Lohn seines eigenen Verdienstes betrachten durfte, saß auf goldenem Sessel in der Mitte der Seinigen und besah sich nun diese und jene Erscheinung des vorüber wallenden Zuges genauer und richtete an manchen Einzelnen ein Scherzwort. Als ich in seine Nähe kam, hatte ich ein kleines Hühnchen mit ihm zu pflücken. Denn vor kurzer Zeit, da ich nach dem Rate des trinksamen Eichmeisters in der Abenddämmerung durch eine stille Straße ging, um den bescheidenen Abendtrunk aufzusuchen, begegnete ich dem mir unbekannten schlank hageren Manne, der plötzlich seinen raschen Schritt anhielt und mich achtlos Vorübergehenden fragte, warum ich ihm nicht die gebührende Ehre erweise? Erstaunt sah ich ihn an; aber schon hatte er mir den Hut vom Kopfe genommen, mir in die Hand gegeben und sagte: Kennen Sie mich nicht? Ich bin der König! worauf er seinen Weg in die Dämmerung hinein fortsetzte. Ich brachte meinen Hut wieder, wo er hingehörte, sah dem schattenhaften Wandler noch verblüffter nach und wußte nicht, was zu tun sei. Endlich sagte ich mir, wenn es ein Spaßvogel gewesen, der sich einen Scherz gemacht, so handle es sich nicht um die Ehre; sei es aber wirklich der König, dann auch nicht; denn wenn die Könige nicht beleidigt werden dürfen, so können sie auch nicht beleidigen noch beschimpfen, da ihre einsame Willkür jede gewöhnliche Wirkung aufhebe. Heute erkannte ich, als ich an ihm vorüberging, sogleich, daß es der König gewesen. Die Narrenfreiheit benutzend, sprang ich aus dem Zuge heraus, trat vor ihn, streckte meinen Kopf dar und rief fröhlich: Hei, Bruder König! warum greifst du nicht an meinen Hut? Er sah mich aufmerksam an, erinnerte sich offenbar und verstand auch, daß ich die Disteln und Stechpalmen meinte, an denen er sich verletzen würde. Aber er sagte kein Wort, sondern faßte lächelnd mit spitzen Fingern zwei der aufragenden Schellenzipfel meiner Kappe, hob sie ganz sachte in die Höhe, so daß ich barhäuptig dastand, und ließ sie ebenso sanft wieder nieder. Da sah ich, daß hier nicht aufzukommen war, ließ den Handel fallen und trollte weiter.

Uhland—Happel—Eichendorff / Von Max Koch

Zu dem dankenswerten Nachweise Karl Bocks von Ludwig Uhlands Quelle zu seiner so beliebten, volkstümlichen „Schwäbischen Kunde“ im Juliheft 1920 des „Wächter“ möchte ich doch ergänzend bemerken, daß auch Eichendorff wiederholt aus derselben Quelle Anregung geschöpft hat. Ich habe bereits 1893 in meiner Auswahl aus Fouqués und Eichendorffs Werken in Joseph Kürschners „Deutscher Nationalliteratur“ (Bd. 146, zweite Abteilung II), E. G. Happels Erzählung „Die seltzahme Lucenser-Gespenst“ als Vorlage für „Das Marmorbild“ nachgewiesen. Das

Digitized by Google

von Eichendorff während seiner Referendarzeit in Breslau benützte Exemplar von Happels Werk befindet sich noch auf der Breslauer Universitätsbibliothek. Und zwar ist es der dritte Band, Hamburg 1687, der „Größesten Denckwürdigkeiten der Welt oder so genanndte Relationes curiosae, worinnen fürgestellet, und auß dem Grunde der gesunden Vernunfft examiniret werden allerhand Antiquitäten, Curiositaeten, Critische, Historische, Phisikalische, Mathematische, Künstliche und andere Merckwürdige Seltzamkeiten, Welche auff dieser Unter-Welt, in der Lufft, auf der See oder Land jemahlen zu finden gewesen, oder sich noch täglich zeigen." In der „Relationes curiosae oder Merckwürdigkeiten der Welt" überschriebenen Ausgabe von Happels Werk, Hamburg-Leipzig 1709, ist dagegen die in Lucca spielende Gespenstergeschichte nicht enthalten.

In seinem Briefe an Fouqué, der Druck und Vorwort von Eichendorffs Roman „Ahnung und Gegenwart" besorgt hatte, schrieb unser Dichter zwar am 2. Dez. 1817, Happelii Curiositates hätten ihm die nur entfernte Veranlassung zu seiner Dichtung, die er bald Novelle, bald Märchen nennt, gegeben. Allein eingehender Vergleich offenbart doch, daß der Romantiker dem alten abergläubischen Sammler ziemlich viel Einzelheiten entnommen hat, freilich im ganzen, wie in jedem Sonderzuge die Kuriosität zur Poesie, Blei in Gold verwandelnd. Er selber durfte daher das ihm stofflich Gebotene für gering anschlagen, denn er fand in Happels Gespenstergeschichte nur ein Grundmotiv behandelt, das in seinem Innern seit Jahren machtvoll lebte und bereits vor dem Kriege in dem unter dem unverkennbaren Einflusse Tiecks stehenden Märchen „Die Zauberei im Herbst"[1]) dichterische Gestaltung gefunden hatte. Nur so war es möglich, daß er den Sänger Fortunato gegen den Schluß der Erzählung ihren tiefsten Sinn in den herrlichen Strophen des „alten Liedes" zum Preise Italiens und seiner versunkenen heidnischen Vorzeit aussprechen läßt:

„Von kühnen Wunderbildern
Ein großer Trümmerhauf . . .
Aus anderm Reich ein Grüßen —
Das ist Italia!"

Das „andere Reich" das ist eben jenes, in dem einstens Frau Venus die Herrschaft führte, die „Schöne Fremde", in der in phantastischer Nacht, wenn die Wipfel rauschen und schauern

„Um die halbversunkenen Mauern
Die alten Götter die Rund'"

machen, Sehnsucht nach der Ferne und künftigem großen Glück erweckend. Damit eröffnet sich vom „Marmorbild" aus ein Ausblick sowohl rückwärts auf das Jugendmärchen wie auf den geplanten großen Roman zur Verherrlichung Italiens, des von Eichendorff selber nie geschauten, in das er noch später als den jungen Edelmann Florio auch seinen sangesfrohen „Taugenichts" wandern läßt. Als Flucht aus „tausend verdrießlichen und eigentlich für alle Welt unersprießlichen Geschäften der Gegenwart" in die Vergangenheit und in einen fremden Himmelsstrich, in die alte poetische Heimat hat Eichendorff sein für Fouqués „Frauentaschenbuch" bestimmtes und 1819 darin erschienenes „Marmorbild" bezeichnet. Die Novelle hatte indessen für unseren frommen Dichter noch eine viel tiefere Bedeutung.

In Eichendorffs „geistlichen Gedichten" finden wir unter der Überschrift „Umkehr", zuerst im Musenalmanach für 1837 „Der Wanderer", die Strophe:

[1]) Erstmalig mit Erläuterungen veröffentlicht von W. Kosch, Aus dem Nachlaß des Freiherrn von Eichendorff, Briefe und Dichtungen, Köln 1906.

Digitized by Google

Albrecht Dürer — Flucht nach Ägypten

Aus dem „Marienleben", Verlag Parcus & Co., München.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Du sollst mich doch nicht fangen,
Duftschwüle Zaubernacht!
Es steh'n mit goldnem Prangen
Die Stern' auf stiller Wacht,
Und machen überm Grunde,
Wo Du verirret bist,
Getreu die alte Runde —
Gelobt sei Jesus Christ!"

Diese Verse könnten auch als Wahrspruch dem „Marmorbild" vorangestellt werden. Der Gegensatz zwischen Sinnenlockung, dem „Nachtzauber", der zu den stillen Waldesseen zieht, „wo die Marmorbilder stehen" aus versunkenen schönen Tagen und der alle Versuchungen überwindenden religiösen Kraft hat den Dichter Eichendorff immer wieder beschäftigt; und für dessen Darstellung fand er in Happels abenteuerlicher Geschichte die willkommene, wirkungsvollste Einkleidung.

In seinem Tagebuch berichtet Eichendorff unter dem 3. März 1810, daß Klemens Brentano ihm „fast zwei Stunden lang in einem fort den Plan zu seinen Romanzen erzählt" habe und dankerfüllt schreibt er an Brentano, er habe fortwährend mit mehr Liebe und Treue an ihn gedacht, als er in allen Briefen hätte ausdrücken können. „Die wenigen Stunden, die ich vor meiner Abreise von Berlin mit Ihnen zuzubringen das Glück hatte, werde ich niemals vergessen." In Brentanos Entwürfen zu seinen Rosenkranz-Romanzen, die Kosch auch als eine der Quellen für die „Zauberei im Herbst" nachgewiesen hat, findet sich die Aufzeichnung: „Kosme, ein junger Maler, hat beim Ballschlagen seinen Ring an den Finger eines Venusbildes gesteckt, dieses aber den Finger eingekrümmt, daß er den Ring nicht mehr gewinnen konnte. Die Nacht hat er einen üppigen Traum und findet den folgenden Tag einen anderen Ring an seinem Finger. Hiedurch verfällt er in Lüste. Er bekommt ein Bild zu malen im Nonnenkloster und bekränzt eine Nonne mit Rosen, steckt ihr den Ring der Venus an und verführt sie." Diese Erzählung Brentanos hat Wilhelm von Eichendorff zu seiner Ballade „Die zauberische Venus" veranlaßt, die der gemeinsame Freund der Brüder, Graf Otto Heinrich von Loeben, gemäß seinem Briefe an Joseph vom 3. Mai 1816 in seine „Hesperiden" aufnehmen wollte, während Joseph für die zweite seiner in diesen Kreis gehörenden Balladen „Die Zauberin im Walde" und „Lorelei" Brentanos Lore Lay zu Hilfe rief.

Jene von Brentano und Wilhelm von Eichendorff behandelte Ringgeschichte ist in einer Unmasse verschiedenartiger Fassungen, sowohl aus der Antike wie aus christlichen Zeiten verbreitet. Markus Landau ist in seinen beiden reichhaltigen Studien „Das Heiratsversprechen" und „Die Verlobten" in meiner „Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte" (I, 13, 170; N. F. V, 257, 417) den Wandlungen der Sage nachgegangen. In Flauberts „Tentation de Saint Antoine" heilt Apollonius zu Knidus einen Jüngling, der einer Venusstatue die Heirat versprochen hatte (L'amoureux de Vênus). Auf die Verwandtschaft von Eichendorffs „Marmorbild" mit jener geheimnisvollen Ringgeschichte, deren jetzt wohl bekannteste Fassung Prosper Mérimées „La Vénus d'Ille" darbietet, hatte schon 1836 Heine in seinen „Göttern im Exil" hingewiesen. Heine rühmte die Eichendorffsche Fassung als anmutigste Benutzung der alten Erzählung. Eichendorff aber hat nach dem „Marmorbilde" auch noch die ältere Fassung der Verlobung durch das Anstecken eines Ringes an eine Bildsäule benutzt.

In der Einleitung zu seiner „Geschichte des Romans des 18. Jahrhunderts" bemerkt Eichendorff im Hinblick auf die Romane des zerfallenden Mittelalters: „Vor allem ist es wiederum das Hauptmotiv aller Romane, die Liebe, an deren Auffassung und Behandlung sich die religiöse und moralische Herabstimmung am schlagendsten nachweisen läßt. Die alte Minne nämlich verwandelt sich fast unmerklich in die Frau Venus.

Digitized by Google

die indes noch immer auf Zucht und Treue hält; bald aber wird diese Frau Venus eine Heidin, dann gar schon eine Teufelin, wie im ‚treuen Eckart', bis zuletzt durch ein anmutiges Labyrinth von sinnlichen und leichtfertigen, meist den Italienern entlehnten Intriguennovellen hindurch, alles unaufhaltsam ins Bäuerische und Obszöne umschlägt".

Es ist die Wandlung der alten lichten Minnegöttin für deren einstens so herrliche Erscheinung die in den Gedichten „Frau Venus" überschriebenen vier Strophen der Göttin im „Marmorbild" so ergreifend sehnsüchtigen Worte enthalten, in eine böse Valandine, wie das von Brentano für seine Rosenkranz-Romanzen ja ebenfalls herangezogene Tannhäuserlied sie ausspricht.:

„fraw Venus, edle fraw so zart!
ir seind ain teufelinne."

Der wunderbare, einsame Park und Garten, in den Eichendorff sowohl den Helden seines Herbstmärchens wie seines Marmorbildes versetzt, ist ja ohne weiteres dem Venusberg, in den Tannhäuser geraten ist, gleichzusetzen, und auch der getreue Eckart fehlt in seiner Schilderung nicht. In Eichendorffs Novelle „Die Meerfahrt" glauben die entdeckungsgierigen Spanier in den Venusberg eingedrungen zu sein, als sie vermeintlich die geheimnisvolle Amazone bald auf dem Blumenlager von den tanzenden Wilden umgeben schlafend, bald umherwandelnd erblicken. Der „Taugenichts" wandert auf seinem Wege nach Rom über „eine große, einsame Haide, auf der es so grau und still war, wie im Grabe. Nur hin und her stand ein altes verfallenes Gemäuer oder ein trockener, wunderbar gewundener Strauch; manchmal schwirrten Nachtvögel durch die Luft und mein eigener Schatten strich immerfort lang und dunkel in der Einsamkeit neben mir her. Sie sagen, daß hier eine uralte Stadt und die Frau Venus begraben liegt, und die alten Heiden zuweilen noch aus ihren Gräbern heraufsteigen und bei stiller Nacht über die Haide geh'n und die Wanderer verwirren. Aber ich ging immer gerade fort und ließ mich nichts anfechten." Enger mit der Darstellung im „Marmorbild" berührt sich Graf Gastons Erzählung einer wunderbaren Sage seiner Heimat in Eichendorffs späterer Novelle „Die Entführung": „Da stehe im Schloßgarten ein marmornes Frauenbild und spiegle sich in einem Weiher. Keiner wage es, in stiller Mittagszeit vorbeizugehen, denn wenn die Luft linde kräuselnd übers Wasser ging und das Spiegelbild bewegte, da sei's, als ob es sachte seine Arme auftäte. Von diesem Bilde geht die Rede, daß es in gewissen Sommernächten, wenn alles schläft und der Vollmond über die Wälder scheint, von seinem Stein steigend, durch den stillen Garten wandle. Da soll sie mit den alten Bäumen und den Wasserkünsten in fremder Sprache reden, und wer sie da zufällig erblickt, der muß in Liebesqual verderben, so schön ist die Gestalt."

Die alte Sage, welche dermaßen Eichendorffs Einbildungskraft bereits durch vier Jahrzehnte beschäftigt hatte, ließ er dann endlich ihrer ursprünglichen Fassung angenähert als ein Hauptmotiv in seiner erst 1853 veröffentlichten epischen Erzählung „Julian" spielen.

Die lange Reihe von Legenden und Sagen, Epen und Dramen, Balladen und Romanen, die Kaiser Julian Apostata bewundernd oder haßerfüllt zu ihrem Helden erwählt haben, ist durch Richard Förster in seiner fesselnden Untersuchung „Julian in der Dichtung alter und neuer Zeit" in meinen „Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte" (V, 1—20, 271, 330, 334) gesichtet worden. Hier erscheinen Hans Sachs wie Schiller, Felix Dahn wie Henrik Ibsen durch das Problem des „Romantikers auf dem Throne der Cäsaren" angezogen. Förster steht aber nicht an, das dem letzten Abendrot der romantischen Poesie in Deutschland gleichende Epos Eichendorffs „in manchem Betracht die eigenartigste aller Juliandichtungen" zu nennen. Es ist selbstverständlich, daß der mit ganzer Seele dem Christentum zugewandte Eichendorff

Digitized by Google

Julians Leben und Streben verurteilen muß. Trotz dessen macht sich auch Sympathie für den heidnischen Helden und Schwärmer geltend. Hatte doch schon im „Marmorbild“ und manchen Liedern die Bewunderung der entschwundenen heidnischen Götterwelt — das tiefe Schönheits-Sehnen von Schillers „Götter Griechenlands“, Goethes „Braut von Korinth“ und Grillparzers „Die Ruinen des Campo vaccino in Rom“ lyrischen Ausdruck gefunden. Das Ringmotiv findet im Epos sogar zweimalige Verwendung. In der „Kaiserchronik“ war Julian den dort als Dämonen auftretenden Heidengöttern verfallen, indem er gelegentlich eines Meineids zu dessen Bekräftigung seine Hand in den Rachen eines Götzen gesteckt hatte. Statt dessen läßt Eichendorff seinen Helden von der Erhabenheit einer Statue ergriffen, dieser einen Ring an den Finger stecken. Die Venus-Statue vertritt den in andern Julian-Dichtungen eine Rolle spielenden Genius Roms. Und auch Eichendorffs Julian ruft aus:

„„Sei Roma, Venus — mahnend mir erschienen,
Ich grüß als Braut dich!““ Und vom Finger wand
Er eines Ringes funkelnde Rubinen,
Steckt' ihn dem Liebchen an die kalte Hand.“

So wie er diese Vermählung mit der alten heidnischen Roma vollzogen hat, brechen die Legionen in den stillen Garten, um ihren siegreichen Feldherrn zum Imperator auszurufen. Und das mächtige Marmorbild mit dem Ring am Finger begrüßt den schlafenden Julian dann in der Stunde von Konstantius' Tod als Cäsar Augustus. Aber auch der Ritter Oktavian, der Sohn des christlichen Vorkämpfers Severus, der im Kampfe durch „ein wunderherrlich Frauenbild“ verwundet worden war, findet diese Fausta oder Faustina in einem geisterhaft stillen, wundersamen Garten, „wo die Marmorbilder stehen in der schönen Einsamkeit“, in einem verfallenen, halbversunkenen Säulenhause schlafend auf den Marmorschwellen:

„Erstarrt der schönen Glieder Wellen,
Ihr Angesicht streng wie von Stein . . . .
Doch wie er aufsprang, schlüpften Schlangen
Grüngolden züngelnd ins Geniſt.“

Das klingt wörtlich an die Stelle im „Marmorbilde“ an, wo Florio im Palaste der Venus plötzlich die Täuschung erkennt. „Eine Schlange fuhr zischend aus dem alten Gemäuer hervor und stürzte mit dem grünlich-goldenen Schweif sich ringelnd in den Abgrund hinunter.“

Als Oktavian wieder zum Heere zurückkehrt, erblickt Julian mit Grimm und Entsetzen an der Hand seines Gesellen

„Den Ring, den er als Liebespfand
Einst angesteckt dem Marmorbilde.“

Zu Severus aber dringt die Trauerkunde von einem falschen Ritter,

„Der da schnöde Seel' und Leib
Und sein Christenheil verkauft
An ein schönes Zauberweib.“

Man darf es wohl als einen Mangel in Durchführung des schönen Planes und Folge der Zwiespaltigkeit in Vorführung zweier Hauptpersonen rügen, daß nach Oktavians Tod Faustina sich in einen Abgrund stürzt und beim Untergange Julians das doch über sein ganzes Schicksal entscheidendes Verlöbnis mit der Statue nicht mehr erwähnt wird. Echt Eichendorffisch dagegen wird von Venus-Faustina noch berichtet:

„Aber in stillen Nächten von unsichtbarem Mund
Hören noch Hirten und Jäger oft aus dem finstern Grund
Trostlose Klagen tönen, und wer's vernommen, flieht,
So wild und herzzerreißend tönt dieses irre Lied.“

Digitized by Google

Ungedruckte Briefe von und an Eichendorff

Mitgeteilt durch Karl Freiherrn von Eichendorff

In der Tagespresse wurde unlängst über die Auffindung von wertvollen Handschriften in dem ehemals der Familie Eichendorff gehörigen Schlosse Sedlnitz bei Freiberg in Mähren berichtet. Tschechischen Legionären, die gelegentlich der letzten Zwangseinquartierung dort in vandalischer Weise gehaust hatten, war auf der Suche nach Wertgegenständen unter anderem auch eine verschlossene Kiste in die Hände gefallen, deren für sie wertlosen Inhalt sie teils verschleppten, teils achtlos liegen ließen. Der Fund soll für die historisch-kritische Ausgabe der Eichendorffschen Werke (J. Habbel in Regensburg) nutzbar gemacht werden, nur einige flüchtig mit Bleistift entworfene, mit der Zeit fast unleserlich gewordene Briefkonzepte gelangen, da die betreffenden Bände der erwähnten Ausgabe bereits erschienen sind, an dieser Stelle zur Veröffentlichung.

Das an erster Stelle zum Abdruck gebrachte Schreiben ist an Eichendorffs Jugendfreund, den Grafen Otto Heinrich von Loeben (Isidorus orientalis) gerichtet und dürfte gegen Mitte des Jahres 1809 geschrieben sein.

Die folgenden, offenbar am gleichen Tage aufgezeichneten fünf Entwürfe, sind vermutlich im Jahre 1841 entstanden. Um diese Zeit bildete sich unter Eichendorffs Mitwirkung der „Berliner Verein für den Kölner Dombau", dessen Schirmherr der König war und zu dessen Vorstand neben Eichendorff auch Cornelius und Rauch gehörten. Über die Anteilnahme des Dichters am Kölner Dombau gibt die Einleitung zu seinen sämtlichen poetischen Werken (Leipzig 1883. IV. S. 530/31) näheren Aufschluß. — Am 4. September 1842 legte Friedrich Wilhelm IV. den Grundstein zum Weiterbau der Kathedrale und mit großer Begeisterung wurde seitens der gesamten Bevölkerung die Aufforderung aufgenommen, zum Ausbau des Domes „als des würdigsten Denkmals eines einigen deutschen Vaterlandes" beizusteuern.

Martin von Dunin, von 1831—1842 Erzbischof von Gnesen-Posen, betonte in dem Streite über die Mischehen mit aller Entschiedenheit den kirchlichen Standpunkt und stellte sich im Jahre 1838 in zwei Zirkularen auf die Seite des Erzbischofs Klemens August von Droste-Vischering. Seiner Stelle enthoben, wurde er erst im Jahre 1840 durch Friedrich Wilhelm IV. wieder in sein Amt eingesetzt.

In dem Schreiben an Beurmann handelt es sich vermutlich um die Wahl eines neuen Oberhirten für die Erzdiözese Gnesen-Posen. Am 21. Oktober 1844 wurde der Propst des Gnesener Metropolitankapitels und Administrator der Erzdiözese Gnesen, Leo Przyluski (1789—1865), von den Domkapiteln in Gnesen und Posen zum Erzbischof gewählt und am 25. April 1845 konsekriert. Die Bulle de Salute animarum (bulla circumscriptionis dioecesium regni Borussici) vom 16. Juli 1821 bestimmte, daß in den Bistümern Köln, Trier, Breslau, Paderborn und Münster die Bischöfe von den Domkapiteln zu wählen seien. Dahingegen heißt es in § 23 besagter Bulle: „In Ansehung der Kapitel der bischöflichen Kirchen Ermland und Kulm und der erzbischöflichen von Gnesen und Posen enthalten wir uns, etwas neues zu verfügen, außer daß die Kapitulare von Gnesen und Posen bei der Wahl ihres Erzbischofs gemeinschaftlich verfahren sollen." Es blieb also hier bei dem bisherigen Modus, der Annahme des landesherrlich Ernannten seitens des Kapitels durch einen feierlichen als Wahl bezeichneten Akt. Während der Regierung Friedrich Wilhelm IV. wurden infolge einer Vereinbarung mit dem Apostolischen Stuhle die Bestimmungen der Bulle de Salute animarum über das Wahlrecht der Domkapitel auf alle Bistümer der preußischen Monarchie ausgedehnt.

*

Jawohl, teuerster Isidor, wir wissen was zaubern u. bezaubert werden heißt. Du übst diese Zauberei über mir aus u. mit jedem Deiner Briefe liebe ich Dich u. mich u.

Digitized by Google

die Kunst unendlicher u. freier. Alle diese Gedichte, wie meine ganze bisherige Poesie, könnten aber auch Sehnsucht überschrieben werden. Denn setzt nicht jede wahrhaftige, treue, unbezwingliche Sehnsucht eine Erfüllung voraus, wie unser ganzes irdisches Leben die Ewigkeit? — Ich komme mir vor wie in einer alten dunklen Kirche. Alle Fenster gehen nach Osten, draußen vor den Fenstern liegt Italia u. unzählige andere blitzende Gefilde in herrlicher Morgenpracht. Was ich denke u. was ich mir innerlichst ersehne, mal' ich still an die bestrahlten Bogenfenster. Vielleicht wenn Angst, Freude u. Sehnsucht am höchsten steigt, lösen sich die Farbengläser zu Tönen u. Duft u. ich trete befreit hinaus in die überschwengl: Ferne u. finde Dich wieder im großen Zaubergarten.

*

An Bodelschwingh[1]).

Abschrift der Cab.-Ordre um die nachträgliche Veranschlagung in Coeln zu veranlassen u. den Angriff des Kreuzschiffes vorzubereiten. Der König wünscht seine Anwesenheit am Rhein zu benutzen, um d:[urch] einen Königl. Akt die allgemeine Teilnahme in Deutschland zu beleben. Bodelschw. solle daher prüfen u. anzeigen in welcher Art u. wann ein solcher Akt bewerkstelligt u. mit der Anwesenheit des Königs verknüpft werden könne (vielleicht mit dem Bau des Kreuzschiffes zu verbinden). Wegen der allgemeinen Bekanntmachung werde später noch nähere Eröffnung erfolgen.

*

An Schön[2]).

Der König hat die öffentliche Teilnahme anzuregen beschlossen. Schön habe in Marienburg so Außerordentliches geleistet, daß seine Erfahrungen von hoher Wichtigkeit seien. Ew. p. werden um baldige Mitteilung gebeten in welcher Art damals für d. Marienburg die Teilnahme des Volkes in Anspruch genommen u. welche Einrichtung getroffen sei um dieser Teilnahme Gelegenheit zur Manifestation zu geben. Ew. p. würden mich sehr verbinden xx.

*

An Dunin.

Ew. p. ermangele ich nicht auf das gefl. Schreiben vom p. ergebenst zu erwidern, daß die Bekanntmachung an die Regierung in Posen wegen des Circulare d:[urch] Arnim bereits erfolgt ist. Zu meinem Bedauern habe ich jedoch zugleich daraus ersehen, daß Ew. p. an dero Consistorium die Verf[ügung] wegen der Pfarr-Einkünfte erlassen u. nicht vielmehr vorher sich deshalb an mich gewendet haben, in welchem Falle jedes Bedenken wegen Zweck u. Veranlassung dieser Ausmittelung sofort beseitigt worden wäre. Der Zweck ist nämlich bloß eine Übersicht der qu. Einkünfte zu erhalten, um zu erwägen, ob nicht zu schlecht dotierte Stellen Zulagen erhalten könnten, so namentlich aus den noch disponibeln, aus aufgehobenen Klöstern herrührenden Meß-Capitalien. Es handelte sich also hier bloß um Notizen, und sind solche Auskunftserforderungen in allen Provinzen ergangen. Hiernach darf ich zuversichtl: erwarten, daß Ew. p. jene Verf. gef. unverzüglich zurücknehmen. H. Aulike[3]) zur Mitt[enntnis].

---

[1]) Ernst v. Bodelschwingh (1794—1854) wurde 1834 Oberpräsident der Rheinprovinz, 1842 Finanz-, 1844 Kultusminister und 1845 gleichzeitig Minister des Innern.

[2]) Theodor von Schön, seit 1815 Oberpräsident von Preußen, war der eigentliche Leiter der Wiederherstellung der Marienburg. Er hatte es verstanden, weit über die Landesgrenzen hinaus Interesse für das neuerstehende Ordensschloß zu wecken.

[3]) Matthias Aulike (1807—1865) gehörte seit 1839 dem Kultusministerium an, wurde 1841 Mitglied der neu errichteten katholischen Abteilung und 1856 deren erster Direktor.

Digitized by Google

An Dunin.

Ew. p. erwidere ich p. ergebenst, daß ich die Ernennung des p. fortwährend im Auge behalten habe, die Sache erfordert aber in mancher Hinsicht noch der Erwägung, nach deren Erledigung ungesäumt weitere Äußerung erfolgen wird.

*

An Dunin. (: jedoch ohne allen Bezug auf 1:) Er habe wegen der Regenbrecht'schen (?) [1]) Sache noch nicht geantwortet, es werde daher um baldige Erledigung gebeten. (: Hierzu will Aulike die Akten schicken:).

*

An Beurmann[2]).

Nach der Bulle de sal: an: ist zwar dieser Wahlmodus festgesetzt. Es hat sich aber (in Posen) die mit der wörtlichen Bestimmung der qu. Bulle allerdings nicht ganz übereinstimmende Usance gebildet, daß das Gouvernement dem Domkapitel einen Mann nannte, den letzteres sodann zu wählen hatte. Allein einerseits können die Kapitel hierin eine Beschränkung ihrer Wahlfreiheit erkennen, andererseits aber übernimmt d: diese Initiative das Gouvernement in gewisser Art auch die Verantwortlichkeit für den Genannten, was, wegen des mehr oder minder zweifelhaften Erfolges, immer bedenklich bleibt. Zur Vermeidung dieser Übelstände ist daher in den westl. Diözesen das Auskunftsmittel vorher einzureichender Wahllisten angenommen worden. Wenn daher die Domkapitel Ew. p. nicht etwa mit einer Anfrage darüber wer persona grata sein möchte entgegenkommen sollten, was die Aufstellung einer Wahlliste überflüssig machen würde, so hat es kein Bedenken, daß Ew. p. den Przyluski u. Burlow als solche nennen. Erfolgt jedoch eine solche Anfrage nicht, so ersuche ich Ew. p. die Wahlliste einzuleiten. Da es wünschenswert ist zwischen Gouvernement u. den Domkapiteln ein freundliches Vernehmen zu unterhalten, diese aber sich verletzt fühlen dürften wenn S: Maj: einige Candidaten der Wahlliste nicht zu genehmigen geruhen sollte, so ist es zweckmäßig, daß Ew. p. auf geeignete Weise dahin wirken, daß die Kapitel d: einzelne Mitglieder vor Abfassung der Wahlliste bei Ew. p. vertraulich mündlich Erkundigung einziehen, ob die auf die Liste zu bringenden Candidaten personae gratae seien. Hierbei ist aber, unter Vermeidung schriftlicher Verhandlungen, alles mündlich abzumachen.

*

Herzl: Dank für die mir so überraschend freundlich erwiesene Teilnahme u. Ehre. Man lernt seine eigenen Lieder erst recht wahrhaft erkennen, wenn man sie so meisterhaft im Gesange belebt hört. Ihre Freundlichk: ist mir um so erfreulicher, da sie von meinen lieben Landsleuten kommt, für die ich während meines vielbewegten Lebens in der Ferne stets heimatl: Liebe u. Treue bewahrt habe. Also nochmals m. p. Dank!—[3])

*

Herrn Regierungsrat Baron v. Eichendorff, Hochwohlgeboren

Berlin, 18. Februar 1840.

Vor einiger Zeit waren Ew. Hochwohlgeboren so freundlich, auf meine damalige Bitte mir zu antworten, daß Sie nicht aus Mangel an Interesse für die Fortsetzung des Musenalmanachs (durch Echtermeyer u. Ruge), sondern aus Mangel an Vorrat dies Jahr keinen Beitrag geben könnten. Inzwischen hat sich das Erscheinen so lange

[1]) Name nicht mit Sicherheit zu entziffern.
[2]) Bis 1850 Oberpräsident in Posen.
[3]) Der Empfänger des vorstehenden Briefes war nicht festzustellen, da es an jeglichem Hinweis fehlt.

Digitized by Google

verzögert und wiewohl der Druck begonnen, können doch noch mehrere Wochen Beiträge aufgenommen werden.

Die Herren v. Stägemann, der verstorbene Gaudy, Fr. Förster, Fr. Kugler, Gruppe, Gubitz, Veit, Ferrand, Gräfin Hahn-Hahn u. a. haben beigesteuert, so daß fast nur Ihr Name unter den Berliner Dichtern fehlt.

Ich weiß (durch Herrn Prof. Hotho[1]), daß Sie zu einer Gesamt-Ausgabe Ihrer Werke auch eine hübsche Anzahl ungedruckter Gedichte besitzen. Würden Sie nicht, wenn auch nur weniges, zu dem Unternehmen spenden? Es kann ja nur durch die Teilnahme aller besseren Kräfte gedeihen, und ich hoffe noch immer, Sie werden ihm die Ihrige, so überaus schätzbare nicht versagen, um so mehr, da ich wünsche den nächsten oder nächstfolgenden Jahrgang mit Ihrem Bildnisse zu schmücken[2]). Dieser Jahrgang wird Gaudy's Porträt bringen.

In aufrichtigster Verehrung Ew: Hochwohlgeboren

ergebener

Schloßfreiheit Nr. 6. M. Simion[3]).

[1]) Heinrich Hotho (1802—1873), Universitäts-Professor, später Direktor des Berliner Kupferstichkabinetts.

[2]) Das Porträt Eichendorffs erschien im Jahrgang 1841 des Deutschen Musenalmanachs. Der betr. Band brachte nachstehende Gedichte: „Bei Halle. Romanze", „Blonder Ritter, blonder Ritter", „Wanderlied" (Ich weiß nicht, was das sagen will), „Die Räuberbrüder" (Vorüber ist der blut'ge Strauß).

[3]) Über die Beziehungen Eichendorffs zu dem Berliner Buchhändler Markus Simion gibt Wilhelm Kosch in seinem Aufsatz „Eichendorff und seine Verleger" („Menschen und Bücher", Leipzig 1912) Aufschluß.

Maien- und Marienlieder / Von Georg Mönius

Bei Junfermann in Paderborn und im Görres-Verlag (Kirsch) zu Bamberg sind in den letzten Jahren eine Reihe von Schöpfungen des jungen fränkischen Dichters Georg Mönius erschienen, die der Teilnahme weitester literaturempfänglicher Kreise würdig erscheinen. Schon „Mein Madonnenbüchlein" (im erstgenannten Verlag), ein poetischer Erstling, dem wir die folgenden Verse entnehmen, eine Sammlung voll Duft und Innigkeit, Naturfreude und Gemütswärme, musikalisch und plastisch zugleich, führt die Überlieferung vom Mittelalter und von Novalis glücklich fort. Wir wollen des neuen Poeten Weiterentwicklung aufmerksam verfolgen.

Der Wächter.

Madonnenkleid.

Meine Seele schmiegt sich wieder nach langer Zeit
An Dein minneumsäumtes Madonnenkleid.

Meine Mutter, ich habe gebangt und geweint,
Aber Du hast es mit mir so muttersam gemeint.

Hast gewußt, wenn seine Augen müde sind,
Wird er schon wieder mein herziges Kind.

Nun sind sie müde und Mai ist da,
Und Du meine Mutter bist wieder mir nah.

Meine Seele schmiegt sich wieder nach langer Zeit
An Dein minneumsäumtes Madonnenkleid.

Digitized by Google

Maialtar.

Im Dorfkirchlein,
Umflossen vom ewigen Licht,
Im Flüsterton ein Kind
Mit der Mutter Gottes spricht.

Die Mütterlein waren
Hinausgetrippelt mit Müh,
Der Kirchner ordnet manches
Für morgen früh.

Kaum ist er wieder
In der Sakristei,
Da fällt dem Kind am Altar
Was Seltsames bei.

Es klettert hurtig hinauf
Und nimmt sich ein Blümlein sacht.
Das möchte es bei sich haben —
Im Schlaf heute Nacht.

Im Mai.

Das war im Mai!
Blumen ging suchen ein Kind
In Hag, Wiese und Aue,
Dir, vielhohe Fraue,
Als Angebind.

Das war im Mai!
Wer dieses Kind geschaut,
Dem hat erinnerungstrunken,
In seliger Wehmut versunken,
Der Himmel der Kindheit geblaut.

Das war im Mai!
Daß von diesem Himmel ein Stück
Wieder auf mich schaue,
Gib, vielhohe Fraue,
Solche Kindheit zurück.

Digitized by Google

III.

Die Nachmittagsstille der Brunauer Kirche wurde jäh durch auf- und abstürmende Oktaven unterbrochen. Vater Straubinger saß an der Orgel und Pfarrer Böck stand prüfend daneben.

„Da steckt's," sagte der Alte. Der Schaden sei leicht zu beheben.

Die Sonne kam durch die farbigen Fenster in breiten Bändern herein. Die Stuckdecke blendete noch einmal so stark in ihrer Weiße. Die Fresken verblaßten immer mehr. Der Christus am Altarbild leuchtete noch stärker aus dem Dunkel.

Johannes lehnte sich an das Chorgitter. Der Vater spielte noch immer.

Wie liebte Johannes die Sommernachmittagskirchen, die feierliche Stille, die hallenden Tritte, das Zwitschern vor den Fenstern, die verflogenen Schwalben und das ruhige Knien vor dem Altar. Das alles war auch heute gut, solange der Vater spielte.

Die grobe Bauernstimme des Pfarrers verhallte am Chor. Dann war es wieder still.

Immer schärfer trat der Christus aus dem Altarbild hervor. Himmelfahrt. Johannes versenkte sich ganz in das strahlende Antlitz. Alle Erdenschwere war von Jesus bereits abgefallen, er sah schon den Himmel, die selige Heimat, vor sich. Im Dunkel unten duckten sich die Köpfe der Apostel. Sehnsüchtig schaute Petrus empor, er hielt den Himmelsschlüssel, zagend, fast zweifelnd, wie er nun alles tragen werde, und doch voll Zuversicht, die ihm aus dem leuchtenden Heilandsantlitz kam.

„Johannes," rief der Vater halblaut, dann stärker: „Johannes."

Sie hatten nun einige Pfeifen bloßzulegen und in der Tastatur Nachschau zu halten. Bei dieser Arbeit verging die Zeit. Der Pfarrer stieg ungeduldig die Chortreppe nieder. Gegen Abend wollte er sie im Wirtshaus erwarten.

Unten hatte die Kirchtüre ein wenig zaghaft geknarrt. Von der Türe herauf klangen gedämpfte Stimmen. Johannes horchte zerstreut. Dann aber war es still. Und dann wiederum kam der schwere Tritt des Pfarrers die Treppe herauf, fast unhörbar von einem anderen begleitet.

„Da ist unsere beste Sängerin," sagte er und schob fast mit Gewalt Gertrud zur Orgel hin.

O Johannes, wie schwer wird manchmal die Arbeit, die aufmerksam gemacht werden muß. O Johannes, wie schwer drückt zuweilen das Bewußtsein der Einsamkeit. O Johannes, wie leicht und wie erwartungsvoll wird manchmal eine Lebensspanne.

Die Sonnenstrahlen waren schräger geworden, der auffahrende Christus schimmerte zwar noch in seinen weißen Gewändern, aber es leuchtete nicht mehr. Die übrigen Teile des Bildes waren bereits in milde Dunkelheit versunken.

Vater und Sohn waren längst wieder allein.

Die Glocke schlug sechs, als sie den letzten Handgriff getan hatten. Nun stieg der Alte wieder hinan und begann zu proben. Alle Töne klangen rein. Johannes horchte angespannt und schaute gerade auf den Altar.

Aus den wirren Läufen wurde eine Melodie. Vater Straubinger spielte sein Abendlied. Das Tagewerk war nun vollbracht.

Ein letzter, ein roter Sonnenstrahl durch irgendein prunkendes Seitenfenster kam daher und glitt über das Kruzifix hoch oben unter der Decke.

„Es ist gut," sagte der Vater, „gehen wir, der geistliche Herr wartet vielleicht."

Johannes schrak auf. Er war irgendwo, weit weg, unter Bäumen und blauem Himmel gewesen.

Vor dem Wirtshaus, in der kleinen Laube von wilden Wein, erwartete sie der Pfarrer. Zuerst mußte über die Orgel Bericht erstattet werden und dann kam man

Digitized by Google

auf allerlei zu sprechen. Besonders erkundigte sich der Pfarrer nach Thomas. Er müsse einmal herüber kommen.

„Wenn er ein echter Straubinger ist," meinte er ungeachtet des Abwehrens, „wird er gewiß ein braver Priester. Gott weiß, wir können brave brauchen. Die Zeiten werden nicht besser und die wahre Frömmigkeit geht dahin."

Die Alten kamen ins Reden. So auch auf den Streit mit dem Lehrer Reinhart.

„Eine leidige Geschichte," grollte der Pfarrer, „jetzt muß er wohl in Pension gehen. Tut mir leid, aber . . . ."

Vater Straubinger schaute verschüchtert nur von der Seite auf die grobe Stirn und die gewaltige bewegte Nase. Ja, das ist einer . . . . . der starke Böck, mit dem ist nicht gut streiten. . . . . .

„Aber die Tochter ist brav," sagte der Pfarrer und klappte den Deckel auf den Krug. „Johannes, ... hört er?"

Johannes schaute in den ersten Stern, der über dem Kirchendach im verdunkelten Himmel stand.

* * *

Im Steiblschen Gasthaus in Hehenberg fand die alljährliche Zusammenkunft der Hochschüler statt.

Im Garten hinter dem Haus saß die lustige Gesellschaft beisammen.

Franz Reinhart hatte doch gemeint, die Wirtin sehen zu können. War es nicht ihr Amt, nach den Gästen zu schauen? Oder sind wir gar stolz geworden, Frau Therese? Einst war es anders, als ob Lieb und Treu dahinter wär und war halt doch nichts als Falschheit und Geldsucht. . . . . .

Ingrimmig lachte er auf, als einer das wüste Lied begann:

„Es steht ein Wirtshaus an der Lahn,
Da fahren viele Fuhrleut an,
Frau Wirtin schenkt vom Besten . . . . ."

und während der Chor einfiel, ... Frau Wirtin schenkt vom Besten . . . . . .
Frau Wirtin hatte einen Mann . . . . .

Er trank rasch und es tat wohl, nichts zu denken als an Singen und Trinken.

Auf einmal stand der August hinter ihm. Ob er nicht — zur Schwester hinauf kommen möchte?

Nein. Und dann ging er doch. Er hoffte zu verbergen, daß er schon tüchtig getrunken hatte.

Sie saß beim Fenster, so daß sie auf den Marktplatz hinabsehen konnte. Neben ihr stand ein Korb mit Wäsche, aus dem sie manchmal ein Stück nahm, daran nähte und es dann wieder weglegte, oder sie hielt auf eine Weile die Hand untätig im Schoß. Sie saß so, daß sie die Sonne im Rücken hatte, ihr Gesicht beschattet war und daß das Licht auf Franz und den Bruder fiel.

„Da habe ich ihn," sagte August, „er ist noch immer der Tiefsinnigste aller Denker und der Heißblütigste aller Schwärmer."

Das Licht blendete Franz. Er vermochte nicht, sie fest anzuschauen. Doch kam ihm vor, als ob sie sich gewaltig verändert hätte. Sie war so still, so bestimmt geworden.

Nachdem August hinabgegangen war, begann das Gespräch zu stocken. Ihre Hände regten sich wieder fleißig über der Arbeit. Die Sonne mochte inzwischen um den Kirchturm herumgewandert sein, das Licht fiel nicht mehr auf sein Gesicht und ihr Profil wurde schärfer.

„Ich muß gehen," sagte er rauh.

Sie sah nicht seine Hand, sondern meinte ruhig:

„So früh? Einmal war es Ihnen nicht so eilig. Aber ich will niemand aufhalten."

Digitized by Google

„Einmal war es mir nicht eilig . . . . freilich . . . . da hatte jemand anderer Eile."

Er erschrak fast über seine Worte. Aber sie tat ganz unbefangen. Zwar richtete sie sich plötzlich auf, um sich aber gleich wieder lässig vorzubeugen.

„Gott, wer wird denn ein Narr sein . . . ." lächelte sie fast nachsichtig, „das Leben ist halt anders und Sie sind ein viel zu guter Mensch dazu. Und jung."

Er lachte gezwungen auf. „Gut, ich und gut . . . ."

„Ich weiß es besser," sagte sie leise, „möchte mancher ein wenig besser sein und trifft es nicht."

Sie strich sich langsam eine Locke aus der Stirn und griff dann lässig mit beiden Händen in das Haar. Sie schaute ihn an.

Aus der Stille heraus fragte er leise:

„Warum . . . . warum?"

„Was macht der Vater? Ist es wahr, daß . . . ."

„Ja, es ist wahr, daß man den Alten wegschickt wie einen, der nicht taugt."

„Und was macht die Gertrud?" fragte sie weiter. „Kommt nicht mein Bruder öfters hinüber?"

„Beide," sagte er, „der August macht Dummheiten und der Johannes spielt die Orgel."

„So," meinte sie und wunderte sich.

Schritte auf der Treppe knarrten. August trat stürmisch ein.

„Die sind alle schon betrunken," rief er, „du wirst sie noch hinauswerfen müssen."

„Was geht es mich an," tat sie stolz.

„Du bist ja die Wirtin," höhnte der Bruder.

„Ich glaube, du bist auch betrunken." Ein böser Zug kam um ihren Mund. Sie dachte daran, daß da drunten die junge Kellnerin mit den Studenten allein sei. Ein furchtbarer Widerwille ergriff sie plötzlich.

Sie stand rasch auf. Franz Reinhart sah, daß ihr weites Kleid nicht gerade an ihr herunterfiel.

Sie fühlte seinen Blick und starrte ihn finster an.

Als Therese wieder allein war, kehrte sie zum Platz am Fenster zurück, aber sie arbeitete nicht, sondern blieb die Hände im Schoß sinnend sitzen. Einmal wollte sie aufstehen und in die Gaststube schauen, dann ließ sie es sein. Sie fühlte sich so müde. Und sie sann. Auch ihr hatte er einmal gefallen . . . . aber sie hätten doch nicht zusammengepaßt . . . . .

Das Kind unter ihrem Herzen regte sich. Wenn es nur schon da wäre. Würde sie auch Zeit haben, wirklich Zeit für das Kind? Sie wäre doch nicht so allein . . . . so allein . . . . .

So vergingen die Stunden. August kam einmal, flüchtigen Abschied zu nehmen. Sie gab mechanisch Grüße für daheim auf.

Die Mutter und der Vater . . . . noch immer war sie nicht drüben gewesen . . . . sie fürchtete sich.

Das Kind regte sich so stark Sie verfiel in Träumen. Heut vermochte sie nimmer zu arbeiten. Wie wunderlich man doch werden konnte, so lebensverdrossen . . . .

In der Dämmerung kam der Mann müde von seinen Geschäften heim. Dann begann unten in der Stube der Bürgertag. Es wurde dunkel, aber auch in der Dunkelheit kamen und gingen viele schwere Gedanken.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

An Albrecht Dürer / Von Georg Mönius

Wie oft zur Dämmerstunde, hoher Meister, als die Schatten der Häuser sich zackig wehrten, ihre Linien zu verlieren und das Gebälk des Fachwerks nicht auseinanderfließen wollte wie Lachen Bluts, sondern die Zeichnung voller Adern bewahrte und alles sich wehrte vor dem Ineinanderfließen von Tag und Nacht und doch alle Madonnen an den Häusern gnadenreicher wurden, indes ein mildes Angelusläuten in die finsternissaugenden Gassen fiel, — bin ich durch Nürnberg gewandert: um den Ring, der berauscht im Dufte des weißen und roten Flieders stand und dessen altes Gemäuer vor Wollust zerbröckelte; durch engste Gäßchen, die nie ein Sonnengruß grüßt; über den Markt mit den schöngiebeligen Häusern, dem Brunnen und der innigen Kirche zu Unserer Lieben Frau; mit dem Gruße der Burg hinauf zum Tiergärtnertor, den schönen Chor von Sankt Sebald in schauerndem Erlebnis. Auf Schritt und Tritt bin ich dir begegnet, zu jeder Stunde des Tags, zu allen Gezeiten des Jahrs. In Sankt Lorenz erzählte jede Fiale des sich vor Leben krümmenden und doch der Verzweiflung nahen Sakramentshäuschens von deiner spätgotischen Not; in Sankt Sebald kündete jede renaissanceerfüllte Figur des Peter Vischerschen Werkes von deinem Ringen um die Schönheit und Harmonie der klassischen Welt. In galerieherrlichen Innenhöfen und im Patrizierhause, auf freiem Markt und im mystischen Dunkel der Kirchen: immer wandelte ich auf deiner Spur. Selbst wenn ich durch den indianerhaften Lärm einer Messe oder eines Volksfestes ging, hörte ich die Linien deiner Holzschnitte flüstern, die einst aus ähnlichen Verkaufsbuden sprachen. Muß man nicht Nürnberger sein, um dir auch durch das Milieu nahe zu kommen, das hier wichtig ist wie selten bei einem Künstler?

Denn du warst in das Leben deines Nürnberg verflochten, und es bestand eine Blutsverwandtschaft ersten Grades. Aus dem Volke kamst du, und das Bild, das du von deiner Mutter in Kohle zeichnetest, ist ein ergreifendes Volksschauspiel von den Müttern. Als Mann warst du Freund Pirkheimers, und die besten Familien der freien Reichsstadt warben um deine Gunst. Kaiser Max kam in deine Werkstatt, und es erlebte das Reich, daß König und Künstler auf der Menschheit Höhen steh'n. Mit dem in religiösem Alpdruck sich ängstigendem Volk fühltest du in wuchtigem Holzschnitt die Schrecken der Apokalypse, und den leidbedrückten, mitleidsfähigen Schichten stelltest du die Passion des Herrn in immer neuer Offenbarung dar. Feine Humanisten erfreutest du durch die subtilen Stiche, und die Patrizier deiner lebensgesättigten Stadt zwangst du zu treuer Überlieferung in das Bild. Nur in wenigen Werken gingst Du gewöhnlicher Erlebnissphäre entrückte Wege und du sagtest deutlich, wozu die Malerei gut sei: daß sie das Bildnis des Menschen über seinen Tod hinaus aufbewahre und daß sie die Passion des Herrn zu vergegenwärtigen imstande sei. Mit allen Lebensfasern warst du in die Seele deiner Stadt verwachsen.

Und als du in die Ferne zogst, war es nicht Abenteurerlust sondern der Ruf eines ernsthaften Werkes, das dir zu tun blieb. Zwar fühltest du auch das menschliche Behagen, das dir die südliche Sonne und die freiere Art des Lebens in leichter Blutwallung brachte: du fühltest dich in Venedig wie ein Fürst und fürchtetest, du müßtest in der Heimat nach der Sonne frieren. Aber es war Wesentlicheres, was dich festhielt. Es war dir die Stille und Bewegtheit klassischer Welten aufgegangen, und dein Erlebnis war von der Art eines Jugenderlebnisses von mir, als ich in Sankt Lorenz bedrückt durch den Säulengang des basilikalen Langhauses ging und plötzlich die Hallenkirche himmelsgewölbig über mir gebreitet sah. Wie hattest du dich in jedes Faltengetümmel spätgotischen Wirrsals hineingewühlt! Wie warst du der Linie nachgejagt in ihrer

Digitized by Google

Brechung, Krümmung und Veräſtelung! Und nun ſahſt du in ſtiller und ſchöner Einfachheit tönende Harmonie und fandeſt den Menſchen —, den Menſchen, den du in Anatomie ſtudierteſt und in Proportionstafeln mühſam berechnet haſt und deſſen Schönheit du herausreißen wollteſt aus der Natur. Und du ſaheſt ihn herrlich wie am erſten Tag. Es war die Zeit, da man auszog, eine neue Welt zu finden und ſie fand: aber die Wunder der neuen Welt, die du ſpäter in Antwerpen ſahſt, waren nicht von jener Wirkung wie ein Bild klaſſiſcher Art.

Du kehrteſt wieder in deine Vaterſtadt: ſo wie ein Kaufmann frachtbeladen in den Hafen läuft und die Wunder der Ferne ſeinen Landsleuten bringt. Aber es war kein Wegwerfen des Alten und ein Finden des Neuen, es war ein qualvolles Wachstum, ein Abſchneiden und ein Neutreiben, ein mühſames Ineinander und Nebeneinander, ein furchtbarer Wille und ein nie genügſamer Arbeitsgeiſt, ein Künſtlerernſt, der Tragödie nahe. Denn du haſt oft verzweifelnd empfunden, wie ſehr der nordiſche Menſch unbegnadet iſt von ſüdlicher Art, und das Erlebnis der Melencolia fiel nicht aus fernen Himmeln, ſondern wuchs dir aus leidender Seele.

Da iſt es nicht zu verwundern, daß du der Paſſivität einer impreſſioniſtiſchen Zeit ferneſtehſt und dieſes ſenſitive, jedem Reiz verfallene Geſchlecht ſich nicht in den herben Willen deines Sehens findet. Denn das Taſten deines Sehenwollens lief jedem Ding, und ſei es Gras oder Haar, bis ans Ende und nie ließ ſich dein Wille von einem flüchtigen Eindruck umſchmeicheln. Du griffeſt ſcharf zu mit den Augen, und es zerſtob jeder gefühlsbetonte, undingliche Eindruck. Du gingſt der Sache auf den Grund; du rückteſt dem Ding „an ſich“ zu Leibe. Todfeind jeder impreſſioniſtiſchen Sehart, haſt du ganz aus dem Willen zur Optik gelebt, der bedient wurde von der Leuchte hellſtrahlenden Intellekts. Freilich wurde die Zeichnung oft hart, eckig, brüchig, und die Farbe leuchtete ohne Wärme und Schmelz. Und man hat dir oft den in Senſation gehobenen Grünewald gegenübergeſtellt und ſeine Ausdruckskunſt und Farbenwunder überlaut geprieſen.

Wenn dies von expreſſioniſtiſcher Seite geſchah, hätte man ein Doppeltes bedenken ſollen: daß ſich oft in deinen Holzſchnitten ein Aktivismus ohnegleichen nach Ausdruck reckt und daß in dir für eine Kunſt, die oft der Knochenloſigkeit bedenklich nahe kommt, Heilmittel beſchloſſen liegen. An der Zucht deines künſtleriſchen Formens hätte ſie ſich retten können. Denn in dir waltet eine erſtaunliche Diſziplin. Dir zerfloß nicht die Fülle der Geſichte, und dein künſtleriſches Erlebnis mündete nicht krampfverzerrt in das Chaos anarchiſtiſcher Formloſigkeit. Du bliebeſt immer Schöpfer und Herr, und dein Geiſt ſchwebte in Schöpfungsſtunden gebietend über den Waſſern.

Du haſt deine Kunſt auf die Dämme des Wiſſens gebaut; deshalb ſind die Fluten des Schauens nicht zerſtörend über ſie hereingebrochen. Aber du hatteſt ſo viel Seele in dir, daß dich das Wiſſen nicht vergewaltigen konnte. Keines deiner Werke iſt von des Gedankens Bläſſe angekränkelt, das Vollblut einer ſtarken Perſönlichkeit pulſt mächtig hindurch. Deshalb iſt nie eine Arbeit von dir ein rechneriſches Kalkül wie manchmal bei Lionardo da Vinci. Du bewahrteſt dich vor den Gefahren des Intellekts: du ließeſt ihn nicht Tyrann ſein, ſondern beſchiedeſt ihn in die weiſe Demokratie harmoniſierender Kräfte.

Nur mit Ergriffenheit, hoher Meiſter, ſehe ich die Seele deiner Kunſt. Daß mich auch noch viele menſchliche Bindungen an dich knoten, gibt dem Verhältnis Wärme des Lebens. Du ganz aufrichtiger, wahrhafter, gläubiger deutſcher Mann! Freund dem Freunde, Sohn der Heimat, Knecht deinem Gotte! Daß ich doch bei jedem deiner Werke den Menſchen nicht vergeſſe!

Wenn zum 450. Male dein Geburtstag ſich jährt, werden ſich die Stätten deines Erdenwallens mit Andächtigen beleben. Ich werde dir nahe ſein in der Winklerſtraße, wo du dich plagteſt und mühſam durchs Leben ſchlugſt; in deinem ſtattlichen Hauſe

Digitized by Google

am Tiergärtnertor, das du dir nach der Rückkehr aus Italien kaufteſt und in deſſen butzenſcheibengedämpften Stuben mir deine Holzſchnitte am kühnſten flammen; auf dem Johannisfriedhof an deinem Grab. Mai wird es ſein, und auf allen Gräbern blüht's. Blumen und Kränze, die dann dein Grab bedecken, widmet dir ein in Tränen frohes Volk, das zwar keine Feſtzeit hat, aber deinetwegen die Locken bekränzen möchte. Denn ein Wort Hölderlins klingt ihm mit Nachtigallenwohllaut durch ſeine Nacht:

„Bin ich allein denn nicht? Aber ein Freundliches muß fernher nahe mir ſein,
Und lächeln muß ich und ſtaunen, wie ſo ſelig auch mitten im Leide mir iſt."

Zur Geburtsfeier Albrecht Dürers / Von Martin Greif

Vor einem halben Jahrhundert gedichtet, in der großen Zeit des Jahres 1871, mag die poetiſche Huldigung vor den Manen des Nürnberger Meiſters auch heute ihre Leſer finden. Die Verſe ſind dem Band „Gedichte" von Martin Greif (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag) entnommen, der in keinem deutſchen Hauſe fehlen ſollte. Der Wächter.

Deutſcher Kunſt erhabner Meiſter,
Dein Vermächtnis wird nicht alt,
Noch bewegſt Du alle Geiſter
Wie mit Jugend Allgewalt.
Deines Volkes Wunderleben
Quoll aus Deiner Hand hervor,
Durch Dein grenzenloſes Streben
Stieg es höher noch empor.

Ohne Schmuck und fremde Zierde
Gibſt Du ganz das Eigne nur
Und mit fröhlicher Begierde
Endlich ſelber die Natur.
Wie ſie ſich Dir offenbaren,
Stellſt Du alle Dinge dar:
Engel- oder Teufelſcharen,
Alle malſt Du treu und wahr.

Aber all Dein ſich'res Können
Hat Dir nie die Glut geraubt,
Denn der Deutſche will bekennen,
Was er fühlt und was er glaubt.
Mit dem Pinſel, mit der Feder
Gleich vertraut und gleich geſchickt,
Hat doch Deiner Tage jeder
Dich urmächtig neu erblickt.

Deiner Arbeit war kein Ende,
Wie Du Dir das Ziel geſtellt,
Und die Werke Deiner Hände
Finden ſich in aller Welt.
Schon das hohe Künſtlerzeichen
Weckt uns Stolz und Rührung auf:
Keiner wagt Dich zu erreichen
Jemals in der Zeiten Lauf.

Digitized by Google

Zum geistigen Wiederaufbau

Der Zusammenbruch auf allen Gebieten des politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens lenkt die Blicke der Einsichtigen wieder auf die tieferen Zusammenhänge, den Ursprung des Daseins, sowie dessen Zweck und Ziel. Vorboten der Abkehr vom Materialismus haben sich zwar schon um die Jahrhundertwende immer häufiger gezeigt. In der Philosophie hält um diese Zeit die Wissenschaft vom Übersinnlichen, die Metaphysik, wieder ihren Einzug. An den Namen und die Lehre eines Jakob Friedrich Fries knüpft sich eine neue Denkerschule. Sein Hauptwerk „Wissen, Glaube und Ahndung" (Jena 1805) wird hundert Jahre später von Leonard Nelson (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht) in würdigster Weise neu herausgegeben.

Wer war Fries? Im dritten Band von Friedrich Ueberwegs einzigartigem „Grundriß der Geschichte der Philosophie" (Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn) steht er neben — Jean Paul, dem großen Dichterphilosophen. Er vertritt die Ansicht, daß das Sinnliche Objekt des Wissens, das Übersinnliche Objekt des Glaubens (und zwar des Vernunftglaubens), die Bekundung oder Offenbarung des Übersinnlichen im Sinnlichen aber Objekt der Ahnung sei. Wir erkennen demnach die Dinge nicht, wie sie an sich sind, sondern nur als Erscheinungen. Das Unvollendete unseres Wissens weist uns aber hin auf die Ideen des Vollendeten, und so kommen wir zu dem Unbedingten, das den Inhalt des Glaubens bildet. Der Glaube nimmt seine eigenen Wege, unbekümmert um wissenschaftliche Forschungsergebnisse.

Die Wiedergeburt von Fries ging mit ähnlichen Erscheinungen in der zeitgenössischen Philosophie parallel; sie besagte zwar noch nicht die Einstellung auf eine religiöse Denkweise im Sinn der Kirche, bedeutete aber eine entschiedene Abkehr von den alleinseligmachenden Dogmen eines Vogt, Moleschott und Haeckel oder eines Comte und Mach. Immerhin mußten Jahre vergehen, bis die unsterbliche Philosophie des großen Aquinaten auch die Welt derjenigen zu erobern anfing, die bisher auf völlig anders gerichtete Führer geschworen hatte. Die weitverbreitete und allgemein anerkannte „Philosophische Bibliothek" (Leipzig, Felix Meiner) ehrte sich selbst, indem sie ihre Jubiläumsnummer Band 100 dem Lebenswerk jenes Weisen widmete und dadurch seine Popularisierung in den akademischen Kreisen anbahnte. Eugen Rolfes stellte darin „die Philosophie von Thomas von Aquin" durch sorgsam ausgewählte Stücke aus dessen Schriften in ihren Grundzügen dar. Seine Einleitung und seine erklärenden Anmerkungen besagen das Notwendigste in faßlicher Klarheit und sprachlich mustergültigem Ausdruck. Wenn z. B. Hermann Bahr kürzlich auf französische Einführungen und Kommentare zu Thomas von Aquin hingewiesen hat, so muß man ihm entgegnen, daß wir die Franzosen auch in dieser Hinsicht nicht benötigen, da wir Deutsche unsern Rolfes besitzen.

Die Anwendung aufs praktische Leben finden wir in Joseph Mausbachs Werk „Grundlage und Ausbildung des Charakters nach dem Hl. Thomas von Aquin" (Freiburg im Breisgau, Herder u. Co.). Vor allem unsere Lehrerwelt sollte sich die Studien des Münsterer Gelehrten zunutze machen. Das Wesen der menschlichen Natur, die sittliche Ordnung und das Gewissen, der sittliche Wille als Kern des Charakters, seine Freiheit, Einheitlichkeit und Festigkeit, das Gefühlsleben, Pflicht und Neigung, sowie schließlich die Erhebung des Charakters zu den Gipfeln der übernatürlichen Liebe werden an der Hand des Aquinaten erschöpfend behandelt.

Von der Scholastik des Mittelalters führt der Weg zur Mystik. Beide sind vielfach mißverstanden und entstellt worden, so daß in den Bildungsschichten der Neuzeit eigentlich bloß die Pseudo-Scholastik und Pseudo-Mystik eine Rolle gespielt haben. Um so erfreulicher, daß man endlich darangeht, die reinen Quellen aufzusuchen statt an trüben zu nippen. Ein mystisches Quellenwerk ersten Ranges erschließt uns Johannes Weißbrodts Ausgabe „Der hl. Gertrud der Großen Gesandter der göttlichen Liebe" (Freiburg im Breisgau, Herder u. Co.). Die vorbildliche Frau stammte aus der Gegend von Eisleben und wurde 1256 geboren. Anselm Manser schildert in der zuverlässigen Einleitung ihr Leben und Werk. Gertrud schrieb viel. Der Mystik scheint das

Digitized by Google

„Vergängliche ein Gleichnis" und darum liebte sie die Bildersprache. Ihr entwickelter Natur- und Kunstsinn machte sich überall wohltuend geltend. Gertrud und ihre Werke haben manches von feierlich gottesdienstlichem Gepräge an sich und solche Frömmigkeit hebt sie z. B. von dem „Blumengärtlein" eines hl. Franz von Assisi deutlich ab. Man möchte den „Gesandten" eine mystische Auslegung vieler Teile der lateinischen Liturgie und einen beschaulichen Führer durchs Kirchenjahr nennen. Er lehrt auch, aber nicht schulmeisterlich, wie man die heilige Liturgie für das Seelenleben fruchtbar gestalten kann. Das Buch dürfte demnach in Zeiten liturgischen Aufschwungs eine besondere Aufgabe erfüllen helfen.

Die hauptsächlich in der Intelligenz Rheinlands und Westfalens wurzelnde neue Bewegung, die Manser damit berührt, hat in der Sammlung „Ecclesia orans" eine starke, auf wissenschaftlichen Untersuchungen fußende Stütze erhalten. Das 6. und 7. Bändchen verfaßt von Joseph Kramp „Meßliturgie und Gottesreich" (Freiburg im Breisgau, Herder u. Co.) will ebensowenig wie seine Vorgänger bloß Theologen zugute kommen, im Gegenteil, weitere Kreise sollen den geistigen Kern der ästhetisch selbst auf Andersgläubige wirkenden Schale fassen lernen. Volkstümlicher gehalten dienen verwandten Zwecken die von Alfons Heilmann herausgegebenen „Bücher der Einkehr" (Freiburg im Breisgau, Herder u. Co.), deren erster Band „Seelenbuch der Gottesfreunde" Perlen deutscher Mystik enthält, während der zweite „Feuer vom Himmel" biblische Lebensweisheiten zusammenstellt.

Wer den schreienden Tiefstand der sog. Gebetbuch-Literatur kennt, wie er sich seit einem Jahrhundert in peinlichster Weise immer stärker fühlbar gemacht hat, muß ein Werk wie die „Deutschen Gebete", ausgewählt und herausgegeben von Br. Bardo (Freiburg im Breisgau, Herder u. Co.) mit Freude und Genugtuung begrüßen, mit doppelter aber, wenn er etwa Germanist ist. Ein Spruch nach dem Meisner leitet die mittelalterliche Blütenlese, die gerade unseren Tagen unendlich viel bietet, recht glücklich ein:

„Daß das Deutsche Reich verwaist ist ganz,
Das kommt von eurer Habgier, deutsche Männer!
Darum ward deutscher Stolz so tief gebrochen. —
Dir, Deutschland, sollte dienen all die Welt;
nun will man dich hörig machen;
Verspielst du, deutsches Volk, dein Heer und Recht,
so kann dein Erbfeind lachen.
Weh dir, wie fuhlt die Habsucht jetzt im Schlamm
und nagt an schmutz'gen Knochen.
Gib nicht dein Erb' in fremde Hand; der Schöpfer hat es dir von Ewigkeit verlieh'n,
Denk, wie man grausam deine Führer in den
Kot wollt' zieh'n, —
Kehr um zu Zucht und deutschem Tun, so wird
die Schuld gerochen! —"

Aus Wackernagels altdeutschem Lesebuch, Denifles geistlichem Leben u. ä. Quellen hat der kundige Herausgeber sein Schatzkästlein zurecht gezimmert und eine Menge Kleinodien der geistlichen Literatur von Walter von der Vogelweide bis Angelus Silesius geborgen. Es ist eine Lust, darin zu blättern und zu lesen, und voll Wehmut merkt man bald: Wie reich sind unsere Vorfahren gewesen, wie arm sind wir Deutsche heute!

Schon daß eine Seele gleich jener des Thomas von Kempen, dessen wunderbare „Nachfolge Christi" in der Ausgabe Adolf Pfisters neben den vieler anderer katholischer und evangelischer Verleger bereits die 30. Auflage erlebt (Freiburg im Breisgau, Herder u. Co.), dem Mittelalter angehört, müßte uns mit liebevoller Ehrfurcht vor jener Zeit erfüllen. Ein vortrefflicher Lebensabriß verleiht der Ausgabe außer dem handlichen Taschenformat und dem ausgezeichneten Deutsch der Übertragung aus dem Lateinischen des Urtextes einen Vorzug, der ihre Beliebtheit erklärt. Ein Schüler der Nazarener H. Commans hat feine und tiefsinnige Zeichnungen zu dem Werk geschaffen, die einen besonderen Schmuck der von Frz. X. Müller besorgten Übersetzung „Vier Bücher von der Nachfolge Christi" (Düsseldorf, L. Schwann) bilden. Die wohlfeile Vorzugsausgabe dieses erlesenen Prachtwerkes ist in Ganzleinen mit Goldschnitt oder Farbschnitt erhältlich. Ein würdiges Seitenstück aus der Vergangenheit bilden höchstens noch die „Fioretti" des Hl. Franz.

Die eifrige Beschäftigung mit dem Armen von Assisi zeitigt Jahr um Jahr Neuerscheinungen franziskanischer Literatur und Kunst. So bekommen wir jetzt den berühmten „Sonnengesang des Heiligen Franziskus", erneuert und mit Holzschnitten versehen von Karl Joseph Friedrich (Hartenstein in Sachsen, Greifenverlag). Fritz Jöde hat einen wirkungsvollen Lautensatz beigesteuert, Willi Geißler, der hochbegabte junge Graphiker ein herrliches Titelblatt gezeichnet. Allein die Ausstattung verleiht dem wertvollen Druck einen Vorzugsplatz unter den volkstümlichen Neuerscheinungen moderner Buchkunst.

Gleichfalls bereits vom bibliophilen Standpunkt verdient gewürdigt zu werden das neue Unternehmen des Inselverlags in Leipzig „Der Dom". Die Reihe der schmucken blauen Pappbände mit weißem Leinenrücken, Schwarz- und Goldpressung eröffnet der bekannte Gelehrte und Romanschriftsteller Joseph Bernhart, indem er des Frankfurters „Deutscher Theologie", die als erstes der „Bücher der deutschen Mystik" auf den Plan tritt, eine ausführliche Einleitung vorausschickt. Überzeugend weist er nach, daß zwischen Scholastik und Mystik im Grunde genommen kein Widerspruch besteht. „Die Vollender der Scholastik in ihrer sommerlichen Höhe zwischen 1250 und 1300 sind allesamt auch Mystiker, die vielberufene Mystik

Digitized by Google

J. B. Schäfer-Widmann

O himmlische Frau Königin,
Durch alle Welt eine Herrscherin,
Du Herzogin zu Franken bist,
Das Herzogtum Dein eigen ist.

J. B. Schäfer-Widmann

Dort auf der Höhe,
Da wehet der Wind,
Da sitzet Maria
Und wieget ihr Kind.

Digitized by Google

Digitized by Google

aber, die so gern als Gegner der Scholastik ausgespielt wird, baut ihre beliebteren Kapellen treulich an die Dome der Scholastik an." Der unbekannte Frankfurter Deutschherr, der die „Theologia deutsch" verfaßt hat, wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, wirkte mächtig auf die ganze Folgezeit, über Luther hinaus auch auf die verschiedensten protestantischen Bekenntnisse. Der vorliegenden Übersetzung liegt Willo Uhls Abdruck der Handschrift von 1497 zugrunde. Die zahlreichen Anmerkungen und das weitere Quellen verzeichnende Nachwort verleihen dem Neudruck wissenschaftlichen Wert. Es steht zu hoffen, daß nunmehr auch weitere Kreise zu einer richtigen und klaren Einschätzung der Mystik gelangen. Bernharts Ausgabe hat damit für den „Dom" einen Grund- und Eckstein gelegt.

Die „Grundfragen der kirchlichen Mystik" erörtert der Freiburger Professor Engelbert Krebs (Freiburg im Breisgau, Herder u. Co.). Die Arbeit ist vom katholischen Standpunkt abgefaßt; wer diesen nicht teilt, wird beim Lesen, vielleicht abgesehen vom fünften Kapitel (die natürlichen Grundlagen des mystischen Lebens) nicht auf seine Rechnung kommen. Aber ebensosehr mag auch der religiöse Gegner daraus lernen; jedenfalls trägt das Buch zur Klärung des vielumstrittenen Begriffs „Mystik" wesentlich bei.

Neben den Großen des Mittelalters wird öfter denn je gerade in der Gegenwart Luther genannt. Er gilt heute noch vielen tausenden als „Parol' und Feldgeschrei zugleich", wenn auch seine Stellung in dem Urteil der Nachwelt steten Schwankungen und Widersprüchen ausgesetzt erscheint. In das Wirrnis der Ansichten leuchtet Richard Wolff mit seinen gründlichen „Studien zu Luthers Weltanschauung" (Historische Bibliothek Bd. 43, München, R. Oldenbourg) hinein, in dem er vor allem die Frage zu beantworten sucht, ob Luther dem Mittelalter oder der Neuzeit angehört. „Ohne seine einzigartige Größe damit auch nur im geringsten anzutasten," ordnet der Verfasser seinen Helden dem mittelalterlichen Denken und Fühlen ein. Überhaupt erblickt Wolff in der Jahrzahl von etwa 1500 keinen fundamentalen Einschnitt. „In dem Begriff Neuzeit liegt schließlich ein Werturteil; eine sehr überhebliche Einschätzung der Gegenwart, eine Verächtlichmachung vergangener Zeiten durch den kulturherabsetzenden Sinn des Wortes Mittelalter; es ist eine Betrachtung der Weltgeschichte unter der Perspektive des ewigen Fortschritts." Als Zeichen der Zeit, die im sog. Mittelalter immer deutlicher den bisher letzten Gipfel menschlicher Kulturentwicklung erblickt, darf das aus wissenschaftlichen Erkenntnissen fließende Urteil nur begrüßt werden.

Sehr fesselnd untersucht der Erlanger evangelische Theologe R. H. Grützmacher „Alt- und Neuprotestantismus" (Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl). Man müßte die Schrift, die alle Fragen der religiös-philosophischen Gegenwart in den Umkreis ihrer Betrachtung zieht, und gleichsam den Kern aus einem großen wegen der Herstellungskosten augenblicklich der Öffentlichkeit vorenthaltenen Werk bildet, in einem eigenen Aufsatz behandeln, um seiner Gedankenfülle gerecht zu werden. Die ungeheure Belesenheit des Verfassers macht die Lektüre auch für den Gegner genußreich. Grützmacher vertritt das Luthertum gegenüber dem neuprotestantischen Ideal und seiner jüngsten „hochkirchlichen" Ausstrahlung. Unbarmherzig geht er mit Hegel ins Gericht, den „geistigen Ahnherrn für den neuprotestantischen Evolutionismus".

Das Programm der Hegelschen Philosophie, ihr System in nuce können wir jetzt bequem in einer hübschen Ausgabe der Inselbücherei (Nr. 300) genießen. Es ist dies Georg Wilhelm Friedrich Hegels „Einführung in die Phänomenologie des Geistes" (Leipzig, Insel-Verlag), wobei auch das Nachwort von Fr. Blaschke Beachtung verdient.

Wer in einer großen Übersicht die philosophische Entwicklung der letzten Jahrzehnte kennenlernen will, dem bietet eine solche C. Gürtlers „Einführung in die Geschichte der Philosophie seit Hegel" (München, Ernst Reinhardt); sie gibt den Lehrinhalt der einzelnen Denker objektiv wieder (mit Buchtiteln und Daten) und kann jedem Philosophie-Studierenden gute Dienste leisten.

Daß des modernen Mystikers G. Th. Fechner „Zend-Avesta" wieder zu Ehren kommt, mag damit zusammenhängen, daß die ungläubige Jugend sich wieder nach etwas Unsterblichkeit sehnt. Die freie Bearbeitung und verkürzte Ausgabe des 1851 in drei Teilen erschienenen Werkes von Max Fischer stellt sich als 2. Bd. des „Ooms" dar (Leipzig, Insel-Verlag). Fechner neigte stark zur Theosophie, nahm auf das Gemüt und den religiös-christlichen Offenbarungsglauben weitgehende Rücksicht und bezeichnete seine Lehre selbst als eine Verbindung von Idealismus, Materialismus, Dualismus und Identitätssystem (Gott ist ihm die Seele der Welt, diese Gottes Leib). Seine dichterische Veranlagung macht sich auch in den „Zend-Avesta" betitelten „Gedanken über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom Standpunkte der Naturbetrachtung" bemerkbar.

Bei den ernsten Philosophen der letzten Zeit stand Fechner in hohem Ansehen. Der jüngst verstorbene Leipziger Gelehrte Wundt z. B. gab dessen Hauptwerk „Elemente der Psychophysik" 1889 neu heraus und teilte viele der darin ausgesprochenen Ideen. Wilhelm Wundts Testament „Die Weltkatastrophe und die deutsche Philosophie" (Erfurt, Keyserſche Buchhandlung) bietet Erkenntnisse, die leider viel zu spät volkstümlich ausgesprochen und verbreitet nur dem Wiederaufbau, aber nicht der Verhütung des Zusammenbruchs dienen können. Wundt schreibt: „Da soll bald eine Einheitsschule, die alle Unter-

Digitized by Google

schiede der Bildung aus der Welt schafft, bald die Ersetzung der Religion durch einen rationalistischen Moralunterricht, bald die Beschränkung der Bevölkerungsziffer durch ein staatlich geleitetes Abtreibungssystem, vor allem aber der unbeschränkteste, jeden auf seine eigenen Interessen einengende Individualismus das Heil der Zukunft in sich bergen und in diesem Sinne soll vor allem der unserem Volkscharakter völlig inadäquate fremden Vorbildern folgende und damit zur Parteiherrschaft entartete Parlamentarismus dabei hilfreich mitwirken." Wundt beschloß mit einer großen Hoffnung auf die heimgekehrte Jugend sein Leben. Hoffen wir mit ihm!

Das großzügige Unternehmen der Jos. Köselschen Buchhandlung in Kempten „Philosophische Handbibliothek", herausgegeben von Clemens Baeumker, Ludwig Baur, Max Ettlinger hilft der deutschen Wiedergeburt zweifellos in hohem Grade. Schon die ersten stattlichen Bände: „Einleitung in die Philosophie" von Jos. Ant. Endres und „Geschichtsphilosophie" von Franz Sawicki bezeugen den großen wissenschaftlichen Ernst der neuen Sammlung, die gleichwohl auch dem Nichtfachmann willkommen sein dürfte, weil die Darstellungsweise klar und im besten Wortsinn gemeinverständlich ist. Endres beleuchtet zunächst die Aufgabe einer Einleitung in die Philosophie, nimmt zu ihrem Begriff und ihrer Einteilung Stellung, behandelt die einzelnen philosophischen Richtungen, Disziplinen und ihre Hauptprobleme, sowie endlich ihr Verhältnis zur Religion. Sawicki erblickt in der Geschichtsphilosophie die Aufzeigung der Gesetze des geschichtlichen Geschehens und des Sinnes und Zweckes der Geschichte selbst. Seit Friedrich Schlegels „Philosophie der Geschichte" (1829) besitzen wir kein ähnliches Werk von dieser Art und Bedeutung.

Den Philosophen reihen sich die Theologen an. Geistlicher Zuspruch wird gern wieder gehört. Zunächst müssen wir alle Ausgaben älterer Schriftsteller wie Stolz und Hansjakob dankbar begrüßen. Perlen gleich der des schwäbischen Seelenerziehers Alban Stolz „Der Mensch und sein Engel" (17. Aufl., Freiburg im Breisgau, Herder u. Co.) findet man nicht alle Tage. Die „Kanzelvorträge für Sonn- und Feiertage", die sein berühmter Landsmann Heinrich Hansjakob uns hinterlassen hat, denen sich „Zeit und Kirche", „Die Schöpfung" und „Der heilige Geist" würdig anreihen (alle bei Herder u. Co., Freiburg im Breisgau), gehören zum eisernen Bestand der geistlichen Literaturgeschichte aller Zeiten. Ein tiefgläubiger Mann und ein wahrhafter Poet dazu spricht aus Hansjakob zu uns. Wir werden stets von neuem gerade zu diesen weniger bekannten Büchern von ihm greifen, ja heut erst recht.

Wie stark die religiöse Welle auch außerhalb der christlichen Welt im engeren Sinne flutet, beweisen die Neudrucke katholischer Geisteserzeugnisse durch nichtkatholische Verleger. So verzeichnen wir ebenfalls als Zeichen der Zeit Rudolf Kastners Deutsche Ausgabe von Kardinal Newmans „Apologie des Katholizismus" (München, Dreimasken-Verlag), die ergreifende Geschichte und Verteidigung einer denkwürdigen Bekehrung, deren Folgen immer noch nachwirken. Daneben seien erwähnt die „Studien und Texte zur Vertiefung und Verinnerlichung religiöser Kultur", herausgegeben von M. Laros unter dem Sammeltitel „Religiöse Geister" (Mainz, Matthias Grünwald-Verlag Richard Knies). Das Geleitwort weist darauf hin, seit den Tagen der Urkirche sei der europäischen Christenheit keine größere Aufgabe und keine blutigere Verantwortung auf die Seele gelegt worden. Die neue Sammlung will allen religiös Empfänglichen die Augen für die gegenwärtige Seelenlage öffnen helfen. Vorerst sollen die religiösen Geister in Texten selbst zu Worte kommen. In den schweren Folianten der Väter und Kirchenschriftsteller des Altertums und des Mittelalters, in den ungelenken Bänden der deutschen, spanischen, italienischen, französischen und nordischen Mystiker sind Goldkörner religiöser Meditation begraben, die neue Sammlung heben und der Gegenwart nutzbar machen will. Das Feinste und Tiefste, was die religiösen Geister der Vergangenheit geschrieben haben, gewissermaßen der geistige Extrakt ihres Denkens und Fühlens soll in ihr zusammengestellt und unserer Zeit als gesunde Kost vorgelegt werden. Nur das Beste kann den Kitsch und die krankhafte Schwärmerei verdrängen. Sodann sucht sie in Studien die religiöse Seele hervorragender religiöser Persönlichkeiten in ihrer Ganzheit zu erfassen und in lebendiger Beziehung zur Gegenwart darzustellen. Nicht auf dem Goldgrund überlieferter Heiligenbiographien, sondern „in des Lebens Drang", auf dem Grunde ihrer geschichtlichen Zusammenhänge und individuellen Bestimmtheiten, im Werden und Wachsen ihrer Seele, mit den Gipfeln ihres Denkens und Empfindens, ihres Suchens und Strebens und in der süßen Harmonie ihres endlichen Erreichens. Sie wollen einen Einblick in das unmittelbare Innenleben der religiösen Seele, in die Eigenart ihrer besonderen Prägung geben und dadurch zeigen, wie und warum die Religion die elementare Kraft ihres Lebens und Schaffens gewesen ist. Der wissenschaftlichen Höhe, auf der sich die Beiträge bewegen sollen, entspricht es, daß auch Kulturperioden und -strömungen in ihren typischen Vertretern dargestellt werden und in bewußter Fühlung mit dem kulturphilosophischen Gedanken der Gegenwart die religiöse Psyche der einzelnen Entwicklungsphasen der Menschheit an ihnen untersucht wird. In erster Linie gilt das Interesse natürlich der Seele des Gegenwartsmenschen in seinen Vätern und Brüdern.

P. Lacordaires „Briefe über das christliche Leben", „Kardinal Newman", desselben Gebete

Digitized by Google

und Betrachtungen „Gott und die Seele“ bilden den Auftakt der eigenartigen Reihe, auf deren Fortsetzung und Auswirkung wir gespannt sein dürfen.

Dem gleichen Programm entspricht die ausnehmend schön ausgestattete Broschürenfolge „Das neue Münster“, Baurisse zu einer deutschen Kultur (Mainz, Matthias-Grünewald-Verlag Richard Knies). Da behandelt Otto Miller „Geist und Form“, Romano Guardini die „Neue Jugend und katholischen Geist“, Hans Roselieb (Firmin Coar) „Die Zukunft des Expressionismus“, Probleme, die der Teilnahme in gebildeten Kreisen sicher sind.

Noch nicht ganz geklärt, von jugendfeurigem Sturm und Drang erfüllt, aber voll seltsamer Eigenart und historisch sicher von Bedeutung erscheinen die religiös-philosophischen Veröffentlichungen des jungen Patmos-Kreises. Katholiken, Protestanten und Juden ringen da um das Letzte und Höchste, ehrlich und aller Achtung wert. Der Bücher vom Kreuzweg erste Folge eröffnen Rudolf Ehrenberg mit einem Schicksal in Predigten „Ebr. 10, 25“, Werner Picht mit einer Krieg und Umsturz wie in einem Hohlspiegel reflektierenden Schrift „Die Frucht des Leidens“ und Karl Barth, ein Landsmann und Glaubensgenosse Lavaters, mit einer zündenden Rede „Der Christ in der Gesellschaft“, der ein Heidelberger Philosoph (Hans Ehrenberg) sein Geleitwort auf den Weg gibt. Die drei einladend hergestellten Bücher sind im Patmos-Verlag zu München (Würzburg) herausgekommen.

Eine Stellung für sich nimmt der bekannte Pazifist Fr. W. Förster ein. „Das Kulturproblem der Kirche“ (ein Dialog mit meinen Kritikern), als Sonderabdruck aus des Verfassers Buch „Autorität und Freiheit“ neu aufgelegt (Kempten, J. Kösel), wird ebenso Anhänger wie Widersacher finden. Dasselbe gilt von den „Schriften zur Kulturpolitik“, die Richard Benz (bei Eugen Diederichs in Jena) herausgibt. „Über den Nutzen der Universitäten für die Volksgesamtheit und die Möglichkeit ihrer Reformation“ enthält eine scharfe Kritik des bestehenden Hochschulwesens. Benz fordert die Scheidung von gelehrter Akademie als Forschungsstätte und Fachhochschule, anderseits Einstellung auf jene Werte der Wissenschaft, aus denen der Gesamtheit geistiger Nutzen erwächst. „Das Problem der Volkshochschule“ kritisiert ebenso ablehnend das gegenwärtige System, dem er die Volkshochschule des geistigen Erlebnisses gegenüberstellt. „Die geistigen Grundrechte des deutschen Volkes“, von der Weimarer Nationalversammlung unberücksichtigt, formuliert er also: Recht der Volksgesamtheit auf Kunst und Kultur, Recht der Kunst und Wissenschaft auf Selbstverwaltung, Recht des geistig Schaffenden auf Schutz und Fürsorge, Recht des Kunstwerks auf Schutz vor Mißbrauch. „Ein Kulturprogramm“, vom badischen Kunst- und Kulturrat seinerzeit angenommen, entwickelt die Notwendigkeit einer geistigen Verfassung neben der politischen. Der kleinen Schriftenreihe schließt sich Heinrich Sachs mit dem „Entwurf einer Kunstschule“ an (Jena, Eugen Diederichs), ein begeisterter Verehrer des alten gotischen Vorbilds.

Wir können den Wiederaufbau eigentlich erst dann richtig beginnen, wenn wir die Urzelle des staatlichen Daseins kennengelernt haben. Diese besteht nicht im Sozialismus. Wilhelm Koppers untersucht „Die Anfänge des menschlichen Gemeinschaftslebens im Spiegel der neueren Völkerkunde“ (M.-Gladbach, Volksvereinsverlag) und gelangt zu Ergebnissen, die den Marxismus in seinen Wurzeln treffen. Den wahren „Gemeinschaftsgeist im Wiederaufbau“ sieht August Pieper (ebendort) im Christentum. Er beurteilt als Katholik die Dinge ähnlich wie der evangelische W. Kuhaupt in seiner überzeugenden, allgemein menschlich gehaltenen Schrift „Gibt es eine sittliche Weltordnung?“ (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer). Von der hohen Warte des künstlerischen Genius wertet Paul Ernst in einer großartigen Zeitschau „Der Zusammenbruch des Marxismus“ (München, Georg Müller). Karl Scheffler erläßt einen Aufruf an alle Deutschen „Sittliche Diktatur“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), den der deutsche Werkbund unterstützt. Der rheinische christliche Gewerkschaftsführer Minister für Volkswohlfahrt Adam Stegerwald wirft „Deutsche Lebensfragen“ auf (Berlin, Verlag für Politik und Wirtschaft), worin u. a. einer starken christlich-nationalen Volkspartei ohne Unterschied der Einzelbekenntnisse das Wort geredet wird. Der Kieler Philosoph Heinrich Scholz tritt in geistvoller Weise Otto Spenglers Phrase vom „Untergang des Abendlandes“ wirksam entgegen (2. neubearbeitete und ergänzte Ausgabe, Berlin, Reuther u. Reichard).

Auch auf dem Gebiete der Pädagogik regen sich die Kräfte des Wiederaufbaus. Das weitverbreitete Erziehungsbuch von Richard Kabisch „Das neue Geschlecht“ (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht) hat Jakob Wychgram mit einem Geleitwort versehen. Der Verfasser ist im Herbst 1914 an der Spitze seiner Kompagnie vor dem Feinde gefallen, dadurch mit seinem Blut die heilige Überzeugung besiegelnd: Der Wert des Lebens liegt im Willen zum Leiden und im Willen zur Tat. Diesen Grundsatz verkündet jede Zeile seines trefflichen Buches.

Gedanken zur Reform des akademischen Lebens bietet Hans Grundei in dem Werk „Deutschlands Wiederaufbau und die akademische Jugend“ (Kempten, Jos. Kösel). Er wendet sich zunächst an seine katholischen Kommilitonen, doch werden auch die anderen daraus manches lernen können. Franz Effer ergänzt ihn durch die Schrift „Studententum und Studentenrecht“ (M.-Gladbach, Volksvereinsverlag). Die lehrreiche Arbeit schildert die studentischen Organisationsbestrebungen bis zum

Digitized by Google

Weltkrieg, den ersten allgemeinen Studententag deutscher Hochschulen in Würzburg 1919, das neue Studentenrecht und den außerordentlichen Studententag in Dresden, endlich den weiteren Ausbau der Organisation und die Göttinger Beschlüsse. Der Anhang enthält die Verordnung über die Bildung von Studentenschaften an den preußischen Hochschulen sowie die (Göttinger) Verfassung der deutschen Studentenschaft in vollem Wortlaut.

Zum Wiederaufbau gehört auch ein eifrigeres Erlernen der Fremdsprachen, nicht um im Ausländertum aufzugehen, sondern vielmehr, um ihm gewachsen zu sein. Bücher wie F. J. Weishovens „Französisch durch Selbstunterricht" (Saarbrücken, Gebr. Hofer), das allen Gegenwartsansprüchen vollauf genügt, sollten von Hand zu Hand gehen. Dabei freilich darf nichts außer acht gelassen werden, was der Erhaltung unserer völkischen Eigenart gerade an den Sprachgrenzen abträglich sein könnte. Das von Fr. J. Niemann und W. Stein, zwei erfahrenen Schulmännern, herausgegebene Sammelunternehmen „Deutsches Kulturlesebuch" (Saarbrücken, Gebr. Hofer) braucht in dieser Hinsicht kaum noch ausdrücklich empfohlen werden. Die Namen Mörike, Storm, Falke, die den ersten Bändchen vorgedruckt sind, bekunden das echt deutsche Wesen des Ganzen. In weiteren Bändchen lesen wir „Urväter Weisheit" (Lieder der Edda), „Kunde aus dem Geisterland" (Naturballaden) usw.

Wie aber soll all das Schöne und Gute, das tapfer vorwärts strebende Zeitgenossen aus den Schätzen der Vergangenheit für die deutsche Zukunft retten, nutzbar gemacht werden, wenn die öffentliche Meinung versagt. Auch diese also gilt es zu wecken und zu heben. A. H. Kober ruft „die Seele des Journalisten" (Köln, Rheinland-Verlag) wach, dessen Schlußappell unsern ganzen Beifall besitzt: „Auf, ihr Brüder! Welcher Partei auch immer ..... Bekenntnis zu der einen echten wirklichen Presse, die, wenn ihrer einen Tendenz ein Programm entspricht, zu wirken hat:: Gegen die Brutalität der Wirklichkeit. Für den Geist! Im Namen der Seele."

Neue Dürer-Literatur

Das Dürer-Jubiläum gibt Anlaß, einiger besonders wertvoller Werke zu gedenken, die in der letzten Zeit über den großen Meister erschienen sind. Ein Schatzkästlein erlesener Art tut sich uns in „Albrecht Dürers schriftlichem Nachlaß" auf, den Ernst Heidrich mit 12 Zeichnungen und drei Holzschnitten Dürers, nebst einem Geleitwort Heinrich Wölfflins (bei Julius Bard in Berlin) herausgebracht hat. Es enthält wundersame Sachen, des Künstlers Familienchronik, Erinnerungsblätter, Tagebuch der niederländischen Reise, Briefe, Reime und eine vorzügliche Auswahl aus seinen theoretischen Schriften. Die Redaktion des Textes schließt sich genau an diejenige Form an, die Lange und Fuhse für ihre grundlegende Ausgabe (Halle 1893) gewählt haben. Gute Dienste leisten die verläßlichen Anmerkungen am Schluß des Bandes. Rührend wirkt die tiefe Frömmigkeit Dürers, die sich auch in seinen geistlichen Gedichten kundtut. „Wer Gott fürchtet ob allen Dingen, dem kann nimmermehr mißlingen" lautet einer der Sprüche. Er besingt Christus und die Mutter Gottes und die Tagzeiten. „Wir Deutsche können das Kunstwerk vom Künstler nicht trennen. Wir wollen immer auch die Person sehen, die dahinter steht. Dürers Ruhm als Künstler beruht gewiß nicht darauf, daß wir einen intimen schriftlichen Nachlaß von ihm besitzen, und doch — er wäre nicht unser Dürer, wenn wir's nicht wüßten, wie er geplaudert hat, wenn wir sein Lachen nicht hören könnten, und was für Worte eine große schmerzliche Ergriffenheit ihm abgepreßt hat." (Wölfflin.)

Das dreiteilige Dürer-Werk von F. Waldmann (aus dem Leipziger Insel-Verlag), das auch in einem Band bezogen werden kann, steht in der ersten Reihe aller Dürer-Veröffentlichungen überhaupt. In dem ersten Teil „Albrecht Dürer" zeichnet der Verfasser, unterstützt von 80 Vollbildern nach Gemälden, Leben, Charakter und Schaffen des gewaltigen urdeutschen Mannes. „Das höchste auf Erden war ihm seine Kunst. Ihr hat er alles hingegeben. Oft hat er gemurrt, daß sie ihm das Leben so schwer machte und daß er oft nur soviel besaß, wie er gerade zum Leben gebrauchte. Er hätte es so gern, eben wegen der Freuden des Lebens, besser gehabt. Aber er hat seine Kunst trotzdem nie verraten. Kein Kompromiß, in seinem ganzen Leben nicht. Und wenn er dabei hungern soll, seine Bilder sollen gut sein, so gut wie irgend möglich; gemeine Bilder, an denen einer reich wird, kann er auch machen, aber er will es nicht. Er weiß auch ganz genau, was ihm zu seiner Kunst nottut: Deutschland."

Ein zweiter Teil behandelt „Albrecht Dürers Stiche und Holzschnitte" (mit 81 Vollbildern). Der Verfasser schildert darin des Meisters geistige Wesensart, seine künstlerische Begabung, den Pathetiker (die Apokalypse), den Dramatiker (die Passionen),

Digitized by Google

den Psychologen (Bildnisse), den Idylliker und Elegiker (das Marienleben und die Madonnen). In diesem Abschnitt berührt Waldmann die kirchliche Stellung Dürers, der an den Glaubenskämpfen seinerzeit schwer rang. „Aber er ist doch als Katholik gestorben, und wir haben gerade bei ihm, dieser so ernsten Natur, keinen Anlaß, anzunehmen, es sei nur ein Versäumnis, wenn er den letzten Schritt, den Wechsel des Bekenntnisses, nicht tat. Er wollte ihn nicht tun .... Wenn er in allen ethischen und menschlichen Fragen mit Luther einig war und die Reformierung der Kirche an Haupt und Gliedern als nötig empfand, so glaubte er für seine Person doch, dem alten Glauben trotz allem treu bleiben zu können, und wollte die positiven Kräfte der alten Kirche jedenfalls nicht aufgeben." Die Begriffe verwirren sich für Waldmann im folgenden freilich bedenklich. Er behauptet, die Aufrichtung der neuen protestantischen Christusidee sei Dürers Werk; Dürer habe als erster den undogmatischen Kern der Passion erfaßt. „Aber man darf dabei nicht übersehen, daß auch strenggläubige Katholiken zu seinen Madonnen beteten und beten, dem religiösen Bedürfnis der Katholiken nicht weniger sagen als sein Christus den Protestanten." Wenn Waldmann z. B. das Passionsspiel des Mittelalters genau kennen würde, könnte er die Tatsachen nicht so auf den Kopf stellen, wie er es hier tut. Denn in der alten Kirche der deutschen Vergangenheit, als die Scheidung zwischen Katholiken und Protestanten noch nicht Platz gegriffen hat, ist Dürers Christus genau so göttlich-menschlich aufgefaßt worden wie seine Madonna. Umgekehrt dürfte es auch heute keinen Katholiken geben, der vor Dürers Passion nicht die gleiche religiöse Ergriffenheit empfände wie vor dessen Marienleben. „Der Wächter" hat in vergangenen Jahren mehrfach Christusbilder von Dürer gebracht und veröffentlicht dies Jahr einige Proben aus dem „Marienleben" (nach der ersten billigen Ausgabe unserer „Romantischen Bücherei" München, Parcus u. Co.), um die Wesenseinheit des Künstlers zu erweisen. Vielleicht formuliert man die Streitfrage über Dürers Katholizismus oder Protestantismus am besten so: er konnte weder auf das römisch-katholische Tridentinum schwören, noch gehörte er dem Augsburger Bekenntnis an, denn er stand zeitlebens wie der junge Luther auf dem Boden der ungeteilten Kirche des Mittelalters. — Der dritte Teil des Waldmannschen Werkes enthält „Albrecht Dürers Handzeichnungen" (mit 80 Vollbildern). In sicheren Umrissen tritt uns hier zunächst der Gotiker entgegen, dann wird sein Kampf mit der italienischen Auffassung entwickelt, deren Ergebnisse überzeugend in Erscheinung treten. Die Charakterisierung des Graphikers dürfte dem Verfasser wohl am besten geglückt sein.

Als ein richtiges Jubiläumsbuch, eine Summa Dürerensis, empfiehlt sich das herrlich ausgestattete, wie alle Bücher des Leipziger Insel-Verlags durch seine schlichte Vornehmheit erst recht Auge und Herz erobernde volkstümliche Monumentalwerk Max L. Friedländers „Albrecht Dürer", womit die neue Sammlung „Deutsche Meister" jedenfalls einen Gipfel erklommen hat.

Kunst und Künstler

Österreich konnte man vielleicht alles nehmen, nur die Schönheit seiner Landschaft nicht, die von seinen Künstlern in ungebrochener Kraft weiter verkündet wird. Auch das österreichische Kunstgewerbe zeigt nicht die geringsten Spuren von Verfall, im Gegenteil. Das jüngste Meisterwerk Hugo Henneberg's (leider sein letztes, da der hochbegabte Mann frühzeitig scheiden mußte) erschien erst vor einigen Monaten im Rahmen der von der „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst" in Wien VI, Luftbadgasse 17, alljährlich dargebotenen Veröffentlichungen. Die köstliche Mappe (im Format 60 : 50 cm) enthält sieben farbige Linoleumschnitte aus der „Wachau": Blick auf Melk — Aggstein im Herbst — Die Donau bei Spitz — Blick auf Dürnstein — Donau bei Dürnstein — Föhren bei Dürnstein — Stein an der Donau. Man muß die einzelnen Blätter, von denen jedes einen prächtigen Wandschmuck abgeben kann, gesehen haben, um unsere freudige Anerkennung würdigen zu können. Zweifellos besaß der Schöpfer der Bilder etwas von der leuchtenden Glut altdeutscher Glasmaler auf seiner Palette. Und jedenfalls blühte die Nibelungenromantik der Donau in seinem Herzen wie wenigen der Zeitgenossen. Der Druck erfolgte mit Unterstützung des Malers Karl Rickmann, eines jungen Freundes des verblichenen Meisters, in der Österreichischen Staatsdruckerei auf gelbem Kupferdruckpapier. Alle Schätzer graphischer Kunst seien auf die erlesene Sammlung ganz besonders hingewiesen. Die „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst" nimmt auch Beitrittserklärungen entgegen.

Überhaupt werden jetzt gern (das entspricht dem Gedanken der Heimatschutzbewegung u. ä.) alte Städte und Landschaften durch Künstlerhand der Vergangenheit entrissen oder frühe Darstellungen dieser Art neu gedruckt. So bietet

Digitized by Google

uns der vor kurzem begründete Rhein-Verlag in Basel in einem seiner hübschen und dabei selbst für Reichsdeutsche und Österreicher leicht erschwinglichen Kunstbücher Nachbildungen der besten Kupferstiche von Matthäus Merian dem Älteren aus der „Schönen alten Schweiz". Sehr richtig sagt der Herausgeber Albert Baur in der Einführung, es gebe keinen bessern Führer durch die eidgenössischen Städte als diesen. Heute noch besitzt die Schweiz mehr als ein Rothenburg an der Tauber, das man überm Rhein nicht einmal dem Namen nach kennt; das größte Vergnügen hat man aber, wenn man sie selber entdecken darf, und dabei leitet uns Merian zuverlässiger selbst als Baedeker. Warum jedoch Luzern, Einsiedeln und vor allem die schönste Schweizer Stadt, das uralte Freiburg im Üchtland in der Galerie fehlen, ist uns unerfindlich. Das bedeutet einen Schönheitsfehler, den hoffentlich die zweite Auflage ausbessern wird.

Ungeteilte Freude dagegen bereitet jedem, auch dem schärfsten Kritiker das von einem der gelehrtesten Kenner des Rheinlands Prof. Kentenich herausgegebene kleine Prachtwerk „Alt-Trier", eine künstlerische Bilderfolge in 14 farbigen und 96 nicht farbigen Tafeln (Trier, Jakob Link). In der unvergleichlichen Stadt, darin stimmt wohl jeder Betrachter dem Verfasser des tiefschürfenden umfänglichen Vorworts zu, steht das Wollen und Gestalten der Jahrhunderte in monumentalen Zeugen vor uns. Der gewaltige Strom der Weltgeschichte greift uns gelegentlich betäubend an Kopf und Herz, wenn wir Triers Straßen durchwandern. Doch in diesen Straßen gibt es neben dem Erhabenen soviel des Malerischen, Heitern, Anmutvollen, das uns der Seele Gleichgewicht erhält, daß uns ein Tag in der denkwürdigen Stadt zum abgerundeten harmonischen Erlebnis wird. Das Reisen ist heutzutag teurer und beschwerlicher fast als in der seligen Postkutschenzeit, so daß nur die wenigsten Menschen, außer Geschäftsleuten, es sich leisten können, die Rheinlande in Wirklichkeit zu genießen. Um so dankbarer begrüßt man daher ein Werk gleich dem vorliegenden, das nicht bloß mit großem Sammelfleiß, sondern auch mit hohem Kunstsinn hergestellt erscheint. Der Kommentar zu dem Verzeichnis und Vignetten im Anhang verdient besonderes Lob.

Nach Besichtigung der verschiedenartigen Trierer Kunstdenkmäler aus altchristlicher Zeit sind wir in der rechten Weihestimmung, „die ältesten Christusbilder", die der bekannte badische Kunstgelehrte Joseph Sauer im 7. von „Wasmuths Kunstheften" (Berlin, Ernst Wasmuth) einem weiteren Leserkreis vorsetzt, auf uns wirken lassen zu können. Die zur Abbildung gelangenden Christusdarstellungen stammen aus dem 2. bis zum 6. Jahrhundert und zeigen die Entwicklung der Vorstellung, die sich die unmittelbaren Nachfahren des Herrn und Heilands von diesem gemacht haben. In den Evangelien selbst ist ja kein Anhalt für das leibliche Aussehen Christi gegeben.

Die Christusdarstellungen spielen vor allem in der Holzschneidekunst des Mittelalters eine große Rolle. Über Entstehen, Werden und Wachsen dieser schlichtesten aller Künste bis zur Gegenwart belehrt uns in fesselnder Weise Paul Westheims „Holzschnittbuch", mit 144 Abbildungen nach Holzschnitten des 14. bis 20. Jahrhunderts (Potsdam, Gustav Kiepenheuer). Ihr Wiederaufleben in unsern Tagen bedeutet nur eine Teilerscheinung der immer stärker sich geltend machenden Romantik. Ein St. Christoph des Nürnberger Germanischen Museums begrüßt uns gleichsam als Schatzhalter auf dem Titelbild. Staunenswert ist die Fülle des Vorhandenen, Westheim kann selbstverständlich nur kennzeichnende Proben bringen. Der Einband des hervorragenden Buches wurde hergestellt nach dem Linoleumschnitt „Der Raucher" von Christian Rohlfs; die Schrift besorgte Max Hertwig in der gleichen Technik, so daß auch das Äußere desselben wie aus einem Guß erscheint. Zahlreiche öffentliche und private Sammlungen stellten dem Verfasser seltene Holzschnitte zur Verfügung; er brauchte nur zu wählen, was er suchte. Die Zwischenstufen von Dürer bis Doré und Menzel arbeitete seine Feder nicht minder fein heraus als die Gipfel. Westheim versteht es, die Kunst des Holzschnitts jedem zugänglich zu machen und dabei sogar den Fachgelehrten um wesentliche Erkenntnisse zu bereichern.

Aus der Schule Heinrich Wölfflins und diesem gewidmet erscheint Kurt Glasers großangelegte Monographie „Lukas Cranach" (Leipzig, Insel-Verlag). Lange Zeit überschätzt, dann wieder unterschätzt, wird nun endlich der bekannte Wittenberger Maler ohne Vorurteil nach der einen oder der andern Richtung objektiv und doch mit wohltuender Wärme richtig eingestellt. Cranachs Kunst ist, um mit dem Verfasser zu reden, ein Abschluß, sie eröffnet nicht so weitschauende Perspektiven wie das Werk Dürers, und sie weist nicht der deutschen Malerei den Weg in einen allgemein europäischen Stil wie die Kunst Holbeins. Cranachs Art stammt aus dem Mittelalter, und soviel er auch an Formen und Lehren der italienischen Renaissance aufnimmt und verarbeitet, er bleibt in seinem Herzen und Wesen ein Meister der gotischen Zeit. Wenn es einen Darsteller gibt, der in der Malerei jenen zwiespältigen Stil vertritt, den man in der Baukunst mit dem widerspruchsvollen Namen der deutschen Renaissance bezeichnet, so ist es Cranach. Der Verfasser schildert in ansprechender Form auf Grund eindringender Studien des Meisters Jugend und Wanderjahre, seine erste Wittenberger Zeit, die Reise nach den Niederlanden, seine zweite Wittenberger Periode bis 1522, in welchem Jahr er seinen 50. Geburtstag gefeiert hat. In diese noch katholische Lebenshälfte fällt die

Digitized by Google

Entstehung der großen Altäre für Kardinal Albrecht von Brandenburg und Cranachs Sohn Hans. Der Maler der Reformation und der Wittenberger Hofmaler werden in weitern Kapiteln behandelt, schließlich Cranachs Spätstil, die Wittenberger Werkstatt und Lukas Cranach der Jüngere sorgfältiger Erörterung unterzogen. Eine Fülle gelehrter Anmerkungen und ein ausgezeichnet gewähltes Bildermaterial erhöhen den Wert des Buches, das die neue Monographien-Reihe „Deutsche Meister" des Insel-Verlags glücklich eröffnet.

In dem urwüchsigen Zeitalter um 1500 blühte die bildende Kunst vornehmlich im Süden des deutschen Sprachgebiets allenthalben. Die herrlichen Holzschnitte Niklaus Manuels, Urs Grafs, Hans Holbeins des Jüngeren, Tobias Stimmers u. a. Schweizer, die Albert Baur unter dem Titel „Landsknecht-Kunst" (Basel, Rhein-Verlag) neu herausgibt, beweisen dies für das Alemannische in besonderem Ausmaß. Die Zeit, da der Schweizer Landknecht die Kriege der Mächtigen ausfocht, jene Zeit, die Welschlandheimweh und Raufluft so meisterlich zu verbinden verstand, war eine Epoche gesteigerten Lebensgefühls, wie sie nur selten einem Volke beschieden ist. Wer gesunde Knochen hatte, dem stand die ganze Welt offen. Etwas lag aber auch in diesen Söldnerzügen, das an dem Geistesfrühling der italienischen Renaissance teilhatte. War es doch das Mailand Lionardos, das Rom Raffaels und Michelangelos, wohin sie führten. Und wenn auch der einfache Kriegsknecht dem großen Künstler fernblieb, so war doch mancher künftige Handwerksmann unter ihnen, der den Weckruf wohl vernahm, und wenn das Widerspiel der Renaissance in den Städten und Dörfern der Schweiz einen ganz besonderen Glanz hatte mit den stattlichen Rats- und Bürgerhäusern, mit den vertäfelten Prunkstuben, mit den gebuckelten Zunftbechern, mit der vor allen andern schweizerischen Kunst der Wappenscheiben, so danken wir diesen Glanz im Grunde doch den übermütigen Söldnerzügen.

Ein Jahrhundert später blühte in den reichen Niederlanden vom Schicksal gesegnet die Kunst Rembrandts, vor der heute noch die ganze Kulturwelt staunend stillesteht. Eigenen Reiz üben vor allem Rembrandts Radierungen aus, die immer wieder sowohl in vorzüglichen Einzelblättern als auch in Sammelwerken das Auge des Betrachters festhalten. Die „Drei Kreuze", des Meisters größte und bedeutendste Radierung, hat erst kürzlich der Holbein-Verlag in München in Faksimile-Kupferätzung (Originalgröße 39 : 33 cm) in vollendeter Technik weitesten Kreisen zugänglich gemacht. Das gleiche Bild schmückt als Titelblatt in verkleinertem Format die dritte Auflage von Richard Hamanns gemeinverständlich gefaßtem, reich illustrierten Werk „Rembrandts Radierungen" (Berlin, Bruno Cassirer). Selbstverständlich tritt das Biographische hier ganz in den Hintergrund. Einzig und allein das Kunstwerk steht im Mittelpunkt. Deshalb wurde vom Verfasser einer historischen Darstellung in zeitlicher Folge eine ästhetische, nach künstlerischen Ordnungsgesetzen gruppierte vorgezogen. Auf Erörterungen kunstwissenschaftlicher Natur, Echtheitsfragen und ähnliche Probleme geht Hamann weiter nicht ein, denn das Werk ist nicht für den gelehrten Forscher bestimmt, sondern für den empfänglichen Liebhaber des graphischen Klassikers. Rembrandts Bildnisse und Landschaften, sein Verhältnis zu Raum und Farbe, Licht und Technik in seiner Kunst, seine Erzählweise, plastische und malerische Darstellung, alles erscheint sorgsam berücksichtigt.

Wer über „Die Radierung" im allgemeinen unterrichtet sein will, greift jetzt am besten zu dem geschmackvollen und kenntnisreichen Büchlein Max J. Friedländers (Berlin, Bruno Cassirer); es ist gleichfalls gut illustriert und schildert in knappster Fassung den Weg der Radierung von den Anfängen bis zur Gegenwart. Einen landschaftlich begrenzten Teilabschnitt lernen wir in dem kleinen Werk Albert Baurs „Schweizerische Graphik seit Hodler" (Basel, Rhein-Verlag) kennen, neben Radierungen auch Holzschnitte usw. Hodler selbst war kein Graphiker, und nur selten nahm er die Lithographenkreide zur Hand; dennoch lernten bei ihm die neuen Graphiker der Eidgenossenschaft den Verzicht auf alle entbehrlichen Elemente und die kräftigere Stilisierung aller unentbehrlichen, und wenn auch heute ein neues Stilempfinden bei den jungen Künstlern über ihn hinaus geschritten ist: ohne Hodler wäre die ganze selbständige Schweizerkunst nicht denkbar. Aber keine Richtung und keine Kunstakademie bedrohen in der Schweiz die ureigene Veranlagung der Künstler mit Gleichmacherei — einer der Hauptgründe, daß jeder schweizerische Graphiker sich von allen andern deutlich unterscheidet und nur die gemeinsame Freiheit alle verbindet. Die Auswahl Albert Baurs zeugt von dieser Vielgestaltigkeit und dieser Einheit.

Einen genialen Graphiker unter den Jungen begrüßen wir in Willi Geißler, dessen Federzeichnungen „Opferbrand" (Hartenstein im Erzgebirge, Greifen-Verlag) als Erstlingswerk die Klaue des Löwen verrät. Die Sammlung enthält zwölf Blätter, Schöpfungen aus der Kriegszeit, die einen Duft, eine Kraft und Innigkeit offenbaren, wie nur wenige zeitgenössische Künstler. Er ist Romantiker, wenn auch das Geleitwort die romantischen Elemente bei Geißler nur bedingt gelten läßt. Geißler, geboren 1895 zu Hamm in Westfalen, wurde inmitten eines Industriegebiets groß. Daher wohl sein lebhaftes Sehnen nach der Blauen Blume und nach Natur bei ihm noch stärker gedieh als es sonst der Fall gewesen wäre. Wir begrüßen in ihm einen Gesinnungsgenossen im Kampf um eine bodenständige, gemütvolle,

Digitized by Google

im besten Sinne des Wortes echtdeutsche Kunst. Seinen Namen wollen wir uns merken.

Keine Hoffnung bloß, sondern bereits reifste Erfüllung bedeutet „Jakob Alberts, ein deutscher Maler", dessen Charakter Gustav Frenssen, sein berühmter Schleswiger Landsmann, in einem mit vielen ein- und mehrfarbigen Proben seiner Kunst geschmückten Werke (Berlin, G. Grote) zeichnet. Man liest das poesiedurchtränkte Buch wie einen Roman. Bei Diez in München lernte der fünfundzwanzigjährige Bauerssohn das, was man auf einer Akademie lernen kann, d. h. wenig genug. „Diez war ein Mensch voll Lebensfreude, Güte und breiter Behaglichkeit, ein echter Bayer; aber seine Kunst erschien dem Schüler nicht einfach, nicht natürlich, nicht wahr genug. . . . . Es wurde zu viel und eifrig von der Technik geredet und auf die Technik und auf die ‚vollendete Handschrift' zu viel Wert gelegt. Es fehlte das vorhergehende Stellungnehmen, das eigene eigenwillige Sehen, das eigene Urteilbilden, das heilige demütige Sichmühen; es fehlte der Gehorsam gegen das Einzelexemplar der Natur, der aller Kunst Grundlage und Anfang ist." In schweren Kämpfen löste sich Alberts von der ererbten protestantischen Kirchlichkeit seiner Ahnen los, aber selbst nach seiner Pariser und ersten Berliner Zeit wurde er ein gewisses religiöses Lebensgefühl nicht los, offenbar weil es ihm im Blute stak. Sein Gemälde „Beichte auf Hallig Oland" rührt wie ein Gebet. „Seit dem Tage", sagt Friedrich Paulsen, „da Dürer den hl. Hieronymus im Gehäus zeichnete, ist weltentrückte Stille und Einsamkeit nicht wirksamer gemalt worden." Gewiß ist dies Lob übertrieben, der starken Eigenart des Künstlers tat es keinen Eintrag. Was er als Landschafter und Genremaler geschaffen hat, muß als Gewinn unserer Kunstentwicklung gebucht werden.

Hohen Genuß bietet dem Feinschmecker Emil Waldmanns Werk „Sammler und ihresgleichen" mit 52 Abbildungen (Berlin, Bruno Cassirer). Ein famoser Plauderer und kenntnisreicher Kunstschriftsteller, geschult an dem Stil Muthers, führt uns als Cicerone durch private und öffentliche Galerien, zu Auktionen und Okkasionen, zu Amerikanern und Mäzenen, zu schaffenden Künstlern und berühmten Fälschern. Wir nehmen von dem Buch Abschied, um es zu guter Stunde wieder aufzuschlagen und darin zu lesen. Denn bei Waldmann lernt man spielend und im Fluge die bildende Kunst — auch hinter den Kulissen.

Eine Blütenlese bester deutscher Zeichner und Lyriker finden wir in dem ausnehmend schönen Sammelband „Du mein Deutschland", Heimatbilder deutscher Künstler, ausgewählt aus den Blättern des weit und breit eingeführten Kalenders „Kunst und Leben" (Berlin-Zehlendorf, Fritz Heyder). Unter den Poeten heißen wir die alten Lieblinge Eichendorff, Greif, Lenau, Raabe, Schönaich-Carolath, Uhland, Walther von der Vogelweide willkommen, zu ihnen gesellen sich die Eichendorff-Bündler Kneip und Lersch u. v. a. Von den Zeichnern aber ist es vor allem unser Rudolf Schiestl, der wieder helle Begeisterung hervorruft. Ebenso verdienen die „Deutschen Künstlerkarten" (Sechs neue Reihen) nach Originalzeichnungen für den Kalender „Kunst und Leben" (Berlin-Zehlendorf, Fritz Heyder) den Dank aller Kunstfreunde und allenthalben Verbreitung. Landschaften, Bildnisse berühmter Männer usw. wechseln und wetteifern miteinander, so daß jeder Geschmack auf seine Kosten kommt, sofern er nur deutsch ist. Denn Außerdeutsches und Undeutsches sucht man vergeblich.

Wie innig Künstler und Drucker in früheren Jahrhunderten öfter als heute zusammengearbeitet haben, erhellt aus dem schönen reichgeschmückten Werk des Münchener Oberbibliothekars Karl Schottenloher „Das alte Buch" (Berlin, Richard Carl Schmidt & Co.), das bereits in zweiter Auflage vorliegt. Der Verfasser geht von der Vorzeit des Buchdrucks aus, behandelt die ältesten literarischen Denkmäler, Bilddruck, Blockbuch und Holzschnitt im In- und Ausland, den Anteil der Kirche und des Humanismus, Maximilians I. und Luthers an der Buchentwicklung, Kartenwerke und Länderbeschreibungen, Musiknotendruck, Kupferstich usw., den Verfall und das illustrierte Buch des 18. Jahrhunderts. Andere wichtige Kapitel betreffen die Inkunabelkunde und den Marktwert des alten Buches. Das Ganze bedeutet eine Fundgrube für jeden Fachmann und Bücherfreund überhaupt.

Einen Seitentrieb der Kunst stellt die Heroldskunst dar, deren wissenschaftliche Erfassung immer noch im argen liegt. Um so größer ist das Verdienst der opfermutigen Görlitzer Verlagsanstalt C. A. Starke, daß sie gerade heute ein kostspieliges Unternehmen wie ein „Handbuch der Heroldskunde" mit farbigen Tafeln herauszugeben wagt. Die erste uns vorliegende Lieferung enthält altgermanische Zahlzeichen, Silben- und Buchstabenrunen. Das grundlegende Werk, von Regierungsrat Dr. Bernhard Koerner, vorm. Mitglied des Preußischen Heroldsamts abgefaßt, will auch wissenschaftliche Beiträge zur Deutung der Hausmarken, Steinmetz-Zeichen und Wappen bringen mit sprach- und schriftgeschichtlichen Erläuterungen nebst kulturgeschichtlichen Bildern, Betrachtungen und Forschungen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Wächter

Monatsschrift für alle Zweige der Kultur

in Verbindung mit dem Eichendorff-Bund

Begründet und herausgegeben von Wilhelm Kosch

4ter Jahrgang / 1921 / Juni-Heft / München

Juninächte

Juninächte, sternenlose,
In dem Blütenmond der Rose!
Da das bange Herz dazu
Lieb durchstürmte ohne Ruh.

Blitzgezuck und Wetterleuchten!
Und die Nachtigall im feuchten,
Taubenetzten Busche tief
Wunderbare Laute rief.

Hatten uns soviel zu sagen,
Ließen hoch die Wolken jagen,
Blickten in den Flammenschein
Wie im tiefen Traum hinein.

Martin Greif.

Digitized by Google

Das Bergwesen in der deutschen Romantik / Akademische Antrittsvorlesung gehalten an der Montanistischen Hochschule in Leoben

Von Wilhelm Kosch

Die Beziehungen des Bergwesens zur deutschen Literatur und Volkskunde sind uralt. Volkslied, Volksmärchen, Volkssage räumen den Bergen, ihren Schätzen und Geistern ein großes Gebiet poetischer Darstellung ein. Riesen und Zwerge, die unter der Erde wohnen, Kobolde und Elfen, verwunschene Menschen, die im Felsengestein verborgen ihr Unwesen treiben oder der Erlösung harren, haben seit je in der Phantasie der Deutschen eine wichtige Rolle gespielt. Der Held unserer Zukunft schläft verzaubert im Kyffhäuser. Er wird dereinst zur Zeit der höchsten Not mit seinen Kriegerscharen aus dem Berg hervorbrechen und die Heimat zum Siege führen. Eine andere Thüringer Sage meldet, daß es am Johannistag einem Glücklichen beschieden sein könne, am Kyffhäuser eine Blume zu pflücken, in deren Besitz er die Güter der Erde zu heben vermöge. Sie gilt als Vorbild der berühmten „Blauen Blume", die der Freiberger Montanist Novalis in den Mittelpunkt seines Romans „Heinrich von Ofterdingen" zu stellen suchte[1]). Das Symbol der deutschen Geschichte und das Symbol der deutschen Romantik erscheinen mit dem Kyffhäuser unlösbar verknüpft.

Der deutsche Bergbau hatte sich aus bescheidenen Anfängen in Böhmen seit dem 9. Jahrhundert langsam entwickelt und in Sachsen, sowie in den Alpenländern gegen Ende des 15. Jahrhunderts einen großen Aufschwung genommen. Zahlreiche in ihrem Ursprung deutsche Städte wie Kuttenberg in Böhmen, Iglau in Mähren, Annaberg und Freiberg in Sachsen, Leoben in der Steiermark, blühende Ansiedlungen im Harz, in Schlesien, Bayern, Tirol und Salzburg kamen durch den Bergbau zu Wachstum und Wohlstand. Die Technik der deutschen Bergleute war vorbildlich für die ganze Erde. Besondere Bergrechte, dann fürstliche Bergordnungen zeugen von der glänzenden Organisation des alten deutschen Bergwesens, und die tiefpoetischen Bräuche der mit ihm beschäftigten Arbeiter überdauerten ein Jahrhundert um das andere bis auf den heutigen Tag[2]). Die Geschichte unserer Sprache und Literatur, die deutsche Volkskunde überhaupt verdankt dem Bergmannsleben Schätze von unvergänglichem Wert, die großenteils noch ungehoben heute erst recht eine zusammenfassende Darstellung erheischen. Können wir doch nur aus der Vergangenheit für die Zukunft lernen. Eine einseitig materielle Kultur ist nichts; der Idealismus, die treue Pflege ererbter seelischer Güter, die selbstlose Hingabe an große Ziele, sie allein, das verkündet auch die noch ungeschriebene Kulturgeschichte des Bergwesens, haben unser Volk im frühen Mittelalter vorwärts gebracht, sie allein vermögen selbst unsere trübe Zeit zu erhellen.

Von dem Frohmut der alten sauf- und raufluſtigen Bergleute geben nicht bloß heitere Komödien Kunde, wie sie z. B. im Eisenerzer Museum aufbewahrt sind, auch zahlreiche Liedersammlungen, unter dem Titel „Bergreihen"[3]) hauptsächlich im

---

[1]) A. Schubart, Novalis' Leben, Dichten und Denken. Auf Grund neuerer Publikationen im Zusammenhang dargestellt. Gütersloh 1887, 298.

[2]) G. Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur. 2. Aufl 2. Bd. Leipzig und Wien 1913, 72 f.

[3]) Bergreihen. Ein Liederbuch des 16. Jahrhunderts. Nach den vier ältesten Drucken von 1531, 1533, 1536 und 1537 herausgegeben von John Meier. Halle a. S. 1892. Ferner: Sächsische Bergreyhen, herausgegeben von M. Döring. Goslar 1840, dazu R. Köhlers Nachlese: Alte Bergmannslieder, Weimar 1858. Bergreihen, ursprünglich Lieder der Bergknappen, die durch das ganze Land zogen, später für Volkslieder im allgemeinen gebraucht. — Lob- und Ehrenspruch von der großen Nutzbarkeit des Edlen- und uralten Stahl- und Eisen-Bergwercks-Kleinods in dem berühmten Markt Eisenaerzt (1655). Neudruck von Konrad Mautner, Graz 1919 (Bibliophilen-Ausgabe in beschränkter Auflage).

Digitized by Google

16. Jahrhundert weitverbreitet und bekannt. Später, unter dem wachsenden Druck der ewigen Kriege und vielleicht in Verbindung mit den steigenden Gefahren des Bergbaus, wandelte sich das Gemüt der Sänger. Der heidnisch wüste St. Grobianus wurde von der hl. Barbara verdrängt. Ein ernster tief religiöser Ton machte sich bemerkbar. An Stelle der ausgelassenen Liebesjauchzer traten Sehnsuchtsgedanken an Jesus, den „himmlischen Bergmann“[1]). Stündlich den Tod vor Augen, empfingen die Bergleute schon beim Anblick ihrer schwarzen Tracht Eindrücke mönchischer Weltentsagung.

Ernst und düster sind auch die ausgesprochenen Bergmannssagen. Die Gruben und Schächte wurden von Bergwerksgeistern belebt, dem „Bergmönch“ oder „Schachtmandl“. In der unheimlichen Umgebung nahm er besonders schreckhafte Gestalt an, warf riesenhafte Schatten u. dgl. m. Der Bergwerkskobold erscheint in Bergmannstracht, die Grubenlampe in der Hand, pochend und hämmernd. Guten Bergleuten bringt er Glück und Segen, indem er ihnen die besten Erzadern weist oder, wenn sie sich verirrt haben, sie wieder zum Schacht zurückführt; Bösewichter jedoch müssen seinen Zorn fürchten. Der Bergmönch ist ursprünglich ein frommer Bergmeister gewesen. Seine letzte Bitte in der Sterbestunde, der liebe Gott möge ihm statt der himmlischen Seligkeit den Wunsch erfüllen, bis zum Jüngsten Gericht den Bergbau beaufsichtigen zu dürfen, fand Erhörung. In allen Gruben und Schächten kann man ihm begegnen. Bald begrüßt er den Kameraden in menschlicher Gestalt, bald wieder riesengroß mit feuersprühenden Augen und spindeldürren Beinen, Furcht, und Entsetzen erregend. Plötzlich tritt er aus dem festen Gestein heraus, um ebenso plötzlich darin wieder zu verschwinden, ohne eine Spur zu hinterlassen[2]).

Ihren Gipfel erklomm die Sage vom Bergmönch in Rübezahl, dem Erben Wotans. Seine wahre Heimat ist nicht etwa das Riesengebirge, sie liegt vielmehr im Süden, in den Alpenländern. Den welschen Kaufleuten war dieser Berggeist hochwillkommen, er diente ihnen nötigenfalls zur Sperrung reicher Gold- und Silberbergwerke, indem sie seinen Charakter in den schrecklichsten Farben ausmalten und das Gespenst dort lokalisierten, wo ihnen die Konkurrenz unangenehm wurde. Der Bergmanns-Rübezahl erscheint „in Gestalt eines großen grauen Mönches“. Festverbunden mit der Natur des Gebirges wird er jedoch eigentlich nicht zum bloßen „Bergmännlein“, auch wenn er eine Art Bergkappe trägt und wie der Geist der Rätischen Alpen gelegentlich in die Grube steigt. „Dieser, gemeiniglich Bergmönch genannt, zeigt sich zuweilen in der Tiefe, gewöhnlich als ein Riese in einer schwarzen Mönchskutte“[3]).

Wie tief die Bergmannssage in der deutschen Volksphantasie wurzelt und welche Bedeutung ihr zukommt, geht schon daraus hervor, daß die Brüder Grimm sie an die Spitze ihrer Sammlung „Deutscher Sagen“ stellten. „Die drei Bergleute im Kuttenberg“, „Der Berggeist“ und „Der Bergmönch im Harz“ bilden die ersten Stücke dieses Meisterwerkes der Romantik aus dem Jahre 1816. Bodenständige Ausdrücke der Bergmannssprache wie „Schicht“ und „Strecke“, „zu Tage fahren“ und „vor Ort kommen“ bezeugen ihre Echtheit[4]).

Fast noch mehr als in der Volkspoesie kommt das Bergmannswesen in der Kunstdichtung der Romantiker zu neuen Ehren. Die Vorliebe für montanistische Studien

[1]) O. Böckel, Psychologie der Volksdichtung. 2. Aufl. Leipzig 1913 (mit weiteren Literaturangaben), 81.

[2]) Fr. Ranke, Die deutschen Volkssagen (Deutsches Sagenbuch, herausgegeben von Friedrich von der Leyen, 4. Teil). München 1910, 164 f. Ferner F. Wrubel, Sammlung bergmännischer Sagen, Freiberg 1882.

[3]) A. Moepert, Rübezahl im Lichte seines Namens. Ein Beitrag zur deutschen Wortforschung und Sagenkunde. Breslau o. J. 109 u. 81.

[4]) Neudruck von Hermann Schneider, Berlin o. J. I. 29—32 (Bongs Gold. Klass.-Bibliothek).

Digitized by Google

und Begriffe ist an sich schon echt romantisch. In gewissem Sinne kann man den gefeierten Geologen der Freiberger Bergakademie Abraham Gottlob Werner als Vater der Romantik ansprechen. Novalis und Körner sind zu seinen Füßen gesessen, Steffens ist unter seinem Einfluß groß geworden.

Die Ahnen Werners waren Gewerke im sächsischen Erzgebirge. Sein Vater leitete Hüttenwerke in der Lausitz. Er selbst besuchte zunächst die 1765 eröffnete hohe Schule in Freiberg[1]), dann ging er nach Leipzig, studierte daselbst die Rechte, sammelte und las unendlich viel, besonders in Sprachen und Literatur nach umfassender Bildung strebend. Zurückgekehrt übernahm er, indem er alle seine Kenntnisse in den Dienst der Naturwissenschaften stellte, einen Lehrstuhl für Mineralogie in Freiberg. Aus ihr löste er bald eine neue Disziplin, die Geologie los. Theoretisch und praktisch in gleicher Weise veranlagt, zog er, mit geradezu magischen Kräften ausgestattet, Hörer aus aller Herren Ländern nach Freiberg. Ein Universalgenie in des Wortes vollster Bedeutung, Meister des freien Vortrags, Lehrer und Forscher zugleich, betrieb er seine Wissenschaft als Kunst.

Novalis kam 1797 in die Schule Werners. Des Lehrers Prinzip der Ökonomie und Organisation befruchtete seine ganze Denkweise. In seinen Aphorismen tauchen immer wieder Wernersche Ideen auf. Aus naturwissenschaftlichen Axiomen, die er vom Katheder vernahm, schöpfte er allgemeine Beobachtungen. Werners Farbenterminologie veranlaßte ihn z. B. zu dem Satze: „Das Charakterisierende löst sich in jedem"[2]). Werners Lehre von der Entstehung, Placierung und Größenbestimmung der Erzgebirgischen Städte durch die natürlichen Reviere des Bergbaus suchte er auf andere natürliche Reviere anzuwenden[3]).

Rudolf Haym schildert in seinem Werk „Die Romantische Schule" (Berlin, 1870, 346 u. a.) die Beziehungen des jungen Bergstudenten Grafen Hardenberg, der als Novalis Dichterruhm erwarb, zu Werner und Freiberg. Drei Monate nach seinem Eintritt in die reizvolle Stadt, begann Novalis in den „Lehrlingen zu Saïs" sich mit der Weltanschauung seines Lehrers poetisch auseinanderzusetzen. Die Schule von Freiberg ward ihm zur Schule des Tempels von Saïs. Ohne einen Namen zu nennen, entwarf er darin ein Charakterbild des verehrten Mannes: „. . . . . er versteht die Züge zu versammeln, die überall zerstreut sind . . . . . Oft hat er uns erzählt, wie ihm als Kind der Trieb, die Sinne zu üben, zu beschäftigen und zu erfüllen, keine Ruhe ließ. Den Sternen sah er zu und ahmte ihre Züge, ihre Stellungen im Sande nach. . . . . Er sammelte sich Steine, Blumen, Käfer aller Art und legte sie auf mannigfache Weise sich in Reihen. Auf Menschen und auf Tiere gab er acht, am Strande des Meeres saß er, suchte Muscheln. Auf sein Gemüt und seine Gedanken lauschte er sorgsam. Er wußte nicht, wohin ihn seine Sehnsucht trieb. Wie er größer ward, strich er umher, besah sich andere Länder, andere Meere, neue Lüfte, fremde Sterne, unbekannte Pflanzen, Tiere, Menschen, stieg in Höhlen, sah wie in Bänken und in bunten Schichten der Erde Bau vollführt war, und drückte Ton in sonderbare Felsenbilder. Nun fand er überall Bekanntes wieder, nur wunderlich gemischt, gepaart, und also ordneten sich selbst in ihm oft seltsame Dinge. Er merkte bald auf die Verbindungen in allem, auf Begegnungen, Zusammentreffungen. Nun sah er bald nichts mehr allein. — In große bunte Bilder drängten sich die Wahrnehmungen seiner Sinne: er hörte, sah, tastete und dachte zugleich. Er freute sich, Fremdlinge zusammenzubringen. Bald waren ihm die Sterne Menschen, bald die Menschen Sterne,

[1]) G. E. Benseler, Geschichte Freibergs und seines Bergbaues. Freiberg 1846. (Ohne Verfassernamen), Freibergs Berg- und Hüttenwesen. Freiberg 1883. S. G. Frisch, Lebensbeschreibung Abraham Gottlob Werners. Leipzig 1825.
[2]) Novalis, Schriften. Herausgegeben von J. Minor. Jena, 1907, III. Bd. 103.
[3]) III, 320.

Digitized by Google

die Steine Tiere, die Wolken Pflanzen, er spielte mit den Kräften und Erscheinungen, er wußte, wo und wie er dies und jenes finden und erscheinen lassen konnte und griff so selbst in den Saiten nach Tönen und Gängen umher"[1]). Das war Werner.

Novalis hatte sich das Studium der Montanistischen Wissenschaft als das eines Pflichtfachs gewählt. Gleichwohl gewann er ihr stets von Neuem die anziehendsten Eigenschaften ab. Im Hinblick auf den materiellen Erwerbsbergbau, den wissenschaftlichen, geognostischen Bergbau warf er einmal die Frage auf: „Kann es auch einen schönen Bergbau geben"[2])? Daß er diese Frage in seinem Innern bejahte, ist klar. Er definierte den Bergbau als eine Wissenschaft, deren heterogene Lehrteile nur durch ein künstliches Zentrum vereinigt und ausgewählt seien. Es sei eigentlich eine Kunst, die ganz aus Hilfswissenschaften oder besser Elementarwissenschaften bestehe[3]).

Ein wunderbares Bild des Bergmannslebens entrollt Novalis in seinem nachgelassenen Roman „Heinrich von Ofterdingen" (5. Kapitel). Zwei Personen macht er darin zu Vertretern einander entgegengesetzter Begriffe, die jedoch einen Ausgleich suchen, der Natur und der Geschichte. Zum Repräsentanten der Natur erwählt er sich einen alten Bergmann, zu dem der Geschichte einen Abkömmling des von ihm hochgeschätzten Hauses der Hohenzollern. In die Figur des Bergmanns zeichnet er Züge von sich selber ein.

Der Bergmann berichtet zunächst, auf welch seltsame Weise er in Böhmen seinen Beruf entdeckte und kennenlernte, bis er allmählich zum Häuer aufstieg. Seine Erzählung steigert sich an manchen Stellen zum Hymnus. „. . . . der Bergbau muß," nach Novalis[4]), „von Gott gesegnet werden! Denn es gibt keine Kunst, die ihre Teilhaber glücklicher und edler machte, die mehr den Glauben an eine himmlische Weisheit und Fügung erweckte und die Unschuld und Kindlichkeit des Herzens reiner erhielte als den Bergbau. Arm wird der Bergmann geboren, und arm geht er wieder dahin. Er begnügt sich zu wissen, wo die metallischen Mächte gefunden werden, und sie zutage zu fördern; aber ihr blendender Glanz vermag nichts über sein lautres Herz. Unentzündet von gefährlichem Wahnsinn freut er sich mehr über ihre wunderlichen Bildungen und die Seltsamkeiten ihrer Herkunft und ihrer Wohnungen als über ihren alles verheißenden Besitz. Sie haben für ihn keinen Reiz mehr, wenn sie zu Waren geworden sind, und er sucht sie lieber unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten in den Festen der Erde, als daß er ihrem Rufe in die Welt folgen und auf der Oberfläche des Bodens durch täuschende hinterlistige Künste nach ihnen trachten sollte . . . . . Nur er kennt die Reize des Lichts und der Ruhe, die Wohltätigkeit der freien Luft und Aussicht um sich her . . . . Sein einsames Geschäft sondert ihn vom Tage und dem Umgange mit Menschen einen großen Teil seines Lebens ab. Er gewöhnt sich nicht zu einer stumpfen Gleichgültigkeit gegen diese überirdischen tiefsinnigen Dinge und behält die kindliche Stimmung, in der ihm alles mit seinem eigentümlichsten Geiste und in seiner ursprünglichen bunten Wunderbarkeit erscheint . . . . Wahrhaftig, das muß ein göttlicher Mann gewesen sein, der den Menschen zuerst die edle Kunst des Bergbaus gelehrt und in dem Schoße der Felsen dieses ernste Sinnbild des menschlichen Lebens verborgen hat. Hier ist der Gang mächtig und gebräch, aber arm, dort drückt ihn der Felsen in eine armselige unbedeutende Kluft zusammen, und gerade hier brechen die edelsten Geschicke ein. Andre Gänge verunedlen ihn, bis sich ein verwandter Gang freundlich mit ihm schart. Oft zerschlägt er sich vor

[1]) IV, 4 f.
[2]) III, 278.
[3]) III, 344 f.
[4]) IV, 119 f.

Digitized by Google

dem Bergmann in tausend Trümmern: aber der Geduldige läßt sich nicht schrecken . . . Oft lockt ihn ein betrügliches Trum aus der wahren Richtung; aber bald erkennt er den falschen Weg und bricht mit Gewalt querfeldein, bis er den wahren erzführenden Gang wiedergefunden hat. Wie bekannt wird hier nicht der Bergmann mit allen Launen des Zufalls, wie sicher aber auch, daß Eifer und Beständigkeit die einzigen untrüglichen Mittel sind, sie zu bemeistern und die von ihnen hartnäckig verteidigten Schätze zu heben." Das Bergmannsleben erscheint Novalis als tiefsinniges Abbild des menschlichen Daseins und umgekehrt, keinem Menschen geht es im Grunde genommen anders als dem Bergmann.

In dem Roman des Novalis ist auch von einem „sonderlichen Rutengänger" die Rede[1]). Die Wünschelrute spielte gleich dem Siderismus zur Zeit der Romantik eine große Rolle (vgl. J. Grimm, Deutsche Mythologie). „Die Wünschelruthe" wurde sogar zum Namen einer romantisch-literarischen Zeitschrift[2]).

Über den Siderismus berichtet der Norweger Henrik Steffens in seinen Erinnerungen „Was ich erlebte" ausführlich[3]). Steffens hatte in Jena Schellings Philosophie in sich aufgenommen, und arbeitete 1799 als Schüler Werners in Freiberg seine „Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde" aus. Wie der Roman „Heinrich von Ofterdingen" Natur und Geschichte zu versöhnen sucht, strebt Steffens nach einem Ausgleich in demselben Sinn. Steffens war nicht bloß Naturforscher, er war auch Dichter, daher die ungemeine Anschaulichkeit, Bildkraft und Schönheit seiner wissenschaftlichen Sprache. In ihm vereinigte sich der Epiker mit dem Gelehrten, ähnlich einem weiteren bedeutenden Schüler der Freiberger Bergakademie, dem Naturphilosophen Gotthilf Heinrich Schubert, der laut einem Briefe vom 17. Mai 1806 Werner „wie einen Vater und Herrn" verehrte[4]). Werner war auch für ihn „der tüchtigste deutsche Naturforscher unter den jetzt lebenden[5])." Das heißt viel, wenn man bedenkt, daß sich Schubert als promovierter Doktor der Medizin und Ehemann in Freiberg nochmals auf die Schulbank gesetzt hatte, also sicherlich kein schwärmerischer Fuchs mehr genannt werden konnte.

Es war die Zeit, da man dem Bergbau eine geradezu symbolische Bedeutung beimaß, was sich selbst im Kunstmärchen aussprach. Ein Beispiel dafür bietet Ludwig Tiecks „Runenberg" (später von dem jeschkengebirgischen Maler-Romantiker Führich illustriert), wo wieder der innere Zwiespalt von Natur und Kultur aufgegriffen erscheint. Tieck ging von Steffens aus, der allerdings erst viel später seine Riesengebirgssagen mit dem Motiv des „Runenbergs" der Öffentlichkeit übergab[6]). Das Gold der Metallkönigin tief drinnen in den Bergen übt auf den Helden des Märchens einen dämonischen Zauber aus und stürzt ihn am Ende in Wahnsinn. Spricht hier der leidenschaftliche Realist zu uns, so läßt das harmlose Seitenstück dazu „Die Elfen", gleichfalls die Macht unterirdischer Schätze und Schönheiten in seinem Märchenspiegel festhaltend, den Idealisten und Idylliker zu Wort kommen[7]).

[1]) IV, 124. Vgl. den „Rutenschläger" in Arnims Roman „Die Kronenwächter". Herausgegeben von M. Jacobs Werke (Bongs Goldene Klassiker-Bibliothek) 2. Teil, Berlin o. J. 154.

[2]) Herausgegeben von H. Straube und J. P. v. Hornthal. Göttingen 1818. — Vgl. O. F. Walzel und H. H. Houben, Zeitschriften der Romantik. Berlin 1904, Sp. 325 ff., ferner J. Bobeth, Die Zeitschriften der Romantik. Leipzig 1911, 316 ff.

[3]) H. Steffens, Lebenserinnerungen aus dem Kreis der Romantik. In Auswahl herausgegeben von Friedrich Gundelfinger. Jena 1908, 244 ff. Vgl. auch Johann Wilhelm Ritter, Der Siderismus. Tübingen 1808.

[4]) G. N. Bonwetsch, Gotthilf Heinrich Schubert in seinen Briefen. Ein Lebensbild. Stuttgart 1918, 72.

[5]) 74.

[6]) In der Sammlung „Geschichten, Märchen und Sagen" von Fr. von der Hagen, E. Th. A. Hoffmann und H. Steffens. Breslau 1823.

[7]) Die Märchen sind vereinigt in der Sammlung „Phantasus", zwei Bände, neu herausgegeben von K. G. Wendriner. Berlin 1911.

Digitized by Google

Der aufgeklärte junge Tieck besaß nicht die kindliche Inbrunst, die dem genialen Klemens Brentano zu eigen war. Für diesen bedeutet das Bergwesen mehr als eine schöne Kulisse, vor der man Figuren spazieren fährt. Für ihn ist der Bergmann ein Urahnherr des Menschen. „Das Märchen von dem Hause Staarenberg und den Ahnen des Müllers Radlauf" verleiht dem „Grubenhansel" mit dem großen weißen Bart, der ihm wie ein Wasserfall über die Brust herabwallt, und einem Baumstamm als Stock in der Hand die Züge eines elementaren Symbols. Wir denken unwillkürlich an die verwandte Darstellung Schwinds: Rübezahl in der Kapuze. Der Grubenhansel führte den Müller Radlauf „in seine Wohnung, die in einem Felsenkeller bestand, dessen Wände mit den wunderbarsten Kristallen, Edelsteinen, Gold- und Silbererzstufen ausgelegt waren, welche von der Beleuchtung einer Lampe so herrlich durcheinander schimmerten, daß einem das Herz lachte[1])." Später lernen wir seine Grabstätte kennen: „Die Kapelle gegen Mitternacht war ganz finster und Wände und Kuppel waren mit unzähligen Erzstufen, Edelsteinen und Mineralien bedeckt, und der goldene Sarg, worin der Grubenhansel lag, stand unter einem Gebäude von Kristall, auf dem ein Bergknappe saß von gediegenem Gold, der mit einem silbernen Grubenlicht auf dem Kopfe einen wunderbar zauberischen Schimmer über die funkelnden Wände warf . . .[2])."

Die Elementargeister der vier Regionen in Brentanos oben genanntem Märchen haben vielleicht ihr Vorbild in der Erzählung „Hans Heiling" von Christian Heinrich Spieß, dessen Geburtsstadt Freiberg in Sachsen war. Den Silberreichtum seiner Heimat führt dieser phantastische Verfasser auf die Einwirkung elementarischer Geister zurück[3]).

Friedrich de la Motte Fouqué hat den poetischen Schönheiten des Bergbaus als Erzähler wiederholt seinen Tribut gezollt. Der Kobold, der den Ritter Huldbrand in der „Undine" einen Blick in das Leben und Treiben der unterirdischen Geister tun läßt, steht nicht vereinzelt da. (Vgl. Fouqués Roman „Der Zauberring", herausgegeben von W. Ziesemer, Berlin o. J. (Bongs Goldene Klassiker-Bibliothek), Werke 3. Teil.) Koboldsagen erweckten seine Teilnahme bereits zur Zeit der Undinenschöpfung. Und viele Jahre später griff er in der Erzählung „Erdmann und Fiametta„ mit ihrem Harzer Bergwerksmilieu nochmals auf das Erdelement zurück.

Kann sich Fouqué von dem Einfluß Tiecks nicht freimachen, so befindet sich Ernst Theodor Amadeus Hoffmann mit seiner Märchenerzählung „Die Bergwerke von Falun" erst recht im Banne von Novalis und Tieck. Den Stoff holte er sich aus Schuberts „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft". Der oben erwähnte Bericht des alten Bergmanns im „Heinrich von Ofterdingen" diente ihm zum Teil als unmittelbares Muster[4]). Im übrigen entspricht die Handlung Schritt für Schritt Vorgängen im „Runenberg". Nur wird das bei Tieck unbestimmte romantische Milieu von Hoffmann geographisch fixiert. Wir lernen bestimmte Stätten des schwedischen Bergbaus kennen. Bergmännische Ausdrücke und Schilderungen erscheinen häufiger gebraucht, kurz, alles wird schärfer, realistischer geschaut[5]).

[1]) Kl. Brentanos Sämtliche Werke herausgegeben von C. Schüddekopf. Bd. XI: Märchen 1., herausgegeben von R. Benz. München u. Leipzig 1914, 118.

[2]) 137.

[3]) O. Floeck, Die Elementargeister bei Fouqué und anderen Dichtern der romantischen und nachromantischen Zeit. Heidelberg 1909, 3.

[4]) E. Th. A. Hoffmanns Werke, herausgegeben von G. Ellinger 5. Teil: Die Serapionsbrüder 1. Bd. Berlin o. J. 35 f. (Bongs Goldene Klassiker-Bibliothek).

[5]) R. Benz, Märchendichtung der Romantiker. Gotha 1908, 140. — Über die Verwendung des gleichen Stoffes von Arnim in dem Gedicht „Des ersten Bergmanns ewige Jugend" zehn Jahre vor Hoffmanns „Bergwerken von Falun" vgl. O. Reuschel in den „Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte" III, 1.

Digitized by Google

Es ist hier nicht der Ort, den Bergmann in der romantischen Prosadichtung erschöpfend zu behandeln. Erwähnen möchte ich nur noch den Bergmann und Rutengänger in Arnims Novelle „Die Kirchenordnung" und den Fremdling, der in „Den Kronenwächtern" beschreibt, „wie ein Schacht nicht anders sei wie eine Brunnenöffnung, bei der es aber auf Erz ankomme, wie dieser oft auf mehrere hundert Fuß Tiefe durch Wasser und Gestein hinauszuschaffen sei und wie das Pulver jetzt alles Sprengen der Felsen erleichtere, wo sonst gar mühsam durch Feuersbrand die Härte gelöst werden mußte[1])." So genau beschäftigte sich die Romantik mit dem Bergwesen, daß selbst die geschichtlichen Anfänge desselben ihr nicht unbekannt blieben.

Arnim mag für seine montanistischen Ausflüge auch aus der Volkspoesie Nahrung empfangen haben. Jedenfalls begegnen wir in dem von ihm und Brentano gemeinsam herausgegebenen Sammelwerk „Aus des Knaben Wunderhorn" einigen Bergmannsliedern wie der „Romanze vom großen Bergbau der Welt" — Goethe nannte sie „tief und ahnungsvoll dem Gegenstande gemäß", einen „Schatz für Bergleute[2])", „Den unterirdischen Pilger" — „müßte in Schächten, Stollen und auf Strecken gesungen und empfunden werden" (Goethe[3])) u. a. (Bergliederbüchlein und Bergreihen als Quellen weist im einzelnen nach: R. Bode, Die Bearbeitung der Vorlagen in des Knaben Wunderhorn, Berlin 1909. Palästra LXXVI.)

Die romantische Kunstlyrik zeigt für das Bergmannswesen eine besondere Vorliebe. In den erschütterndsten und für Brentanos Leben vielleicht wichtigsten Versen dieses Dichters „Frühlingsschrei eines Knechtes aus der Tiefe" sind eine Reihe tiefsinniger Bilder und Vergleiche dem Bergbau entnommen. In ähnlicher religiöser Geistesrichtung bewegt sich Eichendorffs auch im Ausdruck verwandtes Gedicht „Glück auf". Dagegen ist Fouqués „Bergmannslied" (gesungen in der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache) auf einen literarisch-vaterländischen Ton gestimmt. Es leitet unmittelbar über zu Schenkendorfs einige Jahre früher, noch ganz vom Sturmhauch der Befreiungskriege umwehten patriotischem Zeitgedicht „Das Eisen", zum Preis der heiligen in der Erde Schoß gezeugten Waffe. Klänge aus Theodor Körners „Leier und Schwert", uns allen vertraut, dringen wie ein Jugendgruß aus fernen Tagen an unser Ohr. Damit nähern wir uns wieder Freiberg in Sachsen. Denn auch Körner ist dort Bergakademiker gewesen.

In „Theodor Körners Briefwechsel mit den Seinen[4])" umfaßt der reichhaltige Abschnitt „Der Freiberger Bergstudent" die Jahre 1808 bis 1810. Die Lockungen des weiblichen Geschlechts, vor denen der Vater eindringlich warnte, machten auf Körner zunächst keinen Eindruck, wenigstens schrieb er anfangs einem seiner Freunde ausdrücklich: „Noch sah ich kein hübsches Gesicht und es scheint, als wenn die Weiber das Arschleder vor der Nasen trügen"[5]). In der Schule zog ihn außer Werner, dem großen Geologen[6]), Lampadius an, der Chemie und Hüttenkunde lehrte. Im Sommer 1808 kam Tieck herüber und berichtete Körner, daß er den Sternbald fortsetzen und über das Lied der Nibelungen historische Erörterungen drucken lassen wolle. Im Herbst des gleichen Jahres widmete Ernst von Pfuel, der spätere preußische General und Militärschriftsteller, seinem Theodor nachstehende Verse, die Zeugnis davon geben, wie sehr die Poesie der Kommilitonen in Freiberg damals geblüht haben mag:

[1]) Arnim, Werke Berlin o. J. II, 159 f. (Bougs Goldene Klassiker-Bibliothek).
[2]) Des Knaben Wunderhorn. Neudruck von Joseph Ettlinger, 1. Teil. Halle a. Saale o. J. XII.
[3]) XIV.
[4]) Herausgegeben von A. Weldler-Steinberg. Leipzig 1910.
[5]) 25.
[6]) „Werner liest jetzt Geognosie und Oryktognosie, und jetzt sieht man ihn in seiner Pracht. Er ist ein Heros der Wissenschaft. Alles andere verliert neben der Geognosie und neben der ganzen Naturgeschichte" (Körner an die Seinigen 42).

Digitized by Google

„Wär mir der Lieder süße Macht
Wie dir, mein junger Freund verliehen,
Nie wollt ich mehr im dunkeln Schacht
Nach schlechten Erzen mich bemühen.
Mit meiner Leier führ' ich ein
Und säng ein so beweglich Lied,
Daß alles in Alarm geriet':
Und Gold und Silber vom Gestein
Sich lösten und zu meinen Füßen
Hoch aufhorchend sich niederließen.
Flugs brächt' ich dann den Schatz nach Haus
Und lebte nun in Saus und Braus.
Den Bergmannskittel, Schurz und Leier
Würf' ich ins erste beste Feuer
Und der, der guten Rat mir gab,
Bekäm 'ne Tonne Goldes ab"[1]).

Körner selbst las und dichtete in Freiberg eifrig, seinen romantischen Neigungen entsprechend. Er versenkte sich u. a. in „Des Knaben Wunderhorn", parodierte Friedrich Schlegel, und schließlich überwand auch in den Wissenschaften die Vorliebe für Philosophie und alles theoretische seine ursprünglichen Neigungen für den praktischen Bergmannsberuf: „Das Bergwesen", so klagte er anfangs 1809 seinem Vater, „erfordert, wenn man darin etwas tuen will, einen eisernen Fleiß im Praktischen, und die Aufopferung aller andern Nebenstudien. So angenehm und anziehend es beim Erlernen ist, so widrig ist es mir aber auch geworden, wenn ich das Leben der Offizianten betrachte. Die Untern bloß Rechnungsführer und Aufseher, die Obern in einem ewigen Treiben und Sorgen, das ganze Gebäude des Bergwesens, das auf sehr schwachen Füßen in den jetzigen Zeiten steht, mühsam zu erhalten. — Schon der leblose Teil der Naturwissenschaft, Oryktognosie, Geognosie usw. zieht mich so an, was muß sie nicht erst wirken, wenn sie lebend durch die Räume der organischen Welt hinschreitet. — Kurz, liebster Vater, ich fühle, daß ich für die praktischen Geschäfte des Lebens nicht geeignet bin, und daß ich nicht Mut habe, meiner Neigung entgegenzukämpfen. Mein Plan ist also, mich bloß den Studien der Naturwissenschaft zu weihn, in Freiberg nur noch ein Jahr zu bleiben . . . . "[2]). Der Vater sagte nicht Nein, gab jedoch auch seinen Bedenken Ausdruck.

Allein es kam alles anders. Zunächst studierte Körner an der Bergakademie fleißig weiter, machte Exkursionen in die Bergwerke mit und wenn er auch einmal über Freiberg eine poetische Schimpfepistel losläßt:

„Statt Mädchen, die die Seele mir entzücken,
Seh ich Arschleder nur und alte Weiberfratzen,
Und Langweil faßt mich mit den eh'rnen Tatzen,
Ihr ekelhaftes Reich hat die hier aufgestellt.
Verfluchtes Freiberg du — Krähwinkel dieser Welt —[3])"

so sehnt er sich doch wieder, wenn er fern von der Bergmusenstadt verweilen muß, „oft recht innig[4])" nach ihr.

[1]) 34 f.
[2]) 45 f.
[3]) 62.
[4]) 65.

Digitized by Google

Statt daheim die Weinlese mitzumachen, gab sich Körner im Herbst 1809 viel mit Chemie ab. Gleichzeitig wurde der erste Gedichtband wacker gefördert, den der Vater seinem Freund dem Verleger Göschen anbot. Im Sommer 1810 ging es nach Leipzig.

Der poetische Niederschlag des Freiberger Aufenthalts ist nicht gering. Die Gedichte „Bergmannsleben" und „Berglied" finden ihre dramatische Ergänzung in dem Singspiel: „Der Kampf der Geister mit den Bergknappen"; sie gehören zu dem Ursprünglichsten seines kurzen Lebenswerkes, das in den Flammen der Befreiungskriege einen jähen, aber heldenhaften Abschluß erfuhr.

Verhältnismäßig gering war Österreichs Anteil an der Romantik. Hier schlug sie erst spät kaum irgendwie ausschlaggebend Wurzel, da die gebildeten Stände und damit auch die Dichter wesentlich im Bann der josefinischen Aufklärung stehen blieben und hiefür in Grillparzer einen großartigen Herold besaßen. Immerhin gab es an der Donau eine romantische Nachblüte, als deren volkstümlichsten Vertreter wir wohl Johann Nepomuk Vogl, den „Vater der österreichischen Ballade" ansprechen dürfen[1]). Bei der engen Verbindung zwischen Bergwesen und Romantik ist es fast selbstverständlich, daß Vogl die dankbaren Stoffe des Bergmannslebens sich nicht entgehen ließ. 1849 erschienen seine bergmännischen Dichtungen „Aus der Teufe". Die alten Volkslieder dieser Gattung, die er in den verschiedenen Sammlungen bis Erk und Böhme vorfand, „Heinrich von Ofterdingen" und der „Bergmann von Falun"[2]) boten ihm willkommene Anregungen. Sie wurden vertieft durch einen Besuch des Kohlenbergwerks zu Leding bei Pitten 1847, wobei er mit einem Freunde in Lebensgefahr geriet, allein durch seine Fassung sowohl sich wie diesen retten konnte. Hatte er bereits 1834 in seinem „Österreichischen Wunderhorn" der Bergmannspoesie den schuldigen Tribut gezollt, jetzt reihte er sich selber als einer ihrer Meister ein. In Liedern und Balladen voll schlichter Anmut und Innigkeit bekundet er seine genaue Vertrautheit mit dem bergmännischen Leben, seiner Denkweise und seiner Ausdrucksformen. Auch symbolisch münzt er die Bergmannssprache aus z. B. in der Mahnung des „Trinklieds":

„Hüte Dich vor allen Dingen
Ein taub Gestein zutag zu bringen."

Bei Vogls Zeitgenossen, dem Steiermärker Karl Gottfried Ritter von Leitner[3]), mischen sich romantische Elemente mit klassizistischen. Sein Bestes verdankt er jedoch der Romantik. Immer wieder greift er auf das Bergwesen der Heimat zurück. Als neunzehnjähriger Jüngling schreibt er ein Gedicht „Weiß und Grün" und horcht darin „den muntern Knappen zu, die dumpf im Berge hämmern". Er widmet, vielleicht von Körner und Schenkendorf angeregt, „dem steiermärkischen Eisen" ein Preislied. „Die Bergknappen zu Zeyring" geben ihm Stoff zu einer Ballade. Im Distichon „Bergmannsgrab" enthüllt sich ihm ein tiefsinniges Symbol. Und wie im Volkslied vergangener Jahrhunderte klingt sein Bergmannsbegräbnis" aus:

„Zum letztenmal denn sachte
Fahr ein, Du wackres Herz!
Der Herr wird nicht im Schachte
Vergessen edles Erz.

---

[1]) Rudolf J. Binder, Johann Nepomuk Vogl und die österreichische Ballade (Prager Deutsche Studien 6. Heft). Prag 1907.

[2]) Karl Reuschel, Über die Bedeutung der Geschichte des Bergmanns zu Falun (in Max Kochs „Studien zur vgl. Literaturgeschichte" III. Bd. 1903). Vgl. auch K. B. v. Trinius, Des Bergmanns Leiche zu Falun (1820).

[3]) Karl Gottfried Ritter von Leitner, Gedichte. Ausgewählt, herausgegeben und mit einer lebensgeschichtlichen Einleitung versehen von Anton Schlossar, Leipzig o. J. (Reclams Univ.-Bibliothek).

Digitized by Google

Einst ruft er seine Mächte
Und guten Engel all,
Daß durch die Gräberschächte
Ihr Auffahrtruf erschall!

Dann steigt ein froh Gewimmel
Von Knappen rings empor,
Und ruft durch alle Himmel
‚Glückauf!, im Jubelchor."

Als Johann Gabriel Seidl, sein Freund in Apoll, eine Professur in Cilli erhielt, schilderte er ihm Leitner die neue Heimat Steiermark, in der die bergmännisch-romantische Überlieferung selbst in der scheinbar antiromantischen Gegenwart ein wirkungsvolles beifallumrauschtes Bühnenwerk aus längstverklungenen Zeiten erstehen läßt. Ich meine den „Steirischen Hammerherrn" des Grazers Josef Papesch.

In jenem Gedicht von Leitner aber, „Steiermark" betitelt und 1829 entstanden, finden wir Strophen, die zum Ausdruck bringen, daß deutsches Bergwesen und deutsche Romantik nirgends schöner und inniger miteinander verwoben sind als hierzulande:

„Graut nicht vor Gnomen Dir und ihrem Grollen,
So steige kühn hinab zur Nacht der Stollen
Ins Schatzgemach der Feenkönigin.
Das Erz in seiner Jugend zartem Lenze
Treibt Blüten, flicht gekrauste Silberkränze
Und schlingt sie hold um Wand und Baldachin.

In wüster Schlucht, wo Wasserfälle stauben,
Sieh, Funken, die berußte Hütte schnauben,
Aus der weitum der Hammerdonner tost;
Am Waldabhange sieh die Burgruinen
Vom Zauberlicht des Mondes halb beschienen,
Verschattet halb, umbüscht und dicht bemoost."

Zahlreich und ergiebig wie der Bergbau selbst erscheinen die Adern, die ihn mit unserm Volkstum, unserer Sprache und Literatur verbinden. Noch gibt es keine systematische Sammlung aller Bücher und Abhandlungen, sowie handschriftlichen Urkunden über Bergmannsleben und -Schaffen, soweit sie das Gebiet der Literaturgeschichte und Volkskunde berühren. Noch gibt es an keiner der bestehenden Montanistischen Hohen Schulen einen besonderen Lehrstuhl für Kulturgeschichte des Bergbaus[1]). Beides zu begründen, entspräche einem dringenden wissenschaftlichen Bedürfnis. Ist doch keiner der technischen Berufe mit der Vergangenheit und Kultur unseres Volkes so innig verwachsen wie der Bergbau.

Auch mit der Romantik hat seine Einwirkung auf die geistige Entwicklung der Nation nicht aufgehört. Das ganze 19. Jahrhundert hindurch befruchtet er immer wieder nicht nur die Phantasie der poetisch empfänglichen Bergleute[2]), sondern auch der Dichter bis auf unsere Tage herauf.

---

[1]) Der reiche gedruckte Katalog der im Besitz der Freiberger Bergakademie befindlichen Bibliothek allein schon gibt eine Vorstellung von der Bedeutung und dem Umfang des Gegenstandes. Vgl. ferner E. Heydenreich, Geschichte und Poesie des Freiberger Berg- und Hüttenwesens. Freiberg in Sachsen 1892.

[2]) In A. Schlossars Werk „Deutsche Volkslieder aus Steiermark", Innsbruck 1881, stehen mehrere Proben bergmännischer Volkspoesie aus dem 19. Jahrhundert.

Digitized by Google

Der Sedlnitzer Eichendorff-Fund

Von Karl Freiherrn von Eichendorff

Im September vorigen Jahres ging durch die Presse ein der „Deutschen Volkszeitung für das Kuhländchen" entnommener Bericht über die Auffindung wertvoller Handschriften in dem Schlosse Sedlnitz bei Freiberg in Mähren. Tschechischen Legionären, die gelegentlich der letzten Zwangseinquartierung dort in vandalischer Weise gehaust hatten, war auf der Suche nach Wertgegenständen unter anderem auch eine mit Manuskripten gefüllte verschlossene Kiste in die Hände gefallen, deren für sie wertlosen Inhalt sie teils verschleppten, teils achtlos liegen ließen.

Das in einem anmutigen Tale des Kuhländchens gelegene Lehngut Sedlnitz war seit Mitte des 17. Jahrhunderts Eigentum der Familie Eichendorff. Joseph von Eichendorff, der besonders in seinen letzten Lebensjahren Sedlnitz während der Sommermonate gern aufsuchte und dort die Besuche seiner Angehörigen und Freunde zu empfangen liebte, ließ, um sich einen behaglicheren Wohnsitz zu verschaffen, das alte barocke Schloß seinen Bedürfnissen entsprechend umbauen. In der grünen Abgeschiedenheit dieses Landsitzes hat Eichendorff, wie sein Sohn Hermann erzählt, viel gedichtet und geschrieben. Er genoß dort, wie er selbst scherzhaft zu sagen pflegte, einer wahrhaft klassischen Muße, zugleich Körper und Geist kräftigend in der reinen Bergluft der Karpathen und auf den täglichen ausgedehnten Spaziergängen in Wald und Feld.

Im Jahre 1855 übernahm des Dichters jüngster Sohn Rudolf die Verwaltung des Gutes. 1890 ging dasselbe in den Besitz des Grafen Moritz Vetter von der Lilie und dessen Schwester über, welche sich 1894 mit Hartwig Freiherrn von Eichendorff vermählte. Seit einer Reihe von Jahren ist Graf Moritz Vetter Alleinbesitzer.

Aus welchem Grunde die Papiere nach dem Verkauf des Gutes dort verblieben sind und wo sie aufbewahrt wurden, ist nicht mehr mit Sicherheit festzustellen. Hermann von Eichendorff müssen, wie die auf einzelnen Schriftstücken angebrachten Randbemerkungen beweisen, die Manuskripte oder doch wenigstens Teile derselben vorgelegen haben, als er sich anfangs der sechziger Jahre mit den Vorarbeiten zur Herausgabe der in drei Auflagen bei Voigt & Günther in Leipzig erschienenen „Sämtlichen Werke" seines Vaters beschäftigte. Seitdem waren die Handschriften verschollen.

Die Entzifferung und Aufarbeitung der kürzlich auf so sonderbare Art ans Tageslicht gelangten Nachlaßpapiere war mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden. Unter Mitwirkung des Herrn Professors Dr. August Sauer von der deutschen Universität in Prag, der gemeinsam mit Frl. Dr. Hilda Schulhof die Bände: Gedichte und Epen für die von Prof. Dr. Wilhelm Kosch begründete und geleitete historisch-kritische Eichendorff-Ausgabe (Regensburg, Verlag J. Habbel) herausgibt, ist die Sichtung des ungemein wichtigen Materials vor kurzem beendet worden. Der Fund umfaßt etwa 80 Gedichte (meist Entwürfe und Fragmente), Übersetzungen spanischer Lyrik, Entwürfe zu „Dichter und ihre Gesellen" (älteste Fassung), „Marmorbild", „Die Glücksritter", „Johannes von Gott", „Familien-Gemälde" (von Eichendorff als zweites Kapitel des „Taugenichts" bezeichnet) und „Novelle in Versen", Entwürfe und Bruchstücke der Ausführung zu „Lucius", „Idyll von Lubowitz", „Unstern" (Novelle), sowie zu den Tragödien „Johann von Werth" und „Bernhard von Weimar", Fragmente zu „Das Wiedersehen" (Novelle) und „Meierbeths Glück und Ende", schließlich Notizen zu „Libertas und ihr Freier" und zum „Taugenichts". Größeren Umfang besitzen die Konzepte der „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands" und des Romans „Dichter und ihre Gesellen".

Digitized by Google

Daß in Zukunft sich noch handschriftliches Material aus dem Nachlaß Eichendorffs ermitteln läßt, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, es müßte denn sein, daß in Sedlnitz etwa gestohlene Papiere später einmal in den Handel kommen. Der Briefwechsel des Dichters mit seinen Angehörigen ist bis auf die in Band XII und XIII der historisch-kritischen Ausgabe, sowie im Eichendorff-Kalender 1913 abgedruckten Stücke für immer verloren. In seiner ausgesprochenen Abneigung gegen die Veröffentlichung lediglich für den engsten Familienkreis bestimmter Schriftstücke hat der Dichter selbst noch kurz vor seinem Tode vieles hierher gehörige vernichtet. Die Hinterbliebenen haben später, um den Wunsch des Verstorbenen zu ehren, das Zerstörungswerk fortgesetzt. Die von Hermann von Eichendorff erwähnten tagebuchartigen Aufzeichnungen aus der Zeit der Befreiungskriege waren schon damals unauffindbar. Vielfach an Freunde verliehen, scheinen sie bei einem derselben in Verlust geraten zu sein.

Deutsche Bilder / Von Georg Mönius

Juninacht.

Im Wiesengrund eine alte Linde.
Darin eine Mutter Gottes mit ihrem Kinde.

Als Frühling war, duftete der Mai
Aus Wiesen, Wäldern und Zweigen herbei.

In Juninächten aber, in lauen,
Ist anderes Madonnenwunder zu schauen:

Leuchtkäferchen alle von nah und ferne
Umreigen das Bild wie Engel und Sterne.

Stadt vor dem Einschlafen.

Aufragst du in hundert Masten,
Die durch Abendröte schwimmen.
Ganz vergaß ich, daß du Lasten
Müde trägst. Die Firste glimmen.

Blanke Fenster glüh'n wie Augen,
Die in offne Himmel sahen,
Eh' sie sterben. Gierig saugen
Schatten, die in Schleppen nahen.

Unsre liebe Fraue schreitet
Groß einher zur schwarzen Wiege,
Drüber sie sich samten breitet,
Daß die Stadt nicht drohend liege.

Erstes Sternlein will jetzt leuchten.
Bald sich Stern zu Sternen drängt.
Und am Saum des faltenfeuchten
Himmels still das Städtlein hängt.

Digitized by Google

IV.

Später Sonntagnachmittag. Das ganze Land war still. Die Schatten auf der Halde wurden länger. Johannes hatte zuletzt nicht mehr gelesen, sondern untätig hinaus in die Ferne, in die nördlichen blauen Waldkuppen geschaut, wo da und dort ein weißer Punkt noch aufblitzte. Dann stieg er rasch hernieder, als ob er nicht mehr bleiben könnte.

Die Dämmerung brach rasch herein. August war, wie er wußte, in Brunau drüben, Thomas bei den Kaplänen in Hehenberg. Der Vater war in Geschäften verreist.

Er trat in die Stube ein. Es war fast finster. Leise schloß er den Deckel des Harmoniums auf. Da hörte er ein Geräusch. Die Mutter saß im Lehnstuhl, in der dunklen Ecke, ohne daß er es bemerkt hatte.

„Spiel nur," meinte sie, „mich stört es nicht."

Er trat zu ihr hin.

„Geh, spiel, kümmere dich nicht um mich."

Auf einmal fiel ihm ein: der Vater ist weg, der August, der Thomas auch, ... die Theres ist schon lang nimmer daheim und du selbst wärst nicht hereingegangen und hättest dich nicht um sie umgeschaut. Nur weil du Sehnsucht hast und nicht dort bist, wo du sein willst und jetzt spielen willst aus deiner Unruh heraus.

„Was denkt denn die Mutter?" fragte er und zog sich einen Stuhl herbei.

„Allerlei," sagte sie.

„Das ist vielleicht gar nicht gut," meinte er.

„Hat der Vater immer um die Zeit gespielt, auch früher schon?"

Er suchte sich an seine Kinderzeit zu erinnern.

„Immer, wenn er froh war," sagte sie, „und wenn er nicht gespielt hat, habe ich gewußt, daß ihm was im Kopf herumgeht und daß er sich abplagt."

Die Dämmerung wurde immer dichter, nur draußen über Haslau war ein lichter letzter Schein. Den sahen sie durch die beiden Eckfenster rechts und links vom Herrgottswinkel schimmern.

„Spiel, Johannes," bat die Mutter leise. Da setzte er sich an das Harmonium und begann einige Akkorde.

„Mutter," sagte er unvermittelt, „es ist mir so merkwürdig, daß der Vater nicht immer so ruhig, so abgeklärt gewesen sein soll, ... daß er auch mit sich zu kämpfen gehabt hat . . . . ."

„Hast du nie mit dir zu tun? Was fragst du doch, Johannes. Du gleichst ihm ja. Du bist, wie er war. Du wirst einmal werden, wie er ist, so gut . . . . und so fremd den Menschen und der Welt gegenüber."

Seine Hände griffen in die Tasten, aber es wollte kein Lied werden.

„Ich habe ihn nicht immer verstanden, es hat auch lang gebraucht, bis wir so recht von Herzen miteinander leben gelernt haben. Das tut mir heut leid, Johannes. Er mag manchmal in seiner Seelennot allein gewesen sein. Ich konnte nicht, ich konnte nicht, kann nicht so zu ihm hin. Ich fühle es auch heut noch in meinen Sorgen. Und alles von mir wegtun und so Gott anheimstellen kann ich nicht wie er."

„Sorgen . . . ." Er kehrte wieder zurück. „O Mutter, was für Sorgen hast du?"

„Weißt du es denn nicht?" fragte sie verwundert.

„Vielleicht, daß ich es weiß."

Jetzt legte sie ihre Hand auf seine und streichelte sie immer fort und leise. „Johannes, weißt du es denn nicht?"

Er schüttelte den Kopf. Da ließ sie ihre Hand auf seiner ruhen.

Digitized by Google

„Daß du nicht Priester werden kannst . . . . und daß es der Thomas wird."

In der Dunkelheit konnte sie nicht sehen, daß sein Gesicht jäh einen harten und leidenden Ausdruck bekam. Aber sie hörte ihn schneller atmen.

„Sorge dich nicht," sagte er dann. „Einer muß doch dem Vater helfen . . . . und wenn der Vater nicht mehr kann, wer soll denn das Geschäft weiterführen?"

„Du wärst der rechte Priester gewesen," seufzte sie wieder, „das sehe ich heut klar und das drückt mich wie eine Schuld. Und der Thomas, ... es wäre ja alles recht und er wird auch brav werden, ... aber wenn er deine Sehnsucht hätte. Und der August," ihre Hand griff wieder ängstlich nach seiner, als ob sie Rat suchen würde, „der August hat keinen Glauben mehr."

Johannes konnte nichts erwidern. Er fühlte sich von diesen liebenden Sorgen erdrückt.

„Und warum hat mir denn die Theres das angetan?" seufzte sie. „Und wenn schon mir, warum dem Vater. Schau, Johannes, so fremd sollten die Kinder nicht werden. Nein, nein . . . . laß, ... du bist es nicht, du warst immer bei mir, ... aber sie, nicht einmal, daß sie zur Mutter kommt."

Da begann er zu spielen. Nun war es auch draußen ganz finster geworden.

„Vielleicht habe ich Unrecht," sprach auf einmal ernst die Stimme der Mutter. Vielleicht war ich mit ihr zu wenig gut, zu wenig sorgsam, vielleicht habe ich zu wenig gebetet. Man soll nicht zu lange rechten mit einem Kinde. Wenn sie mich auch nicht bittet, glaubst du nicht, daß ich morgen hinüber fahren soll?"

„Ja," sagte Johannes und war von Herzen froh. Die Theres, der Trotzkopf, hatte ihm doch leid getan. Er hatte auch ein wenig Angst um sie. Wer weiß, ob sie für ihre schwere Stunde gut beraten war.

Er zündete die Lampe an. Die Mutter mußte, ohne daß er es gemerkt hatte, geweint haben. Sie hob sich aus dem Lehnstuhl, trat zu ihm und fuhr ihm über das Haar.

„Schau, jetzt habe ich nicht einmal den Vater gebraucht. Du kannst es auch."

„Was kann ich?" Er verstand sie nicht.

„Du wirst in diesem Leben viel Schmerzen leiden, aber du wirst viel Freuden bereiten."

* * *

„Liebe Mutter," sagte er und küßte sie auf die Stirne.

Die Herbststürme hatten begonnen, um das Straubingerhaus herum waren rote und gelbe Farben, der Buchenwald in der Höhe lichtete sich gewaltig und die Krähen waren in ihm alltäglich lärmend versammelt.

Aber es waren auch sonnige Tage zwischen den Stürmen.

An einem solchen Morgen schafften der Alte und Johannes eifrig in der Werkstatt. Der Boden war mit Hobelspänen bedeckt, die Fenster waren offen und die Sonne kam herein bis in alle Winkel.

Sie schafften schweigend. Der Vater wohl mehr aus dem Grunde, weil der August am Vortag weggefahren war. Er sollte sich auf die letzten Prüfungen vorbereiten. Der Thomas war auch schon längst wieder im Alumnat.

Die Sonne drang herein, sie schuf Gold aus den Hobelscharten und Johannes schaute manchmal zum färbigen Wald hinauf und dachte, droben wäre es gut sein.

Er war so unlustig in letzter Zeit. Er merkte mit Angst, daß er nicht mehr andächtig beten konnte. Es war, als ob sich Gott in einer Wolke ganz verborgen hätte und seinem Kind alle Tröstung entziehe. Kalt und lau war das Herz, die Sehnsucht war wie krank und die düstere Wolke wurde immer düsterer. Nur manchmal war es wie ein lockender Sonnenschein, ein gewölkentsprungener Sonnenstrahl, es war, als sähe er den lichtverhangenen Speisekelch aus dem satten Dunkel des Holzaltars drüben

Digitized by Google

zu Haslau schimmern. Er schimmerte still in seine trostlose Finsternis herein, ein ewiges herrliches Licht, ein flammendes Herz, ein Strahlenherz, ein blutiges leiddurchbohrtes Herz. Und wenn er dann wie bittend die Hände faltete, so schien es oft noch im Geheimnis stärker zu leuchten, um plötzlich wieder in die dunkle Verborgenheit des Flügelaltares zurückzutreten.

Wenn seine Seele oft vor innerer Leere verzagen wollte, so sagte er sich die Worte vor, die ihm einst haften geblieben waren: ich verlange nach Dir, der Du eine Speise bist und ein Brunnquell des ewigen Lebens.

Ich verlange nach Dir .... Verlangte er wahrlich immer .... und aufrichtig? So viele unabgetötete Leidenschaften fühlte er in sich. Manchmal erschrak er. Haß war in seinem Herzen gegen seine Brüder, gegen den zukünftigen Priester Thomas und gegen den glücklich lachenden Franz.

Wenn es nur der Vater nicht merkte, es könnte ihm den Frieden rauben. Seit er ihn wußte, den Haß, konnte er nicht andächtig beten. Er vermochte nimmer zur Kommunion zu gehen.

Sein Bruder August trug die gleiche Leidenschaft im Herzen zur Schulmeisterstochter in Brunau drüben.

Noch niemals hatte er den Haß in sich so lodern gefühlt.

Der Vater lächelte still vor sich hin, ganz versunken. Wie alt er in letzter Zeit geworden war, völlig weiß.

„Was denkt der Vater," fragte Johannes leise und schuldbewußt. Der alte Straubinger schaute auf.

„Daß der liebe Gott so gut ist, mein Sohn."

Johannes ward wunderbar ergriffen. Des Vaters Sinnen schien immer weiter weg von der Erdenschwere zu schweben, immer mehr vom Erdenstaub losgelöst zu werden.

„Heut nacht habe ich eine Menge Kummer gehabt," sann der Alte, „da habe ich mir fast nicht mehr zu helfen gewußt." Er legte dem Johannes die Hand auf die Schulter. „Wie ich am Morgen zur Kapelle schau, um ein wenig Trost, zur Kirche konnte ich ja nicht, ... kommt mir der Herrgott selber entgegen, als wollte Er mir die Sorgen recht bald abnehmen."

Johannes hatte das Glöcklein in der Frühe gehört. Der Pfarrer war auf einem Versehgang beim Haus vorbeigekommen.

„Ohne Sorgen, Johannes, geht es nicht in der Welt. Ja, ihr Kinder, ihr großen und ihr kleinen, — Sorgen, Sorgen macht ihr immer. Du sollst dir auch welche aufladen, mein Sohn, recht glückliche Sorgen. Es wird bald Zeit. Ich habe mit der Mutter zusammen um euch genug getragen. Ein Mensch für sich allein hat es freilich leichter. Aber der Herrgott will, daß wir Bürden nehmen und Pflichten erfüllen".

„Vater, ich meine, ich tauge nicht dazu."

„Mein Kind, was weißt du jetzt. Und ob du taugst. Nur die rechte soll es sein. Eine brave Frau hilft dir mitsammen den Himmel erwerben. Eine schlechte läßt dich keinen guten Schritt vorwärts tun. Und die du willst, soll so sein, daß du auch zugleich ohne Scham an deine Mutter denken kannst, wenn du dein Weib anschaust."

Johannes begann hastig mit gesenktem Kopf zu arbeiten. Er haßte seinen Bruder August, den glücklich lachenden.

* * *

Draußen wurde der Klopfer stürmisch gegen die Haustüre geschlagen. Johannes eilte hinaus. Der Knecht des Schwagers stand draußen.

Der Herr lasse vermelden, daß ein strammer Bub angekommen sei.

Gott sei Dank, dachte Johannes und führte den Knecht zu den Eltern. Bei einem Glas Wein mußte er sich ausruhen, dann schickte man ihn zurück. Die Mutter

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ließ ausrichten, sie würde am andern Tag selbst kommen. Sie zitterte vor Erregung. Es war ja Freude genug .... aber man hatte sie doch nicht gebraucht.

An diesem Abend mußte Johannes noch in die Haslauer Kirche hinüber. Es litt ihn nicht anders.

Ungetröstet schritt er wieder heim.

Das Tal unten war dunkler geworden. Die Berge in der Ferne waren nicht blau wie sonst.

Morgen in der Frühe würde er zur heiligen Kommunion gehen. Er hatte doch so sehr danach verlangt. Jetzt auf einmal bangte ihm. Den Herrn, den Heiland, den Erlöser sollte er in sich aufnehmen. Er erschrak über seinen Gemütszustand.

„Herr, führe mich nicht in Versuchung," betete er.

Wie hatte der Pfarrer gesagt? Der Herr kommt unerwartet mit seiner Gnade. Emmausjünger sind wir zuweilen, Emmausjünger, die haben den Herrn auch so spät erkannt.

Er schritt im stärkeren Dämmern weiter und weiter. Ohne es selbst recht zu wissen, bog er vom Weg ab und kam höher gegen den Buchberg hinan.

Da und dort war ein Baum, der buschig und dunkel gegen den Himmel stand. Die fernen Kirchtürme und Häuser leuchteten nicht wie sonst.

Das Abendläuten war längst verklungen. Bald würde es Nacht sein. Konnte man sich vorstellen, daß heute die Sonne geschienen hatte? So totentraurig und verlassen war das Land. Ob es auch so gewesen war, als die Jünger nach dem schrecklichen Tag von Jerusalem heimwanderten? Was hatte sich doch alles zugetragen. Und es geschah, als sie sich befragten, nahte sich der Heiland selbst und ging mit ihnen.

Er seufzte. Ach, wenn Jesus käme, in seine Verlassenheit. Wenn Er neben ihm schreiten würde, still erklärend, heimlich tröstend?

Wenn Er so käme: Johannes .... der du so heißt wie Mein Lieblingsjünger, derselbe, der Mir beim Abendmahl an der Brust gelegen ist, ... Johannes, willst du noch immer Mir nachfolgen? Wenn du schon nicht Mein Priester sein kannst, willst du nicht Mein tapferer Jünger in der Welt sein?

Er aber würde seufzen: Ja, Herr, noch immer. Aber vermessen war meine stolze Sehnsucht, denn in ihrer Eitelkeit erfaßte sie Dich nicht. Und ich verzweifle, so mühselig ist nun der Weg und mein Herz ist voll törichter, trauriger Gedanken und voll Unfrieden und Leidenschaft.

Der Heiland aber, vielleicht würde er verzeihend lächeln: Ohne Versuchung ist kein Sieg. Meine Jünger haben die Welt überwunden. Verzage nicht, du Kleinmütiger. Komm zu Mir, wenn du mühselig und beladen bist und Ich will dich erquicken.

Herr, würde er fragen, warum ist mein Herz so wild? Warum will es hassen, wo es lieben sollte?

Ein Zug verspäteter Stare schwirrte vorüber und die Luft ober ihm sauste. Ein Hauch war es, der ging vorbei. Und eine graue schwere Wolke trieb über den Buchberg her.

Wie leidvoll blickte der Heiland: Jeder, der seinen Bruder haßt, ist ein Mörder, und ihr wißt, daß kein Mörder das ewige Leben in sich bleibend hat. Warum doch, warum doch mußt du hassen?

Ein Erschrecken trieb ihn in alle Abgründe.

So tief liegt der Haß in der Seele, ist ein giftiger Brunnen, der immer wieder nährt und tränkt.

..... Hast du nur einen kleinen bitteren Kelch zur Neige getrunken? Ahnst du Mein Leiden am Ölberg? Kannst du nur ein Teilchen ermessen? .... O Johannes, liebe doch, wo du hassen willst. Ich habe dich geliebt und du hast Mich nicht

Digitized by Google

gekannt. Ich habe nach dir gerufen und du hast Mich zurückgestoßen. Ich kam, dich in Liebe zu erlösen und du hast dich nur durch Meinen Kreuzestod erlösen lassen. Sterben wolltest du Mich sehen, anders als durch Meinen Tod ließest du dich nicht erkaufen.

Der Zug der Stare kehrte wieder. Es rauschte und brauste. Ein Hauch kam, wuchs und ging vorbei.

Es war merkwürdig und ungeahnt lichter geworden. Aus allem Nebelgewölk heraus hatte sich noch ein Abendsonnenschein wie ein spätes Wunder entrungen. Die Schwalben, die einzeln schwirrten, glänzten jetzt im Licht. Weit draußen waren noch die Stare und kehrten und wandten sich und flimmerten. Auch der Wald stand heller.

Licht, o spätes Licht, woher kamst du, wie schnell wirst du scheiden?

. . . . . Warum sagst du nicht: Herr, bleib bei mir, denn es will Abend werden. Fühlst du nicht, wie es Abend wird in deiner Seele? Wenn Ich nicht bei dir bleibe, so bricht die Nacht herein und einsam bist du, wenn Ich dich nicht stärke. Darum empfange Mich in Demut. Oft will Ich heiß erbeten sein. Oft will Ich erkämpft, erstritten, errungen werden. Und dann wieder schenke Ich Mich. Alles dies steht bei Mir in meiner Gnade. Du wirst es nicht erkennen und mit Wissen wird es keiner erforschen. Aber dem Demütigen neige Ich Mich gern.

Hörst du, wie die Amsel singt? Ihre Brut habe Ich im Regen vernichtet, ihr Nest im Sturm zerstört. Sie singt und preist und lobt Mich . . . . .

Herr, ein unvernünftig Tier.

Was ist der Mensch? Erkennt er sich und erkennt er Gott? Sag, erkennt er Gott und Seinen Willen? Weiß er, wozu er dient? Die Amsel singt und des Menschen Herz ist voll Traurigkeit. Was ist Vernunft? Nur die Liebe wiegt schwer. Ich kenne dich. Dich bangt, ob du wahres Leid ertragen kannst, weil geringes Ungemach dich zagen läßt. Fürchte nichts von dem, was dir an Leiden bevorsteht. Sei getreu bis zum Tod, so werde Ich dir die Krone des Lebens geben. Ich weiß ein Gebet für dich, du kennst es wohl . . . . .

Ist es dies, das ich bete und nach dem ich verlange, obgleich ich es nicht erfassen kann? Aber meiner Seele tut es wohl und Trost rinnt daraus.

Ja, Johannes, heute wirst du Mich tief erkennen . . . . dies ist es, ich höre es gern:

Gib mir, daß ich allem sterbe, was in der Welt ist, und daß mir lieb sei, Deinetwegen ungekannt zu sein in dieser Zeitlichkeit. Gib mir, über allem Ersehnten in Dir zu ruhen und mein Herz zu befriedigen. Du wahrer Friede des Herzens, Du, die einzige Ruhe. Außer Dir ist alles hart und unruhvoll. In diesem Frieden möchte ich entschlafen und ruhen, Amen.

Das Haus lag nun in Dämmerung vor ihm. Licht blinkte.

Herr, was Du willst, wie Du willst, wann Du willst . . . . aber leite und führe mich, denn ohne Dich vermag ich nichts.

Und mit diesen Worten trat er am andern Tag zum Speisegitter und empfing den Heiland und es ward ruhig in ihm und ohne Zweifel und er durfte über allem Ersehnten selig in Ihm ruhen, eine heilige Weile aus der Ewigkeit lang, nur eine heilige Weile lang.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus dem Umkreis „Der Wanderer Peregrin"

Von Ernst Anton von Seelig

I.

Tal und Markt an blauen Traum verschenkt.
Türme beten steil wie bleiche Riesen.
Über lichte Sternenblumenwiesen
Schreitet schwer der Gärtner Mond und senkt
Um ein Haus, das rote Ranken hüten,
In zwei Hände bebenden Erwartens
Das Geheimnis seiner tausend Blüten,
Alle Wunder seines weißen Gartens.

II.

Durch Nacht und Träume läuft die Eisenbahn.
Die Sterne tanzen ihren letzten Reigen.
Sanft zu der Erde Ufer neigen
Orion sich und schmaler Mondeskahn.
In Nacht und Träumen ahnet Glück und Schweigen
Aus seinen Wäldern groß der alte Pan
Auf Tal und Haus, auf Mensch und Welt und Wahn.
In Nacht und Träumen sind wir Gott zu Eigen.

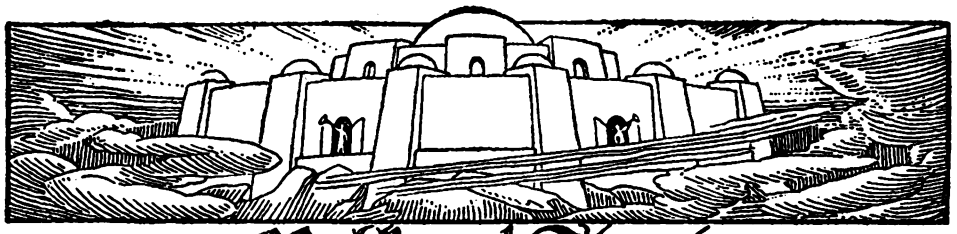
III.

Das gelbe Mondboot ist auf blauem Meer
Im Baumgewirr vor Anker jäh gegangen,
Schwankt sacht im Netz der Äste hin und her,
Darin der Strahlen Tauwerk sich verfangen.
Ein Park — ein grünes Haus. Um euch und mich
Ein Abend nur und blauen Himmels Flut.
Das gelbe Mondboot ist ein Herz, das sich
Im Hafen weißer Hände wiegt und ruht.

IV.

Talfahrt. Des Morgens graue Nebelwände
Verhängen schwer das Herz dir, Ziel und Welt.
Da flammt ein Fenster. Vielgeliebte Hände,
Habt ihr dem Wanderer den Weg erhellt?
O Wunder, das sich still in dir vollzieht!
Geheiligt bist du, sündenlos und rein.
Neu strahlt das Licht zutiefst im goldnen Schrein
Und Fahrt und Morgen wird ein Liebeslied.

Digitized by Google



Volk und Staat

Organismus und Leben / Von Hans André

„Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin,
Geschrieben steht: Im Anfang war der Sinn."

Faust I. Teil.

Es war am Nachmittag eines prächtigen Sommerferientages. Aus dem Lärm und Streit des Alltags und der großen Welt flüchtete ich in die tröstende Stille der Natur. Mein Weg führte an einem mit Föhren bestandenen Waldsaum entlang. Ginster und Quendel blühten an der Böschung; Bläulinge und goldrote Feuerfalter flimmerten friedlich im Sonnengold. Wohlig ließ ich mich in der paradiesesstillen Einsamkeit nieder.

All die Pflänzlein um mich her, die Gräser mit ihren zierlichen Rispen, der aromatisch duftende Quendel, ein Spinnennetz zwischen zwei Halmen ausgespannt, Käferlein, die über den Boden huschten und summende, honigsuchende Bienlein — diese ganze intime Kleinwelt der Natur, wie sie die Droste so scharfsichtig schildert, erregte in mir ein stilles Entzücken. „Was ist doch ein Lebendiges für ein köstliches, herrliches Ding, wie abgemessen in seinem Zustande, wie wahr, wie seiend!" Dieser Ausdruck der lebendigsten Verwunderung, den ich irgendwo bei Altmeister Goethe fand, ging mir unwillkürlich durch den Sinn. Verwunderung, du Anfang und Ende aller Philosophie! Welch feine und wirklichkeitstiefe Gedanken schenktest du einem Goethe über das Wesen des Organischen! Ich zog aus meiner Tasche mein Goethebrevier hervor und überlas seine Metamorphose der Tiere:

„Zweck sein selbst ist jegliches Tier; vollkommen entspringt es
Aus dem Schoß der Natur und zeugt vollkommene Kinder.
Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen,
Und die seltenste Form bewahrt im geheimen das Urbild ...
So im Innern befindet die Kraft der edlern Geschöpfe
Sich im heiligen Kreise lebendiger Bildung beschlossen ...
Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Gesetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel, erfreue dich hoch! ...
Keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker,
Keinen der tätige Mann, der dichtende Künstler, der Herrscher,
Der verdient es zu sein, erfreut durch ihn sich der Krone.
Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur! Du fühlest dich fähig,
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
Nachzudenken! ..."

Eindringlicher noch als Goethe hat diesen höchsten Gedanken der Natur die Romantik erfaßt und auf das Menschheitliche ausgespannt. In Schlegels „Zentrumslehre" oder Novalis' prophetischem Aufsatz: „Die Christenheit und Europa" blitzen die tiefsten Ideen der Metaphysik des Organischen durch, die im Katholizismus ihre lebendige Verkörperung finden.

Mit dem Erwachen der Metaphysik, und zwar einer induktiven an die Erfahrung sich anschließenden Metaphysik, ist auch der Organismusgedanke wieder in den Mittelpunkt philosophischer Erörterung getreten. Kein Denker hat sich so heiß bemüht, den lebendigen Wesen gleichsam ihr Herzgeheimnis abzuringen in der Wesenserkenntnis des Organischen, wie der fachkundige Zoologe und tiefste neuzeitliche Naturphilosoph Prof. Hans Driesch. Durch seine Versuche hat er uns gleichsam hineinschauen lassen in die verborgene Werkstätte des Organischen und dieser Blick hat uns überzeugt, daß es eine Künstlerwerkstätte schöpferischer Ideen — nicht blinder Mechanismus ist.

Jedes höher organisierte Tier durchläuft ein Entwicklungsstadium, in welchem es eine hohle Zellkugel darstellt — wir nennen es das Stadium der Blastula. Driesch experimentierte mit der Blastula des Seeigels. Man kann diese Zellkugel in beliebiger Richtung in Stücke zerschneiden. Jedes Stück, das noch ¾ der Gesamtmasse besitzt, kugelt sich dann zu einer kleineren Blastula zusammen, welche eine proportional verkleinerte Larve liefert. Damit eröffnete sich ein überraschender Einblick in das ideal-schöpferische Wesen der organischen Formbildung.

Das Werden eines Organismus stellte man sich früher vor wie das Auseinandertreten eines ineinandergeschobenen dreidimensionalen Mo-

Digitized by Google

saikbildes. Alle später zur Entfaltung kommenden Anlagen des Organismus dachte man sich in materiellen Bestandteilen des Eies präformiert. Die Entwicklung war ein allmähliches Sichtbarwerden der „extensiven", d. h. räumlich materiellen Mannigfaltigkeit des Eies. Jeder Fortschritt in der Entwicklung bedeutet ein weiteres Auseinandertreten dieser Mannigfaltigkeit, bis schließlich der ganze Organismus, das ganze Mosaikbild fertig ist.

Diese Mosaiktheorie ist nach den Versuchen von Driesch nicht mehr haltbar. Nach der ihr zugrunde liegenden Vorstellung ist es nicht mehr ausdenkbar, wie aus einer Viertelblastula ein ganzer, verkleinerter Organismus hervorgehen soll. Wenn man aus einem zusammengeschobenen und dann zum Teil auseinandergerückten Mosaik ein Stück wegnimmt, kann nicht mehr das ganze Mosaik entstehen.

Daraus zieht nun Driesch den Schluß, daß die Formbildung keine „extensive", d. h. räumlich materielle, sondern eine „intensive", d. h. in einer Idee beschlossene Mannigfaltigkeit auswirkt. Dieses inmaterielle X ist nicht an Ausdehnung und Masse gebunden und wird von dem Ganzen ohne Zerstückelung auf die Teilstücke übertragen. Drieschs Versuche bilden damit die tief in die Erfahrung eingebaute Grundlage jener uralten Metaphysik des Organischen, deren Vater Aristoteles ist. Aristoteles erkannte: das Kräftespiel des Lebens, wie es in der Form des Organismus sich darstellt, wird von einem „Sinn" beherrscht. Diesen Sinn, der gleichsam in idealer Vorzeichnung die reife entfaltete Wirklichkeit umschließt und wie eine zeugende Idee sie aus ihrer materiellen Anlage oder Möglichkeit hervortreibt, nannte Aristoteles „Entelechie". Die Entelechie eines Organismus ist in gewissem Sinne sein „Logos", sein dem Geist entstammender Mittelpunkt, seine innere Einheit und Ordnung. Dieser in seinem Logos verknüpfte Mikrokosmos, den wir Organismus nennen, ist ein tiefsinniges Gleichnis für den Makrokosmos, die Welt im Großen. Er lehrt erkennen, „was die Welt im Innersten zusammenhält": der Logos, der Sinn. Wer tiefer sieht, erkennt in dem Zusammenbruch des alten, europäischen Ordnungsgefüges den Mangel einer organischen Struktur dieser Ordnung und eines einheitlichen, sie als Entelechie durchdringenden Logos. Diesen Logos und mit ihm die organische Keimzelle zu finden, in der er als verwandelnde Menschheitsentelechie sich auswirkt, ist das große metaphysische Zentralproblem der Zeit. Spengler hat in seinem Werk „Der Untergang des Abendlandes" den Organismusbegriff auch auf die großen Menschheitskulturen angewandt und eine „Morphologie der Geschichte" entwickelt. Im Gegensatz zu Spengler, der die Morphologie mehr von außen — vergleichend physiognomisch — ableitet, wird die katholisch-romantische Metaphysik es versuchen, sie von innen heraus: aus der Entelechie, die sich in ihr ausformt, zu deuten. Spenglers relativistischer, vergleichend physiognomischer Betrachtung wird sie eine absolute, eine entelechetische Betrachtung entgegenstellen. Die organische Zentrumslehre vom „Corpus mysticum Christi", aus der heraus bereits Novalis in kosmischer Intuition das gegenwärtige Weltgeschick vorausgeahnt und zugleich den Weg vorgezeichnet hat, der zu seiner Überwindung dient.

Seit der Selbstoffenbarung Gottes durch Christus hat die „Göttlichkeitsentelechie" ihren tiefsten Reflex in das Bewußtsein der Menschheit geworfen, das göttliche Urbild in ihr aufleuchten lassen. Die ungeheure Schicksalswende Europas ist durch den Punkt bezeichnet, wo es als „faustische Kultur" im Sinne Spenglers sich verselbständigt hat und dem lebendigen Leibe, dessen Mittelpunkt und Entelechie der Weltlogos Jesus Christus ist, der Kirche, entwachsen ist. Damit war der Grund gelegt zu der furchtbaren Mechanisierung und Naturalisierung unseres Daseins, die sich in den letzten Jahren so katastrophal auswirkten. Das spirituelle Band der christlichen Völkerindividualitäten zerriß und ihre physisch-intelektuelle Kraft, durch keine höhere Entelechie mehr gebunden, wirkte sich aus bis zum Vernichtungskampfe des Weltkrieges und der Weltrevolution. Das von seiner göttlichen Entelechie, dem Weltlogos Jesus Christus, losgerissene Leben schuf immer mehr Hohlformen — immer mehr entseelte Formen — und das Ende war die Formzertrümmerung.

Aber inmitten der allgemeinen Zertrümmerung entseelter Formen ringt das Leben wieder nach einer neuen Entelechie. Der Expressionismus, der in leidenschaftlicher Ekstase die Form zerschlug, um wieder unmittelbar die Urform, das Urbild, die zeugende Idee des Lebens zu erringen, bezeichnet vielleicht die Durchgangsstufe zu einer großen entelechetisch-organischen Neuorientierung des Lebens. Aus seiner wirklichkeitsfernen, von der Naturform abstrahierenden, platonisierenden Wesensschau müssen wir uns wieder durchringen zum aristotelischen Glauben an die Allfähigkeit alles Irdischen im entelechetischen Verwandlungsprozesse — wie Novalis so schön sagt — Brot und Wein des ewigen Lebens zu werden. Und wenn dann dieser Glaube als lebendiger Glaube durch die Kirche und das Zentralgeheimnis ihrer entelechetischen Gottesgemeinschaft: die Eucharistie hindurch, wieder den Anschluß an die Weltentelechie Jesus Christus findet, werden wir die Morgendämmerung eines neuen goldenen Zeitalters entelechetischer Wirklichkeitsverherrlichung erleben.

*

Die hier knapp angedeuteten Zusammenhänge hat der Verfasser als Naturforscher in einem ausführlicheren Bauriß: Die Kirche als Keimzelle der Weltvergöttlichung (Leipzig, Vier-Quellenverlag 1920) im Lichte eingehender philosophisch-biologischer Betrachtung dargestellt.

Digitized by Google

Bücher · Bilder · Musik · Theater

Die Tagebücher des Freiherrn Reinhard von Dalwigk zu Lichtenfels / Von Wilhelm Oersch

Als zweiter Band eines neuen Unternehmens der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, der „Deutschen Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts", erschienen im vergangenen Jahr die vom Privatdozenten Dr. Wilhelm Schüßler in Frankfurt a. M. herausgegebenen „Tagebücher des Freiherrn Reinhard von Dalwigk zu Lichtenfels aus den Jahren 1860—1871" bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart (VIII, 535 S., geheftet 40 ℳ). Ein Quellenwerk über das „große Jahrzehnt", wie es Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha genannt hat, die erhebende Zeit der Gründung des Deutschen Kaiserreichs, das wir nach einem beispiellosen Kampf gegen die halbe Welt in Trümmer sinken sahen, darf gerade jetzt allgemeiner Beachtung sicher sein, soweit die deutsche Zunge klingt. Die Aufzeichnungen stammen aus dem Kreise der erbittertsten Gegner des Reichsbaumeisters, aus der Feder des hessen-darmstädtischen Ministers Frhr. v. Dalwigk, der mit kaum verständlicher Beharrlichkeit eine aussichtslose, in scharfem Gegensatz zur Wirklichkeit stehende Politik getrieben hat, so daß man von einem Romantiker der Politik reden könnte. Diese Stimme aus dem Lager der preußenfeindlichen Mittel- und Kleinstaaten wird dauernd Geltung behalten neben den Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Bismarck, Hohenlohe und Beust und laut den großdeutschen Ton gegenüber den Kleindeutschen verkünden.

Dalwigk entstammte der bekannten waldeckischen Familie, die den Herrschern von Kurhessen und Hessen-Darmstadt tüchtige Beamte und Offiziere gestellt hat. Sein Vater war Gouverneur von Darmstadt, seine Mutter eine Tochter des Gießer Juristen und Goethefreundes Höpfner, seine erste Frau eine Tochter des französischen Generals Coëhorn. Das bleibt zu beachten. Als Provinzialdirektor in Mainz bewährte er sich im Revolutionsjahr 1848 durch Tatkraft und Entschiedenheit als „der Mann der Situation". Mit 48 Jahren trat er 1850 an die Spitze des Ministeriums des Auswärtigen und hat zwei Jahrzehnte lang die Geschicke des Großherzogtums gelenkt; getragen von dem unwandelbaren Vertrauen seines Herrn, unbekümmert um die anders urteilende öffentliche Meinung. Sein „kaufmännisches Talent" hat ihn vielleicht mitbestimmt, länger als Ehre und Gewissen es verlangten, auszuharren. Ein Minister, der im Herbst 1866 seinem Großherzog schreiben konnte: „Je mehr den Preußen, im Gefühl ihrer Siege, der Kopf schwindelt, desto günstiger stehen die Chancen für die Gründung eines Königreichs Hessen" —, der lächelnd die Verträge von Versailles unterschrieb mit denselben Preußen, deren Niederlage er zeitlebens herbeisehnte, bis ihn Bismarck 1871 zu Fall brachte, den „letzten Mann einer einst so trefflich geführten Schwadron" — ist in mancher Beziehung ein psychologisches Rätsel, eine problematische Natur. Das haben schon die Mitlebenden deutlich empfunden. Am schärfsten hat ihn Wilhelm v. Plönnies 1869 in seiner Satire auf den General Freiherrn Leberecht von Knopf als Premierminister Graf Gummi von Lederfell bloßgestellt, indem er ihm vorwarf, daß er bald in Metternichs Sinne, bald im Kurs des Berliner Windes, bald im Beustischen Fahrwasser das hessische Staatsschiff lenke, ganz wie Hoheit es befehle. In demselben Jahr nennt ihn Karl Braun-Wiesbaden in seinen Bildern aus der deutschen Kleinstaaterei einen redelustigen Polytropos, während die Fürstin Metternich von ihm rühmt, daß er durch seine Festigkeit sich eine europäische Stellung errungen habe.

Bereits in den ersten Jahren seiner Ministertätigkeit erregte er Aufmerksamkeit, als er 1853 infolge einer heftigen Auseinandersetzung mit dem preußischen Geschäftsträger Frhr. v. Canitz Veranlassung gab zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Hessen und Preußen. Bismarck sprach damals in seinen Berichten vom Bundestag von dem „schnöden Rheinbündler", der es mit der Wahrheit nicht Ernst nehme. Neuere Untersuchungen auf Grund der hessischen Akten haben aber ergeben, daß Dalwigk, in diesem „Fall Canitz", ohne Zweifel die Wahrheit gesagt hat. Bismarck gelang es nicht, den unbequemen Partner damals schon zu stürzen. Herzog Ernst II. erzählt, daß Dal-

Digitized by Google

wigk in seinen Worten leicht voreilig war und unbedachtsam plauderte. Dann kam es oft zu Auseinandersetzungen, und mißverstandene Worte wirkten beleidigend. So erklärt sich die gereizte Unterhaltung Dalwigks mit König Wilhelm I. von Preußen nach dem Beckerschen Attentat in Baden-Baden (1861) über den preußischen Liberalismus und den Nationalverein. Die Aussprache wurde obendrein verschärft, weil der König schwer Widerspruch vertragen konnte. Sybel spricht in anderem Zusammenhang geradezu von Dalwigk als Lügner, während die Freunde des Ministers seine Offenheit rühmten und Zutrauen zu ihm gewannen.

„Fert unda nec regitur" ist ein Leitsatz des klugen Politikers. Mit größtem Erfolg hat ihn Bismarck sich zu eigen gemacht, indem er geschickt den Wind benutzte, um das Staatsschiff seinem Ziel zuzusteuern. In stetem Wechsel wählte er die Mittel aus, die ihm förderlich schienen. Dalwigk handelte ähnlich, aber sein Tun kann an Bismarcks Größe nicht gemessen werden, zumal ihm der Erfolg versagt blieb. In solch gewaltigen Krisen, wie sie das Jahrzehnt der Reichsgründung darstellt, bedienen sich die Gegner oft einer Kampfesart und mancher Mittel, die gelinde beurteilt werden sollten. Daß Dalwigk in seinem Kampf gegen Preußens Vergrößerungssucht Frankreich zum Schutz anrief, ist eine Kurzsichtigkeit und Schwäche, die er mit anderen kleinstaatlichen Ministern teilt. Schon äußerlich zeigt sich die Vorliebe für den deutschen Erbfeind darin, daß er seine Verhandlungen mit Napoleon und General Ducrot äußerst breit und selbstgefällig erzählt. Wie reimt sich dieses Verhalten mit seiner deutschen Politik, wenn er die Franzosen warnt, das deutsche Nationalgefühl zu schonen und sich nicht am linken Rheinufer zu vergreifen? Er ging so weit, den Eintritt Südhessens in den Norddeutschen Bund zu befürworten, weil dadurch ein Kriegsvorwand für Frankreich gegen Preußen geschaffen worden wäre. Der Vertrag Frankreichs mit Österreich vom 12. Juni 1866, in dem dieses im Fall eines Sieges einen linksrheinischen Pufferstaat zusicherte, weckte in ihm berechtigte Hoffnungen, denn er glaubte an Österreichs Stärke. Im folgenden Jahr während des luxemburgischen Handels erklärte er dem preußischen Gesandten, daß Hessen den Preußen bis zum letzten Blutstropfen beistehen werde, wenn es gelte, deutsches Gebiet zu schützen, und stimmte dem Grafen Beust bei, der sich entschieden gegen Abtretung deutschen Gebietes an Napoleon aussprach. Die geschäftige, selbstgefällige und zielbewußte Politik des lebensfrohen österreichischen Diplomaten zeigt sehr verwandte Züge mit Dalwigks Tätigkeit. Beide konnten sich ja rühmen, des ehrlichen Hasses ihres großen Feindes Bismarck gewürdigt zu werden. Als es Bismarck gelang, Beust 1866 aus Dresden nach Wien abzuschieben, blieb Dalwigk als gefährlichster Ränkeschmied auf seinem Posten zurück. Denn auch Frhr. v. d. Pfordten war dem Bruderkrieg zum Opfer gefallen. Er war mit Dalwigk eng befreundet, rühmte dessen Geist, Herz und Charakter und trieb dieselbe Souveränitätspolitik für sein Bayern wie Dalwigk für Hessen. Der dynastische Ehrgeiz dieser Souveräne zeichnete den Ministern ohne weiteres eine preußenfeindliche Bahn vor; im stillen fürchteten sie wohl das kommende neue Reich. Nach den Erfahrungen von 1866 scheint Dalwigk, das Schicksal Kurhessens vor Augen, erst recht kein Mittel unversucht gelassen zu haben, um mit Hilfe Frankreichs Hessens Untergang abzuwenden, denn von Preußen drohte das größere Übel. Hessens Selbständigkeit ging ihm noch über sein Großdeutschland. Verbittert über Österreich, schwankte Pfordten zwischen preußenfreundlicher und Rheinbund-Politik; unfähig, eigene „Trias-Pläne" zu verwirklichen, konnte dieser unsichere Freund Dalwigk keine Stütze sein. Dalwigk war nicht engherziger, einseitiger Partikularist, wie etwa Graf Bray in München, sondern überzeugter Föderalist. Er wäre zufrieden gewesen, wenn König Wilhelm 1866 sich die Kaiserkrone aufgesetzt hätte, ohne andere Fürsten zu entthronen. Er führte die Politik im Sinne eines Großstaates, was dem kleinen Hessen nicht zukam und nur schädlich wirken mußte, nachdem der deutsche Bund aufgelöst war. Heinrich v. Gagern, der von 1864—1872 als hessischer Gesandter in Wien tätig und — wohl durch persönliche Einflüsse umgestimmt — zum Großdeutschtum zurückgekehrt war, hat gewiß die Auffassung seines Ministers nur noch bestärkt. Das Verhältnis zu Pfordtens Nachfolger, dem Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, blieb kühl, denn der Fürst hielt an seiner seit 1849 für richtig erkannten preußisch-deutschen Politik fest, trotz mancher Schwankungen und Unklarheiten. So ehrend die unter den Papieren des französischen Ministers Rouher gefundenen Zeugnisse für Hohenlohes Politik waren, so beschämend mußten sie für Dalwigk sein. Hohenlohe hielt die Entscheidung von 1866 für heilsam, weil sie verrottete Zustände aufräumte und den Mittel- und Kleinstaaten ihre Nichtigkeit und Erbärmlichkeit recht klar „ad hominem demonstrierte". Als Napoleon in seiner Unterredung mit Dalwigk 1867 nach Hohenlohes Programm fragte, kennzeichnete Dalwigk dessen Versteckspiel gut mit den Worten: „Le prince de Hohenlohe nous explique tout ce qu'il ne veut pas et quand il dit ce qu'il veut, on trouve que c'est chose impossible."

Beachtenswert sind vor allem die Urteile über Bismarck, dessen Verstand und Mut der Minister bewundert. Er weiß aber auch von dessen Unaufrichtigkeit zu erzählen, vom Haß der Kaiserin Augusta und des Kronprinzen, von seinem anmaßenden, gewalttätigen Wesen als Student in Göttingen und anderem Diplomatenklatsch. Als ihn Kaiserin Eugenie 1867 in St. Cloud fragte, ob er Bismarck für einen Staatsmann halte, antwortete er: So wenig

Digitized by Google

als ein Spieler, der ein ihm anvertrautes Vermögen auf eine Karte setze und damit gewinne, in seinen Augen ein guter Verwalter sei. Der echte Staatsmann müsse schaffen, was befriedige und Dauer verspreche. Das habe Bismarck nicht getan. Das Gespräch schloß mit Dalwigks Worten: „Méfiez Vous toujours et partout de la Prusse." Wie wenig entspricht diesem Ideal eines Staatsmannes die eigene Tätigkeit. Nachdem Hessen 1828 durch Beitritt zum preußischen Zollverein den Norddeutschen die Brücke über den Main geschlagen hatte, mußte jede Hoffnung auf eine erfolgreiche Bekämpfung der preußischen Machtgelüste aussichtslos sein, wenn auch ein Übergreifen Preußens über die Mainlinie wegen Frankreichs Widerstand nicht zu befürchten war. Und doch war Dalwigk bei den Friedensverhandlungen 1866 gegenüber Bismarck ein sichtbarer Erfolg beschieden: Er rettete dank der Beziehungen zu Rußland die Provinz Oberhessen, mußte aber das Hinterland und Homburg preisgeben. Daß aber gerade durch die Zugehörigkeit Oberhessens zum Norddeutschen Bund ein auf die Dauer unhaltbarer und unmöglicher Zustand geschaffen war, hat der hessische Gesandte Hofmann in Berlin mit aller Deutlichkeit hervorgehoben. Eine engere Verbindung mit Kurhessen blieb ihm ebenso versagt wie ein Königreich Hessen, von dem er träumte. Sein Großherzog Ludwig III. brachte ihm unbegrenztes Vertrauen entgegen, das der jüngere Bruder, Prinz Alexander, der österreichische gefeierte Feldmarschall, teilte. Ludwigs III. Schwanken zwischen den beiden deutschen Großmächten erinnert an das Verhalten König Wilhelms I. von Württemberg. Trotz aller Abhängigkeit des schwachen Fürsten von seinem Minister, kam es doch zuweilen zu Verstimmungen, als z. B. der Großherzog ohne Wissen Dalwigks den französischen General Ducrot empfing, und als er im April 1870 nach Berlin reiste, sagte Dalwigk, er möge sich nur dort angenehm machen, er selbst würde fortfahren, großdeutsche, österreichische Politik zu treiben. Daß sich der Landesherr 1866 bei seinem Schwiegervater in München in Sicherheit brachte, hat ihm sein Volk sehr verdacht. — Als Führer der preußischen Partei in Darmstadt arbeiteten gegen Dalwigk Prinz Ludwig, der Neffe des Großherzogs, der preußischer als preußisch sei, wie Dalwigk sagte, und dessen Gemahlin Alice, eine echte Koburgerin. Prinzessin Alice gehörte zu einem Hofe, dessen Souverän gleich dem von Karlsruhe der hessische Minister für einen notorischen Verräter hielt. 1866 soll sie Bismarck einen Schurken genannt haben, bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges verlangte sie von ihrem Oheim die Entlassung Dalwigks. Ihr Gemahl schloß sich vor dem Ausmarsch diesem Verlangen an, aber der Großherzog ließ sich nicht dazu bestimmen und wollte weiter ausharren mit seinem Getreuen „im guten Prinzip". So jagte Dalwigk starr einem Ziel nach, das in weiter, unerreichbarer Ferne lag, das in der Theorie richtig sein konnte, aber für die damalige Zeit unpraktisch und unmöglich war. „Mit der Selbstsucht des Genies schritt Bismarck über diejenigen hinweg, die seinem Fluge nicht folgen mochten" — hat Heinrich Friedjung richtig gesagt. Zu diesen unterlegenen Diplomaten der alten Schule gehört Dalwigk, weil er nicht umlernen wollte und die Begründung des kleindeutschen Reiches als ein Werk hoher Staatsklugheit nicht begriffen hatte.

Für Dalwigks innere Politik bieten die Tagebücher sehr wenig. Nur gelegentlich dringen Andeutungen über Anfeindungen wegen seiner Beziehungen zu Bischof Ketteler von Mainz durch. So beschuldigten ihn die „Evangelischen Kirchenblätter", daß er heimlicher Katholik sei, weil er der Einweihung des Lutherdenkmals in Worms 1868 nicht beigewohnt habe.

Fast ein Jahrzehnt war dem zähen Kämpfer nach seinem Sturz noch beschieden. Er starb am 28. September 1880, nachdem ihm vergönnt war, den Abschluß des deutsch-österreichischen Bündnisses 1879 noch zu erleben, im gleichen Jahre wie sein Freund und Mitstreiter Pfordten. Seine Tagebücher werden in mancher Hinsicht, wie angedeutet wurde, das Bild seiner politischen Wirksamkeit aufhellen, manche Handlungsweise in freundlicherem Licht erscheinen lassen und verständlich machen, aber auch tiefe Schatten hervorheben und verstärken. Die Grabschrift, welche sein Geistesverwandter Beust für sich bestimmte, wird auch für ihn gelten dürfen: „Friede seiner Asche, Gerechtigkeit seinem Andenken."

Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm

In den Stürmen des Weltkriegs ist ein großartiges Werk deutschen Gelehrtenfleißes, neu bearbeitet von Johannes Bolte und Georg Polifka (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, 3 Bde.) dem Abschluß nahegebracht, das jeden Freund ursprünglicher Romantik mit hellem Entzücken und heißem Dank erfüllen muß. Das umfängliche, dabei außerordentlich wohlfeile Unternehmen bedeutet auch in dieser Gestalt keinen Abschluß der Forschung, sondern fordert vielmehr durch Sammlung und Sichtung des Märchenstoffes zu weiterer Prüfung der Zusammensetzung, Wanderung und Umwandlung der Märchen auf, an der alle Länder der bewohnten Erde beteiligt sind.

Digitized by Google

Erinnerungen

Wohl in keiner Zeit hat die Memoiren-Literatur so geblüht wie heutzutage. Auch das deutet auf einen Gesundungsvorgang im kulturellen Dasein hin. Gemeiniglich glaubt man, wir lebten in einer Niedergangsperiode. Das ist insofern richtig, als wir überall Tod und Vernichtung sehen. Aber eigentlich wie bei der Krise einer schweren Krankheit sammeln sich die Kräfte der Wiedergeburt in diesem Augenblick, während umgekehrt in den Tagen des Glücks die Keime der Verelendung den Körper zu durchseuchen begonnen haben. Die Vorliebe am Stofflichen, am Weltanschaulichen, am Selbstbesinnlichen nimmt zu, das hohle Gepränge leerer Formen, die Schönheit des Scheins sinkt in sich zusammen, um der Lebenswahrheit und Lebensfülle Platz zu machen. Die Literatur kehrt zum Gegenstand zurück, überwindet die Blässe des reinen Gedankens und sucht wieder Blut vom Blut ihres Erzeugers zu werden. Was kommt ihr auf diesem Weg mehr entgegen als die Selbstbiographie, das Tagebuch, der Brief, jedem forschenden Auge eine neue Welt erschließend.

Zunächst müssen wir dankbar der ersten großen Zusammenfassung „Die deutsche Selbstbiographie" von Theodor Klaiber gedenken, die J. B. Metzlers Verlag in Stuttgart soeben einem weiteren Leserkreis zum Genusse, aber auch den Gelehrten zu anregendem Studium darbietet. Der uns allzufrüh entrissene Verfasser geht bis auf die Anfänge der Eigen-Lebensbeschreibung und das 16. Jahrhundert zurück. Die ersten Ansätze weist Ulrich von Lichtenstein in seinem autobiographischen „Frauendienst" auf. Verschiedene Hauptvertreter der Mystik schildern ihre seelische Entwicklung und Vergangenheit. Kaiser Karl IV. hat (in lateinischer Sprache) sein Leben aufgezeichnet. Aus dem 16. Jahrhundert ragt besonders die von Gottfried Keller benutzte „Chronik der Herren von Zimmern" hervor. Teuerdank und Weißkunig, die beiden Schweizer Platter (Vater und Sohn) reihen sich würdig an, bis endlich der Strom immer breiter fließt, alle deutschen Stämme und Stände erfassend. Unter französischem Einfluß kommt es im 17. Jahrhundert zu einer Scheidung zwischen Selbstbiographien und Denkwürdigkeiten oder Memoiren im engern Sinne. Diese wurzeln und fußen hauptsächlich in der Jugendzeit, jene arten häufig in Streit- oder Rechtfertigungsschriften aus. Durch Pietismus und Aufklärung wird die eigenartige Literaturgattung bereichert und vertieft. Der Seelen- und Entwicklungsroman bedient sich der Selbstbiographie gern. Auf die Zeugnisse im Zeitalter der politischen Umwälzungen, der nationalen Erhebung und Reaktion folgt die idyllisch-romantische Einkehr ins Jugendland (vgl. Eichendorff). Kritische Betrachter setzen ein. Die Selbstdarstellung des 19. Jahrhunderts spiegelt gleichzeitig den politischen und wirtschaftlichen Aufschwung der Nation wider. In den letzten Kapiteln endlich erörtert Klaiber die Tagebücher als Urkunden geschichtlichen und persönlichen Lebens, sowie Rückblicke und Ergebnisse seiner Arbeit. Theaterleute, Dichter, Könige, Mystiker, Weltweise, Staatsmänner, Politiker, Ärzte, Geistliche, Professoren, schöne kluge Frauen aus allen Zeiten und Jahrhunderten treffen da zusammen und laden zum Vergleich ihrer Selbstbekenntnisse ein. Leider ist das vom Verfasser benutzte Material noch recht lückenhaft, was man jedoch dem ersten Versuch einer solchen Darstellung zugute halten muß.

Aus Klaibers Werk geht hervor, daß das vom Insel-Verlag in Leipzig mit sechs alten Holzschnitten herausgegebene Leben des Burkard Zink" (nebst Auszügen aus seiner Chronik) keineswegs, wie der Untertitel des Neudrucks besagt, die erste deutsche Selbstbiographie ist, das mindert jedoch den Wert des von Werner Mahrholz mit einem Nachwort versehenen Buches nicht im mindesten. Zink wurde 1396 in Memmingen geboren und kam nach harten Jugend- und Mannesjahren zu Wohlstand und Ehren. In seiner späteren Heimat Augsburg mit diplomatischen Sendungen betraut, starb er daselbst hochbetagt um 1474.

Im gleichen Verlag (Insel-Bücherei Nr. 26) erschien „Des Johannes Butzbach Wanderbüchlein", die wundersame „Chronika eines fahrenden Schülers", aus der lateinischen Handschrift übersetzt von O. J. Becker. In der Laacher Benediktinerabtei 1505 schloß der zu Miltenberg in Franken 1478 geborene Humanist die jetzt auf der Bonner Universitätsbibliothek verwahrte Handschrift ab. Sie bietet ein Sittengemälde des 15. Jahrhunderts, das an frischer Lebendigkeit und Wahrheit wie an ursprünglicher Anmut von keinem Geschichtsroman erreicht werden kann.

Das älteste jüdisch-deutsche Kulturdenkmal, das heute noch als lesenswert bezeichnet werden muß, sind die „Denkwürdigkeiten der Glückel von Hameln". Man greift jetzt am besten zur hochdeutschen Übertragung von Alfred Feilchenfeld (Berlin, Jüdischer Verlag), da sie auch gute Erläuterungen und Geschlechtertafeln mitteilt, die zur Aufhellung der über das ganze deutsche Sprachgebiet verbreiteten Verwandtschaft beitragen. Gleichzeitig tun wir einen Blick in die Hamburgische Handelswelt des 17. Jahrhunderts. Nach wechselvollen Schicksalen starb die seltsame Frau 1724 in Metz. Hier spielen die letzten Kapitel ihres Memoirenwerkes. Ein typisches Gemälde des Judentums in Deutschland mit allen Licht- und Schattenseiten!

Ins ausgehende 18. Jahrhundert geleiten uns die Erinnerungen von Johann Georg Zimmermann über „Friedrichs des

Digitized by Google

Großen letzte Tage" mit Zimmermanns tragischem Lebensabriß von Ricarda Huch (Basel, Rhein-Verlag). Der zu Brugg in der Schweiz geborene Verfasser, Popularphilosoph und kgl. Leibarzt in Hannover wurde 1786 an das letzte Krankenlager des Preußenkönigs gerufen. Wie später Eckermann seine Gespräche mit Goethe der Öffentlichkeit übergab, zeichnete Zimmermann seine Unterredung mit Friedrich dem Großen kurz vor dessen Tode auf. Eines anderen Schweizers Erinnerungen wurden freilich noch berühmter. Ich meine die „Lebensgeschichte und natürlichen Abenteuer des Armen Mannes im Tockenburg" (Ulrich Bracker), Neudruck mit zwölf Originalholzschnitten von Ernst Würtenberger, gemeinsam vom Verlag Fr. A. Perthes in Gotha und vom Seldwyla-Verlag in Bern herausgegeben. Uli, der Geisbub und Weber, später von preußischen Werbern für die Armee des großen Königs gewonnen, bildete sich selbst nicht bloß an den Philosophen seiner Zeit z. B. an dem oben erwähnten Aufklärer Zimmermann, sondern auch an den zeitgenössischen Dichtern und an Shakespeare, und so schrieb er schließlich von ihnen beeinflußt wie ein Gebildeter ohne jedoch den innigen Zusammenhang mit der angestammten Heimatscholle zu verlieren. 1788 teilte der Zürcher Verleger Füßli im „Schweizerischen Museum" das erste Probestück mit, das „unter den verschiedensten Klassen von Lesern allgemeinen Beifall fand. Man mochte die einander ziemlich schnell gefolgten Fortsetzungen kaum erwarten. Niemals wurde auch die gespannteste Neugierde getäuscht und jedesmal nach dem Verfasser lüsterner gemacht".

Kulturhistorisch kaum minder wichtig sind „Die Geschichten und Schwänke vom Landvogt von Greifensee", die David Heß nach dem Leben aufgezeichnet hat (mit einem Vorwort von Hermann Weilenmann. Basel, Rhein-Verlag). Die Gestalt ist aus Gottfried Kellers Novellen auch außerhalb der Eidgenossenschaft bekannt. Der urwüchsige humorvolle Patrizier, ein Biedermann vom Scheitel bis zur Sohle, mußte in den Tagen der großen Revolution einen Umsturz erleben, der seine ganze Umwelt ins Wanken brachte. Er freilich hielt Stand und blieb sich selbst getreu. Die neue mit einem farbigen Titelbild, sechs alten Stichen und einem Scherenschnitt geschmückte Ausgabe bringt die kurze Fassung der Heßschen Lebensbeschreibung Salomon Landolts, des Landvogts von Greifensee, und alle unvergänglichen Blätter der großen Biographie. Zum erstenmal sind die Anekdoten aus dem Nachlaß Heßens aufgenommen, die der Verfasser teils aus Überbedenklichkeit unterdrückt, teils erst nachträglich aufgeschrieben hat.

Aus „Alt-Zürich" schöpft ferner Nanny von Escher (Wien, Amalthea-Verlag) Lebensbilder voll Wärme und Anmut. Sie folgt darin heimischen Geschlechtern zu vergangenen Jahrhunderten und weiß immer zu fesseln. Ob sie von Salomon Trachslers Tagebuch berichtet oder Geheimnisse ihres Bücherregals ausplaudert, von der „Tante General" erzählt oder „Ausgegrabenen Leichensteinen" nachgrübelt oder am Ende „ein Kapitel aus einem ungedruckten Buche" vorlegt, stets hält sie uns in ihrem Bann.

Ein Prachtmensch ist der „Luzerner Junker vor hundert Jahren", den Hermann Hesse aus den Lebenserinnerungen Xaver Schnyders von Wartensee ans Tageslicht zieht (Bern, Verlag Seldwyla). Der vergnügte Luzerner Aristokratensohn, geboren 1786, dessen Jugend wir hier kennenlernen, ist später als Studierender und Reisender, als Privatmann, als Lehrer, als Musiker da und dort in der Welt herumgekommen und zu vielen bedeutenden Menschen seiner Zeit in Beziehung getreten. Gestorben 1868 in Frankfurt am Main, ein echter Romantiker, hat er nahezu sein ganzes Vermögen einer Stiftung zur Förderung der Wissenschaft und Kunst in Zürich vermacht. Seine weitläufigen, in den Achtzigerjahren erschienenen „Lebenserinnerungen" blieben einerseits ihres Umfangs wegen, anderseits infolge des vorwiegend musikhistorischen Inhalts ziemlich vergessen. Die vorliegende Ausgabe des ersten und weitaus schönsten Teils, die Jugenderlebnisse, vom Herausgeber leicht gekürzt, werden jedem Leser helle Freude bereiten.

Das Gleiche gilt von einem kleinen bibliophilen Memoirenwerk „Friedrich Weinbrenner. Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, von ihm selbst geschrieben", herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Kurt K. Eberlein (Potsdam, Gustav Kiepenheuer). Weinbrenner, geboren 1766 zu Karlsruhe, schuf das künstlerische Bild seiner Vaterstadt durch zahlreiche Bauten in dem ihm eigenen klassizistischen Stil. Seine schön geschriebenen „Denkwürdigkeiten" kamen drei Jahre nach seinem 1826 erfolgten Tod erstmals heraus. Der hervorragende Architekt war auch sonst schriftstellerisch tätig. Mögen alle diese Schriften den denkenden Künstler und Lehrer erweisen, der Mensch Weinbrenner wird doch erst in seinen Memoiren offenbar. Aus Goethes Zeit und Nähe geschaffen, von seinem Geist befruchtet, behält es bleibenden Wert. Lavater urteilte über den Schreiber „Wer da nicht Wahrheit sieht, der sieht sie nimmermehr". Die zahlreichen Bildtafeln, die sorgfältige Bibliographie und der genaue Index erhöhen die Bedeutung der Arbeit.

An den Armen Mann im Tockenburg erinnert in gewisser Hinsicht Peter Prosch („Leben und Ereignisse eines Tirolers von Ried im Zillertal oder das wunderbare Schicksal", herausgegeben von Heinrich Conrad, München, Georg Müller). Der im besten Mannesalter stehende Verfasser hat sich, wie das Vorwort Fl. Ilmers besagt, nach dreiunddreißigjähriger Wanderschaft in der Heimat zur Ruhe gesetzt. Den Höhepunkt und Abschluß seiner Erlebnisse bildet sein Aufenthalt im königlichen Paris.

Digitized by Google

Bewundernswert ist die Plastik seiner Darstellung, die 1789 am Vorabend der großen Revolution erschien. Der Theriak- und Ölverkäufer, Handschuhhändler, Branntweinbrenner und Bierwirt, der an den weltlichen und geistlichen Höfen von Wien, München, Ansbach, Würzburg, Bamberg, Regensburg, Köln, Prag, Salzburg und Versailles verkehrt, ist dort als Hoftiroler, Nachtstuhlverwalter und Hofnarr die Zielscheibe mehr oder minder grober Späße von großen Herren und hat immer wieder die Aufgabe, nach der Tafel beim Kaffee oder Nachtisch durch die humoristische Erzählung seiner jüngsten Abenteuer das Zwerchfell seiner fürstlichen Gönner wohltuend zu erschüttern. Der Schreiber der unterhaltsamen wenn auch mitunter wieder recht bedauerlichen Erinnerungen aus „guter alter Zeit", die allerdings der dunklen rohen Kehrseite nicht entbehrte, starb sechzigjährig 1804 daheim in Tirol. Sein beliebtes Buch erfuhr einige Jahrzehnte später den ersten Neudruck. Der vorliegende stellt die dritte Auflage dar.

Daneben beanspruchen Joseph Rauchs „Erinnerungen eines Offiziers aus Altösterreich", mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben aus der Urhandschrift von Artur Weber (München, Georg Müller) keine geringere Teilnahme. Geboren zur Zeit, als Gellert mit der Aristokratie Österreichs in Karlsbad freundschaftlich verkehrte, genoß er als Sohn eines Hoflakaien eine aufmerksame Erziehung nach höfisch-konservativen Grundsätzen. Militärisch brachte er es bis zum Hauptmann, dann trat er in den Ruhestand und betätigte sich als Liederdichter und Erzähler, ebenso als Dramatiker und Schriftsteller überhaupt (mit etwa 70 Bänden), ohne literarischen Ruhm zu erlangen. Sein Bestes sind seine Erinnerungen, seine Feldzugsabenteuer und viele andere Ereignisse der wechselvollen Zeit von Maria Theresia bis auf Franz II. Wie alle Memoirenbände des Müllerschen Verlags ist auch dieser mit Bildnissen und Landschaftsdarstellungen ausgestattet.

Ein Tagebuch der Leipziger Schlacht, auf die der Österreicher Rauch so sehnlich gewartet hat, verdanken wir Friedrich Rochlitz („Tage der Gefahr". Leipzig, Insel-Verlag, Insel-Bücherei Nr. 17). Aber welch großartige Leistung tritt uns da entgegen. „Hier enthalt' ich mich nun nicht", sagt Goethe von dem Büchlein, „einer der wundersamsten Produktionen zu gedenken, die sich vielleicht je, man darf wohl sagen, ereignet haben. Es ist das Tagebuch der Schlacht bei Leipzig, wo die beiden Talente des Verfassers als Schriftsteller und Tonkünstler vereint hervortreten und zugleich sein rein ruhiger, zusammengenommener Charakter sich gewährt, wie der eines Schiffers im Sturm, aufmerkend geschäftig, obgleich beängstigt, sich gar löblich hervortut."

Ebenfalls in die letzte Zeit der napoleonischen Herrlichkeit und ihren Untergang leuchten die Erinnerungen des Prinzen August von Thurn und Taxis hinein: „Aus drei Feldzügen" (Leipzig, Insel-Verlag). Ein zweiundzwanzigjähriger schrieb hier nieder, was er als Achtzehn- bis Einundzwanzigjähriger erlebt hatte, aber so reif und urteilssicher, daß wir erstaunen. Mit den Bayern des Korps Wrede folgte er 1812 zunächst den Fahnen des Imperators; „endlich" nach der Leipziger Schlacht durfte er dem Zuge seines deutschen Herzens nachgeben und der deutschen Sache dienen. Als bayerischer Bevollmächtigter im Blücherschen Hauptquartier nahm er an dem Abschluß der Tragödie Teil. Er starb 1862 in völliger Zurückgezogenheit als verabschiedeter Generalmajor zu München. Sein Buch gehört zu den besten Quellen der Freiheitskriege.

Einen weiteren Umkreis von Geschehnissen umfaßt die „Wahre und abenteuerliche Lebensgeschichte eines Berliners, der in den Kriegsjahren 1807 bis 1815 in Spanien, Frankreich und Italien sich befand" von Karl Schwartze (München, Drei-Masken-Verlag). Das von Alex. von Gleichen-Rußwurm abgefaßte Nachwort — Bildtafeln nach zeitgenössischen Lithographien und Stichen aus der Münchener Graphischen Sammlung, sowie Anmerkungen erscheinen beigegeben — hebt hervor, daß der Bericht dieses Wanderburschen und Söldners die zahlreichen Memoiren der großen Welt aus jener Zeit auf das Abwechslungsreichste ergänze. Einfach, ohne jeden Schwulst der Sprache, berichtet der schlichte junge Mann seine Erlebnisse, die daher um so glaubwürdiger wirken, ohne an Reiz zu verlieren, denn die Zeit war romantisch genug. Ob freilich nicht da und dort konfessionelle Befangenheit den Blick des Schreibers getrübt hat, bleibe dahingestellt. Schade, daß der Herausgeber über Schwartze selbst nichts Näheres mitzuteilen in der Lage ist und jegliches Register fehlt.

Mustergültig ediert hat dagegen Joachim Kühn die „Erinnerungsblätter aus der Biedermeierzeit" Alexander von Sternbergs (Potsdam, Gustav Kiepenheuer). Den aus den baltischen Provinzen nach Deutschland übersiedelten Schriftsteller charakterisiert 1836 Wolfgang Menzels „Deutsche Literatur" folgendermaßen: „An die vornehmeren Dichter Tieck und Steffens hat sich in jüngster Zeit der Baron Sternberg mit historischen Novellen angeschlossen, in denen nebenbei gewisse Fragen der Literatur und des Herzens durchgesprochen werden wie in einer Gesellschaft gebildeter Damen." Das Urteil mag richtig sein. Den hohen Wert seiner Memoiren berühren sie nicht. Die höfische und literarische Welt des Vormärz und der Reaktionsperiode in Petersburg, Dresden, Stuttgart, Weimar, Berlin und Wien kannte und schätzte den liebenswürdigen Gesellschafter. Mit Königen und Edelleuten, Literaten und Dichtern, Schauspielern und Malern, großen Damen und Actricen, kurz mit hundert und noch mehr Menschen von Rang und Namen kam er

Digitized by Google

zusammen. Ein Kabinettstück bildet seine Schilderung der Berliner Märzrevolution von 1848. Sternbergs Aufzeichnungen studiert man nicht bloß, man genießt sie vom ersten bis zum letzten Blatt.

Wer den Dingen in Berlin des Jahres 1848 noch tiefer auf den Grund gehen will, kann dies sehr gut in Paul Börners zweibändigen „Erinnerungen eines Revolutionärs" (Leipzig, E. Haberland). E. Menke-Glückert hat das ungemein anziehend, wenn auch naturgemäß parteiische Werk mit aufmerksamer Liebe herausgegeben. Börner, der 1829 geborene linksliberale Stürmer und Dränger, war ein Führer der Berliner Studentenschaft, Barrikadenkämpfer und Volksliebling zugleich. Seine stark sozialistisch angehauchte Gesinnung hinderte ihn nicht, später in Schleswig-Holstein für die deutsche Sache gegen die Dänen zu streiten. Seine zahlreichen Beziehungen, die aus den Memoiren erhellen, sein hinreißender Stil, sowie die Handlungsfülle des Ganzen stellen ihn und sein Werk heute noch in die erste Reihe.

Aus dem Zeitalter Bismarcks fließen die Quellen womöglich noch reichlicher. „Entscheidende Jahre" sind es — 1859, 1866, 1870 —, die Fürstin Marie zu Erbach-Schönberg, Prinzessin von Battenberg, in den Vordergrund ihrer Erinnerungen aus Kindheit und Mädchentagen rückt (Braunschweig, Hellmuth Wollermann). Ihrer Großmutter Sophie Gräfin von Hauke war einst von einer Zigeunerin geweissagt worden, daß zwei ihrer Nachkommen die Anwartschaft auf europäische Throne hätten. Dies erfüllte sich buchstäblich; ihr Enkel, der Bruder der Verfasserin, bestieg als Alexander I. den bulgarischen Fürstenthron, ihre Urenkelin, Viktoria Eugenia von Battenberg, ist die jetzige Königin von Spanien. Die Memoiren gewähren Einblick nicht bloß in das schöne Familienleben des Hauses Battenberg, sondern auch in das diplomatisch-politische Treiben und seinen Niederschlag in der Geschichte der Zeit. Herzerhebend lautet eine Stelle aus den tagebuchartigen Aufzeichnungen (1866) nach dem Zusammenbruch des mexikanischen Kaiserreichs: „Die Lage dieser beiden — Kaiser Max und Kaiserin Eugenie — ist wieder ein recht schlagender Beweis dafür, wie nichtig alle Größe auf Erden ist, und wie viel glücklicher man leben kann ohne Pracht, Glanz und Ehre. Nur ruhige Zufriedenheit in Gottesfurcht, das wünsche ich mir und meinen Brüdern in unserm zukünftigen Leben. Mehr brauchen und wollen wir nicht."

Die „Bismarck-Erinnerungen des Staatsministers Freiherrn Lucius von Ballhausen" (Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta) stellen uns noch näher hinter die Kulissen des Welttheaters. Im Deutschen Reichstag Gründer und Führer der Freikonservativen Partei, war der einer alten Erfurter Familie entsprossene vielseitig gebildete Mann bereits 1866 auf dem Schlachtfeld von Königgrätz mit Bismarck bekannt geworden. Dieser bot ihm 1879 das Ministerium für Landwirtschaft an, das er bis 1890 leiten sollte. Kurz nach Ausbruch des Weltkriegs schied er von hinnen. Die Memoiren selbst, in der Niederschrift 1899 begonnen, umfassen die Jahre 1871 bis 1890 und teilen im Anhang bisher unbekannte Bismarckbriefe mit. Die politische Stellung des Verfassers beeinflussen Auffassung und Beurteilung der geschilderten Verhältnisse wesentlich. Er war in allem und jedem ein treuer Diener seines Königlichen Hauses, dabei in freundschaftlicher Verehrung Bismarck bis zum Tode ergeben und daher Mitgänger seiner Politik. Die Historiker sind um eine neue Fundgrube reicher.

Mit besonderer Teilnahme liest man daneben den zweiten Band von Georg von Hertlings „Erinnerungen aus meinem Leben" (Kempten u. München, J. Kösel), die ungefähr die gleiche Periode (1882 bis 1902) behandeln, beziehungsweise ergänzen. Während jedoch Lucius vorwiegend preußische Angelegenheiten im Auge behält, ist der Gesichtskreis des bayerischen Universitätsprofessors, Berliner Reichstagsabgeordneten und mit Rom eng verbundenen Katholiken viel weiter gespannt. Auch greifen Hertlings Memoiren stärker ins Privatleben ein, wodurch sie stellenweise einen bestrickenden Zauber ausüben. Der edle Mensch und hervorragende Stilist spricht sozusagen aus jeder Zeile.

Dem Hertlingschen Nachlaßwerk treten würdig zur Seite die „Lebenserinnerungen eines neunzigjährigen Alt-Münchners" (Professor Dr. Hyazinth Holland), aufgezeichnet von A. Dreyer (München, Parcus u. Co.). Der unvergeßliche erst gegen Ausgang des Weltkriegs verschiedene herrliche Mann durfte noch die ganze Nachblüte der Romantik genießen. Ich zitiere aus dem Buch nur die Stellen, die auf unsern Eichendorff Bezug nehmen: „In der Münchner Liedertafel entfachten (1848) Mendelssohns einschmeichelnde Chöre (Wem Gott will rechte Gunst erweisen — Wer hat dich, du schöner Wald u. a.) Stürme von Begeisterung, wahre Volkslieder, die auf den Flügeln des Gesanges von Mund zu Mund, von Herz zu Herz gingen. Von dem Dichter dieser wundersamen Weisen Eichendorff wußte jedoch in München kein Mensch etwas. Pichons Grundriß der deutschen Literatur gab mir keinen Aufschluß über den Sänger, Vilmar enthielt nur wenige Zeilen über ihn, und nur die siebenbändige Enzyklopädie von O. L. B. Wolff (Leipzig 1837) bot die erwünschten Daten und appetitreizende Proben aus seinen Dichtungen. Mit einigen Freunden verschlang ich den ganzen Eichendorff. Eine so dankbare und begeisterte Gemeinde wie unseren Kreis fand der Dichter kaum irgendwo. Besonders hatten es uns seine Lieder angetan mit ihrem edlen Wohllaut der Sprache und dem echten Naturempfinden, mit ihrer leisen Wehmut und dem goldigen Humor." Unter dem Decknamen Reding

Digitized by Google

von Biberegg gab Holland 1853 mit einigen gleichgesinnten Freunden (Bonn, Schrott, Vogl und Hunkele) einen Musenalmanach „Aurora" heraus, mit Versen Eichendorffs an der Stirne. Hollands Versuch einer deutschen Literaturgeschichte erntete den Beifall unseres Dichters (vgl. Eichendorffs Briefwechsel). Gesehen haben sich die beiden freilich nie.

In des wesensverwandten, wenn auch jüngeren Paul Kaufmann Erinnerungen „Aus rheinischen Jugendtagen" (Berlin, Georg Stilke) fehlt zwar der Name Eichendorff gänzlich, um so häufiger treffen wir dagegen die anderer Romantiker, vor allem der rheinländischen, die zum Teil im Bonner Elternhaus des Verfassers ein- und ausgingen.

Da wir nun schon den Boden der Politik und den der Literatur betreten haben, gehen wir gleich zu den Memoiren der Dichter selbst über. Da stoßen wir zunächst auf Heinrich Hansjakobs Gedanken und Erinnerungen „Mein Grab" (mit einem Titelbild: des schwäbischen Volksschriftstellers Grabkapelle von Kurt Liebich. 4. Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.). Es sind Meditationen eines vielerfahrenen Klausners, der vor dem Abschied aus dieser Welt noch einmal Rückschau hält über alles um ihn und hinter ihm.

Ähnlich bedeuten Gustav Frenssens „Grübeleien" 1890—1905 (Berlin, G. Grote) eigentlich mehr innere Bekenntnisse als Aufzeichnungen aus dem äußeren Leben. Sie begleiten seine Entwicklung von der Schule bis zum reifen Mannesalter und darüber hinaus; sie erinnern in manchem Betracht an „Heimgärtners Tagebuch" von Rosegger. Alle Nöte der Zeit nimmt der protestantische Pastor in sich auf. Vom Kirchentum allmählich abgewendet, von der Sozialdemokratie erst recht abgestoßen, z'immert er sich eine menschlich-persönliche christlich-national-soziale Lebensanschauung mit Naumannschem Einschlag zurecht. Luther und Schiller, Ibsen und Fontane, Raabe und Nietzsche, Rembrandt und Bismarck, Babel und Bibel, Geschlechtsleben und Autoritätsglaube beschäftigen ihn gleich tausend andern Angelegenheiten stets von neuem. Dabei finden sich treffende Sätze z. B.: „Eine rein demokratische Regierung wird immer ein Unglück sein. Denn sie gerät alsbald ganz von selbst ins Advokatische. Sie macht aus dem Parlament einen Gerichtssaal, aus der Regierung einen Prozeß, aus dem König einen Siegelbewahrer und Exekutor und aus dem Lande eine Prozeßmasse." Ein Beweis mehr, daß Dichter oft am feinsten politisch empfinden und am schärfsten politisch urteilen können.

Schlichter, natürlicher, unverbildeter und ursprünglicher gibt sich die autobiographische Skizzensammlung in drei Bändchen „Auf stürmischer Fahrt", Bilder und Geschichten aus dem Leben eines echten deutschen Tirolers von J. A. Heyl (Innsbruck, Tyrolia), denen einst kein Geringerer als der Literarhistoriker R. M. Werner einen öffentlichen Lobspruch erteilt hat. Schade nur, daß die wahren Orts- und Personennamen nicht mitgeteilt werden, sondern poetisch erfundenen Platz machen. Aber schließlich der Tiroler versteht, wer und wo und was gemeint ist, und der Nichttiroler braucht es nicht zu wissen. Überhaupt diese Tiroler! Es ist erstaunlich, wie viel innere Kulturkraft das kleine Alpenland seinen Bewohnern heut noch mit auf den Lebensweg gibt. Man braucht nur nach den Aufzeichnungen des konservativen Schulmanns Heyl aus Südtirol die Erinnerungen und Träume „Aus der Jugendzeit" des jüngeren aus Nordtirol stammenden in Wien wirkenden und mehr liberal gerichteten Zeitungsschreibers Paul Busson (München, A. Langen) zu lesen. Auch er wäre ohne Tirol nichts, weder ein rechter Mensch, noch ein rechter Dichter. Ein entwurzelter Berliner kann überall eine zweite Heimat finden, ein entwurzelter Tiroler nirgends. Das macht den Unterschied. Busson besitzt in hohem Maße die Gabe, Gegenden und Menschen so bildhaft anschaulich, so greifbar lebendig vor uns hinzuzaubern, daß wir nicht nur Zuschauer bleiben, sondern Teilnehmer werden an den Erlebnissen seiner Jugend. Wir streifen mit ihm durch harzduftende Wälder, nehmen als Mohikaner an allerhand kühnen Abenteuern teil, begegnen mancherlei merkwürdigen Menschen, klettern in den Sommerferien auf die Berge und freuen uns der Wunderdinge, die es dort oben gibt, wir kämpfen schließlich, vor und nach den unvergeßlichen Weihnachtsfeiern, erbitterte Winterschlachten, nach denen es für den Besiegten aber doch keinen Schmachfrieden gibt.

Ein den Tirolern verwandter Menschenschlag haust in Bayern. Auch hier kann man, wenn einer, was nicht häufig vorkommt, hierzulande eine Selbstbiographie schreibt, kulturhistorische Studien anknüpfen, den Landschafts- und Stammescharakter studieren besser vielleicht als an Schriften der gleichen Gattung aus Mittel- oder Niederdeutschland. Ein Beispiel dafür bietet „Der Bahnwärterbub. Meine Jugendgeschichte" von Johann Haindl (2. u. 3. Aufl. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co.). Reizt schon der Schauplatz der Taten an der bayerisch-österreichischen Grenze zur Buchöffnung, so nicht minder das Abenteuerliche, das überhaupt so ein Bahnwartsdasein zu umschließen scheint. Man kann es verstehen, daß dem Erzähler das Eisenbahnerhäuschen am kilometerfressenden Schienenstrang, auf dem das Schicksal in tausenderlei Gestaltung die menschlichen Schachfiguren verschiebt, zum Heimatwahrzeichen wird. Die reichste Bedeutung des Buches birgt fraglos die hinterhaltlose, klare Schilderung wahren Lebens. Aber auch einige besondere, im Erzählungsverlaufe eingestreute lausbübische „Nasen", die der Polizei, den Grenzern oder den Bahnverkehrsvorschriften gedreht werden, treten charakteristisch hervor.

Digitized by Google

Nicht weniger gemütvoll und launig einladend kramt Paul Oskar Höcker, der gern gelesene Romanschriftsteller, seine Erinnerungen aus der „Kinderzeit“ (Berlin, Ullstein u. Co.) aus. 1865 in der thüringischen Kunststadt Meiningen als Sohn eines Schauspielers, Jugend- und Volkserzählers geboren, wuchs er in der denkbar freiesten Atmosphäre auf. Ein herziger, liebenswürdiger Knabe mit seinen Freuden und Leiden, Streichen und Neigungen tritt uns in dem flott geschriebenen Buch entgegen.

Zu den Höhen der Menschheit leiten die spannenden Memoiren der Dichterin Alberta von Puttkamer „Mehr Wahrheit als Dichtung“ (Berlin, Schuster u. Loeffler) empor. Die Witwe des bekannten Staatssekretärs für Elsaß-Lothringen hat natürlich vieles erlebt, die Freundin des Dichter-Prinzen Emil von Schönaich-Carolath, durch eigene Poesien eine in weiten Kreisen gefeierte Persönlichkeit, den Kelch des Ruhmes bis zur Neige geleert. In diesen Blättern sind Schilderungen aus der Epoche der ersten Statthalterschaft (1879 bis 1885) ihrem früheren Buch „Die Ära Manteuffel“ entnommen; das meiste ist völlig neu. Ihre glühende Feuerseele bangt vor dem Urteil der Nachwelt nicht; denn sie hat bestes gewollt und viel Schönes geschaffen. Romantische Sehnsucht verzehrt sie selbst jetzt noch im Westen, sobald sie der schlesischen Vaterstadt Glogau gedenkt:

„Und wenn ich nimmerdar Dich wiedersehe,
Mein erstes Lachen und mein erstes Wehe,
Hat Dir gehört in ferner, ferner Zeit —
Und nie vergeß ich Deines Stromes Fluten,
Nie jene Gärten, die in Rosengluten
Gestanden und in Duft und Trunkenheit ....“

Was soll gegenüber soviel poetischer Inbrunst und dennoch zartfühlender Zurückhaltung ein „Enthüllungsbuch“ wie das der Maria Freiin von Wallersee (Gräfin Larisch) „Meine Vergangenheit“ (Wahrheit über Kaiser Franz Josef, Schratt, Kaiserin Elisabeth, Andrassy, Kronprinz, Vetsera)? Das ungemein geschmacklose Titelblatt (Eisenbahnliteratur-Genre) fällt wohl dem Berliner Verlag „Es werde Licht“ zur Last! Auf solche marktschreierische Reklame verzichtet Rudolf Sendigs Memoirenbüchlein „Im Hotel“, Diskretes und Indiskretes (Berlin, Georg Stilke). Der wirklich vornehme bürgerliche Mann, einer der bedeutendsten Gasthofbesitzer Deutschlands, könnte wohl noch mehr erzählen als sein Takt ihm gestattet. Aber auch das vorliegende Material wird jedem Historiker eine schätzbare Quelle abgeben.

Ausschließlich mit Kunst und Künstlern beschäftigen sich die „Erinnerungen“ von Anna Bahr-Mildenburg (Wien, Wila Wiener Literarische Anstalt), die heute noch, als Gattin Hermann Bahrs auf der Bühne tätig ist. Ihre ersten Proben mit Gustav Mahler, Briefe des Meisters, ihre Beziehungen zu Bayreuth und Cosima Wagner, Reisen und Aufenthalte in den verschiedensten Stätten Europas von Venedig bis London füllen den schmucken Band, der auch dem Erzählertalent der Verfasserin ein gutes Zeugnis ausstellt.

Als echter Dichter von Gottes Gnaden entpuppt sich in den köstlichen Erinnerungen und Fragmenten „Aus meinem Leben“ der einarmige Klaviervirtuose Geza Graf Zichy (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Man weiß nicht, was man mehr an dem Buch und seinem Schöpfer bewundern soll, den gediegenen wahrlich adeligen Gehalt, den Stil der Sprache und des Charakters, die treue warme Gesinnung die hohe Kunst, den prachtvollen Menschen mit dem goldenen Herzen. Die bisherigen Bände führen uns durch die Jugend-, Meister- und Wanderjahre des Grafen Zichy bis zu seiner Ernennung zum Intendanten der Königl. Oper in Pest. Der Schüler und Freund Franz Liszts wird gleich diesem fortleben, auch wenn er dereinst nicht mehr die Welt durch die Macht der Töne erfreuen darf, wenn auch der Mund des Erzählers für immer geschlossen ist. In seinen Erinnerungen hat er sich selbst ein dauerndes literarisches Denkmal gesetzt. So unpolitisch der Verfasser als Kunstmensch den Fragen des öffentlichen Lebens gegenübersteht, manchmal sprüht sein Geist dennoch sogar in dieser Richtung Funken. So findet er gelegentlich eines Aufenthalts in Genf, wo ein Bürgermeister nur deswegen drei Wochen eingesperrt werden konnte, weil er sich über den Bundesrat abfällig ausgesprochen hatte: „Im Grunde besteht eben zwischen einem monarchisch regierten und einem republikanisch verwalteten Staat nur der eine Unterschied, daß in jenem eine Person gewalttätig sein kann, während in diesem die Möglichkeit mehreren gegeben ist.“ Am unwiderstehlichsten freilich wirkt der Romantiker Graf Zichy. An einer Stelle schildert er Liszt inmitten ungarischer Bauern. Das rührende Ereignis (in Tetétlen 1884) fand seinen Abschluß, indem Liszt zur Erinnerung einen kleinen Baum pflanzte. Zichy hoffte, daß beide noch lange blühen möchten. Aber es kam anders:

„Das eiserne Gitter,
Es steht noch dort;
Der Meister: gestorben,
Der Baum: verdorrt.
Doch Vögelein singen
Am trockenen Ast;
Und blinken die Sterne,
Dort finden sie Rast.
Der Baum ist gestorben
Und wird nie mehr blühn,
Doch meine zwei Augen,
Sie sehn ihn noch grün.“

Ich will an dieser Stelle eine vor Jahren ausgesprochene Bitte erneuern um Herausgabe der Gedichte des Grafen Zichy.

Vom Reich der Töne zum Reich der bildenden Kunst! Die von Bernhard Wyß heraus-

Digitized by Google

gegebenen „Erinnerungen an Böcklin“ nach ungedruckten und gedruckten Aufzeichnungen von Angela und Carla Böcklin, Gottfried Keller, Albert Welti, Adolf Frey, Hans Thoma u. a. (Basel, Rhein-Verlag). Der Herausgeber war bemüht, ganz hinter dem Zeugnis der Mitlebenden zurückzutreten. Von Böcklins Einzelwerken ist nur da die Rede, wo sich ein wesentliches Ergebnis an sie knüpft. So tritt das Menschliche ganz hervor, der Künstler wird durch den Menschen beglaubigt.

Alexander Schnütgens „Kölner Erinnerungen“ (Köln am Rhein, K. P. Bachem) knüpft an die große Überlieferung der Brüder Boisserée an. Das 1910 begründete „Schnütgen-Museum“ bildet ein bleibendes Denkmal des bedeutenden 1918 verstorbenen Kölner Domkapitulars und Bonner Universitätsprofessors der Gottesgelahrtheit. Der Goldschimmer rheinischer Fröhlichkeit leuchtet durch sein nachgelassenes letztes Buch, in denen er bekannte Künstler und Gelehrte, Seelsorger und Parlamentarier, ergötzliche Originale sowie sich selber getreulich abkonterfeit. Auch künftige Geschlechter werden gern darin lesen von ihrer lieben Vaterstadt und wie es einstmals am Rheine aussah.

Ungemein spannend, nicht bloß für gesinnungsgenössische Siedler und Spiritisten lesen sich die „Erinnerungen aus dem Berufs- und Seelenleben eines alten Mannes“ von A. W. Sellin (Konstanz am Bodensee, Wölfing-Verlag, Der kommende Tag). In Städten diesseits und jenseits des Ozeans heimisch, mit zahllosen Menschen und Dingen vertraut, besitzt der Verfasser die Gabe auch diejenigen in seinen Bann zu zwingen, die ihm, dem Okkultisten, dabei nicht immer zu folgen vermögen.

Ein reines Gelehrtenleben enthüllt der jüngst verstorbene Leipziger Philosoph Wilhelm Wundt in seiner Selbstbiographie „Erlebtes und Erkanntes“ (Stuttgart, Alfred Kröner). Es ist keine Lebensbeschreibung im üblichen Wortsinn, denn ohne Rücksicht auf den chronologischen Faden ordnen sich die Inhalte dieses Daseins und Wirkens in einzelne Folgen, die verschiedenen Lebensgebieten angehören. Die frühesten Kindheitserinnerungen im Lande Baden bringen ihn mit der Revolution Ende der Vierziger Jahre in Zusammenhang. Und sein letzter Aufblick fällt wieder in eine Revolutionszeit, die Tage nach dem Zusammenbruch von 1918. So gestaltet sich das Werk von selbst zu einer Geistesgeschichte, welche die Entwicklung dreier Generationen widerspiegelt. Für eine zweite, sicher nötig werdende Auflage empfehle ich zumindest ein Personenverzeichnis, das eine bequemere Benutzung beim Nachschlagen ermöglichen würde. Auch ein Sachregister würde sich lohnen, denn die Fülle der berührten Probleme ist groß, daher weckt er sehr häufig Widerspruch. Ein nüchternes ernstes zielbewußtes Wollen läßt sich bei Wundt jederzeit feststellen, er ist kein Romantiker, wie er denn, und darin stimme ich ihm rückhaltlos zu, weder Fichte noch Hegel als Romantiker gelten läßt, sondern höchstens noch Schelling.

Erfreulicher, harmonischer, in sich abgerundet und Vorbild für alle, die eines guten Willens sind, verlief das bisherige Leben des bekannten Pädagogen Ernst M. Roloff („In zwei Welten“. Aus den Erinnerungen und Wanderungen eines deutschen Schulmanns und Lexikographen. Berlin u. Bonn, Ferd. Dümmler). Auch hier ein wahres Füllhorn der Gestalten und Gesichte, die der rückschauende Berichterstatter eines reichen Daseins vor dem erstaunten Leser ausschüttet. Fahrten und Wanderungen durch die verschiedensten Länder zweier Erdteile, eifriger Verkehr mit allen Ständen von Hoch bis Nieder, gründliches Vertrautsein mit den Hauptvertretern der protestantischen und katholischen Weltauffassung, die der Verfasser an sich selbst erfahren hat, stempeln sein Werk gleichsam zu einer Enzyklopädie der jüngsten Vergangenheit in nuce.

Ein hervorragender Nationalökonom, der Begründer der Journalistik als Wissenschaft, Geheimrat Karl Bücher in Leipzig, schildert im ersten uns vorliegenden Band seiner ausgezeichneten „Lebenserinnerungen“ (Tübingen, H. Laupp) die Zeit von 1847 bis 1890. Schon die Stationen seiner Lebenspilgerfahrt (Kirberg bei Limburg an der Lahn als Geburtsort — Hadamar — Bonn — Heppenheim — Göttingen — Bonn — Godesberg — Amsterdam — Dortmund — Frankfurt am Main, von 1878 bis 1880 bei der „Frankfurter Zeitung“ — München — Dorpat — Basel — Karlsruhe) besagen genug. Wir sind auf die Fortsetzung begierig, um das Ganze dann im Zusammenhang würdigen zu können.

Alte Professoren schreiben gern, selbst wenn sie Ärzte sind. Der gefeierte Freiburger Amtmann Robert Wiedersheim schildert in seinen „Lebenserinnerungen“ (Tübingen, J. C. B. Mohr) die stillfriedliche Kindheit im württembergischen Nürtingen, die Stuttgarter Gymnasiastenzeit und schließlich seine akademische Wanderfahrt, die ihn nach Lausanne in der Schweiz, Tübingen, Würzburg und Freiburg im Breisgau geführt hat. Immer leitet eine fast möchte man sagen poetische Hand seine Feder, und so überrascht uns am Ende nicht, daß er seine Bekenntnisse, deren Anhang den Reisen von 1881 bis 1914 gewidmet erscheint, mit einem Gedicht abschließt.

Der Berliner Chirurg Karl Ludwig Schleich ist in seiner tiefsten Herzensfalte gleichfalls Poet. Das verraten seine Lebenserinnerungen „Besonnte Vergangenheit“ (1859 bis 1919) deutlich. Überhaupt treten die literarischen Neigungen schon in dem Suchen nach persönlicher Dichterbekanntschaft hervor. Gottfried Keller ist in Zürich sein Kneip-Philister gewesen. Strindberg und Dehmel sind eigene Kapitel gewidmet. Daneben kommen die ärztlichen Lehrer und Bekannten (Bergmann, Virchow, Ehrlich usw.) nicht zu kurz. Auch Künstler wie Begas wandeln

Digitized by Google

vorbei. Das mit vortrefflichen Bildtafeln geschmückte Werk ist bei Ernst Rowohlt in Berlin erschienen.

Wir verlassen die Grenzen des Wilhelminischen Kaiserreiches und halten in fernen Zonen Umschau. Da begrüßen uns zunächst die immergrünen „Jugenderinnerungen" von Benjamin Franklin (Leipzig, Insel-Verlag), die als 223. Bändchen der allgemein beliebten Insel-Bücherei neuerdings in deutscher Sprache Eingang finden. Die Übersetzung von Hedwig Lachmann-Landauer verdient Anerkennung.

„Voigtländers Quellenbücher" (Leipzig, R. Voigtländer) lassen in Nr. 95 „Dreißig Jahre Afrika" aus Livingstones Reisewerken (von Julius Schäffer gut ausgewählt und zusammengefaßt) wiederkehren. Livingstone fühlte sich als Forscher und Sendbote des Christentums zugleich, so versteht er nicht bloß zu belehren, sondern auch zu erbauen.

Eine ähnliche religiöse Glut hat in F. M. Dostojewskij als Lebensnerv sein Denken, Fühlen und Schaffen entflammt. Von dem „Tagebuch des Schriftstellers" besitzen wir in deutscher Übertragung (von Alexander Eliasberg) vorläufig nur den ersten Band, das Jahr 1873 (München, Musarion-Verlag), allein dieses Werk, nach seinem Dresdener Aufenthalt abgefaßt, von dem Arthur Schurig im „Inselschiff" kürzlich (Dezember 1920) näheres berichtet hat, beleuchtet bereits in seinen Anfängen eine ganze Welt. Dostojewskij als Korrespondent des „Graschdanin", eines vom konservativen Fürsten Meschterskij geleiteten Preßunternehmens, berichtet über alle Vorgänge des europäischen Westens, vornehmlich die politischen Tagesereignisse scharf ins Auge fassend. Dostojewskijs Beobachtungsvermögen ist divinatorisch groß; wenn wir seinem russisch-orthodoxen Standpunkt selbstredend nicht überall beipflichten können, muß man doch vor seinem Zukunftsblick in Staunen geraten.

Als Ergänzung hiezu in mehr als einer Hinsicht empfehlen sich Maxim Gorkis „Erinnerungen an Tolstoi" (München, Verlag Der Neue Merkur). Das Büchlein ist aus bruchstückartigen Aufzeichnungen während eines Aufenthalts in der Krim entstanden. Sie erstrecken sich über die Periode von Tolstois schwerer Erkrankung und späterer Genesung. Beigefügt erscheint ein unvollendeter Brief, den Gorki seinerzeit unter dem Eindruck von Tolstois Hinscheiden geschrieben hat.

Nach Rußlands weiten Wüsten weist uns noch ein drittes Buch, des unglücklichen österreichischen Feldherrn Auffenberg-Komarow Lebensschilderung „Aus Österreichs Höhe und Niedergang" (München, Drei Masken-Verlag), nach Rußland insofern, als dort das Schicksal der Donaumonarchie 1914 im Keim besiegelt wurde. Ich will von dem Charakter der Rechtfertigungsschrift absehen, der allen derartigen Denkwürdigkeiten aus unsern Tagen anhaftet, besonders da sie unter dem frischen Eindruck des Zusammenbruchs entstanden sind. Das Lückenhafte und mitunter Schönfärberische fällt den gegebenen Umständen zur Last. Im übrigen tritt uns eine sympathische Persönlichkeit, sympathischer jedenfalls als Conrad von Hötzendorff nach seinen letzten Enthüllungen, entgegen. Man verfolgt mit Teilnahme die Entwicklung des Knaben, der 1852 in Troppau das Licht der Welt erblickte. Einer Seitenlinie des Hauses war der romantische Dichter Freiherr von Auffenberg entsprossen, während sein Vater als Staatsanwalt dem Juristenstand angehörte. Nach Absolvierung der Wiener-Neustädter Militärakademie begann er seine Laufbahn, die ihn von Stufe zu Stufe bis zum kommandierenden General und Minister emporführte. Seine Wege führten durch ganz Österreich. In den kritischsten Jahren um 1914 bekleidete er wichtige Ämter. Seine Offenherzigkeit und Folgerichtigkeit im Denken waren nicht immer und allen genehm, aber er kann wenigstens in dem Bewußtsein auf sein Leben zurückblicken, das Beste gewollt zu haben. Seine Erinnerungen enthalten manches neue Quellenmaterial.

Wertvoll, wenngleich noch stärker persönlich sind die Memoiren des ungarischen Prinzen Ludwig Windischgraetz „Vom roten zum schwarzen Prinzen" (Mein Kampf gegen das k. u. k. System. Berlin, Ullstein u. Co.). Ein stürmisch vorwärts drängendes Temperament reißt gern zu unbesonnenen Husarenstücken hin. Wenn sie gelingen, umflicht ewiger Ruhm die Stirn des Vaterlandserretters, scheitern sie, so gilt der Mann als erledigt. Aus solchem Holz scheint der schneidige Träger eines berühmten Namens geschnitzt zu sein, der in seinem Memoirenbuch sich mit den letzten Stunden der Donau-Monarchie beschäftigt. Auch ihn wird jeder Historiker heranziehen müssen, der die Geschichte des Weltkriegs zu schreiben unternimmt. Der schwungvolle Stil verleiht dem Ganzen daneben den Charakter einer fesselnden Lektüre.

„Das Ende des russischen Kaisertums", persönliche Erinnerungen des Chefs der russischen Geheimpolizei General Komaroff-Kurloff (Berlin, August Scherl), gehört in dieselbe Reihe politischer Denkwürdigkeiten mit autobiographischem Einschlag. Der Verfasser bekennt sich freimütig als Anhänger des orthodox-zaristischen Systems und das nimmt für seinen Charakter ein. Er nahm keine Linksschwenkung vor. Nur beweist er weniger, als er beweisen möchte. Denn die Entlastung des absolutistischen Zarenregiments und der von höfischer Hintertreppenpolitik geleiteten Krone gelingt ihm nicht. Im Gegenteil, wir sind erst recht von der Morschheit dessen überzeugt, was jäh zusammengebrochen ist. Man hat den mächtigen Chef des Polizeidepartements, dem fast unbeschränkte Macht in die Hand gegeben war, vielfach den Diktator Rußlands genannt. Als Leiter der „vollendetsten und verwerflich-

Digitized by Google

Albrecht Dürer — Wiegenidyll

Aus dem „Marienleben", Verlag Parcus & Co., München.

Digitized by Google

Digitized by Google

sten" Einrichtung des russischen Staates, wie die Feinde des Zarismus die Ochrana nannten, hat General Kurloff tiefen Einblick in die geheimen Vorgänge des russischen Staatslebens genommen. Er ist daher wie kein anderer berufen, der Welt mit seinen Memoiren ein Bild vom einstigen Kaiserlichen Rußland zu zeichnen, wie er es gesehen, beherrscht, geliebt und zu Grabe getragen hat. Kurloff geht in seinen packenden Darstellungen von der These aus, der Umsturz des Jahres 1917 sei lediglich eine Fortsetzung der revolutionären Bewegung von 1905 gewesen. Infolgedessen führt er den Leser zunächst in diese Zeit der ersten Gärungen und Revolten zurück und schildert die bedenkliche Lage des Reiches nach dem Verlust des japanischen Feldzuges. Wie in einem gewaltigen Kaleidoskop folgen sich die Ereignisse. Beginnend mit jenem „zufälligen" Kanonenschuß auf den Kaiserlichen Pavillon auf der Newa, der wie ein erstes revolutionäres Signal wirkte, schildert er in der lebendigen Form persönlichen Miterlebens die Arbeiter- und Bauernunruhen im Reich, die Ermordung Stolypins, des einzigen wirklichen Staatsmannes der Nikolaischen Periode, und das verhängnisvolle Wirken seiner Nachfolger, die Strömungen am Zarenhof, Rasputin und andere vielumstrittene Persönlichkeiten, den Ausbruch des Krieges und die letzte Entwicklung zur Endkatastrophe.

Als ein literarisches Andenken an den russischen Osten sei allen Heimgekehrten und ihren Angehörigen das schöne Buch „Kriegsgefangen in Sibirien", Erlebnisse eines Wiener Landsturmmannes im Weltkrieg enthaltend, warm empfohlen. Es kann durch den Verfasser Eduard Stoß (Wien VIII, Josefstädterstr. 43/45) bezogen werden. Die österreichische Herzenswärme kommt in dem kleinen bescheidenen Werk eines stillen bescheidenen Helden elementar zum Ausbruch. Die bildliche und drucktechnische Ausstattung macht es auch zu Geschenkzwecken geeignet.

Im letzten Sonnenglanz deutscher Waffenehre hielt der preußische General Graf Rüdiger v o n d e r G o l t z die sinkende schwarz-weiß-rote Fahne hoch. Sein Werk „Meine Sendung in Finnland und im Baltikum" (Leipzig, K. F. Koehler) würdigt eingehend General Freiherr von Freytag-Loringhoven mit folgenden Worten: Wer diese anziehende Persönlichkeit, diesen begabten, frischen und liebenswürdigen, dabei charakterfesten Soldaten von lauterster Gesinnung kennt, der findet ihn ganz in seiner temperamentvollen Darstellung wieder. Sie wirkt überaus fesselnd, nicht zum wenigsten weil sie ein durchaus subjektives Gepräge trägt. Der Leser hat überall den frischen Eindruck des Erlebten. Der Graf sah sich in Finnland und im Baltikum Aufgaben gegenübergestellt, die einen ganzen Mann, viel Wagemut und Verantwortungsfreudigkeit und dazu ein hohes Maß von Takt erforderten. Er ist ihnen durchaus gerecht geworden. Man kann ihm nachfühlen, daß er sich über den ihm von amtlicher Stelle gemachten Vorwurf entrüstet, er sei ein politischer General. Er mußte es in seiner Lage sein. Einleitend verweilt der Verfasser kurz bei seinen Kriegserinnerungen bis zur Finnlandfahrt, wir begleiten ihn durch die Stellung des Regiments-, Brigade- und Divisionskommandeurs, in denen er reiche Lorbeeren auf dem westlichen und östlichen Kriegsschauplatz davon trägt. Nirgends findet sich in dem Buche etwas, das an Selbstlob streift, aber in den schlichten Worten tritt uns überall ein tüchtiger Führer entgegen, der stets warm für seine Truppen eintritt. Die Urteile, die er äußert, sind eingegeben von ausgesprochenem Gerechtigkeitsgefühl, so wenn er die glänzenden soldatischen Eigenschaften, die hohe persönliche Tapferkeit des Prinzen Eitel Friedrich von Preußen hervorhebt. Anerkennung spendet Graf Goltz der Würde und dem Duldermut der französischen Bevölkerung im Kampfgebiet, von der unser Volk hätte lernen können, so sehr der deutsche Soldat als der erste der Welt zu betrachten sei. Bewundernd steht er vor seiner Größe und sieht in ihr einen Trost für die Gegenwart: „Unser Volk", sagt er, „ist nicht schlecht, wie es jetzt manchen Pessimisten erscheint, aber es bedarf mehr als andere der nationalen Führung." Es ist unmöglich die wirrenreiche Geschichte der letzten deutschen Handlungen im Baltikum hier auch nur in ihren Hauptzügen anzudeuten. Sie wollen in dem Buche selbst auch gelesen werden. Es ist von hohem Interesse, die verschiedenen Strömungen, die die Haltung des Kommandierenden und der Truppe beeinflußt haben, zu verfolgen. Die deutsche Regierung hat hierbei eine merkwürdige Haltung beobachtet, wie sich aus folgenden Zeilen des Verfassers ergibt: „Mitte Juni 1919 erhielt ich von hoher Stelle eine noch in meinem Besitz befindliche besondere Weisung, daß die Räumung des Baltikums zwar von Erzberger der Entente in Aussicht gestellt, aber trotzdem nicht erwünscht sei. Alles Weitere würde meiner Geschicklichkeit überlassen und mir sogar anheimgestellt, geeignetenfalls in lettländische Dienste zu treten." Unsere Politik hat sich hier durch ihre Unklarheit an den Truppen und ihren Führern in schwerster Weise versündigt.

Mit einem Gefühl tiefster Wehmut nimmt man zum Schluß Philipp S c h e i d e m a n n s Erinnerungen „Der Zusammenbruch" (Berlin, Verlag für Sozialwissenschaft) zur Hand. Die Apologie wird wohl nur die engsten Parteianhänger befriedigen und vielleicht nicht einmal die. Was erst wird die Zukunft sagen? In den schwersten Schicksalsstunden stand den breiten Massen des deutschen Volkes die Partei über dem Vaterland!

Digitized by Google

Brentanos „Viktoria und ihre Geschwister" und Schillers „Wallensteins Lager" / Von Florian Asanger

Clemens Brentano lehnte sein Festspiel „Viktoria und ihre Geschwister", um es den Wienern mundgerecht zu machen, an „Wallensteins Lager" an, ein Vorbild, das ihm um so passender erschien, als es ein Lieblingsstück der Wiener war. Daneben diente auch die Anwendung einer mit österreichischer Mundart stark durchsetzten Umgangssprache dazu, dem Stücke, das zur Feier der Siege von Kulm und Leipzig verfaßt war, eine günstige Aufnahme im Theater an der Wieden zu bereiten.

Der Dichter schreibt selbst in seinem Vorwort über das Verhältnis seiner Schöpfung zum „Lager": „Das Ganze ist ohne Prätension, um so mehr, da doch alle dergleichen Dichtungen gewissermaßen durch Wallensteins Lager veranlaßt sind." Und wirklich besteht eine sehr starke Abhängigkeit der „Viktoria" von „Wallensteins Lager", trotz der großen Verschiedenheit, die schon in der Anlage des „Lagers" als ersten Teils der Trilogie „Wallenstein" gegeben ist, während wir es bei Brentano mit einem einzigen selbständigen Stücke zu tun haben. Wie das „Lager" einer niederen Gattung von Dichtung angehört, das Merkel „eine Marionettenbude vor einem Tempel nennt"[1]), so ist auch Brentanos Festspiel in dieselbe Art der Dichtung zu verweisen. Aber gerade deshalb suchte Brentano als Muster für sein Festspiel „Wallensteins Lager" aus, weil er seinem Publikum — immer die Wiener als solches gedacht — in der ganzen Anlage, im Stoff, was Ort und Kriegszeit anlangt, in der Sprache, wenn auch manchmal in vergröberter Form, sogar in Einzelheiten entgegenkommen wollte. Heininger äußert sich darüber unter anderem folgendermaßen: „Abgesehen von der Wahl des Ortes weist eine ganze Anzahl von Einzelzügen auf dieses Vorbild hin.

Ein Schulmeister tritt, im Tone des Kapuziners scheltend, auf, hat aber in dem gut bürgerlichen Lager gar keinen Grund dazu. Er sollte sich lieber, wie der bei Schiller, mehr um die Soldatenkinder kümmern. Viktoria, das spröde Marketendermädchen, und ihre Base haben deutlich die Gustel von Blasewitz und ihre Nichte zum Vorbild. Einem Soldatenlager völlig stimmungsfremd ist der Humor des Hanswurstes Lippel. Daher ist seine Anwerbung als Rekrut auch nur eine Umsetzung ins Lächerliche im Vergleich zu dem bedauernswerten Bürgerssohn in „Wallensteins Lager". Der nach Schiller als ehrbarer und achtungswerter Vertreter des Soldatenstandes geschilderte Wachtmeister brauchte seine entlehnten Ermahnungen nicht erst an den halb blöden Lippel zu verschwenden. Am besten besteht noch das Soldatenlied: „Es leben die Soldaten, so recht von Gottes Gnaden usw.", neben den keckeren Versen Goethes: „Es leben die Soldaten, der Bauer gibt den Braten usw.", die vor der ersten Weimarer Aufführung von „Wallensteins Lager" gesungen wurden[2]). Diesen Ausführungen kann man freilich nicht allgemein beistimmen. Aber man vermißt bei Heininger leider noch eine ganze Reihe naheliegender Ähnlichkeiten zwischen dem Stücke des Klassikers und dem des Romantikers. Ist denn einem Soldatenlager der Humor wirklich völlig stimmungsfremd? Ich glaube, daß Lustigkeit, sogar ausgelassene, tolle Freude dicht bei der drohenden Schlachtennot vorkommt. Die hervorstechendsten Ähnlichkeiten, soweit sie Heininger nicht schon besprochen hat, sollen hier nun angeführt werden. So treten bei Schiller Bergknappen (8. Auftritt), bei Brentano Bergmusikanten (S. 93)[3]) auf; ähnlich den Schillerschen Soldaten (11. A.) erzählen auch die Brentanoschen (S. 150 ff.) von ihrer Heimat, letztere freilich viel ausführlicher. Der Mißhandlung des Bauern (10. A.) entspricht bei Brentano, wenn auch nicht völlig, die Strafe, die über Emmes Gänsefett (S. 77 ff.) verhängt werden soll. Die Untat des letzteren ist allerdings größer als die des Bauern. Wie die Marketenderin bei Schiller einen Sohn hat, der in die Soldatenschule geht, so soll auch bei Brentano Lippel vom Schulmeister unterrichtet werden. Die Stelle der Nichte der Marketenderin vertritt bei Brentano Anne, obwohl das Verwandtschaftsverhältnis nicht das gleiche ist; aber da im bayerisch-österreichischen Sprachgebiet „Base" dasselbe bedeuten kann wie „Tante", braucht im Gedächtnis des Wallensteinkundigen Hörers kein Irrtum einzutreten.

Selbst wörtliche Angleichungen finden sich in größerer Anzahl. Ich bringe hier nur einige bei:

Kapuziner: „Das geht ja hoch her (8. A.).

Schulmeister: „Ei, da geht's her so toll und charmant (S. 95);

Wachtmeister: „füllt mir erst noch
Ein Gläschen Melnecker für den Magen (11. A.).

Wachtmeister: „Eins eingeschenkt
Ein Gläschen von dem Teufelszwirne,
Es thut Noth, daß man an den Magen denkt (S. 26).

[1]) Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels. 1 Bd. 1908. Oldenburg-Leipzig. S. 336.

[2]) Heininger, Clemens Brentano als Dramatiker. 1916. Breslau. S. 48/9.

[3]) Seitenzahlen nach der Originalausgabe 1817, Berlin.

Digitized by Google

Wachtmeister: „In diesem Rock
Führ' ich, sieht Er, des Kaisers Stock.
Alles Weltregiment, muß er wissen,
Von dem Stock hat ausgehen müssen;
Und das Zepter in des Königs Hand
Ist ein Stock nur, das ist bekannt“ (7. A.).

Wachtmeister: „Hör' er mich an, und werde er stumm,
Vom Stocke, mein Freund, stammt dieser Stab,
Vom Stabe der Generalstab und der Zepter ab“ (S. 89).

So wie die Nichte der Marketenderin vom ersten Jäger gelobt wird: „Das Mädel ist kein übler Bissen“ (5. A.), sagt der Wachtmeister von Anne: „Das ist ein Mädel wie eine Osterkerzen“ (S. 27) und der Chirurg: „So ein Mädel zieht besser als ein Loch in der Trummel“ (S. 27).

Was das Wortspiel anlangt, hebe ich aus „Wallensteins Lager“ nur den einen Fall aus anderen heraus, wo es sich um den Namen der Hauptperson der ganzen Trilogie handelt: Wallenstein — uns allen ein Stein und Friedland — Fried im Land, weil bei Brentano über den Namen Siegen des langen und breiten in Wortspielen abgehandelt wird. Freilich kann man hier nicht von einer Abhängigkeit Brentanos von Schiller sprechen, da das Wortspiel bei dem Romantiker seiner ganzen Eigenart nach überwuchert, während es bei dem Klassiker nur eine Verbrämung einzelner Szenen oder Personen darstellt.

Daß die Verklärung des Curtius von Siegen an Schillers Jungfrau von Orleans anklingt, möge hier angefügt werden dürfen.

Es ließe sich noch die eine oder andere Parallele zwischen Schiller und Brentano ziehen, aber die angeführten Belege genügen, um das Bild der Abhängigkeit des Brentanoschen Festspiels „Viktoria und ihre Geschwister“ von Schillers „Wallensteins Lager“ anschaulich zu gestalten.

Hornsteins „Gewalten“ / Von Joseph Danzer*

Ein starkes Sehnen nach der Darstellung des geistigen Lebensinhaltes geht durch die moderne Literatur. Der moderne Mensch ist müde geworden in dem jahrzehntelangen Kopierender Natur, sein eigenes Ich regt sich und will zu Worte kommen, will in den Mittelpunkt der Dichtung gestellt werden. Die Eindrücke der Außenwelt werden zurückgedrängt und in den Vordergrund tritt der Kampf des Menschengeistes mit seiner Umwelt, die Auseinandersetzung des eigenen Ich mit den Seelenkräften und mit der Außenwelt. Wie eine Sache objektiv genommen ist, das erscheint dem modernen Künstler, sei er nun Maler oder Dichter, ganz gleichgültig, ihn interessiert vor allem, wie die metaphysischen Kräfte im Innern darauf reagieren.

Mit rücksichtsloser Tatkraft geht Felix Franz Hornstein in seinem Roman „Gewalten“ (Verlag Parcus u. Co., München) rein geistigen Problemen nach. Hornstein will nicht unter die Expressionisten gezählt werden. Seine Technik mag expressionistisch sein, sein Wille dagegen macht der Anschauung, die von dieser Welt ist, kein Zugeständnis. Das Ziel ist dogmatisch klar. Es gibt sicher einfachere und natürlichere Menschen, als der Dichter hinstellt. Es gibt aber auch solche wie die Gestalten des Buches, die schwer an ihren Leidenschaften tragen, die Gewalt erleiden und die trotzdem, wenn auch auf schmerzlichen Umwegen, zu dem einen ewigen Ziel hinfinden. In der Handlung soll auch kein Entwicklungsgang, sondern nur ein Geschehen, ein Ausschnitt aus organischem Leben, vielfache Möglichkeit von Entwicklungen gezeigt werden, nicht mehr, als zur Versinnlichung der Spekulationen nötig ist.

In allgemeinen Umrissen sei der Inhalt des Buches und sein Ideengehalt angedeutet.

Das Buch zerfällt in zwei Teile. Der erste ist überschrieben: „Tal“ und bewegt sich noch einigermaßen in der wirklichen Umwelt. Er schildert in lose aneinandergereihten Szenen die Seelenkämpfe und Schicksale von drei Menschen. Der zweite, „Berg“ genannte Teil der Dichtung hebt diese Menschen aus der Wirklichkeit heraus in eine höhere, metaphysische Ebene und überträgt die Behandlung der gleichen Probleme in das allgemein Menschliche. Erst von der höheren Warte dieses zweiten Teiles aus lernt man den sittlichen Kern der ganzen Dichtung allmählich verstehen. Franz Hardenberg, jäh aus dem Militärberuf geworfen, sucht nach einer Lebensstellung. Er droht zu verkommen und flieht nach der neuen Welt. Sobald er ein wenig hochgekommen ist, fährt er wieder heim und nimmt die Wirtschaft seines Gutes selbst in die Hand. Da begegnet er eines Tages dem Baumeister und Besitzer eines benachbarten Landhauses, Heinrich Eysn. Des Baumeisters Gattin Paula

* Felix Franz Hornstein „Gewalten“, Roman, Parcus & Co., München.

Digitized by Google

tritt in den Kreis des Gutsbesitzers, beider „Geschick preßt sich in Tagen". Mit Entsetzen merkt die Frau den längst vorbereiteten Abfall vom Gatten und die Hinneigung zu Hardenberg, der des Ingenieurs Freund geworden. Beide ringen mit ungleichen Mitteln um Schuldlosigkeit. Eysn ist bestimmt, den Bau des Domturmes, den sein Vater begonnen, fortzuführen, denn darauf ruht nach des Bischofs Wort der Segen Gottes. Die Skulptur in einer Nische neben dem Domportal fesselt Eysn in ganz besonderer Weise. Sie stellt Eva dar, wie sie dem erwachenden Adam die Augen verhält. Ihm ist es ein Symbol und seine Seele ist seit einiger Zeit rätselhaft dem Wunderwerk verfallen. Er überdenkt sein bisheriges Leben, sein Zusammenleben mit Paula, seine Glaubenskämpfe und schließlich seine allmähliche innere Entfremdung von seinem Weibe, dessen Vereinigungstrieb geweckt, aber noch nicht im Kreise gesättigt war. Sie litten stumm, fanden nicht zueinander, suchten sich immerfort und glitten immer mehr auseinander. Eysn fährt wieder einmal zu seinem geistlichen Freunde P. Franz ins nahe Franziskanerklösterl in Hildenberg. Die mit diesem Besuch in Zusammenhang stehenden Szenen gehören zu den besten des ganzen Buches. Die abendliche Unterredung in der Klosterzelle, eine wahrhaftige Sacra conversatione, die schließlich in die confessio sacramentalis übergeht, bringt dem Unruhigen Trost über seinen Seelenzustand. Ein Kabinettstück ist dann das Miterleben der Nacht nach der Heimkehr vom Kloster, reine Mystik atmet die Schilderung der Vorbereitung zum Tisch des Herrn, dem sich Eysn schließlich doch nicht zu nahen wagt. Und beim Frühstück sitzt er wieder Paula gegenüber, lächelt liebenswürdig und plaudert über Alltägliches. Eva Thoeny, die Gattin eines reichen Bankiers, hält Einzug auf der Loh, dem vornehmen Überrest eines ehemaligen Fürstenbesitzes, zwischen dem Gut des Hardenberg und dem Besitztum des Baumeisters Eysn gelegen. Wie sie bei dem einsamen Hardenberg auf Besuch weilt, kommt gerade ein Franziskaner ins Haus, um Hardenberg für Holz zu danken, das er auf Frau Eysns Vermittlung hin den Brüdern geschenkt hatte. Der Mönch findet bald heraus, wie weit es mit den beiden steht. Für Hardenberg hat er Sympathie, Mitleid, Eva Thoeny aber gefällt ihm nicht. Sie ist ihm grauenvoll in ihrer Schönheit und er geht von dannen, gedrückt von der Traurigkeit der Sünden. Hardenberg kämpft einen schweren Kampf, er will sich von dem Weibe, das sich ihm wieder, wie schon vor sechs Jahren, in den Weg gestellt, wegreißen, er kann nicht, er unterliegt wieder. Das Gespräch zwischen Eva und Hardenberg ist von großer psychologischer Schärfe und Feinheit. Dafür ist der neue Ausbruch der Leidenschaft wohl etwas gar zu realistisch gegeben. Es wird Herbst, die Zeit der letzten Rosen, der üppigen Dahlien. Im Hause Eysn versammeln sich Gäste. Hardenberg kommt mit seinem halblahmen Schimmel angefahren. Er und Paula treffen sich im Garten, die alte Liebe erwacht, Paula kämpft mit der Pflicht, sie unterliegt, sie halten sich in den Armen. Der Bankier Thoeny ist mit Eva gleichfalls gekommen. Thoeny bedeutet Geld für neue Pläne. Hardenberg steht zwischen Eva und Paula. Die Gefühle für Paula siegen in ihm, beide rissen die Mauern ihrer Sicherheit nieder und verströmten seit diesem Abend triebhaft in Ebenen. Doch die Frau faßt sich wieder, der Gedanke an die Kinder gibt ihr die Kraft, Hardenberg fühlt sich plötzlich einsam. Ratlos steht er in seiner Einsamkeit da, ihm fehlt der Glaube, der ihn aufrichten könnte. Die Frau sucht in Buße ihren Gott ohne Hinterhältigkeit oder Beschönigung. Nun kann sie wieder die Gattin ihres Mannes sein. In diesem Augenblick, da in Paula die Umkehr erfolgt ist, bricht in Heinrich Eysn die langsam vorbereitete Krisis aus. Eysn muß jetzt einen großen Umweg gehen, es bleibt ihm dies nicht erspart. Der Baumeister nimmt Abschied von Paula, er muß hinaus ins Leben und Großes beginnen. Zwei Menschen, die sich im Lauf der Zeit fremd geworden waren, sind stumm voneinander geschieden. Paula hat rasch zurückgefunden zu ihrem Gott und zur Pflicht, der Baumeister geht noch neuen Kämpfen und Prüfungen entgegen. Es kann wohl sein, daß ihm auch die gänzliche Entfernung von Gott noch droht, aber er wird in seinem ernsten Streben doch wieder auf den rechten Weg zurückfinden.

Hier wird der Richtspruch über die Schuld nicht gefällt. Aber die Vergeltung wirkt schreckbar tief in der Verdunklung.

Der zweite Teil gibt klaren Ausdruck der Weltanschauung des Dichters. Technisch bildet der Roman durch die Zweiteilung den kühnen Versuch, die Darstellung aus dem Zwange des Neben- und Nacheinander in gewissen Belangen zu befreien. (Dieser Versuch soll nur eine Möglichkeit darstellen, nicht allgemeine Anwendung erweisen.) Unter Verzicht auf herkömmliche Gesetze wird im zweiten Teil die ganze drängende Kraft zur Projizierung der Spekulationen frei. Was sich im ersten Teil in den Niederungen der menschlichen Wirklichkeit abspielt, das hebt der Dichter im zweiten Teil auf eine höhere Ebene hinauf und verläßt damit den Boden der Wirklichkeit völlig. Er verzichtet hier auf jede Epik, abstrahiert von lebenswahren Personen und Örtlichkeiten und gestaltet eine Art Vision, aus der Realität wird reine Metaphysik. „Schaun wir doch in diesen Sphären — Nur im Spiegel rätselhaft", so lautet die dunkle Andeutung in dem das Buch einleitenden Gedicht. Die Personen sind hier nur mehr Symbole, losgelöst von jeder Wirklichkeit, sie tragen keine Namen, sie sind einzig Typen: Ein Mann, ein Soldat, ein Mönch, eine Frau, ein Junge, ein Mädchen. Nicht minder ist der Schauplatz der Geschehnisse losgelöst von jeder realen Wirklichkeit: ein langgestreckter Bergrücken, wie eine Insel emporragend mitten in den Gluten eines

Digitized by Google

schwelenden Weltbrandes. „Der Berg ist aus der Welt gehoben wie das Aussetzen des Herzschlages aus dem Zeitempfinden." Und auch die Geschehnisse selbst, das Zusammenleben dieser Gestalten ist phantastisch, bald leuchten überraschende Schlaglichter auf tiefere Beziehungen zum Menschendasein auf, ebenso rasch verschwimmt das Reale und geht über in das rein Geistige. Man könnte den zweiten Teil das stehengebliebene Gerippe eines landläufigen Romans nennen: das Individuelle ist verschwunden, das allgemein Menschliche ist allein geblieben, das Körperliche ist tot, es lebt allein der Geist, alle äußeren Zufälligkeiten, die im menschlichen Leben oft bestimmend eingreifen, sind beiseite gelassen und nur jene Gewalten mit einer aufs höchste gesteigerten Darstellungskunst ins grelle Licht gestellt, die auf die Seele des Menschen einwirken, sie erfassen und zum Handeln bestimmen, wie Glaube, Liebe, Schaffenstrieb. In der herkömmlichen epischen Dichtung wird ja meist durch das Überwuchern des Stofflichen, durch packende Umweltschilderungen und durch Schaffung von spannenden Situationen die Darstellung der rein seelischen Vorgänge allzusehr zurückgedrängt, hier abstrahiert der Dichter von allem äußeren Beiwerk und geht allein den Wegen der menschlichen Seele nach. Dabei paßt er die Sprache mit ihrer gesteigerten Ausdrucksfähigkeit so weit als möglich den um so viel beweglicheren Lebensäußerungen der Seele an. Als Grundtendenz läßt sich die Lehre herausschälen, daß nur die Befolgung eines unerschütterlich dastehenden Sittengesetzes den Menschen vor Abwegen und dem Verderben zu beschützen vermag. „Das Blut, aufgefangen in Kristallen, klärt sich zum Edelstein", heißt es in der Einleitung. Erst das göttliche Sittengesetz macht aus dem rein triebhaften Menschen den werktätigen. Dazu kommt das unerforschliche Wirken der Gnade, die freilich das ernste Streben im Menschen voraussetzt. „Liebe wird der Richterwage köstliches Geheimnis sein." Die Beziehungen dieser Typen zu den Gestalten des ersten realeren Teiles liegen auf der Hand: Der Mann, den sie später Meister nennen, entspricht dem Baumeister Eysn. Er vermißt sich, alles mit eigener Kraft schaffen zu wollen, wird aber eines besseren belehrt und findet den Weg zu seinem Gott. Nun kann ihm auch die Versuchung des Weibes (Eva) nichts mehr anhaben, er ringt sie nieder und flieht gestärkt in die Welt zurück zu neuen Taten. Eva, das Weib, repräsentiert die Triebwelt, in der sie ganz und gar aufgeht. Sie kehrt „ewig zum dürstenden Quell zurück", sie „grenzt kein Gesetz". Sie sagt verführerisch: „Wir streifen die Rätsel weg. Wir wogen an ihnen vorbei." Solche Menschen wie sie kennen eben keine „Rätsel", kein Gefühl einer höheren Verantwortlichkeit. Der Soldat ist der Kraftmensch, der Welt- und Sinnenmensch. Er erhebt sich nicht über die anderen Triebe und zieht schließlich mit dem Weibe vereint von dannen, um aufs neue zu kämpfen. Der Jüngling und die Jungfrau finden sich nach den ewigen Gesetzen der Liebe, sie eilen zu Tal, um ihr Geschick zu erfüllen. Der Mönch versinnbildet die Gedankenrichtung nach oben, er bietet Halt in Sturm und Drang, und sein Wort: „Das Wichtigste in der Welt ist die kleine Mühe" ist geradezu ein Lebensprogramm, das freilich die Weltmenschen nicht verstehen wollen. In der Dichtung Hornsteins, namentlich in dem zweiten Teil, ist auch ein guter Teil unseres heutigen Schicksals mitverwoben. Der Berg ist ein Gleichnis des Gesunden inmitten der allgemeinen Verwirrung. Die Welt steht seit Jahren in Brand. Die Menschheit flüchtet sich gleichsam auf eine Insel, auf den Berg, wo sie sich wieder auf sich selbst besinnt. Erst wenn sie geläutert ist, kann sie wieder in das Alltagsleben mit all seinen Kämpfen und Leidenschaften zurückkehren.

Ein besonderes Wort ist noch von der äußeren Ausdrucksform zu sagen. Der Dichter hat sich in diesem Buche einen eigenartigen Stil zurechtgelegt, der eine auffallende Ähnlichkeit mit der Technik eines expressionistischen Malers hat. Dieser schwere Stil mit den eigenwilligen Worten und Satzgefügen, mit den oft seltsam gehäuften Ausdrucksformen, die vor keiner noch so kühnen Neubildung zurückschrecken, ist die einzig passende Ausdrucksform für diese im subjektiven Erleben schwelgende Dichtungsart. Wer von den landläufigen Büchern herkommt, der stockt schon beim ersten Satz, man muß sich erst mühsam daran gewöhnen, wie etwa an einen uns fremden Dialekt, aber wenn man einmal mit diesem neuen Sprachkleide vertraut geworden ist, entdeckt man immer neue malerische Schönheiten und erfreut sich an einer Fülle von Ausdrucksmitteln, die man bisher in einer in Prosaform geschriebenen Dichtung noch nie entdeckt hat.

*

Der neueste Roman Hornsteins „Der königliche Weg", dessen Erstabdruck im laufenden Jahrgang des „Wächters" erfolgt, wird in der „Romantischen Bücherei" (München, Verlag Parcus & Co.) noch vor Weihnacht als Buch herauskommen.

Digitized by Google

Otto Ubbelohde

Die schönen, auch kulturgeschichtlich fesselnden Bilder, die wir diesmal unsern Lesern vorsetzen, stammen aus dem Hessenland. Chr. Rauch hat ihm eine Charakteristik gewidmet (Oberhessischer Kunstverein: Zu der Ausstellung von Werken Otto Ubbelohdes, Gießen, Turmhaus am Brand), der wir folgendes entnehmen: Ubbelohde ist am 5. Januar 1867 in Marburg geboren, Professorensohn. Das will heißen, er stammt aus einer alten Kulturstätte voll alter Kunstdenkmäler und aus einer Familie voll geistiger Kultur. Daher bei Ubbelohde die Freude am historisch-logisch wahr und anständig Gewordenen. Die gibt ihm die Fähigkeit, sich in kulturhistorische Werte einzuleben, das scharf umrissen darzustellen, was uns modernen Historikern im Geist vergangener Zeiten lieb ist. Daher aber auch die Fähigkeit, an die gute Überlieferung, wie sie sich bis zum Biedermeier hielt, anzuknüpfen. Trotzdem er niemals nachahmt, atmet zuweilen aus seinen Märchenillustrationen, seinen Möbeln die feine kleine bescheidene Biedermeierstimmung, so auch, wenn er seine Gaststube mit dem winzigen Muster eines Vorsatzpapiers tapeziert, oder einen Waschtisch mit den lustig-bunten Marburger Fliesen, mit Bäumchen, Tieren, Blümchen auslegt. — Deutsches Gemüt, armes kleines Gefühl. — — Im Grunde seiner Seele freilich lebt trotzige Kraft, die keine Nachgiebigkeiten kennt und sich durchsetzt. Wenn er die Farben und Formen eines Teppichs zu großen Flächen stilisiert, mag sich in gewissen Zügen seines Gesichtes etwas Italienisches regen, das eine südliche Urahne in sein Blut gebracht hat. Die Verwandtschaft mit jenem Volke, das sein Größtes in der Malerei, im Großgemälde, im gewaltigen, mag auch mit den seltsamen Gegensatz in seinem Wesen erklären, den er zu verschmelzen vermag in seiner Graphik. Jede Linie liebt ihr eigenes Leben; Bewegung — das urdeutsche Wollen, das schon in dem Linienreichtum prähistorischer Ornamentik zum Ausdruck durchbricht, am stärksten lebt's in den Ubbelohdeschen, vom Philister ewig mißverstandenen Wolken, mit denen allein er schon die Landschaftsstimmung meistert. Neben der Freude am sinnig Kleinen der Zug ins Monumentale! Eine so ganz geschlossene und so gesamtkünstlerische Persönlichkeit wie Ubbelohde ist zu hohen Aufgaben berufen. Möge es ihm gelingen, nicht nur sein eigenes, sondern auch das Leben seines Volkes mit echter Kunst zu durchdringen. Die schönsten seiner Kunstblätter sind in Sammlungen des Verlags A. G. Elwert in Marburg an der Lahn erschienen.

Zwerglein von Franz Oswald Schiffers

Digitized by Google

Die St. Lambrechter Passio Domini des Johannes Geiger / Herausgegeben von P. Otmar Wonisch

(Fortsetzung. — Schluß für die illustrierte und mit einer Einleitung versehene Buchausgabe in der „Romantischen Bücherei" vorbehalten.)

Actus secundus.

Salvator ingreditur cum discipulis.

Salvator ait: ...

Dan ich bins auch zu aller Zeit
Eir Herr und Meister ihn Ewigkeit.
Weil ich dan nun eur Herr allein
Eure Fies hab gewaschen rein,
Vilmehr solt auch ihr das thon
Und meine Lehr annehmen schon.
Wollet ihr anderst in gemein
All meine liebe Jünger sein,
So solt ihr ietzt nach meiner Lehr
Einer dem andern nach Begehr
Die Fies waschen nach Brüderartt,
Dieweil auch ich kein Müe gespartt.
Ein Beispil hab ich euch gegeben,
Das ihr nit solt darwider streben,
Dan warlich, warlich sag ich euch:
Der Knecht ist nit seim Herrn gleich,
Noch der Apostel ist zu Handt
Nit grösser dan der ihn gesandt.
So ihr das wist, sehlig seit ihr,
Wan ihr es thut und folget mir,
Dan sehlig sein, die auff die Weiß
Das Wort hören mit gantzem Fleiß
Und bewahrns auch alle Zeit
Ihn ihrem Hertzen in Ewigkeit.

Jetzt nembt er das Brot, benedeit es und sagt:

Ach Vatter in des Himels Thron,
Ich sag dir Dank von Hertzen schon,
Das jetzt das alt Gesatz durch mich
Erfillet ist und endet sich.

Und gibts den Jüngern und sagt:

Diß euch zu einem Gedachnus bleib,
Nembt hin und est, das ist mein Leib,
Der ietzt wirt in den Todt hingeben
Damit die gantze Welt solt leben.

Und wen sie geßen haben, nembt er den Kelch und benedeiet ihn auch und sagt:

Abermal, ach Vatter mein,
Soll ich dir billich dankbar sein,
Dieweil du mir die gantze Welt
Jetzt hast zu erlösen fürgestelt.
Derhalben will ich vor meinem Endt
Aufffsetzen ein neues Testament.

Und gibt inen den und sagt:

Nembt hin den Kelh, das ist mein Blutt,
Des neuen Testamentes Gutt,
Und theilet ihn under euch aus,
Dan ich werd nimer drinken daraus
Von disem Gewachs, biß alles zugleich
Erfillet werd im Himelreich.

Sie drinkn alle daraus. Darnach sagt Salvator:

Im Geist bin ich betriebet sehr
Ihr allerliebste Jünger,
Dan nehmet war zu dieser Zeit,
Das mein Verrätter ist nit weit.
Meiner hat er sich gar vermessen
Tuet ietz das Nachtmal mit mir essen.

Sie schauen sich undereinander an.

Petrus sagt: Ach Herr, wer welt ein solche
Ich will allzeit bei dir stehn. [That begehn,
Und wen ich noch so alt solt sein
Wolt ich mit meim Schwert schlagen drein.
Mein Meister sags, wer diser ist.

Johannes: Von der That ist mir nichts
Ich bins auch nit, das wais ich wol. [bewist.

Andreas: Ich wüste nit, wer es sein soll,
Herr, bin ichs? Sag mirs, ich bit.

Jacobus maior: Bin ichs, Herr, oder
Ich weis sonst wol, das ichs nit bin. [bin ichs nit?

Bartholomeus: Solchs ist mir auch nit komen in Sin,
Ich glaub nit, das ein Mensch solt leben,
Der unsern Meistern solt übergeben.
Das gibt mir Zeignus iederman.

Thomas: Ach, mein Herr, wer wolt dises
Wen ich nur mecht sehn sein Gestalt! [thon!

Salvator: Thoma, du wirst ihn sehen bald.
Einer, welcher mit mir die Finger sein
Dunket ihn die Schissel hinein,
Derselbig wirt verratten mich,
Das sag ich euch da guetiglich.
Des Menschen Sohn geth zwar dahin,
Wie dan geschriben steth von ihm,
Doch weh dem Menschen, durch den diß gschieht,
Bösser wers, er wer geboren nicht.

Jacobus minor:[1]) Eh ih dih in den
Ih wolt eh selber nimer leben. [Todt solt geben,
Dorumb, mein Her, wer ists, ih bitt.

Judas Tadeus: Ich verweg mih meins
Und solt man mir all Pein anthon. [Heren nit,

Mattheus: Ach, Her, ih bitt von Hertzen
Mach dein Verrätter offenbor. [schon,

Philippus: Mein Leib und Leben gib ih
Eh ih thue verlaugnen dih. [dor,

Simon: Geliebter Meister, das thue auch
Es geh gleih wie es immer woll, [ich,
Solches von einem ieden geschehen soll.

Judas Iscarioth: Bins ich, Meister, bins ich?

[1]) Von hier ab schreibt die dritte, unbekannte Hand. Die sprachlichen Eigentümlichkeiten dieses Schreibers machen dem Text großen Eintrag. Er ist in der Wiedergabe weitaus unbeholfener als der Verfasser selbst. Es ist im Interesse der Reinheit der Überlieferung bedauerlich, daß Johannes Geiger nicht die ganze Dichtung selbst niederschrieb.

Digitized by Google

Salvator: Du hoſt ietz ſelbs verrotten dich.
Die Jünger winken dem Jinger, der in Chriſti Schos ligt, er ſoll in frogen, wer doch diſer ſein miſſe.

Joannes frogt in haimlih: Mein Her, wer muß doch diſer ſein?

Salvator: Dem ich dunk diſen Biſſen ein
Und gib ihnn den in ſeine Handt,
Der wirt mih geben in ſolche Schandt.
Salvator dunkt ein Biſſen Brot ein und gibt ihn Juda Iſchariot und ſagt:
Was du thon wilt, das tue baldt.

Petrus: Hab vermeint, du habſt ſchon lengſt [außzalt,
Hoſts noch nit thon, ſo thue es noch gewis,
Der armen Leutt auh nit vergis.
Judas geht ab.

Salvator ad discipulos:
Jch wirt, ihr lieben Jünger mein,
Ein kleine Weil noch bey euch ſein,
Jhr wert mih ſuchen und finden nit,
Dorumb ich, liebe Kindlein, bitt,
Loſt euh die Lieb tzu aller Zeit
Befolchen ſein in Lieb und Leitt,
Wie ih gethon in meinem Leben.
Dis neu Gebott will ih euh geben.
Und ſo ihr diß wert fleiſſig thon,
So wirt erfahren iedermon,
Das ihr meine liebe Jünger ſeitt.

Petrus: Mein Meiſter, wo wiltu hin geh(n) [heut,
Jch will auh gehn mitt dir.

Salvator: Dißmol kanſtu nit folgen mir.
Hernocher aber wirſtu recht
Mir folgen als ein treuer Kneht.

Petrus: Mein Leben ſetz ich in die Schantz [hinein,
Das ſag ich dir, o Meiſter mein.

Salvator: Solſtu dein Leben fir mih
Ach Simon, Simon, merk mih eben, [geben,
Der Sattan hot eur offt begert,
Damit ihr aber nit verſtett,
So hab gebetten ih für dih,
Das dein Glaub, ſag ich herziglich,
Niht abnehm, o Jünger mein.
Dorumb, wen du bekertt wirſt ſein,
So ſterk du auch zu gleiher Weis
Deine Brieder mit allem Fleis.

Petrus: Maiſter, ich bin bereittett ſchon
Mit dir ins Gefenknus und Todt zu gohn,
Das magſtu kecklih glauben mir.

Salvator: Worlih, Petre, ich ſage dir,
Eh der Han zweimol in diſer Nacht
Krehen wirt — Petre diß wol betraht!
Wirſtu mih ſchon vor iederman
Dreimol, ſag ih — verlaugnet hon.

Petrus: Und wen ih für dih ſterben ſoltt,
Noch ih dich nit verlaugnen wolt

Joannes: Ach du mein liebſter (Herr) und [Gott!

Andreas: Bei dir bleiben wir in aller Nott!

Jacobus maior: Ach Meiſter, lieber Meiſter mein!

Philippus: Kein Stund kennen wir ohn dich ſein!

Bartholomeus: Wir kennen doch gar nit grothen[1]) dein.

Jacobus minor: Wir ſetzen dran Leib,

Simon: Ehr,

Judas Thadeus: und Blutt.

Thomas: Jch glaub nit, daß einer hie ſey, der dis nit thut.

Matthäus: Mitt dir wellen wir alle ſterben.

Petrus: Und zugleih mit das Himelraih erwerben.

Sie ſtehen auff von Eſſen.

Salvator agit gratias:
Wir wellen danken tzu diſer Stund
Gott, meinem Vatter, von Herzengrundt
Umb ſeine vetterlihe Goben
Die wir von im empfangen hoben.

Agit gratias und ſagt weitter:
Jez wellen wir zum Ölberg hin,
Wer ein Schwert hot, der nems auh mit ihm

Und gehn ein Weil fort und ſagt:
Jn diſer Naht, da wert ihr euh
An mir ergerten all zugleih,
Wie dan die Schrifft dorvon thut ſagen,
Das man werde den Hirten ſchlagen,
Und die Schoff ſeiner Herdtt
Werden zerſtreit ſein auf Erdt.
Wan ih aber wirdt aufferſtehn,
Will ih vor euh in Gallileam gehn.

Petrus: Und wan ſich ſchon die andern all
An dir ergren in diſem Fall,
Wolt ih mih doch zu keiner Zeit
An dir nit ergren in Ewigkeit.

Salvator: O Petre, was thuſtu du da veriehen[2]),
Eh der Han heut zweimol wirt krehen,
Wirſtu mih dreimol verlaugnet hon.

Petrus: Ach du mein lieber Herr und Gott,
Bei dir bleib ih in aller Nott.

Salvator: Petre, du ſolt ietz mit mir gehn,
Auh Jacobus, Johannes, diſe zwen,
Jn den Garten, Getſamene gnandt,
Daſelbſt wellen wir zu Handt
Verrichten unſer Gebett allein,
Jr aber, liebe Kinder mein,
Solt meinetwegen nit trauren[3]) ſehr,
Dieweil ich gar bald widerkehr.

[1]) Wir können deiner nicht entbehren.
[2]) ſprechen, bekennen, beteuern.
[3]) Im Original ſteht: trawuren.

Digitized by Google

Ein Laid und auh Traurigkeit
Will verkeren bald in Freudt[1]).
Derhalben geht haim ietzt all zu gleih,
Der Frid meines Vatters sei mit Euh.

Und gesegnet die acht Jünger. Sie gehn traurig ab.

Salvator ad 3 discipulos:
Mein Seel, die ist betriebet sehr.
Ihr meine liebste Jünger
Setzt euh ein Weil an die Stett,
Bis das ih dort hin geh und bett,
Und wacht mit mir ein klaine Zeit,
Dan meine Stund, die ist nit weit.

Und geth zum Öllberg und bettett:

Abba, du liebster Vatter mein,
Wen es ist der Wille dein,
So nim von mir dis Leiden groß,
Doch dein Will geschehe ohn Underloß.

Und bleibt knieend, felt ein Weil auf sein Angesiht auf die Erdt und steht dan wider auf und seufftzet.

Actus tertius.

Musica.

Judas kombt zu Caipha, klopfft an und sagt zum Knaben, der ihm aufthut:

Sey gegrist, wo ist dein Her?

Jung: Ich sag dir Dank, was wilt seiner?

Judas: Ich hab was Wichtigs anzubringen,
Darumb so hilf mir zu den Dingen,
Ich muß bald bei deim Heren sein.

Jung: Sag nur mir an den Handl dein,
Personlich loß ich dich nit herein.

Judas: Dismal es nit geschehen kan,
Du kanst ims nit recht zaigen an.
Ich muß personlich bei ihm sein.
Die Sach ist nit zu klein.
Wilt ims nit sagen, so los es stehn,
So muß ich wider mein Strossen gehn.

Und als wolt er fort gehn.

Jung: Nun, nun so verziehe ein kleine Weil.
Mein Heren will ih gschwinder Eil
Zu dir haißen heraußer gehn.

Und geht hinein. Judas sagt:

So geh gschwindt! Wie lang muß ich stehn!
All Sach meines Meisters, die will ih gar
Meniglich machen offenbar.
Ih wolt ietz mit groß Verlangen —
Dort kombt Caiphas gleih gegangen.

Caiphas: Ih hab von meinem Jung verstanden,
Es sei ein Man alhie verhanden,
Derselb hab mihr an dem Ort
Fürzubringen etliche Wortt.

Judas: Sei gegrist, Caipha, lieber Her!

Caiphas: Ih dank dir, was ist dein Beger?

Judas: Nit gar fils. Ih hab ohn grosser Heit in der Statt in aller Früe [Mieh
Von etlihen Schrifftengelehrten fein
Verstanden, daß sie alle sein
Meinem Heren so feind und so gram,
Das ih mih gleih seiner selber scham.
In Suma: Ein jeder gern het
Jesum von Nazareth.
Dieweil ih nun sein Jünger bin
Und wais als groß und kleins von ihm,
So wolt ih ihm, wan ihr nur welt,
Euh verkauffen umb ein Summa Gelt,
Doch zeigts zuvor den andren an,
Das ich mich dornoch richten kan.

Caiphas: Ist gut, ih hörs von Herzen gern.
Tue nur in zwei Stunden widerkehren.
Dornoch wellen wir mit gemainem Hauff
Schon mit dir machen einen Kauff.
Ih wills iezundt mit der ganzen Gmain
Alsbald und gschwindt zu wissen thon.

Sie gehen alle beid ab.

Salvator ad discipulos:
Ach liebe Jünger, was schloffet ihr?
Mein Petre, kanst nit wahen mit mir?
Erfilst also die Verhaißung dein,
Das du welleſt allzeit bei mir sein,
Und kanst nit (ein) Stund wahen mit mir.
Mein Simon Petre loß sagen dir,
Wie wolstu dan dein Leben für mih
In Todt dorgeben williglih?
Derhalben wahet und bettet bald,
Das ihr nit in Versuchung falt.
Der Geist ist willig und geneigtt,
Das Fleisch sih aber schwah erzeigt.

Und geht wider zum Öllberg.

Ach Vatter, liebster Vatter mein,
Kan es dan gar nit müglih sein,
Das diser Kelch ietz von mir geh,
Ich trink in dan, doch dein Will geschehe.

Und bettet als zuvor.

Scriba, Caiphas und Annas gehn miteinandren ein[2]). Scriba sagt:

Ir Heren ihr habt wol vernommen,
Das neulih ein Man zu Caipha komen
Und ihm angebotten da an der Statt
Jesum, sein Heren, von Nazareth.
Den wolt er uns zu kauffen geben
Und thet in frogen auch dorneben,
Was man ihm wolt geben bar,
Wolt er sein Meister ganz und gar
Übergeben uns in unsre Hendt,
Wie er diß dan vor Caipho bekentt.
Also thet mir Caiphas zeugen an.

[1]) Hier steht: frwdt.

[2]) Am Rande: Ein ieder geht aus seim Losament.

Digitized by Google

Annas: Den Sachen wissen wir schon zu
Damit wir in auf ehist bekomen. [thon,
Het sonst was anderst für die Hand gnomen.
Dieweil wir aber haben verstanden,
Das solches Caipho komen zu handen,
So ist von neten, das wir in bald
Bekomen mehten in unsren Gwalt,
Dan er uns etlih Jor her schon
In unsrem Landt vil Abtrangs thon.
Was gdunkt euch, ihr Heren mein.

Caiphas: Der Rott gedunkt mih gut zu
Das wir Juda noch Begeren [sein
Auß gmainem Kasten etwas verehren.
Dieweil er auh sein Junger ist
Und alle Sachen ihm wol bewist,
Kan er derhalben all seine Sachen
Uns allen gar woll kompar[1]) machen.
Dorumb wer mein Roth und Will,
Das man ihms anzaig in der Still.

Scriba: Ich will ims alsbald zu wissen
Wie wol, dort kombt er selber schon. [thon.

Judas: Ich komb ietz wider nach ewrem
Wie mih dan Caiphas beschiden her. [Beger,

Caiphas: Wir haben die Sachen hoch
Die du bei mir host angebrocht. [bedocht,
Noch eins aber, thu mih reht verstehn,
Wiltu unsren Knehten allen vorgeh(n),
Wan sie ihn werden greiffen an?

Judas: Ich will allzeit sein vornen drann,
Des meht ihr mir woll Glauben geben.
Was frog ih noch meines Heren Leben!
Darumb will ih ihn euh verrothen
Dieweil man seiner wol kan grotten[2]).
Sein Weg und Steg, die weis ih woll,
Auh wie man ihn mit List(en) fangen soll.
Es sezt doch so fiel Fastens und Betten bei ihm,
Das ih seiner schon vertrissig bin.
Bei ihm kan ih (n)immer sein.

Caiphas: Wir beschweren dih bei unsrem
Das du uns sagest mit einem Wort, [Gott allein,
Wo zu finden sei dasselbig Ortt
Da man ihn mit Listen greiffen kent,
So wellen wir dir alsbald und bhendt
Dreissig Silberling auszalen bar.
Dorumb sag fein, lautter und klor,
Wo er am besten zu bekomen sei.

Judas: Das will ih euh allen sagen frei.
Ein wenig draußen vor der Statt,
Alda es einen Garten hat,
In dem do bett er offt zu Handt
Mit seinen Jüngern allensampt.
Dorzu sag ih zu diser Frist,
Das er iez schon im Garten ist.

Sie beratschlagen sich heimblich ein Weil, dornoch sagt Scriba:

Scriba: Wie heist der Gart, das sag behent

Judas: Getsamene wie(!) er gnantt.

Caiphas: So wellen wir gschwindt in
Alsbald iez einen Fortgang mahen. [diser Sahen
Es ist fil böser, ein Mensch sterb,
Dan das das ganze Volk verderb.

Scriba: Es kent noch dem Gdunken mein,
Jetz am allerfüglisten sein.

Annas: Und sonderlih zu diser Frist,
Dieweil er ietz im Garten ist.

Sie beratschlagen sich noch ein Weil.
Scriba gib ihm das Gelt.

(Scriba): Sehin Juda noch deinem Beding
Da host dreissig Silberling.
Nim dieweil mit dem vergutt,
Biß einmol beßer werden thut,
Und schau fein flissig dorbei,
Ob er noch im Garten sei,
Und wen du in finst, so zeig uns an,
So wellen wir dir bald Beistand thon.
Drumb gehe hin und komb bald wider her
Und bring uns gute neue Mehr.

Judas: An mir sols dismol nit erwinden
Ich will ihn wol im Garten finden.

Und geht ab.

Scriba: Den Aufrüerer wellen wir bald,
Hoff ih, bekomen in unsren Gwalt.

Caiphas: Kein beßren kenten wir haben
Der uns die Sach so woll außriht [niht,
Als Judam, den gtraien Man.

Scriba: Fürwor, wir wellen ins gniessen
So lang er lebt im günstig sein. [lon[3]),

Annas: Wir miessen iez, ihr Heren mein,
Fleissig schauen um unsren Leut,
Das sie sih risten zu dem Streit.

Caiphas: Es ist wor, so gehen wir
Vileiht kompt schier der Judas fir.

Sie gehen ab und schauen umbs Gsindt in Caiphas Haus.

Salvator ad discipulos:
Ach, liebe Jünger, nemet war
Und schlost doch nit in solche Gfar,
Dan ietz nit Zeit zum Schlosen ist,
Sondern wachet und bettet, wie ihr wist.
Darumb steht auf und wahet mit mir,
Dan die Stund wirt komen schir,
Das ih von euh gnomen wirdt.
Steht auf, steht auff von der Erdt.
Wachet und betett mit mir bald,
Das ir nit in Versuchung falt.

Geth wider zum Gebet.

Ach Vatter, liebster Vatter mein,
Wen es ist der Wille dein,
So nimb von mir dis Leiden groß,
Doch dein Will geschehe ohn Underloß.

---

[1]) kundbar.
[2]) lassen.
[3]) Man kann seiner entbehren.

Digitized by Google

Angelus: Ach Jesu Christe, Gottes Sohn
All Krefften in des Himels Thron
Haben für dich den Vatter dein
Gebetten, obs kind müglih sein,
Das diser Kelh doch von dir geh,
Aber allein sein Will geschehe;
So hot der ewig Vatter dorneben
Den Krefften des Himels solch Antwort geben,
Es wer sonst keiner, der da meht
Von Todt erleßen das menschlih Gschleht
Als Du Jesu, o Gottes Sohn,
Kanst solches alles verrihten schon
Mit deinem rosenfarben Blut,
Das sie erwerben das ewig Gut
Und all dornoch mit dir zugleih
Kennen leben im Himelreih,
Das ist der Will des Vatters dein,
Derhalben wellest gtröstet sein.

Salvator: Für der ganzen Welt Hail will
Das ih ihr nur kan Gnad erwerben. [gern sterben,

Und kniet stil wie zuvor.

Caiphas, Scriba, Annas gehn wider ein

Caiphas sagt:

Judas hot uns solang fürglogen,
Biß er uns hot umbs Gelt betrogen,
Weil ehr so lang thut außbleiben.

Scriba: Es darff ihn woll sein Gwissen
Das ehr uns all unsre Sachen [treiben
Wider soll hinderstellig machen.
Doch sihe ih in für frimer[1]) an.

Annas: Jo woll, er ist ein redlih Mann,
Ich kenn ihn schon for etlih Joren
Hab nie nichst beß von ihm erfahren.
Glaub auh nit, das ers thon wer[2]).

Caiphas: Dort kompt er gleih ohn alles [Gfer.
Nun, Juda, wie stets umb die Hendel dein?

Judas: Mein Handel kent nit bößer sein.
Ih hab in so fleißig ausgspätt
Jezt verhart er gleih in seim Gbett.
Kein bößer Ort wist ich zu finden,
Da man ihn kente besser binden
Als eben da, drumb wellen wir ihn gschwindt
Überfallen mit all unßrem Gsindt.

Caiphas ad puerum: Gehe hin Jung,
sag dem gmain Peffel[3]) an,
Das sie gschwindt komen auf den Plan
Mit allerlai Woffen in gmain,
Mit Schwerten, Stengen, groß und klein,
Sie miessen da mit Juda gehn,
Das übrig wern sie schon verstehn.

Jung: Sie sein dermossen schon gstaffiert
Aufs allerböst, wie sihs gbürtt,
Doch will ihs ihnen nach deinem Beger
Alsbald anzeigen, die neie Mehr.

Und geth ab.

Annas: Nun, Juda, kehr an guten Fleis,
Versuch dein Heil auf allerlei Weis,
Damit wir kenten den Menschen haben,
Mit noch mehr Gelts wellen wir dih begaben.

(Judas:) An mir habts gar ein frommen Mann.
Ih will es alles auffs fleißigst thon,
Was mir nur wirt müglih sein.

Der Jung kombt mit dem Peffel.

Scriba: Dort kombt gleih der Peffel herein.
Diß nim mit dir und fier es fortt.

Caiphas: Brauch es nur noch deinem Willen,
Den Auffrürer wellen wir gar bald stillen.

Judas: Wollan, so folgt mir noch, ih bitt,
Es darff sih keiner förchten nitt.
Ih will den ersten Angriff thon,
Dornoch kindt ihr ihn binden schon.
Aber doch merket auch darbei,
Bei ihm senst (!) sonst noch andre drei,
Und aus denen ist einer, auf mein Pflicht,
Der meim Meister gar änlih sicht.
Auf das ihr aber den rehten eben
Erdapt, will ih euh ein Zeichen geben:
Welhen ih küssen werdt an dem Ortt,
Der ists, den greiffts und fürt in fortt.

Oberhaubtmann: Meinstu, wir sein also verzagt.
Wir habs (!) wol öffter in die Schantz gwogt.
Schau nur du auff dih allein,
Wir kennen schon rehten drein.

Sie gen all ab, Caiphas, Annas, Scriba,
ein jeder in sein Losament.

Salvator: Ach liebster Vatter in der Hech!
ad discipulos:
Ach was schloft und ruhet ihr hie
In solcher Gfor, in solher Mieh,
Da doch die Stund verhanden schon
Das Jesus Christus, Gottes Sohn,
Soll überantwurt werden bhent
Alsbald iez in der Sünder Hendt.
Der mih verroth, den sie ih steh(n)
Sets[4]) auf, wellen ihnen entgegen geh(n).

Und gehn ein wenig fortt.

Salvator: Wen suht ihr da an dißer Stett?

Der Pöffel: Wir suhen Jesum von Nazaret

Salvator: Ih bins, der euh entgegengeht.

Sie fallen hinder sih auf die Erdt.

---

[1]) frömmer.
[2]) werde.
[3]) Pöbel.
[4]) Sehet auf. Vielleicht auch verschrieben statt: Stets auf = stehet auf.

Digitized by Google

Salvator: Wen suht ihr hie an diser Stett?

Der Pöffel: Wir suhen Jesum von Nazaret

Salvator: Ih habs euh gsagt, das ih der sei,
Den ihr hie suht mit grosem Gschrey.
Dieweil ihr mih allein begehrtt,
So thut, wie ihr seit angelehrtt,
Aber doch lost mir dise gehn,
Petrum und auch die andern zwehn.

Judas küst ihn.

(Judas:) Sey gegrüst, lieber Meister mein!

Salvator: Freundt, worumb bistu komen
Ach Judas, wiltu verrothen thon [herein?
Mit einem Kuß des Menschen Sohn?

Oberhauptman greifft in an.

(Oberhauptmann:) Huy, zaubrisch Dieb, gib dich gfangen
Wir haben offt mit groß Verlangen
Auff dich gelauret und gwartett.

Judas stilt sih dorvon.

Gehe hin, du mit der Hellenbartt,
Gib her die Ketten und Strick bhendt.
Nun, nun, was stestu? Bind ihn gschwindt,
Ih gib dir sonst selbst eins in Grindt.

Petrus: Was thut ihr meinen Heren [plogen?
Her, sollen wir mit dem Schwert drein schlagen?

Und weil er noch reth, schleht[1]) er noch dem Malcho.

Salvator: Los sie machen biß hieher
Host nit gmerkt auf meine Lehr?
Wer dich schlecht[1]) auff ein Wang mit Wieten,
Dem solstu auch das ander bietten!
Darumb, Petre, vernimb mein Wortt:
Steck das Schwert an seinen Ortt,
Dan der das Schwert nimbt auß aigner Maht,
Wirt mit dem Schwert selber umbgbroht.
Oder meinstu nit, das ich wol kent,
Mein Vattren bitten, das er mir sendt
Engel von Himel, die bei mir ston,
Mehr als 12 tausent Legion.
Wie wurde aber die Schrifft erfült?
An mir nimb dir (ein) Ebenbildt.
Es muß auch dißmol also sein,
Dorumb gib ich mih willig drein.

NB. Weil Salvator rett, gehn die Kriegsknecht dieweil mit den Ketten umb, als wan sie alle verwirt, aber doch er muß schon gebunden sein.

Ad turbam:

Als zu einem Mörtter seit ihr gangen,
Mit Spiessen und Schwerten mih zu fangen,
Da ich doch täglih bei euch war,
Im Tempel geprediget offenbor,
Und ihr habt, wie ietzund pflegt,
Gar nie an mich ein Hand anglegt.

Oberhauptmann: Geh nur fortt, ist
Das wir haben gebunden heit. [noch wol Zeit
Wir wellen dich wol zaubren lehren,
Teuffel außtreiben und die Leuth verkeren.

Und fieren in fort mit grosen Gschrey.

NB. Petrus und Johannes folgen immer noch. Musica. Maria mitsambt drei [Weibern.

Maria klagt:

Gar baldt hot sich mein Wohn und Freudt[a])
Verkert in großes Herzleitt.
Nun ist albreit mein liebes Kindt
Gefangen vom phariseischen Gsindt.
Die haben in mit allem Fleis
Gebunden unbarmherziger Weis
Mit Ketten und Stricken sein schneeweise Hendt,
Auch gantz grimmiglih seine heilige Lendt,
Und haben in ietz mit großer Begirtt
Von einer Gassen in die andren gfiertt,
Biß sie ihn mit grossem Gschrai und Saus
Gebrocht haben in Annas Haus.
Ach Jesu, du mein gliebter Son,
Was wers (!)[a]) dir nit noch für Pein anthon!
Ach weh, ach weh, mein mütterlihs Herz
Vergeht mir iezt vor eitel Schmertzen.
Ach worumb solt ih nit trauren sehr!
Darumb, o du mein Gott und Her,
Hot solches verdient das menschlih Gschleht?
Los über es gen dein Urthel und Reht
Und riht es noch ihrer Missethott,
Wie es ein iegliher verdienet hot!
Verschon, o Her, mein mütterlihs Hertz
Und wende dißen grossen Schmertzen,
Sonst muß ih allein von Unmaht mein
Des Tottes bald gewertig sein.

Angelus apparet.

Los ab, Maria, ab disem Klagen,
Das thue ih dir auß Befelch Gottes sagen,
Dan er, welhe alle Ding regirt,
Hott ietz dein Seuffzen auch erhert.
Jesus, sein und dein gliebter Sohn,
Allein das Werk verrihten kan.
Er allein ist zu eim Mittler gstelt,
Das er erlöß die ganze Welt.
Derhalben, Maria, Du Jungfrau rein,
Wolst iez von mir gtröstet sein.

Und naigt sich gegen und get ab.

Maria sagt zu den 3 Weibren:

Nun will ich gleih mein lieben Sohn
Sein Vattren bfelhen ins Himelthron.
Derselb wirt, hof ich, in kurzer Zeit
Enden mein großen Traurigkeit.

Sie gen alle 4 ab.

[1]) Schlägt.
[2]) werden sie.

[a]) Frwdt.

Digitized by Google

Epilogus des ersten Teils.

Nun haben wir mit Glück und Heil
Auf heut volendt den ersten Theil,
Den Passion Christi, sein Stossen und Plagen
Und was sih heut hat zugtragen.
Wils Gott, morgen auf dem Ortt
Wellen wir weitter faren fort,
Den andren Thail auch traktiren eben,
Sovil uns Gott Gnad wirtt geben.
Drumb lad ich euch all in einer Sumen,
Wolt morgen wider herein komen
Und diße Histori auff den Plan
Fleissig sehen und heren an,
Was doch zu Jerusalem in der Statt
Für ein Ausgang lestlih gnomen hot.
Gott, das wir morgen all frisch und gßundt
Zusamen komen umb die N. Stund.

2a pars.

Actus quartus.

Prologus des andren Teils an dem Charfreitag.

Nun kom ich wider nach meiner Sag
Getretten auf den heutigen Tag.
Was man heut traktiren werdt,
Habt ihr schon gestert von mir ghert.
Den andren Thail im Passion
Werden wir traktiren auf dißem Plan.
Nemlih wie Christus von den Juden Schar
Auf heut von meniglih verspottet war,
Wie er ein Gaß nider, die ander auf
Gefiert ist worden, darumb merkt auf,
Wie er gegeißlet und gekrönt,
Damit wir wider wurden versönt,
Wie er auch sein Kreiz ohne Verdriessen
Selbs auff die Rihtstatt hot tragen missen,
Wie er hernoch von Schergantenorden
Mit Hend und Fies darauff gnaglet worden;
Letzlih, wie sih die zwen from Alten
Nicodemus und Joseph haben ghalten,
Wie sie ihn gütig nahmen herab
Und legten in ein naies Grab.
Dorauß wir haben vil schener Lehren,
Wie wir von Epilogo werden heren.
Wolt derhalben alle Mann und Frauen
Ein klein Weil aufmerken und zuschauen.

Itzt geth Annas mit den Seinen sambt Christo heraus[1]).

Wie ich vermerk, so werden sie bald
Christum herausfiren mit grossem Gwalt.
Drumb ich mich nit lenger, somen[2]) will,
Und meiner Wort ietz machen vil.

Annas geth ein, die andren füren Christum hinden noch. Die Tirhietrin stelt sih iez für die Thier des Caiphae.

Annas ad Salvatorem:

Nun ich frog widrumb gleihermossen
Wie ich dich drin hab frogen lossen,
Was host für Jünger oder was host gleehrt,
Oder wer hat dein Predig zughert,
Daselb sag mihr an disem Endt.

Salvator: Ih hab frei offentlih glehrt und
Wol durch das gantze Jüdischlandt, [bekentt
Auch vor den Juden allensamtt
Im Tempel und vor iederman.
Frog die drumb, die es geheret hon,
Die werden dirß woll sagen eben.

Malchus percutiens:

Solstu dem hohen Priester solchen Antwurt [geben?

Salvator ad Malchum[3]):

Hab ich geredt das unrecht sey,
So thue mir diß beweisen frey.
Hab ich aber geredet recht,
Was schlechstu mich dann, lieber Knecht?

Annas: Was soll ich lang da machen mit
Fiert ihn zu meim Alden Caipha hin. [ihn,
Der Sach wierdt er schon wissen zthon,
Zeigt ihm darneben mein Willen on,
Sprecht, ich wöl baldt auch bey ihm sein.

Und geht in sein Losament.

Oberhaubtman: Wir wölln ihm diß anzeigen fein.
Doch, last uns den Zaubrer anderst binden,
Was gilts, wir wölln im ein Herrn finden.

Sy fiern ihn fort zu dem Caipham.

Magt: Diser war auch mit Jesu von Nazareth.

So balt sy das sagt kert der Schober sich zu St. Peter und sagt:

(Schober:) Hör, was das Mensch da von dir rett![4])
Bist du auch des Menschen Jünger einer?

Petrus: Mein Lebtag bin ich gwesen keiner.
Mein Freindt, was thustu da verjehen?
Ich hab ihn mit Wissen nie gesehen,
Sein Jünger mecht ich nit sein, das glab mir.

Schober: Ich wolt es auch nit ratten dir.
Bistu einer so troll dih fort,
Das sag ich dir bei einem Wortt,
Oder du solt auch wie der Maister dein
Von uns auch also gebunden sein.

Und gehn albed, Petrus und Schober, algemach nach Caipha Haus.

Petrus schitelt den Kopff und sagt:

(Petrus:) Ich weis nit, was du sagst, ich bins nit.

[1]) Diese Spielanweisung ist von Johannes Geiger selbst am Rande nachgetragen.
[2]) säumen.
[3]) Von hier schrieb wieder P. Laurenz Widman.
[4]) Von diesem Vers ab wieder die Schrift des Verfassers.

Digitized by Google

Oberhaubtman klopfft bei Caipha an und sagt, wan er Caipham sicht:

(Oberhauptmann:) Der Hoheprieſter Annas, dein Aiden,
Hatt uns da her zu dir beſcheiden
Mit diſem gottslöſterlichen Man.
Hat uns darneben gezeiget an,
Du wiſſeſt wol nach deinem Willen,
Wie man ſoll ſolche Verfierer ſtillen.
Wie ich auch hab von ihm vernomen
So wirt er ſelbs perſönlich komen.

Caiphas: Habts ihn einmal zuwegen
Dem wir ſolang getrachtet nach? [pracht,
Verziechts ein Weil allhie bei mir
Biß daß die andern kommen fir,
Dan ich allein mit diſem Man
Wenig oder gar nichts richten kan.

Zu dem Oberhauptmann:

Mein, was kan er für künſtliche Sachen?
Kan er auch alte Leit jung machen?
Mein, ſpilts die Weil mit im die blinden Meis,
Oder kan er ſonſt etwas Neis?

Oberhaubtman: Er kan alles aus der
Ein Schand iſts, das ichs ſagen ſoll. [Maſſen wol,

NB. Annas und Scriba gehn mit ſambt ihrem Gſind ein. Caiphas zu den Leutten, die zu ihm komen:

(Caiphas:) Ich hab gleich erſt an euch ge-
Sie haben den Menſchen da zu mir bracht, [baht,
Dem wir ſolang haben nachgeſtelt.
Ich mecht wol wiſſen, wie er euch gfelt.

Scriba: Mir gfelt er wol, das ſag ich
Weil er ſich für Meſſiam außgeben. [eben,

Annas: Von mir iſt er verdampt zum Todt,
Weil er ſich ausgeben hatt für Gott.
Thuet ihr ihm gleich, wie ihr welt.

Caiphas: Heit iſt ein Ratstag angeſtelt
Über ihn, darinn in meinem Saal,
Drumb kommen die Hern allzumal.
Der Hacken welln wir ſchon ein Stil finden.

Zu den Juden:

Ihr aber thut ihn böſſer pinden,
Damit er euch etwa nit entlauff,
Darumb ſo ſchauet fleiſſig auff.

Sie gehn all hinein mit Caipha.

Oberhaubtman: Hoho, er ſoll uns nit entlauffen,
Wolten ihm ehe all ſein Haar außrauffen.

Und[1]) fieren ihn auch hinein. Die Thirhieterin ſteht hinder der Thir. Joannes ſagt zu der Tierhieterin:

(Joannes:) Liebe Thirhieterin mein,
Los den guten Freind auh herein.

Tierhieterin: Ey er hot nichſt herin
Dorzu kent man in doch ſchon. [zu thon,
Es iſt auch — mein Glick — woll bewiſt,
Das er auh einer ſeiner Jünger iſt.
Mein, ſag die Worheit, ih ſelbs ih bitt.

Petrus: Ja woll, ih ken den Menſchen nit.
Es wirdt fileiht ein andrer ſein.

Magt: Man kent dich woll an Kleider dein,
Was darffſt lang laugnen, du biſt ſein Kneht.

Petrus: Weib, du thuſt mir gwalt Unreht.
Ih hab den Menſchen nie erkentt,
Ih weis auh nit, wie man ihn nentt.
Will gſchweigen dem ich erſt allein
Solt ſein Jünger und Diener ſein.

Gallus cantat primo.

Magt lot[2]) ihn ein: So geh nur fort, ich
Kein Menſch mih überreden ſoll. [ken dich woll,

Er geth nein.

Wie ich gſagt, da bleibt es bei,
Daß er auch einer ſeiner Jinger ſei.

Sie geth auch hinein.

Musica.

Caiphas geth mit allem Gſind wider heraus ſambt die zwen falſchen Zaigen, ſezt ſih nider und ſagt zu den Scherganten[3]):

(Caiphas): Nun fierts ihn her auf dieſen
Auf das er euh auch heren kan, [Plan,
Bringt ewere Wortt iezund für,
Dornoch wiſſen zu handlen wir.

Der erſte falſche Zaig:

Herr Caiphas und auh andre Hören,
Wir habent ghört nohent und feren[4]),
Das der Menſch, der da ligt in Bandt,
Faſt hab verfürt das ganze Landt,
Wie ſich dan drin in gmainen Rott
Solches offentlih befinden hot.
In Gallilea het er angfangen,
Die er mit ſeiner Ler bethörtt,
Derhalben iſt er des Todtes wertt.

Der 2. falſche Zaig: Ih hab aus ſein Mundt gheret zwor,
Er well unſren Tempel gantz und gar
Abbrehen und in dreien Tagen
Einen andren bauen, thet er ſagen,
Aus man wol vernemen kan,
Das er verfieret jederman.
Dorumb ſo ſoll man in dermoſſen
Meiner Zaignus wegen (n)immer leben loſſen.

Caiphas ſteht vom Stul auf und geth zu Chriſto und ſagt zu ihm:

---

[1]) Von hier ab wieder die dritte Hand.
[2]) läßt.
[3]) Am Rande: Chriſtus fiert man hinden noch.
[4]) nah und fern.

Digitized by Google

(Caiphas): Antwurtest du nicht zu denen
Die diſe wider dich fürbringen? [Dingen,

Salvator ſchweigt ſtill.

Caiphas: Ich beſchwer dih bei dem leben-
Das du uns ſageſt iezt ohn Spott, [digen Gott,
Ob du ſeieſt Chriſtus, Gottes Son,
Wie du dich dan hoſt ausgthon.

Salvator ad Caipham:

Du hoſt es iezund ſelbs bekent,
Das ih wirtt Gottes Sohn gnentt.
Doch ſag ih euch: Von nun an
Wert ihr ſehen des Menſchen Sohn
Sizet zur Rechten Gottes mit Kraft,
In Wolken komen ganz ſighaft.

Caiphas zerreiſt zorniger Weis ſein Kleid und ſagt:

(Caiphas): Er hot Gott gleſtert, der
Was derfen wir weiter Zaigen thon? [Man,
Nembt wor dis, was wir len(g)ſt begert!
Was gdunkt euh ihr lieben Heren?

Annas, Scriba, auch andre zwen ſchreien:
Der Menſch (ſoll) gkreuziget werden!

Und gehn all ab, ein ieder in ſein Loſament, aber Caiphas ſagt zu den Kriegsknehten:

(Caiphas): Loſt ihn euh die Naht befolhen
Biß wir morgen komen herein, [ſein.
Gebts ihm gute Büff und gute Biren,
Und thut in dapfer durch Narſail firen.

Und geht auch ab in ſein Loſament. Oberhaubtman nembt in und ſezt in weil nider, ein weil binden ſie in an ein Seil und treiben allerlai Boſſen mit ihm, aber doch ſpillen woll, andre reden.

Oberhaubtman: Und biſtu Chriſtus, Gottes Sohn,
Mein, worumb hoſtu dich dan fangen lohn?
Kombts her, Burſch, wir wellen ihm die Weil
Vertreiben gar in gſchwinder Eil.

Klingenbeck, ein Soldner:

Ich muß mih wahrmen mit Gwalt,
Wie iſt nur ſo grimig kalt!

Und geth zu Feur.

Membart, auh ein Soldner:

Ih will auch ein Weil zum Feur hin,
Dan ih ſchir gar erfroren bin.
Blogts ihn mit Fauzen[1]) umb und umb
Biß das ih wider zu euch komb.

Und geth auch zum Feur.

Petrus[2]): Nun, welts euch auch wermen
Ich hab mich auch gewermet ſchon. [thon,
Muß gehn und ausrichten meine Sachen.
Mein, was wirt man mit dem Menſchen machen?
Oder wer iſt er, wo kombt er her?
Mein Freund ſag mirs, ich bit dich gar ſehr.

Membart: Was ſoll ich lang berichten dich,
Kenſt ihn doch ſelbs böſſer als ich,
Was darfſt mich da lang fragen.

Petrus: Mein Freund, was tuſt du da [ſagen?

Klingenpeck: Wan ich die Warheit will veriehen,
Hab ich dich doch ſelbs in Gartten gſehen.
Du biſt ſein Jünger, ſei nur mit Frid[3]).

Petrus: Jod nai Badonai, ich bin es nit.
Der Menſch, der iſt mir unbekant,
Von dem man mich zeugt zu Handt
Das ich ſoll auch ſein Jünger ſein.

Membart: Ich ſag es bei der Treie mein,
Laß auch nit überreden mich,
Das deine Sprach verrättet dich.

Klingenpeck: Du biſt ein gallileiſcher Man,
Das will ich dir beweiſen than. [Man,

Petrus: Barachami zachai, wie offt mus
Ihr ſolts doch warlich nit begeren. [ich ſchweren,

Gallus cantat secundo. Salvator aspiciens Petrum. Petrus geth ab und weinet bitterlich.

Membart: Wie kennen wir die Leit ſo wol weinet machen!

Klingenpeck: Wir wellen wider gehn zu unſeren Sachen!

Und gehen vom Feur weg zu den andern, da man Salvatorem helt.

Membart: Nun, wie ghabt ſich der Judenkönig?

Klingenpeck: Iſt er noch nit unſinnig?

Oberhaubtman: Ja wol, er iſt wol
Er kan nichts ſagen vor lautter Freid. [auff heit,

Oberhaubtman verbindt im ſein Angeſicht, Membart ſchlecht ihn,

Klingenpeck ſagt: Weisſag uns, Chriſte, wer hat dich gſchlagen?
Laß ſchaun, kanſt mir die Warheit ſagen.

Oberhaubtman: Was fragſt ihn lang, er weis alles wol,
Ich glab, du ſeiſt aller toll und voll.

Oberhaubtman zeicht[4]) ihm den Stul wegg, das er felt. Oberhaubtman ſagt:

Oho, nau, wilt unſinnig werden,
Was falſt ſo nider auf die Erden?

Sie ſetzen in wider auf den Stul.

Schober ſagt: Du zauberiſcher Maußkopff,
Der Poſſen mach mir nur nit vil, [ſitz ſtill,
Das ſag ich dir bei meinem Aid.

NB. Caiphas, Annas, Scriba mit ihrem Gſind gehn wider ein.

---

[1]) Fotzen, Maulſchellen.
[2]) Von hier ab wieder die Schriftzüge des Johannes Geiger, und blaſſere Tinte
[3]) Sei nur ſtill.
[4]) zieht.

Digitized by Google

Oberhaubtman schlecht in und sagt:

(Oberhauptmann:) Mein, laß ihn doch einmal ungeheit[1]),
Dort gehen wider etliche Hern,
Sie werden gwis den Narn begern

Sie plagen ihn dieweil, doch still. Caiphas setzt sich sambt den andern nider.

Caiphas sagt: Ihr lieben Hern, was wellen wir mit dem galileischen Menschen thon? [mit nun

Annas: Weil er offt Gott gelestert hat,
Wellen wir ihn fieren für unsern Ratt
Und ihn zum Uberfluß nochmal fragen.
Last hören, was er ietzt wirt sagen.

Scriba: Der Mensch hat schon verwirkt
Weil er sich hat für Gott außgeben. [sein Leben,
Doch wellen wir ihn nochmal examinieren,
Alsdan nach Gewohnheit ins Richthauß fieren.

Caiphas: Fierts ihn wider her zu mir.
Was wirt er ietz guts bringen fir?

Sie fieren ihn hin.

Caiphas: Bist du Christus, so sags uns
Oder hat man dich nur sonst so gnent? [bhendt,

Annas: Bist du Gottes Sohn, sags uns
Darnach so haben wir Glegenheit, [bei Zeit
Das wir dich forthin auch kennen ehrn.

Scriba: Eben diß thue auch ich begern.
Darumb so sags uns in gemein,
Das wir uns kennen richten drein.

Salvator: Sag ichs euch, so glaubt ihr
Und last mich dannoch nit mit Frid, [mir nit,
Tue ich euch aber fragen eben,
So thuet ihr mir kein Antwort geben.
Ich sag euch aber: Von nun an
Werd ihr sehen des Menschen Sohn,
Eben den, welchen ihr ietzt veracht,
In Wolkenkomen mit grosser Macht

Sie sagen all, die Söldner auch:

(Alle:) Bistu dan Gottes Sohn?[2])

Salvator: Ihr habts iez selbs gesaget [schon.

Caiphas: Waß wellen wir weiter von ihm
Dieweil wirs ietzt all selber heren, [begeren,
Dan erstlih thut er wider Gott,
Zum andren wider des Keisers Gebott,
Auch wider das römisch Regiment,
Weil er sih hot ein König gnent.
Diß haben wir alles selbs gehörtt.

Annas: Der Mensch, der ist des Todtes
Derhalben wellen wir ihn nur baldt [wertt,
Dem Landpfleger geben in sein Gwalt.

Scriba: Fürwor, das ist das allerböst,
Nur fort mit ihm noch vor dem Fest,
So können wir mit Ruehe allesam
Einnemen das Osterlamb.

Sie firen ihn fir Pontii Pilati Hauß und gar hinein.

Caiphas: So fürts ihn nur alßbald
In des Pontii Pilati Hauß. [hinauß
Wir wellen alsbald auh bei ihm sein.

Scriba: Schauts, dort kombt Judas wider
Waß wird er nur mir zaigen an? [herein,

Judas: O ihr Heren, ih hab Unrecht thon,
Daß ih euch umb ein kleine Gob
Unschuldigs Blut verrothen hob.
Kein Stund kan nit mehr sein mit Ruh.

Sie lachen und sprehen:

(Alle:) Jo wol, Juda, da sie du zu!

Scriba: Hostu gesindiget, geth uns nit an
Den Vogel haben wir (in) Henden schon.

Annas: Dorzu haben wir doch redlih bezalt.

Judas: Das Gelt ih auch nimer lenger
Maht gleih dormit, waß ihr welt, [behalt,
Ich muß fort, da hobt ihr das Gelt,
Meins Meisters will ih nimer gedenken,
An nehsten Baum will ih mich henken.
Ih hab doch weder Rast noch Ruh,
Und ihr lacht meiner noch dorzu.

Und lauft unsinniger Weis dorvon.
Caiphas schweigt ein Weil still, biß er weg ist, darnach so sagt er:

(Caiphas): Wo wirt er nur sein hingangen?
Was wellen wir mit dem Gelt anfangen?
Ich waiß nit woß man solt thon dormit.
In Gotteskasten, da taugt es nit,
Dieweil (es) eitel Blutgelt ist.

Annas: Eins Hafners Acker ist mir bewist,
Denselben wolt man verkaufen gern.
Wens euh gfil, ihr lieben Heren,
Wolten wir ihn kauffen gantz und gar
Und mit dem Gelt außzalen bar
Zum Begrebnuß der Bilger,
Welhe komen von nohen und fer.
Diß ist der best Rott, ihr Heren mein.

Scriba: Warlih, der Rott kent nit böser
Wen wir mit dem Gelt bstehn kenen, [sein,
So wellen wir ihn den Blutacker nennen,
Der Nam bleibt im dan ewiglih.

Caiphas: Diß ist das Böst, das sag auch ih,
Doch missen wir da nit lang stehn,
Sondern alßbald zum Landpfleger geh(n).

Scriba: Warten wirt er mit groß Ver-
Biß wir zu ihm komen gegangen. [langen,
Dorumb, so lost uns geh(n) all drei.
Dis auf dißmol bschloßn sei.

Annas: Mich gedunkt aber, ihr Heren mein,
Pilatus wer ietz alles unruchig sein,
Wer derhalben mein Rot an dem Endt,
Es gieng ein jeder haim in sein Losament
Und kom in einer Stund wider her.

Caiphas: Wir wellens thon noch deinen
So wellen wir heim, ihr lieben Heren [Beger,
Und in einer Stundt widerkehren,
Alßdan mit hellem Haufen gahn
Uns bei Pilato melden an.

Musica.

[1]) ungeschlagen.

[2]) Von hier an bis zum Schlusse schrieb wieder die dritte Hand.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abb. 3. Philipp Veit und Steinle, gez. von Steinle.

(Abb. 4 konnte wegen allzugroßer Feinheit des Originals nicht wiedergegeben werden.)

Digitized by Google

Der Wächter

Monatsschrift für alle Zweige der Kultur

in Verbindung mit dem Eichendorff-Bund

Begründet und herausgegeben von Wilhelm Kosch

4ter Jahrgang / 1921 / Juli-Heft / München

An Philipp

(Nach einer Wiener Redoutenmelodie)

Kennst Du noch den Zaubersaal,
Wo süß Melodien wehen,
Zwischen Sternen ohne Zahl
Frauen auf und niedergehen?
Kennst Du noch den Strom von Tönen,
Der sich durch die bunten Reihen schlang,
Von noch unbekannten Schönen
Und von fernen blauen Bergen sang?

Sieh! Die liebe Pracht erneut
Fröhlich sich in allen Jahren,
Doch die Brüder sind zerstreut,
Die dort froh beisammen waren.
Und der Blick wird irre schweifen,
Einsam stehst Du nun in Pracht und Scherz,
Und die alten Töne greifen
Dir mit tausend Schmerzen an Dein Herz.

Uhren schlagen durch die Nacht,
Drein verschlafne Geigen streichen,
Aus dem Saale überwacht,
Sich die letzten Paare schleichen.
So ist unser Fest vergangen,
Und die lust'gen Kerzen löschen aus.
Doch die Sterne draußen prangen,
Und die führen mich und Dich nach Haus.

Joseph Freiherr von Eichendorff.

Digitized by Google

Die Maler Eduard von Steinle, Philipp Veit und Joseph Settegast / Mit 5 Abbildungen

Von Johann Georg Herzog zu Sachsen

Aus dem Nachlasse Steinles, Anfang 1918 erworben, habe ich schon in dieser Zeitschrift eine Anzahl von Briefen an den Maler veröffentlicht. Es ist noch sehr viel wertvolles Material darin enthalten, so daß es sich lohnt, Weiteres mitzuteilen. Zuerst dachte ich an Steinles Verhältnis zu den beiden Brüdern Veit. Da aber Alfons Steinle im ersten Band des Briefwechsels seines Vaters die Briefe von Johannes und Flora Veit schon veröffentlicht hat, so mußte ich von diesen absehen. Diejenigen von Philipp Veit haben vielleicht um so mehr Interesse, als gerade Cardauns in dem zweiten Vereinshefte 1920 der Görresgesellschaft manches über die Beziehungen zwischen Philipp Veit und Steinle mitteilt. Hinzufügen will ich noch eine Reihe Briefe von Veits Schwiegersohn Joseph Settegast und alles durch Zeichnungen aus meiner Sammlung ergänzen.

Zuerst sei es mir gestattet, einige biographische Notizen über die drei Künstler zu geben. Philipp Veit war 1793 in Berlin als Sohn des Apothekers Veit und der Dorothea Mendelsohn geboren. Seine Mutter heiratete bekanntlich nach ihrer Scheidung den Dichter Friedrich Schlegel. Am 9. Juni 1809 wurde Philipp durch den päpstlichen Nuntius in Wien getauft, nachdem ihn vorher der hl. Clemens Maria Hofbauer im christlichen Glauben unterrichtet hatte. Sein erster Lehrer in der Malerei war der Dresdener Akademieprofessor und Galeriedirektor Mathaei, dessen Bilder uns reichlich frostig und akademisch anmuten.

In Wien bildete sich Philipp dann weiter aus unter Aufsicht seines Stiefvaters und befreundete sich mit Eichendorff. Im Jahre 1813 trat er zuerst beim Lützowschen Freikorps ein, kam aber bald in die reguläre Armee und wurde Offizier. Bei Dresden und Leipzig focht er mit und nahm den Abschied, nachdem er das Eiserne Kreuz erhalten hatte. Nun widmete er sich wieder ganz der Kunst, und zwar in Rom, wo er sich wie sein Bruder den Nazarenern anschloß. Mit ihnen beteiligte er sich an den Fresken in der Casa Bartholdi und der Villa Massimo. Von 1830—1843 war er Direktor des städtischen Instituts in Frankfurt. 1843 nahm er den Abschied, als hinter seinem Rücken das Bild von Lessing Huß in Konstanz gekauft wurde. Hierauf lebte er in Sachsenhausen und zog 1853 als Galeriedirektor nach Mainz, wo er 1877 starb. Seine Werke sind sehr zahlreich und finden sich in manchen Sammlungen. Bekannt sind besonders Italia und Germania in Frankfurt. Vermählt war er mit der Römerin Pulini, deren jüngere Schwester den Frankfurter Maler Christian Becker heiratete. Settegast war 1813 in Koblenz als Sohn eines Arztes geboren. Zuerst lernte er an der Akademie von Düsseldorf unter Schadow und zog dann nach Frankfurt, wo er Veits Schüler und dann später sein Schwiegersohn wurde. Von 1838—1843 weilte er in Italien, kehrte später nach Frankfurt zurück, wo er auch Steinle näher trat, zog mit Veit nach Mainz und starb 1890 anscheinend dort. Wenigstens lebt seine Tochter noch dort.

Über Steinle kann ich mich wohl kürzer fassen. Er war 1810 in Wien geboren. Seine Familie stammte aus dem Allgäu. Den ersten Unterricht erteilte er an der Akademie in Wien. 1818 wanderte er nach Rom, wo er sich besonders eng an Overbeck anschloß und bis 1833 blieb. 1838 ließ er sich in Frankfurt nieder und wurde dort 1850 Professor am Städelschen Institut. Die Zahl seiner Werke ist eine sehr große. Meinem Gefühl nach kann man ihn als den bedeutendsten der Nazarener bezeichnen, wenn er nicht vielleicht über sie hinausgewachsen ist. In meiner Sammlung befinden sich 551 Zeichnungen von ihm. Er starb 1886 in Frankfurt.

Zwischen Steinle und Philipp Veit sind nicht viele Briefe gewechselt worden. Freilich hat Veit überhaupt selten und ungern Briefe geschrieben, wie Cardauns

Digitized by Google

mitteilt. Das Verhältnis scheint kein besonders intimes gewesen zu sein. Wenn man den Äußerungen Veits gegenüber Lieber in dem schon erwähnten Vereinsheft ganz Glauben schenken soll, so wären sie fast feindlich gegeneinander gesinnt gewesen. Aber manche der scharfen Äußerungen Veits werden wohl Augenblicksstimmungen gewesen sein. Immerhin ist eines ziemlich sicher, daß sich die beiden nicht so recht verstanden haben. In meinem Besitze befinden sich drei Briefe an Steinle, denen sich noch einer über Steinle anreiht. Von Steinle an Veit habe ich keine. Der erste Brief Veits ist vom 27. Mai 1837. In diesem drücken sich freundschaftliche Gesinnungen aus. Welcher Karton gemeint ist, weiß ich nicht. Der Kaiser Albrecht I. wurde im Römer ausgeführt. Die erste Zeichnung dazu befindet sich in meiner Sammlung. Originell ist sein Schlußwunsch „bon fresco".

Lieber Steinle!

Gott zum Gruß! ich denke, daß Sie mit Brentano und Luttner dergestalt im Malgeschäft sind, daß Sie keine Zeit übrig haben, einen Brief zu lesen, viel weniger zu schreiben, doch bin ich Antwort schuldig und will die Einlagen wenigstens mit herzlichem Gruß begleiten. Zuerst von Kunst. — Ihr Carton ist angelangt und prangt bereits auf der Ausstellung im Roß, ferner, Sie erhalten den Auftrag, einen Kaiser zu malen (Albrecht I.) und zwar für den k. k. Präsidial-Bundestagsgesandten Graf Münch v. Bellinghausen und wir hoffen, daß dieses ein neues Band für Frankfurt seyn werde. Dann von Gunst. Denken Sie sich, daß durch eine gewisse beiderseitige Confussion, nemlich von Bernus und mir, Ihnen reine f 100 zu wenig ausgezahlt worden sind, die in baaren Stücken Frsk. zu Ihrer Disposition bei mir bereit liegen. Die Künstler sind göttliche Kerls! sagte bei dieser Gelegenheit Bernus. Nun Gott befohlen! Ich und alle die meinigen grüßen Sie und die ganze Rheineckische Colonie und hoffen, daß alles wohl seyn möge, wir sind es Gottlob! auch — bon fresco!

Frankfurt den 27. Mai 1839. gez. Ihr Ph. Veit.

Der zweite Brief ist undatiert und nur ein Bruchstück. Trotzdem möge er hier folgen, da er etwas in die Richtung hinweist, wie die Aufzeichnungen Liebers, die uns Cardauns geboten hat. Es muß sich um Mißhelligkeiten am Städelschen Institut handeln. Darnach wird er nach 1850 fallen.

Lieber Steinle!

Nie hätte ich vermuthen können, daß mein Vorschlag Ihre Empfindlichkeit in solchem Grade reizen könnte, Sie zu dem gestrigen Schreiben zu veranlassen, um so mehr muß ich dies bedauern, da es gewiß nicht in meiner Absicht lag, weder Ihre Peinlichkeitsgewohnheit noch Ihre sonstigen Pflichten dadurch zu verletzen, wie sich denn auch die hochlöbliche Administration bei dem noch so tief ausgesprochenen Danke schwerlich beruhigen wird. — Soll ich übrigens dem Eindrucke folgen, den mir Ihre gestrige Nota gemacht, so müßte ich fast voraussetzen, daß dieser Vorfall Ihnen eine nicht unerwünschte Veranlassung gegeben hat, ein Verhältnis zu lösen, welches Ihnen so „manche unangenehme Begebnisse" nicht zu ersparen im Stande war, die jedenfalls von der Art seyn müßten, daß Sie den Entschluß sich zurückzuziehen bei Ihnen hervorgebracht haben. — Gerne würde ich das Gegenteil glauben selbst auf die Gefahr, eine noch länger fortgesetzte I l l u s i o n

Der dritte Brief ist am 7. Mai 1873 geschrieben. Die Sache, um die es sich handelt, ist mir nicht näher bekannt.

Lieber Steinle!

Nachdem wie Sie wissen die Unterschrift zur offenen Erklärung gegen Kaulbach abgelehnt wurde, haben mir die Tiroler wieder geschrieben und mitgeteilt, daß man auch die Adresse von dem h. Vater a l l e i n unterschreiben könne. Ich habe nun

Digitized by Google

geglaubt, mich dem nicht entziehen zu können und habe in Gottes Namen die ächt tiroleriſche Adreſſe unterzeichnet. Da Sie vermuthlich eine ähnliche Anforderung erhielten, ſo wollte ich nicht verfehlen, Ihnen dies mitzutheilen und bin

beſtens grüßend Ihr gez Ph. Veit

Mainz 7. Mai 73.

Settegaſt iſt, wie ich ſchon ſagte, während ſeines Frankfurter Aufenthaltes Steinle nahe getreten. Letzterer war ſchon mit dem Vater Settegaſts in freundſchaftlicher Beziehung, was aus den Briefen desſelben hervorgeht. Es haben ſich vier von den Briefen des Malers erhalten. Leider habe ich keinen einzigen von Steinle. Der erſte Brief iſt aus Mainz vom 4. Februar 1859. Bei den Arbeiten, von denen er ſpricht, ſcheint es ſich um ſolche für den Mainzer Dom zu handeln. Von dem Maler Büchtemann habe ich nichts finden können weder in dem Künſtlerlexikon von Müller-Singer, noch in dem großen von Thieme. Nach den Worten von Settegaſt ſcheint er ein Praktiker geweſen zu ſein. Mosler gehört den Düſſeldorfer Nazarenern an.

Lieber Freund! Mainz 4. Februar 1859.

Ich danke Ihnen recht ſehr für die Verzierungen und will ſehen, was ich davon verwenden kann. Auf dem Carton hatte ich ſchon einige in einer andern mir mehr zuſagenden Weiſe gemacht, nicht ſo geradlinig geometriſch, mehr Laubartig. Ich glaube aber doch einiges davon verwenden zu können, wenn ich den großen Contur zeichne. An Knauth habe ich gleich Ihre Durchzeichnung des Kopfes geſchickt, habe aber noch keine Antwort erhalten, wahrſcheinlich hat er bei den kurzen Tagen keine Zeit gefunden, und habe ich ihn heute durch meinen Bruder noch einmal daran erinnern laſſen. Abrahams Opfer habe ich auch ſchon als großen Contur gezeichnet, eine ſtattliche Größe, etwas über Lebensgröße. Den Carton zum Opfer des Kain und Abel habe ich jetzt eben ſo ziemlich fertig und werde dann den großen Contur machen. Dann will ich noch einmal verſuchen die „Chriſtusfigur" appart zu zeichnen nach der mir von Ihnen überſchickten Anweiſung, ich hoffe, daß es gehen wird. Bis Mai bleibt mir auch noch Zeit genug dafür wie für die großen Umriſſe des Mittelbildes.

Der Maler Büchtemann hat mich hier beſucht, er hat mir ſehr wohl gefallen, ein ſchlichter Mann, der ſeine Sache zu verſtehen ſcheint, er ſagte mir, daß er die Kapelle in Telgte auch in einer ähnlichen Weiſe in Öl gemalt habe, riet aber von gekochtem Leimöl ab, weil darin Bleiglätte wäre, welche ſich mit Zinkweiß nicht vertrüge, es gäbe Flecken. Er gebrauchte Mohnöl, Wachs und etwas Damasfirniß mit Terpentin, die Farben bleiben matt und trockneten nicht heller noch dunkler auf. — Doch darüber gedenke ich noch perſönlich mit Ihnen und Mosler zu konferieren, indem ich gegen das Frühjahr doch noch nach Frankfurt zu kommen vorhabe. Sobald ich von Knauth die Zeichnung erhalten habe, werde ich ſie Ihnen gleich ſchicken. Was fehlt denn dem guten Welſch? ich hielt ihn für ſehr geſund, er ſieht ja aus wie das Leben. — Ich bitte mich und meine Frau den Ihrigen empfehlen zu wollen und Mosler zu grüßen.

Ihr ergebenſter Freund
gez. Joſ. Settegaſt.

Der zweite iſt vom 26. Januar 1863. Die Votivkirche in Aachen iſt ſicher die Marienkirche, für die Steinle in dieſem Jahre eine Reihe Entwürfe ausführte. Heinrich iſt der bekannte Mainzer Theologe. Nach dem Brief hat Settegaſt nicht bloß bei ſeinem Schwiegervater Arbeiten ausgeführt, ſondern auch für Steinle. Koppen war der Pfarrer in Münſter.

Mainz 26. Januar 1863.

Verehrteſter Freund!

Herr Lingens war vor einigen Wochen hier und nachdem er mir in aller Form Ihren Plan für die Votivkirche in Aachen mitgetheilt und auch förmlich wegen der

Digitized by Google

Ausführung mit mir gesprochen, bat er mich, Ihnen zu schreiben und ihn zu entschuldigen, daß er Ihnen noch nicht geantwortet hätte. Da ich aber am andern Tage hörte, daß er bei meinem Schwiegervater gewesen und dort gesagt hatte, er würde Sie in Frankfurt sehen, so hielt ich mein Schreiben für unnötig. Gestern erfuhr ich von Herrn Domkapitular Heinrich, daß Lingens Sie nicht gesprochen, sondern durchgereist sey. Er erzählte also, daß in der Satzung der Kommission der Antrag gestellt worden wäre, man solle den Düsseldorfer Kunstverein hineinziehen und der würde dann Zweidrittel der Kosten tragen. Dagegen wurde dann die ganz richtige Bemerkung gemacht, daß in diesem Falle der Kunstverein die ganze Sache auch in seine Hand nehmen und den Künstler selbst bestimmen würde, worauf natürlich der Antrag sofort zurückgezogen wurde. Da nun bedeutende Schulden vorhanden seien, habe er Lingens die Abstimmung einstweilen verhindert, da ohnedies einige Mitglieder der Kommission fehlten.

Er glaubt, wenn die Kirche notdürftig zum Gottesdienst fertig sein und dem P. P. Jesuiten übergeben würde, sich alsdann die Mittel schneller zusammen finden würden. Über Ihren Vorschlag der Summe von 5000 Thlr. sind wir, wie es mir schien, einig geworden und würde ich dafür auch die Ornamente nebst Goldgründen übernehmen.

Indessen habe ich noch eine Aquarellzeichnung gemacht für Aegidi die erste h. Comunion des hl. Aloysius und hoffe, daß Sie bald einen Abstecher hierher machen. Gestern erhielt ich auch einen Brief von unserm trefflichen Pastor Kappen, worin er mir mit Leidwesen anzeigt, daß wegen großem Deficit im Budget dieses Jahr nicht gemalt werden könnte und ein Sabbathjahr eintreten müßte. Dieses ist mir nun nicht ganz unlieb, da ich doch im hiesigen Dom in diesem Sommer noch vieles zu malen haben werde und nicht weiß, ob mir dafür Zeit übrig geblieben wäre. Wenn es mir aber möglich ist, so möchte ich doch die hl. Magdalena noch malen auf Kredit.

Die Kapelle soll in einigen Wochen ganz fertig werden. Mit vielen Grüßen von mir und meiner Frau an Sie und die Ihrigen verbleibe ich in der Erwartung Sie bald einmal hier zu sehen Ihr ergebener Freund gez. Jos. Settegast.

Der dritte Brief ist vom 28. Februar 1871. Was ich über die Arbeiten von Steinle bei dem vorigen Brief sagte, trifft hier in verstärktem Maße zu. Settegast hat also in der Aegidienkirche in Münster die Fresken nach dem Entwurf von Steinle ausgefertigt. Eine dieser, die Predigt des hl. Norbert, habe ich in meiner Sammlung.

Lieber Freund! Mainz 28. Februar 1871.

Vergangene Woche schrieb ich Herrn Pastor Kreuzer in Münster, er möchte mir Ihre Zeichnung die Messe des hl. Gregorius schicken, um danach den Carton nebst Farbenskizze zu machen. Soeben erhalte ich die Antwort, daß er die Zeichnung nebst der andern „S. Wenzeslaus", an welcher Sie etwas ändern wollten, bereits nach Frankfurt geschickt habe und ich wohl jetzt im Besitz derselben sey. Da ich jetzt nichts Anderes zu tun habe und nicht müßig seyn kann, so bitte ich Sie sehr, mir die eine Zeichnung S. Gregorius gefälligst gleich zu schicken. Den Carton von H. Thomas v. Aquin habe ich jetzt vollendet und die andere S. Benedictus und S. Stanislaus Kostka sind schon seit 2 Jahren fertig. Ende Juli gedenke ich nach Münster zu gehen und alle 4 Bilder in diesem Herbste zu malen.

Bis dahin hoffe ich mit der Malerei in der S. Castorkirche in Coblenz fertig zu seyn, woselbst ich nach Weißen Sonntag mit der Arbeit beginnen werde.

Allenfallsigen Wünschen Ihrerseits in Bezug auf die Farbengebung bei der Messe des h. Gregorius sehe ich bereitwilligst entgegen. Es dürfte genügen die Farbe des Meßgewandes des Heiligen zu bestimmen und ob Sie sich die Glorie um die Christusfigur Goldgrund gedacht haben oder nicht. Mit den freundlichsten Grüßen von mir und meiner Frau an Sie und Ihre Familie verbleibe ich

Ihr aufrichtiger Freund gez. Jos. Settegast.

Digitized by Google

Der letzte Brief ist vom 15. März 1875. Auf das im Eingang erwähnte Jubiläum Steinles komme ich noch zu sprechen. Der Maler Cornill (1824—1907) war ursprünglich Architekt und wandte sich erst während seines von 1849—1859 währenden Aufenthaltes in Italien der Malerei zu. Später wurde er Direktor des städt. historischen Museums in Frankfurt. Nach diesem Brief scheint Settegast manches in Münster auch selbständig geschaffen zu haben. Ob die Sakramentsdarstellungen auch für Münster sind, ist nicht zu ersehen. Die erwähnte hl. Juliana geht bestimmt auf einen Entwurf von Steinle zurück.

Mainz 15. März 1875

Sehr verehrter Freund!

Durch Herrn Maler Cornill habe ich heute erfahren, daß die Frankfurter Künstler Ihr 25jähriges Jubiläum als Professor des Städel'schen Instituts am nächsten Mittwoch feiern und mich zur Teilnahme an dem Fest auffordern. So gerne ich das Fest mitgefeiert hätte, mußte ich es doch ablehnen, da ich noch nicht soweit hergestellt bin von meinem unglücklichen Fall vom Gerüste in der S. Aegidikirche und mir noch der Mut fehlt, an einem Abendfeste Teil zu nehmen. Zu einem Mittagsmahl hätte ich vielleicht den Mut gehabt. Ich gratuliere Ihnen aber von Herzen zur Feier und gedenke, ehe ich wieder nach Münster gehe, Sie noch in Frankfurt zu besuchen. Obschon ich noch glücklich davon gekommen bin, da ich die ersten Tage, wie ich nachher erfuhr, mich in einer sehr bedenklichen Lage befand, so geht doch meine Herstellung sehr langsam von statten. Nachdem ich mich in Münster die erste Zeit nach meiner Heilung mit zwei Krücken und nach einigen Wochen mit einer Krücke und einem Stock und dann mit zwei Stöcken behelfen mußte, gehe ich seit Januar nur mehr mit einem Stock und seit 6 Wochen gehe ich im Hause auch ohne Stock.

Den Cyklus der 12 Aquarellzeichnungen, das h. Sakrament betreffend, hat mir der Herr Cardinal und Erzbischof von Gran abgekauft. Der Regens des Seminares daselbst Danko hatte vor 2 Jahren einige Aquarelle bei mir gesehen und frug im November an, ob dieselben noch zu haben seyn. Ich war natürlich froh, etwas verdienen zu können und schickte 5 sogleich nach Gran. Da ich die beiden ersten vor einigen Jahren in Frankfurt verkauft hatte, machte ich dieselben von Neuem nach meinen Cartons. Die 4 andern habe ich für mich kopiert, da dieselben noch nicht in der Kirche gemalt sind und jetzt habe ich die h. Juliana noch ausgeführt und auch eine Kopie für mich gemacht und werde dieselbe nebst den Übrigen in einigen Tagen nach Gran schicken.

Diese Bestellung war mir wie ein Geschenk vom Himmel, da ich ein größeres Bild, wobei man viel Stehen muß, in diesem Winter doch nicht hätte ausführen können.

Herr Pastor Kreuzer läßt mir ein Sedile zum Hoch und niedrig schrauben machen, damit die Bilder meistens sitzend ausgeführt werden können und wünscht, daß ich Anfangs Mai noch nach Münster komme. Ich hoffe, daß es geschehen kann, die Frühlingsluft wird mich wohl noch etwas stärken. Die Freundschaft und Liebe des Herrn P. Kreuzer sowie aller Bekannten und Freunde in Münster und namentlich der guten barmh. Schwestern kann ich nicht genug rühmen. Indem ich und die Meinigen Sie und Ihre Gemahlin und Kinder herzlich grüßen, verbleibe ich mit aller Hochachtung Ihr ergebener

gez. Jos. Settegast.

Aus dem letzten Briefe geht wohl hervor, daß das Verhältnis zwischen Steinle und Veit nicht so schlecht sein konnte, wie man es nach den Bemerkungen von Veit in der Veröffentlichung von Cardauns denken konnte. Denn sonst würde der Schwiegersohn und vertraute Mitarbeiter Veits nicht so eifrig für Steinle gearbeitet haben. Liegt aber etwa da des Rätsels Lösung? Vielleicht hat Veit gefunden, daß Settegast zuviel für Steinle gearbeitet hätte und hat sich dadurch eine Eifersucht eingeschlichen. Wie er über den ihn künstlerisch überragenden Freund dachte, geht aus einem Brief hervor, den er wegen der Einladung zu dem obengenannten Jubiläum an den Maler

Digitized by Google

Pose am 16. März 1875 richtete. Dieser ist 1812 geboren und lebte seit 1842 in Frankfurt, wo er 1878 starb. Er malte ausschließlich Landschaften. Pose hat den Brief wahrscheinlich Steinle übergeben. Jedenfalls befindet er sich im Nachlaß bei den Briefen Philipp Veits.

Mainz 16. März 75

Lieber Herr

Sie können wohl denken wie gerne ich Ihrer so freundlichen Einladung Folge leistete, um an der Feier eines solchen Freundes und Kunstgenossen Teil zu nehmen, der nun bereits 25 Jahre in ihrer Mitte weilt, und dessen segensreicher Tätigkeit und künstlerischem Schaffen und Wirken durch dieses Fest die gebührende Anerkennung gezollt wird; ich fühle, daß ich dabei wohl nicht fehlen sollte, da meine Erinnerungen und Beziehungen zu ihm weit über das 25jährige Jubiläum hinaus gehen, und von einer Zeit her datieren, wo in jugendlicher Frische gemeinsam zu gleichem Ziele und auf gleicher Bahn gestrebt und geschafft wurde. Das steht mir lebhaft vor Augen und hatte ich grade in diesen Tagen Veranlassung die Erinnerung an jene Zeit zu erwecken, auch würde ich mit wahrer Freude dabei sein, wenn nicht einige Rücksicht auf meine Gesundheit mich abhielte, die mir in diesen Tagen kaum erlaubt, das Zimmer auf längere Zeit zu verlassen. Sagen Sie gefälligst dem Freund Steinle, daß ich im Geiste mit dem Feste mich vereinige, und von Herzen Glück wünsche.

Empfangen Sie zugleich meinen Dank lieber Pose für Ihr freundschaftliches Anerbieten und bin mit den besten Grüßen an den Künstlerverein Ihr

gez. Ph. Veit

Nachdem ich nun so von dem brieflichen Verkehr der drei Künstler gesprochen habe, möchte ich noch einiges hinzufügen über ihre künstlerische Tätigkeit, insoweit sie persönliche Beziehungen zwischen ihnen zur Darstellung bringen. Und hier wird nun Steinle besonders zum Wort kommen. Aber erst ein paar Worte über eine Zeichnung, die von keinem der drei Künstler stammt, aber den ältesten, nämlich Veit darstellt (siehe Abbildung 1). Sie ist von Overbecks Hand und wurde von mir vor dem Kriege in Leipzig erworben. Overbeck stand in ganz besonders naher Beziehung zu den beiden Brüdern Veit. Haben sie ihn ja sogar als Trauzeugen an den Altar geführt. Die Zeichnung weist bei aller Einfachheit und Schlichtheit echte Größe auf. Der jüdische Typus ist unverkennbar. Die beiden weit geöffneten Augen blicken nach oben. So wird Veit ausgesehen haben, als er im Verein mit Overbeck und den ältesten Nazarenern in der Casa Bartholdi und in der Villa Massimo arbeitete. Von Veit selbst kann ich hier keine Zeichnung aufführen, die Beziehungen zu Steinle und Settegast aufwiesen. Daher wende ich mich lieber zu Settegast. Und hier habe ich zwei Zeichnungen, auf denen die Familie Veit dargestellt ist. Die eine stellt Dorothea Veit dar, seine spätere Frau, ein entzückendes, echt nazarenisches Blatt (siehe Abbildung 2). Der Kopf ist sehr gut ausgeführt. Es scheint, daß diese Tochter das Erbteil der römischen Mutter zeigt. Das zweite Bild stellt andere Mitglieder der Familie Veit vor. Man sieht unten das Ehepaar im Profil bezeichnet als Mama und Papa. Veit hat merkwürdigerweise einen Vollbart. Sonst ist es das charakteristische Gesicht. Die Frau erinnert an die oben erwähnte Dorothea. Weiter oben sind Franziska und Therese Veit dargestellt, ebenfalls im Profil. Sie heirateten später nacheinander Herrn Longard in Sigmaringen. Sie haben einen ganz anderen Typus. Die anderen Figuren haben für uns hier keine Bedeutung.

Viel reicher ist die Ausbeute bei Steinle. Dabei komme ich auf ein Kapitel in seiner Kunst, das noch viel zu wenig erforscht ist. Es sind das seine Karikaturen. Bei solchen muß man nicht an ätzende, boshafte denken, wie sie z. B. Gulbranson ausführt. In denen Steinles waltet ein milder Geist, der es aber doch versteht, die wahrhaft komischen Seiten der Personen herauszustreichen. Interessant ist es nun, daß er fast nur Personen

Digitized by Google

dazu heranzog, die ihm durch Verwandtschaft oder Freundschaft besonders nahe standen. Ja man kann sie fast als Gradmesser ihrer guten Beziehungen ansprechen.

Die besten sind diejenigen, die er auf seinen Freund, den Historiker Janssen machte. Im Rahmen dieser Arbeit kann ich nicht auf sie eingehen, so verlockend es an und für sich wäre. Ich habe deren vier. Auch auf Veit hat er eine Anzahl gemacht, von denen ich sechs besitze. Auf einigen ist Veit nur mit dargestellt. Aber die will ich hier mit einrechnen. Die erste stellt dar, wie sich Veit und Steinle gegenseitig die Zigarren anzünden (siehe Abbildung 3). Rechts steht Steinle mit dem charakteristischen Profil im Frack gekleidet. Die linke Hand ist in der Tasche. Deutlich sieht man die Brelogne an der Uhr. Links steht Veit. Er hat dieselben Züge wie auf der Zeichnung von Overbeck. Nur ist er unterdessen älter geworden, die Nase schärfer. Das früher gekräuselte Haar ist straff heruntergekämmt. Die linke Hand ist auf dem Rücken. Typisch ist die Stellung der Füße.

Zwischen beiden steht eine Schale mit Zigarren auf einer Art niedrigen bekränzten Altar. Auf der Schale steht E. S. Es ist also bei Steinle, wo dieses feierliche Opfer stattfindet.

Eine zweite ist das alte Lied genannt. Die beiden Maler stehen mit betrübter Miene unter einem dürren Baum. Beide sind mit langem Rock bekleidet. Steinle hat die Arme ausgebreitet. Auf der linken Seite der Brust hat er das Herz an einem Band. Veit steht ganz resigniert da, mit den Händen in der Tasche. Über jeden krächzt ein Rabe. Im Hintergrund sieht man die Türme des Frankfurter Domes. Auf dem Boden liegt ein Kästchen, auf dem La Fama geschrieben steht. Sie hatten eben erfahren, daß jedem von ihnen wieder Vaterfreuden bevorständen. Die Darstellung ist nicht so deutlich, daß man sie ohne Erklärung verstehen würde. Sie ist in dem Steinlewerk von Alfons Steinle abgebildet. Aber das Original ist unendlich viel feiner.

Die dritte fällt unter diejenigen, wo Veit nicht die Hauptsache ist. Sie heißt die Vorlesung. Der Rat Schlosser liest seinen Freunden Veit und Steingaß eine seiner Übersetzungen vor. Es scheint, daß diese Vorlesungen im Freundeskreise sehr gefürchtet waren, weil sie gewöhnlich lange dauerten. Die Szene geht am Fenster eines Zimmers vor sich. Alle drei stehen. Schlosser in der Mitte hat das Buch in der Hand und rüstet sich auf langes Lesen. Er ist ganz von vorn gesehen. Rechts steht Steingaß, der Schwiegersohn von Joseph Görres, und zeigt oder heuchelt Interesse. Charakteristisch ist bei ihm die spitze Nase. Er und Schlosser sind im Frack gekleidet. Links steht Veit mit resigniert gelangweiltem Gesicht. Bekleidet ist er mit dem Rock. Er und Steingaß halten ein Buch, indem sie folgen. Auch diese Zeichnung ist in dem Steinlewerk abgebildet. Aber wie matt wirkt sie da, wie fein und lebendig dagegen im Original.

Die vierte Zeichnung illustriert das Jahr 1848 unter dem Titel Volksbewaffnung (siehe Abbildung 4). Und zwar ist die Frankfurter Künstlerkolonie unter Waffen dargestellt. Der Anführer, der vorn auf dem Pferd hält, ist Veit, das Pferd ein elender Klepper. Veit hat einen Dreimaster auf dem Kopf, in der rechten Hand einen mächtigen Säbel, unter dem linken Arm ein Buch. Die Züge sind nicht so scharf gezeichnet. Settegast ist als Tambourmajor dargestellt, ob sehr ähnlich, vermag ich nicht zu sagen. Er marschiert sehr stramm. Die drei nächsten Künstler interessieren weniger, da sie außerhalb Frankfurt weniger bekannt sind. Dann folgt aber Steinle mit einem Heckerhut auf dem Kopf. Er führt zwei Gefesselte, von denen einer einen Zettel mit der Aufschrift „Volksrepublik Wiesbaden“ anhängen hat. Endlich folgen noch 2, die sich nicht bestimmen lassen. Der eine hat ein Gewehr, der andere zwei Weinfässer. Das ganze zeichnet sich durch seine große Lebendigkeit und edle Linienführung aus.

Die fünfte ist die Argonautenfahrt genannt. Allwöchentlich versammelte sich in der Wohnung des Landschaftsmalers Peter Becker eine fröhliche Gesellschaft, die immer wieder eine Fahrt auf dem Main nach Mainz zu Philipp Veit plante. Aber dies kam nie zustande. Steinle hat nun diesen Plan als Argonautenfahrt dargestellt.

Digitized by Google

Vorn auf dem Schiffe sitzen A. Martin, den ich nicht habe feststellen können, Peter Becker, der sich die Brille putzt, und Peter Brett mit einer Gitarre (auch von dem weiß ich nicht, wer es ist). Am Mast steht im Zylinderhut und mit einer Brille der Kaplan Niedermeier und hält anscheinend eine Rede. Von ihm besitze ich noch eine Zeichnung Steinles, auch mehrere Briefe. Daneben sitzt neben Flaschen Steinle und friert anscheinend ziemlich. Hinter Steinle steht der Maler Christian Becker, der Schwager Veits, mit struppigem Bart und Haar. Auch diese Zeichnung ist in dem Steinlewerk abgebildet. Aber wieviel besser wirkte das Original. Dem Herausgeber ist bei der Beschreibung ein Versehen unterlaufen. Er sagt, Settegast sei auch dargestellt. Nach den Unterschriften ist dieses jedoch nicht der Fall.

Die sechste und letzte zeigt Philipp Veit allein, der Bomben aus einem Mörser über Frankfurt schickt (siehe Abbildung 5). Der Künstler hockt in gebückter Stellung auf einer Estrade, über der ein Teppich hängt. In beiden Händen hält er einen Stab mit einem Zünder. Neben ihm stehen einige Geschosse. Im Hintergrund sieht man Frankfurt. Über dem Kopf Veits ist ein Brett, worauf die drei Mörser stehen. Sie wirken eigentlich mehr wie Butten. Eine Anzahl Geschosse fliegen in der Luft. Unten ist eine Bahn, auf der Vivat steht. Es ist also ein Salutschießen. Leider weiß ich nicht, für welches Ereignis. Datiert ist das Blatt 1844. Das könnte vielleicht einen Fingerzeig geben.

Diese sechs Blätter sind ein Denkmal der Freundschaft, die Steinle für Philipp Veit hegte. Daß auf seiner Seite solche Gefühle bestanden, glaube ich bestimmt. Ob Veit sie ganz so erwiderte, ist hingegen zweifelhaft. Ein wirklich intimes Verhältnis wie es zwischen Overbeck und Steinle, sowie zwischen ersterem und Veit bestand, ist wohl nicht anzunehmen. Trotzdem glaube ich, daß es zu weitgehend wäre, von Feindschaft zu sprechen. Aber die beiderseitigen Naturen waren zu verschieden, um sich vollkommen zu verstehen.

Franziskus und die acht Seligkeiten

Von den Franziskanern Odilo Altmann und Robert Hammer

1. Selig die Armen.

In den Kindertagen unseres heiligen Ordens saßen die Brüder einmal beisammen bei „Sankt Maria von den Engeln" und Franziskus war unter ihnen. Es ging schon gegen Weihnachten und der Abend war kalt. Draußen zog der Nebel durch die Bäume und schaute auch manchmal mißmutig zu den Brüdern hinein; dann sprang auf einmal der Wind übers Dach und die Schneeflocken herdenweise hinterdrein.

So trübsinnig wie das Wetter waren aber die Brüder nicht. Sie saßen beisammen wie die Schwalben im Nest und aßen, was Bruder Bernard und Bruder Leo erbettelt hatten. Es fror allerdings den einen oder andern, besonders wenn der Wind gar zu ungefüge durch die Fensteröffnung hereinstürmte; aber das war kein Grund zum Mißmutigsein, denn, wenn man den Herrn Jesus lieb hat so mit ernster und ungeteilter Seele, dann ist man immer froh, und das wilde Blasen des Sturmes und das Schneetreiben ist dann lustig. — Und es ging ja Weihnachten zu. Davon nun war auch unter den Brüdern die Rede. Franziskus aber hielt ganz still und hörte zu.

Digitized by Google

Ein Bruder meinte: Es sei der lieben Muttergottes wohl recht bang zu Sinn gewesen, da sie, ihr Liebstes am Herzen, durch Bethlehem ging und Herberg bettelte. Da habe sich kein Haus erschlossen, um die Müden aufzunehmen. Wie hätten es dagegen die Brüder zu Assisi so gut, und wenn ihnen über Nacht ihr Klösterlein verbrännte, sie litten wahrlich nicht Not um eine Herberge. Der liebe Jesus aber mußte vorliebnehmen mit einem Stall und mußte auf hartem Stroh liegen und war doch so ein zartes Kindlein. Das habe der Muttergottes sicherlich recht weh getan, daß sie ihr Liebstes mußte so rauh betten.

Da hielt der Bruder ein mit Erzählen und sah zu Franziskus hinüber und alle andern auch. Sankt Franziskus aber liefen die Tränen aus den Augen und er stand auf, nahm sein Brot und setzte sich auf den Boden; denn er wollte es nicht besser haben als Jesus und Maria.

Da war es kirchenstill in der Versammlung dieser lieben großen Kinder; nur Bruder Wind tat zuweilen gar unbändig, weil niemand auf ihn hören mochte.

2. Selig die Sanftmütigen[1]).

Im Gebirge, zwei Wegstunden von Monte Casale, wo heute das Kapuzinerkloster Borgo San Sepolcro steht, da war vor siebenhundert Jahren ein winziges Klösterlein, so wie der hl. Franziskus es gern sah: klein und arm und einsam, eine Heimat für himmelsdurstige Seelen und ihre Engel. Ringsumher aber streckte sich der Wald in die Ferne, stundentief, und anstatt der heutigen Straße lief nach Monte Casale hinunter ein schmales Weglein durch Wälder und über steinige Halden; das war so fadendünn, daß man ordentlich achthaben mußte, um es unter dem Schatten der Bäume nicht zu verlieren. Stunden-, ja tagelang sah dieses Weglein niemanden als den lichten Sonnenschein oder einen Schatten vorüberfliehender Wolken oder auch hie und da ein furchtsames Reh.

Eines Nachmittags tönte am Klösterlein die Glocke und ihr Schall ging zögernd durch die engen Räume, einmal und dann noch einmal. Der Bruder Pförtner öffnete. Als er jedoch ein paar wilde Kerle draußen stehen sah, mit einem verrosteten Ritterschwert an der Seite und einem halben Dutzend Messer im Gurt und einem grimmigen Schnurrbarte im Gesichte, da hätte er wohl am liebsten die Türe wieder zugeworfen; aber das ging nicht mehr. Und schließlich, wozu auch? Das wußten die Räuber gerade so gut wie die Brüder, daß im Klösterlein nichts zu finden sei als die heilige Armut. Armut aber haben die Räuber selber genug, nur ist sie nicht heilig. Und diesesmal schaute den wilden Gesellen die grimme Not besonders hart aus den Augen und sie bettelten um ein Stücklein Brot.

Unterdessen hatten andere Brüder die fremden Stimmen gehört und kamen nachsehen. Einige von ihnen dachten so recht wie Sankt Franziskus und sagten: „Wir wollen den armen Leuten etwas zu essen geben; vielleicht, daß wir ihre Seelen gewinnen!“ Und sie schenkten den Räubern etwas. Es waren aber noch andere Brüder da, die dachten und sagten, es sei nicht recht, Räubern etwas zu schenken; so starke Burschen sollten ehrlich arbeiten und nicht so herumstrolchen und schließlich noch armen Leuten das Brot wegessen.

Bald hernach kam Sankt Franziskus zu den Brüdern, und als er die Geschichte von den Räubern hörte, war er sehr unzufrieden. Weil nun die Brüder gern ihren

[1]) Vgl. „Speculum perfectionis“, cap 66, S. 123 ff. Sabatier 1898.

Digitized by Google

Fehler gutgemacht hätten, gab Sankt Franziskus ihnen diesen Rat: „Gehet", so sagte er, „und verschaffet euch Wein und Brot und dann wandert ein Stück in den Wald hinein und rufet: Brüder Räuber! Brüder Räuber! Kommt nur her zu uns! Wir sind nämlich die Brüder und wir bringen euch Wein und Brot!" Und wenn die Räuber dann kommen, so sollt ihr ein Tischtuch auf den Boden breiten und sollt sie beim Essen bedienen in Einfalt und Freude. Nach dem Essen dann bittet sie um der Liebe Gottes willen, sie möchten euch doch wenigstens das eine versprechen, niemanden zu töten oder blutig zu schlagen. Wenn ihr nämlich alles auf einmal verlangt, dann tun sie euch gar nichts; so aber werden sie euch dies Wenige um eurer Liebe und Demut willen gern zusagen. Am nächsten Tage gehet dann wieder in den Wald hinaus und nehmet Eier und Käse mit und macht es wie früher! Und nach dem Essen sollt ihr zu den Räubern sagen: „Warum lauft ihr denn eigentlich den ganzen Tag im Walde herum und sterbet fast vor Hunger und verderbet am Ende noch eure Seelen auf ewig? Es wäre doch besser, ihr tätet dem Herrn dienen; der würde euch wohl das Nötige zum Leben schenken!" Wenn ihr nun so zu den Räubern sprechet, dann werden sie euch gern folgen wegen eurer Liebe und Demut." So sprach Sankt Franziskus.

Die Brüder holten Wein und Brot und gingen in den Wald und taten alles genau so wie Sankt Franziskus wollte. Die Räuber aber verloren ihren wilden Sinn und fingen an zu arbeiten und einige trugen den Brüdern Holz und Wasser auf den Schultern herbei, während andere sogar als Novizen in das Klösterlein kamen, um für ihr vergangenes Leben zu büßen. Und wenn nun des nachts die anderen Brüder schon lange aus der Kapelle und zur Ruhe gegangen waren, dann kniete noch mancher Novize einsam im Dunkeln, hielt seinen Krauskopf zwischen den Händen und betete — oder weinte. Seit dieser Zeit waren im Klösterlein um einige himmelsdurstige Seelen mehr und um ebensoviele heilige Engel.

3. Selig die Trauernden.

Der Herbst wollte aus dem Lande reisen und schickte seine letzten treuen Grüße: einen tiefblauen Himmel und schimmerndes Sonnenlicht. Viel tausend kleine Spinnen zogen lustig ihre Silberfäden durch die rostbraunen Weinranken und über die grauen Ölbaumblätter hinweg in die höchsten Gipfel der Bäume.

Sankt Franziskus aber lag krank in seiner Zelle. Fieberheiß zog das Blut durch den Leib des Heiligen und machte die Pulse emsig klopfen und sickerte leise aus der Wunde am Herzen. Die entzündeten Augen waren geschlossen, denn sie vertrugen kein Licht. Vor der Fensteröffnung hing ein Tuch und wehrte den neugierigen Sonnenstrahlen, die ihrem kranken Bruder so gern lichte, warme Grüße bis an sein Bett gebracht hätten. Nur eine graue, kleine Spinne zwängte sich frech durch eine Spalte in die dämmrige Zelle hinein, kletterte an der Wand in die Höhe, ließ sich von der Decke an einem langen Faden bis zum Gesichte des Heiligen hinab und zappelte und grüßte dort mit allen ihren acht Füßen. Weil aber Sankt Franziskus nichts dergleichen tat — denn er sah das Tierlein nicht, — so kletterte die Spinne wieder verdrossen zurück und baute sich an der Zellenecke ein Netz, worein sie sich ärgerlich setzte.

Sankt Franziskus aber lag in großen Schmerzen, Stunde um Stunde. Neben seinem Lager saß oder stand oder kniete Bruder Pacifico und betete und betrachtete oder nickte wohl dazwischen auch ein wenig ein. Er war in der Welt ein Spielmann gewesen und hatte vor Grafenburgen und Fürstenschlössern gesungen und dazu mit der Mandoline gespielt.

Digitized by Google

„Bruder Pacifico", sagte Sankt Franziskus.

„Ja Vater!"

„Geh, leihe dir eine Mandoline und spiel mir ein wenig vor! Ich meine, das täte unseren kranken Bruder, den Leib, gar sehr trösten."

„Ja Vater! Aber" — Bruder Pacifico war verlegen — „ja, aber die Leute werden sich ärgern. Sie werden denken, ich sei leichtsinnig."

„So lassen wir es in Gottes Namen!" sprach Sankt Franziskus und dachte an den Herrn Jesus, wie er vom bitteren Wein nicht trinken wollte, damit er für uns ja alle Leiden empfinde; und Franziskus dachte an den lieben Jesus bis tief in die Nacht hinein.

Auf einmal zog ein leises Klingen und Tönen durch die dunkle Zelle und wurde lauter und inniger; dann klang es wieder wie aus weiter Ferne, dann wieder hell und jubelnd, als stünde jemand gerade unter dem Fenster und spielte so recht nach Herzenslust. Franziskus stand auf und beugte sich in die Nacht hinaus, aber niemand war draußen als das stille Mondeslicht. Da wußte der Heilige, woher die Musik kam. Er setzte sich aufrecht auf sein Lager und hielt beide Hände vor das Gesicht und ließ die Töne durch seine Seele fluten, bis er vor Glück und Freude nicht mehr wußte, wie ihm geschah und sein Geist in Entzückung bei Gott war. Da schwieg die Musik. Aus der Herzenswunde des Heiligen aber sickerte das Blut schneller und wärmer als sonst.

Als Sankt Franziskus am Morgen endlich zu sich kam, da vermochte kein Fieber mehr seine Freude zu stören und sogar seine kranken Augen lachten, als er dem erstaunten Bruder Pacifico vom nächtlichen Konzerte erzählte, womit Gott ihn so liebreich getröstet. Die kleine graue Spinne aber stieg von der Decke herunter in den Schoß des Heiligen und fand einen aufmerksamen Bruder und Spielgenossen, bis Sankt Franziskus das Tierlein sorgsam zum Fenster trug und mit seinem Segen entließ. Da zog es einen drei Spannen langen Faden, ließ sich vom Winde ergreifen und segelte weit, weit in die sonnige Welt hinein.

4. Selig, die Hunger und Durst haben nach der Gerechtigkeit.

In der Felsenhöhle von San Damiano liest der junge Edelmann Francesco d'Assisi in der Bibel. Er kniet vor einem Felsblock und auf dem Felsblock liegt das Buch. Matthäus ist aufgeschlagen, das fünfte Kapitel: „Selig sind, die Hunger und Durst haben nach der Gerechtigkeit, denn sie werden gesättigt werden!"

Im Gebirge drinnen schreit ein hungriger Geier und die Meise auf dem Ast läßt das Körnlein fallen und duckt sich hinter ein großes Blatt.

Franz liest und liest und kann sich nicht satt lesen: „Selig, die Hunger und Durst haben nach der Gerechtigkeit!" Es wird ihm zu eng in der Grotte. Er läuft in den Wald hinaus und wirft sich nieder und birgt sein Angesicht in das Moos: „Herr, was willst Du, daß ich tun soll! Ich habe gar sehr Hunger und Durst, Dir zu gefallen!"

Die Sonne sinkt und erlischt im Westen und von Osten herauf steigt blau die Nacht. Über der Felsengrotte singt die Nachtigall von Sehnsucht und Herzeleid.

Selig, die Hunger und Durst haben nach der Gerechtigkeit!

Franz muß wieder heim! Er hat wohl Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, aber selig ist er nicht, weil er noch nicht gesättigt ist.

Ein Bettler steht am Wege. „Bruder," spricht ihn Franzesko an, „bist du nicht glücklich, weil du so arm bist?"

„Maledetto!" fährt der Bettler auf und schlägt sich an die Stirne. „Ihr seid verrückt, Don Bernardone!" Da schenkt Franziskus alles Bargeld, das er bei sich trägt

Digitized by Google

— es hätte für ein Festgelage gereicht —, dem Bettler. Der tanzt vor Freude und wünscht dem jungen Spender ein ganzes Füllhorn Glück und Segen über das Haupt. Franziskus aber dürstet noch mehr, so sehr, daß er andern Tags nach Rom pilgert, sich in schmutzige Lumpen hüllt und vor das Tor der Peterskirche stellt und Bettler spielt, um so die Süßigkeit trinken zu lernen, die Christi Armut in ihrem Becher führt. So sehr dürstet ihn, daß er hingeht und den Aussätzigen die Wunden küßt und ihre Glut mit seinen Händen kühlt.

Und nicht genug, geht er wieder nach Assisi zurück und bettelt in seiner Vaterstadt von Türe zu Türe und die Gassenjungen pfeifen hinter ihm und werfen faule Pomeranzen nach dem Narren. Vom Vater enterbt, verläßt Franz die Heimat, Geld und Gut und wird ein flüchtiger Herold im Reiche des großen Königs.

Selig, die Hunger und Durst haben nach der Gerechtigkeit!

In der Kapelle von Portiunkula hört Franz das Evangelium der Matthäusmesse: „. . . Ihr sollt weder Gold noch Silber, noch Geld in euern Gürteln haben, auch keine Tasche auf den Weg, noch zwei Stöcke, noch Schuhe, noch Stab . . .“ Das ist wie Blitzlicht in der Nacht! „Das ist es!“ ruft er aus, „wonach ich dürste! Das wird mich sättigen und selig machen!“

Und er ging hin und ist der hl. Franziskus geworden, unser großer Vater!

„Selig, denn sie werden gesättigt werden!“

Wie sich der Schmetterling honigsatt von der Blume hebt, so ist Franziskus wonnetrunken von der Erde geschieden, gesättigt und selig nach den Worten des hl. Geistes. Der Tod aber war das Echo seines Lebens.

5. Selig die Barmherzigen.

Kennt ihr das Land, wo die Zitronen blüh'n? Jetzt blühen sie, kommt mit! Und ist bei uns zu Lande die Luft noch rauh und kummerschwer das Herz, dann tut es euch doppelt wohl, das Sonnenlächeln des Südens und der Rosenfrühling der umbrischen Ebene. Kommt mit! Über wolkenlosen Himmel geht die Sonne!

Die Straße von Assisi nach Portiunkula führt durch ein Paradies. Doch nicht des Lenzes wegen habe ich euch gerufen. Seht ihr dort drüben das blasse Wölklein aus dem jungen Grün der Maulbeeren steigen? Das ist der Rauch vom Kräuterfeuer des Aussätzigenspitales San Salvatore delle pareti. Nehmt euch ein Herz, wir wollen hinüber! Dort seht ihr ein Wunder der Barmherzigkeit!

Das Spital ist ein großes Gebäude, von Efeu und Schlingpflanzen umklammert. Und birgt es auch Aussatz und Tod in seinen Räumen, an seinen Mauern klettert dennoch der Lenz empor und schaut in die Zimmer hinein, den Kranken mitten ins Gesicht. Und manch ein Todgeweihter lächelt vergessend, wenn er vor dem Fenster die blaue Traube der Glyzine nicken sieht oder wenn der Luftzug ihm barmherzig eine Welle Fliedergeruch auf das Lager schüttet.

Da war ein Aussätziger im Spital, den niemand pflegen konnte und wollte, auch von den Brüdern des hl. Franziskus keiner. Nicht weil an seiner rechten Hand alle Finger abgefault und seine Füße nur mehr aasähnliche Klumpen waren, auch nicht deshalb, weil sie die schwärenden Beulen im Gesichte so sehr ekelten; nein deshalb nicht, sondern weil die Zornmütigkeit des Kranken und seine gotteslästerlichen Reden jede Pflege zurückwiesen und alle Liebe mit Undank lohnten. Wollten ihm die Brüder trotzdem etwas Gutes tun, so schlug er sie oder warf ihnen die Salbenbüchsen an den Kopf.

Digitized by Google

Das hörte Bruder Franz und ward von Mitleid gerührt. Bei einem reichen Händler bettelte er sich vom besten Wein eine Flasche und anderswo ein Körbchen Kirschen. Das brachte er dem Kranken. Der steckte die Flasche unter das Kopfkissen, die Kirschen aber warf er auf den Boden und fluchte über die närrische Zudringlichkeit der Leute. Sankt Franziskus zog sich zurück und empfahl die arme Seele im heißen Gebete der Barmherzigkeit Gottes.

Anderntags besuchte der Heilige den Kranken abermals und bot ihm seine Dienste an. Der Aussätzige verlangte, daß ihm die Wunden gewaschen würden. Bruder Franz nahm also ein Becken, bereitete ein duftendes Kräuterwasser und begann wie eine Mutter, mit zarter Hand die brennenden Geschwüre zu waschen. Dabei sagte er: „Mein lieber Bruder Aussätziger! Du bist jetzt unserm Herrn Jesus ähnlich, von dem der Prophet schreibt: „Er trägt unsere Krankheiten und ladet auf sich unsere Schmerzen! Wir halten ihn für einen Aussätzigen, den Gott geschlagen hat[1])." Da schrie der Kranke wütend: „Laß mich mit deinen Sprüchen aus und drücke nicht so stark, ich bin keine Melone!" Sankt Franziskus aber schwieg. Und während er weich und kosend weiterwusch, betete er voll Inbrunst für den kranken Bruder. Da geschah das Wunderbare!

Wo früher Beulen und Geschwüre bluteten, ist frisches Fleisch, der Aussatz ist weg und die Glieder sind ganz und heil. Der Kranke ist plötzlich gesund! Alles drängt sich herbei. Man fragt, man schreit, man staunt — und fällt dem Geheilten um den Hals. Der aber schlägt die Hände vor das Gesicht und weint — und das ist ein neues Wunder, auch seine Seele ist gesund.

Nach kurzer Zeit aber war es Gottes Wille, daß der Neubekehrte starb. Nach seinem Tode erschien er dem hl. Franziskus[2]). Da erfuhr der Heilige, daß seine Barmherzigkeit eine unsterbliche Seele gerettet hatte, und die Hoffnung, auch die eigene Seele zu retten, stieg leuchtend auf in seinem Herzen wie ein Frühlingsmorgen über Waldwiesen. Sein heiliger Engel aber wußte einen Thron im Himmel, auf dem einst Luzifer gesessen — auf diesen Thron legte er eine Krone nieder für das ewige Leben.

6. Selig, die ein reines Herz haben.

Es geschah einmal, daß Kaiser Friedrich II. einige Tage in Bari, einer süditalienischen Stadt, auf Besuch weilte. Darüber war der Adel und die Bürgerschaft derart beglückt, daß ihnen der Übermut in die Lanzenspitze schoß und sie ein großes Festturnier zu Ehren der Majestät ansagten. Einer mit einer mächtigen Trommel durchzog die Straßen und rumpelte alle Leute auf den Stadtplatz zusammen. Vom Fenster schaute der Podesta mit Frau und Tochter. Die Ritter aber aus dem kaiserlichen Gefolge standen ganz nahe dem Trommler und taten, als gälte die ganze Festlichkeit ihnen allein und mancher ließ das Visier vom Helme über das Gesicht herunterfallen, damit er einen ritterlichen Eindruck mache.

Der Trommler las das Pergament wie ein Erzengel und bewegte sich hierauf stolzberauscht von dannen. Kaum war er fort und der Treppenabsatz unter der St. Nikolausbüste frei, als einer vortrat, der weder Degen noch Trommel, aber eine rauhe Kutte trug und keinen Stab noch Schuhe an den Füßen: Bruder Franz von Assisi. Und war es früher laut hergegangen wie in einer Waschküche, so lag jetzt

[1]) Is. 53, 4.
[2]) Annal. Minor. ad ann. 1222 n. 51.

Digitized by Google

ein heiliges Schweigen wie von einem Hochgebirge über den Leuten. St. Franziskus aber erhob seine Hand und sprach: „Liebe Ritter, meine Brüder! Ich freue mich, daß ihr heute in Bari seid, ihr und der Kaiser. Der Kaiser ist ein großer Herr und ihr seid täglich in seiner Nähe und sehet sein Antlitz. Brüder Ritter! Mehr als das Angesicht des Kaisers ist das Angesicht Gottes. Wollt ihr das Angesicht Gottes schauen, dann müßt ihr einen reinen Wandel führen und euch der Sünde enthalten." Das sagte aber St. Franziskus, weil er das Leben der Höflinge kannte.

Die Ritter überlegten, was zu tun sei, ob sie den Prediger fortjagen oder sich selber entfernen sollten; weil sie aber zu keinem Entschlusse kamen, rasselten sie mit dem Säbel zum Zeichen ihrer Unschuld und schlugen das Visier auf, daß alle ihre Taubenaugen sahen. St. Franziskus aber hielt nicht inne, freimütig die Sittenlosigkeit am Hofe des Kaisers zu tadeln.

Einer von den Rittern hatte einen Racheplan ausgedacht. Man lud den Heiligen ein, zum Feste zu kommen und bei ihnen zu übernachten. Und weil es einem Bettler besser ansteht anzunehmen als abzuschlagen, nahm St. Franziskus an.

Das Fest verrauschte und die Gäste dachten an die Nachtruhe. St. Franziskus ward in ein reiches Zimmer geführt wie ein Fürst. Doch als er in den spärlich beleuchteten Raum trat, sah er eine Dirne im Zimmer, die von den Höflingen bestimmt war, seine Predigt Lügen zu strafen. Sogleich stürzte sich der Heilige in die auf dem Kamine glühenden Kohlen, damit das irdische Feuer das sinnliche erlösche, worüber die Sünderin so erschrak, daß sie die Flucht ergriff[1]). Und das Wunder geschah, daß die glühenden Kohlen das keusche Fleisch des Heiligen nicht verletzten.

Später, als der flammende Cherub auf dem Alverniaberge erschien und St. Franziskus dem Gekreuzigten tief in das göttliche Auge schauen durfte, hat sich offenkundig das Wort erfüllt vom Gottanschauen derer, die ein reines Herz haben.

7. Selig die Friedfertigen.

An einem Bache, der aus der höchsten Felsenhöhle des Monte Subasio springend in hundert Windungen durch die umbrische Ebene rinnt, stand ein Tugurium, eine Einsiedelhütte, für Bruder Franz und seine ersten Gefährten. Das war Rivo Torto. Die Hütte war erbärmlich. Die Sonne schien durch das Dach auf den Lehmboden und des nachts der Mond, und wenn es regnete, staute sich das Wasser in schmutzigen Lachen um die betenden Brüder. Die Brüder sangen dann entweder: Lobet den Herrn, Sonne und Mond, oder: Lobet den Herrn, Regen und Tau; immer aber waren sie guten Mutes.

Die Hütte war so eng, daß St. Franziskus die Namen der Brüder mit Kreide an die Wand schreiben mußte, um Verwirrung und Unordnung zu vermeiden. In seinem goldenen Humor wandte er die Worte des Psalmisten auf die Brüder an: „Sehet, wie gut und lieblich es ist, wenn Brüder enge beisammen wohnen!"

Das war ein friedliches Beisammenwohnen! Thomas von Celano entwirft in seinem Franziskusleben ein duftiges Bild vom Treiben der ersten Brüder in Rivo Torto. „Es glich einem Tempel des hl. Geistes auf dem Fundamente der Liebe," schreibt er, „und die lebendigen Bausteine waren die Brüder aus aller Welt. Sie liebten sich im Geiste so innig und tief wie Bräutigam und Braut. Oder wie soll ich sonst sagen," ruft er aus, „sie begrüßten sich mit keuscher Umarmung, heiligem Kusse, süßen Worten und bescheidenem Lächeln. Und weil sie alles Irdische verachteten

[1]) Annal. Minor. ad ann. 1222 n. 15.

Digitized by Google

und alle Eigenliebe abgelegt hatten, dachten sie nur daran, ihren Brüdern und dem Nächsten zu helfen. Voll Sehnsucht eilten sie heim und freuten sich dann ihrer gegenseitigen Gesellschaft. Der Abschied wurde ihnen jedesmal schwer. Niemals war Streit unter ihnen, niemals Bosheit, niemals Neid, niemals Mißtrauen, niemals Bitterkeit, sondern alle lebten in Eintracht und Frieden[1])."

So waren die Tage in Rivo Torto! Aber einmal . . . hört, das muß ich erzählen! Es war an einem recht unwirtlichen und traurigen Tage. Der Regen träufelte unversieglich aus den tiefhangenden Wolken und aus dem Dache der Hütte. Irgendwo in der Ferne zog einer vorüber und fluchte. Die Brüder aber beteten: Vater unser, der Du bist im Himmel! Da plötzlich schob sich ein Eselskopf und dann ein Esel zur Türe herein und hintendrein der Treiber mit dem Stock. Der Treiber so unhöflich wie der Esel. Weil nun aber für soviel kein Platz mehr in der Hütte war, drückte sich St. Franziskus zur Türe hinaus und dort, wo mit Kreide „Bruder Franz" an die Wand geschrieben stand, nahm der Esel Aufstellung und schüttelte seine nasse Mähne. Da lächelte St. Franziskus und sagte mit leuchtendem Auge: „Brüder, jetzt weiß ich, daß uns der Herr nicht berufen hat, in dieser Eselsherberge zu bleiben, sondern den Menschen das Heil zu verkünden!" Und alle Brüder brachen auf und verließen die Hütte. Der Wind aber schlug den Regen mit Wut auf das Dach des Stalles.

8. Selig, die Verfolgung leiden.

Der Wind trug Bravorufe und Beifallsklatschen her vom Marktplatz in Perugia. Oho! Halt, brauner Junge, was gibt's auf dem Markt? — „Der Narr von Assisi predigt!" — Du gottloser Gassenbub! Aber noch gottloser waren die zwei jungen Edelleute, die auf ihren Pferden des Weges trabten, das Herz voll unbeschnittenen Mutwillens. Sie ritten dem Markte zu.

Da standen die Bürger von Perugia, Kopf an Kopf, und Bruder Franz in ihrer Mitte; in ihrer Mitte auch der Geist des Herrn. Plötzlich stob alles auseinander. Zwei Reiter spornten ihre Pferde mitten in die Menge hinein, daß aufschreiend alles auseinanderprallte. So treibt man Rosse in die Schwemme! Flüche fielen und laute Drohungen. Kinder kletterten kreischend auf den Arm der Mutter. Von der Predigt war kein Wort zu hören. Beherzte Frauen zerrten die Pferde hinaus beim Zügel und bei der Mähne. Da wurden die Pferde wild und die Verwirrung noch größer. Ärgerlich schreibt der Chronist: „Sie sprengten auf ihren Pferden bald dahin, bald dorthin, und warfen ihre Lanzen, damit die Leute nicht hörten, was der Heilige Gottes sagte[2])." St. Franziskus aber sprach mit heiligem Feuer zu den Edelleuten: „Hört, was der Herr euch durch seinen Diener sagen läßt. Gott hat euch edles Blut in die Adern gegossen, damit ihr adelig seid auch in euerem Herzen. Daher sollt ihr euch demütigen nicht nur vor Gott, sondern auch vor den Menschen[1])." Diese Schlußfolgerung des Heiligen kam den Edelleuten sehr lächerlich vor und sie taten weiter sehr übermütig und frech, so daß Franziskus das Predigen lassen mußte.

Der Bürgermeister hatte das sehr ungern und entschuldigte sich bei Bruder Franz. Bruder Franz aber sagte: „O das macht uns Minderbrüdern nichts. Wo immer wir nicht aufgenommen werden, gehen wir in eine andere Gegend, um dort Buße zu tun mit Gottes Segen. Die uns verfolgen, die lieben wir."

---

[1]) Nach „Celano Viter prima" 38 u. 39.
[2]) Aa. Ss. Analecta Pars. 1./5.

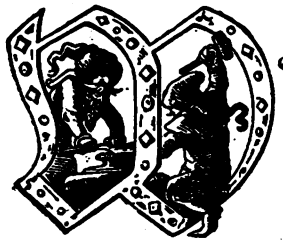
Digitized by Google

Abb. 2. Dorothea Veit, gez. von Settegast.

Digitized by Google

Abb. 1. Philipp Veit, gez. von Friedrich Overbeck.

Digitized by Google



V.

Wenn Gertrud an diesen Sommer, der nun vergangen war, zurücksann, — wenn sie einmal, gleichsam mit geschlossenen Augen, Hände im Schoß, Tag für Tag nochmals nachgenießend abwanderte, da war ihr oft, als ob der Sommer wie ein einziger goldener Abend gewesen wäre: ein goldener Abend, in den westwärts dem Dunst zu unaufhaltsam immerfort lichte Vögel schweben würden. Alle Herzenssehnsucht ziehen sie in den goldenen Hauch und bannen die Augen im letzten Licht, bis sie naß übergehen. Die Vögel sind abendzu geflogen, über die Höhen hinweg, über den Buchberg und über das weiße Haus.

Nun aber ist Herbst, rote Farben und gelbe Sonnen im Wald, auf allen Höhen.

So schaute sie es oft, wenn sie irgendwo oben stand und hinüber blickte, dorthin, wo das weiße Haus glänzte.

War es nicht oft, als ob die Fenster fröhlich wie warme freundliche Augen blinken würden? Wenn die letzte Sonne glänzte, war nicht ein Widerschein rotflammender Liebe? Wenn sie erlosch, war nicht kühle Traurigkeit und plötzliche Verlassenheit?

Tut es nicht weh, wenn die Sonne so jäh, noch einmal recht die Erde und die Wolken darüber bespiegelnd, untersinkt, wenn fast mit einemmal die warmen Töne blaß und blaue Berge schwarz werden und grünende Hügel erlöschen?

Wenn Gertrud dann dem Düster von Feld und Wald und Wiese und dem Nebel entrann, die Nacht über dem Buchberg herabgesunken war, so kehrte sie oft trostlos in die Stille des Hauses zurück.

Der Vater schien seine Entfernung vom Lehramt nicht überwinden zu können und auch der Bruder war gedrückt und schroff.

„Wann machst du dein Examen?" fragte sie ihn einmal unsicher und dachte an August, der im gleichen Studienjahr war.

„Im Winter. Nach Neujahr oder früher oder später, wie es kommt."

Und weiter forschte sie: „Geh, sag, und dann?"

Er ärgerlich: „Und dann, und dann, und dann .... unterkriechen wie der Vater, nur höher, nicht in der Bauernschule, sondern im Gymnasium oder in so etwas, aber dasselbe ist es und wird es sein, dienen, heucheln, Hunger leiden .... dem Direktor schöntun und dem Religionslehrer obenan ..... so wird es, wenn du es schon wissen willst." Er konnte bitter werden.

Sie versuchte sich zum Lachen zu zwingen:

„Ach, was nicht gar .... es ist doch eine gesicherte Lebensstellung, nicht? Du übertreibst. Du hast dann schon Gehalt? Nicht? Und dann heiratest du vielleicht."

Er merkte nicht, daß ihr Lachen, das ihn ärgerte, nicht echt klang.

„Heiraten ...." sagte er gehässig, „natürlich, eine Schulratstochter, und dann Professor werden, wo der Schwiegervater Direktor ist."

Seine Gedanken waren zu trüb, er hatte auf die Miene der Schwester nicht acht.

„Ich tu es aber nicht, ich will mich nicht unfrei machen. Mögen's andere tun .... der August, der weiß heut schon, wo er Professor wird .... ich vermag's nicht ...."

Der Stoß Teller, den sie eben trug, klirrte ein wenig.

„Die Zukunft," .... lachte er bitter auf, „die goldene Zukunft ..... wie man so denkt und redet. Es kommt doch immer ganz anders."

Es kommt doch immer ganz anders .... ganz anders ....

Am anderen Tag sagte Franz:

„Ich will doch nach Haslau zum Straubinger hinüber. Ich muß August um Bücher bitten. Wenn er überhaupt noch da ist."

Digitized by Google

Gertrud aber fühlte es wie eine Gewißheit. Nein, er war nicht mehr dort. Das mußte so sicher wahr sein, so wie die Wolken dort drüben zogen und der düstere Wald schattete. Darum schien das Haus in der letzten Zeit so trostlos grau und stumm und leer und ohne Schein, als ob es die Seele verloren hätte. Er war nicht dort, aber ein anderer, der wartete, in Stille und heißer Heimlichkeit. Das wußte sie.

* * *

Nichts regte sich im Orgelbauerhaus als Franz eintrat. Da er niemand sah, öffnete er die nächste Türe. Johannes, hemdärmelig und im Arbeitsschurz, saß an der Hobelbank. Erst nach einer Weile drehte er sich um. Er legte das Werkzeug zur Seite und erhob sich mit erstaunter Miene.

„Der August ist schon fort," meinte er trocken. „Sonst ist auch niemand da," setzte er fast unfreundlich hinzu.

Und als Franz sich etwas verlegen nach den Eltern erkundigte, sagte Johannes ernst:

„Sie sind drüben in Hehenberg. Das Kleine der Theres ist gestorben. Heute wird es begraben."

Das war nun ganz still gesagt.

„Heut wird es begraben," wiederholte Franz mechanisch und plötzlich fiel ihm ein, daß er ihr auch zur Geburt des Kindes nicht Glück gewunschen hatte.

Johannes forderte ihn auf, sich auszuruhen. Er ging und holte Brot und Most. So gebot es die Sitte.

Arme Theres . . . . nun wird sie wohl nicht mehr fröhlich sein . . . .

Es wollte kein rechtes Gespräch aufkommen. Johannes hatte die Schürze abgelegt und seinen Rock angezogen. Ihm war, als hörte er Glockenklänge von Hehenberg her. Aber bei dem Wind wäre es doch unmöglich gewesen.

Jetzt um die Zeit wird es wohl begraben werden. Seltsam, nicht an die Schwester dachte er, nur an seine Mutter und an den Vater.

„Die Orgel ist eine dringende Arbeit, wir sind im Rückstand, sonst wäre ich wohl auch nicht daheim."

„Der August muß noch ein Buch haben, das ich brauche," sagte Franz. „Ich will nachschauen, vielleicht finde ich es."

Er ging. Johannes hörte oben die Türe sich öffnen und dann Schritte über sich hin- und hergehen.

Nun war es aber doch, als kämen Glockentöne, schwere, lange. Ein kleiner, ganz kleiner Sarg würde es sein. Er konnte es sich fast nicht vorstellen. Wenn er so recht bedachte, hatte er ganz kleine Kinder nie beachtet. Und nun war es tot, das kleine Wesen, das noch nichts von der Welt wußte.

Der Boden oben krachte. Es ist ihr Bruder, der in deiner Nähe ist . . . . sie hat dunkles Haar wie er . . . . o, wäre sie doch hier.

Er atmete tief. Nun brach wiederum die Sehnsucht auf. O Mensch, wie erbärmlich schwach bist du. Er schloß einen Augenblick die Augen.

Franz stieg längst den Berg zur Straße hinab, als Johannes noch immer, ohne wieder zur Arbeit zurückzukehren, unbeweglich am Fenster stand. Sein Blick ging in die Ferne hinüber in das Tal und auch weiter.

Die Wolken flogen, die breiten blauen Felder am Himmel verschwanden, kamen wieder, unstet zogen die Regennebel und drüben über den Westbergen war es dicht, als ob es in einer kurzen Weile wieder fest stürmen wollte.

Er begehrte nach einem Weib, nach Kindern, nach allem Fühlen, das in der Unaufgeschlossenheit seines Lebens ruhen mochte. Er begehrte schon lange und wollte nicht aufhören zu begehren.

Ein Gedanke drängte den andern und keiner wurde stärker im Bewußtsein.

Einst wollte er . . . . Was wollte er einst erreichen? (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine Sommerfahrt von Heilbronn nach Heidelberg

Von Hans Traugott Schorn

ohl kein deutscher Fluß, auch nicht der Rhein, ist so typisch für deutsche Art und Idylle, für deutsche Lebensfreude und Romantik wie der Neckar, dieses muntere Schwarzwaldkind, das mit frischem Lebensmut in die Ferne zieht, um die deutsche studierende Jugend in Tübingen und Heidelberg zu schauen, das Andenken deutscher Dichter, Ritter und Frauen zu ehren, beim Anblick herrlicher Wälder, Burgen und Kirchen emporzujauchzen und dann zuletzt mit glühendem Herzen dem rebengekrönten Vater Rhein in den Arm zu sinken.

Mit Recht schrieb daher auch Wilhelm von Humboldt im September 1789 an G. Forster: „Die Rheinufer unterhalb Mainz, selbst da, wo sie am schönsten sind, bei Bingen und St. Goar, haben doch immer eine gewisse Einförmigkeit, ewige Weinberge oder nackte Felsen, und ihre Mainzer Gegenden sind zwar lachend und mannigfaltig, aber sie sind nicht malerisch genug, machen nicht genug ein Ganzes aus. Bei Heidelberg hingegen bilden die nahen hohen Gebirge an den Ufern des Neckars, mit der Stadt an ihrem Fuße, eine große und schöne Gruppe. Es liegt wahrhaftiger Charakter in dieser Gegend, und der Eindruck, den sie in der Seele zurückläßt, ist groß und tief. Der Weg von Heidelberg nach Heilbronn ist überaus schön. Er läuft immer an dem Neckar fort, dessen unaufhörliche Windungen zwar oft eingeschränkte, aber immer schöne und ewig abwechselnde Aussichten gewähren."

Von Heilbronn aus geben wir daher dem frischen Schwarzwaldsohne das Geleit, um ihm in Heidelberg auf seiner Weiterfahrt ein frohes Lebewohl zu winken.

Einen Heilbronn für das leidgeplagte Herz möchte man die freundliche Neckarstadt nennen, die von einem Kranze herrlicher Rebenhügeln geschmückt sich dort erhebt, wo einst Karl der Große im heilkräftigen Wasser Genesung gesucht.

Ein fadenfeines Tropfen war dem lärmenden Pfeilregen gefolgt, als der von Jagstfeld kommende Zug am frühen Vormittag in die lichtgedämpfte Einfahrthalle der Station mit ihren weiten Gurtbogen einfuhr. Unzählige Fahrgäste drängten sich auf den Bahnsteigtreppen, während ich mich durch die Überführung dem Ausgang zuwandte. Schon sausten die elektrischen Wagen heran, schon tauchten Zeitungsverkäufer ringsum auf, schon schritt ich auf der vornehmen, breiten Allee der Altstadt zu. Über die Gußeisenbrücke führt der Weg am „Bundschuh"-Gasthof vorbei zum Marktplatz, der wie ein herrlicher Schmuckkasten der Renaissance sich vor uns breitet.

Der eigentliche Magnet, der uns hier gefangen hält, ist der dreigeschossige Renaissancebau des Rathauses, zu dessen Eingang eine figurengeschmückte Freitreppe emporführt. Die Uhr des malerischen Zwerchhauses ist ein Werk Isaak Habrechts von Schaffhausen, der auch die berühmte astronomische Uhr des Straßburger Münsters vollendete. Auf bemaltem und vergoldetem Zifferblatt stehen die rastlosen Zeiger gleich verwunschenen Gedanken des Künstlers, um sein Andenken hier im Volke lebendig zu halten. Man fühlt sich hier unwillkürlich dem schaffenden Genius des Verfertigers so nahegerückt wie beim Besuch des Südflügels des Southkensington-Museums zu London dem sinnenden Geiste des Mönches Peter Lightfort von Glastonbury, dessen ältestes europäisches Uhrwerk, das wie ein Gruß aus fernen Jahrhunderten uns entgegentakt, ein Stück seiner menschlichen Gedankenarbeit verewigt. Zwei vergoldete Widder stoßen sodann so zornig gegeneinander wie einst der schwäbische Bund und die Reichsritterschaft, während der Engel zur Linken vor dem Stundenschlag mit der Posaune bläst, ein anderer zur Rechten mit dem Zepter die Stundenschläge angibt.

Digitized by Google

An der Westseite des Marktplatzes erhebt sich sodann das hochgiebelige Käthchenhaus mit seinem diagonal gebauten Erker des vierten Stockes, bei dessen Anblick wir uns jener lieblichen Lichtgestalt Heinrich von Kleists erinnern, von der Ernst von Wildenbruch zum hundertjährigen Geburtstage des Dichters sang:

„Und so lang das Wort "ich lieb dich„
Noch von deutschen Lippen rinnt,
Wird es leben, jung und lieblich,
Heilbronns wonneholdes Kind."

Am Markte lag auch das Gasthaus zur Krone, wo Götz von Berlichingen einst drei Jahre in ritterlicher Haft gehalten wurde. Sein ganzer Aufenthalt in Heilbronn wird uns jetzt in Erinnerung seiner Lebensbeschreibung lebendig. Wir sehen im Geiste den kurzgebauten fränkischen Ritter mit dem Stiernacken mit dem Stadtschreiber aus Konstanz zusammen, dem er rund abschlägt, Urfehde zu schwören. Wir hören ihn seine Ritterrechte betonen und auf seine Ritterehre pochen. Dann aber wird alles drohender. Weinschröter dringen ein. Götz zieht sein Schwert, vor dem sie zurückweichen. Franz von Sickingen und Georg von Frundsberg nehmen sich indessen des Bedrängten an, den die Bündischen im Bollwerkturm einkerkern, und zwingen diese, ihm ritterliche Haft bis zum Kriegsende zu gewähren.

Im übrigen ist der Markt noch von dem zweigliedrigen Syndikatshaus im Renaissancestil, dem städtischen Archiv, einem Rokokobau nebst anderen ehrwürdigen Bauten umhegt.

Während wir an der Kiliankirche vorbei weiter schreiten, läuten die alten Glocken mit sanftem Jubelton gleichsam den Geist des kunstfrohen Mittelalters ins Leben der Gegenwart.

Ein Meisterwerk der Renaissance mit gotischem Unterbau hebt sich hier vor uns empor, dessen Turmaufsatz das „Männele", eine Landsknechtfigur mit dem Stadtwappen, krönt.

Wir folgen dem wechselnden Straßenzuge an vielen alten verkraxten Giebelhäusern vorbei zur geräumigeren Außenstadt mit der blumengeschmückten Front bequemer moderner Wohnungen. Das Neue Theater zur Linken lassend, bemerken wir jetzt die schattigen Baumkronen des alten Friedhofs mit seinen Grabmälern der letzten 500 Jahre. Obwohl Käthchen von Heilbronn hier in einer unbekannten Ecke die letzte Ruhe gefunden hat wie die von Napoleon und Goethe gefeierte Johanna Sebus auf dem Kirchhofe zu Rindern bei Kleve, über deren Grab man sich vielfach streitet? Hat doch selbst die durch die Kunst George Romneys unsterblich gewordene Lady Hamilton, die Geliebte Lord Nelsons, im Tode auf dem Friedhof zu Boulogne ein ähnliches Geschick erfahren.

Mitglieder der ältesten Geschlechter Heilbronns sind hier zur letzten Ruhe bestattet, deren Namen mit der so bedeutenden Stadtgeschichte aufs engste verknüpft sind. Wie uns ein Besuch des am Ufer des Potomac gelegenen amerikanischen Nationalkirchhofs zu Washington mit der Kuppel des Kapitols und dem Washingtonobelisken im Hintergrund die verflossene amerikanische Geschichte erstehen läßt, wie in Heidelberg ein Gang zu den klassisch schönen Grabmälern so vieler bedeutender Professoren ein Stück deutsches Kulturleben des 19. Jahrhunderts vor unserem Geiste lebendig werden läßt —, so weist hier auf dem alten Gottesacker zu Heilbronn so mancher Grabstein auf ein Ruhmesblatt vergangener Landesgeschichte hin, das uns zudem durch die dichterische Darstellung unserer edelsten Geister besonders wertvoll geworden ist.

Ein altersgrauer steinerner Wegweiser mit eingemeißeltem Posthorn am Kopfe deutet uns jetzt den Weinsberger Weg, der uns an früchteschweren Baumgärten vorbei in die offene Landschaft hinausführt, wo zur Linken der Wetterkorb des Wartberger

Digitized by Google

Aussichtsturms sich zeigt, während vor uns die ruhigen Wellen der muschelkalkfelsigen Rebenhügel die fruchtbare Landschaftsmulde kunstvoll drapieren. Feingesiebter Regen schimmerte mitunter seidenartig durch die fruchtgefüllten Kronen der Obstbäume der Landstraße, um beim hervorstechenden Sonnenstrahle gleich wieder sich einzustellen.

Da tritt wie ausgeschnitten der symmetrische Bau eines waldgekrönten Bergkegels aus dem rebenstarrenden Wellengelände, ein geheimnisvoller Berg Sesam, der fürsorglich die losen Mauerrippen des erschlagenen Burgriesen mit seinem Waldgrün zudeckt —, der Weibertreu.

Nachdem zur Linken sich die nach Erlenbach führende Landstraße abgezweigt, nähert sich uns rechts die aus dem Tunnel kommende Bahn. An den Bergsaum des Weibertreus aber schmiegt sich die schmucke Oberamtsstadt Weinsberg mit ihrer leicht ansteigenden Hauptstraße, die reinliche einfache Landhäuser auf beiden Seiten umsäumen. Da, wo die Straße am „Gasthaus zur Traube" aus dem Landstädtchen wieder hinausführt, folgen wir dem nordwärts aufsteigenden Wege und erblicken gleich zur Linken das einfach vornehme Kernerhaus, wo Justinus Kerner einst mit seinen Dichterfreunden Lenau, Uhland, Schwab, Mörike usw. schöne Stunden verbrachte. Davor schaut das Medaillonbild des Kernerdenkmals hernieder, zu dem feierliche Stufen wie zu einem Altar emporführen.

Vor dem Denkmal wenden wir uns links zur Berghöhe, die wir erklimmen und entdecken stadtwärts eine bemerkenswerte Kirche aus dem 12. Jahrhundert mit romanischer Basilika und angebautem spätgotischen Chor —, ein wertvolles Baudenkmal des sogenannten Hohenstaufenstils. Nur kurz weilen wir hier, denn der Weibertreu ist ja unser eigentliches Ziel. Steintreppen führen uns nunmehr durch die mauergefaßten Rebenhänge, die ab und zu Akaziengebüsch unterbricht, immer höher zum Scheitel der waldigen Berghöhe.

Nur noch ein zerstücktes Mauergerippe zeugt hier von dem blühenden deutschen Kulturleben, das einst tatenfroh zur Zeit der fränkischen Kaiser ins weite Land hinausjauchzte. Allbekannt ist die ins Jahr 1140 fallende Belagerung, die ein Ehrentag für deutsche Frauentreue ist, dessen sich stets dankbar deutsche Männer erinnern werden. Keine bessere Inschrift konnte daher als erster Mauerschmuck gewählt werden als der Vers:

„Getragen hat mein Weib mich nicht, aber ertragen;
Das war ein schwereres Gewicht, als ich mag sagen!"

Hier steht noch eine festgefügte Mauerbrüstung, von der wir weit ins freundliche Neckartal herniederschauen, — dort ein trotziger Turm mit seltener Spannweite der Wände, zu dessen Spitze wir emporklimmen —, hier sind die festen Burgwälle zu einer idyllischen Steingrotte zusammengeschrumpft, deren Quaderreste Namen wie Franz I. 1813, Charlotte, P. v. Württemberg 1880; Prinz Hermann von S.-Weimar; Rangsit, Prinz von Siam; Waldersee, Sept. 84 tragen, — dort steht noch eine kapellenartige Klause mit gelbgrünrotvioletten Rosettenfenstern, worin wir von außen eine Ritterrüstung mit Speer sowie truhenartige solide Sitzplätze erblicken. Ein kleiner Luftwald ist im Laufe der Jahrhunderte zwischen den ehrwürdigen Steintrümmern emporgewachsen, wo jetzt allwärts idyllische Plätze zur Ruhe laden. Hier ist ein Wonneplatz für beschauliche deutsche Dichter und Denker, wie uns folgende Sprüche einer Steinplatte vor einem schattig kühlen Ruheorte künden:

„Ich und das Abendsonnenlicht sind hier eingekehrt." C. Mayer

und

„Wand'rer! Es ziemt dir wohl in der Burg Ruinen zu schlummern,
Träumend baust du vielleicht herrlich sie wieder Dir auf." L. Uhland.

Digitized by Google

Weiter führt uns der Weg durch das regenduftige Grün zum Kerkerturm, in dessen Dunkel wir auf den ausgetretenen Kalksteinstiegen gelangen. Das dumpfe Echo beim Auftreten tönt fast wie der Seufzer der Unglücklichen, die hier geschmachtet, und ruft vergangenes Leid uns wieder ins Gedächtnis, wovon uns die Aufschrift beim Eingang meldet:

„Geworfen in des Kerkers düstre Nacht,
Geschlossen aus von Lieb und Sonnenschein,
Wie mancher Leben welkte hier dahin
Und ihre Seufzer hörte Gott allein."

Gleich festen Zahnwurzeln steckt allwärts noch das trotzige Mauerwerk der einstigen stolzen Burg im Boden, die im Jahre 1525 von Grund aus zerstört wurde. Nichts kündet mehr von Kaisern und Rittern, aber eine Heimstätte der Dichter ist die umwaldete Trümmerstätte geworden, wie uns das Betreten eines offenen Turmrings mit meterdicken festen Wänden zeigt, in dessen Raum uns der abwärts führende Weg durch das massive Mauertor führt.

Da stehen an den Wänden die Namen Lenau 1834, O. Schubert 1770, W. Hauff 1827, F. Freiligrath 1840, L. Tieck 1830, Matthison 1828, F. Gaudy 1837, Anastasius Grün 1827, A. von Arnim 1822, C. Brentano, G. Schwab, F. Dingelstedt, E. Mörike, J. Mosen und noch viele andere. Mit starren Lettern starren uns dort Verse Lenaus entgegen, die uns melden, was hier der schwermütige Dichter empfunden:

„Leise werd' ich hier umweht
Von geheimen frohen Schauern,
Gleich ist's, hätt' ein fromm Gebet
Sich verspätet in den Mauern.
Hier ist all mein Erdenleid
Wie ein trüber Duft zerstoßen,
Süße Todesmüdigkeit
Hält die Seele hier umschlossen."

Doch was geschieht nun? Äolsharfentöne klingen herüber vom Verließ. Wie Geistergruß rauscht es durch die Kronen der Bäume und leichte Donnerschläge tönen gleich zornigem Grollen des unmutigen Berggeistes. Ein seltsames Gefühl erfaßt mich, wie ich es weder beim Besuch der Dichterecke der Westminsterabtei, noch des Shakespearehauses der Henleystreet oder des Shakespearegrabs im Chor der Trinitykirche am Ufer des Avon in Stratford erlebt. Ja, hier kann Menschenherz und Natur zu innigem Bunde sich einen —, hier kann das menschlich Vergängliche dem Ewigen sich nähern —, hier kann der Dichter zum Propheten werden wie einst in England Thomas Gray auf dem Stoke Pogeskirchhof jenseits der Vologdawälder in der Heimat der Hampden, Cromwell, Milton und Nelson, wo er zwischen Gräbern und Eiben jene Elegie verfaßte, von der General Wolfe äußerte, er würde lieber dieses Gedicht verfaßt als Quebeck genommen haben.

Auch ein ausländischer Dichter hat sich hier verewigt, nämlich der Schotte James Thompson, der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts lebte und als glänzender Darsteller der Natur bekannt ist. Von ihm rühren die Verse:

„Etteral race inhabitants of air,
Who hymn your God amid the secret grove,
Yet unseen beings to my harp repair
And raise majestic strains or melt in love."

Bevor wir aber den offenen poetischen Rundbau mit seinen tiefliegenden Ruheerkern verlassen, lesen wir noch bewegt die Verse von Justinus Kerner:

Digitized by Google

„Von mancher edlen Burg in Deutschlands Gauen
Versanken längst in Nacht die letzten Trümmer,
Auch Barbarossa's Burg erblickt ihr nimmer,
Wohl steht der Berg, auf dem sie war, zu schauen.
Zu Staub verweht, was Stolz und Herrschsucht bauen,
Was Treu' und Liebe bauen, dauert immer.
Seht Weinsberg's Burg! Wie glänzt mit neuem Schimmer
Dies Mal der Lieb und Treue deutscher Frauen!"

Noch ein letzter Blick auf das baumumschattete deutsche Burgpompeji —, dann wenden wir uns dem Ausgange zu, um durch die Weinberge der Berghöhe nach dem naheliegenden Marktflecken Erlenbach zu gelangen. Wie ein sturmbereites Heer stehen die kräftigen Stöcke mit reichem Traubenbehang da, bei deren Anblick wir des frohen Weinlieds Kerners gedenken: „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein."

Jetzt treten wir aus dem Bereich der Weinberge hinaus, um auf einem wiesenweichen Feldwege mit allwärts gestützten Obstbäumen zur Seite das kleine Dorf zu erreichen, dessen schlanke Kirche sich wie ein Gottesgruß aus der Häusermenge heraushebt. Madonnen- und Christusbilder schauen aus den ausgebuchteten Häuserkanten auf das idyllische Dorfleben, wo weiße Gänse gemütlich über die Straße watscheln und junge Mädchen und Burschen sich unterm Torweg zusammengefunden haben. Die Norne der Vergangenheit vermuten wir fast an einem uralten Brunnen, der in einer Art getünchter offener Kellergrotte längs des Weges aus einem rostzerfressenen grünschimmernden Eisenrohr sein Wasser ergießt.

Nachdem wir reichlich und gut für wenig Geld gespeist und auch den vorzüglichen Most gekostet, setzen wir unseren Weg nach dem nahegelegenen Pfarrdorf Binswangen und von da den kleinen Sulmbach entlang nach der Oberamtsstadt Neckarsulm weiter fort. Überall macht auch hier wie in Heilbronn die Vergangenheit ihr Recht geltend. Malerisch verkraxte Giebelhäuser wechseln mit erkergeschmückten Renaissance- und Barockbauten. Deutschen Frohsinn künden die verschnörkelten Wirtshausschilder und das heraldische Bild eines weißen springenden Pferdes neben drei Eichelzapfen an dem farbigen Fachwerk eines Giebelhauses deutet auf alte deutsche Stammesbeziehungen hin. Brunnen, Wasserspeier und Heiligenbilder vervollständigen das liebliche Stadtbild, worin auf beherrschender Höhe die im Barockstil erbaute Dionysiuskirche sich erhebt.

Nachdem wir am Stadtende die Sulm überschritten haben, führt der Weg zunächst dem Flußlauf und der Bahnstrecke entlang nach dem Marktflecken Kochendorf, den der kleine bekannte Kocher durchfließt. Hier erregt vor allem das stimmungsvolle Fachwerk des aus dem Jahre 1597 stammenden Rathauses unser Interesse, zu dem eine imposante Freitreppe emporführt. Ebenso sei noch die schöne Wasserburg, ein ehemaliges kaiserliches Lehnsschloß mit Rundtürmen und dem Renaissancewappen der Greck und Gemmingen sowie der neue Schacht König Wilhelm II. des Salinenbergwerks erwähnt, der dem Bahnhof gegenüber aus der Erde taucht.

Doch nicht lange hält es uns hier, da das nahegelegene Wimpfen uns bereits magnetisch in seinen Bann zieht.

Bei der Station des Badeorts Jagstfeld überschreiten wir die Bahnlinie und gelangen nach kurzer Wanderung über die Neckarbrücke nach dem Dorfe Wimpfen im Tal, das durch die hier im Jahre 1622 stattgefundene Schlacht zwischen den Kaiserlichen unter Tilly und den Protestanten unter dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden rühmlich bekannt ist. Den Schlachtenplan soll Tilly an der Kornelienkapelle im alten Friedhof des naheliegenden Pfarrdorfs Untereisesheim entworfen haben.

Der Ort kündet noch allwärts die Weihe der Vergangenheit. Selbst die alten Weiden mit ihren Wackelhäuptern und den gichtverrenkten Gliedern scheinen wie

Digitized by Google

Originalgestalten der niederländischen Meister Adriaen Brouwer und Jan Steen uns von vergangenen Tagen berichten zu wollen, während uns die alten Schlachtengeister aus den Wipfeln der Linden und Kastanien geheimnisvoll ihren Gruß zurauschen.

Das Kleinod des ummauerten Dorfes ist die in der Zeit zwischen 1262 und 1278 entstandene Ritterstiftskirche St. Peter, neben dem Münster zu Ulm und der Liebfrauenkirche zu Eßlingen ein Meisterwerk der schwäbischen Schule. Das reich gegliederte bauliche Ganze, dem das lateinische Kreuz als Plan zugrunde liegt, ist dem Kunstfreund ein seltener Genuß, der namentlich das Südportal des Querschiffes seines plastischen Schmuckes wegen bewundert. Der Kreuzgang, der alte Grabmäler aufweist, gilt als einer der schönsten Hallenbauten gotischen Stils.

Eine altehrwürdige Kultur kündet fürwahr der idyllische Ort, der sich dort erhebt, wo einst Römerstadt und Kastell die Fremdherrschaft auf deutschem Boden verkörperten.

Den Neckar entlang geht's nun zur alten Kaiser- und Reichsstadt Wimpfen am Berg, dem einstigen Sitze der Hohenstaufen. Die weite Flußkurve mit dem bewaldeten, steilen Höhenzug erinnert fast an die Lage des verwaisten Rheinarmes Kermesdael bei Kleve, wenn man vom Grabmal des Prinzen Moritz von Nassau am Saume des Sternenbusches kommend den Uferpfad zum Heimweg zur Nassauer Allee wählt.

Durchs malerische Stadttor mit dem lustigen Nürnberger Türmchen zur Seite führt der Weg ins würdevolle „Reichsstädtl". Überall treten uns zierliche Holzbauten aus dem 15. bis 18. Jahrhundert entgegen, meist steile Giebelhäuser auf steinernem Unterbau mit ausgelegten Freitreppen, von Erkern und Galerien umrahmt. Als Familienstempel zeigt sich das umschriebene Wappen, während die veräftelten Lettern der farbigen Versinschriften gleich frohgestimmten Lanzknechten uns Sinnen und Denken der alten Bewohner verkünden. Anmutige Renaissancebrunnen, der gotische Bau der Marien- und der Dominikanerklosterkirche, sowie das malerische Hohenstaufentor und der steile Stufenzug der Stadtmauer mit seinem Turmbesatz geben dem Ganzen einen harmonischen Abschluß.

Jetzt weilen wir bei den ehrwürdigen Mauerzeugen der stolzen Hohenstaufenzeit: der zu Beginn des 13. Jahrhunderts erstandenen Pfalz mit Burgtor, den Arkaden des Palas mit den Kuppelsäulen im romanischen, byzantinischen und islamitischen Stil, der Pfalzkapelle und dem mächtigen Bergfriedpaar, wovon der blaue Turm, den wir ersteigen, eine herrliche Fernsicht in die Umgegend gewährt. Weit liegt das Delta von Neckar und Jagst vor uns, von hellfarbigen, glatten Landstraßen durchzogen. Ein Heer von Dörfern und Weilern hat zwischen Buschtupfen und Hügelgebilden Stellung genommen. Eichen und Pappeln schauen von hoher Warte neugierig in das menschliche Treiben, während die grünbekränzte Bahn sich an den Bergfuß heranschleicht, der Neckar unmittelbar unter uns sein Wassersilber zwischen dem Walddunkel des Höhenzugs und dem Wiesengrün einlegt und gewaltige Fabrikschlote zur Rechten als dreiste Söhne der Neuzeit das alte Kulturland herausfordernd überschauen. Dort, wo jetzt am Neckar blühende Dörfer allwärts geschart sind, standen ehemals römische Dörfer. In Neckarmühlbach, Haßmersheim, Obrigheim und Neckarelz waren römische Ansiedlungen und Gutshöfe. Noch zeigen sich dort zwischen Kocher und Jagst auf dem Wege nach Neudenau Spuren einer alten römischen Heerstraße. Noch stehen im Elzbachtal auf der Linie Neckarburken, Sattelbach, Trienz, Wagenschwend, Oberscheidenthal zahlreiche Baureste des alten Mümling Limes.

Aber auch die kriegsfrohen Alemannen haben hier allwärts Spuren ihrer Wanderfahrt hinterlassen. Neckarmühlbach, Haßmersheim, Hochhausen, Wollenberg und Binau werden bereits urkundlich zwischen 500 und 900 n. Chr. als Alemannensitze erwähnt. Zahlreich sind die Funde von Grab und Hausgerät.

Digitized by Google

Dann aber gedenken wir der Zeit der Deutschherren, denen der deutschherrische oder schiefe Ebene genannte Landstrich auf der anderen Neckarseite vor Wimpfen gehörte. Es war das Gebiet des Deutschordensschlosses Hornegg am Neckar.

Ehrfurcht vor der Vergangenheit beschleicht uns fürwahr, die dieser Gegend allwärts ihren Stempel aufdrückte. Welch eine ungeheure Kulturentwicklung ging hier vor sich von der Zeit des homo Heidelbergenis an, der noch im Bison priscus einen gefürchteten Gegner fand, bis zum südländischen Römer und blondlockigen Alemannen, und weiterhin bis zu den Hohenstaufen, auf deren schiefergedecktem Turm wir nunmehr das weite Gelände überschauen. Vor uns aber drängen sich wie Küchlein zur Henne die alten gebrechlichen Häuser an das Burggemäuer heran, in denen wir noch fast die alten Bewohner vermuten möchten.

Hier unmittelbar unter uns war einst die Hohenstaufenpfalz. Hier war die Residenz von Barbarossa und Friedrich II. Römer- und Kreuzzüge werden vor unserem Geiste lebendig. Die Geschichte des deutschen Ordens gewinnt Farbe und Leben, wenn wir des zweiten Friedrich gedenken, der seinem treuen Diener und Reichsfürsten Hermann von Salza aus Thüringen den schwarzen Reichsadler in das Herzschild des Hochmeisterkreuzes als Zeichen seiner neuen Sendung verlieh, im heidnischen Preußenlande deutsche Sitte zu verbreiten. Hier in der kaiserlichen Pfalz war eine hochentwickelte deutsche Kulturstätte, lange bevor die Deutschherren die Preußen an der Sirguna schlugen und im Samlande die Festung Königsberg errichteten.

Dann aber gedenken wir auch Barbarossas, den aus dem Schlaf im Kyffhäuser ein Barba blanca erlöste. Solange hier selbst die Steine den Ruhm der Vorzeit künden, wird der deutsche Gedanke wie ein heiliges Vestafeuer im Herzen der jungen Generation fortleben, bis der von Plato gepriesene mit Einsicht königliche Mann, ein neuer Schicksalsheld wie Armin, unser Befreier, erscheint, der das arme gesunkene Deutschland zu neuem Glanze erhebt. Vaterland, Volkstum und Persönlichkeit sind ewige Bestände unserer Kultur, denen sich unsere Vernunft zuwenden muß, um im Lichte der Ideen Ewiges zu erfassen. Noch schafft und lebt der weltbildende Eros des deutschen Volkes. Noch reden selbst die Steine der alten deutschen Kulturplätze auf unserem Wege von der Reichsstadt Heilbronn zur Kaiserpfalz Wimpfen, und weiterhin zum Hornberg und dem Heidelberger Schloß, den wir fast mit der japanischen Tokaidostraße vom ehrwürdigen Koto der alten Kaiser nach dem aufblühenden Tokio der Shogune, d. h. der Reichsverweser, vergleichen möchten, ihre eindringliche Sprache. Noch sind es nicht tote Bücher, sondern die Schauplätze der lebendigen Natur, unserer Mutter und Freundin, wo sich uns der Geist der Geschichte offenbart, wo die Seele aufblüht und der erlöste Menschengeist zum Weltgeist sich emporschwingt.

Dann aber widmen wir den Kunstschätzen des hessischen Landstädtchens ein aufmerksameres Auge. Nicht die Zeit der Hohenstaufen, sondern die Kaiser Maximilians ist es, die uns hier entgegentritt, jenes Kaisers, der in dem schönen Gedichte von Anastasius Grün zu Albrecht Dürer spricht:

„Leb' wohl nun, Bruder Albrecht! ja Bruder nenn' ich dich,
Ein König heiß' ich, König bist du so gut als ich;
Ein Stückchen Gold m e i n Zepter, m e i n Reich ein Stück grün Land,
D e i n Zepter Stift und Kohle, D e i n Reich die Leinewand."

Finden sich doch in der am Marktplatz gelegenen Stadtkirche, die Meister Bernhard Sporer erbaute, Malereien aus der schwäbischen Schule Martin Schongauers (1450—1491, den die Kunstgeschichte neben Dürer, Hans Süß und Hans Burgkmair als einen der ersten Maler seiner Zeit bezeichnet.

Aber auch wertvolle Glasgemälde, Statuen, Altarschnitzereien und kraftvoll getriebene Kelche treten zutage und machen die Stätte zu einem Heiligtum echt deutscher Kunst.

Digitized by Google

Mit Spaziergängen um die Stadt und zum Mühlwald wird es Abend. Nachdem wir gespeist, erfreuen wir uns des idyllischen Stadtlebens wieder, aus dessen Erkern und Toren die Geister der Vergangenheit geheimnisvoll zu treten scheinen, um auch ihrerseits der Stätte ihres Erdendaseins froh zu werden. Auf der heranwachsenden Jugend scheint der Segen der Vorzeit zu ruhen —, der Segen mächtiger Kaiser und frommer Väter. Wieder schauen wir zu den unzähligen Fachquadraten der Häuser, den gebrechlichen Galerien, den schlanken Türmen und prächtigen Brunnen —, da schallt aus dem offenen Fenster wie ein Gruß der Gegenwart eine Wagnermelodie, das Lied des Hans Sachs aus den Meistersängern:

„Drum sag' ich euch:
Ehrt eure deutschen Meister,
Dann bannt ihr gute Geister!
Und gebt ihr ihrem Wirken Gunst,
Verging' in Dunst
Das heil'ge röm'sche Reich,
Uns bliebe gleich
Die heil'ge deutsche Kunst!"

* * *

Ein feierlicher Choral erklingt vom blauen Turm in die weite Landschaft hinaus, während wir uns an dem Kirschenbänkchen vorbei zur Heinsheimer Straße wenden. Kurgäste vom Mathildenbadhotel haben bereits seitwärts Platz genommen; andere erklimmen gerade zögernd den durch den Akazienwald der Berghöhe führenden Haagweg.

Ein neuer Wanderdrang hat uns erfaßt. Sommergrünes Buschwerk schaut allwärts neugierig über den Weg. Ein kleines Gehölz erscheint zur Linken, während wir der Bahnlinie folgen und nach ihrer Kreuzung uns talwärts wenden. Eine zerklüftete Schlucht öffnet sich zum Bonfelder Wald, der so geheimnisvoll sich vor uns breitet, als ob hier gerade Pan sein Lied auf melodischer Syrinx zum Tanzreigen holdblühender Nymphen und Hamadryaden anstimmen würde. Lustig plätschern die Wasser die Felsklüfte hinab, während wir der Landstraße folgen, die sich dem Neckar entlang hinzieht. Gleich schwerbeladenen Lastträgern stehen rings die ausgeästeten Apfelbäume, aus deren Krone die rotwangigen Äpfel wie aus einem lustigen Karussell auf uns herniederschauen. Wie ein kleines Luxushündchen schleicht sich ein Eichhorn kokett-neugierig über den Weg, das in diesem paradiesischen Naturfrieden scheinbar noch keine Menschenfurcht kennt. Friedlich steht seitwärts die Lämmergemeinde um den Schäfer versammelt. Auch hier scheint zwischen Hirt, Hund und Schafen bei aller Ordnungsliebe ein freundschaftliches Einvernehmen zu bestehen. Ein Jahrmarktrausch von Blumen breitet sich rings auf den Wiesen aus und fast scheint es, als ob blauäugige Blumentöchter mit ihren Brüdern im roten Käppchen am Wegrande Ausschau halten, ob noch immer keine Menschen aus ihrer Steinwüste von Städten und Dörfern in ihr stilles friedliches Reich kommen. Auf Schritt und Tritt fallen Äpfel sich spaltend zu Boden. Auch die Natur scheint des Volkes Nahrungsnot zu ahnen und dem sie aufsuchenden Menschenfreunde frühreife Äpfel auf einen gedeckten Tisch zu legen.

So gelangen wir nach dem badischen Dorfe Heinsheim, wo wir als geschätzte Hausvögel zahlreiche Gänse kennenlernen, die entweder gleich gelangweilten Damen auf der Straße herumbummeln, oder in einem abgesperrten Wasserhof im Schmutze herumwühlen.

Wie der Hirt seine Herde, so überragt die hochgelegene Kirche das bescheidene Dörflein. Sechs wappengeschmückte Grabmäler der Ritterfamilie Ehrenberg birgt der schattigkühle Chor, während im Schiff ein Riesenepitaph mit Renaissancemotiven

Digitized by Google

die fast überlebensgroßen Statuen Johann Heinrichs von Ehrenberg und seiner Gattin Margareta, geb. Echtern von Mespelbronn, trägt, deren fünf Söhne und drei Töchter zu beiden Seiten des Kruzifixes kniend dargestellt sind.

Kaum haben wir das Dorf verlassen, so taucht aus dem Laubgrün die Feste Ehrenberg empor, eine der schönsten Neckarruinen. Zur Rechten schaut das weißgehaltene herrschaftliche Wohngebäude mit seinem geräumigen Schloßhof der Familie von Racknitz über den Neckar hinweg in die deutschherrische Ebene, während wir seitwärts zunächst einen verwahrlosten Burgbau mit Steinmull und allerhand Gerümpel entdecken, an den sich eine schlickbedeckte Turmtreppe anschließt, deren Rundgang bald bei einem vermoderten Holzgerüst endet. Die eigentlichen Burgruinen, die einen geradezu großartigen Umfang aufweisen, liegen höher und sind von der Landstraße her dem Auge des Wanderers durch das Baumgrün fast entzogen. Vor allem erregt hier der aus mächtigen Buckelquadern gefügte Wartturm unsere Bewunderung, der einen herrlichen Fernblick nordwärts gewährt. Die Feste war seit 1157 das Stammschloß derer von Ehrenberg und befindet sich seit 1805 im Besitze der Familie von Racknitz.

Wir setzen unsern Weg fort und erblicken bei der nächsten Wegkehre der weinbewachsenen Felsenlager zwei neue Burgboten einer ruhmvollen Vergangenheit —, auf der Berghöhe vor uns das efeuumwobene Schloß Guttenberg der Herren von Gemmingen, der Sitz von Hauffs Erzählung „Das Bild des Kaisers", und auf dem anderen Ufer in die Mulde der Berghöhe eingebaut die Deutschherrenfeste Hornegg, die auf einem mächtigen Felsklotz emporklaftert.

Das beutige weißschimmernde Schloß Guttenberg, das ein gewaltiger Bergfried überragt, ist in die mächtigen Ruinen der alten, vieltürmigen Burg eingebaut. Stolz schaut es hinab auf das kleine Dörfchen Neckarmühlbach, das man als die Wohnstätte der Burgdienerschaft betrachten möchte, sowie hinauf ins Mühlbachtal mit seinen herrlichen Laubgängen, wo helläugige Wellen uns ihre Geheimnisse ausplaudern, dem weiten Wiesenausschnitt, wo hübsche Blumenknaben mit gelber Mütze und blauem Federhut zarte Blumenjungfern mit violettem Kopftuch und weißem Häubchen zum Tanze fordern, und den einsamen Mühlen, in deren Bereich Justinus Kerner sein stimmungsvolles Lied „Der Wanderer an der Sägemühle" gedichtet haben könnte.

Auch hier umschließt das unscheinbare Dorfkirchlein wertvolle Kunstschätze, von denen zwei Altarschreine mit Holzskulpturen und Tafelgemälden, verwetterte Fresken, das Schnitzwerk des Tabernakels und ein prunkvolles Barockepitaph zu erwähnen sind, das eine Freifrau von Gemmingen ihrem verstorbenen Gemahl Friedrich Christoph „in pugna cum Gallis atroci circa Basileam de transitu Rheni corta fortissime dimicando interfecto" errichtete. Draußen findet sich zudem noch der Epitaph des "diederich von gemmingen, des frommen, erliebenden, gotzforchtigen mannes, eines liebhabers gotlichen worts" und seiner Familie aus dem Jahre 1526.

Aber auch das letzte württembergische Neckarstädtchen Gundelsheim erregt unser Interesse. Schon unter Karl dem Großen wird es als Villa Gundolfesheim erwähnt. Heute wird es wegen des auf römischem Untergrund ruhenden Deutschherrenschlosses Hornegg bewundert, das bereits der Fürstenmaler Hans Baldung (1480—1545), ein Zeitgenosse Hans Holbeins und Darsteller des Pfalzgrafen Philipp des Kriegerischen und Bernhards III. von Baden (Alte Pinakothek, München) als Bildhintergrund des Schnewelinschen Altars im Freiburger Münster neu erstehen ließ. Ungegliedert wie das vielgestaltige deutsche Volksleben steht der gewaltige Bau mit seinen sieben Ecken, der wuchtigen Bergfriedmasse und den efeuumsponnenen Wallmauern und Türmchen da, so recht ein Spiegelbild deutscher Kraft und deutschen Sinnens. Ruchlose Hände haben uns in der verwüsteten Burgkapelle nur spärliche Trümmer hinterlassen. Nur wenige Wappen, Portale und Statuen erinnern an die Deutschherren, die einst in diesen Mauern ihr Heim hatten. „Treu bis zum Bettelsack" ist jedoch der

Digitized by Google

liebliche Ort seiner weitberühmten Burg geblieben, dessen Häuser, zwischen Ruinen erstanden, zum Teil auf der ehemaligen Stadtmauer ruhen.

In einer großen Schleife führt nunmehr der Weg durch einen schluchtartigen Felseneinschnitt nach Haßmersheim. Am Neckar sitzen Wandervögel und singen zur Laute. Zur Linken geht der Weg nach dem Dorfe Hüffenhardt, das uns schon als römischer Gutshof bekannt ist. Jedes Stück Erde ist hier von fleißiger Menschenhand bepflanzt. Schwer hängen auch die vollen Kronen der Apfelbäume herab, die man allseits stützen mußte.

Hufschlag erschallt. Zwei Wagen mit fröhlichen Menschen, von kräftigen, schweren Pferden gezogen, rollen vorüber. Junge rüstige Burschen langen auf der Fahrt nach der rotwangigen Frucht, von dem frohen Lachen der blühenden blonden Mädchen begleitet. Solche Bilder hat wohl Goethe geschaut, als er seinen „Hermann und Dorothea" schrieb.

Der Neckar verläßt uns auf eine Weile, während den Weg die Schieferlagen der massigen Sandsteinfelsen flankieren. Bald wird der Blick wieder freier und gleitet aufs neue über die herrliche Ebene mit ihrer unermeßlichen Erntefülle. Hinter einem mächtigen Bergrücken hat sich im Hintergrunde inzwischen das idyllische Gundelsheim versteckt. Dafür steigt aber unmittelbar vor uns wie eine steingewordene Offenbarung echt deutschen Rittertums der Hornberg, die Burg des Götz von Berlichingen, empor. Nicht nur als Rittersitz, sondern auch als Muster deutscher Baukunst und gediegener deutscher Arbeit ist uns die Ruine bedeutsam, vor deren Trümmern auch die Gegenwart in Ehrfurcht verstummen muß. So ist sie uns gleichsam wie der Weibertreu ein Wahrzeichen des deutschen Gedankens, der solange im deutschen Volke weiterleben wird, als es noch Schloßruinen und deutsche Linden und Eichen geben wird.

Auf weiter Linie ziehen sich die mächtigen Mauerzüge dahin. Alles ist hier groß gedacht und erfaßt. Kein Spielzeug der Laune ist die Burg, deren Besitzer nicht allein erfahrene Krieger, sondern auch sorgsame Gutsherren waren, deren Haushalt eine musterhafte Ordnung verriet.

Wir sind in Haßmersheim angelangt, das als größtes Schifferdorf Süddeutschlands bekannt ist. Fröhliches Jahrmarkttreiben herrscht am Neckarufer, während wir uns übersetzen lassen, um den Hornberg zu ersteigen.

Nach kurzer Wanderung folgen wir dem links abzweigenden Fahrweg, der die Bahnlinie überschreitet und im Diagonalschnitt am terrassenförmig steigenden Rebengelände vorbei zu dem wappengeschmückten Toreingang der Burg führt. Ein steingebannter Hexenspuk Macbeths kündet sich aus den efeugeschmückten Mauertrümmern der für Heerhaufen einst so wehrhaften Burg, die gegen die Gewalt der Elemente wehrlos seit Jahrhunderten einen ungleichen Kampf zu bestehen hat. Trotz aller Zerstörung ist der Burgcharakter des trümmerhaften Grundrisses durchaus gewahrt. Noch stehen die Wachttürme mit ihrem Fachgemäuer. Noch kündet die turmdurchbrochene, stufenweise fallende Außenmauer mit den fünf verwetterten Scharten und dem eingemeißelten Ringlauf Schutz und Wehr. Noch steht davor ein efeuumwachsener ausgebrochener hohler Turmzahn als stummer Zeuge aus Deutschlands glanzvoller Ritterzeit.

Hier also schrieb der Ritter mit der eisernen Hand seinen Lebenslauf, der nach seinem eigenen Geständnis nie ein Heuchler gewesen ist, sondern wie jung so auch alt ein „guter und braver Kerl" —, jener Götz, von dem einst der fromme Kaiser Maximilian bei der Nachricht von den Nürnberger Händeln erklärte: „Heil'ger Gott! Heil'ger Gott! Was soll das werden! Der eine (Götz) hat nur eine Hand, der andere (Hans von Selbitz) nur ein Bein! Wenn sie erst zwei Hände und zwei Beine hätten, was würdet ihr dann tun?"

Das heilige römische Reich deutscher Nation, jener „so krüpplige Körper" wird uns wieder lebendig. Wir denken des jungen Junkers Götz vor Konstanz, der den

Digitized by Google

Federhelm auf dem Kopf seinem Herrn, dem Markgrafen Friedrich zu Ansbach, den schwarzweißen Speer nachtrug und den Kaiser Maximilian beschreibt, der in der Nacht im grünen alten Röcklein, mit einer grünen Stutzkappe und einem großen gleichfarbigen Hut darüber bedeckt, erschien. Der Kaiser aber sandte den Junker Berlichingen zum Schenk Christoph von Limburg, der die Reichsfahne trug. Es war das erste und letzte Mal, daß Götz im Felde den Reichsadler fliegen sah.

Wir betreten den Burghof, worin rechts eine abgestorbene verdorrte Akazie ein stilles Totendasein fristet. In einer kleinen Wohnung aus dem Jahre 1790 fand zur Linken die heutige Burgverwaltung Unterkunft, die bei besonderer Erlaubnis des Besitzers Freiherrn von Gemmingen-Hornberg auch Fremden die Pforte zur eigentlichen Burg öffnet.

Da mir ein Rundgang durch das Innere gestattet war, beeilte ich mich, der Führerin auf dem holprigen Steinboden zu den einzelnen Räumen zu folgen.

Wir gelangen zunächst am Keller vorbei zur Kemenate und besichtigen weiterhin Küche, Speisekammer und Wirtschaftsgebäude. Im Backofenraum konnte man einen neuen Wandeinsturz wahrnehmen, wohl das letzte Zeichen des mählich weiterschreitenden Verfalls. Interessant ist auch das den Durchgang schmückende Steinwappen derer von Berlichingen aus dem Jahre 1573, das einen Wolf darstellt, der ein Schaf im Maule trägt.

Auf einer Wendeltreppe gelangen wir nunmehr zum ehemaligen Rittersaal, der über Speisekammer und Küche liegt, und weiter aufwärts zum einstigen Gefängnis, einem schönen, luftigen Raume, dessen Fenster mit eingemauerten rostigen Eisenstangen versehen ist.

Immer höher führt die Treppe aufwärts zur hohen Wachstube des Bergfrieds, von wo man die weite Neckarlandschaft bis nach Heilbronn vor sich sieht. In mächtigen Wellen ziehen sich die baumgrünen Berge dahin, von saftigen Wiesen und frischbestellten Äckern unterbrochen. In breiter Rinne kommt der Neckar einher, ein junger Geselle, der tatenfroh ins Leben hinausstürmt. Vor uns liegt auf dem andern Neckarufer das Dorf Hochhausen mit der Notburgahöhle und dem schmucken Kirchlein, worin sich das Grabmal der Heiligen befindet. Dahinter fährt der Zug über das starke Gemäuer der roten Sandsteinbrücke, deren Joch der Neckar geduldig trägt. Gleich daneben grüßt Burg Neuburg herüber. Blühende Orte bilden dann südwärts einen fröhlichen Ringelreihen, aus dem sich im Hintergrunde das herrliche Wimpfen am Berg heraushebt, während in weiter Ferne duftverklärt Heilbronn mit dem Wartberg erscheint. Fürwahr, die Stätte für ein Morgenlied des Türmers Lynkeus!

Wir kehren zu den gestrüpp- und grasbedeckten Burggängen zurück, um noch die zerfallenen, efeubedeckten Stallungen sowie das Burgverließ zu besichtigen. Auf dem Wege streift unser Blick die an den Bergfried sich anlehnende offene Giebelwand mit ihrem viergestockten Fensterdurchbruch, die in Verbindung mit Bergfried und Wachtturm, dem Buschwerk der Böschung und der zerfallenen Ringmauer dem Hornberg an der Nordseite seinen ureigenen Charakter verleiht.

Inzwischen sind wir an dem Burgverließ angelangt, das früher eine Tiefe von 50 Fuß aufwies, heute jedoch infolge dauernder Schutthäufung kaum 9 Fuß tief ist. Noch steht neben dem verdeckten Schacht der Holzhaspel, womit man einst die gefangenen Kaufleute bis zur Entrichtung des Lösegeldes in die Tiefe ließ. Zur Ringmauer führt sodann ein am Burgverließ vorbeilaufender Treppenweg.

Wir kehren zum Burghof zurück, um noch das zum Burgmuseum ausgebaute Vorwerk neben dem Torweg aufzusuchen.

Beim Eintritt zur Vorhalle starrt uns eine Landsknechtrüstung entgegen, wie sie die Knappen des fränkischen Burgbesitzers zu tragen pflegten. Im ersten Zimmer entdecken wir sodann eine Reihe Porträts, die u. a. die Pfalzgräfin Dorothea Maria,

Digitized by Google

den Pfalzgrafen Friedrich von Zweibrücken, den Pfalzgrafen Christian, Herzog von Birkenfeld, die Kaiserin Maria Theresia von Österreich, den König Georg II. von England sowie den Herzog Christoph von Württemberg darstellen.

Im zweiten Zimmer wird die Porträtgalerie fortgesetzt, und zwar finden sich hier Bilder von Mitgliedern der Familie Kochendorf, Gemmingen-Burg, Gemmingen-Gemmingen sowie Karl Ludwig von Wrede (1716). Das kostbarste Gut der Sammlung ist jedoch die Rüstung des wackeren Götz, die er bei seiner letzten Anwesenheit in Heilbronn dem Lizentiaten der Rechte und Syndikus Stefan Feierabend, den er auch in seiner Anrede der Lebensbeschreibung ehrenvoll erwähnte, vermachte. Durch einen glücklichen Zufall kam sie später wieder in den Besitz der Familie Gemmingen-Hornberg, um an der Ruhmesstätte ihres Trägers von seinen Erdentagen zu zeugen.

Kaum mittelgroß war Götz, aber breitschultrig und fest gebaut. Nach einem kleinen Porträt zu urteilen, konnten die pfiffigen überlegenen Augen bis ins Herz der Mitmenschen schauen. Der spöttisch-schelmische Zug des schon schwäbisch zugeschnittenen bärtigen Angesichts deutet an, daß alles Gemachte, Hohle und Unwahre dem ehrlichen Wesen des Mannes zuwider war und er auch mit unerbittlicher Strenge seinen Feinden zuzusetzen verstand. Das charakteristische Bild des unternehmenden lebensfrohen Mannes bestätigt in der Tat die ersten Angaben der Lebensbeschreibung, wonach der junge Götz mehr Lust an Pferden und am Reiten zeigte als zur Schule. Er war ein Mann der Tat, nicht der einer öden Schulgelehrsamkeit. Auch auf ihn scheint das Wort zuzutreffen, daß er größer war als seine Werke. So erscheint uns denn auch der bei der Rüstung befindliche Ritterdegen als ein Richterschwert, das für Recht und Billigkeit geführt wurde, als die kampffrohe Eisenbraut edlen Rittergeistes.

* * *

Die Geschichte der Burg weist auf römischen Ursprung hin. Nachdem in der Völkerwanderung die römischen Grenzbefestigungen Germaniens gefallen waren, wird Hornberg als Sitz fränkischer Könige genannt, und zwar soll um die Mitte des 7. Jahrhunderts Dagobert hier geweilt haben. Zur Zeit der sächsischen Kaiser kam die Burg in den Besitz des Bischofs von Worms. 1414 eroberte sie der Pfalzgraf Friedrich, dem sie jedoch bald Schott von Schottenstein streitig machte. Verschiedene Teile der heutigen Burg sind jedenfalls nach den Angaben einer gotischen Gedenkplatte im Jahre 1471 erbaut.

Bald nach seiner zweiten Heirat mit Dorothea Gailing von Illesheim ließ sich hier Götz von Berlichingen nieder, wo er auch seinen Lebenslauf schrieb und am 23. Juli 1562 starb. Nachkommen der fränkischen Ritterfamilie haben den tapfern Sinn ihres Größten bis in die Zeit des Weltkriegs hinein bewahrt, wo ein Hauptmann von Berlichingen aus Jaxthausen bei Schirmeck im Elsaß fiel.

Das Besitzrecht der Burg ging im Jahre 1612 auf Reinhard von Gemmingen über, in dessen Familie sie bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

* * *

Vom Schloßhof führt der Weg an dem zweiten Wachtturm vorbei zu einem herrlichen Laubwald, worin Amsel und Kuckuck dem schwindenden Tage ihre Grüße senden. Freundliche Erlen in endloser Zahl harren des Fremden gleich alte Bekannte. Wie eine schlanke Jungfrau steht die Buche am Wege, um einen freundlichen Abendgruß mit uns auszutauschen. Der unscheinbare Waldmeister aber erfreut uns mit seinem erquickenden Dufte.

Da klingen alte deutsche Volkslieder aus der Tiefe uns entgegen, von Herzen kommend, zu Herzen gehend. Fast scheint es, als ob der ehrwürdige Wald sie selbst gedichtet und das Menschenherz sie ihm nur abgelauscht. Die Bäume scheinen mit-

Digitized by Google

zufühlen. Vor innerer Bewegung zittern die grünen Nadelschwingen der Tannen, und aus den Wipfeln der Eichen rauscht's wie Patriarchengruß hernieder. Das deutsche Lied, der deutsche Wald und das deutsche Menschenherz —, sie gehören zusammen, sie kennen nur Friede und Glück und jene Jugend, die uns nie entflieht.

An halmenreichen Lichtungen vorbei führt nach und nach wieder der Weg in die offene Landschaft des fruchtbaren Elztals. Zur Rechten liegt der Stockbrunner Hof, ebenfalls ein alter römischer Gutshof, während vor uns im Tale der Zug mit schnellem Hammerlaut nach Neckarelz dahineilt. In der Ferne zieht sich das lichtumrandete Bergland des Katzenbuckels dahin, ein Heim für die alten deutschen Götter, die hier ihre Gelage feiern und die in der Schlacht gefallenen Helden empfangen könnten —; davor die vielen grünen Kulissen der umfangreichen Talmulde.

Eine poetische Psalmenfreude füllt hier unser Herz, so daß wir mit dem Gottesvolke des Alten Bundes jauchzen möchten: „Die Hügel gürten sich mit Jubel und die Talgründe jauchzen einander zu und singen. Die Himmel freuen sich, die Erde frohlockt, das Gefilde jauchzt und die Bäume jubeln vor dem Antlitz des Herrn."

Wir queren den nach Neckarzimmern fließenden Lallenbach und gelangen den Hardhof zur Linken lassend an Hecken und Buschholz vorbei zum alten lieblichen Städtchen Mosbach. Merian beschreibt es im Jahre 1645 als eine „feine wohlgebawte Statt, die wegen der Messer und Degenklingen, so der Enden zugericht und sehr sauber eingefaßt werden, berühmt vor diesem gewest ist; man macht auch da Wüllen Tuch, hat Weid, Getraid und einen zimblichen Weinwachs."

Vor allem bewundern wir den prächtigen Marktplatz mit seinem herrlichen Rathause, dem Palmschen Hause, einem viergeschossigen, erkergeschmückten Renaissancebau mit Holzfachwerk vom Jahre 1610, sowie der ehemaligen Stiftskirche ad Sanctam Julianam, worin sich das Grabmal der Pfalzgräfin Johanna vom Jahre 1444 befindet.

Beim Verweilen hier im Herzen der Altstadt, wo von allen Seiten enge Gassen mit verkraxten alten Giebelhäusern münden, beschleicht uns plötzlich das Gefühl, als ob die Norne der Vergangenheit die Gegenwart von dannen schickt, um selbst wieder an der alten trauten Heimstätte zu regieren. Deutsche Ratsherren mit gegürtetem Leibrock und kostbarem pelzbesetzten Mantel, auf dem Kopfe das geschlitzte Barett, die Füße in breit abgestumpfte Schuhe gesteckt, schreiten einher. Frauen mit langem, bauschigen Rock und hochsitzender Taille, über den Armen die flügelartige Rückenschleppe tragend, auf dem Kopfe die zierliche Haube, um die sich die zugespitzte Kinnbinde schlingt, erscheinen. Junge Leute mit kurzem Wams, gebauschter Kniehose und halblangem Mantel eilen dahin, während ein Malermeister in verschnörkelten Lettern die Verse niedermalt:

„Wer nicht das Wenig hält zu Rath,
Der kumbt umb alles das er hat."

Das war damals „die neue Zeit im alten Germanien", als Hans Pleydenwurff, Michel Wolgemut und Albrecht Dürer ihre prächtigen Bilder schufen, die schon tiefes deutsches Weltgefühl plastisch verkörpern. Was sie damals schauten, wird uns jetzt hier wieder lebendig: Sackpfeifer und Stadtmusikanten, Typen aus dem Holbeinschen „Lob der Narrheit", ja selbst die Modelle für die Heiligen Kunigunde, Hieronymus und Eustachius.

Das altertümliche Mosbach hatte ich zum Nachtquartier bestimmt.

Als ich hier in dem heimelnden Gasthauszimmer in Erinnerung an den Hornbergbesuch die Lebensbeschreibung des Götz zur Hand nahm, geriet ich gleich auf das neunte Kapitel, das die Fehde mit dem Bamberger Hofe berichtet, die sich entspann, als der Pfalzgraf Ludwig V., der „Friedfertige" (1508—1544) in Heidelberg seine Hochzeit mit der Schwester des Herzogs Wilhelm von Bayern feierte. Viele junge Herren

Digitized by Google

vom Adel, darunter Götz, waren anwesend, von denen es in der Lebensbeschreibung heißt: „Wir trugen alle gleiche Kleider, nicht kostbare, weder von Samt noch Seide, aber wir wurden hoch gehalten und man tat uns mehr Ehre an, als wir wert waren und man hatte uns auch alle zusammen besonders gesetzt."

Da schweiften plötzlich meine Gedanken zum Marktplatz in Heidelberg. Stand doch hier an Stelle des nördlichen Rathausflügels das hochberühmte Gasthaus „Zum Hirschen", wo Götz mit dem Bischof von Bamberg zusammentraf, der in seiner Erregung über den Ritter „rot wie ein Krebs" geworden war. An der Südseite des Marktes aber verrät die Goldschrift einer schwarzmarmornen Gedenktafel, daß hier Wolfgang Goethe im November 1775 vor seiner Reise nach Weimar bei der Handelsjungfer Delph geweilt —, Goethe, der das Verhältnis zwischen Berlichingen und dem Bamberger Hof zum Vorwurf seines Ritterschauspiels genommen hatte. Wahrheit und Dichtung scheinen sich hier zu berühren und in Erinnerung der Zeit des Ritters mit der eisernen Faust, die in Goethes Tagen und in der Gegenwart zurückkehrte, gedachte ich des Goetheschen Gedichts vom Jahre 1818, worin er uns vorführt . . . . . „die Zeit,

Wo Deutschland, in und mit sich selbst entzweit,
Verworren wogte; Zepter, Krummstab, Schwert,
Feindselig eins dem andern zugekehrt;
Der Bürger still sich hinter Mauern hielt,
Des Landmanns Kräfte krieg'risch aufgewühlt;
Wo auf der schönen Erde nur Gewalt,
Verschmitzte Habsucht, kühne Wagnis galt."

* * *

Von Mosbach fährt der Zug durch das fruchtbare Elztal zum Neckar. Meine Erinnerungen an die alte Mosbach-Abtei Kaiser Ottos II. mit ihren 23 Dörfern und das bedeutsame geschichtliche Leben des Ortes in der späteren Zeit begleitet das endlose Jammern eines nörgelnden Mitreisenden mit vollgepacktem Rucksack über Kriegswucher und deutsche Kriegsschuld, dessen Ahne sicherlich einmal spießbewehrt sich den aufständigen Bauernhaufen in Gundelsheim angeschlossen hatte.

Nun biegt die Bahnlinie nordwärts um, während sich am andern Neckarufer das feste Haus „Schloß Neuburg" über dem uralten Obrigheim erhebt. Auf hoher Bergkante schaut der einstige Sitz des deutschen Ordens mit seiner straffen, schmucklosen, wettertrotzenden Gestalt gegen Osten wie eine stumme Mahnung der Toten, deren prächtige Grabmäler noch manche Kapelle und Kirche der umliegenden Neckarorte zieren. Diedesheim mit seinen blumengeschmückten Schifferhäuschen liegt unmittelbar vor uns, das eine auseinanderfahrbare Schiffbrücke mit Obrigheim verbindet. Von Binau geht's sodann durch den rauchgefüllten Tunnel unter den Ruinen der aus Kalktuff erbauten Burg Dauchstein nach Neckargerach, wo auf dem andern Ufer im Buchengrün der zierliche Giebel der Minneburg erscheint, deren stattliche Trümmer immergrüner Efeu umrankt.

Noch eine kurze Fahrt dem Neckar und der Landstraße entlang —, dann hält der Zug in Zwingenberg, wo wir aussteigen und uns dem einige hundert Einwohner zählenden Dorfe zuwenden.

Kaum haben wir die Neckarlandstraße erreicht, da schauen wir über die Obstbäume hinweg ein vom Tannensamt sorgsam umhegtes seltenes Kleinod: das Jagdschloß Zwingenberg des früheren Großherzogs, eine der malerischsten Burgen des ganzen Neckartals. Gerade über dem Krümmungswinkel des Stroms steigt sie mit ihren 18 m hohen Mauern und den fünf schlanken Türmen an der Stelle des alten Raubritternestes empor, das 1236 von Ruprecht I. genommen wurde. Wie ein trotziger Ritter steht der gewaltige Bergfried da, um den sich geschlossen die festen Mauermassen gleich

Digitized by Google

Abb. 5.
Philipp Veit, einen Mörser abschießend, gez. von Steinle.

Digitized by Google

Digitized by Google

treuen Mannen scharen. Unnahbar und unantastbar steht der Festungsbau auf steiler Höhe, die schroff zum Neckar und zur engen Wolfsschlucht abfällt und von dem „Schanzenberg" durch einen künstlich in den Felsen gezogenen Graben getrennt ist.

Wir überschreiten nunmehr die Bahnlinie und wenden uns auf den Schlangenwindungen des Waldwegs die Wolfsschlucht hinauf zum Höhengelände. Golden flutet das Licht durch die grünen Blätterhänge hindurch, während wie tiefernste Buddhapriester die dunklen Tannen ihren Gedanken nachhangen und ungestüme Wasserin der Talrinne schwatzend vorübereilen.

Oben auf der Höhe finden wir alsdann die Bildeiche, in der ein Madonnenbild angebracht ist, das ein Tannenkranz mit blauweißen Blumen umrahmt.

Nach kurzer Wanderung ist die Waldgrenze erreicht. Der Weg führt nunmehr durch wogende Ähren- und gelbe Rapsfelder. Wandervögel, Ausflügler und Bauernmädchen kommen uns auf dem Wege nach Unter- und Ober-Dielbach entgegen, von wo wir uns nach Katzenbach in der Nähe des Katzenbuckels wenden.

Der 626 m hohe Berg gleicht in der Tat einem gestreckten, und nicht einem eingezogenen Katzenbuckel, viel weniger einem Kamelrücken, so daß man von Westen und Osten kommend ihn kaum bemerkt und viel besser aus der Ferne, etwa auf dem Wege vom Hornberg nach Mosbach, seine Erhebung würdigen lernt. Man hat daher bei der Wanderung durch das Dorf Katzenbach gar nicht das Gefühl, in der Nähe einer weitbekannten Berghöhe zu weilen, die den Königstuhl um 66 m, den Weißen Stein um 76 m übertrifft.

Ganz gemächlich führt uns nunmehr der Feldweg zum Aussichtsturm im schattigen Waldbereich, dem verwetterte graue Sandsteinfelsen gleich stummen Boten eines verschwundenen Zeitalters vorgelagert sind. Inmitten eines kommenden und gehenden Schwarms von Ausflüglern steigen wir die abgetretenen Turmstufen zur Spitze empor, die mit Menschen vollgepfropft ist, so daß man zunächst anstatt Landschaftsbilder nur Menschenrücken wahrnehmen kann. Nachdem man endlich zum Außengeländer den Weg gefunden, entspricht der Fernblick nicht ganz den Erwartungen. Entzückend ist jedoch das malerische Itterbachtal, worin Fluß, Eisenbahn und Fahrweg zwischen roten Orgelfelsen und wechselnder Walddrapierung hinziehen und sich kulissengleich zierliche Seitentäler öffnen. Nach Osten und Süden aber schlingt sich ein fröhlicher Reigen blühender Orte, zu dem dunkle Wälder in der Ferne den Hintergrund bilden.

Nachdem wir abgestiegen sind, folgen wir dem farbig markierten Waldweg in der Richtung Emichsburg, Klause, Burghälde nach Eberbach.

Erst geht's über blätterweichen Waldboden an wechselnden Forstbeständen vorbei, bis uns ein Blick in die Tiefe das nahe Itterbachtal verrät. Der Weg wird jetzt holprig und sprunghaft und führt uns bald an den Mauerresten des alten Ringwalls vorbei zu den Fundamenttrümmern der Burghälde, nämlich der Stätte der einstigen Burg des kaiserlichen Vogts. War doch Eberbach wie Wimpfen ein freies „Reichsstädtl", von Türmen und Mauern geschirmt und im Besitze der gleichen Rechte und Freiheiten.

Der Frankenkönig Dagobert hatte einst dem Bistum Worms den Platz geschenkt, der sodann mit Wimpfen an die Hohenstaufen kam, bis man ihn später an die Pfalzgrafen verpfändete, in deren Händen er bis zum Jahre 1801 blieb.

Bald haben wir Eberbach selbst erreicht und bereits den Bahnübergang überschritten. Noch künden in der Gegend der östlichen Stadtbefestigung ehrwürdige Bauten den Geist der früheren Stadtgeschichte. Noch steht an der Neckarseite ein Teil der alten Stadtmauer mit dem Pulverturm und blauen Hut, denen sich in der Altstadt noch zwei andere Türme anschließen.

Digitized by Google

Nachdem wir uns gestärkt, wenden wir uns westwärts, um den bunten Wegzeichen folgend über Igelsbach nach Hirschhorn zu gelangen. Friedlich liegt der Neckar zur Linken, während rechts ein Güterzug gemächlich nach Heidelberg vorüberschlottert. Bald haben wir die letzten schmucken Landhäuser der badischen Bezirksstadt überholt und den Grammelbach gekreuzt.

Einem heckenreichen Landweg folgen wir nunmehr hinauf in den Odenwald hinein. Wohlbestellte Äcker breiten sich wieder zur Rechten und Linken. Sensendengeln ertönt, dazwischen Pferdewiehern und der Ruf geschäftiger Landleute. Lohnende Ackerwirtschaft treibt man in dem kleinen Igelsbach, wie uns die frische Farbe der Bewohner und das gesunde Aussehen der Pferde und Kühe verrät.

Jetzt nimmt uns wieder der Höhenwald in sein schattiges Reich auf und bald gelangen wir auf einen herrlichen Bergpfad, der gleichsam die Galerie der unter uns liegenden Neckarlandschaft mit ihren vielgestaltigen Bergbuchten, den roten Sandsteinfelsen zwischen Laubgrün und Tannendunkel und dem einzig schönen Flußspiegel mit dem eingefangenen Wolkenhimmel und den grünen Ufermatten darstellt. Frei wird hier der leidgeplagte Mensch, der mit Heraklit Naturschönheit und Einsamkeit als seine Musen erwählen und mit Rousseau bekennen möchte: „O Natur, o meine Mutter, hier stehe ich unter deinem Schutz allein! Hier tritt kein listiger und schurkiger Mensch zwischen dich und mich!"

Wieder umfängt uns ein herrlicher Walddom, wo die Vögel ihren Choral singen, ein neugieriges Eichhorn im Kreislauf zum Wipfel wandert und ab und zu gestörtes Kleinwild oder ein junger Vogel im Unterholz raschelt. Dann geht's nach kurzer Wanderung aus den kühlen Waldhallen in den Burgfrieden von Hirschhorn.

Ein kraftvolles Charakterbild stellt die erhaltene Burg, deren Hof wir betreten haben, dar. Im Mündungswinkel zwischen Laxbach und Neckar steht sie heute noch mit ihrem hohen Bergfried und dem ragenden Palas so stolz und frei da wie in der Glanzzeit ihrer ritterlichen Besitzer. Gleich ausgestellten Vorposten stehen die kraftvollen Vorburgen auf grünen Hängen, während efeuumsponnene Mauern mit viereckigen und runden Türmen das kleine Städtchen malerisch umschließen.

Burg und Stadt waren vom 13. Jahrhundert bis zum Jahre 1632 in den Händen derer von Hirschhorn, um dann in den Besitz des Bistums Mainz und 1803 an das Großherzogtum Hessen zu gelangen. Vom Jahre 1406 bis 1632 waren die Edeln von Hirschhorn den Herren von Zwingenberg lehnsuntertan, was den Glanz der Burggeschichte etwas trübte, die zudem meldet, daß der letzte Ritter von Hirschhorn den letzten Ritter von Handschuhsheim im Jahre 1600 in einem Duell in Heidelberg erstach. Die Leiche dieses im Jahre 1632 verstorbenen letzten Herrn von Hirschhorn fand in der Kilianskirche in Heilbronn die letzte Ruhe.

Noch ruhen die toten Herren der Burg in der gotischen Karmeliterkirche mit ihren Grabdenkmälern vom 14. bis 16. Jahrhundert, wo mich derselbe Gottesfrieden umfängt wie beim Besuch der Templerkirche am Strande zu London und der Fitzalankapelle des Arundelschlosses der Herzöge von Norfolk. Besondere Erwähnung verdienen die an den Seitenwänden des Schiffes liegenden Doppelgrabmäler von Melchior von Hirschhorn und Kunigunde von Oberstein, sowie von Hans von Hirschhorn und Irmgart von Handschuhsheim, und sodann die Grabstätte des Kirchenstifters vor dem Hochaltar, die ein prächtiges Familienwappen schmückt. Andere Mitglieder der ritterlichen Familie fanden in der stromaufwärts gelegenen spätgotischen Kapelle des verschwundenen Dorfes Ersheim die letzte Ruhe, wo namentlich das Grabmal Engelhards von Hirschhorn Erwähnung verdient.

Im östlichen Torturm rufen die Lebenden noch die alten Kirchenglocken, von denen eine nach Inschrift im Jahre 1655 vom Heidelberger Glockengießer Jakob Notemann gegossen wurde.

Digitized by Google

Wir haben inzwischen die Flußseite erreicht. Am Leitseil zieht die Laufrolle die Fähre zum andern Ufer, während der Neckar unmutig ob unseres Eindringens in sein ruhiges Wasserreich saucht. Schon sind wir gelandet und setzen unsere Wanderung talwärts fort.

Immer entzückender mutet uns jetzt das Hirschhornlandschaftsbild an. Im weiten Mauerrahmen sind Burgkrone, Mauertürme, Kirchen und Stadtbezirk eingefügt. Bunte Lichter sind allwärts den kraftvollen Rissen und Linien aufgesetzt, und alles erscheint in genialer Treffsicherheit dem Charakter der Landschaft angepaßt. Erstaunen und Bewunderung ergreift uns bei dem einzig schönen Anblick, so daß wir fast die Toten gleich den ägyptischen Pyramidenerbauern reden lassen möchten: „Mensch wisse, hier bauten Ritter und Bürger einstmals Hirschhorn."

Es geht nunmehr den schattigen Ufern des Neckars entlang talwärts. Fliegenschwärme stellen sich ein, während hurtige Vögel vor uns vorbeischnellen und würziger Heuduft uns umfängt. Die Blumen schauen uns mit ihren blauen Augen freundlich an, während auf den Bergen die Baumriesen ihre Versammlung halten und die orgelgleiche Sandsteinfluh uns himmlische Harmonien ahnen läßt. Überirdisches Glück liegt noch über der Natur gebreitet und beim Anblick der zarten Wegblumen mit ihrer himmlischen Lebensfreude gedenke ich unwillkürlich eines Ausspruchs des verstorbenen englischen poeta laureatus Mr. Alfred Austin bei der Eröffnung einer Gartenstadtausstellung im Londoner Eastend: „Es gibt mehr Geist, Schönheit und Wunder in dem Kelche einer Blume als in allen modernen Erfindungen zusammengenommen." Die ganze Schöpfung wird uns hier zu einer heiligen Schrift! Nein, noch mehr! Sie wird erfüllt mit Seele, Herz und Geist ganz im Sinne des Psalms: „Die Wasserströme frohlocken und alle Berge sind fröhlich vor dem Herrn!" Ja, hier kommt uns das Sonnenlied des heiligen Franz von Assisi, des armen „Bruders Immerfroh", den Julius Hart einst den glücklichsten Menschen, den wahren und wirklichen „Hans im Glück" genannt, in Erinnerung:

„Gelobt seist du, mein Herr, mit allen deinen Geschöpfen,
Mit der edlen Frau vornehmlich, unserer Schwester, der Sonne,
Die Licht uns spendend den Tag erneut.
Wie schön und strahlend ist sie! Gewaltig an Pracht,
Spiegelt sie dich, o Höchster, uns wieder.

Gelobt seist du, mein Herr, durch unsere Schwester und Mutter, die Erde,
Die uns ernährt und verpflegt
Und mancherlei Früchte uns spendet und bunte Blumen und Kräuter."

Wir haben inzwischen unsern Weg fortgesetzt und sehen bereits Neckarhausen am andern Ufer vor uns liegen. Aus dem weichen Uferweg wird nunmehr eine feste Landstraße, die an einem kleinen Häuserlager mit fruchtgefüllten Gärten vorbei zu einem schattigen Höhenwalde führt, dessen Kamm der herrliche Dilsberg krönt. Gleich zwei Himmelsschwertern ragen die beiden schlanken Kirchtürme da droben aus dem kleinen Hausbereich empor, so daß wir uns unwillkürlich des Psalmspruchs erinnern: „Schön ragt empor der Berg Zion, des sich das ganze Land tröstet."

Eine ehrwürdige Geschichte hat hier ihre Spuren hinterlassen, die sich bis zu Beginn des 13. Jahrhunderts verfolgen läßt, wo der „Diligesberg" urkundlich erwähnt wird. Das Neckar- und Elsenztal beherrschte einst die uneinnehmbare Burg, gegen die man vergebens in den Jahren 1622 und 1799 anstürmte. Bergfried und Wehrgang sind noch besteigbar und ein herrlicher Rundblick zum Königsstuhl, dem reizenden Steinsberg bei Sinsheim, die Heilbronner Berge und die walddrapierten Höhen des Odenwalds lohnt beim Aufstieg den naturfrohen Wanderer. Rathaus und Schule sind

Digitized by Google

die einzigen Überreste des einstigen Burgwesens, zu dem man durch das mittelalterliche Stadttor gelangt. Sonst erinnert nur noch die ehrwürdige Burglinde an jene Zeit, wo Knappen und Ritter klirrend über den Hof schritten und sich von ihren Heerfahrten erzählten.

Ja, auch vom Dilsberg gilt der alte Spruch eines seiner Dorfhäuser:

„Alles was wir sen,
Das muß ja falen und zergehn,
Wer awer Gott fercht,
Der bleibt ewig stehn!"

Den Waldweg verlassend haben wir uns wieder flußwärts gewandt und erblicken bald im schwindenden Abendlichte eines der herrlichsten Neckarbilder, nämlich die drei Burgen der „Landschacken von Steinach" und das Schwalbennest, die Ruine Schadeck. Liederkundige Sänger müssen diese Ritter gewesen sein, worauf auch ihr Harfenwappen hinweist. Ein Spielmann Volker könnte hier gewohnt haben. Das Nibelungenlied könnte hier entstanden sein. Hans Bligger von Steinach aber nennt die Chronik den Ritter, der als Sänger das von Gottfried von Straßburg gefeierte Epos „Umbehang" verfaßte, das leider verloren gegangen ist. Drei lyrische Gedichte des Dichter-Edelmanns dagegen finden sich in der Manesseschen Liederhandschrift der Universitätsbibliothek zu Heidelberg.

In höchster Anmut liegt das Burgenkleeblatt vor uns: an der Ostseite auf dem zur Steinach führenden Bergrücken die Vorderburg. Daneben ihre lieblichen Schwestern, die sogenannte Mittelburg, deren Türme und Mauern Efeu und Immergrün umspinnt, und die mitten im Walde gelegene Hinterburg auf schwer zugänglichem Felsen, vom viereckigen Turm gekrönt. Ein doppelter Ringwall hält um die stattlichen Trümmer die Wacht am Neckar, während die stattlichen Giebelhäuser des Städtchens wie hoffnungsvolle Freier zur waldigen Höhe Ausschau halten. Gleich alten treuen Hausfreunden stehen noch die Stadtmauern da, über die das gotische Kirchlein zum Neckar hinunterschaut, in dessen Spiegel das Städtchen sein liebliches Antlitz erblickt.

Während wir weiter schreiten, hält plötzlich ein neues Bild unsern Blick gefangen; das Schwalbennest, die Ruine Schadeck. Die Bergfeste eines Robinson Crusoe möchte man in dieser stolzen Felsenloge vermuten. Sich gegen menschlichen Umgang sperrend führt hier die Burg, scheinbar nur dem Reiher und Falken erreichbar, ein stilles Einsiedlerdasein —, ein redendes Denkmal des „geschwundenen Rittertums, das uns bei allen seinen Übergriffen und Gewalttätigkeiten auch die schönsten Beispiele wahrer Mannestugenden liefert.

Neckarsteinach ist wie Hirschhorn und Wimpfen im Besitze von Hessen-Darmstadt, das somit an der Hand der Tatsachen jedenfalls das Sprichwort von der Blindheit der Hessen hier widerlegt.

Ein letzter Blick zu den runden Türmen und dicken Mauern, dann setzen wir unsern Weg am Fuße des Dilsbergs nach Rainbach und Neckargemünd fort, indem wir gleichzeitig auf der anderen Uferseite die badisch-hessischen Grenzpfähle zu erspähen suchen.

Wir haben nunmehr die außenliegenden Häuser von Rainbach erreicht und wandern auf der gepflegten Landstraße Neckargemünd zu. Vor uns queren die schwarzen Linien der Eisenbahnbrücke den Neckar, unter deren Bogen hindurch wir nunmehr an dämmerumwobenen Gärten vorbei das holprige Straßenpflaster betreten, auf dem wir nach kurzem Marsche die Haltestelle der elektrischen Straßenbahn erreichen.

Bald läuft der Wagenkoppel ein. Reisende steigen allwärts ein, darunter gebräunte Bauern mit Knotenstöcken, die gemütlich ihre Zigarre rauchen, farbentragende Studenten, die würdevoll durch die Fenster spähen, ungelenke Bauernfrauen und blühende Heidelberger Damen. Ein Schellendruck —, und die gelockerte Bremse läßt die Räder

Digitized by Google

rollen. Der Schaffner schwingt sich in den Wagen und fort geht's über die Elsenzbrücke mit den Pappeln und alten Stadtmauern im Hintergrund auf der häuserumsäumten Landstraße dahin zur alten pfälzischen Residenz Heidelberg. Bald blitzt vorn und hinten das elektrische Licht auf. Grüne und rote Leuchtscheiben deuten auf die Nähe des Bahnhofs, und immer weiter geht's an den dunkelnden Straßenbäumen, den gewaltigen Felsmassen und schlafenden Wäldern vorbei nach dem langgezogenen Schlierbach, von wo die rote Sandsteinbrücke ihre Bogen über den Neckar nach Ziegelhausen schlägt.

Neue Ausflügler steigen ein. Ein leichter Ruck vorwärts, und weiter rollen die Räder, während an dem Leitdraht gelegentlich elektrische Flammen aufblitzen. Ein gepunktes Lichtermeer zeigt sich in der Ferne. Schon holpert ein Wagen nach dem andern über das Bahngeleise —, da hält die Straßenbahn am Karlstor.

Blitzende Lampen erhellen den Vorstadtbahnhof, während unmittelbar vor uns rote und grüne Glutaugen den blitzenden Schienenstrang entlang spähen.

Wie ein Stadttor Roms und Athens aus der Zeit der Blüte grüßt uns die von Karl Theodor erbaute Stadtpforte, durch die wir nun in ein Reich ungeahnter überirdischer Schönheit gelangen, woran nicht der Burgfrieden von Zwingenberg und Hirschhorn, nicht der Bürgenkranz von Neckarsteinach und die Höhenwacht des Dilsbergs heranreicht. Es ist ein Neckar-Venedig, das sich vor uns breitet, ein romantisches Menschenheim, das Kuno Fischer einmal mit Recht eine Goethestadt bedeutsamer Art und Mark Twain die äußerste Möglichkeit irdischer Schönheit genannt —, eine paradiesische Stätte, deren Bild sich tief in die Seele eines Otto von Bismarck geprägt und der nicht nur hervorragende deutsche Dichter, sondern auch bedeutende Ausländer wie Sir Walter Scott, Longfellow und Lord Tennyson ihre Huldigung darbrachten. So möchten wir auch bei unserer Rückkehr nach der alten Schloßstadt aus innerstem Erleben mit dem Dichter bekennen:

„Auch mir stehst du geschrieben
Ins Herz gleich einer Braut,
Es klingt wie junges Lieben
Dein Name mir so traut."

Franz Oswald Schiffers Der erste Kuß

Digitized by Google

Bücher · Bilder · Musik · Theater

Politik und Geschichte

Es hat in den letzten Jahren nicht an Versuchen gefehlt, die Politik als Wissenschaft zu behandeln und von den Universitäten und Regierungen die Errichtung besonderer Lehrstühle für Politik zu fordern. Man braucht jedoch nur an die berühmten Werke früherer Zeiten von Roscher oder Treitschke zu denken, um sich der ganzen Schwierigkeit einer möglichst unparteiischen Darstellung auf diesem Gebiet klar zu sein. Schließlich besitzt jede Partei das Recht darauf, gehört zu werden, nicht nur die Sozialdemokratie und der Liberalismus der verschiedensten Richtungen, sondern auch die Konservativen und innerhalb dieser wieder die einzelnen Bekenntnisse. Des Münsterer Universitätsprofessors Wilhelm Koppelmann „Einführung in die Politik, Theoretische Grundlegung für die Aufgaben der Praxis“ (Bonn am Rhein, Kurt Schroeder) beleuchtet fesselnd und anregend die modernsten Probleme, aber seinen stark fortschrittlichen Standpunkt kann er nicht verleugnen, und so gerät er mehr als einmal in Widerstreit mit konservativen Auffassungen, vornehmlich auf katholischer Seite.

Jedenfalls kann man den gebildeten Kreisen nur empfehlen, sich mehr als bisher mit der Geschichte zu beschäftigen, denn Politik ist nach einem Worte Treitschkes nichts anderes als „angewandte Geschichte“. Möchte doch schon in der Jugend der historische Sinn recht lebhaft geweckt werden. Als ein treffliches Hilfsmittel hiezu empfiehlt sich F. W. Putzgers Historischer Schulatlas „zur alten, mittleren und neueren Geschichte“ (Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing), dessen kleine Ausgabe in 75 Haupt- und Nebenkarten E. Schwabe und E. Ambrosius besorgt haben. Mehrere Karten nehmen auf die Verhältnisse des Weltkriegs Bezug. Auf der letzten Seite sehen wir in Farben die wasserkopfartige Ausdehnung gewisser neuer Staaten und unsere eigene Einschnürung. Dieser billige Atlas kann auch außerhalb der Schule die besten Dienste leisten.

Heute, wo das Wesen der Republik, von verschiedenen deutschen Parteien zur Karikatur verzerrt, mehr als umstritten ist, lohnt es sich doppelt, die Entstehung der Eidgenossenschaft zu studieren. Ernst Gagliardis „Geschichte der Schweiz“ (von den Anfängen bis auf die Gegenwart; Zürich, Rascher u. Ko.) behandelt in ihrem ersten Band die Zeit bis zum Abschluß der Kriege mit Italien (1516). Die Absicht des Buches geht auf eine vom Anekdotischen befreite, vor allem die Zusammenhänge mit dem Ausland festhaltende Erzählung; denn gerade hier lassen die bisherigen Darstellungen, selbst Johannes Dierauers fünfbändiges Monumentalwerk (Gotha, Fr. A. Perthes 1887 bis 1917) noch mancherlei Raum übrig. Die besonders starke Abneigung des Verfassers gegen die alten Habsburger, denen er sogar die Loslösung der Schweizer vom Reich in die Schuhe schiebt, ist wohl auf seine italienische Abkunft oder Beziehungswelt zurückzuführen. Die Bilder nach alten Holzschnitten ergänzen den fließend geschriebenen Text sehr glücklich. Gagliardi ist als Übersetzer Fogazzaros bekannt und weiß sich daher künstlerisch auszudrücken.

Das gleiche sprachliche Lob verdient Kurt Kasers Werk „Das späte Mittelalter“, das im Rahmen der von dem bekannten sozialdemokratischen Politiker und Gelehrten Ludo Moriz Hartmann herausgegebenen „Weltgeschichte“ (Gotha, Fr. A. Perthes) als deren 5. Band erschienen ist. Der Verfasser schildert Kurie und Reich vom Untergang der Staufer bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts, dann sehr eingehend — dies bedingt schon der Standpunkt des Hauptherausgebers — die wirtschaftliche Vorherrschaft der mitteleuropäischen Völker als „frühkapitalistische Epoche“, ferner die Bildung der starken Monarchien in Westeuropa. Ein weiterer Abschnitt erörtert den Zustand Mittel- und Osteuropas im 15. Jahrhundert. Vorzüglich ist das Kapitel über die Grundlegung des österreichisch-ungarischen Staatengebildes in jener Zeit, aufschlußreich alles, was der Verfasser über das europäische Wirtschaftsleben im Ausgange des Mittelalters berichtet, dagegen werden die kirchlichen Partien starkem Widerspruch begegnen, da sie in das Gebiet der Weltanschauung übergreifen. Kaser erscheint in dieser Hinsicht als allerdings maßvoller Antipode Ludwig von Pastors, der uns soeben im 8. Band seiner vielbeachteten, außerordentlich umfangreichen und weitausholenden „Geschichte

Digitized by Google

der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters" (Freiburg im Breisgau, Herder u. Ko.) ein lebensvolles Bild Pius V. (1566 bis 1572) zeichnet. Besonders fällt darin die reizvolle Charakteristik Maria Stuarts und Elisabeths von England auf. Auch Pastor bietet ein richtiges Lesebuch.

Wir überspringen einige Jahrhunderte und nähern uns der düstern Pforte des modernen Revolutionszeitalters, an der uns Mirabeau den heut noch lesenswerten Traktat „Über den Staatsbankerott" (München, Georg Müller) entgegenhält. Der Neudruck, ausgewählt, übertragen und herausgegeben von Elisabeth Borchardt, mit einem Geleitwort versehen von Hans Floerke, sollte in die Hand eines jeden politisch denkenden Deutschen gelangen. Erkennen wir daraus doch, wie eine reiche Nation finanziell herabkommen kann und wie der genialste Minister dagegen ohnmächtig ist. Freilich, einen Vergleich zu ziehen zwischen dem deutschen wirtschaftlichen Niedergang der Gegenwart und dem französischen der Vergangenheit dürfte schwer möglich sein. „Ganz abgesehen davon, daß der Zersetzungs- und Neubildungsprozeß in Deutschland sich in den Anfängen befindet und sein weiterer Verlauf völlig im Dunkeln liegt, besteht zwischen Voraussetzung und Inszenierung der beiden Prozesse kaum eine Ähnlichkeit... Während nämlich in Frankreich die tiefe Verschuldung des Staates die Veranlassung zur Revolution war, ist sie in Deutschland nur eine Folge- und Begleiterscheinung des Weltkrieges und des durch die Revolution besiegelten Zusammenbruches."

Es ist ein altes Erbübel der Deutschen, daß sie weder sich selbst, noch ihre Mitbewohner, noch das Ausland kennen. Vielleicht hat sie der Weltkrieg gewitzigt, mehr als bisher Völkerstudien zu treiben. Zu diesem Zweck können ihnen ein paar kürzlich erschienene Werke von Nutzen sein. In erster Linie nenne ich da S. M. Dubnows „Neueste Geschichte des jüdischen Volkes 1789 bis 1914" (Berlin, Jüdischer Verlag). Denn die Juden leben mitten unter uns, sind diejenige Nation, mit der zumindest die Städter oft täglich, ja stündlich zu tun haben. Das von Alexander Eliasberg gut verdeutschte Unternehmen behandelt im ersten Band das Zeitalter der ersten Emanzipation bis 1815, im zweiten die Periode der Reaktion und neuerlichen Emanzipation bis 1848 bzw. 1881, natürlich nicht von deutschem, sondern von jüdischem Standpunkt. Die Tendenz darf uns nicht beirren, man muß auch vom Nachbar und selbst vom Gegner lernen. Der Verfasser geht Lage und Entwicklung der Juden in den einzelnen Staaten Europas durch und breitet eine ungeheure Materialsammlung aus. Bemerkenswert sind die Zitate hervorragender Männer, z. B. Napoleons: „Die Juden müssen als Nation, nicht als Sekte angesehen werden — sie sind eine Nation innerhalb einer Nation... Man darf sie nicht in die gleiche Kategorie wie die Protestanten und Katholiken setzen." Bei Erörterung der deutschen Verhältnisse kommt Preußen nicht besser weg als Österreich. „Der streng katholische (!) Kaiser Joseph II. war zweifelsohne den Juden gegenüber duldsamer gesinnt als der preußische, schlechte Protestant, Friedrich II. Daher war auch die praktische Politik in der jüdischen Frage in ihren Einzelheiten bei beiden Regenten verschieden; aber über die Rolle der Juden im Staate teilten sie dieselbe Ansicht." So Dubnow. Hoffentlich bringt der letzte Band, der eine Würdigung des Gesamtwerks ermöglichen wird, ein ausführliches Personen- und Ortsverzeichnis.

Hauptsächlich für Auswanderer bestimmt scheint die neue Reihe „Land und Leute in Mexiko, Argentinien, Chile, Frankreich, Luxemburg und Bulgarien" (25jährige Erfahrungen und Erlebnisse eines Deutschen) von Adolf Fritzwilm Ernst (Hannover, C. F. Engelhard u. Ko.) zu sein, von der ein erster gutillustrierter Band „Mexiko" behandelt. Auch für die Daheimgebliebenen lehrreich und unterhaltsam. Schade nur, daß die sonst trefflichen Ausführungen konfessionelle Engherzigkeit verraten. Die deutschen Katholiken kommen als Volksgenossen und Staatsbürger zweiter Klasse entschieden zu kurz und werden über einen Satz wie den folgenden kaum erbaut sein: „Schwarz sind die Römlinge, rot die internationale Arbeiterschaft und golden der jüdische Kapitalismus und seine Gefolgschaft." Solche Kraftsprüchlein schaden mehr als sie nützen. Man kann sich sehr wohl für die Reichsfarben: Schwarz-weiß-rot begeistern, und sehr viele Katholiken tun dies ungeachtet des Umschwungs, während die alten heiligen Farben der deutschen Burschenschaft: Schwarz-rot-gold von nicht weniger zahlreichen alldeutsch gesinnten Protestanten des Südens und Katholiken in Österreich, die seinerzeit Los-von-Rom gegangen sind, als Nationalflagge begeistert verehrt werden. Schließlich kommt es nicht auf das Deutschtum der Farbe oder des Mundwerks an, sondern auf das Deutschtum der Gesinnung und der Tat. Deutsch wollen wir als Brüder zusammenstehen und keinen Unterschied in der Bewertung des nationalen Charakters machen, ob nun der einzelne in einer katholischen oder in einer protestantischen Kirche die Taufe empfangen hat.

Wie großartig nimmt sich gegenüber unserer Zerrissenheit die Eintracht des gleichfalls hart bedrängten und schwer geprüften finnischen Volkes aus. Voll teilnehmender Freude vertiefen wir uns in den Monumentalband „Finnland im Anfang des 20. Jahrhunderts" (mit 102 Abbildungen und einer Karte), herausgegeben im Auftrage des Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten (Helsingfors, Druckerei der finnischen Literaturgesellschaft — Leipzig, O. Harrassowitz). Finnland, der deutsche Name für Suomi, ist germanischen Ursprungs. Die germanischen Völker haben von alters her die Lappländer und Finnländer Finn genannt, ein Wort, das man zuerst bei Tacitus und Pto-

Digitized by Google

lemäus findet. Der Name kommt bereits in den 1229 erlassenen päpstlichen Bullen vor, obwohl damit im Mittelalter gewöhnlich nur das sogenannte eigentliche Finnland (Südwestfinnland) gemeint war. Eingehend und wissenschaftlich erschöpfend werden Natur, Volk, Wirtschaftsleben, Kultur, Politik und Geschichte von den namhaftesten Gelehrten des Landes geschildert. Die sorgfältig ausgewählten Bilder nach Photographien vertiefen die gebotenen Eindrücke, so daß man eine möglichst vollkommene Vorstellung von der finnischen Welt und ihren Bewohnern erhält. Die Literatur in Finnland erreichte ihre Blüte zur Zeit der Romantik. Die Dichter Runeberg und Topelius sind auch dem Deutschen wohlbekannt. Zur Verbreitung unserer Kenntnisse über das alte und befreundete Volk im Norden, möchte ich die Herausgabe eines Handbüchleins empfehlen, wofür ein Auszug aus dem genannten Werk in Betracht käme.

Ähnlich den Finnen zählen die Madjaren zu den Völkern, von denen wir immer noch nicht genügend Kunde besitzen. Unter der ungarischen Bolschewikenherrschaft sind zwar selbst viele Reichsdeutsche, abgeriegelte Reste der deutschen Südarmee, Augen- und Ohrenzeugen dortigen Lebens und Treibens geworden, ohne deshalb Einblick in die Gesamtlage gewonnen zu haben. Doch wer will das heutige und zukünftige Ungarn annähernd richtig beurteilen, wenn er dessen Voraussetzungen nicht kennt? Daher begrüßt man eine so ausgezeichnete Sammelarbeit wie das von führenden Politikern, Wirtschafts- und Kulturträgern zusammengetragene und vom ehemaligen ungarischen Ministerpräsidenten Karl Huszár eingeleitete Buch „Die Proletarierdiktatur in Ungarn" (Regensburg, Friedrich Pustet) dankbar. Die zwanzig Einzelabhandlungen beleuchten die dunkelste Partie der ungarischen Geschichte in jeder Richtung.

Hätte das ganze deutsche Volk, nicht bloß der Freistaat Bayern, eine Entwicklung durchgemacht nach Art der Ära Bela Kun, so wäre der deutsche Wiedergenesungsprozeß schon weiter gediehen und es gäbe nur mehr wenige unter uns, die den alten Fürstenhäusern die Schuld am deutschen Niedergang beimessen würden. Voreiligen Kritikern muß man daher immer wieder zurufen: Studiert wirkliche Geschichte und lest nicht bloß geschichtliche Romanliteratur. Der verstaubte Eduard Vehse, der in den Jahren 1851 bis 1860 eine „Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation geschrieben hat und nun wieder hervorgezogen wird in dem dreibändigen Neudruck Gustav Mayers „Süddeutsche Fürstenhöfe" (Karlsruhe in Baden, G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag) gehört zwar nicht in die unmittelbare Umgebung der zeitgenössischen rationalistisch-demokratischen Luise Mühlbach, aber immerhin steht er als kompilatorischer Anekdotenkrämer großen Stils in ihrer Nähe. Der bayerische, badische, württembergische und hessische Hof mit all den Sensationen und Sensationchen, an denen die früheren Jahrhunderte nicht minder reich waren als unsere durch unberufene Zeitungsschreiber stets von neuem aufgepeitschte moderne Gesellschaft, wird bei bengalischer Beleuchtung vorgeführt. Wer ausreichend historisch gebildet ist, dürfte während des Lesens ohne weiters seine Abstriche machen, das Volk und die Jugend hingegen können durch solche Bücher nur verwirrt werden.

Auf einer unendlich höheren Stufe steht die Geschichtsschreibung in unseren Tagen. Gewiß kann niemand aus seiner Haut heraus, der Katholik ebensowenig wie der Protestant, der Bayer oder Österreicher ebensowenig wie der Preuße. Von Lenz und Koser wissen wir, daß sie Preußen und Protestanten sind. Max Lenz, der gefeierte Berliner Geschichtsforscher, legt in seinen zweibändigen „Kleinen Historischen Schriften" (München, R. Oldenbourg) eine Fülle liebevollster Kleinarbeit nieder. Mit seinen Gegnern, z. B. Johannes Janssen, geht er scharf ins Gericht, seinen Freunden und Vorbildern, z. B. Leopold v. Ranke, windet er dankschuldig Kränze der Erinnerung. Ulrich von Hutten und Florian Geyer, Martin Luther und Philipp Melanchthon, Gustav Adolf und Napoleon, Bismarck und Wilhelm der Siegreiche — sie alle und andere Führer der deutschen Geschichte wandeln an uns vorüber, ob wir sie lieben oder verurteilen, stets bleiben wir in ihrem Bann, solang das gezeichnete Charakterbild in unserm Gedächtnis haftet. Neben den Vertretern der Kirchen- und Weltgeschichte läßt Lenz Männer vom Schlag eines Fichte auferstehen, an ihrem Gehalt und ihrer Rede sich und Geistesverwandte erbauend. Auch Reinhold Kosers Aufsätzen und Vorträgen „Zur preußischen und deutschen Geschichte" (Stuttgart, J. G. Cotta) eignet der schwunghafte Stil, auch er will nicht bloß Ergebnisse der Forschung mitteilen und überzeugen, sondern auch erwärmen, begeistern. Die zahlreichen Anmerkungen lassen eine genaue Nachprüfung zu. Mit einer Erinnerung an den Großen Kurfürsten beginnt der stattliche Band, und mit einer mehr als zeitgemäßen Schilderung der Politik Ludwigs XIV. schließt er. Zwei Jahrhunderte preußisch-deutscher Entwicklung schauen wir im Spiegel der Geschichte. Besonders lesenswert sind Kosers Aufsätze „Die Anfänge der politischen Parteibildung in Preußen seit 1849" und „Die Rheinlande und die preußische Politik"; sie lassen Rückschlüsse auf die Gegenwart zu. Möge, darin stimmen wir dem Vorwort bei, das letzte Buch des Generaldirektors der preußischen Archive eine Ergänzung bilden zu seinen Lebenswerken, der vierbändigen „Geschichte Friedrichs des Großen" und der „Geschichte der brandenburgisch-preußischen Politik", vor deren Vollendung er kurz nach dem Beginn des Weltkriegs im August 1914 vom Tode ereilt wurde.

Aus der Schule von Lenz ist Paul Haake hervorgegangen, der seinem Lehrer zum 70. Ge-

Digitized by Google

burtstag (im Rahmen der „Histor. Bibliothek“ 42. Bd.) eine für die preußische Geschichte bedeutsame Schrift widmet: „J. P. F. Ancillon und Kronprinz Friedrich Wilhelm IV. von Preußen“ (München, R. Oldenbourg). Ancillon, geboren 1767 zu Berlin, gestorben 1837 daselbst, ursprünglich Prediger der französischen Gemeinde in der preußischen Hauptstadt, später Professor an der Kriegsakademie und Erzieher des Kronprinzen, seit 1832 Minister des Äußern, war ein Sohn des Aufklärungszeitalters; der Abscheu vor der französischen Revolution ermöglichte ihm gleichwohl ein Bündnis mit der christlich-nationalen Romantik. Haake deckt Einzelheiten der Verfassungskämpfe auf, die über den Tod Ancillons hinaus wirksam blieben. Auch auf die Freiheitskriege fällt neues Licht.

Ein Ruck weiter in der politischen Entwicklung führt Franz Rosenzweigs mit Unterstützung der Heidelberger Akademie der Wissenschaften herausgegebenes zweibändiges Werk „Hegel und der Staat“ (München, R. Oldenbourg). Ein vollkommen ausgereiftes Werk bietet sich uns dar. Wir wissen, Hegels System ist die Schlußleistung des Kant-Fichte-Schellingschen Idealismus. Seine Geschichtsphilosophie will das Christentum als Träger der religiösen, das Germanentum als Träger der politischen Befreiung gewertet wissen. Hegels ganze Geschichtsansicht hat nach Willmann etwas „Revolutionäres“ und „das Werden des vernünftigen Staates“ denkt er sich durch Gewaltpolitik vor sich gehend. „Als Form und Gesetz der geschichtlichen Bewegung gilt das Aufsteigen durch den Zusammenstoß immer neu erwachsender Gegensätze; statt der Leibnizschen Anschauung von dem langsamen und allmählichen Fortschreiten aus allen einzelnen Punkten erscheint hier eine Bewegung vom Ganzen zum Ganzen und unter völliger Umwälzung.“ Hegels Doktrin hat auf die verschiedensten staatsrechtlichen Anschauungen unserer Zeit einen namhaften Einfluß ausgeübt. Auf ihm fußt der vulgäre Staatszentralismus, wonach der Staat die Quelle alles Rechts ist, die Betätigung in ihm die ganze Bestimmung des Menschen erschöpft und ein Recht der Kirche sowie überstaatliche Aufgaben der Religion gänzlich ausgeschlossen erscheinen. Von ihm ist nur ein Schritt zum Staatssozialismus. Rosenberg kann auf Grund langjähriger archivalischer Studien der einflußreichsten politischen Theorie der Neuzeit tiefer noch als seine Vorläufer Rosenkranz und Haym auf den Grund gehen. Zu einer Würdigung und Kritik im einzelnen fehlt hier der Raum. Soviel sei jedoch gesagt, daß das Werk 1909 im wesentlichen abgeschlossen, heute nicht mehr geschrieben worden wäre. Rosenzweig wenigstens wüßte nicht, wie er im Vorwort bekennt, woher den Mut zu nehmen und jetzt noch deutsche Geschichte zu schreiben. Der Verfasser, der gleichermaßen den Historiker und den Philosophen glücklich in sich vereint, hat es verstanden, die Lebens- und Geistesgeschichte Hegels und ihrer Beziehungen zur geistigen und politischen Umwelt aufzubauen und zu einem Ganzen zu verbinden, das uns im eigentlichen Sinne eine Geschichte der geistigen und politischen Strömungen des 19. Jahrhunderts bietet. Wohltuend fühlt man aus dem Werke das innige Verhältnis des Verfassers mit dem Gegenstande seiner Betrachtungen, seine Vertiefung in die geheimsten Gänge der Hegelschen Gedankenwelt, in welcher er völlig aufgeht, heraus. Der Hegelsche Staatsgedanke, der mehr und mehr zum herrschenden des verflossenen Jahrhunderts geworden war und aus dem am 18. Januar 1871 „wie der Blitz aus dem Gewölke“ die weltgeschichtliche Tat sprang, — er sollte hier in seinem Werden durch das Leben seines Denkers gleichsam unter dem Auge des Lesers sich selber zersetzen, um so den Ausblick zu eröffnen auf eine nach innen wie außen geräumigere Zukunft. Es kam nun anders. Ein Trümmerhaufen deckt das Blachfeld Bismarckscher Staatskunst.

Die Weimarer Nationalversammlung, die ein Notdach über unser Elend gebreitet hat, schneidet, wenn man sie mit dem ersten deutschen Parlament vergleicht, womöglich noch übler ab. Wilhelm Appens bemerkt in der Einleitung zu seinem verdienstlichen Werke „Die Nationalversammlung zu Frankfurt am Main 1848/49“ (Jena, Eugen Diederichs): In den Geschichtsbüchern der 48er Revolution wird die früheste Volksvertretung nicht genügend behandelt. Die Historiker haben nur über sie geschrieben, in kurzen Abhandlungen die ganze Arbeit der Abgeordneten zusammengedrängt oder mit dürren Worten davon Kenntnis gegeben. Das ist eine historische Sünde. Die Männer der Paulskirche verdienen es, daß die Nachwelt sich hineindenkt in ihre Reden, ihre Beschlüsse, ihr politisches Vorhaben wie in ein heiliges nationales Testament. Appens gehört der Linken an und bevorzugt daher die liberalen und demokratischen Redner sichtlich. So sucht man im Inhaltsverzeichnis — ein Personenregister fehlt — z. B. den Namen des Tiroler Führers und Frankfurter Stadtpfarrers Beda Weber vergeblich. Trotzdem gewinnt man ein sehr anschauliches Bild des Ganzen, dessen Wert dadurch erhöht wird, daß Appens vielfach die stenographischen Protokolle selbst zitiert.

Ein Seitenstück zum Frankfurter Parlament bildet der Kremsierer Reichstag. Auf ihm fand das Nationalitätenproblem der österreichisch-ungarischen Monarchie ihre erste gesetzmäßige Auseinandersetzung. Paula Geist-Lanyi, aus der Schule des Historikers Marcks, gibt von den Vorgängen und Verhandlungen ein gutes, die wichtigsten Quellen ausschöpfendes Bild in ihrer Schrift „Das Nationalitätenproblem auf dem Reichstag zu Kremsier“ (München, Drei Masken-Verlag), wobei sie sogar auf die Zeit vor der pragmatischen Sanktion zurückgreift. Etwas mehr Sorgfalt hätte das Literaturverzeichnis verdient, in dem die Schriftsteller bald mit, bald ohne Vornamen (und dann wieder

Digitized by Google

teils ausgeschrieben, teils abgekürzt) angeführt erscheinen.

In der Frankfurter Nationalversammlung sind wenige geflügelte Worte so volkstümlich geworden wie die berühmten „Bassermannschen Gestalten". „Friedrich Daniel Bassermann und die deutsche Revolution von 1848/49" werden von Axel v. Harnack (Historische Bibliothek, 44. Bd., München, R. Oldenbourg) in ihren wechselseitigen Beziehungen dargestellt. Der Schöpfer jenes Zitats, das die zweifelhaften Gestalten festhalten will, die er gelegentlich eines Aufenthalts in Berlin 1848 wahrgenommen hat, war Unterstaatssekretär im Reichsministerium des Erzherzogs Johann. In der zweiten badischen Kammer begründete Bassermann, der erste der bekannten liberalen Vorgänger gleichen Namens, seinen Antrag auf Einsetzung eines ständischen Parlaments am Bundestag; dieser Antrag wurde mit Recht als folgenreiches Vorspiel der Revolution bezeichnet. Sein frühes Ende war tragisch. Vom Wahnsinn immer stärker bedroht, erschoß er sich 1855 in Mannheim. Nicht bloß als Politiker, sondern auch als Verlagsbuchhändler erwarb er sich einen Namen. Sein letztes Verlagswerk, Kuno Fischers „Geschichte der Philosophie", verknüpfte ihn für immer mit der deutschen Wissenschaft. Ein paar bisher unbekannte Briefe, darunter an Radowitz, teilt der Anhang der gediegenen und dabei fesselnd geschriebenen Arbeit mit.

In einer Zeit, wo Macht vor Recht, Majorität vor Autorität Triumphe feiert, ist es mehr als billig, das Andenken von Autoritätshelden wie des preußischen Konservativen Rechtslehrers und Politikers Stahl wieder ins Gedächtnis zu rufen. Seine „Siebzehn parlamentarischen Reden und drei Vorträge" (1849 bis 1861) aus dem preußischen Abgeordneten- und Herrenhaus, sowie von der Tribüne der Universität, 1862 erstmals erschienen, werden in der Ausgabe Bertas v. Kröcher (Berlin, Verlag der Vereinigung konservativer Frauen, Fr. Zillessen) eine Schar neuer begeisterter Leser finden. König Friedrich Wilhelm IV. berief Stahl aus München, wo dieser Philosophie und Rechte gelehrt hatte, nach Berlin an die Universität. Sehr bald kam Stahl zu starkem Einfluß. Als überzeugter lutherischer Christ trat er schon vor 1848 mit Entschiedenheit dem revolutionären Sturmlaufen gegen Staat und Kirche entgegen. Dann nach dem Umsturz erhob er „das Banner der Konservativen", so lautete die Überschrift eines Aufsatzes, den er in der „Kreuzzeitung" bald nach ihrer Begründung erscheinen ließ.

Auf katholischer Seite war es Bischof Ketteler, der als Parlamentarier und Schriftsteller und vor allem als Arbeiterapostel sich unvergängliche Verdienste um das deutsche Vaterland erwarb. Das meisterhafte Buch von Albert Franz „Der soziale Katholizismus in Deutschland bis zum Tode Kettelers" (M.-Gladbach Volksvereinsverlag), eine streng quellenmäßige und dabei vorzüglich geschriebene Untersuchung, dürfte lange nicht veralten. Wie armselig nimmt sich dagegen das „Politische Vermächtnis" des roten Brandapostels Friedrich Engels aus, das nach unveröffentlichten Briefen vom Exekutivkomitee der kommunistischen Jugendinternationale herausgegeben (Berlin, Verlag Junge Garde), den 12. Band der neuen „Internationalen Jugendbibliothek" bildet. Armer betörter Nachwuchs unseres Volkes!

Man mag sich zum Eisernen Kanzler stellen wie immer, seine Größe wird niemand bestreiten. Den Menschen in ihm kennt man jedenfalls immer noch zu wenig. Voll Spannung greift man daher zu den psychologischen Studien von Karl Groos „Bismarck im eigenen Urteil" (Stuttgart, J. G. Cotta). Kein Leser dieser ungemein fesselnden Arbeit wird in seiner Erwartung enttäuscht sein. Den Ausgang und die allgemeine Grundlage der eigenartigen Schrift bilden die Selbstbeurteilungen Bismarcks, d. h. die Aussagen über seine Eigenschaften und Fähigkeiten, wie sie in den Briefen, Reden, Ansprachen und Memoiren des Fürsten, sowie in den Berichten anderer über seine gelegentlichen Äußerungen im Gespräch zu finden sind.

Vielleicht wird erst jetzt, nachdem von Bismarcks Lebenswerk kaum die rohen Umrisse des Deutschen Reichs übrig geblieben sind, ein ruhiges Urteil möglich sein. Einen wichtigen neuen Beitrag zur vollen Einschätzung seiner Diplomatie liefert uns soeben Hans Plehn in dem Werke „Bismarcks auswärtige Politik nach der Reichsgründung" (München, R. Oldenbourg). Das Vorwort von Otto Hoetzsch gibt Persönliches über den Verfasser bekannt. Er war ein Sohn der protestantischen norddeutschen Ostmark, geboren 1869 in Lichtenthal bei Marienwerder, in gleicher Weise für agrarpolitische wie osteuropäische Fragen empfänglich und ausgebildet. Schon die Studienjahre führten Plehn ins Ausland (Zürich) und erweiterten seinen Gesichtskreis. Nachdem er auf der englischen Kanalinsel Jersey sich als Erzieher betätigt hatte, promovierte er mit einer in Schmollers Forschungen erschienenen Doktordissertation. Eine Anstellung im Archivdienst glückte nicht, ebensowenig die heiß erstrebte Privatdozentur. Trotzdem hörte er nicht auf, wissenschaftlich weiterzuarbeiten. In der Folge trat er journalistisch hervor und wurde schließlich Vertreter des Wolffschen Telegraphenbüros in London. Mit Ausbruch des Krieges mußte er England verlassen, tauchte dann in Amsterdam und schließlich bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk auf. Die Revolution brachte ihn um den letzten Rest von Lebensmut. Im Dezember 1918 fand er in der Nordsee ein selbstgesuchtes Grab. Dies letzte und Hauptwerk Plehns „Bismarcks auswärtige Politik" weist alle Vorzüge seiner früheren Bücher auf: die gründliche Quellenkenntnis, die namentlich die

Digitized by Google

reiche politische Literatur Englands heranzieht, die kritische und skeptische Beherrschung des Stoffes, die Fähigkeit der Übersicht über den Zusammenhang der außenpolitischen Probleme, die hervorragende Menscheneinsicht, die Verbindung der innern und der äußern Politik in ihren Wechselwirkungen. Für die staatspolitische Erziehung des deutschen Volkes können Bücher gleich dem vorliegenden nicht oft genug zum Studium empfohlen und verwendet werden, auch dann, wenn man anderer Meinung ist und widersprechen muß, wie dies bei einer so scharf umrissenen Persönlichkeit von der Plehns fast selbstverständlich ist.

Allgemeine, die letzten Jahrzehnte im großen zusammenfassende historische Darstellungen populärer Natur schießen jetzt wie Pilze aus dem Boden. In flottem Stil behandelt Robert Riemanns „Schwarzrotgold" (Leipzig, Dieterich) vom modern-demokratischen Standpunkt die politische Geschichte des Bürgertums seit 1815, während Fritz Hartung, Protestant und offenbar nationalliberaler Abstammung, die „Deutsche Geschichte von 1871 bis 1914 (Bonn am Rhein, Kurt Schröder) in leicht faßbaren Bildern entrollt.

Für Gegenwart und Nachwelt, für Historiker und Laien als Dokumente einer schicksalsschweren Entscheidungszeit wichtig sind Gustav Schmollers Aufsätze und Vorträge „Zwanzig Jahre Deutscher Politik" (1897 bis 1917), nach seinem Tode von Lucie Schmoller gesammelt und eingeführt (München, Duncker u. Humblot). Der berühmte Gelehrte hat, ohne an dem eigentlich parteipolitischem Getriebe teilzunehmen, den öffentlichen Angelegenheiten als Geschichtsfreund und Volkswirt stets die lebhafteste Teilnahme geschenkt, sich mitunter selbst in der Tagespresse geäußert. Manche dieser Aufsätze finden wir in seinem „Jahrbuch" wiederabgedruckt, andere sind zerstreut und schwer zugänglich. Eine Auswahl seiner besten aus dem Tag geborenen, aber über den Tag hinausreichenden kleinen Arbeiten enthält der schöne Band, aus dem wir wenigstens einige Titel hierherseken: Die wirtschaftliche Zukunft Deutschlands und die Flottenvorlage (1899) — Sinn und Wert des unparteiischen Studiums der sozialen Frage (1897, 1899, 1901) — Deutschland und Österreich-Ungarn (1909) — Die 110 Sozialdemokraten im Deutschen Reichstage (1912) — Demokratie und soziale Zukunft (1912) — Krieg oder Frieden? (1913) — Droht ein russischer Krieg? (1914) — Friedrich Engels und Karl Marx (1914) — Der Weltkrieg und die deutsche Sozialdemokratie (1915) — Die heutige Judenfrage (1917).

Durchaus selbständig stellt der Hallenser Historiker Karl Heldmann, ein Geisteserbe Konstantin Frantzens im 11. Heft der Schriften-Sammlung „Nach dem Weltkrieg" zur Neuorientierung der auswärtigen Politik „Zwei Menschenalter deutscher Geschichte" dar (Leipzig, Verlag Naturwissenschaften). Von heißer Liebe zu seinem Volk beseelt, beurteilt er gleichwohl die Entwicklung anders als etwa Sybel oder noch Lamprecht.

Allerjüngste Geschichte lesen wir in dem trefflichen Büchlein des bayerischen Historikers Michael Doeberl „Sozialismus, soziale Revolution, sozialer Volksstaat" (München, Verlag der Allgemeinen Zeitung). Die Ära Kurt Eisner und die blutigen Zeiten der Münchener Räterepublik werden quellenmäßig und wahrheitsgetreu von einem Geschichtsforscher, der alles miterlebt hat, geschildert. Im Anhang folgen 14 Dokumente zur Geschichte des Sozialismus und der sozialen Revolution in Bayern.

Stärker als alle internationalen Vorwände und Schlagworte erwies sich hier wie in ganz Europa der nationale Gedanke. Die Landschaften und Stämme streben seit einem Jahrhundert deutlich zum Volksganzen und zum Nationalstaat, in Deutschland wie in Rußland, in Österreich wie in Italien und auf dem Balkan. Wladimir Solowieffs Studien „Die nationale Frage im Lichte der Sittlichkeit" — Der Sinn des Krieges, Deutsch von Karl Nötzel (München, Drei Masken-Verlag) leuchten tief in die Abgründe des völkischen Unterbewußtseins. Der Verfasser, Rußlands größter Philosoph (1853 bis 1900), gelangte von panslawistischen Ideen zu einem religiösen Mystizismus und trat am Ende für die Union mit der römisch-katholischen Kirche ein. „Liebe jede Nation wie deine eigene", lauteten die letzten Worte des russischen Patrioten und Weltweisen. Er fand auf dem Weg über das angestammte Volk, in voller Hingabe an dieses, den Weg zur Menschheit und Menschlichkeit. Die beiden ausgewählten Stücke sind der „Rechtfertigung des Geistes" entnommen und tadellos verdeutscht.

Eng und schmal verläuft die Straße, die wir Deutsche für die nächste Zukunft beschreiten können. Wir brauchen jetzt erst recht einen sichern Wegweiser. Wenn wir unser nationales Gewissen erforschen, werden wir ihn unschwer finden. Der Tübinger Historiker Adolf Rapp deckt (wohl als der erste) „den deutschen Gedanken, seine Entwicklung im politischen und geistigen Leben seit dem 18. Jahrhundert" (Bonn am Rhein, Kurt Schroeder) im Zusammenhang auf. Der Verfasser, offenbar aus nationalliberaler Umwelt erwachsen, was seinen manchmal stark konfessionell und parteipolitisch bedingten Standpunkt erhellt, ist außerordentlich belesen und schreibt eine wahrhaft volkstümliche Sprache. Warum aber fehlt Schenkendorf, „der Kaiserherold", der edelste Dichter der ausgesprochen nationalen Romantik im Zeitalter der Freiheitskriege? Für Schenkendorf hätte das sonst doch keineswegs allzu knapp angelegte Werk mindestens einen Druckbogen freihalten müssen. Hoffentlich bringt eine Neuauflage diesen Mangel ein.

Eine kürzere Übersicht gibt das Büchlein Edmund Bassenges „Der nationale Gedanke in der deutschen Geschichte" (Leipzig,

Digitized by Google

R. Voigtländer) und geht dabei bis auf die Anfänge des Deutschtums, auf die Schlacht im Teutoburger Walde zurück. Die weltanschaulichen Voraussetzungen sind die gleichen wie bei Rapp.

Tiefer ins einzelne, wenn auch in dem zeitlich beschränkten Abschnitt von 1886 bis 1920, geht Otto Bonhards „Geschichte des Alldeutschen Verbandes“ (Leipzig, Theodor Weicher). Wesen und Ziele dieser großen politischen Körperschaft sind zu bekannt, als daß man sie näher zu umschreiben brauchte. Bonhard teilt zunächst die Vorgeschichte und Gründung des Verbandes mit, der von 1891 bis 1894 „Allgemeiner Deutscher Verband“ hieß, schildert dann die Zeit von der Plauener Tagung bis zum Ableben seines bedeutenden Vorsitzenden Hesse (1908), sowie die Entwicklung während der unmittelbaren Vorkriegszeit, der Jahre 1914 bis 1918 und nach dem Umsturz. Ein zweiter Hauptabschnitt beschäftigt sich mit dem Deutschtum außerhalb des Reiches, der alldeutschen In- und Auslandspolitik und der Förderung deutscher Bildungswerte. Ein dritter zeigt den alldeutschen Gedanken in der Welt- und Kulturgeschichte, im Staat und in der Polemik. Urkunden, im Wortlaut wiedergegeben, bilden den Beschluß.

Eine Ergänzung, allerdings in ganz anderer Hinsicht, stellt die hochbedeutsame Schrift Günther Arhausens dar, die auf Grund umfangreichen Materials die „Organisation Escherich“ als die Bewegung zur nationalen Einheitsfront darzustellen unternimmt (Leipzig, Theodor Weicher). Das wertvolle kleine Buch ist mit Bild und Namensunterschrift des berühmten Gründers geschmückt. Für die weitesten Kreise erörtert das gleiche Thema „Orgesch“ der Tagesschriftsteller Erwin Rosen (Berlin, August Scherl).

Am meisten bedrohen uns im Westen Frankreich, im Süden die Tschechen, im Osten die Polen. Wir müssen daher in erster Linie den von diesen Mächten heimgesuchten Millionen von Volksgenossen unser Hauptaugenmerk zuwenden. So sollte das Handbüchlein aus der „Sudetendeutschen Bücherei“ Karl Beers „Geschichte Böhmens mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte der Deutschen in Böhmen“ (Reichenberg, Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus) in der Bibliothek keines gebildeten deutschen Mannes fehlen. Joseph Hansen wieder beschreibt sehr zeitgemäß „Preußen und Rheinland von 1815 bis 1915, hundert Jahre politischen Lebens am Rhein“ (Bonn am Rhein, A. Marcus u. E. Weber). Es ist dies ein umfangreiches, an der Hand zahlloser Archivalien und anderer Quellen ausgearbeitetes Werk, das bleibende Bedeutung besitzt. Dort, wo katholische Interessen mit protestantischen oder die kirchliche Autorität mit der staatlichen Omnipotenz in Widerstreit geraten, stellt sich Hansen entschieden auf die Seite seiner Konfessionsgenossen und der Bureaukratie. Die Erben der von ihm verurteilten „ultramontanen“ Geistesrichtung werden da sicher anderer Meinung sein, aber ihm die Anerkennung nicht versagen können, daß er ein vornehmer Gegner sei. Hansen eröffnet seinen Bericht mit der Besitzergreifung der Rheinlande durch Preußen im Jahre 1815. Dann folgt auf dem Hintergrund der Berliner Reaktion eine Zeit politischer Spannung (1817 bis 1821) und die Einrichtung der Provinzialstände (1823—1824). Im dritten Jahrzehnt kommt durch das Kölner Ereignis größte Bewegung in das katholische Deutschland. In Bonn entsteht 1844 die erste katholische Studentenkorporation „Bavaria“, gleichzeitig entwickelt sich eine katholische Partei und eine katholische Presse, die später in der „Kölnischen Volkszeitung“ ihre machtvollste Entwicklung nimmt. Daneben regen sich bereits vor 1848 Sozialismus und Kommunismus. Heftige Verfassungskämpfe hüben und drüben schlagen ihre Wellen auch ins Rheinland. Die Spaltung zwischen Groß- und Kleindeutschen schließt sich nur langsam und allmählich nach Gründung des neuen Deutschen Reichs 1871. Noch einmal schafft der Kulturkampf einen Riß, aber auch er wird überwunden durch die gemeinsame Liebe aller Rheinländer ohne Unterschied des Bekenntnisses für das große deutsche Vaterland, seit 1914 heldenhaft bewährt.

Einen reinen Ausfluß edelster nationaler Gesinnung begrüßen wir in der von dem Bonner Historiker Alois Schulte bei der Universitätsfeier am 18. Januar 1921 gehaltenen Rede „Fürstentum und Einheitsstaat in der deutschen Geschichte“ („Öffentlich-rechtliche Abhandlungen“, herausgegeben von E. Triepel, Kaufmann u. Smend, 1. Bd. 1. Heft. Berlin, Otto Liebmann, 1921). „Das deutsche Volk ist das einzige Kulturvolk auf dem Erdenrunde, das seine nationale Einigung nicht erreicht hat, ja dem es untersagt, verboten ist. Wie ist der Mangel der nationalen Staatseinheit entstanden? Aber all die Hemmungen, die der Bildung eines deutschen Einheitsstaates entgegenstanden und entgegenstehen zu behandeln, reicht die Spanne einer einzigen akademischen Rede nicht aus.“ Immerhin bemüht sich Schulte den wichtigsten Teil des Problems vorzuführen. „Warum ist Deutschland gleich der Schweiz ein Staat mit geteilter Souveränität, mit dem Stufenaufbau von Ländern und Kantonen und darüber einem einheitlichen staatlichen Körper? Warum ist in Deutschland die Wiedervereinheitlichung des Staatslebens, wie sie andere Staaten: England und Frankreich längst erreicht haben, unmöglich gewesen und bis heute geblieben? Warum die Vielheit der Länder?“ Schulte schließt die Beantwortung dieser Fragen mit den schönen Worten: „Es ist leicht, einem siegreichen Volke anzugehören. Wir aber wollen dem niedergeworfenen Vaterlande die Treue geloben und bewahren und damit uns in der Welt wieder Achtung, Ehre und Macht gewinnen. Treu

Digitized by Google

wollen wir sein bis zum Tode, und alle Angehörigen fremder Völker werden das zu ehren wissen."

Kürzlich hat das Tiroler und Salzburger Volk seinem deutschen Vaterlandsgefühl einen überwältigend schönen Ausdruck verliehen. Steiermark, Kärnten und die übrigen österreichischen Landschaften werden folgen. Keine Lockungen des Feindes mit armseligen Hungerkrediten und diplomatische Leisetretereien auf kuruli schen Stühlen können den eisernen Gang der Geschichte aufhalten. Das ganze Deutschland soll es sein!

Briefe deutscher Künstler an den letzten Nazarener

In der Literarischen Beilage der „Kölnischen Volksztg." Nr. 37 vom 15. September 1904 finden die Leser das Leben und Wirken des Malers Martin von Rohden und das seines Sohnes Franz, des letzten Nazareners, beschrieben, der am 28. Dezember 1903 neben den ihm im Leben voraufgegangenen Lieben im Schatten der Peterskuppel auf unserem deutschen Camposanto zur ewigen Ruhe gebettet wurde. In dem Nachlaß des Künstlers entdeckte der Herausgeber derselben einige an jenen gerichtete Briefe von Overbeck, Veit, Andreas Achenbach, Settegast, Steinle, Speth und Carl Müller, die es verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden, weil sie uns ein treffliches Bild geben von der damals in Rom herrschenden Einigkeit und dem herzlichen Einvernehmen unter den deutschen Künstlern, ihrem harmlosen, fröhlichen Treiben, wie von dem tiefreligiösen Sinn, der ihr Gemüt und ihre Werke beherrschte. Die nun folgenden Briefe von E. Kappenberg in der „Kölnischen Volkszeitung" Nr. 343 vom 8. Mai 1921 mitgeteilt,. sind getreu in der Originalschriftweise wiedergegeben.

Brief von Philipp Veit, seit 1830 Direktor des Städelschen Instituts in Frankfurt a. M.:

Al celebre Pittore e cacciatore, il Sig. Checco de Rohden a Roma (An den berühmten Maler und Jäger, Hrn. Checco — Kosename für Franz — v. R. in Rom). „Lieber Checco! Der Überbringer dieser Zeilen ist Herr Louis Brentano, den ich Ihnen als meinen sehr werten Freund bestens empfehle. Da wir hier in Frankfurt so manche vergnügte Jagdpartie mitsammen gemacht haben, so wünscht derselbe nun auch die römische Art und Weise kennen zu lernen, und wem könnte ich ihn da besser adressieren, als Ihnen, der sie als ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, wie ich allgemein höre, ruhmvoll in die Fußstapfen Ihres mir stets theueren, unvergeßlichen Vaters treten. Wenn Sie daher carica und carniere (Flinte und Jagdtasche) umwerfen, um interne alle vigne nouve (bei den neuen Weingärten) den seltenen Hasen zu suchen, oder durch den vicolo die barazzi nach pratalata gehen, und in der Umgebung von Casal dé Pazzi oder in fiscale den cerignolo (aus Weiden geflochtener Jagdkorb) mit Wachteln füllen, oder wenn Sie auf weiterem Ausfluge bei den wohlbekannten spaletten oder gar in Martellona Ihrem Hund den sonaglio (Schellenhalsband) umhängen, um Schnepfen zu schießen, dann veranstalten Sie wohl, daß Herr Brentano sich Ihnen anschließe, um als guter Schütz das Seinige beizutragen. Da es mir nicht vergönnt ist, selbst daran Theil zu nehmen, so wird es mir eine Freude sein bei der Zurückkunft des Herrn Brentano die alten Erinnerungen erneuern zu können, und schließe, lieber Checco, mit der Bitte, mich und die Meinigen Ihren theuern Eltern von Herzen zu empfehlen. Auch Steinle hat mir viele Grüße aufgetragen. Der Ihrige Frankfurt a. M., 2. Febr. 1846. Ph. Veith.

Die Freunde schildern Franz als einen „gewaltigen Nimrod" — der schüchtern veranlagte junge Mann nahm nämlich nur die Flinte zur Hand, um sich eben nicht von den andern Jagdgenossen auslachen zu lassen. Er verstand so wenig von den allergewöhnlichsten Jagdregeln, daß er sogar einem Hund das Schellenhalsband anlegte, wenn er auf den Schnepfenstrich zu gehen gedachte, worauf Veit in obigem Briefe launig anspielt.

Brief von Prof. Andreas Achenbach aus Tivoli:

„Lieber Geckone! (Wortspiel: Checcone, soviel wie großer Franz, demnach Geckone gleich großer Geck.) Ich bin eben im Begriff mit Tomasi eine Tour zu machen. Er läßt Dich herzlich grüßen. Noch 8 Tage gedenke ich zu verweilen, komme doch recht balde, daß wir die Tour zusammen nach Subiaco machen. Das einsame Leben behagt mir sehr schlecht; ich sehne mich nach Euch; Samstag und Sonntag lebte ich in der freudigen Hoffnung, Euch den Abend ankommen zu sehen, aber ich bin getäuscht, schrecklich getäuscht worden, drum eilet so balde und so viele wie möglich zu uns nach Tivoli, wo Euch erwartet, schmachtet und harret Euer Freund Achenbach. Tivoli Montag Morgen."

Digitized by Google

Brief von Fr. Overbeck:

„Sonnabend d. 10. Verehrter Freund! Möchten Sie nicht die Freundlichkeit haben im Verlaufe des Vormittags einen Sprung zu mir herüber zu machen, es handelt sich zwar einstweilen noch nicht darum, Ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen, sondern Ihren Rath. Sie würden mich ungemein verbinden. Ihr dankbarster Fr. Overbeck."

Mit 16 Jahren hatte Martin von Rohden seinen Sohn Franz zu Overbeck gebracht. Nach Checcos Aufzeichnungen heißt es: „Der Meister ließ mich an manchen seiner Bilder arbeiten und behandelte mich mit wahrhaft väterlicher Liebe. Ich blieb ihm als Freund treu bis zu seinem Tode. Als Overbeck starb, trugen Soldatics, Seitz, Hoffman (Kölner Bildhauer und Adoptivsohn Overbecks) und ich ihn auf der Schulter in die Grabstätte von San Bernardo alle Terme, wo sein schönes Grabmonument zu sehen ist, das ihm seine Freunde errichteten.

Brief von Joseph Settegast aus Rom:

Roma il 13 Agosto 1842. Carissimo amico! Mit vielem Vergnügen habe ich Ihren lustigen Brief gelesen, und ich kann nicht umhin, Ihnen noch vor unserer Abreise von hier nach Neapel zu schreiben. Müller nemlich und ich werden am Montag Abend von hier nach Tivoli fahren. Von dort gehen wir den anderen Tag nach Subiaco und dann zu Esel oder Pferd weiter bis wir einen Wagen finden können nach Neapel. Ende September oder Anfang Oktober werden wir wieder in Rom eintreffen. Küchler, der Sachse, ist auch von hier abgereist nach Perugia, um sich dort einige Tage aufzuhalten, er wird wohl schon angekommen sein, und Ihnen ein Paket von den Ihrigen überbringen. Hier ist es sehr einsam geworden, alles ist auf dem Lande. Die ganze Familie Plattner ist nach Genzano ausgezogen. Küchler, der Däne, hat sein Bildchen fertig und hat auch nicht mehr lange Geduld hier zu bleiben, will aber erst Ende August nach Perugia gehen. Das Neueste hier ist, daß der Cardinal Lambruschini vom Staatssekretariat entlassen ist, den Grund davon weiß man noch nicht recht. Seitz arbeitet im Vatikan, er kopiert die Poesia von Raphael in Aquarell. Alle Sonntag Nachmittag haben wir bis jetzt mit Ihrem Herrn Vater einen großen Spaziergang gemacht. Schreiben Sie doch auch dem Lotsch einmal ein paar Worte, er scheint etwas empfindlich zu seyn, daß Sie ihm noch nicht geschrieben haben. Den Peruginer Wachteln gehen Sie nicht zu viel nach, sie sollen sehr flink, aber leicht zu fangen seyn! Müller läßt grüßen und will aus Neapel schreiben. Wie ist das Wetter denn in Perugia, ist es da noch sehr warm, hier haben wir alle Nachmittag Gewitter und den anderen Tag große Hitze. Viele Grüße von Hytzler und Bonavia. Ferner Grüße von Küchler, Luigi und Keller. Es grüßt Sie Ihr Freund Joseph Settegast.

Zur besseren Orientierung der Leser geben wir nachstehend eine kurze Biographie der in obigem Briefe erwähnten Persönlichkeiten. Prof. Carl Müller, Historienmaler, geb. 29. Oktober 1818, Darmstadt, gestorben 15. August 1893, Neuenahr, Schüler der Düsseldorfer Akademie, allseitig geschätzt als einer der ersten Meister religiöser Kunst der neueren Zeit. Seit 1883 Vorsitzender des Direktoriums der Düsseldorfer Akademie. Albert Küchler, dänischer Historienmaler, geb. 2. Mai 1803 zu Kopenhagen, gest. 16. Februar 1886, Rom, wurde 1844 katholisch, trat 1851 in den Alkantarinenorden ein. Ernst Platner, Maler und Schriftsteller, geb. 1773, Leipzig, gestorben 14. Oktober 1855, Rom, wohin er 1805 gekommen war; seit 10. Mai 1809 mit Bildhauer Hrn. Kellers Schwägerin Antonia Tosetti vermählt. Sein Grab auf dem Camposanto teutonico. Ferd. von Platner, Maler, Sohn des vor., geb. 20. Januar 1824, gest. 15. Oktober 1896, Rom, Gehilfe Overbecks. Alex. Max. Seitz, Geschichtsmaler, geb. 1811, München, gestorben 15. Dezember 1888 in Rom, wohin er 11. Juli 1833 gekommen war; heiratete 2. Februar 1842 Adelaide Platner. Chr. Joh. Lotsch, Bildhauer, geboren 1793, Karlsruhe, gestorben 9. Juni 1873, Rom, wohin er 1822 kam. Im Besitz der Familie von Rohden sind vier aus dem Atelier von Lotsch hervorgegangene Büsten: Overbeck, Ph. Veit, J. Koch, Cornelius.

Brief von Prof. Carl Müller:

Lieber Freund! Mit dem aufrichtigsten Wunsche, daß dich diese Zeilen an Leib und Seele gesund finden mögen. Endlich komme ich einmal dazu, dir etwas zu schreiben, der du vor allen die gerechtesten Ansprüche darauf zu machen hast, indem du uns durch deine lieben Briefe mehrmals Beweise deines freundschaftlichen Andenkens dargetan hast. Und will ich, wenn auch spät, es dennoch nicht versäumen, dir herzlich zu danken für die lieben Zeilen, durch welche du mir die fröhliche Botschaft von Küchlers Übertritt mitteiltest. Mit welch' dankbarer Freude mich dies erfüllte, magst du aus deiner eigenen schließen. Küchler hat gefunden das Eine was ihm fehlte, und er wird es gewiß nimmer bereuen, in das Schifflein Petri eingestiegen zu sein, denn in demselben allein ist ja die göttliche Autorität zu finden, der wir uns als gläubige Katholiken mit solcher Zuversicht in die Arme werfen können und welche uns so sicher vor dem grausen Meer der Zweifel, welches leider so viele arme Schiffbrüchige verschlingt, bewahrt. Aber auch wegen dir empfinde ich deshalb die innigste Freude, denn jetzt ist natürlich eure Freundschaft noch inniger geknüpft, da ihr ja jetzt ohne Scheu, einen falschen Ton zu berühren, über das höchste und liebenswürdigste Gut euch aussprechend im Gegenteil einen lieblichen Anklang in euern Herzen gegenseitig empfinden werdet. Recht oft denke ich

Digitized by Google

mit einem recht sehnsüchtigen Verlangen, manchmal bei euch zu sein, an die ewige Roma, denn diese Gottesstadt ist mit unauslöschlichen Buchstaben in meine Seele eingeschrieben, darin ich so viel Schönes und Gutes kennen gelernt und so liebe Freunde zurückgelassen habe.

Euer Kreis hat sich nun die Zeit wieder vermehrt durch den Herrn Speth, den ich wohl gerne kennen möchte nach allem was du mir von ihm schreibst — durch Achenbach, den ich wohl schon früher, aber doch nicht näher gekannt habe, wie sehr werde ich mich freuen, ihn bald wiederum hier zu begrüßen und aus seinem Munde etwas über euch und alles was in Rom euch interessiert zu hören. Ich freue mich herzlich, daß Achenbach seinen heiteren und lustigen Charakter bewahrt hat, dies bürgt dafür, daß er früher und jetzt ihm natürlich war und daß seine jetzigen religiösen Ansichten natürlich und gesund sind. Noch einen meiner liebsten Freunde habt ihr jetzt in eurer Mitte, ich meine Schall, und zweifle ich nicht daß ihr denselben gewiß schon herzlich lieb gewonnen habt.

Wohl möchte ich einmal wieder auf den Sonntagnachmittag bei euch mich einfinden zu einem gemeinschaftlichen Spaziergang in die Campagna, besonders jetzt beim Erwachen des Frühlings ist das eine rechte Erquickung für Geist und Körper. Die deinigen sind hoffentlich noch alle gesund und munter. Mit innigem Dank gedenke ich beständig der herzlichen Freundschaft und Güte, die ich in eurem Hause genossen habe. Was hat dein Vater jetzt unter Händen, nachdem er das schöne Bild von Subiacco vollendet hat? Wie weit bist du mit der Disputa der hl. Katharina vorgeschritten, wovon du uns im letzten Brief schreibst? In deinem Studium hat sich wohl auch die Zahl der Karikaturen durch die neuen Ankömmlinge vermehrt und Hyzler ist durch Schall besiegt, welcher gewiß noch manche andere durch die Größe seiner Masse besiegen wird.

Hier nur noch einen kleinen Bericht über unser Treiben hier. Freund Settegast ist in Frankfurt und wird das Frühjahr wieder hierherkommen, um seine Kreuzigung fertig zu malen, er ist in der Hoffnung, Vater zu werden. Deger hat seine Kreuzigung auf Apollinarisberg auch bis auf weniges vollendet und wird diesen Sommer die kleinen Bilder aus der Passion malen, Andreas (Müller, der Bruder Carls) hat den Sturz des Jupiter vollendet und Ittenbach die Apostel oder vielmehr die Evangelisten im Chor und eines von den kleineren Bildern, nämlich die kleine Maria, wie sie die Stufen des Tempels hinansteigt, und jetzt ist er gerade mit einem Altarbild für eine katholische Kirche in Königsberg (den Heiland am Kreuz mit Johannes und Maria) beschäftigt. Ich habe die Anbetung des Lammes mit den Engelchören gemalt und werde diesen Sommer die Krönung Mariä beginnen. Das kleine schon in Rom begonnene Bildchen, das sposalizio, ist nun endlich seiner Vollendung ganz nahe. Nicht genug kann ich sagen, wie mir die Freskomalerei gefällt, und freue ich mich wieder außerordentlich auf den kommenden Sommer, wo wir wieder nach dem Apollinarisberg gehen werden. Auch leben wir dort so schön von dem geräuschvollen, lästigen Treiben der Stadt abgeschlossen unter uns, in einer wundervollen Gegend, denn es ist wohl mit der schönste Punkt am ganzen Rheinstrom. Doch wenn ich an den Sommer denke, scheint derselbe noch so fern zu sein, da wir dies Jahr eine so strenge und anhaltende Kälte haben, daß der Rhein, der schon einige Zeit hier zugefroren war, gestern plötzlich von der sich immer höher anhäufenden Wassermasse überwältigt, endlich und ganz plötzlich losbrach, leider habe ich das erhabene Schauspiel nicht mit angesehen.

Doch mein Papier geht zu Ende, ich lebe immer in der süßen Hoffnung, euch einmal wieder in Rom zu besuchen. Inzwischen erinnert euch an das schöne Stelldichein, das wir uns gaben in S. Luca mit dem Kard. Mastai-Ferretti (der spätere Papst Pius IX.), gedenke also auch zuweilen meiner in deinem frommen Gebete, deines dich aufrichtig liebenden Freundes Carl Müller.

Brief von J. Speth:

Dietenheim, den 28. Dez. 1853. Lieber Freund! Schon sehr oft habe ich es mir vorgenommen, dir wieder einmal zu schreiben, aber nie kam ich dazu, und ich weiß nicht warum, daß ich es zu meiner Entschuldigung sagen könnte. Doch darfst du nicht glauben, daß es gerade Gleichgiltigkeit sei. Denn wo ich immer nur etwas erfahren konnte von dir, wenn es auch nur wenig war, hat es mich immer herzlichst gefreut. Eine Nachricht hat mich sehr betrübt, nämlich der Prof. Müller in Hildesheim schrieb mir, daß deine gute Mutter selig im Herrn verschieden ist. Die brave Seele wollte scheint's nicht mehr in unserer verdorbenen Welt sein! Deswegen wird sie der Herr abberufen haben. Ich habe viel Mitleiden mit dir und deinem Herrn Vater, Schwester und Tante, denn der Verlust ist für euch groß! Doch unser lieber Herr Gott weiß immer, was und warum er es tut, das ist unser Trost.

Weiter habe ich zu meiner Freude vernommen, daß dein Herr Vater immer recht gesund und wohl, ja ganz jugendlich sei. Ich hätte schon oft gerne mit ihm wieder gesprochen über die verhängnisvolle Zukunft, die uns bevorsteht. Viele Wahrheiten habe ich früher schon von ihm erfahren, und ich hätte immer Durst noch mehr zu erfahren. Von dir selbst konnte ich diese Zeit wenig erfahren, nämlich von deiner und deiner Familie Befinden, von deinem Geschäfte usw. Nur hat mir früher schon der Prof. Leonhard, der dich scheint's öfter besuchte, gesagt, daß du recht viel zu tun habest, was mich sehr freute.

Digitized by Google

Dieser Freund Küchler hat seitdem sich vom Leben zurückgezogen, oder vielmehr seinen schon lang gemachten Entschluß ausgeführt. Vor solchen Charakteren mußt man Respetto haben! Ich habe ihn sehr lieb! Leider aber erfahre ich gar nichts mehr von ihm, ich weiß sogar nicht, wo er ist, ich hörte nur ganz unbestimmt, in Schlesien sei er. Ach, hätten wir doch viele solcher Menschen, sie wären der Welt sehr nötig! Ich habe diese sechs Jahre, seitdem ich von Rom entfernt bin, bittere Erfahrungen gemacht und den Abgrund kennengelernt, vor dem wir stehen, der alles zu verschlingen droht. Was man schon mehr wie 300 Jahre, namentlich aber die letzten 60 Jahre säete, geht überall auf, und die Frucht ist nichts anders als das kalte moderne Heidentum!

Es zeigt sich zwar auch neben diesem in neuester Zeit überall ein reges kirchliches Leben. Es haben viele einsehen gelernt, daß nur in der Kirche Heil zu hoffen ist und auch nur sie die Mittel besitzt, unsere kranke Zeit zu heilen. Aber das Häufelein ist im Verhältnis doch klein und zudem ganz verkannt von den verblendeten Regierungen (ich rede hier von Deutschland). Dieses beweist das Verfahren gegen die Kirche bei uns, namentlich jetzt in Baden, was du wohl schon durch Zeitungen erfahren haben wirst. Es ist wirklich empörend, diese Verfolgung! Wenn es einen Kampf gilt gegen die Kirche, hilft alles außer ihr Stehende zusammen, und kein Mittel ist dann zu schmutzig und zu gemein, das nicht angewendet würde. Die Zeitungen bei uns solltest du lesen, was da die große Mehrzahl schreibt, dann den Diskurs solltest du hören von der Mehrzahl der Beamten, Professoren, Schulmeistern, vom aufgeklärten Pöbel usw., ich glaube, du würdest mit uns Mitleiden haben! Es mußte aber so kommen, ich sehe es immer mehr ein. Der Weinberg des Herrn lag zu lange öde und kam bei uns unter fremder Herrschaft und das Unkraut überwucherte. Der Herr sei uns gnädig und barmherzig! Betreffs meines Geschäfts kann ich dir schreiben, daß ich zwar immer zu tun habe bisher, aber es geht nicht gerade sehr erfreulich. Es kommt hauptsächlich daher, weil erstens die christliche Kunst bei uns noch ein unbekanntes Land ist. Es sind erst durch mich einige der ersten Sachen im Gebiete der christlichen Kunst wieder gemacht worden. Zweitens fehlen die Mittel sehr, denn durch die Ablösungsgesetze haben die Stiftungen sehr verloren und von Privaten geschieht selten etwas, weil, wie oben bemerkt, der Sinn fehlt, und der Klerus im allgemeinen versteht bei uns von der Kunst sehr wenig, natürlich mit ehrenvollen Ausnahmen, und die Städte, die mehr Mittel hätten, sind meistens protestantisch. Der Adel tut gar nichts, der im Mittelalter so viel getan hat. Um den Sinn einigermaßen zu wecken und ein besseres Verständnis der christlichen Kunst anzubahnen, habe ich mir Mühe gegeben, in neuerer Zeit einen christlichen Kunstverein zu gründen, in unserer Diözese, der auch wirklich zustande kam. Ich hoffe, daß er schon einigen Erfolg hat. Es gibt eben bei uns so viele andere Sachen zu tun, daß die Kunst doch wieder eine untergeordnete Rolle spielt.

In München hat die christliche Kunst ziemlich abgenommen unter dem jetzigen Regiment und wird auch nicht leicht wieder emporkommen. In Bayern sieht es in kirchlicher Beziehung nicht gut aus. Da muß ich aber Tirol loben. Ich war den vorletzten Sommer dort und kam bis ins südliche Tirol nach Bozen, Meran usw. Aber auch dann fängt in den Städten die Aufklärung an! Letzten Sommer war ich in der Schweiz, im Musterland. In St. Gallen habe ich den hochw. Herrn Domdekan Greith besucht. Er läßt dich, deinen Hrn. Vater usw. vielmals grüßen und ist wohl und gesund. Von ihm habe ich dann eine Trauerbotschaft vernommen, daß dem Hrn. Overbeck seine Frau gestorben ist. Ich habe Mitleiden mit dem vielgeprüften Herrn, er wird sich jetzt ganz allein fühlen auf der Welt! Und zudem ist er immer kränklich und einer größeren Pflege bedürftig, die er durch seine selige Frau gehabt hat. Der Schraudolph hat den Dom in Speier fertig und wird jetzt von allen Seiten mit Orden dekoriert. Er weiß es aber auch, oder läßt's einen merken! Vom Prof. Müller bekomme ich manchmal Nachrichten. Der Schall hat eine Kapelle gemalt in Breslau. Vom Max weiß ich nichts, ebenso von Achenbach. Mit dem Prof. Keller in Düsseldorf habe ich neuere Zeit auch einmal korrespondiert.

Schließlich muß ich noch bemerken, daß ich wieder eine große Sehnsucht nach Rom habe, und wenn es mir möglich würde, so käme ich mit meiner Frau. Wir haben keine Kinder, deswegen ging es leichter. Wie sind denn auch die Verhältnisse dort, jetzt nach der Revolution? Was meinst du? Ich hätte noch manches zu schreiben, aber der Raum geht zu Ende. Dein aufrichtigster Freund J. Speth. Maler.

Dem damaligen Brauch gemäß ließ von Rohden seine Briefe an das von den Nazarenern viel besuchte Café Luigi in via Felice (Sistina) Nr. 16 adressieren; Feuerbach lernte dort Lotsch und Allgeyer kennen.

Notiz. Im Anschluß an die in diesem Heft veröffentlichten Neudichtungen franziskanischer Legenden sei auf die prächtige und dabei wohlfeile italienische Ausgabe I fioretti di San Francesco des berühmten Mailänder Verlags Ulrich Hoepli (Ulrico Hoepli, Milano) aufmerksam gemacht.

Digitized by Google

Matthäus Schiestl

Gedenkblatt

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Wächter

Monatsschrift für alle Zweige der Kultur

in Verbindung mit dem Eichendorff-Bund

Begründet und herausgegeben von Wilhelm Kosch

4ter Jahrgang / 1921 / August-Heft / München

Freiheitskämpfer

(Wiedergedruckt zur Erinnerung an die deutschen Helden in Oberschlesien)

Es sei mein Herz und Blut geweiht,
Dich, Vaterland, zu retten;
Wohlan, es gilt, Du seist befreit,
Wir sprengen Deine Ketten!
Nicht fürder soll die arge Tat,
Des Fremdlings Übermut, Verrat,
In Deinem Schoß sich betten!

Wer hält, wem frei das Herz noch schlägt,
Nicht fest an Deinem Bilde?
Wie kraftvoll die Natur sich regt
Durch Deine Waldgefilde,
So blüht der Fleiß, dem Neid zur Qual,
In Deinen Städten sonder Zahl,
Und jeder Kunst Gebilde.

Der deutsche Stamm ist alt und stark,
Voll Hochgefühl und Glauben.
Die Treue ist der Ehre Mark,
Wankt nicht, wenn Stürme schnauben.
Es schafft ein ernster, tiefer Sinn
Dem Herzen solchen Hochgewinn,
Den uns kein Feind mag rauben.

So spotte jeder der Gefahr!
Die Freiheit ruft uns allen.
So wills das Recht, und es bleibt wahr,
Wie auch die Lose fallen:
Ja, sinken wir der Übermacht,
So woll'n wir doch zur Todesnacht
Glorreich hinüberwallen.

Friedrich Schlegel (1809).

Digitized by Google

Mensch und Sternenhimmel / Von Otto Hamann*

Die einzelnen Wissenschaften, Erkenntnistheorie, Physik, Chemie, Mathematik und Astronomie nähern sich mit wachsender Geschwindigkeit; wir gehen einer vollkommenen Wesenseinheit der Ergebnisse entgegen, die eine kleine Gruppe von Einsichten und bildhaften Anschauungen bringen, die endlich als verschleierter Mythus wieder erkannt werden; diese in Zahlen und Begriffe eingekleideten Lehrmeinungen stellen lediglich den symbolischen Ausdruck des abendländischen Lebens dar.

Man muß viel wissen, ehe man so weise ist, daß man am Sinn und Wert des Wissens zu zweifeln anfängt. Die europäische Wissenschaft geht der Selbstvernichtung durch Verfeinerung des Verstandes entgegen; man braucht nur die Bücher unserer tiefsten Physiker aufzuschlagen, um zu sehen, wie die Entsagung und die Bescheidung zunimmt. Von der Zweifelsucht führt ein Weg zur zweiten Religiosität, jener der sterbenden Weltstädte, die greisen Seelen wärmend, wie es die morgenländischen Kulte im späten Rom taten.

Heute hat sich in der Physik eine Denkrichtung durchgerungen, die zur völligen Übereinstimmung von Physik und Geometrie hindrängt. Die Relativitätsphilosophie klopft auch schon vernehmlich an die Tore der medizinischen Wissenschaft. Wo man nach wissenschaftlich genauer Bestimmbarkeit strebte, sah man von jeher nach Hilfsmitteln aus, welche die Mathematik zu bieten schien und oft auch bot.

Aus den Tagen der Pythagoreer stammt der Gedanke, daß die Zahl als Urwesen aller Weltdinge zu gelten habe. Und die Übertragung atomistischer Theorien auf Biologie und Medizin ist nicht eine Errungenschaft der Neuzeit, sondern sie rührt schon aus Alexandrinerzeiten her samt der Berücksichtigung stereometrischer Gebilde auf die Atomform.

Auf schwankendem trügerischen Boden ist die erste enge Verbindung der Mathematik mit der Heilkunde erwachsen, auf dem der Astrologie als einem gewaltigen, fein ausgesponnenem Ideensystem von imposanter Einheitlichkeit, einer universellen Weltanschauung großen Stils. Dies astrale Errechnen hat seine Heimat am Euphrat und Tigris, wo das Priestertum Sternkunde und Heilwissen gleichmäßig in seiner Hand hielt.

Das in jahrtausendlanger Pflege errungene Sternbeobachtungsmaterial erhielt rechnerisch und in den Händen des Griechenvolkes festere Gestalt; Orientalisches und Hellenisches floß in vollem Strome ineinander über in des großen Alexanders Weltgründung am Nildelta, wo Babel und Ägypten dem Griechentume sich vermählten.

Die Jatromathematik, Medizin und Himmelsrechnung in engem Zusammenhange der Gedanken, war gang und gäbe. Aus dem Anfang unserer Zeitrechnung stammt das vielbenutzte heilastrologische Handbuch unter dem Namen des Hermes Trisemegistos, des Dreimalgrößten, das den Einfluß der Planeten je nach ihrer Stellung im Tierkreise auf die einzelnen Teile des menschlichen Körpers vom Mutterleibe an behandelt und zeigt, wie die Geburtskonstellation für die Ortsbestimmung künftiger Erkrankungen von Bedeutung ist und im weiteren Lebenslauf die wechselnden Gestirnskonstellationen Erkrankung, Arzneiwirkung und Genesung beeinflußen. Sogar Galenos nähert sich im III. Buche seiner echten Schrift über die kritischen Tage sehr stark diesen astrologisch-medizinischen Gedankenkreisen. Die fein ausgebaute medizinische Prognostik des Altertums suchte gerade in der Krisenlehre offenbar eine Erhöhung ihrer wissenschaftlichen Genauigkeit durch rechnerische Bestimmung der Krisentage nach Mondstand und Mondphasen. Die Kirche verwarf den ganzen Sternenglauben als gegen die göttliche Weltordnung verstoßend, während im Orient die astrologische Lehre in der

* Der Verfasser, einer der feinsten Köpfe in der jüngeren österreichischen Ärztewelt, macht uns im folgenden mit eigenartigen Ideengängen und Geistesströmungen der Gegenwart bekannt, denen wir nicht immer und überall zu folgen vermögen, die aber den tieferen Leser nicht bloß zu fesseln, sondern auch anzuregen wissen. Der Wächter.

Digitized by Google

Heilkunde weiterblühte; nur die großen Geister eines ar Razi und ibn Sina hielten sich frei davon.

Erst Ende des 12. Jahrhunderts wurde die Jatromathematik im Westen Europas wieder lebendig. Der Lombarde Gherardo von Cremona war nach Spanien gezogen und fand in dem befreiten Toledo alles, was sein Herz begehrte und hilfreiche Dolmetscher des Arabischen. Die Lehre von der Stern- und Heilkunde blühte auf. Auch Roger Bacon hat auf die astrologische Medizin den allergrößten Wert gelegt. Die mathematische Ordnung des Weltalls, die Kepler erwiesen, zog auch in die Biologie ein; die ganze Physiologie wurde auf Mathematik und Mechanik zurückgeführt, alle Rätsel des Lebens sollten Physik und Chemie zu lösen vermögen. Selbst Männer wie der der Mystik so nahestehende Lorenz Oken haben das Mathematische in allem naturphilosophischen Überschwang nicht aus dem Auge verloren, sagt er doch: „Alles Wirkliche ist schlechterdings nichts anderes als eine Zahl."

Die astrologischen Forderungen leiten sich vornehmlich nicht gefolgert aus der Beobachtung astronomischer Erscheinungen und deren Auswirkung auf Naturereignisse ab, sondern umgekehrt, weil das tiefste Unterbewußtsein innerlich eine planetare Zusammenstellung und Wirksamkeit erlebt, bringt es äußere Himmelserscheinungen mit Naturereignissen und Menschengeschicken folgernd in Verbindung.

Damit ist die Synthese von Kants dualistischem Schlußwort aus der Kritik der praktischen Vernunft gegeben: Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.

In der dem äußeren Universum gleichartigen Schichtung des tiefsten Unterbewußtseins besteht diese Gegenüberstellung nicht, das tiefste Bewußtsein ist pankosmistisch, es ist die Bürgschaft für die Vergegenständlichung innerlicher Wirklichkeiten und die Synthese von Ethik und Physik. Geniale Geistigkeit ist gebunden an die Fähigkeit, das Bewußtsein in verschiedene Schichten zu spalten, ohne der Dementia præcox zu verfallen. Das Goethesche: „im Innern ist ein Universum auch" enthält das Grunderlebnis dieser Bewußtseinsrichtung; es ist aufweisbar in der innerlichen Einstellung der großen Religionen, von dem indischen: Aham brahma asmi (Ich bin Brahman) bis zu dem evangelischen: Ich und der Vater sind eins. Die Immanenzlehre ist Wirklichkeitsgeschehen geworden, die transzendenten Schranken sind versunken.

Symbole sind mit der Sphäre ihrer Beziehung tiefer verknüpft als ein materialistisches Denken ahnt. Formeln und Siegel sind die Zusammenpressung geistiger Wirklichkeiten in ein Zeichen: Dreieck, Kreis und Quadrat können in den Ursprung ihrer vorphysischen Wirklichkeit zurückgeführt werden. Planeten und Tierkreiszeichen enthalten in abstrakter Sprache ihre kosmisch-dynamische Wirklichkeit. Zahlen sind Zeichen der Urverhältnisse des Kosmos. Mathematik ist Ausdruck der Kosmologie durch das Medium der Zahl. Die Ursachen der Welt wirken sich immer, wenn Leib wird, als Dreidimension aus. Irdisch wird der Mensch im Sichfinden als Ich, im Erleben des Geistes im Leibe. Der letzte Prozeß des Sterbens ist die Transsubstantiation: die Bewußtwerdung der Leiblichkeit. Die Organe des Leibes erleben in kosmischer Kontemplation ihren Ursprung und führen in Planetenkräfte zurück, deren Nachbild sie sind. Transsubstantiierte Natur ist sich wissender Geist, er gehört der Ewigkeit an. (Wagner.)

Die heutige Naturwissenschaft ist an einem Punkte angelangt, von wo aus es mit den bisherigen Methoden nicht mehr lange weiter geht. Was sich gestern noch als unmöglich darstellte, erweist sich heute schon als Gebot der Stunde. Die moderne Wissenschaft ist erstickt im Übermaß der Analyse, heute kehrt sie zur Synthese zurück, hauptsächlich in der Chemie. Daniel Berthelot erklärt, daß er zur Annahme der Einheit der Materie und der Transmutation der Körper neige. Verschiedene Metalle scheinen

Digitized by Google

ihm allotropische Derivate anderer Metalle, die sich voneinander nur durch verschiedene molekulare Anordnung unterscheiden. Der Äther und das Prinzip der Evolution bilden das System, das mit dem offenbaren Dasein der ätherischen Wellen und mit den Gegebenheiten der Wissenschaft übereinstimmt. Die Materie besteht aus Molekeln, die aus unendlich kleinen, unteilbaren und unzerstörbaren Teilchen zusammengesetzt sind, zusammengehalten durch den Druck des Äthers. Diese Teilchen, diese Atome sind so beschaffen, daß sie keine Wandlung durch die ätherischen Wirbel erleiden; das sind die chemischen Atome, die schon einen gewissen Grad von Evolution darstellen. Außer diesen zusammengeballten Atomen gibt es die umherschweifenden, bis in die Unendlichkeit teilbaren ätherischen Teilchen, Keime der evolutiven Materie. Durch ihre Verbindung entsteht das chemische Atom, die Grundlage zu vielfältigen anderen Zusammensetzungen. Der Äther enthält die Elektrizität, die bloß eine seiner Umartungen ist; die Elektrizität ist im Äther in verborgenem Zustand erhalten, positiv und negativ.

Wenn sich diese zwei Bewegungen begegnen, entsteht die lebendige Elektrizität, die sich in Licht-, Wärme- und magnetischen Schwingungen äußert. Der Äther ist das einfachste Element der Materie; durch zyklonisches Kreisen ruft er die atomischen Wirbel hervor; die Atome in ewiger Bewegung besitzen die Tendenz zu kreisen, zu einer Willensäußerung. Der Äther ist die Basis von allem und seine Eigenschaft die Evolution.

Die verschiedenen Lagerungen, Anordnungen und Richtungen der Atome sind es, die den Körpern ihr verschiedenartiges Aussehen und ihre Eigenschaften verleihen. Auch Mendelejeff nimmt den Grundsatz der Evolution der Elemente an. Es gibt nur eine einzige Art von ursprünglichen Atomen. Alle Körper sind vielteilige Gestaltungen eines Elements, des Äthers; alle Körper sind mehrformige, gleichteilige oder vielteilige Abwandlungen von ihm. Die Metalle sind also zusammengesetzte Körper.

Die ganze organische Chemie beruht auf der Fermentation, sie geht aus der Verbindung des Kohlenstoffs mit anderen Stoffen hervor; es gibt keine Scheidewand zwischen der mineralischen und organischen Chemie. Die vergangene Chemie hat einen völligen Umsturz erfahren.

„Unter den vielen Betrachtern des Himmels, die unserem Volke angehören, muß ich auch dich nennen, Georg von Peurbach, der du eine ewige Zierde der Deutschen sein wirst, der du nicht weniger durch deine Gelehrsamkeit wie durch die Lauterkeit deines Charakters ausgezeichnet warst. In der Mathematik warst du allen deinen Zeitgenossen voraus, deinen Namen rühmen nicht nur die Angehörigen unseres Volkes, sondern auch Franzosen und Italiener."

Diese Lobrede hielt Regiomontan seinem Lehrer Peurbach in Padua, als er dort Vorlesungen über Himmelskunde veranstaltete.

Georgius Purbachius ist am 30. Mai 1423 um 3 Uhr nachmittags in Peuerbach geboren, die Stellung der Planeten war die denkbar günstigste und versprach ihm ein hervorragendes Wissen und einen weltbekannten Namen. Merkur und Mars wirkten zusammen und verliehen ihm einen scharfen Geist, so daß er unvergängliche Werke hinterließ. Über seine Ausbildung ist uns bekannt, daß er an der Wiener Universität die Humaniora studierte, mit besonderer Vorliebe Mathematik und Astronomie bei dem Magister Wilant von Stuttgart, der zu den Füßen des berühmten Johannes von Gmunden gesessen war. Als er 1450 die Magisterwürde an der artistischen Fakultät in Wien erwarb, war sein Ruhm als Gelehrter schon so fest begründet, daß er von vielen Hochschulen in Deutschland, Frankreich und Italien Einladungen bekam, hier Vorlesungen über Astronomie zu halten. In Ferrara, Bologna und Padua erregten seine tiefen Kenntnisse sowie die Leichtigkeit seines Vortrages allgemeine Bewunderung.

Digitized by Google

König Ladislaus von Ungarn und Erzherzog von Österreich ernannte ihn 1455 zu seinem Hofastronomen, auch bei Kaiser Friedrich III. stand er in hoher Gunst. Sein Lieblingsschüler und vertrautester Freund war Johannes Müller von Königsberg in Franken, genannt Regiomontanus. Peurbach führte seinen Schüler zunächst in die Berechnungsweise der Stellung der Planeten ein und machte ihn mit den Grundzügen seiner Dreiecksmessung vertraut. Gemeinsam beobachteten sie die Gestirne und Finsternisse bald in Wien, bald in Melk oder in Wiener-Neustadt. Peurbach war der erste, der den regelmäßigen Umlauf der Kometen behauptete. Die Grundlage des wissenschaftlichen Betriebes der Sternenkunde bildete damals der berühmte Almagest des Klaudius Ptolemäus aus dem zweiten Jahrhundert nach Christus. Nach ihm steht die Erde im Mittelpunkt von elf konzentrischen Kreisen still und die Planeten bewegen sich in diesen Sphären so, daß der Mond im kleinsten Kreise einhergeht, während sich die Planeten und Fixsterne in den übrigen bewegen. Die arabische Astronomenschule hatte das Werk nicht aus dem Urtext, sondern aus dem Syrischen in ihre Sprache übersetzt, dem Mittelalter lag nur eine lateinische Übertragung aus dem Arabischen vor, so daß das Buch durch eine Unmenge von Fehlern nahezu unverständlich geworden war. Den Text in der ursprünglichen Reinheit wiederherzustellen, machte sich nun Peurbach zu seiner Lebensaufgabe. Indem er alle Unrichtigkeiten feststellte, stellte er ein Weltsystem auf, das man als das Ptolemäisch-Peurbachsche bezeichnete und das bis Kopernikus in Geltung blieb. Er entwarf Tafeln zur Berechnung der Sonnen- und Mondesfinsternisse, legte einen Sternkatalog an und ist der Vater der heutigen Trigonometrie. Peurbach und Regiomontan sind die ersten Vertreter der theoretischen Astronomie; durch die lichtvolle Vorstellung des ptolemäischen Weltsystems sowie die Erklärung einer Reihe bisher unbekannter Erscheinungen des Himmels hat Peurbach mit seinem Schüler das Verständnis unserer heutigen Weltanschauung vorbereitet.

Im Sommer 1611 wurde Johannes Kepler Mathematikus der obderennsischen Stände, denen er seine Dienste angeboten hatte. Nach Tycho de Brahes Tode erhielt Kepler dessen Stelle als kaiserlicher Astronom in Prag. Hier fand er die ersten zwei der nach ihm benannten Gesetze: daß die Planeten die Sonne in Ellipsen umlaufen, in deren einem Brennpunkte sich die Sonne befindet; daß ferner die Planeten in gleichen Zeiten gleiche Flächen ihrer Bahn beschreiben. Die traurigen Verhältnisse bei dem Tode des Kaisers Rudolf II. machten ihm das Verbleiben in Prag unmöglich, Kepler suchte und fand nun in Linz eine neue Heimat als Professor der Mathematik an der Landschaftsschule und nahm in der Lederer- (jetzt Kepler-)straße seine Wohnung, neben der er auch im Landhause Räumlichkeiten zur Verfügung hatte. Hier fand Kepler das dritte seiner berühmten Gesetze: die Quadrate der Umlaufszeiten der Planeten verhalten sich wie die Kuben ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne. In Linz vollendete er die Rudolfinischen Tafeln und veröffentlichte 1619 sein Hauptwerk „Harmonie der Welt".

Kepler war der erste Mensch, dem die Einrichtung des Weltbaues klar vor Augen lag. Kepler verlegte seine Werke bei Johann Plank, den er als ersten ständigen Buchdrucker nach Linz gebracht hatte. 1614 verheiratete er sich zum zweiten Male mit der Tochter eines Eferdinger Bürgers, Susanne Reutinger. Mit der Durchführung der Gegenreformation wurde die landschaftliche Schule aufgelöst, Kepler mußte von Linz scheiden, um Wallensteins Astronom zu werden. 1630 starb der sorgenreiche Mann in Regensburg, wohin er sich begeben hatte, um seine Ansprüche auf die rückständigen Gehalte geltend zu machen.

Keplers Laufbahn ist ein Roman, spannender, als ihn Dichterphantasie je geschaffen. Obwohl Kepler von durch und durch mystischen Spekulationen ausgeht, arbeitet er sich doch mit gewaltiger Tatkraft zu der Anschauung durch, daß der einzig ersprießliche

Digitized by Google

Weg zum Eindringen in die Natur im unmittelbaren Befragen dieser Natur auf dem Wege der streng sachgemäßen Beobachtung besteht. Seine angeborene Phantasiebegabung wird im gleichen Moment zum wissenschaftlichen Genie, zur Gabe, große Beobachtungsreihen gleichzeitig zu überblicken, daß das Gemeinsame, das ewig Wiederkehrende sich als Gesetz herausschält. Dieser einzige Mann hat in sich die ganze Entwicklungsbahn von der voreiligen Kombination der Griechen, der mystischen Verirrung des Mittelalters und der Verquickung von beiden in den Arabern bis auf die Höhe der Besten auch noch unseres modernen Denkens individuell durchgemacht und durchgekämpft. Das Grobe der handwerksmäßigen Zeichendeuterei hat er früh mit Ironie anzuschauen gewußt; des feineren Zaubers der Astrologie, der zu der alten pythagoräischen Zahlenmystik zurücktrieb, wurde er nicht so leicht Herr. Etwas anderes tat vorher not: eine wirkliche, pünktliche Sicherheit in diesen Zahlen, ein emsiges Ablesen vom Himmel selbst ohne alle vorgefaßte Meinung. Durch keine Zahlenmystik konnte man auf die Idee kommen, daß die Planeten nicht in Kreisen liefen, sondern in Ellipsen.

Keplers Leben ist arm an Glück; nur einmal ist es ihm hold gewesen: es schickte den jungen Mystiker in die Schule des großen Rechners Tycho Brahe. Die allgemeinen Richtlinien, die Tycho ihm durch die Art seines Beobachtens gegeben, trieben ihn machtvoll auf einen neuen, glücklicheren Weg. Die letzte falsche Überlieferung des Altertums, die noch Kopernikus festgehalten und in die alle Zahlenmystik sich zäh verwebt, wich vor der Wucht der besser ergründeten, beobachteten Tatsache: dem übermannten Kämpfer offenbarte sich das erste der sogenannten Keplerschen Gesetze: die Bahnen der Planeten sind Ellipsen, in deren einem Brennpunkt die Sonne steht. Neun Jahre nach Veröffentlichung seiner ersten zwei Gesetze faßte sein genialer Geist in sieghafter Vereinigung des erworbenen Wissensschatzes mit der alten Gabe kühner Spekulation auch das dritte der nach ihm benannten Planetengesetze: die Quadratzahlen der Umlaufzeiten der Planeten verhalten sich wie die Kubikzahlen ihrer mittleren Entfernungen von der Sonne.

Das Buch „Harmonices mundi libri V", 1619 in Linz gedruckt, verkündete diesen Fund mit dem stolzen Geleitwort: „Nach langen vergeblichen Anstrengungen erleuchtete mich endlich das Licht der wunderbarsten Erkenntnis. Hier habt ihr das Ergebnis meiner Studien. Mag mein Werk von den Zeitgenossen oder von den späteren Geschlechtern gelesen werden oder nicht, mir gilt es gleich. Es wird nach hundert Jahren gewiß seine Leser finden". Bald fand sich ein genialer Leser der Keplerschen Gesetze: Isaak Newton.

Die tiefere Bedeutung der Keplerschen Gesetze konnte in ihrer ganzen Großartigkeit erst vollkommen erfaßt werden, nachdem durch Newton die planetaren Bewegungen als mechanische Vorgänge erkannt worden waren. Durch die Entdeckung der gegenseitigen Massenanziehung wurde das Gebäude der „Himmlischen Mechanik" erst auf festem Grunde errichtet, das durch die moderne Astrophysik, durch die Spektralanalyse und Photometrie in allen Einzelheiten ausgebaut wurde. Mag die Zahl der leuchtenden Fixsterne hundert und mehr Millionen betragen, sie bilden ein endliches, abgeschlossenes System, einen großen Haufen, der die Form einer ziemlich flachen Scheibe hat; die größte Ausdehnung hat dieser Haufen in der Richtung der Milchstraße, die kleinste etwa senkrecht auf diese Ebene; in der Richtung der Milchstraße weist er auch die größte Dichtigkeit auf. Es besteht die Möglichkeit, daß es daneben noch andere Sternsysteme gibt, doch ist es wahrscheinlich, daß diese auch optisch isoliert sind und daß alles, was wir am Himmel sehen, zum Verband des Milchstraßensystems gehört. Das Newtonsche Gesetz verträgt eine Erweiterung seines Geltungsbereiches auf unbegrenzt große Entfernungen nicht, es ist kein universell gültiges Naturgesetz, trotz der wunderbaren Genauigkeit, mit der er die planetaren Bewegungen darzustellen gestattet. Nicht anders verhält es sich mit den die ganze moderne Naturbetrachtung beherrschenden

Digitized by Google

Energie- und Entropiesätzen des Physikers Clausius. Erstens: Die Energie der Welt ist konstant; zweitens: die Entropie der Welt strebt einem Maximum zu. Eine genauere Analyse ergibt aber, daß diese Ausdehnung physikalischer Erfahrung auf beliebig große Räume eine unerlaubte Verallgemeinerung darstellt. Für ein völlig abgeschlossenes System ist die Erhaltung der Energie eine feststehende Tatsache; das Universum aber ist kein abgeschlossenes System, da es unbegrenzt ist und da ihm unbeschränkt große Zeiten zur Verfügung stehen. Für das Entropiegesetz liegen die Verhältnisse noch viel ungünstiger. Der Entropiesatz beschreibt den Endzustand als den Zustand völliger Ausgeglichenheit, wo alle Geschwindigkeiten und Temperaturdifferenzen verschwunden sind, das Weltall also in eisiger Ruhe erstarrt und allem Geschehen Einhalt geboten ist. Der Anfang müßte in allen Stücken das Gegenteil davon sein, also unendlich große Geschwindigkeiten und Temperaturdifferenzen aufweisen. Zu solchen Folgerungen wird man sich kaum entschließen können und so wird auch der in Aussicht gestellte Endzustand als eine sehr fragwürdige Aussicht angesehen werden müssen.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß die Wärmestrahlung der Sonne, die alles Leben der Erde nährt, allmählich aufhören wird, ebenso wie auch die Eigenwärme der Erde, daß Luft und Wasser langsam schwinden und schließlich die Lebensbedingungen für höher organisierte Wesen verloren gehen werden; das Ende des Menschengeschlechtes wird langsam aber unaufhaltsam herannahen. Vielleicht aber tritt an Stelle dieses langsamen Hinsiechens eine plötzliche Vernichtung. Das Verhängnis kann in einer Staubwolke liegen, die sich nach unwandelbaren Gesetzen der Mechanik uns nähert, die die Erde und alles, was hier gelebt und gedacht hat, in verzehrender Flamme vernichtet. Wer will behaupten, daß nicht etwa das Aufleuchten eines neuen Sternes die in wenigen Augenblicken sich vollziehende Vernichtung geistiger Werte ankündigt, die unvergleichlich höher sind als alles, was die kleine Erde jemals hervorbringen konnte.

Hörbiger führt die Urenergie, von der das ganze Weltgeschehen auszugehen scheint, letzten Endes auf den Wärmespannungsunterschied von Sonnenglut und kosmischem Eis zurück. Gleichzeitig sucht er den Zusammenhang von Wetter, Luftdruck, Erdmagnetismus und Nervenschmerz mit dem Auftreten von Sonnenflecken zu erklären mittels des kosmischen Feineisstromes, den wir viermal im Jahre kreuzen; den zweifachen kosmischen Eiszufluß zur Sonne, den sonnenwärts strebenden Roheisstrom und zweimal das von ihr abfließende Feineis, und zwar im Februar, April, August und November. Das in die Sonne stürzende Eis bildet eine Glutgaswolke, deren Ausblasetrichter ein Sonnenfleck ist. In der Tat sind diese Termine die klassischen Zeiten für Ischiatiker und Neuralgiker.

Es ist bekannt, daß der neuralgisch Leidende das Wetter fühlt, ehe das Barometer sinkt oder das Elektrometer schwankt. Es ist weder die Schwankung des Barometers noch die des Elektrometers als Wetterursache anzusehen, denn sie werden aus dem Sonnenfleck mit dem Wetter geboren. Der Sonnenfleck ist die gemeinsame Ursache von Wetter, Luftdruck und Luftelektrizität und Nervenschmerz durch den kosmischen Eisstrom, wobei der Nerv als erster reagiert, während das Wetter am längsten braucht sich mitzuteilen. Dieses Feineis verläßt den Trichterrand des Sonnenfleckes mit großer Wucht und elektrisch hochgespannt durch Reibung erreicht es die Oberschicht der Atmosphäre. Sein erster Niederschlag sind die Zirruswolken in großen Höhenlagen, manchmal auch als Zodiakallicht zu sehen, sowie anderseits auch in den Sternschnuppen das sonnenwärts strebende Roheis zu erkennen ist, reines Eis aus der Milchstraße. Wenn der letzte Planet in die Sonne gestürzt ist, bleibt eben eine große Sonne übrig.

Digitized by Google

Svanhild / Eine Saga von Annie Herzog

Die heiße Schönheit der Sonne hat sie nie gekannt.

Auch nicht die blütentrunkenen Lüfte der Sommernächte.

Über ihren Tagen lag das strenge klare Licht des Nordens, und durch ihre Nächte ging das glitzernde Silber Islands, das der Wind mit trotzigem Sang sich aufbaut.

Und hoch und schlank ging sie wie jemand, der einen großen heimlichen Stolz trägt.

Ihre Haut war weiß wie der Schnee ihrer Heimat, und in den Augen lag der fremde Schein nordischer Sterne. Nur die dunkeln Rätselbrauen gaben dem kühlen Antlitz den leisen Anflug von Leidenschaft.

Das war Svanhild.

Was Liebe war, wußte sie nicht. Ihre sonnenhellen Augen sahen ruhig wie der Jüngling sein Lieb küßt, und kein ahnungsvolles Erbeben ließ ihre Bläue dunkeln.

Am ewigen Meer stand sie und kannte die Sehnsucht nicht. Nur von Freiheit schrien ihr die sturmzerwühlten Wellenberge, von der Kraft ihres Landes.

Mehr wußte Svanhild nicht.

„Erzähl' mir aus der Völsunga-Saga, erzähl' mir von Svanhild, deiner Schwester!"

Vaters Gast, der Mann aus Franken, stand neben ihr, und seine Augen waren zwei dunkle Flammen. Sie gehörten nicht zum Nordschnee, diese Flammen; — keiner ihrer Brüder hatte solche Augen. —

„Svanhild war eine Walhallatochter, ein silberner Stern, wie er nur in Jahrtausenden einmal auf die Erde fällt.

Ihr Haar war fließendes Gold, das blaß ist wie der Mond in Winternächten, und über die Pracht ihres weißen Leibes staunte selbst ihre Mutter.

Das war Gudrun. —

Ein mächtiger König, Jörumrek, freite um den silbernen Stern. Und Svanhild, welche die Minne nicht kannte, zog aus ins Gotenreich.

Doch Nidhögg, der Neider, fand mit seinem Gewürm den Weg zum König. Svanhild wurde unrein gefunden und zerstampft.

Von weißen und schwarzen Gotenrossen.

Mit Kot ward ihr schimmerndes Haar vermischt.

Aber erst, als man ihr die Augen verbunden. Kein Nordstern strahlte heller als diese Augen, die groß und sonnenhell um sich sahen und erstaunt nach der weißen Farbe der Heimat suchten. Und die Gotenrosse zitterten, wandten die Köpfe, wieherten und bäumten sich. Sie sahen den Schimmer des silbernen Sternes.

So verband man ihr die sonnenhellen Augen. Und die weißen und schwarzen Gotenrosse stampften.

Das ist die Völsunga-Saga von Svanhild." —

„Weißt du Svanhild, daß deine Augen sind wie die sonnenhellen deiner toten Schwester?"

Aufrecht steht die Jungfrau und legt die Hand aufs Herz.

„Göttertochter Svanhild, dank dir!"

„Warum ihr?"

„Ich bete jeden Abend, daß ich werde wie sie."

„Und ich, ich möchte der König sein, und — ich ließe dicht nicht zerstampfen —"

Heiß wird der Atem des Franken. Noch nie hat der Hauch eines fremden Mannes Svanhild berührt. Sie füllt ihre Hände mit Schneestaub und wirft ihn über sich. Wie leise kühlende Küsse der toten Schwester fällt er.

Digitized by Google

„Ich gehe morgen fort, Svanhild, und möchte dich mitnehmen."

„Wohin willst du mich nehmen?"

„Ins Frankenland, wo das Gold der Sonne glüht, und die Lüfte sind wie die Seide deines Gewandes."

„So glänzend?"

„Nein, so weich, und rote Rosen wachsen dort wie hier der Schnee, und — —"

Auf Svanhilds Antlitz fällt ein Leuchten. Ihre sonnenhellen Augen suchen das Meer, strahlen stolz über ihr weißes Heimatland. Sie sagt kein Wort, neigt nur grüßend das Haupt und tritt ins Haus.

Er ist ja der Gast ihres Vaters. —

Die mondhelle Nordlandnacht ist gekommen. Ein großes seliges Schweigen liegt über dem Schnee. Silberne Blumen flattern sehnsüchtig durch die Luft und sinken lautlos zur Erde.

Soll Freis heute geboren werden?

Alles träumt ahnungsvoll vom Lenz; der Himmel ernst und ruhelos, die Sterne, die da wandern, und der Wind, der in den flatternden silbernen Blumen schläft.

Auf ihrem schmalen Lager liegt Svanhild.

„Morgen zieht er weg! — wo die Sonne nicht bleich ist, und die purpurnen Rosen wachsen —"

Ein schweres Grübeln liegt in den kühlen, sonnenhellen Augen. In ihren Ohren rauscht das Meer einen seltsamen Sang — es ist kein Schlachtruf, es ist ein Weinen —

Svanhild springt auf, — ein heißer Schauder ging über ihr Herz, — das sind die seidenen Lüfte — die dunkeln Flammen — —

Mit sprühenden Augen, weiß wie Schnee steht Svanhild aufrecht. Ihre Glieder beben vor Stolz.

Weit öffnet sie das Fenster.

Vor ihr liegt der reine Schnee in seiner Einsamkeit. Silberblau ruht der Himmel. Keine sehnsüchtigen Blumen fallen mehr. Und das Meer jauchzt von Freiheit. Scharf und nah steigen die Zacken der Gebirge zu den Sternen; eine riesige strahlende Krone, die Odin seinem Land geschenkt. Und kleine, bleifarbene Wölkchen wachsen dort. Wie dunkles Edelgestein liegt ihr Schatten auf der Silberkrone. Über die Ebene hin laufen zierliche Fußspuren. Mit Licht hat sie der Mond gefüllt; seine Strahlen gehen auf Elfenfüßchen durch die Welt.

Svanhild holt langsam Atem.

Die Arme streckt sie aus.

„Mein Nordland!" sagt sie.

Der ganze blinde Heldenmut für ihre Heimat liegt darin.

Und feierlich geht sie zurück auf ihr Lager.

Ihr Haar, fließendes Gold, das blaß ist wie der Mond in Winternächten, hängt schwer um ihren Leib. Mit kühlen geschickten Fingern teilt sie die Flut und flicht zwei knisternde Zöpfe.

— „Wo die Rosen wachsen — und die schlaffe Glut der Sonne liegt, — und kein ewiger ruhiger Nordstern steht! —"

Ein verächtliches Lächeln teilt die stolzen Lippen.

Geflochten sind die Goldschnüre und hängen in schimmernder Pracht über das Linnen. Die kühlen geschickten Finger falten sich.

„Walhallatochter Svanhild, mach mich wie du!" —

Der Mondenstrahl hat mit seinen Silberfüßchen die Wanderung beendet, Thor reitet auf Schneerossen über die Welt.

Der Wind, der in den flatternden Blumen schlief, ist aufgewacht. Ganze Arme voll der Himmelsblüten bringt er zur schlafenden Svanhild. Die schweren, goldenen

Digitized by Google

Zöpfe schließt er in feines Glas und legt über die ruhige Gestalt den hauchdünnen Schleier von sickerndem Silber.

Und rings im Zimmer wachsen die weißen Blumen, wie die roten Rosen im Frankenland.

„Mein Kind erfror!"

„Das Nordland hat sie getötet", sagt der Franke.

Der greise Mann zuckt zusammen, — dann lächelt er und fährt mit linder Hand über das beschneite Lager der toten Svanhild.

— „nicht getötet, — nur zu sich genommen."

Ein Tag auf der Burg / Aus Braun und Schneiders Hauschronik

Motto: „Wanderer! es ziemet dir wohl in der Burg Ruinen zu schlummern,
Träumend bau'st du vielleicht herrlich sie wieder dir auf!" Uhland.

Sinnend bleibt der jugendliche Wanderer stehen vor den ehrwürdigen Trümmerresten der alten, auf Felsen gegründeten Herrenburg und ernste Bilder einer großen, tatenreichen Vergangenheit steigen vor ihm empor, und das alte zerbröckelnde Gestein spricht laut und immer lauter zu ihm und berichtet ihm wundersame Mähren aus den Zeiten der Hohenstaufen, und von seinem Erbauer, der einst im Heerbanne Kaiser Friedrich des Rothbartes vor Mailand und Rom siegreich mitgekämpft hatte für Deutschlands Größe und Herrlichkeit.

Und hinwieder erzählt es ihm von seinen Zerstörern, einer Schar wildempörter Bauern, und einer aus dem fernen Schwedenlande gezogenen Horde wüsten Kriegsvolkes, das fünf Jahrhunderte später — lang nach dem segensreichen Landfrieden Rudolfs von Habsburg, nach den Kronenkämpfen Ludwigs des Bayern und den Siegen Maximilians I. und Karls V., nach den Glaubenszwisten und Verträgen Rudolfs II. und der beiden Ferdinande — auch in diese hohen gastlichen Mauern mit plündernder Hand die lodernde Brandfackel geschleudert hatte, wie sie es damals, gleich den Franzosen und Dänen und gleich unseren eigenen Landsleuten, durch dreißig Jahre des blutigsten Krieges allüberall in unserm deutschen Vaterlande zu verüben pflegte.

Alle diese Erinnerungen gehen rasch und in bunter Reihe, bald freudig erhebend, bald schmerzlich beugend an des Jünglings bewegter Seele vorüber: Ein Bild aber bleibt, — vor dem alle anderen verschwinden, — ein hohes stattliches Bild voll kühner Kraft und voll stillen Friedens, und gewinnt immer mehr und mehr Leben und Gestaltung vor seinem inneren Auge; und stolz und herrlich, wie einst in den Tagen ihres Glanzes und ihrer Macht, spiegelt sich vor seinem erstaunten Blicke wieder die altehrwürdige Felsenburg mit all ihren Mauern und Zinnen, ihren Türmen und Türmchen und Erkern, in den grünen Wogen des stolz dahinbrausenden Stromes. Der Wanderer selbst aber verwandelt sich zu einem schmucken, ritterlichen Sänger, die provenzalische Zither über die Schulter gehängt, der freundlichen Einlaß begehrt in den gastlichen Hallen. Der Wächter droben auf dem „Berchfrit", dem weit ins Land hinausschauenden Wartturme, bläst seinen Morgengruß in lustigen Weisen,

Digitized by Google

die Zugbrücke sinkt rasselnd herab an ihren eisernen Ketten, und über den tiefen Graben trägt den Sänger sein mutiges Rößlein vor die, durch ein Fallgitter geschlossene hohe „Pforte" der Burg, an deren Zinnenschmuck ihn, aus rotem Marmelstein kunstreich gehauen, das Wappen des Burgherrn bewillkommt, während über demselben aus einer Lücke der „Wer" (des über der Pforte sich fortziehenden gedeckten Ganges) schon ein paar Knappen neugierig auf den ankommenden Gast herunterschauen. Die Pforte wird geöffnet, die Zugbrücke geht rasselnd wieder hinauf, — und durch den engen, dunklen Zwinger reitet der Sänger in den weiten lichten Burghof ein, in dessen Mitte auf grünem Rasenhügel, und beschattet von drei mächtigen Linden, der Brunnen steht. Aus allen von diesem Hofe eingeschlossenen „Wichhäusern" (niederen Gebäuden) begrüßt ihn allenthalben ein reges geschäftiges Treiben. In der in einem Turme der Mauer befindlichen Schmiede hämmern die rüstigen Gesellen, die rauhen Weisen eines alten Schlachtliedes singend, neue scharfe Klingen für die falsche Brust jedes Feindes, vor allem aber für die des räuberischen Sarazenen bestimmt, wie auch die Bolzen und Spitzen der Armbruste und Lanzen, die nebenan im „Schnitzhause" unter der Leitung eines alten Knappen geschnitzt werden. Aus den geräumigen Ställen tönen die derben Späße der Knechte, aus der Küche und den anstoßenden „Vorrats-Gademen" (Kammern) schallen zwischen das Gedröhne der Kessel und Pfannen die hellen Stimmen der plaudernden Mägde und Küchenjungen. Aus der von West gen Ost erbauten Burgkapelle aber, auf der anderen Seite des Hofes, verklingen gerade die letzten Klänge der Orgel, und heraus tritt alsbald, nach beendigter Frühmesse, der ritterliche Burgherr, Frau und Kinder zur Seite, das Hausgesinde und etliche Knappen hinterdrein, welch letztere nun, sobald sie des Gastes ansichtig geworden, demselben dienstfertig aus dem Sattel helfen und sein leichtbepacktes Roß alsbald in den Stall führen. Nach freundlichem Willkomm und kräftigem Handschlag geleitet der Burgherr den Sänger auf den an der Außenwand frei hinaufstrebenden „Greden" (Stufen) hinauf in den „Palas", den größten und schönsten Saal in der Burg, der mit seinem buntfarbigen, weithin schimmernden Schindeldache und seinem mit bald dunklem, bald hellem Schiefer würfelförmig bedeckten Stockwerk eine ganze Seite des Hofes einnimmt. Der Fußboden des Palas ist mit blankem Estrich schön ausgelegt, die reichgetäfelte Decke ruht auf einer durch die ganze Saalbreite gehenden Reihe schlanker Säulen, an deren schön geschnitzten Knäufen manche rostbenagte, sichelförmig gekrümmte Klinge von Damaskus neben den mit dem Halbmonde oder mit Sprüchen des Korans geschmückten sarazenischen Schilden und Feldzeichen dem Enkel die Siege des Ahnherrn auf gottbegeistertem Kreuzzuge verkündet. Rings um die mit buntgewirkten Teppichen und vielarmigen Leuchtern behangenen Wände ziehen sich breite, weich gepolsterte Bänke zwischen den hohen mit schöner Steinverzierung versehenen Fensternischen (deren Seitensitz der Ehrenplatz der Burgfrau ist) und zwischen den beiden riesigen „Feuerrahmen" (Kaminen) hin, an welchen wohl die Alten, heimkehrend von Jagd oder Streifzug, am liebsten ihren kräuterduftigen „Claret" oder „Moratz" trinken. Hierauf wird nun — während der Gast, nach dieser ersten Begrüßung, sich in dem für ihn bereiteten Bade erfrischt, und, nach alter Sitte, mit einem von der Hand der Hausfrau und ihrem Gesinde gewebten und gefertigten Mantel und Unterkleide beehrt wird — der große eichene Tisch von den Knappen in Mitte des Saales getragen, mit weißem Linnen überdeckt, und mit Speise und Trank zum reichlichen „Imbiß" oder Frühmahle besetzt, wobei die Hausfrau selbst dem Gaste vorlegt und vorschneidet.

Nach genommenem Imbiß werden dem Gaste die an die beiden Giebelseiten des Palas anstoßenden „Kemenate" oder Wohnzimmer gewiesen, auf deren einer Seite der Burgherr mit seinen Söhnen und Dienstleuten, auf der anderen aber die Burgfrau mit ihren Töchtern und Dienerinnen in stillem Fleiße den Tag mit Spinnen

Digitized by Google

und Weben, mit Stricken und „Rahmnähen" (Sticken) zubringt. Auch das „Berchfrit" (beffoi, balfredus, auch donjon geheißen), d. i. der hohe auf dem kühnsten Vorsprung des Burgraumes frei von den anderen Gebäuden an die Mauer angebaute feste Turm mit seinen acht Fuß starken Mauern wird besucht. Nur auf einer in seinem ersten Stockwerk befindlichen hölzernen Treppe gelangt man hinauf, die aber in bedrohten Zeiten weggenommen und durch Strickleitern ersetzt wird, und über welcher sich ein kleiner Erker erhebt, aus dessen beweglichem Fußboden man die unten Anstürmenden mit Armbrustbolzen und mächtigen Steinblöcken geziemend empfangen kann. Der untere, von Außen unzugängliche Raum des Turmes enthält neben dem Verließ, dem Straforte für schwere Vergehen, auch noch einen Sodbrunnen, auf daß die mutige Schar, die sich darin bis zum letzten Mann verteidigt, in Kampfeshitze des labenden Trunks nicht entbehre. Im oberen Geschosse wohnt der Troß der Knappen und ganz oben unter dem Dache schaut der Turmwart aus seiner luftigen „Kemenate" ins weite Land hinaus . . .

Unterdessen ist die Sonne bereits über die Mittagshöhe gerückt, und wir hören Hundegebell und Hörnerklang und sehen den Burgherrn mit seinen Söhnen und dem schnell befreundeten Gaste, die schwere Armbrust in der Rechten, dem Gefolge voran, aus dem engen Hinterpförtchen der Burg das traulich am Felsen geschmiegte Gärtchen und den fischreichen Weiher vorbei, dem nahen Walde zureiten, dessen friedlich stille Gründe bald vom Anschlage der Ruden und dem Waidruf der Männer widerhallen.

Nach etlichen Stunden sehen wir die Jäger wieder zurückgekehrt auf der wohnlichen Kemenate des Burgherrn, der sich, auf die weichen Pfühle des „Spannbettes" gelagert, mit seinem Gaste, wie vorher auf grünem Waldesgrunde, nun auf dem gewürfelten Brette des „Schlachtzabelspiels" mit gleicher Kunstfertigkeit herumtummelt.

Jetzt aber, da sich die Sonne allmählich gen Westen zieht, wird es wiederum lebendig auf dem Palas, und wiederum tragen die Knappen den großen, eichenen Tisch in die Mitte und decken ihn wieder mit frischem weißen Linnen, und besetzen ihn reichlich mit Speise und Trank zur zweiten und letzten Mahlzeit des Tages, die schlechtweg „das Essen" heißt. Und abermals legt und schneidet die Burgfrau dem Gaste wieder die besten Gerichte vor, und reicht sie ihm mit freundlichen Neigen auf einer fein geschnittenen breiten Scheibe Weißbrotes hin, während ihm aus den schönen Händen der sittigen Tochter der Wein kredenzt wird. Nach dem Mahle geht es hinab in den Hof, unter dessen blütenduftigen Linden auch das ganze Burggesinde schon längst des Sängers harrt, der, zur Ehre und zum Dank für die edle Milde und Gastlichkeit, die er heute gefunden, einige von seinen Liedern versprochen hat. Und er hält Wort, und singt zu den leise begleitenden Klängen der Zither gar viele und schöne Weisen von den Heldentaten der Väter im Lande Italia und in den heidnischen Morgenlanden, vom König Artus und dem heiligen Gral, von den Siegen des Rothbarts und dem Tode König Konradins; und er singt hinwieder, — wie Walther von der Vogelweide, und Hartmann von Aue und Wolfram von Eschenbach, — vom Ruhme und der Ehre der deutschen Männer auf ihren Burgen und in ihren Städten, und von der züchtigen Tugend und der reinen Minne der Frauen in der schönen, lieben, deutschen Heimat. Doch schon ist es spät geworden in der milden, gestirnten Frühlingsnacht, bis der Sänger, unter dem lauten Beifallsrufe der Männer und dem stillgeneigten Nicken der Frauen, in die für Gäste stets bereit gehaltene Kemenate hinaufwandelt, auf welche ihm noch ein Knappe mit einer Schüssel getrockneten Obstes den duftigen „Schlaftrunk", eine Kanne guten, mit Gewürz und Pflanzensäften gemischten Weines, bringt. Da lehnt nun der Sänger, im mondbestrahlten Erker des engen Gemaches und alles, was der heutige Tag ihm gezeigt und gebracht hat,

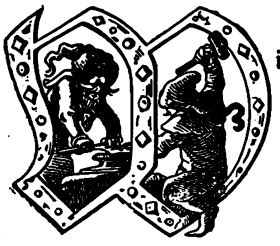
Digitized by Google

geht noch einmal an seiner Seele freundlich vorüber, und die Nachtigall drüben im zierlichen Käfig vor den Fenstern der Frauenkemenate begleitet mit ihrem melodischen Liede seine tiefsten Gedanken. Und der Sänger sinkt bald auf das breite, weiche Lager hin in tiefen, friedlichen Schlummer, und beim Erwachen ruht der junge Wanderer wieder vor den ehrwürdigen Trümmerresten der alten, auf Felsen gegründeten Herrenburg.

Verschwunden ist Zugbrücke und Palas, Imbiß und Burgherr, Jagd und Gesang unter der Linde, — und um das mählich zerbröckelnde Gestein der kahlen, ragenden Wände, wuchert wie vorher der Efeu und der Hollunderstrauch . . . an der zerstörten Kapelle baut die Wanderschwalbe vertrauend ihr Nest und da, wo vor dem Altar einst die geweihte Kerze brannte, hält, über das hohe taubeglänzte Gras emporragend, die schlanke feuergelbe Königskerze vor dem verbleichten Marienbilde ihre fromme heilige Wacht.

Der königliche Weg / Roman von Felix Franz Hornstein

VI.



Wieder waren die Kirschbäume fast verblüht, der feuchte Boden weiß bestreut. Wieder waren die Blüten der Äpfel nahe daran, rosig und groß sich aufzutun.

Frühjahrsregen gingen zwischen unsäglich flimmerndem Sonnenschein jäh aus dunstigen Wolken nieder. Die Erde war gepflügt, geeggt, besät, mit Fleiß bestellt.

Junger Klee war handhoch, wunderbare Kühle ging abendlich von ihm aus. Wintersaat reckte sich und wollte sich schon im Winde wiegen, aber vermochte es noch nicht. In den Wiesen schwebte ruhig das Schaumgras.

Regenbogen wölbten sich an dunstigen Abenden. Im Süden, gegen das Gebirge zu, stand vor einer schwülen Nacht das erste Gewitter.

In allen Tälern, auf allen Höhen, um Höfe und Kirchen herum buschige Weiße, Schnee, Schaum: Blühzeit. Am Bach die Weiden, hundertfältig treibend. Aus den ernsten Wäldern sprühten die Lärchen helles Grün und vor ihnen leuchteten in Reihen viele viele Silberbirken.

Therese saß im Garten. Sie hatte eine Näharbeit im Schoß. Zerstreut schaute sie auf den Apfelbaum.

Vor einem Jahr hatte der Karl einen blühenden Zweig in Übermut und Sehnsucht für sie abgerissen. Vor einem Jahr . . . .

Seit einiger Zeit fürchtete sie die Einsamkeit. Da war ihr recht, wenn der Mann daheim war, wenn er auch mürrisch im Haus polterte. Bei den vielen Geschäften gab es leicht eine Verdrießlichkeit. Darüber wollte sie nicht rechten. Jetzt aber war der Karl verreist und es war ihr recht.

Um der Einsamkeit zu entfliehen, war sie einmal nach Brunau zur Gertrud gegangen. Diese hatte versprochen, sie bald zu besuchen.

Wenn sie nur heute käme, dachte Theres. Heut ist doch so ein verlorener Tag. Freilich, eigentlich hatte sie ins Elternhaus nach Haslau gehen wollen.

Das Tor, das vom Haus in den Garten hereinführte, knarrte. Sie schaute durch die niederen Zweige des Apfelbaumes. Wäre es etwa doch die Gertrud? Nein, die könnte noch nicht da sein. Es war erst ein Uhr.

Digitized by Google

O Gott, dachte sie enttäuscht und ärgerlich, als sie einen sammelnden Barmherzigen Bruder sah.

Hastig suchte sie in der Geldtasche nach einer Kleinigkeit.

„Wo geht man denn zur alten Frau?" fragte er.

Aha, die wissen gut Bescheid. Dort drüben im Hinterhaus, im oberen Stübl. Dort wohne die Frau Schwiegermutter.

Der Bruder blieb noch einen Augenblick stehen, als ob er etwas erklären wollte.

„Ich bin so von der Gegend," sagte er, „die Frau Mutter hat mich als kleinen Buben gekannt. Ich bin vom Gerrergut . . . ."

„Schon recht," sagte Therese trocken, „aber die Mutter sieht nimmer gut und hören tut sie auch schlecht. Sagt halt das Sprüchel recht laut her."

Sie kehrte zu ihrer Arbeit zurück. Da laufen diese Leut' das ganze Land aus und ein und tragen einen Haufen Geld davon. Natürlich, die Alte, die meint Wunder und was, wenn so ein Heiliger kommt, da greift sie schon in den Beutel.

Da knarrte das Tor wieder, aber diesmal waren es zwei Personen, die den Gartenweg daherkamen.

Also doch, die Gertrud und ihr Bruder. Jetzt kam auch der Barmherzige herab und grüßte, bevor er hinausschritt.

Franz lächelte: „Hat die Frau Therese etwa gebeichtet?"

Und sie sagte darauf: „Ich hab keine Sünden, die ich bereu."

Nach einer Weile rief jemand aus dem Hinterhaus herunter.

„Gleich, gleich," meinte Therese zu den anderen, „die Schwiegermutter ruft."

Sie legte ihre Arbeit zusammen und eilte in das Haus hinüber.

Die Geschwister blickten sich zufällig an.

„Sie ist anders geworden," sagte Gertrud.

Inzwischen war Therese eine knarrende Holztreppe emporgestiegen und in eine kleine Stube eingetreten. Weiße Gardinen wehten leicht im Zug. In einem Lehnstuhl hart am Fenster saß eine alte Frau mit scharfen Gesichtszügen.

„Ich hör' von der Magd, daß die Gertrud bei dir ist."

Theres bejahte fragend.

„Wenn du mir das Mädel heraufschicken würdest . . . ." Es war ein boshaftes Lächeln, als sie sagte:

„Und dann dank ich dir, daß du mir den Barmherzigen Bruder heraufgeschickt hast."

„Die Frau Mutter hat doch gute Ohren," sagte Theres spitz.

„Ein wenig hört man halt noch. Und Zeitlang ist einem auch. Ein alter Mensch lebt nicht vom Essen allein."

Der Jungen schoß die Röte ins Gesicht. Jedes Wort der alten Frau hatte einen besonderen Ton.

„Brauchst nicht fürchten, daß ich dir in die Wirtschaft hinunterkomme, ich geh nimmer fort aus der Stube. Aber meine Sache will ich, wie es ausgemacht ist . . . ."

Und sie begann eine weitläufige Klage über das Essen und das Benehmen der Magd, die es ihr zu bringen pflegte.

Die junge Frau kam in den Garten zurück.

„Denk dir," meinte sie gezwungen, „die Frau Schwiegermutter kapriziert sich auf dich."

Gertrud hatte sich als Kind immer ein wenig vor der Alten gefürchtet. Diese war früher oft zur seligen Mutter, einer entfernten Verwandten, gekommen, aber der Vater hatte sie nicht leiden mögen. Es hatte manche Verdrießlichkeiten gegeben.

„Ja also, dann gehe ich," sagte sie unschlüssig, blieb aber wartend stehen. Es wäre ihr lieber gewesen, wenn die Theres mitgekommen wäre. Aber diese machte keine Miene, sie zu begleiten. Da ging sie endlich allein.

Digitized by Google

Franz Reinhart war aufgestanden und ließ den vollen Apfelblütenzweig sich neigen und hochschnellen. Blüten stäubten hernieder.

Von oben her, von den geöffneten Fenstern der alten Frau kam hie und da irgendein Wort. Man konnte deutlich die volle Stimme der Gertrud und die greisenhafte der Alten unterscheiden.

Die Sonne hatte bisher immer gleichmäßig vom wolkenlosen Himmel gestrahlt. Die lichte blaue Welt fing sich so wunderbar hier ein zwischen den Mauern der Nachbarhäuser und den Wölbungen der Kastanienkronen dahinter. Unter den Zweigen des Apfelbaumes stand er, inmitten zwischen Duft, Weiße und Schimmern, die Arme ausgespannt auf die Zweige gestützt, und schaute in das Blaue hinauf. Es war, als ob das Leuchten jetzt stärker, als ob der Himmel bläuer wäre als vorher und die Luft durchsichtiger bis in die fernste Unendlichkeit.

Nach einer Weile nahm die Theres die Arbeit wieder auf und begann im Stoff emsig weiter zu sticheln. Dabei horchte sie aufmerksam auf das Gespräch, das droben geführt wurde.

Dann lächelte sie leicht vor sich hin für den, der unter dem Obstbaum stand und in den Himmel guckte.

Die alte Steibl wollte Gertrud gar nicht fortlassen. Als diese schon auf der Schwelle stand, meinte sie:

„Ist es wahr, was die Leute sagen, daß einer von den Orgelmacherbuben dich heiraten will?"

Das Herz pochte, es schlug hart, und es wurde für einen Moment schwarz vor den Augen.

„Mein Gott, was sagen oft die Leut."

Die alte Frau schwieg, aber sie lächelte eigen. Dann seufzte sie und dann sagte sie kurz und rauh:

„Nun geh und komm halt einmal wieder."

Sie schaute noch lang auf die Türe, auch als sie sich längst geschlossen hatte. Die strengen Züge wurden schärfer. Der Sippschaft vom Straubingerhaus, wo die her war, die da unten . . . . . der Sippschaft gönnte sie die Gertrud nicht . . . . . nicht im Guten und nicht im Schlechten.

Kaum als Gertrud wieder im Garten war, rief die Kellnerin nach der Frau. Theres ging ihr entgegen und kehrte wieder.

„Der Johannes ist gekommen. Aber er will nicht zu uns heraus. So muß ich doch hinaufgehen. Gleich bin ich wieder da."

Die Geschwister warteten eine Weile. Die Gedanken der Gertrud kehrten zu der alten Frau zurück. War die Theres nicht auch so hart und kalt . . . . so hart und kalt . . . . wie . . . . ach, diese Menschen . . . . und der Haß, den auch alte Leute noch fühlen können . . . .

„Franz," sagte sie, „gehen wir bald. Der Vater ist so allein."

„Ja," antwortete er, aber er wußte, daß er heute Nacht wieder käme.

„Schau, Johannes," meinte die Therese, „warum magst du denn gar nicht zu uns hinauskommen?"

Er schüttelte den Kopf.

„Du kennst sie doch, die Gertrud."

„Ja, ja," sagte er zerstreut.

„Also komm . . . ."

„Nein, ich bin ja nur vom Heimweg rasch zu dir herüber. In Marienkirchen bauen wir die neue Orgel auf . . . . es ist auch spät."

Sie zuckte mit der Achsel. „So sag was Schönes zu Haus."

Er wurde ernst. „Warum kommst du denn gar nimmer? Die Alten kränken sich."

„Ach," tat sie unwillig, „da ist doch keine Absicht dabei. Wenn man zu tun hat . . . ."

Digitized by Google

„Geh, komm . . . .“ bat sie nochmals.

Da folgte er ihr.

Als dann alle Abschied nahmen, sagte Johannes leise zu Gertrud:

„Warum sind Sie damals nicht gekommen? Ich hatte Sie erwartet.“

Durstig nahm er die ernste Linie des geliebten Profils in sich, das in seinem herben Ausdruck so gar nicht der Weichheit des vollen Antlitzes entsprach.

Sie schien die Bedeutung der Frage nicht zu fassen. Nur einen Augenblick, um gleich wieder zu entschwinden, drang eine dunkle Erkenntnis in ihr hart gespanntes Denken. Wo ist sein Bruder August? Der Mundwinkel des Profils wurde scharf. Er sah, daß sie litt.

„Ich komme wieder,“ sagte er. Sie blickte ihn freundlich an, aber ihre Gedanken waren weit fort.

Dann gingen sie alle auseinander.

Johannes war auf eiligem Heimweg. Sein Auge nahm nichts von der Landschaft auf. Aus den Gedanken drängte einer hervor, aber es war kein festgefügter Gedanke mehr. Über seine Lippen wollte ein Satz gehen, den er zu Hilfe gerufen hatte und dem keine Kraft entströmte wie ehedem und der von anderem Begehren überwuchert wurde. . . . . Du aber hast uns geschaffen für Dich und unruhig ist unser Herz, solange es nicht ruht in Dir . . . . unruhig . . . .

Wenn es nur eine Unruh wäre, eine stille, seelische Not, die vergeht wie das Wölkchen dort . . . . und nicht mehr . . . . oder eine plötzliche Unruh des Blutes und nicht mehr, die vergeht . . . . Herz, unruhiges Herz . . . . bis es ruht in dir, dann wäre die Ruhe da . . . . alle Ruh . . . . in dir . . . . in dir allein . . . . .

* * *

Am späten Abend kamen Franz und Gertrud heim. In der Nacht stahl er sich aus dem Haus und lief im Mondschein über die Höhen nach Hehenberg zurück. Die letzten Gäste verließen eben das Gasthaus, als er anlangte.

Unbemerkt schlich er sich am Fenster der Küche vorbei, in der Therese still und untätig saß, und öffnete leise das rückwärtige Tor. Er tastete sich durch die Gesträuche zur Bank.

Bald hörte er, daß die vordere Haustüre versperrt wurde. Dann erlosch das Licht in der Küche. Im oberen Stockwerk ging jemand mit einer Kerze. Merkwürdig wich der matte Schein an den Fenstern vorbei, bis er verschwand.

Nach einer Weile erhob er sich und tastete sich, leise und vorsichtig auf dem Kies auftretend, zur Türe. Dann stand er im Gang. Dann hielt er auf der Stiege an. Dann schlich er weiter hinauf in das erste Stockwerk.

Nur ein Verlangen trieb ihn: sie zu sehen, ihr zu sagen, daß es so nicht länger ginge und daß sie ihm gehören müsse . . . . .

Da war die Türe ihres Zimmers. Er hielt still und lauschte. Drinnen ging ein Schritt. Auch sah er Licht durch das Schlüsselloch und durch eine Ritze dringen.

Der Herzschlag wollte nicht gehorchen. Nun aber doch . . . . nun mußte es sein . . . Eben legte er die Hand auf die Klinke, schon gab die Schnalle nach . . . .

Eine Männerstimme sagte etwas . . . . dann wieder . . . . Ihr leises sinnliches Lachen girrte vorbei. Der Laden, auf dem er stand, knisterte. Er tastete nach einem festen Halt.

Er holte tief Atem . . . . und wieder und hielt den Atem an und drückte die Hand auf die Brust.

Da sagte die fremde Männerstimme ganz nahe der Türe etwas . . . . ein gemeines Wortspiel . . . . und dann wurde ganz klar von Angelegenheiten gesprochen, die verheimlicht werden müssen.

Digitized by Google

Lange stand Franz mit zusammengebissenen Zähnen .... und horchte .... und horchte .... lange, lange ....

Dann fand er sich auf einmal wieder im Garten. Dort blieb er, bis ihn fror. Ihm war, als müßte er auf den warten ....

Und dann war auch dies ihm gleichgültig. Und wenn jetzt ihr Liebhaber daherkäme .... im Dunkel .... müßte er nicht lachen, hellauf .... und ihn begrüßen .... so wie man einen guten Bekannten begrüßt, ihm auf die Schulter klopft und sagt .... ja, was nur .... so ein kleines Scherzwort, einen lockeren Witz ....

Da drängte er sich durch das Dickicht an den Zaun, riß mit ungeheurer Gewalt zwei Latten heraus und war auch schon in der kleinen Gasse hinter den Häusern.

Dann ging er langsam heim. Es war ein endloser Weg in der Dunkelheit. Aber nun dachte er nichts und fühlte nichts.

Im Osten begann schon ein leichtes Dämmern. Über den Buchberg her kam ein kühler Wind. Mitunter regte sich ein Vogel.

Es war schon fast hell, als er vor dem Hause stand. In der Stube des Vaters brannte Licht.

Er wollte die Stiege leise hinaufsteigen. Auf einmal trat Gertrud aus der Türe, blieb aber im Rahmen stehen, als ob sie etwas sprechen wollte, aber nicht könnte .... gebannt .... Sie schien gewartet zu haben, denn sie war vollständig bekleidet. Auch war ihm, als ob ihr Gesicht sich ganz verändert hätte, es war wie von Schmerz erstarrt, unheimlich und streng.

Er hielt entsetzt still und sagte nichts und wußte es im Augenblick und schaute sie doch fragend immer an.

„Der Vater stirbt," sagte sie tonlos, „komm!" Sie trat wieder in das Zimmer zurück.

Der Vater schien zu schlummern. Aber er war furchtbar entstellt.

Am Nachmittag, berichtete die Schwester, hatte er eine erregte Auseinandersetzung mit dem Pfarrer gehabt, von der er erst abends erzählt hatte. Als er dann an der Eingabe, die ihn vor der Behörde rechtfertigen sollte, schrieb, ist er plötzlich vom Sessel herabgesunken. Nun warte sie seit Stunden auf den Arzt.

Es war so grausam, als das Licht stärker und stärker wurde und dann der helle Tag da war. Franz saß neben dem Bett, streichelte mitunter die kühle Hand des Vaters und schaute unablässig in sein Antlitz. Dieses war ruhig, nur um die Mundwinkel zuckte es manchmal.

Nach einiger Zeit wurde der Atem stärker, geräuschvoller. Und dann wurden die Atemzüge langsam und schauerlich.

Die Geschwister blickten sich an. Wenn nur der Arzt käme. Hoffnung hatten sie keine mehr. Der Tod zeichnete zu scharf, um verkannt zu werden.

Es klopfte draußen. Franz eilte hinaus.

Aber statt des erwarteten Doktors stand ein Barmherziger Bruder vor ihm und bat um ein Almosen.

Der Student wollte schon ohne ein Wort zu sprechen die Türe zuschlagen. Ach, war das nicht der, den er damals in Hehenberg .... im Garten gesehen hatte ....

„Hier gibt es nichts zu holen. Ein Sterbender ist im Haus."

„Ein Sterbender?" fragte der andere hastig und hielt die Türe, die fast zufiel. „Kann ich helfen? Soll ich den Priester holen?"

Der Student schüttelte den Kopf. Das auch noch, dachte er. Nein, das wollte er dem Vater nicht antun. Wer so friedlich sterben kann, braucht keinen Priester ....

„Aber nicht wahr, Sie lassen ihn doch versehen ....", drängte der Bruder ängstlich, „nicht wahr, bevor es zu spät ist ....."

Das Schloß schnappte ein. Gertrud war nachgegangen, weil Franz so lang verweilte. Sie hatte das letzte Wort gehört.

Digitized by Google

Jäh erschrak sie. Bisher war ihr der Gedanke gar nicht gekommen. Sollte der Vater ohne Priester sterben? Der Vater, der nicht glaubt .... aber Gott, wie ist es möglich. Wie ist dies möglich .... ohne ein Wunder ....

Nach einer Stunde kam der Arzt. Er untersuchte den Kranken, verschrieb etwas, nickte bedeutungsvoll und sagte einige tröstende Worte. Es waren fast immer dieselben bei solchen Anlässen, seit Jahren fast immer die gleichen Worte.

Dann waren sie wieder allein.

Die Uhr ging laut, es war, als ob sie immer lauter werden würde, aber manchmal hörte man sie wieder nicht. Am Schreibtisch lagen noch die Papiere, an denen der Schulmeister geschrieben hatte.

Furchtbar wurde die Zeit. Einmal schlug der Alte die Augen auf, es war ein hilfloses Schauen, vielleicht nur mehr ein Schimmer von der Welt. Aber er hatte sie erkannt. Sie fühlten es, der Blick wurde belebter. Ein friedliches Lächeln ging über seine Züge, ein rührender Ausdruck von plötzlicher Zufriedenheit.

Der Pfarrer schickte die Magd mit der Botschaft, er sei bereit, zu kommen .... jederzeit .... oder der Kooperator .... wie man es wünsche.

Gertrud rührte sich nicht, als der Bruder draußen am Gang Bescheid gab. Mein Gott, wie wäre es möglich .... Sie rang die Hände und kniete vor dem Bett und starrte hinaus und dann wieder auf den Kranken.

Franz kam herein. Seine Miene war hart entschlossen. Sie brauchte ihn nicht zu fragen, was er dem Pfarrer hatte sagen lassen.

Das friedliche und zufriedene Lächeln wich nicht mehr vom Antlitz des Vaters. Nur wuchs immer mehr ein unbestimmter feierlicher Ausdruck, so wie das Gesicht immer blässer, immer unirdischer wurde.

Die Glocken hallten herein. Mittagszeit war es. Sie fühlten, daß der Vater sie verlassen wollte. Die Hand ging kraftlos einmal hin und her. Der Mund öffnete sich mehr. Der Atem wurde wieder stark, stoßweise, die Brust erschütternd, keuchend, sie standen ganz nahe, über ihn gebeugt und dann war es auf einmal still, ganz still im Zimmer.

VII.

Auf seiner Fahrt durch die große Ebene sah August Straubinger das Korn fast gelb und den Weizen grün und schwer stehen. Feld, Wald, Au, Dörfer, Türme, schimmernde ferne Bauernhäuser. Unablässig liefen die Telegraphendrähte hinauf und hinunter. Der Bahn entlang, aber weiter im Land drinnen, pflanzten sich die Pappeln der Reichsstraße fort. Er schaute und schaute immerfort hin. Das Buch, in dem er gelesen, hatte er längst weggelegt. Schließlich lief diese Pappelreihe, wenn es auch erst nach vielen Stunden war, einmal hinter Hehenberg am Buchberg entlang gegen Haslau hinüber.

Ein merkwürdig frohes und zugleich banges Gefühl, der Heimat entgegenzufahren.

Im Gebirge stand ein Wetter. Ungeheure Wolken trieben vom Westen her. Als August in Hehenberg die Bahn verließ, war der Boden noch naß von gewaltigen Güssen, aber die Abendsonne spiegelte doch schon wieder in den Rinnen und Pfützen. Der Wald war frisch. Sein Sinnen war zufrieden. Das Leben trieb so, wie er wollte.

Der Abend war kühl geworden. Der Himmel glänzte wie ein polierter Schild. Man ahnte nicht mehr, daß vor wenig Stunden ein Gewitter niedergegangen war.

Digitized by Google

Bevor der Wald zu Ende ging, kam ihm der Vater entgegen. Die Mutter erwartete ihn daheim.

Nach dem Nachtmahl, als die anderen noch um den Tisch saßen und plauderten, stand Johannes auf und tat, als ob er noch etwas zu schaffen hätte. Dann aber verließ er die Werkstatt und setzte sich draußen auf die Hausbank.

Hinter dem Buchberg ging der Mond auf. Die kleinen Wolken leuchteten perlmutterglänzend vor ihm her. Dann kam er über den Wald heraus, Tannenspitzen in der goldenen Scheibe. Das Licht wurde immer weißer, immer farbloser. Im Westen war noch ein rötlicher Hauch vom Abend geblieben.

Unten gegen Brunau zu war Nebeldampf in den Wiesen und Nebelfetzen hingen an den Wäldern.

Einmal trug der Wind einen Pfiff und entferntes Rollen von Hehenberg herüber. Sonst hörte man selten den Zug.

Da unten war morgen früh ein Begräbnis. Sie würde in Trauergewändern sein. Nun stand sie allein . . . . .

Hinter ihm waren die Fenster offen, er hörte, was Vater und Mutter und der Bruder redeten.

Obwohl Bruchteile des Gespräches aus dem Fenster drangen, wurde sein Sinn nicht abgeirrt und versank allmählich in der Mondnacht, die immer bewußter sich enthüllte. Je mehr der Mond sich emporhob, wurde das Land immer heller, nur Wälder, Hügel und Bäume dunkelten stärker. Die Umrisse wurden mächtiger. Ein goldener Stern stand groß in der Nähe des Mondes. Der große Wald im Tal draußen war wie eine dunkle Insel im lichten Wasser.

„Einmal muß man sein eigener Herr werden . . . . man will ein Heim . . . . will Weib und Kind . . . . Stellung im Leben und Selbständigkeit . . . .“

Die Stimme des Bruders war erregt geworden, so wie immer, wenn er Einwände fühlte.

„So früh schon . . . ,“ sagte der Vater.

Das Gespräch ging in einer Weile weiter, nur leiser und eindringlicher.

Der Mond war auch über das Hausdach hinausgekommen. Nun waren sogar die Schatten der Blätter am Steinboden sichtbar.

In der Stube war es dunkel geworden.

Die Haustüre knarrte. Auf einmal stand der Bruder neben ihm.

„Gehst du hinüber?“ fragte Johannes mit gepreßter Stimme und schaute geradeaus.

„Nein,“ antwortete August zögernd, „ich muß morgen fort. Ich habe ja nichts gewußt. Und ohne schwarzen Anzug geht man nicht.“

Ein leichtes Rauschen kam daher und pflanzte sich von Baum zu Baum. Dann war es vorbei und dann kam wieder ein Windstoß.

Drüben auf den hellbeschienenen Feldern hoben sich die Raine und Wege scharf ab. So war es auch bis dorthin, wo das Tal rasch abwärts fiel.

Johannes vermochte den Blick nicht mehr vom Nebelmeer fortzuwenden. Es war kein Wogen und kein Wallen, ein tiefes ruhiges Gewässer war es und im Grunde schlug dort wohl ein bedrücktes Menschenherz.

„Ich gehe,“ sagte er langsam, wie drohend.

August griff in die Tasche und drehte umständlich eine Zigarette. Er zündete sie aber nicht an.

Johannes erhob sich.

„Damit du es weißt, ich bin verlobt,“ sagte August rasch. „Im Herbst bekomme ich eine Professur.“

Die Brüder sahen sich in die Augen. Beider Blicke waren starr und hart. Die Dunkelheit milderte es.

Digitized by Google

„Ich wünsche dir alles Glück.“ Johannes hielt die Hand auf der kalten Klinke und ließ August vorbeitreten.

„Soll ich verschweigen, daß du hier bist?“

„Wie du willst,“ murmelte der Bruder. Johannes fühlte seinen Atem schwer werden, er rang nach Luft .... Was entschied sich in diesem Augenblick .... die Stunde zwang und trieb .... Mit zitternder Hand drehte er den Schlüssel um und hastete dem Bruder im finstern Gang nach.

„Hast du nie .... Unrecht getan?“

„Wollen?“ lachte August auf, hart und höhnisch im plötzlichen Begreifen, grausam im heißen Begehren, weh zu tun.

„Ich hab mich nicht bemüht.“

„Geh,“ schrie Johannes, „geh .... fort von mir.“

So trennten sie sich.

* * *

Bald nach dem Begräbnis zog Gertrud zur alten Frau Steibl nach Hehenberg, denn die Wohnung im Schulhaus hätte ohnedies bald geräumt werden müssen. Die Einladung war so dringend gewesen, daß Gertrud anzunehmen nicht zögerte. Sogar Therese forderte sie auf, doch sicher zu kommen. Sie hatte sich mit der Schwiegermutter zerstritten, was aber für die Dauer unangenehm und für die Zukunft vielleicht nachteilig war. Durch Gertrud hoffte sie eine Versöhnung herbeizuführen.

Der geringe Nachlaß reichte gerade hin, daß Franz sein Studium beenden und auf eine Stelle warten könnte. Gertrud plante daher, eine Anstellung in einem Handelshaus zu suchen und hoffte, sich in rascher Zeit die noch fehlenden Kenntnisse durch eifriges Lernen anzueignen. In Hehenberg hatte sie Gelegenheit, im Baubüro des Steibl zu praktizieren.

Franz blieb allein für kurze Zeit in Haslau, um sich auf die letzte Prüfung vorzubereiten.

* * *

Die ersten Tage des neuen Aufenthaltes waren schon verflossen. Gertrud hatte ihre Arbeit mit Eifer begonnen.

In dieser Zeit kam Johannes wie zufällig mehrmals zur Schwester herüber, da er in der Marktpfarrkirche die Orgel durchzusehen hatte, eine Arbeit, die schon längst hätte geschehen sollen.

In seinem Innern war ein unwandelbarer Vorsatz, der hemmungslos von seinem Willen Besitz ergriff. Er blieb öfters in Hehenberg und verbrachte mitunter die Abende bei Therese. Die alte Frau Steibl verlor ihre Abneigung gegen Johannes, die sie gegen alle anderen Mitglieder der Straubingerschen Familie unerschütterlich hegte. Sie merkte bald, daß Johannes um Gertrud warb und schließlich wurde sie bei dem Gedanken zufrieden, daß sich für Gertrud, ihre Verwandte, die Aussicht auf eine gute Versorgung biete. Gertrud wich zwar allen Anspielungen aus. Aber wenn Therese es sichtlich so einrichtete, daß Johannes mit Gertrud allein sein konnte, ging sie auf diese Gelegenheit ruhig und ohne Umschweife ein.

Die Arbeit an der Orgel war beendet. Im Gefühl, die Geliebte Anteil an seiner Freude nehmen zu lassen, bat Johannes, Gertrud möchte einmal wieder seinem Spiel zuhören.

Sie traten in die Kirche ein, er reichte ihr das Weihwasser. Es war so feierlich still. Sie stiegen die Treppe zum Chor hinauf. Hinter ihnen huschte der Mesnerbub mit nackten Füßen nach und sprang eilfertig auf den Blasbalg. Durch das offene runde Fenster am Chor sahen sie in das freie Land hinweg, wo schon das Korn geschnitten

Digitized by Google

lag. Die Sonne und die Erntezeit und die bunten Glasfenster mit ihren Heiligen .... dem Johannes wurde so gut zumut.

Schwalben schwirrten beim Fenster herein und flatterten aufgeregt über dem Hochaltar.

Mit unabwendbarer Sicherheit wußte sie, daß es sich entscheiden müßte .... Es war alles so ruhig und klar vor ihr. Es wäre gut so, so gut, ein stiller, ruhiger Hafen, keine törichten Mädchenträume, nein .... ein fester treuer Grund.

Einen Augenblick war es wie ein schlechtes Gewissen, daß sie etwas zu verbergen hätte.

„Was soll ich spielen?" fragte er.

Er sah ihr unentschiedenes Lächeln im schmal gewordenen Gesicht.

Eine Blutwelle kam in sein Antlitz. Er ließ die Hände von der Tastatur sinken. Gebeugt und ohne sich nach ihr umzuwenden, geradeaus blickend, fragte er, ob sie sein Weib werden wolle. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter. Es war eine stille Antwort.

Ergriffen lehnte er sich zurück und sagte mit bebender Stimme: „Was in der Kirche geschieht, das kann nichts Schlechtes sein, da gibt der Herrgott seinen Segen dazu."

„Ja," sagte sie.

Auf den Buben dahinten hatten sie vergessen.

Als Johannes mit Gertrud zurückkehrte, war Franz gekommen. Alle ahnten an den feierlichen Mienen der beiden, daß etwas Wichtiges und Entscheidendes erfolgt sein müsse. Aber die beiden wurden nicht gefragt.

Gegen Abend traf es sich, daß Franz in das Gastzimmer kam und Theres allein vorfand, die am Tisch Geschirr und Wäsche ordnete.

„Nun reise ich fort," sagte er nach einer Weile, nachdem er ihr stumm zugeschaut hatte, und plötzlich stieg alles Verlangen in ihm auf, das in der letzten Zeit nicht gewesen war. Nur war es jetzt anders, er verlangte nach ihr in Verzweiflung, aber er wußte, er hatte sie nimmer herzlich lieb wie einmal.

Sie neigte sich vor, da sie ihm gegenüber saß, und ließ Glas um Glas im schrägen Licht prüfend funkeln. Auf einmal lachte sie: „Soll ich etwa trauern? Sie waren ja sonst auch nicht herüben."

„Hätte ich denn sollen?" fragte er heiß. Sie schob die Oberlippe leicht vor. Er griff derb hinüber nach ihrer Hand. Sie aber wollte ihm die Hand spielend entziehen.

„Theres," sagte er, „Theres .... du ...." beugte sich ganz vor und küßte sie.

Sie fuhr zurück, wollte ihn fortdrängen und dann starrte sie in plötzlicher Traurigkeit düster zu Boden.

„Du hättest früher kommen müssen ...."

Da sagte er bedeutsam:

„Ich bin gekommen, aber damals war es schon für mich zu spät."

Sie starrte ihn an.

„.... ich war vor deiner Türe .... in der Nacht .... in einer Nacht .... wenn du es schon wissen willst .... aber damals war ein anderer da ...." Und kaum hatte er dies gesprochen, war ihm, als ob er gar nicht mehr so empört sei, als ob er sich zwingen müsse .... als ob er auch dies nun in Kauf nehmen würde .... Er fühlte sich reden .... mit großer Geste der Empörung .... und erkannte die Unaufrichtigkeit seiner Worte. Trotzig, verbittert, stockend sagte sie:

„So, nun weißt du es .... gut. Es ist so, da läßt sich nimmer was ändern. Es war einmal eine Zeit, da habe ich wieder besser werden wollen, da hätte ich gern jemanden gehabt, der mich herausreißt aus der Wirrnis .... wenn du damals gekommen wärst .... Ja .... warum schaust du so entsetzt? Ihr Männer ....

Digitized by Google

alle miteinander .... da kommt ihr daher und wollt uns und wenn es nicht gleich geht .... Was lachst du denn? Was ist denn Großes dahinter? Dein Schönreden von Liebe und dein feines Getu. Du bist auch nicht anders .... das, nur das .... und sonst nichts und wieder nur das .... einer wie der andere .... ach, geh ....“ Er aber ging nicht und sie ließ ihn nimmer fort.

* * *

Gertrud war auf Besuch in das weiße Haus am Buchberg gekommen.

Die Werkstatt war in helles Licht getaucht, als sie durch das Fenster schaute. Johannes stand an der Hobelbank und alles war voll Späne. Die Späne schienen wie Gold, und in der Stube klang eine helle Arbeitsfreudigkeit mit jedem Hobelzug.

Sie klopfte an das Fenster, er schaute überrascht auf, seine Augen leuchteten.

Dann, in der Werkstatt, sagte sie in lächelnder Befangenheit:

„Weißt du, was ich gedacht habe, vorhin, als ich dir zusah?“

Er lächelte.

„So muß es in der Werkstatt des heiligen Joseph ausgesehen haben, so gut, so rein, so froh.“

Und auf einmal schaute auch er hinein in das selige Gold und sah ein blondlockiges stilles Kind inmitten der Späne mit Holzstücklein andächtig spielen. War es das Jesukind? Es hatte keinen Heiligenschein, es war so irdisch rotbackig und frisch und eine junge Frau stand hinter ihm, beugte sich darüber und das Kind jauchzte. Die junge Frau hatte ein stilles liebes Lächeln und eine reine hohe Stirn und darüber braune Flechten und in ihrem Blick schloß sie Kind und ihn und die ganze Stube hingebend ein.

„Ich seh euch,“ sagte er leise, aber heiß, und breitete um sie, in deren Wangen das Blut schoß, seine Arme. In ihr Ohr flüsterte er Tolles und Süßes und Unsinniges und Heißes. Es war ihre Zukunft, seine Träume und die unbändige Sehnsucht. Der Lebensstrom schwoll brausend an und trug sie vorwärts auf drängenden Wogen.

„Warum, warum nur machst du mich so glücklich?“

„Gertrud,“ bat er, „du wirst den Eltern eine gute Tochter sein.“

„Ja,“ sagte sie, „wenn ich es nur kann.“

„Ach .... du ....“

„Wenn ich es nur kann, wenn ich nur alles kann, was du willst. Du siehst soviel Gutes in mir .... daß ich Angst habe. Alles, wonach du verlangst, glaubst du in mir zu finden. Wenn ich nur kann.“

„Ich kenne dich,“ sagte er mit bestimmtem Ton. „Du bist das Beste, Edelste, mein bestes Weib.“

„Erinnere dich,“ setzte sie plötzlich bedrückt hinzu, „was ich einmal gesagt habe .... deine Auffassung der Religion .... Johannes, ich kann nicht so fromm sein wie du willst.“

Er faßte ihre Arme:

„Laß es jetzt. Alles wird gut werden.“

Als Gertrud fortgegangen war, und Johannes mit der Mutter noch auf der Schwelle stand, sagte diese:

„Der Vater will dir nach der Hochzeit das Geschäft ganz übergeben.“

Johannes wehrte ab. Aber sie erstaunte: „Hast du es denn nicht gewußt?“

„Ich wollte nicht fragen.“

„Und dann, meine ich ....“ die Mutter hielt wieder inne und seufzte. Johannes blickte sie forschend an. „Dann werden wir euch nicht mehr stören.“ Der Sohn machte eine unwillige Bewegung. „Ja, ja, es ist so, es tut nicht gut,“ setzte sie eigensinnig gekränkt fort, „wir ziehen uns nach Haslau hinüber, der Vater und

Digitized by Google

ich haben es schon besprochen." Sie fuhr sich mit dem Handrücken verstohlen über die Augen. „Wird der Thomas euch trauen?"

„Ich weiß es nicht. Es wird schon so sein."

„Warum bittest du ihn nicht?" fragte sie fast heftig. „Du willst den Thomas nicht, nicht wahr?"

Johannes zuckte mit der Achsel. In einer Woche wird ja die Primiz des Bruders sein. Er schaute zerstreut in der Richtung nach dem Hehenberger Wald hinüber, den Gertrud jetzt längst durchwandert haben mochte.

VIII.

er Ehrentag des Thomas Straubinger war rasch herangekommen. Mit Fahnen und einer Pforte aus Tannenreis war die verwitterte Haslauer Kirchenmauer geschmückt. Der Efeu glänzte wie nie. Der ganze Ort war festlich gedrängt und erregt. Der ehrgeizige Wirt übersah befriedigt noch einmal die lange Ehrentafel.

Schon stand der Primiziant in der Sakristei und wiederholte immerfort in sich die Bitte: Herr, laß mich würdig feiern, würdig . . . . .

So trocken und beklommen war ihm noch nie zumute gewesen. Das Leben schaute mit einemmal schwer wuchtend und Gott war so groß und so drohend, das Herz aber so unheilig und schwach.

Er hatte oft seine kalte Natur gepriesen. Alle Zweifel waren vordem vergangen. Nun aber war es, als ob er allein vor Gott stünde und als ob das Wort Ewigkeit hallen würde, durch leere Jahrtausende hindurch, zurück und vorwärts ohne Ende, bis herein in das gewölbte spitzbögige kleine Gemach.

Da trat der wuchtige, gefürchtete, willensstarke Pfarrer Böck ein. Er schaute den Primizianten an und legte im wunderbaren Scharfsinn seine schwere Hand auf die zagende Schulter und sagte rauh, als ob es ihm selbst nicht recht herauswollte . . . .

„Laß dich nicht beirren . . . . du . . . . Gott gibt oft in einem kurzen Augenblick, was er lang versagt hat."

Seine Hand wuchtete immer schwerer. Vor die Augen des Primizianten kam es wie ein nasser Schleier, in dem die Sakristeikästen und eine schwarze grobe Gestalt verschwammen. Auf einmal beleuchtete eine heilige Flamme einen dunklen Weg. Die Knie sanken auf das Betpult, die Hände bedeckten die Augen.

Gott gibt oft in einem kurzen Augenblick . . . . .

Im muffigen Kirchenschiff saßen alle Verwandten und Freunde und einheimisches und fremdes Volk und harrten des Augenblicks, in welchem die Klingel an der Sakristeitüre erschallen würde. Schon war die Türe geöffnet, der eine der Ministranten hatte die Hand an dem gestickten Zug und wartete geduldig einfältigen Angesichts.

Der alte Erasmus war heute nicht auf seinem verborgenen Kirchensitz an der Säule, sondern vorn im Chor und daneben die Mutter. Beide dachten eben an ein verflossenes Jahr, da eine Hochzeit gefeiert wurde. Die Mutter aber dachte noch an eine Zeit weiter zurück — woran Mütter denken —, daß sie den jungen Priester dort unter Schmerzen geboren, am Arm getragen und unter Sorgen und Kümmernissen wachsen gesehen hatte. Eine große Sorge ging fort und eine neue blieb. Ihre Blicke hefteten sich auf Theres. Warum waren diese Züge so kalt, so hart, die Mundwinkel so bitter. Sie war doch einmal auch ein kleines gutes Kind gewesen.

Johannes faltete schon die Hände. Seine Braut saß neben ihm. Wußte er noch in diesem Augenblick, daß er sich selbst einst nach dem Altar gesehnt hatte?

Digitized by Google

Die Predigt begann, die Festpredigt des Pfarrers Böck. Er stellte das Evangelium des Tages voran, das Evangelium des Ehrentages des heiligen Franz von Assisi: Ich preise Dich, Vater, daß Du dieses vor den Weisen und Klugen verborgen, den Kleinen aber geoffenbart hast.

Johannes begriff diese Worte, begriff sie in diesem herrischen und starken und unbeugsamen Böck und plötzlich auch in seinem Bruder. Schien ihm der kalte, klare Thomas einst fähig, dem heiligen Franz zu folgen? Nein. Und doch, heute war auch ein weicher Glanz in diesen sonst allzuklaren klugen Augen.

Wie ein Gottesrufer sah er aus, der Pfarrer Böck. Der heilige Eifer schien ihn zu verzehren. Die Menschen in der Kirche schauten gebannt auf ihn.

„Wo sind die Weisen und Klugen?" rief er auf der Kanzel. „Wo sind die Kleinen?"

„Schaut in die Kirchen am Morgen, Tag für Tag, da gehen sie zur Kommunion, zum ewigen Gefäß aller Wahrheit, die Alten, die Armen, die Weiblein und Männlein, bresthaft, lahm, und die Kinder auch. In den Kindern lebt der Glaube und in den Alten. Selig, wer ihn sich bewahrt, in künftigen Jahren" —, aber es war wie ein Seufzer —, „uns drückt der Staub der Welt noch hernieder. Selbstsucht und Stolz, o, wir können uns nicht beugen, wir reifen Männer und Frauen wollen nicht demütig sein. In die Kindheit können wir nicht mehr zurück, so sehnen wir uns in die ruhigen Tage des Alters. Hoffen wir auf die Zeit, die uns bearbeitet und zermürbt, wie die Mühle das Korn, die uns den Stolz und die Lust zu Geschäften dieser Welt kleinreibt, ganz klein. Wenn wir dies alles dahingeben, weil wir es verlieren —, weil es genommen wird, was wir nicht freiwillig verschenken —, wenn wir nichts mehr, gar nichts mehr haben von unserer irdischen Lust, und nur mehr die Sehnsucht lebt, dies Leben des Glaubens mit dem Leben der Ewigkeit zu vertauschen, erst dann sind wir nicht mehr die Klugen und Weisen dieser Welt. Wenn du, junger Priester, einmal nichts mehr verlangst als das Kreuz, dann beginnst du dein bestimmtes Leben. Darum lebe mit den Kleinen. Glaube einfältig und du wirst Ihn besitzen, Ihn, den die Engel im Himmel anbeten, wir aber einstweilen nur im Glauben besitzen, bis herannaht das Schauen ohne Hülle . . . . selige Klarheit . . . . der Tag, an dem der Schatten der Bilder sich neiget, Jesus, Glanz der ewigen Glorie, Trost der pilgernden Seele, Amen."

* * *

An diesem Abend gingen Johannes und Gertrud Hand in Hand auf der Höhe, die von Haslau gegen Hehenberg führt. Hinter ihnen war der Tag mit Festglockengeläute, Musik und Predigt und Gottesdienst, mit harmlosen freudigen Reden und Gelächter. Violette Wolken lagen über ihnen, welkes Laub rauschte mitunter zu ihren Füßen, die gelichteten Bäume auf den Höhen erwarteten die Nacht. Manchmal fiel eine Birne oder ein Apfel schwer auf den Boden.

Sie gingen Hand in Hand.

Die Dämmerung verstärkte sich und die Wolken wurden ein eintöniges Grau.

„Wir werden so glücklich sein," sagte Johannes.

Gertrud blickte ihn dankbar an. Sie war traurig und wußte nicht warum.

Er hielt sie zurück und küßte sie auf die Augen. Sie waren naß von heimlichen Tränen.

„Aber Gertrud!"

„Du willst zuviel von mir, du drückst mich darnieder," stieß sie hervor. „Ich kann nicht so fromm sein wie du, so glauben, so tief fühlen."

Er ließ ihre Hand.

„Du bist so gut, Johannes," sagte sie und umschlang ihn, „du bist so gut."

Er aber erschrak, daß seine Frommheit stolze Überhebung sein könnte und daß er sie quälte.

Digitized by Google

„Johannes," sagte sie leise und blieb stehen. „Manchmal kann ich nicht zur Beichte gehen. Du wolltest neulich, daß wir zusammen gingen. Ich konnte nicht, obwohl ich mich von unserem Herrgott die ganze Zeit nicht auf eine Weise entfernt habe, daß ich auf ihn vergessen hätte. Ich kann einfach nicht und gerade darin fühle ich die Hand Gottes, ich kann nicht vorher beichten gehen, bevor ich nicht aller Zweifel im harten Kampfe ledig bin. Ich kann nicht so wie andere Hilfe suchen. Ich muß mich zuerst schwer plagen."

Er fuhr sich über die Stirne und blickte geradeaus. Es war fast dunkel. Das weiße Haus war nicht mehr fern.

„Wenn ich nicht so täte, wenn mir Hilfe von außen käme, mir wäre es, als hätte ich sie mir nicht erarbeitet. Du lebst in Stille und Gleichmaß. Du hast deinen Gott so nahe. Ich muß mich kleinmachen vor ihm.

Oft habe ich nachgedacht, warum wir so verschieden denken und fühlen. Das Ziel ist ja dasselbe, aber die Wege sind verschieden. Bei dir ist alles so gerade, bei mir sind nur Steine und immer wieder Steine, die ich hinwegheben muß, um dorthin zu gelangen, wo du bist . . . ."

Er nahm wieder ihre Hand. Mein Gott, wie demütigst du mich. Ich Stolzer suchte zu führen, es war Hochmut und nun werde ich geführt. Aber er konnte dies nicht sagen und so blickten sie beide starr aneinander vorbei, geradeaus.

„Es gibt zwei Dinge," fuhr sie fort, „nicht grübeln, das Rechte tun wollen und immer wollen. Es gibt ein unklares Leben, das jedem Trieb mit Leidenschaft nachgeht und fragt und sucht und irrt und es erkennen muß aus dem Irrtum heraus und nur so die Wahrheit findet. Ich habe mich zum Glauben an Einfachheit gezwungen und bin für das zweite geschaffen. Ich ging jedem Zweifel gewollt überlegen aus dem Weg und hatte eine heimliche Sehnsucht danach. Jetzt aber weiß ich, daß dies ein unaufrichtiger Zwang war. Jetzt weiß ich, daß ich mich nicht verleugnen darf, daß ich diese Stimmungen nicht unterdrücken darf. Sieh, ich gehe in die Kirche, wie du, ich bete, ich beichte . . . . Es hat mir nicht genügt. Ich muß den Kampf durchkämpfen, mit Irrtum und Zweifel und Sünde. Sünde . . . . ich kann dir sagen, ich war oft irr, und dann wurde ich . . . . müde, ja müde. Ich war nicht mehr fähig, zu wollen . . . . ich bin nicht in die Kirche gegangen, habe nicht gebeichtet . . . . wie du es wolltest. Es war ja noch nicht meine Zeit. Fort und fort habe ich mich . . . . in meiner Müdigkeit noch unbewußt . . . . auseinandergesetzt und wenn ich gebetet habe, abends, ... mein Abendgebet war oft kurz, aber ich habe mehr gebetet als in den längsten Gebeten. Und wenn ich gefühlt habe, du meinst, ich vergesse auf Gott . . . . wenn ich gefühlt habe, daß du für mich betest, daß ich wieder zurückkomme . . . . so habe ich gewußt, daß es nur der andere Weg ist, der leidvolle . . . . und daß es so besser ist, weil ich so muß und daß ich so bleiben muß, wenn auch dem Anschein nach manchmal recht weit weg von der Kirche. Aber immer habe ich gebetet: hilf mir, mein Herrgott, hilf mir, hilf mir . . . . und nichts als das, nur das, und dann war es zu Ende und ich bin wieder mit mir allein gewesen.

Wie ich schon so müde war, so müde von alledem, daß ich fast nicht mehr gekonnt habe, hat mir der liebe Gott geholfen. Auf einmal habe ich es gefühlt . . . . dies alles war nicht schlecht . . . . kein böser Wille . . . . nein, Gott gab es und ich mußte es tun. Und man darf auch manchmal ausruhen, denn man steht dann nicht still, sondern es ist, als ob der Vater im Himmel mit einem rasten würde, damit man sich erholen kann . . . . und dann führt Er einen wieder weiter. . . . . Er leitet, Er gibt, Er nimmt, Er stellt diese Frage, diese Hindernisse. Er gibt uns ein Ziel hier auf Erden, mit Seinem Wissen und Willen ist es uns schwer, aber es steht nicht in der Macht des Menschen, ob er es erreichen wird. Er zeigt den Weg . . . . du mußt

Digitized by Google

vorwärts gehen, mußt dich um alle diese weltlichen Dinge drängen, dich daranstoßen, sie erzwingen . . . . Er gibt es dir an, dort mußt du hin, hier durch, dort vorbei . . . . Wenn du müde wirst, wenn dir der Gedanke kommt . . . . ach, ... diese Last . . . . ich will lieber einfach leben und einfach arbeiten und ohne Gedanken das Gute tun . . . . Nein, mancher darf es nicht, Gott führt und es muß dafür stehen, alle diese Qualgedanken und auch diese kleinen, nichtigen, harten und traurigen und lustigen Erdendinge, ganz und gar, ins Atom . . . . . du Gottes Kind, du tust es ja nicht für dich, ... sondern weil du Gottes Kind bist, sein Werkzeug. Einmal gehe ich ja ganz zu Ihm und Er wird dann mir sagen, ob es recht war."

Sie machte sich von ihm los und versuchte, ihm ins Antlitz zu schauen.

„Johannes . . . . bist du nun traurig? Kannst du mich verstehen? Ich konnte es dir nicht früher sagen. Und alle Worte sind nichts, vermögen nichts . . . . . man kann es nicht ausdrücken, das ist alles zu wenig . . . . ."

Woher kam es, daß auf einmal die ganze Welt so grau war, so verhängt? Daß in ihm eine ungeahnte Trostlosigkeit aufstieg? Daß er kein Wort hervorbrachte und daß dies gut war, denn leicht wären seine Worte hart und abweisend geworden.

War das Glück zu groß, der Blick zu tief gewesen? Oder war es die Stelle, an der die Wege am weitesten entfernt schienen, aber bald darauf, unbewußt, schon begannen, sich wieder zueinander zu neigen?

IX.

Fast schien es, als sollte zu Weihnachten kein Schnee sein. Aber am letzten Tag stürmte es, die Flocken trieben, und als der Wind aufhörte, war alles weiß.

Die Weihnachtsfreude der Gertrud war mit leiser Wehmut vermischt. Zuviel war in diesem Jahr geschehen.

Als Gertrud am Vorabend zeitlich früh ins Orgelbauerhaus kam, fand sie alle in Bestürzung. Der alte Erasmus war in der Werkstatt ausgeglitten und verunglückt. Im Sturz hatte er sich durch heißen Leim die Augen schwer verletzt.

Gertrud trat zum Ruhebett. Und aus dem Dunkel beim Ofen erhob sich jemand, an den sie die letzte Zeit her nicht gedacht hatte und sie fühlte, wie alles Blut aus den Wangen zum Herzen schoß. August stand vor ihr, reichte ihr die Hand mit seinem gewöhnlichen spöttischen Lächeln und begrüßte sie, als ob sie sich erst gestern gesehen hätten. Aber nur einen Augenblick dauerte es, dann war ihre Verwirrung geschwunden und ruhige Sicherheit eingekehrt.

„Gertrud," sagte der Alte, „jetzt sehe ich dich nimmer."

Sie beugte sich zu seiner Hand herab und unwillkürlich trieb es sie, diese alte abgearbeitete Hand zu küssen und zu streicheln. Sie zog einen Stuhl näher und setzte sich an seine Seite.

„Es wird schon wieder werden, Vater," sagte August mit unsicherer Stimme.

„Es wird nimmer," antwortete der Alte, „ich glaube nicht, daß es noch wird."

„Der Doktor . . . ."

„Der Doktor . . . . ich kenne mich schon aus, mein Sohn, ich meine, ich habe ihn wohl verstanden . . . ."

Er reckte sich etwas empor und streckte die Hand aus. Nun war auch der alte Klang wieder in seiner Stimme.

„August," sagte er, „mein August. Und du . . . . . und die Mutter und Johannes und Thomas . . . . und alles, du meine Welt, ich habe euch noch zu wenig gesehen."

Digitized by Google

Auguſt ſagte ſo weich, wie Gertrud es nie geahnt hätte, ſo weich: „Aber Vater, ... Vater ....“

Doch dieſer ſtreckte wieder die Hand aus, als ſuche er etwas.

„Blind, ganz blind ſein .... ich weiß es, daß es ſo ſein wird. Ich habe vor ein paar Tagen im Buch Tobias geleſen, das Letzte war es, das ich im Leben geleſen habe, ... und in der Nacht habe ich geträumt, ich wäre der alte blinde Tobias. Dort heißt es, eine Prüfung ließ der Herr über ihn kommen, eine Prüfung. Hört, Kinder, Gott prüft mich. Er prüft mich und euch, jeden auf ſeine Art.“

Gertrud ſchwieg. Auguſt ſtand am Fenſter, mit dem Rücken gegen ſie gekehrt. Die Sonne kam und zeichnete ein blaſſes Muſter auf den Boden und der helle Schnee glänzte draußen auf.

Gott .... klang es in Auguſt fort .... ſie reden von Gott und glauben an Gott und nennen die Urſache eine Schöpfung und die Wirkung ein Wunder und ſind ſo klein und ſchauen zum Himmel auf .... Tobias, dem fiel ja .... richtig .... Kot von oben in die Augen .... und ſie wundern ſich, wenn nicht der große Gott ſich ſtändig aus den Wolken neigt und jedem dieſer kleinen Menſchenwürmer ſich offenbart ... und ſie ſchlägt und ſtreichelt Tag für Tag. Grauſamkeiten, Sinnloſigkeiten, wenn es nicht ein Naturgeſetz gäbe. O Vater, Vater, aber wie ruhig trägſt du es, wie ruhig trägſt du es, weil du mit Gott ſprichſt und von ihm hoffſt und dich unter ihn beugſt ....

Da ſagte der Alte leiſe .... nun erinnerte er ſich des Satzes, den er in ſeiner Nacht alle die Stunden her unabläſſig geſucht hatte, als er noch glaubte, daß er es nie ertragen könnte, niemals, ... da ſagte er:

„.... ſo beklagte er ſich nicht, daß dies Unglück der Blindheit über ihn gekommen war, ſondern beharrte unerſchütterlich in der Furcht Gottes, Gott alle Tage ſeines Lebens Dank ſagend.“

„Wahnſinn,“ flüſterte Auguſt lautlos mit zuckenden Lippen. Er hatte es nur gedacht und doch die Lippen bewegt.

„.... und alle anderen ſpottend fragten, wo iſt deine Hoffnung ....?“ da verſtummte der Vater.

„Gertrud,“ ſagte er nach einer Weile, „werdet glücklich. Nun müßt ihr es weiter führen, ganz allein, viel früher, als wir alle gedacht haben.“

„Es wird doch wieder gut werden,“ meinte ſie. Doch wer ſo beſtimmt hoffnungslos ſprechen kann, der muß es aus ſeiner Ahnung heraus wiſſen.

„Gertrud, dem Johannes helfen ....“

„Ja, Vater,“ hauchte ſie. Beim Namen Johannes verſank der letzte Zweifel und jede Scheu und jede Unruhe über Auguſts Gegenwart. In dieſem Augenblick glaubte ſie es zu wiſſen, was ihr das Leben auferlege und klar zu erkennen, wohin ſie gehen müſſe.

Auguſt ſchaute auf Gertruds Scheitel, er hatte ſich nun umgekehrt und ſtand mit dem Rücken gegen die Türe. Ihr Kopf tauchte manchmal in das Sonnenlicht. In ſeinem Herzen regte ſich etwas .... war es Liebe .... oder Haß, ... war es Haß oder Liebe ..... oder ein böſes Verlangen .... zu vernichten .... zu zerſtören .... aus Neid .... bitterem Neid ....

„Dem Johannes hilf ....“ ſagte der Vater, aber ſo ſtill, als ob er es gedankenvoll nur mehr für ſich ſagen würde.

Johannes ſchaffte in der Werkſtatt, als hätte er verdoppelte Kräfte. Nun merkte er es erſt .... obwohl er ſolange ſelbſtändig arbeitete, ... wie ging ihm der Rat des Vaters ab. Sonſt hatten ſie über ihre Arbeit geſprochen, nun mußte alles ſchweigend und allein geſchafft werden. Morgen wäre der Weihnachtsabend, ein trauriges Weihnachten fürwahr.

Digitized by Google

Der Arzt hatte nicht viel Hoffnung gegeben, die Sehkraft zu retten.

Wie es der Vater trug, so still, so demütig, so geduldig. Nur einmal, ... war es dem Johannes gewesen . . . . hätte er etwas Ungeduldiges sagen, sich auflehnen wollen.

Was wußte er von der vergangenen Nacht, von der Nacht in der fürchterlichen Stille, als der Alte zweifelnd zu Gott gerufen hatte?

Er hörte die Stimme der Braut. Sie war beim Vater. Jetzt wollte er sie ihm lassen. Er konnte ja noch ein wenig warten.

Auch in die Werkstatt fielen die Sonnenbilder wie drüben in die Wohnstube und die Hobelspäne und das Holzgerümpel war licht, aber nicht so goldig wie einmal. Wintersonne, nur eine blasse Wintersonne.

Morgen abend . . . . nun der August war ja da. Aber der schien nicht von Herzen fröhlich. Und schon im Februar wollte er Hochzeit halten. Danach käme dann seine eigene Hochzeitsfeier. Die Eltern grämten sich, daß der August nicht seine Braut brachte. Aber die weite Reise . . . . hieß es . . . . und die Ausstattung wäre noch zu besorgen. Sie soll ja so reich sein. Könnte sie nicht ein wenig Liebe für die Alten aufbringen? Oder wollte er nicht? Vielleicht schämte er sich, daß es daheim nicht so reich war.

Arme Eltern. Wenn doch wenigstens auch der Thomas da wäre. Aber die haben Gottesdienst zu Weihnachten, die Alumnatspriester, da läßt sie der Bischof nicht weg.

Die Türe öffnete sich.

„Gertrud."

Sie lächelte mild und ernst, ihre Augen hatten noch den nassen Schleier von vorher, es war so etwas Schweres unter den Lidern.

Die Herzen waren zu voll, um zu reden, und zu bedrückt, um Freude zu strahlen.

Etwas aber ergriff Gertrud tief, daß er die gleichen Worte sagte, die sie kurz vorher gehört hatte . . . .

„Du mußt mir nun helfen, Gertrud, helfen . . . ."

Als Gertrud heimging, gab ihr Johannes ein Telegramm an Thomas mit. Vielleicht könnte er doch ausnahmsweise kommen.

So kam der Weihnachtsabend.

Sie mußten den kleinen Baum anzünden, der Vater bestand darauf. So schwer es ihnen war, zwangen sie sich fröhlich zu sein. Auch Thomas hatte, wenn auch zu später Stunde, aus besonderer Gnade des Bischofs kommen dürfen.

Die Lichter erloschen, eines nach dem andern. Die Mutter schaute strenger als sonst, fast starr.

„Geh, Johannes . . . .," sagte der Vater. Und Johannes verstand. Er öffnete das Harmonium.

* * *

In der Nacht gingen sie dann in die Mette.

Während die Bewohner des Hauses in der Mitternachtsmesse waren, lag der alte Straubinger im Bett, ohne Schlaf zu finden. Er hatte Schmerzen.

Es war ihm, als ob er langsam aus einer Betäubung erwachen würde, allmählich, Stunde für Stunde immer mehr. Als ob bisher wohl ein Wort gesprochen worden wäre, aber es hatte bisher gleichsam keine Geltung gehabt . . . . oder man hörte es wohl, konnte es aber nicht verstehen, nicht fassen, nicht seinen Sinn bis ins Innerste hinein ergründen, hinein bis in die tiefste Tiefe, in die dunkelste Dunkelheit . . . .

Grauenvolle Dunkelheit ringsum, nach allen Seiten hin, weithin und in der Nähe, ein Tasten durch Nacht, Nacht und immerfort tiefe Nacht.

Was war doch gewesen? Wo war die Ruhe? Wo war Gott mit seinem Troste, Gott und die lichte Heerschar, die über dieser Dunkelheit schon schwebte in leuchtender Höhe? Wo war die schimmernde Stadt über Klüften und Fels und Wald?

Digitized by Google

Wo ist deine Hoffnung, um derentwillen du rechtschaffen warst, sagte das Weib des Tobias. . . . . O Gott, o Gott, ... und Tobias nahm sein Unglück als eine Prüfung hin. Herr, ich glaubte, es zu können, mir ist, als ob mir nun die Kraft versagen würde.

Und aus dem Dunkel kam es grauenvoll und sehnsuchtsbang und ruheverlangend und verführerisch:

Tobias verlangte zu sterben.

Ist denn dies dunkle tastende Leben noch ein Leben, barmherziger Gott?

Warum so kleinmütig . . . . sieh, Ich tue nach meinem Willen, was dir am Besten frommt. In diesem Leben mag es dunkel sein, ... licht wird es sein, wo Ich bin.

. . . . Da du doch von Tobias sprichst, weißt du denn nicht, daß er sehend ward, ... durch seinen Sohn und den Erzengel Raphael? . . . .

Hoffnung, ... wer kann hoffen in dieser Zeit, die keine Wunder kennt.

Warum, warum gerade mir . . . . Fürchtete ich nicht Gott? Was tat ich Schlechtes? War mein Wandel nicht tugendhaft, mein Wollen nicht gerecht?

Herr, mein Herz ist schwach, schrie er auf, daß es nicht seine Sünden erkennen will und in Eitelkeit sich der guten Werke freut, die doch nur Deine Gnade sind . . . .

Herr, nimm mich hin wie ein Kind, höre nicht meine Sünden, höre nicht auf mich, ich kann nicht mehr, ich kann nur nicht mehr . . . .

Also stritt der alte Erasmus gegen Gott in der Dunkelheit der Nacht zum erstenmal in seinem Leben.

Die Kinder kamen von der Kirche zurück, er örte sie die Treppe ersteigen.

Als er am Morgen erwachte, war für ihn das Dunkel das gleiche wie in der Nacht.

* * *

Am Nachmittag des Weihnachtsfeiertages suchte Pfarrer Böck den Orgelbauer heim, um ihn zu trösten. Doch der alte Mann schien keinen Trost zu brauchen, fast auferbaulich für andere redete er von seinem Unglück. Pfarrer Böck erstaunte. War dieser Starkmut etwa nur eine Maske?

Auf einmal schaute der Böck mit grimmem Lächeln prüfend seinen jungen Berufsbruder Thomas an, dann meinte er:

„Mein Herr Kooperator verträgt die Berge nicht, der muß in die Stadt. Dort soll es ja gar so unterhaltlich sein. Was wäre es, wenn ich die bischöfliche Gnaden bitten tät . . . . so oder so . . . . der junge Straubinger vielleicht, der hat gute Lungen, der könnte meine Berge schon erschnaufen . . . .“

„Thomas,“ sagte der Alte glücklich und beugte sich vor, als ob er besser sehen müßte, obwohl doch seine Augen nichts mehr sahen, „Thomas, ... Thomas . . . . das wäre ein Glück für uns.“

Der junge Priester schwieg unschlüssig, wie er sich verhalten sollte. Nein, das ginge ihm ab, hier bei den Bauern sein Leben zu verbringen.

„Wenn er keine Lust hat,“ stieß der Böck hervor, schlug die Knöcheln seiner derben Fäuste zusammen und griff nach der Tabaksdose, die er aber nicht öffnete, sondern unwillig über den Tisch schob, „so sind die Jungen, bleibt halt alle in der Stadt, dort ist es neumodischer . . . .“

Thomas war froh, daß der Pfarrer nach einer unerquicklichen Pause auf einen anderen Gegenstand überging.

Der Vater sprach nie davon. Aber die Ablehnung hatte ihn tiefer gekränkt, als Thomas ahnte.

Sein Sohn . . . . er war nicht der Priester, wie sein Herz es wünschte. So kalt, so kalt, so fern vom Volk, so bedacht, so klug. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Stromab / Von Ernst Anton von Seelig

Die Sonne stand im Abend.

Knaufe und Kreuze auf den Türmen und Giebeln der großen Stadt blitzten wie Dolche. Die Wälder im Norden waren violett.

Auf dem breiten Fluß tanzten goldne Flammen, zerflossen rote Feuer.

Viele Wasser kamen gezogen und wanderten stromab.

An der Böschung, auf großen, grauen Steinen, saßen das fremde Mädchen und der Dichter, und ließen in ihre Herzen den Abend einkehren.

Das fremde Mädchen sprach:

„Viele Wasser trägt der Strom.

Und wir blicken hinein und sagen: Unser Wasser.

Und da wir mit unserer ganzen Seele hineinsehen, schenken wir ihm unsere Wünsche und unsere Sehnsucht, unser Leid und unsre Freude. Die wandern mit dem Wasser nun stromab.

Aber es ist nicht unser Wasser.

Es kommt herab von fremden Ländern, fernen Städten und Dörfern, von Hügeln und Wäldern, Bergen und Gipfeln.

An ihm aber saßen und wandelten fremde unbekannte Menschen und sahen ihm nach, wie es in Bächen und kleinen Flüssen talab wanderte.

Und da die Menschen hineinblickten, nahmen die Wasser all die Wünsche und Sehnsüchte, die Sorgen und Freuden ihrer Herzen mit und trugen sie weiter.

Siehst du nicht die Freude des spielenden Knaben, den Schmerz der Greisin an dir vorübergleiten? und die Hoffnung werdender Mütter, das Sehnen der einsamen Mädchen, die Qualen des ringenden Künstlers?

Und die Wasser wandern, wandern stromab.

An neuen fremden Städten und Dörfern vorüber, durch große Ebenen und tiefe Schluchten, und nehmen immer mehr Gedanken fremder Menschen auf, bis sie überfließen in ein großes, großes Meer.

Da werden sie von Stürmen gepackt und hin und her geworfen, bis an einen Strand, an dem mein Heimatland Rußland liegt.

Dort aber tanzen jetzt vor weißen Hafenstädten viele buntbewimpelte Schiffe mit fröhlichen, festlichen Menschen.

Und diese Menschen freuen sich des Abends, der noch tausendmal schöner ist als in diesem Bergland.

Und sehen in das Wasser und sagen: Unser Wasser.

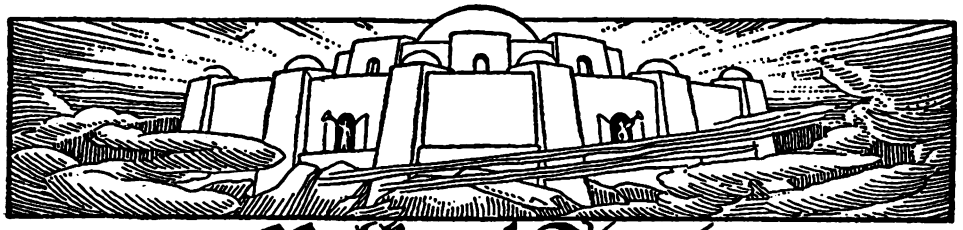
Denn sie wissen nicht, daß es nicht ihr Wasser ist, sondern das Wasser der vielen glücklichen und traurigen Menschen aus fremden Ländern und fernen Städten, und sie wissen nicht, daß es die Leiden und Freuden, Hoffnungen und Sehnsüchte fremder Menschen sind, von denen sie getragen werden."

Das Mädchen schwieg.

Die Sonne war verbrannt. Roter Rauch trieb im Westen.

Der Abend hatte die Dolche der Türme in die Scheiden der Schatten gesteckt. Die Wasser aber wanderten, wanderten stromab.

Digitized by Google



Volk und Staat

Die Seele Danzigs / Von Carl Lange

Danzig wird jetzt häufig eine Insel im wogenden Meer genannt. Dieser Vergleich hat seine Berechtigung, da es in der Tat vom Mutterlande gewaltsam abgetrennt ist und einer ungewissen, sich noch dauernd verändernden Zukunft entgegensieht. Das beweisen die grundverschiedenen Urteile und Auffassungen, die wir über die Lage Danzigs hören und lesen. Der häufige Wechsel des Oberkommissars und der verschiedenen Behörden, die neuen Gründungen und Einrichtungen, die noch immer vorhandenen Unsicherheiten verschiedener bedeutungsvoller Entscheidungen in Bezug auf die Übergabe von Gebäuden, Hafenobjekten usw. dünken mir wie ein Zeichen unserer schwankenden Zeit.

Bald stürmen neue Wogen an die Insel heran, — Ibsensche Gewitterschwüle formt am Himmel drohende Gestalten —, bald scheint Licht die Dunkelheit zu durchbrechen — der Wogen Brandung legt sich —, aber alle Prophezeiungen sind doch hier auf dem abgetrennten Gebiet ebenso überflüssig wie die Voraussagungen beim Beginn der Revolution, die sich so ganz anders erfüllten, als Gutgläubige wünschten und hofften. Ebenso wie Danzig hinsichtlich seiner landschaftlichen Lage wird auch der fernere Osten von allen Teilen Deutschlands falsch beurteilt. Aus Briefen und Berichten spricht jetzt wieder eine Verkennung seiner wirtschaftlichen und politischen Lage. Eine langsame Wandlung zeigt sich durch wachsendes Interesse an den Ostfragen. Man sollte in diesen ungewissen Zeiten, in deren Schoß die guten und die bösen Lose liegen, sich nur immer recht vorsichtig über die Zukunft äußern.

Jedem leuchtet wohl ein, daß Danzigs Schicksal eng mit der weiteren Entwicklung der slavischen Frage zusammenhängt, deren Ausgang kein Mensch voraus bestimmen kann.

So will ich auch hier, wenn ich von Danzig spreche, nur von Erlebnissen erzählen, die zur Aufklärung und zur Stärkung deutschen Empfindens dienen sollen. Die schönen, alten Gassen, die ehrwürdigen Türme und Kirchen, die Museen und Kunststätten sind Zeichen deutscher Kultur und deutschen Wesens. Auch die überwiegende Mehrheit deutscher Bürger ist ein Beweis für die Eigenwilligkeit, mit der die Entente ohne irgendeine Abstimmung deutsche Stätten vom Mutterlande trennte.

Eine natürliche Folge der dauernden Veränderungen und Entwicklungen ist das buntschillernde Leben und das wechselvolle Treiben, das bei der notwendigen Umgestaltung sich auf Danzigs Straßen zeigt. Von allen Seiten sind nun die Tore zur Stadt geöffnet. Der Strom internationalen Lebens will jeden klaren Charakter der Stadt verdecken. Hier ist schon ein tiefer schauendes Auge notwendig, um Schein und Sein zu unterscheiden, um hinter der bunt-schillernden Schale des Wesens eigentlichen Kern zu erfassen. Welch eine Unverschämtheit liegt darin, wenn Zugereiste und Fremdlinge es wagen, nach kurzem Aufenthalt und flüchtigem Eindruck von der in Freude schwimmenden, im internationalen Fahrwasser treibenden Stadt des Ostens zu sprechen.

Es ist eine alte Erfahrung, daß wir die Seele eines Menschen erst nach gründlicher Kenntnis verstehen können. Es kostet Zeit, es kostet Kämpfe und es erschließt sich das Beste niemals auf den ersten Blick. In diesem Sinne will ich von der Seele Danzigs sprechen.

Mancher Vergleich mit Deutschland liegt nahe. Nach der Revolution ließ sich der gleichmütige deutsche „Bürger“ alles gefallen, weil er abwarten und die Dinge sich entfalten lassen wollte. Ihm galt das Philisterwort: „Es wird ja doch nicht so schlimm werden!“ Der Durchschnittsmensch muß erst gehörig aufgerüttelt werden, ehe er seine Pflichten erkennt und tatkräftig zugreift. Wenn es nachher zu spät ist, dann klagt und jammert er mit den mitleiderregenden Worten: „Ja, wenn ich das vorher gewußt hätte!“

Mögen diese bösen Erfahrungen in Deutschland ein warnendes Beispiel für uns gewesen sein, eins ist sicher: Danzig hat sich mutiger und kraftvoller bewiesen! Wer hier den Abschied der ausziehenden Truppen miterlebt hat, der wird dieses erhebende und unvergeßliche Erlebnis als eine stärkende Hoffnung für die Zukunft in sich tragen. Als man in kaum einer Stadt Deutschlands eine vaterländische Feier im alten Sinne für möglich hielt, da wurde in Danzig und in einem seiner Vororte eine Ab-

Digitized by Google

schiedsfeier vom Reich begangen, die mit dem Liede: „Deutschland, Deutschland über alles“ endete und in ihrer Art eine Erhebung deutschen Fühlens und Denkens brachte, wie ich sie nur selten erlebt habe. Unvergessen ist und bleibt der Siegeszug der Abstimmungszüge und -Dampfer, die, im Gegensatz zur Absicht und dem Willen unserer Gegner, Brücken zueinander bauten, Fäden anknüpften und eine Saat ausstreuten, deren Frucht erst kommende Zeiten zeigen werden.

Auch die letzte Feier der Reichsgründung zeigte den gleichen Geist und jenes aufrechte Bekennertum, das sich nicht fürchtet, für seine Überzeugung einzutreten und jedem, auch dem Feind, seine Achtung abzwingen muß. Jenes verschwommene und schwankende Sichgehen-lassen und Mit-dem-Strom-schwimmen erzeugt doch nur im tiefsten Grunde eine durchaus berechtigte Verachtung. Die darin sich bergenden Gefahren sind offensichtlich und schwer, besonders für den Deutschen, dessen in mancher Hinsicht wertvolle Anpassungsfähigkeit sich doch zu einer großen Gefahr in Zeiten der Not auswachsen kann. Die vornehm sein wollende, menschlich großzügig erscheinende Sucht, „alles verstehen, heißt alles verzeihen zu wollen,“ die Vertrauensseligkeit, immer nur das Gute von der anderen Seite zu erhoffen, sollte für einen Deutschen endgültig beseitigt sein. Was nützt es uns in der Tat, wenn wir die führenden Persönlichkeiten, die Dichter und Denker anderer Völker besser verstehen, besser ergründen können als die Starken und Berufenen in unserem eigenen Volk, die von vornherein mit ihren besten Kräften durch unsere Zurückhaltung und durch unser Verkennen lahm gelegt werden.

Der Druck, der auf Deutschland erzeugt worden ist, hat hier zu einem festen Zusammenschluß deutscher führender Kreise geführt, die auch in schwerster Zeit zur Begründung des „Deutschen Heimatbundes“ Anlaß gab, der deutsche Art und deutsche Sitte pflegen und Heimatliebe stärken will. Hocherfreulich ist das Nationalbewußtsein, das aus den Reden und Äußerungen leitender Persönlichkeiten zu uns spricht. Ob wir da den jetzt gewählten Senatspräsidenten Sahm hören, der mit großem Geschick und Verständnis Danzig an schweren Klippen und Untiefen vorbeiführte oder ob wir die Präsidenten des Volkstages, den Generalsuperintendenten Reinhard und den jetzt neugewählten Professor Matthaei nennen — es sind Führer und leitende Männer, die aus ihrer inneren Überzeugung keinen Hehl machen und dadurch zur Stärkung und zur Sammlung deutscher Art und deutschen Wesens beitragen. Auch sei hier der für Schule und geistige Angelegenheiten gewählte Senator Strunk genannt, der große Verdienste bei der Begründung des Heimatbundes hat und bei dem das Schulwesen in den besten Händen liegt.

Wie in einem Kinde die gewaltsame Trennung von den Eltern das Gefühl der Liebe und Zuneigung nicht ertöten kann, so wird die Seele des Ausland gewordenen Danzig durch keinen Gewaltstreich, durch keinen Zwang, durch keine Macht der Erde das sich so lebendig zeigende deutsche Gefühl ersticken und vernichten können. Es gilt nur, deutsche Seele und deutschen Geist wachzuhalten, sich der vielfachen Gefahren bewußt zu sein, ein mutiges Bekenntnis abzulegen, das nicht auf sich und seinen Vorteil sieht, sondern aus innerem Zwang heraus einer nie zu besiegenden Sehnsucht folgen muß. Von jenen Charakterlosen, die aus materiellen Vorteilen ihre Überzeugung wie ihre Kleider wechseln, will ich nicht sprechen, jenen Verächtlichen, denen ein Schandmal aufgebrannt ist, ob sie gleich in goldenem Purpur wandeln und in ihrem Reichtum ersticken. Typen dieser Selbstzufriedenen und im Egoismus erstickenden Art treten immer mehr und auffälliger an das Tageslicht, als jene Stillen, die klar und sicher ihren Weg gehen und sich durch nichts, weder durch Not noch durch Kummer und Sorgen in ihrem Ziel, das ihnen teuer und heilig ist, beirren lassen.

Hier in Danzig ist rechtzeitig auf den Druck der Gegendruck erzeugt worden. Hier haben allen Warnungen zum Trotz führende Männer mutig in die Speichen der Räder eingegriffen und den drohenden Gefahren Halt geboten. Wohin Vorsicht und Abwarten führen kann, erleben wir in Deutschland mit jedem Tag mehr. Das langsame Verbluten gehört zu den betrübendsten Anblicken, die uns widerfahren können. Was eine sichere und starke Hand durch einen kräftigen Ruck vermag, das hat uns die Geschichte häufig genug bewiesen. Die Masse muß geführt werden, sie muß ein Ziel sehen und erkennen, ihr Wille muß einen starken und großen Willen über sich spüren, sie muß sich durch diesen starken Willen zu Aufgaben berufen fühlen, an denen sie mitarbeiten kann.

So ist es nicht w a h r, daß Danzig im internationalen Fahrwasser versunken ist, es ist nicht w a h r, daß die Außenseite ein richtiges Bild des inneren Lebens gibt, und daß deutsches Denken und Fühlen preisgegeben wurde. Eine doppelt heilige Pflicht muß jeden Deutschen erfüllen, der hier auf abgetrenntem Gebiet nur um so stärker für deutsches Wesen wirken muß. Da gilt es vor allen Dingen, dies Empfinden in die Jugend einzupflanzen, auf daß sie einmal der schweren Aufgabe gerecht werden kann, die vor ihr steht. Jeder, der seinen Posten hier verläßt, gibt den Platz für Fremdlinge frei und schadet seinem Vaterland. Um ihm aber die Möglichkeiten des Ausharrens und Verbleibens zu geben, ersteht dem Reich die Aufgabe, alles zu tun, um die Pfeiler, die aufragen, zu stärken und zu stützen. Mögen noch dunklere und unruhigere Zeiten kommen, sie werden die nur fester zusammenschmelzen, die sich nicht beugen lassen und die aufrecht ihren deutschen Glauben bekennen: furchtlos und treu! —

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die kulturelle Bedeutung der Ostdeutschen Monatshefte* / Von Hermann Strunk

Nachdem der erste Jahrgang der „Ostdeutschen Monatshefte für Kunst und Geistesleben“ erschienen ist, scheint der Zeitpunkt für eine Würdigung dieses kühnen Danziger Unternehmens gekommen zu sein. Als ihr Herausgeber Carl Lange das erste Heft mit einem ernsten und doch hoffnungerweckenden Geleitwort einleitete, da horchten die Stillen im Lande auf ob dieser frohen Botschaft vom neuen innerlichen Aufstieg des Deutschtums und vom trutzigen Zusammenschluß aller Zukunftgläubigen. Damals glaubten wohl nur wenige, daß die Zeitschrift schon nach einem knappen Jahr sich eine so starke und angesehene Stellung erringen würde, wie wir heute feststellen dürfen, daß sie so viel Freude, Kräftigung und Anregung aus der reichen Fülle ostdeutschen geistigen und künstlerischen Lebens spenden würde. Wir müssen es uns versagen, hier die Persönlichkeit des Herausgebers, die Arbeiten der vielen hervorragenden Mitarbeiter und die Leistung des Verlags zu würdigen, sondern wollen die kulturelle Bedeutung der Zeitschrift untersuchen, um ihr dadurch den Weg für neue Erfolge und den Zugang in weitere Kreise ebnen zu helfen.

Unter dem Schutze eines starken Deutschen Reiches durfte sich ehemals das Deutschtum im Osten, staatlich fest geeint und natürlich mit allen deutschen Stämmen verbunden, ohne Sorge der Güter und Werte deutscher Kultur freuen, und im Bewußtsein seiner Sonderart und in edlem Wettstreit mit den deutschen Volksgenossen in West und Süd an ihrer Pflege und ihrem Ausbau beteiligen. Nun ist der deutsche Osten in neu geschaffene oder entstehende Staatsgebilde politisch zerspalten und räumlich vom deutschen Mutterlande durch den polnischen Korridor getrennt. Der Lärm der Waffen ist verklungen. Nun gilt's, einen neuen geistigen Kampf zu führen, einen Kampf der Grundsätze und des Charakters, der Sitten und des Volkstums!

Die Ostdeutschen Monatshefte für Kunst und Geistesleben, als deren Mutterboden wir das weite Gebiet zwischen Schlesien und die baltischen Ostseeländer ansehen können, sind uns in der kurzen Zeit ihres Bestehens ein getreuer und zuverlässiger Führer in diesem Kampf um Erhaltung und Vertiefung deutscher Kultur geworden. — Kein lauter Rufer im Streit, kein politischer Eiferer, kein Förderer von Geheimbündelei und Eigenbrödelei, kein Vorkämpfer eines Künstler- oder Gelehrtenklüngels: nichts von alledem ist in diesen Blättern zu spüren. Es weht uns aus ihnen ein zarter, stiller, feiner Geist, aber auch ein starker, unbestechlicher, klarer Wille entgegen, die ein günstiger Boden für den kulturellen Zusammenschluß und die innere Einheit des deutschen Ostens sein können. Wir fühlen, daß hier die uns drohende Gefahr erkannt wird und das Gefühl für unsere große Verantwortung wach ist. Auch andere Zeitschriften und Zeitungsbeilagen erstreben ähnliche Ziele. Aber keine führt die Ostmarkdeutschen so sicher zum Bewußtsein ihrer großen Aufgabe, das Ostdeutschtum zu gemeinsamem Fühlen, Denken und Wollen zu sammeln wie unsere Ostdeutschen Monatshefte. Das ist nur dadurch möglich geworden, daß sich um den idealistischen Herausgeber eine große Zahl der führenden geistigen und künstlerischen Kräfte zur Rettung des gefährdeten Bestandes an geistigen und künstlerischen Werten geschart hat und mit ihm eine fruchtbare Arbeitsgemeinschaft mit dem Ziel des Wiederaufbaues bildet. Um diesen Charakter einer Arbeitsgemeinschaft gleichgestimmter Fackelträger klar hervortreten zu lassen, verzichte ich hier bewußt auf die Nennung der bedeutenden Namen, die die Zeitschrift zieren. Ich hege die Hoffnung, daß die Ostdeutschen Monatshefte ein Mittel- und Sammelpunkt deutscher Art und Kunst bleiben möchten und als ein neues geistiges Bollwerk wie eine „Marienburg des Geisteslebens“ aufragen. Ein Beurteiler hat die Ostdeutschen Monatshefte kürzlich das führende Blatt der deutschen Kulturbewegung im Osten genannt, und wir stimmen ihm besonders darin bei, daß sie als eine geistige Tat gewürdigt werden müssen, deren Wirkungen sich in dem bedrängten Deutschtum der Ostmark bald fühlbar machen werden. Der neue „Deutsche Heimatbund Danzig“, auch ein Vorposten des Deutschtums, der den Zweck hat, die Liebe zur Heimat zu wecken und zu stärken und deutsche Art, Sitte und Sprache und Kunst zu pflegen, hat geglaubt, keinen besseren Helfer als die Ostdeutschen Monatshefte finden zu können, und hat sie soeben, dem Beispiel der „Zunft“ und der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaften in Polen“ folgend, zu seinem Organ erklärt.

Unsere Volksgenossen im Deutschen Reich haben anscheinend schon früher als wir selbst die kulturelle Bedeutung unserer Zeitschrift erkannt, die, in ihrer Art einzig, als starkes Band das große deutsche Vaterland mit dem Osten kulturell verknüpft. Viele Aussprüche deutscher Künstler und Dichter, eine Fülle von Besprechungen in deutschen Zeitschriften und Zeitungen und begeisterte Zuschriften einzelner Leser beweisen den starken Widerhall und zeugen von segensreichem Wirken. Es wäre sehr falsch, zu glauben, daß die Ostdeutschen Monatshefte ihr Ziel dadurch zu erreichen suchten, daß sie

* Die Zeitschrift erscheint monatlich und ist in allen Buchhandlungen zum Preise von vierteljährlich 18 M. zu haben.

Digitized by Google

etwa nur das Lob der guten alten Zeit sängen und die guten Geister des Deutschtums aus vergangenen Zeiten als Nothelfer beschwören. Bei weitem nicht. So selbstverständlich für einen gebildeten Geist wie Carl Lange die Pflege der großen Persönlichkeiten unserer Geistesgeschichte ist, so selbstverständlich und kräftig stellen sich die Ostdeutschen Monatshefte, ohne doch aktuell zu sein, mitten hinein ins flutende Leben der deutschen Gegenwart. „Wir wollen keinen Stillstand, wir wollen Bewegung und Kräfteentfaltung, wir verschließen uns nicht der neuen Zeit." Einen Beweis dafür bietet die Liebe, mit der der Herausgeber jungen Talenten des Ostens nachspürt und ihr Schaffen dem großen deutschen Kulturkreis anschließt. Es war bisher westlich der Elbe nicht überall bekannt, daß sich der Osten in der Gegenwart eine neue eigene Kunst schafft, eine gediegene ostdeutsche Heimatkunst, die berufen ist, das bislang nicht gerade tiefgehende Verständnis der andern deutschen Stämme für den Osten zu wecken oder zu beleben und auf diese Weise ein neues kulturelles Band zwischen Ost und West zu knüpfen. Gerade die Sonderhefte unserer Zeitschrift wie: „Die Freie Stadt Danzig", „Königsberg", „Die Weichsel", „Marienburg" sind besonders geeignet, zu zeigen, welche großen kulturellen Werte im Osten von Deutschen geschaffen sind. Von vielen Seiten hört man, wie das rege geistige Leben im Osten und die Festigkeit seines deutschen Bewußtseins die deutschen Brüder überall mit Hoffnung erfüllt, daß eine Wiedergeburt wie einst aus dem Osten komme. Wir dürfen darum stolz darauf sein, daß die Ostdeutschen Monatshefte eine Danziger Zeitschrift sind. „Die Brücke" hat ihre Arbeitsweise kürzlich mit einem treffenden Worte gekennzeichnet: „Nicht aus verstaubter Vergangenheit werden die Fäden hervorgeholt, aus denen die Bande des geistigen Zusammenhangs unserer heimgesuchten Ostmark mit dem Mutterlande verknüpft werden — was die schaffende Gegenwart in Literatur und Kunst hervortreibt, das zeigt der Osten in diesem Hefte der übrigen deutschen Welt."

Es ist aus allen diesen Gründen für mich eine Freude, dies innere und äußere Wachsen und Reifen der Zeitschrift zu erleben und zu sehen, wie sich nach einer kurzen Zeit vorsichtiger Zurückhaltung der Kreis bedeutender kunstschaffender Mitarbeiter immer weiter dehnt und das Ganze sich so zu einem Hort deutscher Kultur im Osten gestaltet. Ich möchte hier den Wunsch aussprechen, daß die kulturelle Bedeutung der Ostdeutschen Monatshefte auch in Danzigs Mauern voll erfaßt und anerkannt wird. Die beste Anerkennung liegt darin, daß die Ostdeutschen Monatshefte überall da, wo immer man eine vornehme Zeitschrift zu halten vermag, in Familien, Lesezirkeln, Büchereien, Lehrkörpern und Gesellschaften, einen Ehrenplatz einnehmen und daß die heimische Presse und die gesamte Öffentlichkeit an ihrer Entwicklung Anteil nehmen. Eine solche Anteilnahme wäre die sicherste Bürgschaft dafür, daß die von der Zeitschrift getragene starke und standhafte Bewegung, deren sieghafte Durchführung von dem Ostdeutschtum Beharrlichkeit und treue Hingabe fordert, nicht der hier und da sich äußernden Hoffnungslosigkeit zum Opfer fällt und flügellahm wird.

Franz Oswald Schiffers Hochzeitsreise

Digitized by Google

Neue Erkenntnistheorien / Von Otto Hamann

Die Erkenntnistheorie ist die Wirkung und der Reflex der Kausalität im Geiste, Erkenntnis und Naturwissenschaft sind einander genau entsprechende Korrelate. Bei dem Stande der modernen mechanischen Naturwissenschaft müssen die Physiker folgerichtig zu einer Revision des Raum- und Zeitbegriffes gelangen, und es ist nur zu wundern, daß sie das nicht schon früher taten.

Die Annahme des Absoluten als Urgrund alles Seins ist unvermeidlich. Alles Relative ist nur die äußere Erscheinungsform des Absoluten und hat ohne dieses keine Daseinsmöglichkeit; Zeitangaben können nicht als absolut gelten, da sie nach dem Bewegungszustand des bezogenen Körpers differieren. Die räumliche Entfernung differiert ebenfalls je nach dem Bewegungszustand des Bezugskörpers. Zeit und Raum an sich bestehen nicht, sondern nur in Beziehung zur Bewegung der Körperwelt. Es gibt keine denkbare Koordination von Relativitäten ohne die Annahme eines Absoluten. Unsere Zeit- und Raummaße sind nicht nur relativ und subjektiv in Beziehung auf uns selbst, sondern auch in Beziehung auf unseren kosmischen Standpunkt, die Erde.

Einsteins Relativitätstheorie* ist eine mathematisch-physikalische, sie trat von Anfang an mit dem Anspruche auf, erkenntnistheoretischen Wert zu besitzen. In der ursprünglichen speziellen Relativitätstheorie behauptet Einstein, daß zwei Ereignisse, die für den A gleichzeitig stattfinden, für einen B, der sich mit A gleichförmig und geradlinig bewegt, nicht gleichzeitig sind. Das nannte er die Relativität der Gleichzeitigkeit. Minkowski gab der speziellen Relativitätstheorie ein elegantes mathematisch-geometrisches Gewand und behandelte die Zeit wie eine vierte Koordinate des dreidimensionalen Raumes. Endlich ersann Einstein die allgemeine Relativitätstheorie. Wenn wir ihr zufolge von einem Punkt der Welt in vermeintlich gerader Richtung weiterschreiten, so bewegen wir uns tatsächlich nur in geradester Richtung, denn in Wahrheit sei unser Raum gekrümmt, und ein Wanderer, der über genügend Zeit verfügt, kommt über kurz oder lang bei der geradlinigsten Reise wieder an den Ausgangspunkt zurück. In einer Sitzung der astronomischen Gesellschaft von England legte Camille Flammarion das Geständnis ab: „Niemand könne in verständlicher Sprache die Theorie Einsteins erklären, man könne sie nur in mathematischen Formeln ausdrücken. Die wichtigsten Formeln der Relativitätstheorie sind die Lorentz-Transformationen des holländischen Physikers Lorentz; Einstein hat diese Formeln umgedeutet und sie aus einer allgemeinen Formel abzuleiten gelehrt. Lorentz hat vor Einstein zum Zwecke einer mathematisch äquivalenten Darstellung der optisch-elektrischen Vorgänge in bewegten und ruhenden Systemen die bewußte Fiktion einer modifizierten Ortszeit eingeführt; Lorentz zeigte, daß auf die Ortszeit bezogen die elektromagnetischen und optischen Vorgänge in dem bewegten System ebenso verlaufen, als ob das System ruhte. Einstein deutet nun diese Hilfsgröße nicht als Fiktion, sondern als Hypothese; er will die Ortszeit als wirkliche Zeit aufgefaßt wissen.

Nach den Lorentz-Transformationen wird räumliche Distanz in dem einen System in zeitliche Distanz in einem anderen System umgerechnet. Minkowski hat für diese mathematisch zulässige Äquivalenz von Zeit- und Raumgrößen ein mathematisches Symbol in seiner vierdimensionalen Raumzeitwelt gefunden. Daß es sich hierbei um pure Fiktionen handelt, darüber kann kein Zweifel herrschen und es ist ein leichtes, den symbolischen und rein fiktiven Charakter dieser gekrümmten Welt einzusehen. Nachdem es aber Einstein gelungen ist, aus der Formel für das Linienelement dieses fiktiven geometrischen Gebildes Formeln abzuleiten, die empirischen Tatsachen (der Perihelanomalie des Merkur) gerecht wurden und neue auffinden ließen (die Schwere der Lichtstrahlen), so scheint sich mit der Bewährung dieser Methode die Erkenntnis aufzutun, daß die Analogie zwischen geometrischen und physikalischen Gesetzen auf umfassenden allgemeinen Gesetzmäßigkeiten beruht. Wenn dem so ist, so wäre die platonisch-pythagoräische Ahnung einer prästabilierten Harmonie zwischen reiner Mathematik und

* Albert Einstein, Die formale Grundlage der allgem. Relativitätstheorie, Berlin, Georg Reimer, 1914. — Rudolf Lämmel, Wege zur Relativitätstheorie, Stuttgart, Franckh Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde 1918. — Wichtig ist auch die neueste Schrift des vielumstrittenen Albert Einstein, Äther und Relativitätstheorie. Berlin, W 9, Julius Springer, 1920.

Digitized by Google

Physik zum Gesetze erhoben. Darin liegt die Bedeutung Einsteins, nicht aber im Umsturz unserer Zeit- und Raumaxiome.

Vaihinger hat uns in seiner „Philosophie des Als ob"* auseinandergesetzt, daß wir auf den verschiedensten Wissensgebieten sehr häufig mit Fiktionen operieren, die den Tatsachen ganz bestimmt nicht entsprechen, gleichwohl aber zu ganz richtigen Ergebnissen führen. Beispielsweise wird eine Reihe von mechanischen Problemen in einfacher und eleganter Weise dadurch gelöst, daß wir so denken und rechnen, als ob die gesamte Masse eines Körpers in seinem Schwerpunkt vereinigt wäre. Die vierdimensionale Erklärung wird fallen, sobald es gelungen ist, sie durch eine dreidimensionale, das ist vernunftmäßige Erklärung zu ersetzen. Mit dem Charakter der Lorentz-Transformationen als bloßer mathematischer Gebrauchswerkzeuge steht es in Zusammenhang, daß das Studium der Relativitätstheorie an der Hand wissenschaftlich gehaltener Publikationen weitaus geringere Schwierigkeiten bietet als an jenen gemeinverständlicher Darstellungen, weil in ersten die Transformationen als etwas Gegebenes betrachtet werden, während sich die populären Darstellungen bemühen, dem Leser etwas Widersinniges mundgerecht zu machen.

Hertz versuchte, die Mechanik auf die Elektrik zu übertragen. Aber ein Versuch Fizeaus stand dem entgegen und zeigte, daß dies unmöglich ist. Nach Fizeau ruht der Äther und die Körper bewegen sich in ihm und durch ihn hindurch. Ganz das Gegenteil aber ergab der Versuch Michelsons', welcher zum Ergebnis führte, der Äther ruht nicht und wird mitgeführt, weil er nachwies, daß das Licht nach allen Seiten hin, ganz unabhängig von der Bewegung der Lichtquelle, stets eine gleiche Geschwindigkeit hat. Diese beiden Prinzipien waren scheinbar unvereinbar, Einstein leistete die große schöpferische Denkarbeit, ihre logische Vereinbarkeit nachzuweisen: Es ist unmöglich, durch mechanische, optische und elektrische Versuche irgendwie festzustellen, ob ein System sich in Ruhe befinde oder sich geradlinig gleichförmig bewege, wenn nicht ein Bezug nach außenhin vorhanden ist. Diese mechanischen und optisch elektrischen Naturgesetze bleiben invariant gegenüber der Lorentz-Transformation; ein letztes, absolutes Bezugssystem ist unauffindbar. Da diese Transformationen die Übergänge von einem Gaußschen Koordinatensystem in ein anderes bedeuten: alle Gauß'schen Koordinatensysteme sind für die Formulierung der allgemeinen Naturgesetze prinzipiell gleichwertig. Die Relativitätstheorie verbindet die Begriffe Raum, Zeit und Materie zu einer unlöslichen, inneren Einheit. Einstein löste den Gegensatz Mathematik—Physik auf, er zeigte die Naturgesetze als geometrische Notwendigkeiten.

Werfen wir einen Blick auf die Weltanschauungsfrage: die volle Relativierung von Raum und Zeit, wie sie in dem unerbittlichen Formelgerüst der Einstein-Theorie durchgeführt ist, wird nicht umhin können, die philosophischen Grundlagen der Erkenntnistheorie entscheidend zu beeinflussen. Künftighin wird es nicht mehr verboten sein, zu sagen: Die Erde steht still und der Fixsternhimmel dreht sich um die Erde. Für die Gravitationswechselwirkung ist der heliozentrische Standpunkt des Kopernikus gleichwertig dem geozentrischen Standpunkt des Ptolemäus. Gerade der souveräne Wechsel des Standpunkts ist es, den die Relativitätstheorie uns frei gemacht hat.

Einsteins Lehre von der Endlichkeit der Welt bedeutet unleugbar eine Krisis der Wissenschaft, ebenso wie die Methode der Atom-Zertrümmerung eine bedeutet. Darf man es sagen, daß damit die Alchimie wieder ins Leben gerufen worden ist, wahrscheinlich nicht ohne Aussicht auf unabsehbare Erfolge.

In der Schule haben wir gelernt: ein Atom ist ein nicht weiter teilbarer Baustein einer Substanz. Heute haben wir die wohlbegründete Vorstellung, daß das Atom die Vereinigung zweier Reiche darstellt; im Zentrum befindet sich der Kern, welcher positive Elektronen enthält. Ihn umgibt das Reich der negativen Elektronen, welche in vorgeschriebenen Bahnen um den Kern kreisen. Sie müssen stets in Bewegung sein, damit die dabei entstehende Fliehkraft die zum Kern wirkende elektrische Anziehungskraft aufhebe. Die Anordnung der Elemente erfolgt nicht mehr nach dem Atomgewicht, sondern nach den Kernladungseinheiten, nach der Ladungszahl der Elektronen, die der Kern beherbergt. Die Zahl beherrscht die Bewegung der kreisenden Elektronen, deren Manifestationen die chemischen Eigenschaften der Substanz sind.

Gleich nach Entdeckung der radioaktiven Substanzen haben Rutherford und Soddy ihre Zerfallstheorie aufgestellt, welche besagt, daß das Radium konstant das Helium abspaltet und dabei in ein anderes Element, die Radiumemanation übergeht. Rutherford ist es gelungen, die Atomkerne des Stickstoffs zu sprengen durch Einwirkung von Helium. Die Helium ähnlichen Teilchen werden als X 3 gezeichnet und bilden den positiven Bestandteil des Stickstoffs, den negativen Anteil bilden Wasserstoffteilchen.

W. Kossel in München kommt das Verdienst zu, uns ein plausibles Bild entworfen zu haben, warum und mit welchen Kräften die Atome einander anziehen und wie die zahlenmäßigen Verschiedenheiten der Valenz zustande kommen. Da die Atome in der Norm elektrisch neutral sind, darf die im Kern aufgehäufte positive Elektrizität nicht unkompensiert bleiben. Die negative Elektrizität ist in Form freier Elektronen vorhanden, die in Planetenbahnen um den Zell-

* Hans Vaihinger, Die Philosophie des Als ob, Leipzig, Felix Meiner, 1918.

Digitized by Google

kern kreisen. Wenn das Atom nicht mehr neutral, sondern elektrisch geladen ist, heißt es Jon. Ein negatives Jon entsteht dadurch, daß das neutrale Atom ein Elektron aufnimmt, ein positives dadurch, daß es ein Elektron abgibt. Auf Grund der Elektronenstruktur der Atome gelang es Kossel, den Vorgang der chemischen Affinität aufzuklären. Ein elektrisch neutrales Atom hat keine Wirkung nach außen. Wenn die allermeisten Atome die Neigung zu chemischen Reaktionen zeigen, so kann das Gleichgewicht bei ihnen kein vollkommen stabiles sein, es muß bei ihnen das Streben nach einem neuen, vollkommenen Gleichgewicht vorhanden sein. Nur wenn in der äußersten Elektronenhülle die Anzahl der Elektronen acht ist, ist das System stabil, wie bei den Edelgasen Neon, Argon usw. Diesem Gleichgewichte streben die anderen Elemente dadurch zu, daß sie Elektronen abgeben oder aufnehmen; vorausgesetzt, daß die Atome zu charakteristisch geladenen Jonen werden, erklärt sich die Art und Stärke der Affinität sehr einfach.

Jedes Jon zieht nach den Gesetzen der Elektrostatik jedes entgegengesetzt geladene Jon an. Die Kraft der Anziehung ist proportional dem Produkt der elektrischen Ladungen und umgekehrt proportional dem Quadrate der Entfernung vom Sitze der Ladung: vom Atomkern; es wirken also Ladungen in relativ kleinen Atomen stärker, die Verbindungen sind fester als bei großen Atomen. Auf diesem Wege lassen sich tatsächlich alle chemischen Reaktionen im voraus bestimmen, und was mehr ist: mathematisch berechnen.

* * *

Für die zahllosen Fremdwörter lehnt die Schriftleitung jegliche Verantwortung ab; sie bittet hiermit alle wissenschaftlichen Mitarbeiter, wenn schon gewisse zwischenvölkische Fachausdrücke deutsch nicht wiedergegeben werden können, Fremdwörter auf diese zu beschränken.

Der Wächter.

Maria Waser / Von Annie Herzog

Maria Waser — schon der Name ist ein Symbol für diese Frau. Voll und rein der Klang, durchbebt von mütterlicher Innigkeit — eine klare Kristallschale in feinen, warmen Frauenhänden.

Diese gleichsam warme Klarheit, diese gütige Weisheit geht durch Maria Wasers Leben, Wesen und Werk.

Im Doktorhause zu Herzogenbuchsee hat es begonnen, mitten in die hellen Stuben einer gesegneten Heimat gestellt, übersonnt von den tiefen Augen einer seltenen Mutter.

Maria Waser war ein glückliches Kind. Durch all ihre Dichtungen sehnsüchten Kindererinnerungen, „und alle sind heiter und froh, und alle haben irgend mit der Mutter zu tun", jener „wunderbaren Frau, die sie alle verehrten wie die Erhabenheit und liebten als die vertrauteste Freundin, die mit alttestamentlicher Wucht Leben ordnete und schied und doch ihr eigenes allzeit der Liebe und der Güte folgen ließ und deren feine Hand, von allem strengen Lebenswerke unvergröbert, mit derselben beschwichtigenden Liebkosung über das still erbleichende Haar der Tochter glitt wie einst über die mutwillig gesträußten Kinderlocken . . ."

Maria Waser hat diese begnadete Mutterhand lange in der ihren halten dürfen, und als sie sich dann leise löste, um vom Irdischen auszuruhen, entrang sich der in der Fülle reifen Frauentums stehenden Dichterin die wehe und doch dankbare Erkenntnis, daß jetzt erst ihre Jugend den Abschluß gefunden.

Diese warmherzige, frohe und doch auch so arbeitsernste Jugend! Denn aus dem wilden, impulsiven Kind, das zum Bäumerauschen und Quellengerieſel getanzt, reifte eine wissensdurstige Studentin heran, die voll strenger Selbstdisziplin monatelang über moderigen Urkunden und staubigen Folianten saß, um eine tüchtige Gelehrte zu werden. Und daß sie es wurde, zeugt nicht allein von der ursprünglichen Kraft ihrer Begabung, sondern in erhöhtem Maße noch von der unbeirrbaren Zielsicherheit klaren Wollens.

Denn zur akademischen Laufbahn führte damals für die Frau noch ein mehr als steiniger Weg. Hindernisse, die heute die im Mädchengymnasium systematisch vorbereitete Abiturientin nicht mehr kennt, mußten in zäher Energie mittels Privatstudium überwunden werden. Freilich, und Maria Waser ist nie müde geworden, es tiefdankbar zu betonen, ihr ward in jenen ringenden Jahren das seltene und große Glück, Lehrer zu finden, die ihr Wegebereiter und Freunde wurden „allüber ein Leben hin".

Der Name Georg Finsler, des damaligen Rektors am Gymnasium in Bern, des Mannes mit dem „großen, kindlich reinen Hellenenherzen", muß da vor allen genannt werden. Er war es, der das Feuerseelchen gleich als solches

Digitized by Google

erkannte und es sicher und bewußt auf die klaren, kühlenden Pfade der Antike führte. Erst nach überstandener Gymnasialzeit, im freien Studentenleben, das, zumal für so vielseitig Begabte wie Maria Waser, zur großen Versuchung werden kann, maß sie völlig den von ihres Lehrers ernster, wegbestimmender Macht ausgehenden Segen. Das Prinzip der Ganzheit, das seiner Persönlichkeit und seinem Wirken den Stempel aufgedrückt, beherrschte nun auch dermaßen die Schülerin, daß sie glaubte, ihrem leidenschaftlichen Hindrängen zu den schönen Künsten, Malerei, Musik und Poesie, als nicht berufene Jüngerin entgegentreten zu müssen.

Aber dem wahrhaft Erwählten wandelt sich jegliches zu Waffen seiner Mission.

Die nüchterne Wissenschaftlichkeit, in die sich die junge Gelehrte mit dem ganzen Eifer ihrer gewissenhaften Jugend gestürzt hatte, stählte nicht nur ihren Geist, sondern machte sie auch hellsichtig für die verborgenen Quellen ihrer Kunst. In den vertrocknetsten Pergamenten sprangen sie auf und erfüllten die im Banne exakter wissenschaftlicher Forschung liegende Dichterseele mit ihrem lebendigen Leben. Wo der methodisch geschulte Geist nichts gesucht als die Folgerichtigkeit geschichtlichen Geschehens, offenbarten sich der Dichterin wundersame und geheimnisschwere Schicksale. Aus vergessenen Urkunden sahen ihr die dunkeln, rätselhaften Augen der feinen Waserin entgegen, in verstaubten Ratsmanualen verspürte sie das herrische Blut des ewig jungen Stadtschreibers Thüring, durch wortarme Bernerchroniken schritt tragisch und gelassen der schöne Edelmensch Henzi.

So entwuchsen den in strenger Sachlichkeit der Darstellung gehaltenen Arbeiten der Gelehrten[1]) die leben- und stimmungsprühenden Werke der Künstlerin.

Aber erst Jahre später, nachdem das junge Fräulein Doktor das Land der Sehnsucht, die „rosengoldene" Italia besucht, „Michel Angelos wütende Herrlichkeit" erlebt und segensvoll lieblich ihr Schicksal als Gattin und Mutter erfüllt sah, war ihre Seele ausgereift, sie uns zu schenken.

Ihre wundersame „Geschichte der Anna Waser"[2]) erschien, und die Verfasserin war berühmt. Mitten in eine Zeit rücksichtslosester Auslebetheorien fiel dieses keusche Buch wie ein reinigender Sommerregen, und niemand, der es las, konnte sich dem Banne seiner sublimen Schönheit und seines dennoch so erdennahen Zaubers entziehen. Die erste ruhmreiche Zürcher Malerin und Gelehrte, Anna Wasera, deren schöner Leib vor zwei Jahrhunderten zu Staub zerfiel, tritt in lebendiger Jugend vor uns hin, und es ergreift, wie diese klugen Augen und der junge rote Mund, mit dem Überzeugerernst Vollendeter, Lebensweisheiten lehren, an denen wir aufgeklärte Frauen von heute, mit unsern kleinlichen Tagesinteressen belastet, so leicht vorüberhasten.

Was aber die besondere Größe dieses seltenen Buches ausmacht, ist eine überragende Stärke innern Erlebens, die doch vor allem über die dichterische Berufung entscheidet und mit der Maria Waser, die Dichterin, all ihre Werke durchdringt. Jedem gibt sie ihre Wesensart, ihre Seele mit, und die wurzelt in der Güte.

Man lese den kleinen, zartsinnigen Novellenband „Scala Santa"[3]). Er gehört in die Hände jeder Frau. Jede wird er bereichern, und jeder wie ein kleines Glück den Tag erhellen. Liegt über ihrem großen Künstlerroman die Klugheit der gelehrten Frau, so leuchtet durch diese feinen Novellen das seelische Wissen errungener und begnadeter Mutterschaft.

Auch in Maria Wasers drittem veröffentlichten Band „Von der Liebe und vom Tod"[4]) zeigt sich diese unlösbare Einheit von Mensch und Werk, besonders wohl in ihrer schönsten Novelle „Die letzte Liebe des Stadtschreibers". Welche Güte, welche Heiterkeit und Süße einer reifen Seele in dieser Schwester Magdalena! Was den drei Margareten, die durch des ungestümen, welterlebten und unverwüstlichen Staatskanzlers Dasein wandelten, nicht gelang, erwirkt der stille Frohsinn einer lieben klösterlichen Frau. Thüring, der wilde Thüring erkennt in seiner besten Stunde, daß aller Mannheit Ursprung, Kraft und Ziel nur an dem einen hing: „Milde mütterliche Frau."

Milde mütterliche Frau! Es ist der klingende Seelenhauch, der durch Maria Wasers Leben und Werke geht, der die glänzenderen Akkorde der Gelehrten und Dichterin noch übertönt und uns mit tiefem Aufatmen bewußt werden läßt, wie schön das schwere Leben dennoch ist, weil solche Frauen möglich und — danken wir's — unser sind.

---

[1]) „Die Politik von Bern, Solothurn und Basel 1466—68". Zürich, Buchdruckerei Berichthaus 1902. — „Henzi und Lessing". Erschienen als „Neujahrsblatt der lit. Gesellschaft". Bern 1904. — „Kulturhistorisches und Literarisches aus dem alten Bern". Erschien im Berner Taschenbuch. — „Künstlerische Handschrift". Erschienen in Raschers Jahrbuch I 1910.

[2]) „Die Geschichte der Anna Waser". Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart. (13. Aufl. 1920.)

[3]) „Scala Santa". Rascher & Co., Zürich. (4.—6. Tausend 1919.)

[4]) „Von der Liebe und vom Tod". Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart. (6. Aufl. 1920.)

Digitized by Google

Oberösterreichische Graphiker / Von Egon Hofmann

Von Oberösterreich wußte man vor dem Großen Kriege, daß es ein Land sei, wo ein guter Most gedeihe; daß der Bauernstand dort reicher als anderswo; daß ein Zipfel dieser Erde zum Salzkammergut gehöre, in dem gewisse Wiener Kreise mit Vorliebe ihren Sommeraufenthalt zu nehmen pflegen. Vielleicht etwas von alter klösterlicher Kultur, von Stiftern mit geschichtlicher Vergangenheit. Möglicherweise, daß Adalbert Stifter den größten Teil seines Lebens hier zugebracht und daß Bruckner zu seinen großen Söhnen gehöre. Von bildender Kunst bestenfalls ein paar Namen: Der Altar von St. Wolfgang und der von Kefermarkt. Von zeitgenössischen Bestrebungen wenig, vielmehr sogar nichts. Einheimische sowohl wie auswärtige. Es gab wohl einen Kunstverein in Linz an der Donau. Aber es fehlten die Künstler. Die wenigen, die es gab, die aus dem Lande stammten, saßen anderswo, oder studierten auswärts. Erst die Zeit nach dem Kriege zeigte anderes Gesicht.

Manche zogen in ihre Heimat zurück, manche fanden in Österreich ob der Enns eine solche. In der Künstlervereinigung „Der Ring" verbanden sich die meisten zu gemeinsamer Arbeit. Ihre erste Bilderschau im Frühjahr 1919 war eine Überraschung: Es gab eine bildende Kunst im Lande. Im Herbst 1920 eine zweite nicht minder bedeutsame Tat, eine graphische Ausstellung. Und da zeigte sich, daß eigentlich der Hauptakzent der Künstlerschaft nicht auf der Malerei im engeren Sinne, sondern in den graphischen Künsten lag; daß gerade eine Anzahl der hervorragendsten Talente ihren wesentlichen Ausdruck in der Abstraktion von der Farbe fanden, Graphiker reinen Blutes waren, nicht solche, die höchstens gelegentlich zur Radiernadel oder dem Schnittmesser, zum lithographischen Stein oder zur Tusche griffen. Und nur von solchen soll hier die Rede sein, deren graphisches Werk ein wesentliches ihrer Persönlichkeit bedeutet, wenn manche auch als Maler ebenso wichtiges zu sagen haben. Das gibt der Künstlerschaft dieses Landes ihr eigentliches Gepräge, unterscheidet sie von den andern Provinzen, wo die Graphik eine untergeordnete Rolle spielt.

Es wäre aber gefehlt, wollte man aus dieser Tatsache eine Gemeinsamkeit ableiten, eine einheitliche nationale Struktur feststellen, wie sie etwa in einzelnen Kantonen der Schweiz, insbesondere im Wallis zu spüren ist. Es gibt keine typische oberösterreichische Schule, keinen gemeinsamen Boden. Jeder Name ist ein Programm für sich, eine Einheit, Gegensatz zu andern. Sowohl im technischen Ausdruck, in der Wahl des Thematischen, im Wollen und der Individualität; Matthias May und Alfred Kubin, Reichel und Hofmann-Linz, Ernst Wagner und Hans Kobinger, Tina Kosler, Margarete Pausinger, Rössing, Dietl, um die hauptsächlichsten Namen zu nennen, es ist jeder eine Welt für sich.

Als Führer der oberösterreichischen Künstlerschaft, enger genommen jener Gruppe, die strebt und ringt, von der Oberfläche zur Tiefe zu gelangen, die in der Kunst einen seelischen Ausdruck und nicht ästhetisches Spiel sieht, die nicht zufrieden mit einer gewonnenen Stufe, technisches Können zwar nicht verachtet oder unterdrückt, aber in diesem etwas Unwesentliches findet, ist wohl Matthias May anzusehen. Schon deshalb, weil er auch eine organisatorische Tätigkeit entfaltet, der „Ring" unter seiner Vorstandschaft eine ausgesprochene nach links gerichtete Tendenz erhielt, und er in seiner Kunstschule einen befruchtenden Boden für einen heimischen Nachwuchs geschaffen. Er ist Kölner, hat aber im Lande Wurzeln gefaßt, schafft seit fast 10 Jahren in Linz, seine Frau, Paula May-Pillesmüller, ist ebenfalls eine Künstlerin von Rang, und dieser Umstand ist um so interessanter, als beide voneinander unabhängig verschiedene Wege gehen, sie eine Veranlagung zum Dekorativen besitzt, während er zu jenen heute seltenen Temperamenten gehört, die Maler reinsten Wassers sind. Das verleugnet sich auch in seiner Graphik nicht. Das Dresdener Kupferstichkabinett besitzt eine Steinzeichnung von einem so samtartigen Schmelz, daß man sie ruhig neben die klassischen Arbeiten von Forain stellen kann. Seine malerische Kultur steht auf höchster Stufe, sein Entwicklungsgang ist von einer logischen Unerbittlichkeit beherrscht, Leibl, Liebermann, das sind seine früheren Stufen, die er durchlief.

May ist inwendig voller Figur. Diese Tatsache macht ihm die Graphik zum wertvollen Ausdrucksmittel, die ein rascheres Arbeiten ermöglicht, Einfälle mit dem flüchtigen Strich festzuhalten, gleichsam Notizen niederzuschreiben. Aber jede ist bei ihm bildmäßig gestaltet, abgewogen, voll innerem Rhythmus. Das Figurale überwiegt; aus früherer Zeit stammen eine große Anzahl von Radierungen, meist Köpfe; noch impressionistisch orientiert. Eine Vorstufe lediglich; für andere wären sie schon endgültige Formulierung gewesen. Seine Steinzeichnungen und Arbeiten mit farbigen Kreiden lassen schon keine Abhängigkeit verspüren, in diesem Material kann May souverän gestalten. Aber noch immer verspürt man ein gewaltiges inneres Ringen, keine halbe Zufriedenheit, wie sie der Akademiker besitzt, der sich seiner Errungenschaften freut. Ziele sind für ihn nur Stufen, die er durchschreitet. Sein Können wird niemals Artistik, seine raffinierte Farbenkultur und unerhört malerische Anschauung niemals bloße Ästhetik. Keine Größe, die nach kurzer Zeit in die Versenkung verschwinden wird, ein bleibender Wert mit einem Platz in der Kunstgeschichte. Er steht in der Vollkraft seines Schaffens, eine robuste Natur, Mitte der dreißiger Jahre. Der Weg zur Kunst

Digitized by Google

wurde ihm vom Schicksal nicht leicht gemacht, er arbeitete in seinen Jugendjahren in der Fabrik. Aber rasch durchlief er dann Kunstgewerbeschule und die Münchener Akademie. Viel konnten ihm diese nicht geben, denn er brachte schon alles mit. Auch die innere Kultur, zu der andere trotz aller Studien nie gelangen.

Während die Kunst Mays zu den Sinnen spricht, das frohe Bekenntnis eines rassigen Malers, ist es schwer, einen Blick hinter die Maske Karl Anton Reichels zu tun. Denn während bei jenem das Thematische eine untergeordnete Rolle spielt, ist bei diesem die Beziehung zum Objekt etwas wichtiges. Daher erklärt es sich auch, daß Reichel durchaus Graphiker ist, daß sein schwarz-weiß Werk seine Persönlichkeit umschreibt, und daneben seine wenigen Temperabilder eigentlich nicht in Frage kommen. Dem Großen Kreis ist er unbekannt. Odi profanum vulgus et arceo. Museen und Sammlungen besitzen wohl ganze Mappen voll seiner Kaltnadelarbeiten. Hermann Bahr widmete ihm ein Buch. Auf einem Landsitz bei Kirchdorf im Kremstal versammelt er mitunter bedeutende Köpfe der Literatur und Kunst. Er ist in Tibet ebenso zu Haus wie in der psychoanalytischen Forschung. Man spricht von der Plastik der Azteken und bedauert, darüber nichts gefunden zu haben. Er geht zu seinem Bücherschrank und holt darüber ein spanisches Werk. Er zitiert die Edda ebensogut wie Hoffmannsthal. Aber er steht immer über den Dingen. Vielleicht aus einer inneren Kälte heraus. Ich könnte mir vorstellen, daß er Anhänger einer längst erloschenen Sekte sei, daß er Hekate-Kultus treibe oder schwarze Magie. Daß ihm diese nicht fernsteht, beweist eine reiche Bibliothek, die er, auch sonst ein großer Sammler über okkulte Wissenschaften, besitzt. Aber es soll von ihm als Graphiker die Rede sein. Ein einzigesmal ist er bisher vor die große Öffentlichkeit getreten, und zwar auf der schon genannten Ausstellung des „Knig". Das gab dieser auch den Charakter einer Sensation. Dabei zeigte er seinen Januskopf. Radierungen höchst naturalistischer Art, Akte, Porträts, Figuren. Das Publikum begeistert. Denn selten sah man einen, der die Technik der schwierigsten Art, der Kalten Nadel so meisterhaft beherrschte, Drucke von einem so unerhörten Zauber der Körnung; — er druckt alles selbst —. Hierin liegt der Ausdruck seines Österreichertums, denn er stammt aus dem Lande, an denen man mit Recht Geschicklichkeit als nationale künstlerische Eigenschaft rühmen kann und die vielen eine Gefahr wird. Aber nicht jene Arbeiten scheinen mir trotz aller Vollendung seine Bedeutung auszumachen. Daneben — auch an Zahl größer — Radierungen solch seltsamer Art, daß sie schon äußerlich auffallen müssen, um Reichel zu jenen Graphikern zu stempeln, „an denen man nicht vorübergehen kann," um im Jargon zu reden. Mit dem Verstand wird man nicht in diese eindringen können. Denn es scheint, als wären diese aus dem Unterbewußtsein entstanden. Es ist aber nicht die Trauer eines Hysterikers, sondern man könnte vielmehr glauben, daß sich der Künstler bewußt in das Unterbewußtsein hinaufgeschraubt hätte. Und dieser Eindruck wird verstärkt, wenn man in dem Geäste der Linien indische und buddhistische Elemente zu erblicken glaubt, Abstraktionen, die bis zur letzten Konsequenz durchgeführt sind, übersinnliche Welten; die in keinen Ausdruck zu fassen sind. Man muß sie fühlen, nicht verstehen.

Auch ein starker musikalischer Zug lebt in ihm. Aus den Klängen von Mahler entstehen Illustrationen — in diesem Fall ein unpassender Ausdruck — zu dessen Totenliedern. Das Grauen der Tierhölle, die Seligkeiten des 7. Himmels Buddhas. Die Yoghaphilosophie ist ihm nichts unbekanntes. Seine Ideenwelt wird ihm zum Mythos, er ist zeitlos. Niemand kann in seine Tiefen leuchten. Akademien hat er nie besucht; einmal Medizin studiert. Viel gereist, kennt überall die führenden Persönlichkeiten. Etwas geheimnisvolles ist um ihn.

Auch die Kunst Alfred Kubins ist eine Ideenkunst. Auch er ist gewissermaßen autodidakt, auch er ausschließlich Graphiker. Das sind aber auch die einzigen Beziehungen, die sie gemeinsam haben. Wenn man von Kubin spricht, denkt man unwillkürlich zugleich an Edgar Allan Poe. Es ist nicht zufällig, daß er zu diesem derart prägnante Bildbeigaben geschaffen. Nur ein Kongenialer war zu dieser Aufgabe befähigt. Deutsche Kritiken nennen ihn den bedeutendsten zeitgenössischen Graphiker. Zurückgezogen lebt er auf Schloß Zwickledt im Innkreis. Und bietet wieder ein klassisches Beispiel für die Unfähigkeit österreichischer beziehungsweise Wiener Kritik, die ihm immer Dilettantismus vorwarfen statt auf ihren deutschböhmischen Landsmann stolz zu sein, die niemals eine wirkliche Größe zu erkennen vermögen und vor äußerlicher Mache auf dem Bauche liegen. Er ist von äußerster Fruchtbarkeit. Aber jedes seiner Blätter, unverkennbar in seiner eigenartigen Federtechnik, ist gefühlt, aus innerer Notwendigkeit geboren. Über Kubin etwas wesentliches sagen zu wollen, erscheint vermessen, da er selbst eine Biographie von stattlichem Umfang seinem bei Georg Müller erschienenen phantastischen Buche „Die andere Seite" vorausschickte. „Ich bin weder Philosoph noch Schriftsteller, sondern so recht mit Fleiß und Leidenschaft Künstler. Bei Papier, Stiften und Tusche verbringe ich meine besten Stunden. Das Handwerk zäh zu betreiben, ist mir tiefste Lust. Wenn ich auch im abstrakten Geist Richtung suchend mich umtat, so gab ich dabei kein Jota meiner Künstlerschaft auf." Das sind seine eigenen Worte. — Und an anderer Stelle: „Sicher ist es die Phantasie, die meinem Dasein den Stempel aufdrückt, die mich glücklich und traurig macht." Avenarius spricht ihn als Traumkünstler an. Damit ist aber sein Schaffensgebiet nicht vollständig umschrieben.

Digitized by Google

Auch der in Gmunden schaffende Ernst Wagner ist der materiellen Umwelt abgewandt. Er steht dem Ideenkreis Steiners nahe. Wenn man ihn als Künstler in eine Kategorie einreihen will, müßte man ihn als Mystiker mit ausgesprochen christlichen Einschlag bezeichnen. Seine literarischen Tendenzen äußern sich in seiner Graphik auch schon darin, daß er sich mit Vorliebe in zyklischer Weise ausdrückt. Erlösungsprobleme, metaphysische Sehnsuchten beschäftigen ihn. Viel Qual und Ringen spricht aus seinen Blättern. Formal halten diese Arbeiten mit dem Ideengehalt nicht immer gleichen Schritt. Aber er gibt immer sein Herzblut. Deshalb greift er zu den verschiedensten Mitteln. Er malt und bildhauert; ebenso wie in schwarz-weiß auch hierin in abstrakter Weise. Schreibt und hält Vorträge. Vielleicht wirkt er sogar auf dieser Art am überzeugendsten. Etwas Prophetisches ist in seinem Wesen. Nie würde man glauben, daß er Dr. jur. ist und lange Zeit bevor er den entscheidenden Schritt zur Kunst tat, Regierungsbeamter war. Der großen Menge wird er immer fremd bleiben, seine tiefe Art setzt zuviel voraus. Jede Linie ist ihm Symbol. Ohne Kommentar ist manches schwer faßbar. Aber ich kenne auch Werke seiner Hand, wo man instinktiv an den heiligen Gral denkt oder die Dreieinigkeit Gottes zu ahnen glaubt. Einer jener Naturen, die das Religiöse nicht deswegen zu ihrem Stoffgebiet erkoren, weil es die größten Kompositionsmöglichkeiten gewährt, sondern im Bewußtsein hier die Quintessenz alles Seienden gefunden zu haben.

Weniger problematisch, der Wirklichkeit angehörend, können wir einige Künstler und Künstlerinnen summarisch anführen. Wenngleich jeder eine selbständige Individualität, mit den andern durch kein innerliches Band verknüpft ist. Da ist vor allem der sympathische Hans Kobinger, der in seinen Linolschnitten malerische alte Winkel aus Steyr oder Wels schildert. Ein liebenswürdiges lyrisches Naturell, ehrlich, der nicht mehr scheinen will als er ist, von starkem Naturempfinden beseelt, bei aller Gefälligkeit unkonventionell und bestrebt, vom Ausschnitt zur selbständigen Bildwirkung zu gelangen.

Ferner Margarete Pauslinger, deren Holzschnitte in Stichelmanier etwas Altertümelndes besitzen, eine Frau voll zartester Empfindung und Innerlichkeit. Tina Kofler, die alle Techniken beherrscht, ausgesprochen malerisch veranlagt, gibt das beste in der Steinzeichnung, mit der sie in manchen Blättern erstaunlich rassige Wirkungen erzielt; in den Farbtönen ihrer farbigen Schnitte hingegen ist sie reich verträumt. Dann der in Linz lebende Egerländer Franz Dietl, ein Schüler Halms (München), ein geborener Gebrauchsgraphiker. Besonders seine farbigen Radierungen haben eine höchst persönliche Note. Ein stark romantischer Zug durchweht seine Arbeiten. Sein Blick scheint mehr in die Vergangenheit gerichtet zu sein, aber bei seiner Jugend wäre es verfrüht, seine Richtung hierin endgültig festzulegen.

Auch Rössing (Gmunden) ist in erster Linie Gebrauchsgraphiker. Holzschnitte kleinsten Formates, Illustrationen zu Fritz Reuter, die er für den Furcheverlag schuf, sind direkt meisterhaft.

Zum Schlusse noch ein etwas heikles Kapitel, der Autor über sich selbst. Versuchen wir daher möglichste Objektivierung, kein Urteil, sondern Daten. Egon-Hofmann-Linz, ein Oberösterreicher, 1884 geboren, studierte zuerst auf verschiedenen Universitäten und erwarb hierbei den Doktortitel. Aus dieser Zeit haftet ihm aber sonst nichts an wie einige Außenquarten. Sattelte um, besuchte die Akademien von Stuttgart und Dresden. Seiner Art stehen indes nur die Schweizer nahe. Machte den Krieg mit. Leidenschaftlicher Hochtourist, Skiläufer und Jäger. Liebt die Berge über alles und diese Welt erscheint ihm als wesentlichstes Schaffensgebiet; findet die Bauern interessanter wie die Stadtleute. Sein bevorzugtes Ausdrucksmittel, der Holzschnitt, wie es seiner mehr derben Art entspräche. Sächsische Kritiken nennen ihn einen Heimatskünstler, seinen Landsleuten dagegen erscheint er als wilder Expressionist. Seine Freunde der radikalen Dresdner Sezession 1919 betiteln ihn als Biedermeier, andere als Tuifelemaler. Malt viel in den Bergen, wo er monatelang haust. Das Problem „des" Berges wird ihn bis an sein Ende beschäftigen. Betätigt sich auch in der Schriftstellerei und ist Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften.

Grundsätzliches zu einer Weiterentwicklung der Kinos

Von Hans Heller

Über „nationale Kinoreform" sind im „Wächter" 1920, Heft 2, S. 119 einige Bemerkungen gemacht. Sie treffen meines Erachtens, wie die meisten in dieser Richtung liegenden Ausführungen, jedoch nur das Äußerliche der in Rede stehenden Angelegenheit. Weder durch „Bauten mit allen neuzeitlichen und praktischen Vorkehrungen" noch durch „scharfe Kontrolle" darf man hoffen etwas zu erreichen, was mit dem Namen einer „Reform" umschrieben werden kann. Will man das Kino weiter und naturgemäß h ö h e r entwickeln, so muß man offenbar sich dessen bewußt werden, was des Kino Sinn und W e s e n ist und was

Digitized by Google

also geschehen muß, um eben dies Wesentliche in seiner Art zu bessern bzw. neu zu gestalten. Die Angelegenheit ist dringend. Das „Theater des kleinen Mannes“ verlangt es, man mag dazu stehen wie man will, daß andere als nur Photographen- und Artistenkreise sich um seine Gestaltung bemühen. Hierzu wollen die folgenden Bemerkungen einen Beitrag liefern.

Zunächst, was ist das Unterscheidende von Schaubühne und Lichtspielhaus? Es ist, sehen wir von weiteren Vertiefungen der Fragestellung ab, offenbar dieses: die Schaubühne liefert einen Vorgang und seine Entwicklung im gesprochenen Wort, der Spieler ist lediglich das Mittel, eben jenes Wortwerk des Dichters dem Hörer zu vermitteln. Natürlich ist die Art dieser Vermittlung höchst bedeutungsvoll, aber wesentlich, d. h. naturnotwendig ist das „Spiel“ als solches nicht. Alles: Gesten, Szenerie, Theaterdonner sind Mittel zweiten (in Reinhardtscher Verballhornung sogar letzten) Grades, um das Dichtwerk dem Hörer zugänglich zu machen. Beweise liefern die Bühnen der Antike, die jeder Szenerie entbehrten, die Shakespeare-Bühne (etwa das Globe-Theater) mit ihrer mehr als dürftigen Ausstattung, die neuzeitliche Stilbühne, schließlich die oft genug geübte Möglichkeit, daß ein Künstler ein ganzes Drama „rezitiert“, wobei also die Bühne als solche ganz verschwindet und das Drama, d. h. die Handlung, ganz in der Vorstellung des Hörers lebendig ist, ohne daß optische Eindrücke dieser rein seelischen Begebenheit zu Hilfe kämen.

Diese aber, bildliche Vorgänge, die als solche ins Bewußtsein übergehen, sind das Wesentliche und Entscheidende für das Kino. Der bühnenmäßige Hergang also ist hier das Erste (und Einzige), das gesprochene Wort als Ausdruck und Mittler dichterischer Konzeption fehlt ganz, taucht in neuen Films jedoch als „Überschrift“ und „Zwischentext“ fragmentarisch wieder auf. Immer aber, und das hat den Ruf und Siegeszug des Kinos begründet, ist das Bild für das Auge der Vorgang.

Was ergibt sich aus solchem Sachverhalt? Zunächst einmal die Möglichkeit einer ästhetischen Bewertung beider Vorführungsgattungen. Wenn die Schaubühne das Dichtwerk ins Bewußtsein rücken will, so ist ihr erstes Wollen unmittelbar eine Forderung. Eine Forderung nämlich an die Phantasie des Hörers, der gemeinhin fälschlich Zuschauer heißt (denn das Schauen ist nicht notwendig, ich lasse den „Faust“ mit geschlossenen Augen an mir vorübergehen, jedes „Schauen“ müßte das Aufnehmen der unsterblichen Worte verwirren). Die Phantasie des Hörers wird beansprucht. Denn sei's Tragödie oder Lustspiel: immer sind es seelische Sachverhalte, Konflikte, ja seelisches Ringen, das da oben im Wort des Spielers lebendig gemacht wird, auf daß im Bewußtsein des Hörers ein Wiederschein eben jenes Seelischen, ganz Ungegenständlichen des Dichtwerks erweckt werde. Das „Künstlerische“ liegt alsdann in jenem Abwägen des Wortes, das zwar alle Beziehungen andeutet, enthüllt, niemals aber konkret ausspricht. Die erhabene Sprache unserer Klassik muß bestehen bleiben, soll anders nicht jegliche Möglichkeit phantasievoller Mitarbeit des Zuhörers unterbleiben. Warum mußte der Naturalismus von der Bühne verschwinden? Weil von ihm nichts ausging, was der gestaltenden und empfindenden Phantasie Nahrung gab, weil er Tatsächliches bot, das die Seele des Alltags als längst bekannt und — uninteressant ablehnen mußte, denn das Einzigartige, der Flug in eine Welt des Scheins, die die Phantasie sich baut, die sind erste Bedingung des Künstlerischen. Die Schaubühne, um es zu wiederholen, verlangt Tätigkeit! Tätigkeit der Seele, die durch seelische Gestaltung im Dichtwerk ausgelöst wird. Und eben diese ganz ins Abstrakte gehende Wirkung ist es, was wir suchen in feierlichen oder ganz ausruhsamen Stunden. Ob wir „die Natur“ genießen oder ein Gedicht lesen oder ein Bildwerk beschauen: nicht das Konkret-Gegenständliche, sondern das Abstrakt-Geistige ist Ursache und Mittel unserer Empfindung in einer oder anderer Art. Die unmeßbare Mannigfaltigkeit aber der geistigen Beziehungen und Verknüpfungsmöglichkeiten ist die Quelle jener „Befriedigung“, die uns selbst im Erschütterndsten des seelischen Erlebnisses überkommt, jenes Eigenartigen, das die Alten „Katharsis“ nannten, das Lessing als „Reinigung“ umschrieb. Wir suchen darum Spiele der Phantasie, wenn wir zu künstlerischem Erleben gehen. Jedes Kind baut aus lächerlich einfachsten Mitteln Dinge, die Sinn und Wert und also Freude, Befriedigung erst und nur durch die mitschaffende Phantasie erhalten. (Darum sind noch immer die besten Spielsachen die einfachsten gewesen, die keineswegs viel Gegenständliches, sondern wenig bieten, dafür aber eben der schöpferischen Phantasie um so mehr Spielraum gewähren.)

Das Kino dagegen steht am andern Pol dieses Beziehungsbildes. Nicht die Forderung der Schaubühne, sondern die Befriedigung sind ihm Lebensinhalt. Das Bild kann nichts anderes leisten. Seine „photographische“ Treue duldet keine Tätigkeit der Phantasie! Ihr ist jegliche Willkür untersagt durch die Eindeutigkeit mit der der Film die Begebenheit darstellt, darstellen muß. Denn ein dichterisches Werk ist niemals das Gerüst und der Gegenstand der Filmvorführung, sondern im besten Falle ist es die dichterische Idee. Ihre Auswirkung ist eben das Bild. Und jener Vorgang, der in unendlicher Vielgestaltigkeit in den Hirnen und Herzen der Hörer im Theater durch das Wort des Dichters

Digitized by Google

entfesselt wird, er liegt beim Kino vor der Aufführung. Was unsere Phantasie im Theater aus sich selbst heraus mit allen Schauern oder allem Lustgefühl nachschafft, das nimmt ihr beim Kino der Regisseur ab. Und wir „erleben" im Film nur, wie in seinem Kopf sich die Welt malt, bekommen einen Hergang fertig vorgesetzt, ohne daß unserer Empfindung ein mehr als bescheidener Spielraum gelassen wäre. Es ist das Spielzeug des Kindes, an dem alles „naturgetreu" dran ist und wo dem Hunger der Phantasie so gar nichts übrig blieb. Gewiß, auch das kann erfreuen, befriedigen. Aber in jedem Fall nur an der Oberfläche. Niemals zerrt das unkeusch offenbarende Bild so stark, so aufwühlend an unserem Ich als das hundert Stufen der Deutung, der Empfindung und Vorstellung zugängliche Wort. Niemals darum nehmen wir eine andere Erschütterung aus dem Kino mit nach Hause als die unserer Netzhaut, bestenfalls noch unseres Zwerchfells. Der heilige künstlerische „Enthusiasmus, der beispielsweise aus Schillers „Räuber" eine ganze Hörerschaft in flammende Begeisterung zu setzen versuchte, er wird niemals dem Kino beschieden sein. Denn das Kino gibt morphologische Sachverhalte, das Theater aber künstlerische Erlebnisse. Jenes triumphiert durch höchstgesteigerte Technik, dieses durch ästhetische Leistung, die dann am höchsten zu bewerten ist, wenn sie jeglicher Technik entraten kann.

Also ist nur das Theater eine Kunststätte, das Kino ein Unterhaltungsmittel? Ich stehe nicht an, den ersten Teil des Satzes unbedingt zu bejahen. Zum andern Teil jedoch ist Einiges zu sagen, woraus wir Berechtigung und weiterhin Entwicklungsmöglichkeit des Kinos herleiten möchten. Zunächst: es ist in vorstehendem mit strengem Maße gemessen worden. Niemanden, der gewillt ist, das Urteil nicht der Mehrheit, sondern der Bestheit anzuhören und bestimmend sein zu lassen, wird eine andere Stellung zu künstlichen Dingen, die ja schließlich Kulturgipfelpunkte in sich begreifen, gelten lassen. Dem Soziologen liegt ein anderer Maßstab ob. Er fragt nach der seelischen Struktur der Gesellschaft und stellt dabei Grade fest, die es rechtfertigen, dem „kleinen Mann" (im Geistigen, Seelischen, wenn man will: Künstlerischen kleinen Mann!) zu verstatten, was dem ästhetisch Kultivierten entbehrlich dünkt. Freilich, es ist immer bedenklich, die Mittelmäßigkeit des Subjektes zur Entschuldigung für herabgesetzte Zumutungen an seine Leistungsfähigkeit zu machen. Aber die Tatsache besteht, das Kino ist da, dem „kleinen Mann" ist es mehr als nur Schaubühnen-Ersatz, und so zwingen die Gegebenheiten, aus sich heraus beurteilt und entwickelt zu werden. Aus der oben gegebenen Kennzeichnung des Wesens der Schaubühne folgt ohne weiteres auch, warum im allgemeinen die große Masse dem Theater und damit den Größten unseres Schrifttums entfremdet bleiben muß. Das Theater fordere eine Leistung, sagten wir. Aber der Geist, der tagsüber tätig war, die Seele, die in immer steigendem Maße von den Eindrücken des Alltags beansprucht wird, sie sind am Ende solcher Tagesarbeit erschöpft, zu müde, um aus sich heraus Spiele der Phantasie zu gestalten, die in engsten Beziehungen zum Dichtwerk stehen. Vergessen wir auch nicht, daß die Seele der breiten Masse mit der steigenden Industrialisierung Deutschlands abstumpfte und feineren Empfindungen vielleicht nicht verschlossen, aber doch so sehr viel schwerer zugänglich ist als ehedem, da das Leben (im ganzen genommen) geruhsamer, innerlicher verlief.

Kann, aus den eingangs entwickelten Gründen, das Kino niemals Vermittler einer künstlerischen, die Phantasie durch seelische Zusammenhänge befruchtenden Idee sein, so muß als erste Forderung ausgesprochen werden, das Bild zur Quelle vertiefter Erschütterung zu gestalten, so daß in der Tat eine angenäherte Sättigung der Phantasie des Beschauers eingeleitet wird. Denn diese Erfüllung der Phantasie ist nötig; ihr Fehlen ist ja gerade das Kulturfeindliche des Kinos. Immer ist die Phantasie unbefriedigt, der Beschauer lechzt förmlich nach neuen Eindrücken, um freilich auch in ihnen keine Erfüllung zu finden. (Nur deshalb sind die Aufführungsziffern selbst „zugkräftigster" Filme am gleichen Orte so niedrig und stets auf engen Zeitraum beschränkt.) Und in der Tat vermag der Film eine solche tiefere Wirkung des rein Bildlichen zu erzielen. Es ist vor allem die natürliche Landschaft, deren Behandlung in (hier ist es möglich!) künstlerischem Sinne solche psychische Bewegung zuläßt. Jetzt erscheint mit dem neuen Schauplatz der Handlung gemeinhin sofort diese selbst, und das Interesse des Schauenden ist alsbald auf die Menschen gerichtet. Man lerne das meiden. Man lasse Auge und Sinn ausruhen. Nicht den Sprung aus dem Milliardärspalast in eine Waldecke, wo der Abenteurer lauert, sondern erst einmal in den Wald selbst! Erst ein personenleeres Bild, das durch sich selbst wirkt. Wie das Auge beruhigend, das ästhetische Empfinden aber kräftig in Schwingung bringend vermögen, um das Beispiel festzuhalten, schöne Baumgruppen, majestätische Fichten, weite Feldflächen, Ausblicke in verdämmernde Fernen zu wirken! Hier wirkt das Bild in erster Annäherung so wie die Natur — ästhetisch. Und dann mag die Handlung wieder einsetzen. Selbstverständliche Voraussetzung ist eine gute technische Behandlung des Films. Noch ist er durchaus nicht „flimmerfrei", und selbst bestem Erfolge der Filmindustrie müßte stets die Optik Eintrag tun, die jedes, und auch das kleinste Fehlerstück vergrößert auf

Digitized by Google

die weiße Fläche wirft. Und noch eines wäre zu bedenken: man gebe sich nicht der Täuschung hin, fremdländische Landschaften vortäuschen zu können, d. h. Gegenden anderer Erdteile zu zeigen. Sieht man ganz von solchen erheiternd wirkenden Bildern ab wie jenem, wo sich die „Steppen Inner-Afrikas“ blitzartig als Rüdersdorfer Kalkwerke enthüllen, so ist es ein Irrtum zu glauben, man habe tatsächlich jemals „afrikanische“ Vorstellungen. Jawohl: im ausgesprochenen, an Ort und Stelle gemachten Landschaftsfilm. Aber zu einer die Aufmerksamkeit beanspruchenden Handlung auch noch außereuropäische Sonderbarkeiten verdauen lassen zu wollen — das ist denn doch zuviel verlangt. In unserer Vorstellung eng vertrauter Umgebung verdichtet sich das Interesse am wirksamsten.

Eine zweite Entwicklungsmöglichkeit und damit Forderung dürfen wir finden in der Wahl des Stoffes der Kinodarstellung. Da das Bild immer das Wesentliche ist, so sollte man verzichten lernen auf Geschehnisfolgen, deren Absicht in seelischen Sachverhalten liegt, die bildlich nicht oder nur in plumpen Auswirkungen demonstrierbar sind. Ich nenne jene hundertmal „gespielten“ Erwägungen, die ein Mädchen zur Dirne werden ließen, was sich bildlich einfach nicht darstellen läßt. Kein Zweifel: die Veranlassung zu solchem Verzweiflungsschritt ist sichtbar zu machen: Verführung, Verstoßung, Not. Aber die Ursache zu jenem Äußersten, die tief im Herzen des Mädchens beschlossen liegt, die ganz ungegenständlich ist, sie läßt sich nie darstellen. Sie aber gebiert den Entschluß, und die Seelennöte, Gewissenskämpfe, die das Wort der Schaubühne so eindringlich wiederspiegelt, sie sind nicht auszudrücken in ein paar gefalteten Händen mit Augenaufschlag oder — armseligstes Mittel! — der Vorführung von ein paar „Tagebuch“seiten. Derartige seelische Feinheiten, kaum dem Dichtermunde ausdrückbar, entziehen sich bildlicher Wiedergabe. Allerdings, geht man diesem Gedanken folgerichtig nach, so müßte ein großer Teil der heute mit Vorliebe gestalteten Stoffe aus dem Filmbereich verschwinden. Es ist wahrlich nicht schade darum. Sehen wir ganz ab von künstlerischen Erwägungen — gerade Bildthemen der angedeuteten Art sind das Rückgrat sogenannter Aufklärungsfilms, dem Verderblichsten, das je geschaffen ward. Sind sie doch der Anlaß zu der angeblich entbehrlichen Überprüfung der Films geworden . . . Muß das Kino also auf Bilder eben genannter Art verzichten, so ist anderseits ihm ein Bereich zuzuweisen, in dem die Schaubühne fast stets versagt, das Gebiet des Mystischen und Geheimnisvollen. Hier, wo es auf mechanisch unwahrscheinliche Geschehnisse ankommt, ist die große Leistungsfähigkeit der Lichtbildkunst zu sehr guten Wirkungen befähigt. Stoffe, wie „der Student von Prag“, dem Wegener sich zur Verfügung stellte, in ihrem geheimnisvollen Zauber, der irdisch-konkrete Gegebenheiten in jenseitige Sphären reichen läßt, sie sind in der Tat der filmtechnischen Behandlung zugänglich. Wiederum gehören Takt und Verständnis für die Grenzen der Leistungsfähigkeit zur glücklichen Erfüllung der Aufgabe, im wesentlichen optische Phänomene zu verdeutlichen.

Von einer dritten Möglichkeit, das Kino weiter zu entwickeln, war schon öfter die Rede. Es ist die Verwendung des Films zur Vorführung landschaftlicher, künstlerischer, technischer, wissenschaftlicher Bilder. Aber hiervon soll nichts gesagt sein, da viele dieser Stoffe wohl nie in dem doch vorwiegend unterhalten wollenden Lichtspielhaus sich einbürgern werden. Ihre Bedeutung als Belehrungsmittel ist allerdings außerordentlich groß, und hier dürfte wirklich die Kulturaufgabe des Kinos liegen: das Kino als Bildungsmittel auszugestalten. Einzelnes aus dem dahin gehörenden Stoffgebiet aber läßt sich nun sehr glücklich in den üblichen Spielplan einfügen. So vor allem Bilder aus dem Leben der Technik und Industrie. Ich entsinne mich Bilderreihen, wie etwa: „Werdegang einer Eisenbahnschiene“, die geradezu dramatische Wirkungen auslösten. Kein Wunder! Hier ist ja alles Bild, ist alles Schauwerk. Und den Pfaden zu folgen, auf denen im Erdenschoße gegrabenes Eisenerz zu Stahl und arbeitstauglichen Formen wird, solches Werden zu schauen ist mir hoher Genuß gewesen. Und so bestätigt auch dieses Beispiel, daß das Wesen des Kinos das sachliche Bild ist. Hier liegen die einzigen, freilich verheißenden Möglichkeiten seiner Weiterentwicklung. Eines vor allem ist hierzu nötig, und ich nenne es nur kurz, weil es selbst vertiefte Erörterung verdiente: der sittliche Ernst, mit dem solche Entwicklung betrieben wird. Nur aus sittlich reinsten Absichten kann dem Kino eine gesegnete Zukunft werden, gesegnet vor allem in Rücksicht auf die Schauenden, Genießenden! Möchten sich unsere Kino-Meister ihrer völkischen Verantwortung bewußt werden. Man darf wohl sagen: Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben; auch in eure! Bewahrt sie . . .

Digitized by Google

Rudolf Schiestl

Bergdorf

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Wächter

Monatsschrift für alle Zweige der Kultur

in Verbindung mit dem Eichendorff-Bund

Begründet und herausgegeben von Wilhelm Kosch

4ter Jahrgang / 1921 / September-Heft / München

Dante Alighieri

Zu Ravenna hört man schallen
Nachts oft himmlischen Gesang;
Engel ziehen, Geister wallen
Dantes Gruftgemach entlang.

Mondhell leuchten ihre Schwingen
An den dunkeln Pfeilern hin,
Und gar süß ist, was sie singen,
Wenn sie traut sein Grab umziehn.

Geister, die nicht mühsam drangen
Läuternd sich von Stern zu Stern,
Die ein Grab noch nie umfangen,
Weilen hier und sinnen gern.

Denn sie schauen Auferstehung,
Wo wir nur Vernichtung sehn,
Wie hier wuchernd nach der Schmähung
Lorbeern eine Stirn umwehn.

Doch voran den Wandellosen
Schwebt ein einstig Erdenkind,
Wie der Schein von Maienrosen,
Die zu Nacht entbronnen sind.

Beatrice, welcher Schimmer!
Beatrice, welches Licht!
Welches Lächeln hat noch immer,
Himmlische, Dein Angesicht!

In der Seligkeiten Mitten
Mahnts Dich noch an Erdenglück?
Wo wir liebten, wo wir litten,
Bleibt das halbe Herz zurück.

Wie der Stern dem Stern verwoben
Tief sich in den Fluten zeigt,
Schwebst Du hier zugleich und droben,
Erd und Himmel zugeneigt.

Und es scheint Dein Mund zu sagen:
Herrlich ist des Himmels Lohn,
Doch in meinen Erdentagen
War ich liebend selig schon.

Solche Seelen, solche Engel
Ziehn heran zu diesem Ort: —
Eine nahet still, voll Mängel,
Wenn die lichten Scharen fort.

Eine schöne, eine bleiche
Kummervolle Traumgestalt:
Ach, aus einem andern Reiche
Kommt Francesca hergewallt.

Schwebet auf so sel'gen Fluren,
Weh und Wahn im heißen Blick:
Fernher klingt von Morgenfluren
Himmlischer Gesang zurück. —

Solche Wundermächte weben
Um des Sängers einsam Grab;
Geister wallen, Engel schweben
Himmelan und himmelab.

Martin Greif.

Digitized by Google

Abschied von Beatrice / Von Dante Alighieri

Am 14. September 1921 begeht die Welt den 600. Todestag des unsterblichen Dichters, der uns die „Göttliche Komödie“ geschenkt hat. Allen voran legt Deutschland einen Kranz ehrfurchtvoller Huldigungen am Grabe Dantes nieder. Die zahlreichen Übersetzungen, von denen die des Königs Johann von Sachsen (Philalethes) heute noch einen ersten Platz behauptet, können an dieser Stelle nicht gewürdigt werden. Ein von Hugo Daffner herausgegebenes „Deutsches Dante-Jahrbuch“ (5. Bd. 1920, Jena, Eugen Diederichs) enthält eine Reihe wertvoller Beiträge zum Dante-Problem usw., es kann ebenso wie der „Beitritt in die Neue Deutsche Dante-Gesellschaft“ jedem Gebildeten nur aufs wärmste empfohlen werden. Auch der wohlfeilsten und literarhistorisch bedeutsamsten Dante-Biographie sei an dieser Stelle gedacht: Das Leben Dantes von Boccaccio (Insel-Bücherei Nr. 275, Leipzig, Inselverlag). Eine hervorragende Arbeit bildet Alfred Bassermanns kürzlich vollendete Verdeutschung von „Dantes Paradies“ (Der Komödie dritter Teil, München, R. Oldenbourg). Des gelehrten deutschen Nachdichters Lebenswerk, das mit diesem Band zum Abschluß kommt, hat sich, wie das empfehlende Begleitwort des opferwilligen Verlegers ausführt, über eine lange Reihe von Jahren erstreckt, wohl nicht zum Nachteil der Verdeutschung und nicht ohne innere Notwendigkeit. Auch im Original der Divina Commedia ist der Entwicklungsgang fühlbar, den der Dichter selbst während seiner großen Lebensarbeit durchgemacht hat: die jugendlich leidenschaftliche Fülle konkreten Lebens in der Hölle (1892 erschienen); die reife Männlichkeit, der nichts Menschliches fremd ist, im Fegeberg (1908 erschienen); die abgeklärte Weisheit des Alters, die im Paradies aus Sternenferne auf die kleine Erde herabblickt und zu den letzten und höchsten Fragen emporbringt. Der Übersetzer hat diese Wandlung ebenso durchlaufen, und die Divina Commedia ist ihm wie jedem aufrichtig Suchenden zum Erlebnis geworden. So hat sich seine Arbeit wie von selbst dem Original angepaßt und spiegelt von Stufe zu Stufe dessen Wandel in Ausdruck und Stimmung wieder mit jener Treue, wie sie für die beiden ersten Teile anerkannt worden ist. Die Anmerkungen bieten wieder alles für das Verständnis Erforderliche, und ein umfangreicher wissenschaftlicher Anhang gibt mit ausführlichen Nachweisungen und Untersuchungen Grundlage und Hintergrund zu dem ganzen Weltbild Dantes und zugleich eingehende Rechenschaft über die in Betracht kommenden philologischen Fragen. Mit gütiger Erlaubnis Alfred Bassermanns veröffentlichen wir aus seiner Nachdichtung den 30. Gesang und den Anfang des 31. mit den wichtigsten dazu gehörigen Anmerkungen. Der Wächter.

Fern glüht von uns sechstausend Meilen fast[1]
Die sechste Stunde, und der Erdball neigt
Schon seinen Schatten hin zur ebnen Rast,

Wenn der uns fernste Himmel so sich zeigt
In seiner Mitte, daß vom Sterngefilde
Manch Licht zu uns hernieder nicht mehr steigt.

Und wie der Sonne Magd in lichter Milde
Fortschreitet, wird im Himmelssaal verhangen
Ein Bild ums andre bis zum schönsten Bilde.

Nicht anders war auch dieses Siegesprangen,
Das stets den Punkt umkreist, der mich geblendet,
Und der umfängt, wovon er scheint umfangen,

Für meine Augen nach und nach verendet.
Drum ward mein Blick nach Beatricens Zügen
Durch Schauspiels Schluß und Liebe neu gewendet.

Wollt' ich zu einem einz'gen Lobe fügen,
All was mein Sang bisher ihr dargestreut,
Zu schwach doch wär's, so Großem zu genügen.

---

[1] ff. Dante bemißt den Erdumfang (Conv. III, 5) ebenso wie Alfraganus, cp. 8, auf 20 400 Meilen, wonach der Quadrant 5100 Meilen beträgt. Wenn also 6000 Meilen fern von uns die sechste (= Mittags-)Stunde glüht, so ist für uns die Sonne bald im Aufgehen und wirft den Schatten der Erde fast wagrecht nach der entgegengesetzten Seite, während die Sternbilder eines ums andere zu verblassen beginnen.

[7] Die Morgenröte.

Digitized by Google

19 Die Schönheit, die ich schaute, überbeut
Nicht unser Maß allein, ich darf wohl sagen,
Daß ganz ihr Schöpfer nur sich ihrer freut.

22 An diesem Ort bekenn' ich mich geschlagen,
Mehr als an einem Schwerpunkt ihrer Szenen
Lust- oder Schauspieldichter je erlagen.

25 Denn wie die Sonne Augen, die leicht tränen,
Läßt mir des holden Lächlens Angedenken
Den Geist vergehn an seinem eignen Sehnen.

28 Vom Tag, der sie zu schaun mir wollte schenken
Im Diesseits, bis zu diesen Hochgesichten
War nie mein Sang gehemmt, ihr nachzulenken.

31 Doch jetzo muß mit Fug mein Sang verzichten,
Noch weiter ihrer Schönheit nachzudringen,
Wie auf sein Letztes jedes Künstlers Dichten.

34 So, wie sie melden mag ein mächt'ger Klingen
Als meiner Tuba Ton, die sich bereitet,
Zu End' ihr wagekühnes Stück zu bringen,

37 Mit Wink und Wort, wie sichrer Führer leitet,
Sprach sie: „Empor aus größten Raums Getriebe
Zum Himmel geht's, der rein als Licht sich breitet.

40 Als Licht des Geistes, das da voll von Liebe,
Als Liebe des Urguten, voll von Freude,
Als Freude, deren Lust kein Maß umschriebe.

43 Hier wirst du sehn des Paradieses beide
Heerscharen, und die eine in Gewanden,
Die ihr am jüngsten Tag bestimmt zum Kleide."

46 Wie jäher Blitz, der also macht zu Schanden
Der Sehkraft Geister, daß dem Auge nicht
Des stärksten Bildes Eindruck mehr vorhanden:

49 Also umlohte mich lebend'ges Licht
Und ließ mich eingehüllt in seinem Glast
So fest, daß nichts mehr wahrnahm mein Gesicht.

---

[19] Die himmlische Wahrheit, die sich in Beatricen offenbart (Prg. 30, 34 Anm.), wird weder von Menschen noch von Himmlischen ganz, sondern nur von Gott völlig geschaut und genossen.

[33] Das letzte Ziel, das ihm unerreicht vor Augen steht. „Betracht' ich meine Siebensachen, Seh' ich, was hätt' ich sollen machen."

[34] ff. Hinter dem nächstliegenden Sinn, Dante überlasse die Schilderung ihrer Schönheit einem sprachgewaltigeren Sänger, könnte vielleicht noch der von Scartazzini vermutete Gedanke stehen, die volle Schilderung ihrer Schönheit, die letzte Offenbarung der himmlischen Wahrheit überlasse er der Verkündung des jüngsten Gerichts.

[37]—[42] Aufstieg zum Empyreum. „Erkennend lieben, liebend besitzen, besitzend genießen," der Stufengang, der immer wiederkehrt.

[43] Die Engel und die Seligen. Diese in dem Aussehen, das sie am Tag des Gerichts mit ihren neuverliehenen Leibern zeigen werden.

Digitized by Google

„Die Liebe, dieses Himmels sel'ge Rast,
Beut stets an ihrer Schwelle solch Willkommen,
Damit der Docht die Flamme besser faßt."

Und früher hatt' ich noch nicht aufgenommen
Die kurzen Worte, als ich schon erkannt,
Daß mehr als eigne Kraft mich überkommen.

Und neue Sehkraft war mir so entbrannt,
Daß sich kein Licht so strahlend hätt' erwiesen,
Daß seiner nicht mein Aug' sich hätt' ermannt.

Und einen Schimmer sah als Fluß ich fließen
Von Blitzen funkelnd zwischen zwei Gestaden,
Die bunt von wunderbaren Frühlings Sprießen.

Rings aus dem Flusse sah ich sich entladen
Und in die Blumen senken lichte Funken,
Rubinen gleich, umfaßt von goldnem Faden.

Dann tauchten sie, wie von den Düften trunken,
Zurück in dieses Strudels Wunderbild,
Und der entstieg, wenn jener war versunken.

„Der hehre Wunsch, der in dir loht und quillt,
Daß dir der Sinn des Schauspiels sich entstricke,
Gefällt mir um so mehr, je mehr er schwillt.

Doch braucht's, daß erst dies Wasser dich erquicke,
Eh du ein Dürsten stillst von solchem Maße."
So sprach zu mir die Sonne meiner Blicke.

Und fügte bei: „Der Fluß und die Topase,
Die gehn und kommen, und das heitre Grün
Sind Schattenvorspiel auf der Wahrheit Straße.

In sich nicht schafft ihr Sinn so herbes Mühn;
Ein Fehler ist es, in dir selbst gelegen,
Daß deiner Augen Kraft noch nicht so kühn."

Kein Kind neigt sich so rasch der Milch entgegen
Mit seinem Angesicht, wenn sein Erwachen
Viel später als nach seinem sonst'gen Pflegen:

52—60 Wie man einen frischen, noch nicht angebrannten Docht in die Flamme hält, um ihn leichter entzündlich zu machen, so wird Dante durch das Entgegenflammen des Lichthimmels zur Aufnahme der letzten Gesichte, die seiner warten, besser befähigt. Dieses Entgegenflammen versinnbildlicht die Erleuchtung, „das Licht der Herrlichkeit", das nach der Lehre der Scholastik zum Anschauen Gottes vorbereitet.

76 ff. Zu dem höchsten Anschauen der Gottheit, das sich für Dante vorbereitet, zeigt sich ihm zunächst ein Sinnbild, der schimmernde Fluß, von Blumen umgeben, mit dem Wechselspiel sprühender Funken; das göttliche Licht, geschaut vorerst noch in seinen Wirkungen, als Strom durch die Zeiten (Philalethes), mit der Befruchtung der Menschenblumen durch die von den Engeln getragenen göttlichen Funken.

Digitized by Google

Wie ich, um bess're Spiegel noch zu machen
Aus meinen Augen, mich zur Flut gebogen,
Die strömt, um bess're Kraft uns zu entfachen.

Und wie ich nun gelezt an ihren Wogen
Der Augenlider Traufen, kam's mir vor,
Daß ihre Länge in ein Rund gezogen.

Sodann, gleich wie der Larventräger Chor,
Der, wenn die fremde Hülle erst gefallen
Der Masken, anders scheinet als zuvor,

So tauschten sich in festlicheres Wallen
Die Blum' und Funken mir, so daß ich schaute
Sichtbar des Himmels beiderlei Vasallen.

O Gottes Widerschein, durch den ich schaute
Des wahren Reiches hehren Siegeskranz,
Gib Kraft zu sagen mir, wie ich ihn schaute.

Ein Licht ist droben, welches klaren Brands
Den Schöpfer dem Geschöpf zu schaun verleiht,
Das Frieden findet nur in seinem Glanz.

Und kreisrund dehnt sich seine Herrlichkeit,
Bis daß sie solchen Umfang sich gegeben,
Der für der Sonne Gürtel selbst zu weit.

Ein Strahl schafft dieses ganzen Schauspiels Weben,
Der auf des Urbewegten Wölbung glänzt,
Das dorther schöpfet Wirkungskraft und Leben.

Und wie ein Rain im See, der ihn begrenzt,
Sich spiegelt, froh des Schmucks, der ihm gewoben,
Wenn Grün und Blust am lieblichsten ihn kränzt:

So sah ich ringsum ob dem Licht erhoben,
Sich spiegeln hin durch über tausend Bänke,
All was von uns die Heimkehr fand noch droben.

Und fasset schon das niederste Gesenke
So großes Licht, so fragt euch, welche Weiten
Der Rose fernster Blättersaum umschränke.

85—96 Es erfolgt eine weitere Erleuchtung durch das Baden der Augen in dem Lichtstrom, die dadurch zu klareren Spiegeln werden, und eine Steigerung des erkennenden Schauens, indem sich das göttliche Licht aus dem Zeitenstrom in die Ewigkeits- und Unendlichkeitsform des Kreises (Philalethes) umbildet, um den her die Blumen und Funken sich in die Scharen der Seligen und Engel enthüllen.

97 ff. Der dreimal wiederkehrende Reim „schaute" kündigt feierlich an, daß nun das wahre Schauen eingetreten ist, das Ziel aller Sehnsucht, die Erfüllung aller Seligkeit.

100—108 Eben der Ewigkeitskreis des göttlichen Lichts (V. 90), in dem wir zugleich den Quell der vom Empyreum auf den Kristallhimmel, das „Urbewegte", ausströmenden Lebens- und Wirkungskraft, Bewegung und Triebkraft zu sehen haben.

112 ff. In der Reinheit des Lichtsees spiegeln sich die amphitheatralisch aufsteigenden Reihen der Seligen.

117 Die Rose, deren Blütenboden durch den Lichtsee gebildet wird, während die Seligen die Rosenblätter darstellen.

Digitized by Google

Mein Blick verlor in diesen Höhn und Breiten
Sich keineswegs; er faßte ganz und gar
So Maß wie Art all dieser Seligkeiten.

Hier machet Fern und Nah nicht trüb und klar.
Denn wo Gott unvermittelt lenkt die Lose,
Ist das Naturgesetz der Geltung bar.

Hin zu dem gelben Grund der ew'gen Rose,
Die ausläbt, aufsteigt und von Düften schwillt,
Die Sonne weih'nd, die ewig frühling-große,

Zog mich, der schwieg und doch zum Wort gewillt,
Jetzt Beatrice und begann: „Schau hin!
Wie groß der Rat, den weißes Kleid umhüllt.

Schau unsre Stadt so weit im Kreise ziehn,
Schau unsre Bänke schon so voll gedrängt,
Daß nur noch Wen'gen dort wird Platz verliehn.

Zu jenem Thron, an dem dein Auge hängt
Der Krone halb, die heut den Platz schon weiht,
Wird, eh dich noch dies Hochzeitsmahl empfängt,

Aufsteigen aus der ird'schen Herrlichkeit
Des hohen Heinrich Seele, der dem Stamme
Welschlandes helfen kommt, eh es bereit.

Der blind betörenden Begierde Flamme
Läßt euch gleich jenem Kinde euch betragen,
Das Hungers stirbt und von sich stößt die Amme.

Auch hat der Hof des Herrn in jenen Tagen
Ein Haupt, das offen und geheim sich rührt,
Stets andern Pfad als jener einzuschlagen.

Doch kurz wird Gott nur dulden, daß er führt
Das heil'ge Amt. Hinunter wird's ihn drücken,
Wo Simon Magus hat, was ihm gebührt.

Dann muß der von Allagna tiefer rücken."

---

[121] ff. Wir sind in der Allgegenwart Gottes jenseits der Gesetze von Raum und Zeit.

[122] Weil die Welt ihrem Ende zuneigt. Nach Par. 9, 40 scheint Dante die Dauer der Welt noch auf fünfhundert Jahre anzunehmen.

[123] Das Motiv des im Jenseits für einen noch Lebenden leerstehenden Stuhles auch im Anno-Lied 725.

[136—144] Kaiser Heinrich VII., 1308—1313, der den Gedanken der Hohenstaufen in Italien nochmals zu verwirklichen suchte, die leidenschaftliche Hoffnung Dantes wie aller verbannten Ghibellinen und weißen Guelfen, auf seinem Römerzug zuerst erfolgreich, in Pavia zum König von Italien, in Rom zum Kaiser gekrönt, dann aber durch den Mangel an eigenen zureichenden Machtmitteln und durch den offenen und geheimen Widerstand italienischer Gegner, besonders des Papstes Clemens V. und Roberts von Neapel gehemmt, auf dem verheißungsvollen Ausmarsch zum entscheidenden Kampf durch jähen Tod hingerafft.

[142—148] Das feindselige verderbte Papsttum. In der Hölle, in der Klamm der Amtsverkäufer, wo die simonistischen Päpste mit brennenden Fußsohlen in den Felslöchern büßen und wo Nikolaus III. vom Jahr 1303 an durch Bonifaz VIII., „den von Allagna", überdeckt sein wird, wird dieser selbst schon 1314 dem Papst Clemens V. Platz machen müssen.

Digitized by Google

1 Als weiße Rose denn emporgebaut,
Hielt jene heil'ge Heerschar mich umkreist,
Die Christus durch sein Blut sich angetraut.

4 Die andre, welche fliegend schaut und preist
Die Glorie Dessen, der sie Liebe lehrt,
Und seine Huld, die so viel ihr erweist,

7 Flog, gleich wie Bienenvolk bald niederfährt
In Blumenkelche und bald heimwärts eilt,
Wo sich ihr Müh'n zu süßem Seime klärt,

10 In jene Rose nieder, die sich zeilt
In all die Blätter, um dann neu zu wallen
Empor, wo ihre Liebe ewig weilt.

13 Das Antlitz war lebend'ge Flamme allen,
Die Flügel Gold, all sonst so lichtumzogen,
Daß nimmermehr so weiß der Schnee gefallen.

16 Und wenn sie nieder in die Blume flogen,
Verteilten Rang um Rang sie Fried' und Minnen,
Die sie, die Flügel regend, eingesogen.

19 Und ob auch zwischen Höh und Blume binnen
Sich einschob all des Schwarms beschwingter Tanz,
Doch hemmte er nicht Schau'n noch Lichtes Rinnen.

22 Denn durch das Weltall dringet Gottes Glanz
Je nach dem Maß, das jedem Teile fiel,
So daß nichts fähig eines Widerstands.

25 Dies Reich voll Sicherheit und sel'gem Spiel
Mit alt' und neuen Bundes Aufgebot,
Hielt Aug und Herz nur auf ein einzig Ziel.

28 O dreifach Licht, das einem Stern entloht,
Blinkst du so Frieden dort den Benedeiten,
So blick auch her auf unsres Sturmes Not.

---

[1] „Weiß" wegen der weißen Kleider der Seligen.

[12] Also nicht, wie es Par. 30, 67 entspräche, hinab zu dem Lichtsee, der den Blütenboden der Rose bildet, sondern empor in die Höhen des Empyreums, wo die Gottheit thronend gedacht wird.

[13] ff. Die drei Farben, gewiß nicht ohne Absicht gewählt, sind verschieden gedeutet. Am einleuchtendsten erklärt Petrus Dantis: Die Röte des Gesichts bedeutet die Glut der Liebe, die Vergoldung der Flügel die Weisheit, der weiße Rumpf die Macht und somit die Dreieinigkeit.

[18] Die sie jeweils bei ihrem Aufflug zu Gott gewonnen hatten.

[21] Das Emporbringen der Blicke und das Herabdringen der Lichtflut.

[27] Auf Gott.

[28] f. Die Stelle ist ein Anklang an Boethius, De cons. phil. I, metr. 5:

Blick doch herab auf das Elend der Erde,
Der Du der Dinge Satzungen fügest.
Wir, nicht der schlechteste Teil Deiner Schöpfung,
Werden geschüttelt vom Seegang des Schicksals.
Bändige, Lenker, die jagenden Fluten.
Und mit der Satzung, gesetzt für das Weltall,
Festige steten Gefüges die Erde.

Digitized by Google

Wenn die Barbaren, kommend von den Breiten,
Die Helice mit ihrem Sohn, dem trauten,
Sehnsüchtig kreisend deckt zu allen Zeiten,

Beim Anblick Roms und seiner Wunderbauten
Starr standen, damals als der Lateran
All überbot, weß Menschen sich getrauten:

Wie mußt' ich, der von Erden himmelan,
Zum Ew'gen aus der Zeit empor durft steigen
Und aus Florenz zu Volk ohn Haß und Wahn,

Wie mußt' erst ich mich voller Staunen neigen.
Ja, ob dem Staunen und dem wonn'gen Schauen
Wollt' ich nichts hören und nur stehn und schweigen.

Und gleich wie Pilger wandelnd sich erbauen
Im Wallfahrts-Tempel und das, was sie sehen,
Daheim einst zu vermelden froh vertrauen:

So ließ ich meine Blicke sich ergehen
Durch das lebend'ge Licht von Grad zu Graden,
Bald steigen, sinken bald und bald sich drehen.

Antlitze schaut ich, die zur Liebe laden,
In fremden Lichts und eignen Lächlens Glanze,
Dazu Gebärden, reich an allen Gnaden.

Wohl hatt' ich schon nach seiner Form das Ganze
Des Paradieses mit dem Blick umfangen;
Doch haften blieb er nirgends noch im Kranze.

Drum wandt' ich, neu entzündet von Verlangen,
Mich gegen meine Herrin um Bescheid
Ob Zweifeln, drin die Seele mir befangen.

Eins sucht' ich, und ein andres stand bereit,
Sucht Beatricen und fand einen Alten,
Gekleidet wie das Volk der Herrlichkeit.

In seinen Augen, seiner Wangen Falten
Lag milde Heiterkeit; sein fromm Gebaren
War eines Vaters gütiges Verhalten.

Und: „Sie, wo ist sie?" war mir rasch entfahren.
Drauf jener: „Um zu enden deinen Drang,
Rief Beatrice mich aus jenen Scharen.

Und wenn du aufblickst zu dem dritten Rang
Vom obren Rand, so siehst du sie erhoben
Zum Thron, den ihre Tugend ihr errang."

---

[32] Helice, die als nie untergehender großer Bär an den Himmel versetzte Nymphe Calliſto (Prg. 25, 130) und ihr Sohn Arcas, der Arctur.

[34] ff. Als die Pracht des antiken Roms noch ungebrochen aufrecht stand.

[39] Aus Florenz, der Stadt des Neids, der Habsucht und der Hoffart.

[50] Im Licht der göttlichen Erleuchtung und des beseligten Einverständnisses des freien Willens.

[67] Beatrice hat ihren Platz in der drittobersten Reihe der Himmelsrose eingenommen.

Digitized by Google

Und wortlos sandt' ich meinen Blick nach oben
Und schaute sie umstrahlt von einer Krone,
Die sie aus Urlichts Abglanz sich gewoben.

Selbst von des Donners höchstem Wolkenthrone
Ist so entfernt ein sterblich Auge nicht,
Und ob es auch im tiefsten Meere wohne,

Als meins vor Beatricens Angesicht.
Doch nicht verschlug's. Ich sah ihr Bild sich heben
Bis zu mir her in trübungsfreiem Licht.

„O Herrin, du, die meiner Hoffnung Leben,
Du, welcher für mein Heil es nicht gegraut,
Der Hölle ihrer Füße Spur zu geben,

Von allen Dingen, so viel ich geschaut,
Erkenn ich nun durch deine Huld und Kraft,
Was draus an Gnade und Vermögen taut.

Du hast vom Knecht zur Freiheit mich entrafft
Auf jedem Pfad, mit aller Mittel Reihe,
Die solchem Ziel entgegen Fördrung schafft.

Behüt in mir all deiner Gnaden Weihe,
Auf daß mein Geist, durch dich jetzt heil und klar,
Einst dir zur Lust vom Körper sich befreie."

So fleht' ich, und so ferne sie mir war,
Noch einmal sah sie lächelnd zu mir nieder;
Dann kehrte sie zum ew'gen Born sich dar.

Und es begann der heil'ge Alte wieder:
„Um ganz zum Ziele deine Fahrt zu bringen,
Wozu mich Flehn und Liebe schickt hernieder,

Durchmiß den Garten mit des Blickes Schwingen.
Denn ihn betrachtend rüstet sich dein Sinn,
Mehr durch den Gottesstrahl empor zu dringen.

Und hold ist uns des Himmels Königin,
Der sich mein Herz als Flammenopfer reicht,
Da ich ihr Treuer, da ich Bernhard bin."

---

71 f. Die Krone der Seligen wird erklärt als das volle Schauen und innige Aufnehmen und Genießen der Gottheit, dessen Freude als Lichtglanz auch von dem Leib der Seligen wiederstrahlt und ihn mit einem Glorienschein umgibt.

73 Das Mittelalter lehrte die Entstehung der Gewitter in der höchsten, kalten Luft-Zone.

99 Tiefer in die Erkenntnis des Wesens der Gottheit vorzudringen.

103 Der heilige Bernhard, Abt von Clairvaux, Doctor mellifluus, der Erneuerer des Mönchtums und hochgeehrter Berater der abendländischen Christenheit, von adeliger Abkunft, aus Fontaine bei Dijon, 1091—1153, feurig und reich begabt, im Kampf gegen die Anfechtungen früh der Welt entflohen und im Kloster bald zu einer machtvollen Persönlichkeit erwachsen, seine hohe Lebenskraft in eine weitreichende einflußreiche kirchliche und politische Tätigkeit entfaltend und zugleich durch die mystische Glut seines Wesens und die Gewalt seiner Phantasie immer wieder zur weltentrückten Beschaulichkeit und zur inbrünstigen Marienverehrung hingezogen.

Digitized by Google

Wie einer, von Croazien vielleicht,
Zum Schweißtuch pilgernd, das ihr heilig haltet,
Des alten Wunders staunt und nimmer weicht,

Und spricht bei sich, solang's vor ihm entfaltet:
‚O mein wahrhaft'ger Gott, Herr Jesus Christ,
So war denn Euer Angesicht gestaltet!'

So war mir's, als ich leibhaft zu der Frist
Die Liebe Dessen sah, der schon im Leben
Beschau'nd erfuhr, was dieser Friede ist.

„O Sohn der Gnade, dieses sel'ge Weben
Wird nimmer dir bekannt", so hub er an,
„Wenn nur am Grund hier deine Blicke kleben.

Durchmiß die Kreise bis zur fernsten Bahn,
Bis dir die Königin sich thronend zeigt,
Der dieses Reich in Demut untertan."

Auf schaut' ich. Und wie, wenn der Morgen steigt,
Der östliche Bezirk des Himmelsrandes
Den überstrahlt, wo sich die Sonne neigt:

Ein Beispiel zu dieser (Sermo in assumtione B. V. Mariae I, 4): Wer vermöchte auch jenes nur auszudenken, wie herrlich heute (bei ihrer Himmelfahrt) die Königin der Welt einhergeschritten sei und mit welch andächtiger Liebe zu ihrem Empfang die ganze Menge der himmlischen Heerscharen ihr entgegengegangen; mit welchen Gesängen sie zum Thron der Herrlichkeit geleitet worden; mit welchem Ausdruck des Friedens, mit welch heiterem Antlitz, mit welch frohen Umarmungen sie von dem Sohne aufgenommen und über jegliche Kreatur erhoben worden, mit der Ehre, deren eine so erhabene Mutter würdig war, mit der Herrlichkeit, die so erhabenem Sohn ziemte. Wahrlich glückselige Küsse, auf die Lippen Dessen gedrückt, der ihre Brust getrunken, den die Mutter im jungfräulichen Schoße jubelnd getragen usw.

Und ein Beispiel für die Art seiner Beschaulichkeit (Tractatus de gradibus humilitatis, cp. 7, 21): (Nachdem er ausgeführt, daß der Sohn, das „Wort", unserer Vernunft die Demut eingeflößt und der heilige Geist unserem Willen die Liebe): Die beiden Teile aber, die Vernunft und den Willen, jene vom Wort der Wahrheit belehrt, diesen vom Geist der Wahrheit angeweht, jene vom Ysop der Demut betaut, diesen vom Feuer der Liebe durchglüht: kurz die vollkommene Seele, wegen der Demut ohne Makel, wegen der Liebe ohne Falte, da weder der Wille der Vernunft widerstrebt, noch die Vernunft die Wahrheit verkennt, vermählt sich der Vater als erlauchte Gattin: dergestalt, daß weder die Vernunft auf sich, noch der Wille auf den Nächsten die Gedanken richten darf, sondern die beglückte Seele nur der Worte sich erfreut: Der König hat mich in sein Gemach eingeführt. Würdig fürwahr, daß sie ... (durch „die Schule der Demut" und „die Kammern der Liebe hindurch") ... zu dem Gemache des Königs, nach dessen Liebe sie schmachtet, endlich den Zutritt erlange. Dort ruht sie eine kurze Zeit, eine halbe Stunde vielleicht, während Schweigen im Himmel sich breitet, wonnevoll in den ersehnten Umarmungen. Sie selbst schläft, ihr Herz aber wacht, mit dem sie währenddessen allenthalben die Geheimnisse der Wahrheit ausforscht, um an deren Erinnerung nach ihrer Rückkehr sich zu weiden. Dort schaut sie Unschaubares, hört Unsagbares, was keinem Menschen auszusprechen verstattet ist usw.

103—108 Das Schweißtuch der Veronika, von ihr dem Herrn auf seinem Leidensgang dargereicht und mit dem Abbild seiner Züge geprägt. Der Name der Heiligen ist eigentlich der des Tuches: Vera icon oder Hieron icon, das wahre, das heilige Bildnis. Gervasius Tilb., Otia imp. III, 25 berichtet: „Die Veronika ist das wahre Gemälde des Herrn, sein leibhaftiges Bild von der Brust an darstellend, in der Basilika Sankt Peters neben der Türe, beim Eintritt rechts, aufbewahrt." Die Reliquie bildete, wie Villani VIII, 36 erzählt, im Jubiläumsjahr 1300 eine große Anziehung für die Pilger. Vgl. auch Vita nuova § 41.

111 Vgl. die zu V. 102 angeführte Stelle.

118—120 Der ganze östliche Horizont lichtet sich vor Sonnenaufgang, und in der Mitte dieser Strecke erglüht besonders lebhaft eine Stelle, wo das Hervortreten der Sonne, der Deichsel des Sonnenwagens zu erwarten ist.

Digitized by Google

So, als mein Aug' gleichsam bergan stieg, fand es
Dort eine Strecke in den fernsten Höhen,
Die rings den First bezwang an Kraft des Brandes.

Und wie dort, wo die Deichsel soll erstehen,
Die Phaethon mißlenkt, die hellste Flamme,
Um rechts und links allmählich zu vergehen:

So hatte jene Friedens-Oriflamme
Zu Mitten höchste Glut und rings am Kranze
Schien's, daß sie gleichermaßen sacht verflamme.

Zu dieser Mitte zog im Schwingen-Tanze
Von übertausend Engeln ein Gepränge,
Verschieden jeglicher an Kunst und Glanze.

Und lächeln sah ich ihrer Spiel und Sänge
Dort eine Schönheit, die zum Freudenbronnen
Den Augen ward der ganzen heil'gen Menge.

---

[127] Die Oriflamme, die Kriegsfahne der französischen Könige, ursprünglich die Kirchenfahne der Abtei Saint Denis, deren Schirmvögte die Könige waren, roter Seidenstoff mit mehreren Zipfeln oder Wimpeln in Bannerform an vergoldetem Stock. — Der leuchtende Sitz Marias, gleichsam die Fahne, unter der sich die Heerscharen der Seligen im Frieden des Paradieses sammeln.

* * *

Aus dem Anlaß des Dante-Jubiläums sei auf die schönen italienischen Ausgaben des Verlags U. Hoepli in Mailand verwiesen. Als neuester Druck erschien daselbst in der „Biblioteca Classica Hoepliana" Dante, La vita nuova e il canzoniere, sehr gut eingeleitet mit Kommentar und Bibliographie von Michael Scherillo. — Manche Anregung bietet Hermann Hefeles „Dante" (Stuttgart, Fr. Frommann). Der Verfasser, einer der bekanntesten Formalästhetiker, sucht hier die Gestalt des Dichters über das tatsächliche des Biographischen und Kulturhistorischen hinaus als „bewegte geistige Einheit" zu fassen. Vielleicht gibt er zu viel Philosophie und hebt er zu sehr den großen Kosmopoliten hervor. Allein unserer, leider immer noch sehr verstandesmäßig klügelnden und in schwierigen fremdartigen Wortgebilden schwelgenden Zeit wird er entsprechen. — Dantes Name ist heute, da die europäische Kulturwelt sich anschickt, den 600. Todestag dieses größten Dichters des Mittelalters zu begehen, in aller Munde. Daß aber auch Dantes hoher Geist, sein edles Menschen-, sein erhabenes Künstlertum durch das unsterbliche Lebenswerk dieses seltenen Mannes, die „Göttliche Komödie", wieder in uns und unserer Zeit lebendig werde, dazu will ein Buch mit beitragen, das soeben aus der Feder des durch seine lyrischen Anthologien („Denk Jesu nach!" Ausgewählte deutsche Christusgedichte aus allen Jahrhunderten und „Die heilige Wehr". Deutsche Kriegslyrik der Gegenwart) bekannten Schriftstellers Karl Jakubczyk hervorgegangen ist und uns „Dante, sein Leben und seine Werke" (Freiburg, Herder. Geb. Mk. 26.— und Zuschläge) in klarer, übersichtlicher und flüssiger Darstellung vorführt. In demselben um die Danteforschung und Dantepopularisierung altverdienten Verlag ist auch Dantes „Göttliche Komödie", übertragen von Richard Zoozmann, mit Einführungen und Anmerkungen Constantin Sauters, 3. u. 4. Aufl. (geb. Mk. 38.— u. Zuschläge), erschienen. Diese Ausgabe in sehr guter Ausstattung mit einem farbigen Dantebild Giottos verdient nicht minder Anerkennung und weite Verbreitung. — Eine glänzende neue Ausgabe „Dantes Comedia Deutsch" in fließenden Reimen voll Klang und Farbe ist soeben erschienen (bei Walther Hädecke in Stuttgart). Der Übersetzer unternimmt es, Dante wirklich einzudeutschen und Formen zu finden, die auf uns ähnlich wirken, wie seine werdende, mit sich selbst ringende Sprache auf seine Zeitgenossen gewirkt haben mag.

Digitized by Google

Klemens Brentanos Rosenkranzromanzen / Von Max Koch

„Wir finden in der Geschichte unserer Poesie kaum eine Gestalt, an der uns so deutlich würde, welcher unendliche Reichtum inneren Lebens in der traditionellen literar-historischen Charakteristik verloren gehen kann, als an Klemens Brentano." Wilhelm Hemsen.

I. Die Rosenkranzdichtung und Dante.

Im Laufe des Jahres 1921 schicken wir auch in dem nach wie vor jedem fremden Verdienste nur zu bereitwillig huldigenden Deutschland uns an, die Wiederkehr des 600 jährigen Todestages des Schöpfers der „Göttlichen Komödie" (13./14. Sept. 1321) würdig mitzubegehen, des streitbaren Ghibellinen Dante Alighieri, der von Richard Wagner anläßlich der symphonischen Dichtung seines Freundes Franz Liszt als der größte dichterische Genius aller Zeiten und Völker gepriesen worden ist. Da gebührt es sich doch wohl, gleichsam zur Einleitung jener geplanten Feiern auch des deutschen Romantikers besonders zu gedenken, der unter allen katholischen Dichtern Deutschlands, ja neben E. Th. A. Hoffmann vor allen deutschen Dichtern überhaupt, am reichsten mit erfindender Einbildungskraft ausgestattet war, an lyrischer Begabung aber selbst hinter Eichendorff kaum zurücksteht. Hat doch zudem Klemens Brentano selber, ungeachtet der ihm wenigstens im Hinblick auf seine Dichtungen eigenen Bescheidenheit — „es ist wunderbar," schrieb er 1803 an Sophie Mereau, „wie wenig meine Poesie mich amüsirt" — bei seinem leider Bruchstück gebliebenem Hauptwerk, seiner „geliebten Arbeit" gelegentlich vergleichend auf die „divina Commedia" *hin*gewiesen. Allerdings müssen wir, um nicht unerfüllbare Ansprüche zu enttäuschen, von vornherein dazu bemerken: Wenn schon alle Vergleichungen bloß unter mehr oder minder starken Einschränkungen Geltung haben, so wird man hier ohne weiteres die in der Tat unermeßliche Überlegenheit des tiefsinnigen, gelehrten Wanderers durch die drei Reiche mit Händen greifen. Während dessen in sicherer klarer Linienführung streng architektonisch aufgebautes gewaltiges Epos längst in allen gebildeten Sprachen der Erde weiteste Verbreitung gefunden, haben Brentanos „Romanzen vom Rosenkranz", deren kaum übersehbarer, verworrener Plan und versteckte Absichten teilnehmend mühsames Nachspüren erfordern, seit ihrer frühesten Veröffentlichung 1852 im dritten Bande von Klemens Brentanos „gesammelten Schriften" nicht einmal im Lande ihrer Entstehung zahlreiche Leser sich erworben. Wohl wurde von seinen Biographen, den beiden Jesuiten Diel-Kreiten, bereits 1877/78 dies „Lebenslied" und „eigenste Gedicht" Brentanos als „eine der herrlichsten Schöpfungen unserer neudeutschen Poesie" gepriesen. Aber noch 1891 konnte ich bei Aufnahme eines Teiles der „Romanzen" — auch Diel-Kreitens „Auswahl aus Brentanos Schriften" (Freiburg i. B., Herder) hatte nur einen Auszug gebracht — in meine Ausgabe der Romantiker in Joseph Kürschners „Deutscher Nationalliteratur" (Stuttgart, Spemann, 146. Bd. I. Teil) noch von keiner Wirkung jener doch so warmen Empfehlung berichten.

Erst seit Max Morris mit sorgfältig erläuternder Einleitung und Anmerkungen versehener Ausgabe der „Romanzen" (Berlin, Konrad Skopnik 1903, LXXIX, 402 S. 8° und als 4. Band von „Brentanos ausgewählten Werken", Leipzig, Hesse 1904, 320 S.) regte sich die kritische Teilnahme, die zunächst der Prüfung des Wortlautes der ausgeführten Teile wie der Bedeutung der Planskizzen gelten mußte. Überkommen sind sie beide uns einzig durch die unermüdliche Treue des Historikers Johann Friedrich Böhmer, dem auch als Pflegevater von Brentanos Dichtungen das ihm in der Allgemeinen deutschen Biographie gezollte schöne Lob gebührt, der verdienstvolle deutsche Geschichtsforscher sei „nicht minder bedeutend durch die liebevolle und uneigennützige Förderung fremder Arbeiten wie groß durch seine eigenen Leistungen."

Digitized by Google

Eine 1904 anläßlich von Morris' Arbeit an Böhmer und Morris' im 11. Bande des „Euphorion" geübte eingehende Textkritik konnte Viktor Michels dann 1910 bei eigener Wiedergabe der „Romanzen" positiv durchführen im 4. Bande von Karl Schüddekopfs Ausgabe von „Brentanos sämtlichen Werken" (München, bei Georg Müller LXXVI, 423 S. gr. 8°). Michels' Fassung und Behauptungen aber stellte hinwiederum 1912 Alfons M. Steinle, der Sohn des mit dem Dichter innig befreundeten frommen Malers, seine „unter erstmaliger Benutzung des gesamten Materials herausgegebene und eingeleitete" Textgestaltung der „Romanzen" und Deutung der Entwürfe entgegen (Trier, Petrus-Verlag LXVI, 408 S. gr. 8°).

So uneins die Herausgeber der „Romanzen", deren Untersuchungen in meiner Darstellung natürlich dankbare Verwertung finden, nun auch in vielen Dingen sind, der Hinweis auf Dante ist ihnen allen gemeinsam. Zeigt sich seine Einwirkung doch schon in der Form des biographischen Einleitungsgedichtes. Noch war die Terzine so fremd und galt für dermaßen schwierig, daß selbst der Meister aller Kunstformen, A. W. Schlegel, 1795 bei seiner in Schillers „Horen" aufgenommenen Verdeutschung der „Hölle" den zweiten Vers jeder Strophe reimlos gelassen und damit eine wesentliche epische Eigenheit der Terzine, die fortlaufende Verbindung der Terzette, aufgehoben hatte. Erst Schellings „letzte Worte des Pfarrers zu Drottning" gaben 1802 im Musenalmanach der Romantiker die volle Terzinenform wieder, mit der dann auch Adelbert von Chamisso 1804 die Reihe seiner „grünen Almanache" eröffnete. Für die Auflösung des Epos in Romanzen hat Brentano selber Herders Bearbeitung des „Cid" als Vorbild genannt. Doch war gerade bei dieser Gelegenheit durch Herder selbst vor der Herübernahme der im Spanischen gebräuchlichen Assonanzen statt des Reimes als einem unserer deutschen Sprache widerstrebenden Ausdrucksmittel gewarnt worden. Und Tiecks Romanze „Die Zeichen im Walde", die auch Karoline Schlegel mißfiel, erschien wie eine Bestätigung von Herders Bedenken. Dessenungeachtet hat Fouqué 1805 seine zehn „Romanzen vom Thale Ronceval", die er dann 1808 auch in seinem Romane „Alwin" den Helden vortragen läßt, in Assonanzen abgefaßt. Wenn Fouqué seine Freude äußert, daß seine anspruchlosen Assonanzen mannigfach gezündet hätten, so hat er dabei wahrscheinlich eben den formalen Einfluß auf Brentano, von dessen Dichtung er gut unterrichtet war, im Auge gehabt. Friedrich Schlegels gewöhnlich herangezogene 15 Romanzen des Heldengedichtes „Roland", die erstmalig im „poetischen Taschenbuch für 1806" veröffentlicht, dann 1809 in Schlegels „Gedichte" aufgenommen wurden, kommen für die Rosenkranz-Romanzen weit weniger in Betracht. Sie sind nämlich in fortlaufenden Zeilen geschrieben, während wir bei Fouqué schon die von Brentano durchgeführte Gliederung in vierzeilige Strophen finden. Daß Schlegel der Form der altfranzösischen Volksepen näher gekommen ist als Fouqué, wurde erst 1812 aus Ludwig Uhlands Mitteilungen „über das altfranzösische Epos" in Fouqués Zeitschrift „Die Musen" ersichtlich. Uhland bezeichnet die Assonanz als „noch unausgebildeter Reim"; sie zeige das hohe Alter derjenigen Gedichte an, worin sie gebraucht ist. Wir dürfen wohl annehmen, daß auch der Mitherausgeber von „Des Knaben Wunderhorn" das Altertümliche der ihm aus dem Spanischen wohlbekannten Assonanz empfand und aus diesem Grunde sie für sein in Dantes Jahrhundert spielendes Gedicht bevorzugte. Während er aber gemäß der ihm von Arnim nachgerühmten „Leichtigkeit alles in Worten nach Maß und Zahl hinzuschreiben" einerseits sich die formale Aufgabe teilweise noch freiwillig weiter erschwerte, indem er eine doppelte Assonanz je für die erste und dritte, zweite und vierte Zeile der Strophen innerhalb einer Romanze festhielt, ging er von der 17. Romanze an — nach der Zählung Böhmers und der im folgenden festgehaltenen Steinles, von der 16. nach Morris, von der 14. nach Michels Zählung — zum Reime über.

Digitized by Google

Nicht bloß in Dantes Lebenszeit sollte zwischen 1250 und 1300 die Lösung der im ersten Jahre von Christi Geburt anhebenden Sündenschuld und Verwicklung sich vollziehen, sondern auch dem jugendlichen Dante selber war eine Rolle in der Handlung zugedacht. Wiederholt finden wir Dante erwähnt in Brentanos „Paralipomena", den Planskizzen und gesammelten Lesefrüchten für sein Gedicht. Er läßt den Florentiner, was geschichtlich nicht feststeht, in Bologna studieren. Daß Brentano zum Schauplatz seiner wunderreichen Geschehnisse gerade die neben Paris berühmteste der mittelalterlichen Hochschulen ausersah, wie Steig[1]) etwas gesucht sich ausdrückt, einen der aus Oberitalien stammenden Familie Brentano „gleichsam blutsverwandten Boden", dürfte ebenso durch Savignys Studien über die Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter angeregt, wie auf die Einwirkung von Andreas Gryphius „Cardenio und Celinde" zurückzuführen sein. Nach Steigs Vermutung rührt die Bearbeitung eines Auftritts aus diesem ältesten bürgerlichen deutschen „Trauer-Spiel" in Sophie Mereaus Sammlung „Bunte Reihe" (1805) von Klemens her. Jedenfalls ist in seinem Briefwechsel mit dem Herzbruder Achim von Arnim häufig von dem Stücke die Rede, das Arnim zuerst in leichter Überarbeitung herausgeben wollte, dann aber völlig umgoß in sein „Studentenspiel und Pilgerabentheuer Halle und Jerusalem" (1811). Gryphius hat als Schauplatz seiner Liebes- und Zaubergeschichte angegeben: „Bononien, die Mutter der Wissenschafften und freyen Künste". Vielleicht wurde Brentano, als Sammler ohnehin ein Freund alter Chroniken, hiedurch veranlaßt, sich nun tiefer mit Ghirardaccis „Historia di Bologna" von 1596, die wohl in Savignys Bücherei vorhanden war, einzulassen. Aus ihr stellte er sich eine Menge Einzelheiten für sein Werk zusammen.

Aus Boccaccios Leben Dantes dagegen entnahm er die Geschichte vom „Traum seiner Mutter". Und dazu fügt Brentano: „Wie er das Buch liest. Begierde gekrönt zu werden. Entschluß zur Divina Comedia. Frühe Liebe. Große Trauer." An anderer Stelle ist das weiter ausgeführt. Dante wird Schüler des Philosophen und Arztes Apo (Abano), im Gedichte der bösartige, mit dem Teufel Moles (= Mephistopheles) verbundene Widersacher alles Guten und aller Frommen. Apo, der an Dante Gefallen findet, deutet ihm den Traum seiner Mutter: Unter einem Lorbeerbaum an (kastalischer) Quelle bringe sie einen Knaben zur Welt, der sogleich von den Früchten des Baums und der klaren Flut genieße. Dann greife er als Hirte nach den Lorbeerblättern und verwandle sich in einen Pfau. Nach Auslegung des Traumes läßt Brentano den Schüler Apos mit der von seinem Meister freventlich begehrten Sängerin Biondetta, der mittleren der drei Rosenschwestern, Rosarose, Rosadore, Rosablanka, zusammentreffen. „Sie erinnert ihn an Beatricen. Er wird sehr traurig, und da ihm Apo allerhand Gaukeleien vormacht und ihn zu trösten sucht, nimmt er sich vor, die Hölle zu beschreiben. Er verläßt ihn und wendet sich dem edlen Jacopone zu, dem dritten der Brüder Pietro, der Gärtner, und Meliore, der Student, von väterlicher Seite, dem Maler Kosme aus seiner Ehe mit Rosaläta; so sind sie Halbbrüder der von Kosme in sündiger Liebe mit der entführten Nonne Rosatristis erzeugten Rosenschwestern.

Brentano hat bei dem großen Rechtsgelehrten Jacopone einerseits seinen verehrten Freund den Gatten seiner wenigstens zeitweise von dem Bruder verabscheuten Schwester Gundel, Friedrich Karl von Savigny den „in eine Welt von Büchern eingefangenen", vor Augen gehabt, so sehr, daß er sogar dessen berühmte Schrift „Das Recht des Besitzes" (1803) dem Bologneser Professor zuweist. Anderseits verschmilzt er den in keuscher Ehe mit seiner nicht erkannten Schwester Rosarose lebenden Juristen mit dem 1309 gestorbenen Dichter des „Stabat mater" Jacopone da Todi. Er läßt Dante Lieder des um den Tod seiner jungfräulichen Gattin trauernden Jacopone

[1]) Reinhold Steig, Achim von Arnim und die ihm nahe standen (Stuttgart, Cotta Nachfolger 1894; 1913; 1904): I. Arnim und Klemens Brentano. II. Arnim und Bettina Brentano. III. Arnim und Jakob und Wilhelm Grimm.

Digitized by Google

hören und Gespräche über die Liebe mit ihm führen. Bei dem von Apo gestörten großen Versöhnungsfeste der gleich alle italienischen Städte, auch Bologna, feindlich spaltenden zwei Parteien — Brentano nennt sie bald die Ulivieri und Garisendi, bald die Lambertucci und Siremei, statt der in Ghirardaccis Chronik angeführten Bulgari und Garisendi — sollte Dante aus seiner Dichtung vortragen. Allein nicht, wie in Konrad Ferdinand Meyers Meisternovelle „Die Hochzeit des Mönchs" der Erzähler Dante alle Zuhörer in seinen Bann zwingt, gelingt es bei Brentano dem Vorleser Dante die zwieträchtigen Bologneser zu fesseln. Er fällt selber beim Vortragen einer Zerstreuung[1]) anheim und verläßt traurig die an Gelehrsamkeit reiche, an Eintracht verarmte Stadt. Zur Kennzeichnung seines Dante hat Brentano noch vermerkt: „Ein Italiener, der den Shakespeare im Leibe hat", wie er einmal von sich selbst scherzte, nach Vollendung seiner Rosenkranzromanzen müßte die staunende Welt sagen: „Das Ding habe ein neuer Calderon gedichtet, der den Shakespeare im Leibe hatte."

Die Verpflanzung Dantes nach Bologna hatte zur Folge, daß Brentano auch einen von Giovanni Villani aus Florenz erzählten Unfall nach der Stadt der schiefen Türme verlegte. „Bei der Ankunft des päpstlichen Versöhners" — Kardinal Latino 1279 — „das Schauspiel: Die Hölle. Die Brücke bricht." Eine solche Schaustellung war auf der Carraja-Brücke in Florenz geboten worden, und der Einsturz der überlasteten Brücke hatte den Tod vieler Menschen zur Folge, ganz ähnlich wie 1412 in Bautzen bei Aufführung eines Oortheenspieles durch Einbruch eines Daches mehrere Zuschauer verunglückten. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß Brentano die Absicht hegte, diese schauspielerische Vorführung der Hölle mit Dantes Entschluß zur Dichtung in Verbindung zu bringen, von deren Gestalten er den „verräterischen Beckenschläger zu Faenza" auftreten lassen wollte. Uns erinnert aber jene Erzählung Villanis an die bevorzugte Lage Dantes bei Schaffung seines die eigene Zeit- und Volksgeschichte mit Vorführung der jenseitigen Glaubenswelt künstlerisch verschlingenden Werkes gegenüber dem deutschen Verfasser eines „romantischen Seitenstückes zur divina comedia". Wieviel der gewaltige Dichter und Denker des 13. Jahrhunderts auch aus eigener Geistes- und Empfindungsmacht zu dem überlieferten Stoffe hinzutat, er vermochte doch durchgehends an eine bereits feststehende, poetisch und poesievoll seit frühchristlicher Zeit sich bildende Vorstellung von den drei Reichen und ihren verdammten, leidenden, seligen Bewohnern anzuknüpfen. Goethe hat 1826 einmal verlangt, alles den Augen Vorgestellte solle zugleich symbolisch sein: „eine wichtige Handlung, die auf eine noch wichtigere hinweist." „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis." Die tiefgreifende Forderung erscheint im höchsten Sinne erfüllt im heiligen Meßopfer, wie die katholische Kirche es als stete Erinnerungsfeier an das Opfer auf Golgatha angeordnet hat. Eben dadurch war sie besonders geeignet, einen Ausgangspunkt für das gesamte christliche Drama des Mittelalters zu bilden. Ein höheres Symbolisches hat Otfried von Weissenburg in seiner „Evangelienharmonie", Dante in „Vita nuova" und „Convivio" wie in der Göttlichen Komödie im Sinne getragen. Und hierin sind nun auch die „Romanzen vom Rosenkranz" wirklich mit Dantes hohem Werke zusammenzustellen. Die in ihnen geschilderten Vorgänge haben nach Brentanos eigener Erklärung „zugleich ihre Gestirne unsichtbar über sich wandeln und stehen in einem innern, steten Bezug zu den christlichen Mythen der Ober- und Unterwelt, ohne daß sie doch von diesen selbst viel sprechen; ja auch für ein Gemüt, dem alle Spiegel verschleiert sind, stellen sie sich als eine fest zusammenhängende Fabel dar." Er hat aber auch betont, daß er ohne Grundlage einer Legende das Ganze als lebendige Begebenheit f r e i e r d a c h t habe. Ein tragsicheres architektonisches Gerüste, wie Dante es

[1]) Anekdoten über Dantes Zerstreutheit in Theodor Zwingers „Theatrum vitae humanae", Basel 1565 u. öfters, entnommen aus A. S. Piccolominis „Commentarium in libros Antonii Panormitae" 1456.

Digitized by Google

geschaut und ohne Wanken durchgeführt hat kraft der weisheitsvollen Beschränkung, welche den großen Meister zeigt, vermochte der von der Fülle der Gesichte und seiner überreichen Einbildungskraft fortgerissene Romantiker nicht zu bauen oder wenigstens nicht daran festzuhalten. Wohl hat auch er Nutzen gezogen aus dem unerschöpflichen Legendenschatze katholischer Überlieferungen, deren „scharfumrissene christlich-kirchliche Figuren und Vorstellungen", wie einstens Dante ihnen die Möglichkeit der Schaffung seines Paradieses verdankte, so auch Goethe für den Schluß seines „Faust" und Richard Wagner für seinen „Parsifal" „eine wohltätig beschränkende Form und Festigkeit" ihrer poetischen Absichten schuldig wurden. Man könne, warnte Goethe, ohne solche Hilfe sich „bei so übersinnlichen, kaum zu ahndenden Dingen" leicht ins Vage verlieren.

Hatte Goethe alle seine Werke als Teile eines großen Selbstbekenntnisses bezeichnet, so wollte Brentano, als er am 21. Januar 1810 den ersten seiner für die Romanzen so aufschlußreichen Briefe an den Maler Philipp Otto Runge nach Hamburg richtete, alle seine Dichtungen als „die heilige Geschichte meines Lebens" aufgefaßt wissen. Die Einleitung zum Rosenkranzgedichte solle in einem anderen, den bereits erwähnten Terzinen, „bestehen, welches alle Punkte meines eigenen Lebens enthält, die in jenen Zirkel fallen; gewissermaßen die Reisegeschichte, die mich zu diesen Gestalten geführt, mich endlich an sie geschlossen und mich gezwungen hat, es zu schreiben. Sie müssen nicht glauben, daß dies störend ausfallen wird. Ich kann es Ihnen nur nicht so recht erklären; denn ich fürchte, Sie möchten lächeln, wenn ich sage: es soll nicht weniger stören, als daß D a n t e selbst in seiner Hölle herumgeht."

Gewiß hätte das jetzt mit Vers 283 allzufrüh abbrechende autobiographische Einleitungsgedicht in seiner Fortführung und Vollendung, nach dessen weitausgesponnenem Plane auch des Dichters Liebeswirren — Eindringen in den Venusberg — dargestellt werden sollten, nicht gestört. Aber der Vergleich mit dem persönlichen Elemente in Dantes Epos beruht auf einer geradezu erstaunlichen Verkennung der Grundverschiedenheit. Der Frankfurter Dichter hat in das Epos selbst seine ganze Familiengeschichte hineingeheimnist, überall liegen versteckte und meistens kleinliche persönliche Beziehungen vor, die wir nur in der Minderzahl der Fälle zu erkennen vermögen. Es entsteht dadurch etwas Unklares und Schwankendes. Wohl soll auch für Brentano die Erlösung seiner erdichteten Gestalten zugleich zur Selbsterlösung von ererbter und eigener Sündenschuld werden. Allein in welchem unerquicklichen Gegensatze steht diese Vermischung äußerer Handlung und innerer Beziehungen zu dem festen, stets zielbewußten Schreiten des immer strebend sich bemühenden Florentiners, der durchweg mit seiner Person im Vordergrunde bleibt und als unbeugsamer, man möchte fast sagen allwissender Richter von Ghibellinen und Guelfen, Kaisern und Päpsten wie der Heroengestalten des Altertums allen nach unabänderlichen göttlichen Gesetzen ihre Plätze anweist. Auch Freunde und Verwandte, man braucht nur etwa an den Stammvater Cacciaguida im Paradiese zu erinnern, reihen sich dem ehernen Gange der allgemeinen Geschichte Italiens und des Reiches ein.

Brentano hat in die Schilderung von Rosarosens Leichenzug einzelne Züge von der Beisetzung der Königin Luise (Juli 1810) eingeflochten, deren gerade im Kreise der christlich-deutschen Tischgesellschaft so tief betrauertes Hinscheiden von ihm in der „Kantate auf den Tod der Königin Luise von Preußen" wie von Arnim in der „Nachtfeier nach der Einholung der hohen Leiche Ihrer Majestät der Königin" besungen worden ist[1]). Das ist aber auch der einzige Hinweis auf die deutschen Geschicke in der deutschen „divina commedia" geblieben, während Dantes persönlicher Läuterungs-

[1]) In Eduard Bellings Sammlung „Die Königin Luise in der Dichtung" (Berlin, A. Senff 1886), F. M. Kircheisens „Die Königin Luise in der Geschichte und Literatur" (Jena, H. W. Schmidt 1906), Hermann Zantzens „Königin Luise" (Königsberg, Gräfe u. Unzer 1910) ist Brentanos, auch in seinen gesammelten Schriften fehlende „Kantate" nicht erwähnt.

Digitized by Google

Edward von Steinle

Zu Brentanos Romanzen vom Rosenkranz

Digitized by Google

Digitized by Google

pfad zugleich ein Gang durch wildbewegte Zeiten der Geschichte seines Vaterlandes war. Die wunderbare Verbindung von Persönlichstem und Allgemeinem machte schon den tiefernst durch Veronas und Ravennas Straßen schreitenden Dichter zu einem fast sagenhaften Übermenschen. Das ist der Mann, sagten die ehrfurchtsvoll auf ihn Schauenden, der Himmel und Hölle durchwandelt hat. Einen Pilger hat sich auch Brentano in späteren Jahren mit Vorliebe genannt. Aber sein Leben kam nie über ein immer erneutes, niemals ans Ziel gelangendes Anlaufnehmen hinaus, gleichwie sein groß geplantes Lebensgedicht mitten im Flusse in Einleitung und Hauptteil zu vieldeutigen Bruchstücken erstarrte.

II. Persönliches der Dichtung.

Am 25. November 1809 berichtete Achim von Arnim an Bettina über ihren aus Landshut nach Berlin gekommenen Bruder: „Ich wollte, er könnte Dir ein paar recht schöne Theaterbeschreibungen aus seinen Romanzen vom Rosenkranze vorlesen, die er hier geschrieben. Mit wunderbarer Ausdauer arbeitet er daran fort, sammelt dazu, liest in vielen Büchern nach, es wird unstreitig, wenn er sie beendet, eins der ausgezeichneten poetischen Werke, ob ich gleich zweifle, ob unter der Menge leichtsinniger Leser sich ein paar von Sinn finden werden; die größere Zahl würde er mit viel leichterer Arbeit weit höher befriedigt haben." Auch Wilhelm Grimm äußerte am 26. September 1812 an Arnim Bedenken, ob der gemeinsame Freund nicht durch fortwährend mühevolles Verbessernwollen seine Romanzen schädige. Obwohl jetzt alles einzelne besser, bedeutender geworden sei, wäre ihm der Eindruck der früheren Fassung lieber gewesen. Klemens schade „allen seinen Arbeiten durch das Korrigieren, Überfeilen, Zusammendrängen und verbittert damit ihnen die eigentümliche Lebendigkeit und Beweglichkeit, die seine Erzählungen, so wie sie aus seinem Munde kommen, so angenehm machen. Wenn jemand ihm einmal nachschrieb, wenn er die Geschichte seines Lebens, seiner Bekanntschaften erzählt, das müßte ein angenehmes Buch werden." Für das Fehlen eines solchen bieten auch Klemens' Briefwechsel keinen Ersatz. Aber „eine Selbstbiographie im allerhöchsten Sinne" nennt Steig die langsam wachsenden, nie zur letzten Reife gediehenen Romanzen vom Rosenkranz, das höchste was seine Phantasie erzeugt habe. „Aus der Fülle seiner süßen und bitteren Erfahrungen schuf er, von allem einzelnen sich lösend, eine neue Welt mit eignem Himmel, Erde, Leben, Tod. Der menschlichen Erhebung in das Ewige wird hier ein Weg gewiesen. Nicht Wissen führt dahin: nur kindlich-frommer Christenglaube! Brentanos Dichtung ist das Ringen, Unterliegen und Siegen seines eigenen Herzens; sie ist, wie dies Herz, erfüllt von glühender, katholisch-südlicher Frömmigkeit."

Klemens selber hat vom 27. Februar 1817, dem Tage seiner Generalbeichte ab, ein neues Leben, „freudig und rein", angesetzt. Ganz äußerlich betrachtet mag diese Trennung zwischen dem weltlichen und dem bußfertig zerknirschten Brentano Gültigkeit besitzen. Allein schon der ihn gut kennende Joseph Görres warnte 1825 vor solcher Scheidung. Er sei bereits vor der inneren Bekehrung getauft gewesen, „darum hat er keineswegs einen neuen Menschen angezogen, er ist eben noch bis in die Tiefe, wohin der Erdbohrer reicht, der alte Klemens von Heidelberg, nur daß die Poesie eine andere Richtung genommen hat." Auch für den zweiten Teil seines ruhelosen Lebens und Sehnens gilt das treffende Bekenntnis in der „Szene aus meinen Kinderjahren":

„Und nie konnt' ich die Phantasie bezwingen,
Die immer mich mit neuem Spiel umflocht . . . .
Ein ew'ger Streit von Wehmut und von Kühnheit,
Der oft zu einer innern Wut sich hob,
Ein innerliches, wunderbares Treiben
Ließ mich an keiner Stelle lange bleiben!"

Digitized by Google

Es ließ auch sein kühnstes, großangelegtes Werk nicht zur Vollendung gedeihen. Aber wie er sein ergreifendstes religiöses „Sehnsuchtslied" — „Frühlingsschrei eines Knechtes aus der Tiefe" — schon im Frühjahr 1816 niederschrieb, so bilden die ebenfalls lange vor der sogenannten Bekehrung entstandenen Romanzen den Höhengipfel seiner ganzen frommen Dichtung. In ihnen, urteilt der Breslauer Franziskaner Ägidius Buchta[1]), „können wir recht deutlich die religiöse Entwicklung des Dichters verfolgen."

Sie ist nicht eine so ungebrochene gewesen wie jene Eichendorffs, dessen kindliche Herzensreinheit und Seelenharmonie niemals durch schwere Kämpfe getrübt worden ist. Wennschon auch der Dichter des „Marmorbildes" den zu allen Zeiten Welt und Dichtung durchziehenden Gegensatz, der „bangen Wahl" von „Sinnenglück und Seelenfrieden" dermaßen tief und lebhaft empfand, daß er in einer ganzen Reihe von Dichtungen ihn behandelte — vgl. „Der Wächter" IV 191 f. —, so hat sich ihm der Widerstreit doch im Leben leicht und heiter gelöst. Brentano dagegen hat in einem lebenslangen Kampfe gegen „verlockende Naturmusik" langblutende Wunden und brennende Narben davongetragen. Der Entwurf zur Fortführung des autobiographischen Einleitungsgedichtes läßt den Dichter dreimal, nach der zeitweiligen Trennung von der Geliebten Sophie Mereau, nach ihrem Verluste als seiner ersten Gattin, der er vier „Totenkränze" flicht, und nach „Verführung, schreckliches Elend" der zweiten Ehe „Flucht nach dem Venusberg" antreten. „Ich habe", beginnt er seine Geständnisse an Runge, „sowohl innerlich als äußerlich ein an bitteren, schmerzlichen und wohltätigen, süßen Erfahrungen reiches Leben gelebt. Große Freuden und Leiden sind, mit einer dunkeln, grausamen Phantasie sich in mir wiederspiegelnd, über mich ergangen."

Überwindung der Sinnenlust soll in den Romanzen jegliche Schuld sühnen. Es kehrt so auch hier der Grundgedanke aus Goethes gleichfalls unvollendet gebliebenem religionsgeschichtlichen Epos wieder:

„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet."

Nur geht es in den Rosenkranzromanzen nicht bloß um den Einzelnen, sondern dieser handelt und leidet erlösend für eine Gesamtheit, wie Richard Wagners Parsifal durch seine eigene Zurückweisung der Versuchung den Zauber bricht, dem der König des Grals und damit dessen ganze Ritterschaft erlegen ist. Mit den Worten: „Stark ist der Zauber des Begehrenden, doch stärker der des Entsagenden" endete der Prosaentwurf von Wagners Weihefestspiel. Der durch die Schuld der Ureltern auf einer Familie lastende, durch sündige Verbindungen in einer langen Folge von Generationen sich immer noch verschärfende Fluch soll durch die keusche Enthaltsamkeit der letzten blühenden Sprossen des alten Geschlechtes gelöst werden. Die drei Rosen „aus demselben Stamme", erklärt Rosadoren der Wunderknabe Agnuskastus,

„Ihr seid geschenkt der Mutter Gottes,
Als sie vor zwölfhundert Jahren
Auf der sünd'gen Erde wohnte;
Jetzt erst seid ihr aufgegangen . . . .
Wisse, daß dir stets zu folgen,
Mich mein eigen Heil ermahnte.
Denn ich harre der drei Rosen
Länger als zwölfhundert Jahre."

[1]) Das Religiöse in Klemens Brentanos Werken. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Breslau, Franz Goerlich 1915. — Ernst Pariser, Das religiöse Moment in Brentanos Lyrik. Weimar, G. Kiepenhauer 1917.

Digitized by Google

Der fortwirkende Fluch erinnert uns, daß Brentanos Gedicht in den Jahren erwuchs in denen die Schicksalstragödie in Deutschland in Aufschwung kam, und Calderons düsteres Drama von sündiger Geschwisterliebe und Räubertum, das 1803 A. W. Schlegels „Spanisches Theater" eröffnete, „Die Andacht zum Kreuze" hat in seinem Epos wie in Grillparzers „Ahnfrau" Spuren hinterlassen. Mit dem von ihm bewunderten Spanier[1]) teilt Brentano aber auch das echte, leidenschaftlich-religiöse Fühlen. Für die jetzigen Versemacher, schreibt er 1803 spottend an Sophie Mereau, sei „die katholische Religion ein wahrer Zieh- und Milchbrunnen, Kindlein herauszuziehen und sie zu taufen." Er bittet Runge, seine Dichtung, die kein Roman, sondern ein kleines Epos sei, nicht mit dem ihm höchst zuwideren „modernen, christlich geschminkten Geklimper" in eine Reihe zu stellen. Seine Verwahrungen gegen die bei so manchen Romantikern, wie z. B. in Tiecks „Genoveva" und A. W. Schlegels Sonetten auf Gemälde der Dresdener Galerie, beliebte Verwendung des Katholizismus zu ästhetischen Aufputz mögen ebenso zu dem Ärger der Brüder Schlegel gegen den „Abgebrannten", wie ihr Spott den Jenenser Studenten Brentano zu nennen liebte, beigetragen haben, wie seine in der 9. und 10. Romanze so bitter ausgesprochene Abneigung gegen alle, im Grunde doch als gottlos abgewiesene Philosophie ihm die Gegnerschaft Friedrich Schlegels und des im besonderen angegriffenen Schelling zuziehen mußte. Handelt es sich bei der „Schöpfungsgeschichte des Moles" doch um kaum verhüllte Bekämpfung Schellingscher Anschauungen. Dagegen offenbaren eben jene Briefstellen über ästhetisches Spielen mit der Religion die tiefere Übereinstimmung zwischen Brentano und Eichendorff. Als Eichendorff 1847 in seinem Buche „Über die ethische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland" ihr die Veräußerlichung der Religion zu künstlerischen Zwecken vorwarf, waren die „Romanzen" noch nicht veröffentlicht. Allein gerade in dem „unverwüstlich tiefen religiösen Grundgefühl" erkennt Eichendorff die alle seine Mitstrebenden überragende „gewaltigere Kraft" Brentanos. Der gläubige religiöse Einschlag unterscheidet denn auch die Schicksalsmacht in den Romanzen von der seit Werners „24. Februar" in Deutschland modisch gewordenen Schicksalsdichtung.

Schon 1803 beklagte sich Brentano: „Ich ehre und liebe alle Menschen, aber ich kann ihr Leben nicht verstehen, sie haben keine Frömmigkeit, keinen Sinn, keine Tugend, wenn ich mich ihnen ergebe, so bin ich wahr und gebe ihnen mein Heiligstes, aber sie wollen mich in Versuchung führen, und sind mit mir wie der Teufel mit Jesus auf dem Felsen war, oder sie ehren mich nicht, und schimpfen, weil sie mich für einen Protestanten halten, auf meine Religion, die sie nicht kennen, und begehren noch Dank für Mißhandlung."

Franz Liszt hat einmal das schöne, treffende Wort gesprochen, zum Katholizismus gehörten die Kindheitseindrücke und -Erinnerungen. Wie stark diese jederzeit bei Brentano waren, der 1803 von der Phantasie den „freudigen Liebesbaum" mit „religiöser Kindesphilosophie ausschmücken" läßt, zeigt vor allem die einleitende Autobiographie in Terzinen. Gedenkt er dort der Pfingstweihe der ihm erteilten Firmung, so preist er bei der Schilderung von Rosablankas und Meliores gemeinsamer Beichte das im Sakrament der Buße empfangene fromme Heil:

„O unendliches Erbarmen,
Ja, ich fühle dich mir nah,
Auch mich trugst du in den Armen,
Daß ich Gottes Antlitz sah!

[1]) Gerade von den eigenen Rosenkranzromanzen gilt, was Brentano an einer auch von Morris angeführten Stelle an Calderon rühmt: „ein Umfang, eine Überschwenglichkeit, eine Spiegelung poetischer Trunkenheit in Ton und Farbe bei unendlich süßer, unschuldiger Einfalt und einer tiefen, dunkeln Bitterkeit der Schuld, der Leidenschaft, der Sünde."

Digitized by Google

Zu der Beichte geh'n die Sünder,
Schleppend eine tote Welt,
Aus der Buße wie die Kinder
Tummeln sich durchs Blumenfeld."

Wenn nun aber in Brentanos Epos gerade der Erbsünde eine so große Rolle zufällt, so entspricht das einer Eigenheit seines Seelenlebens. Es klingt wie eine weitere Ausführung des in den Terzinen Erzählten, wenn er am 1. Januar 1802 an Sophie berichtet: „Da ich noch ein Kind war, stand ich heute so an der Türe meiner Mutter, wie ich vor diesem Jahre stehe, ich dachte, vieles solle besser werden, und kannte das Böse nicht, ich verdammte mich um Vieles, denn ich bin schon früher schuldig als unschuldig gewesen, ich glaubte, es sei die Erbsünde, und das brach mir das Herz, wenn ich hineintrat an das Bett meiner Mutter, so war ich der letzte." Und in dem Briefe vom 17. Januar 1804 kommt er erneut darauf zu sprechen. „Mir ist ein Herz gegeben, wie kein Mensch eines besitzt, halte es hoch, lasse es nicht zugrunde gehen, gib es mir wieder, dann und wann, reiche es mir hin, daß ich mich daran erfreue, denn, wenn ich es so im Busen trage, so einsam, dann muß ich immer weinen, ich habe keine Sünde getan, es ist um die Erbsünde, um die ich weine, ich fühle es oft mit einem wunderbaren Schmerz, Jesus ist nicht für mich gestorben." Mit dem dräuenden Motive der Erbsünde setzt denn auch gleich die erste Romanze ein, wenn Rosablanka in ihrem an Calderonsche Autos sacramentales gemahnendem Traume Adam graben und die bunte Schlange sich ihm entgegenzüngeln sieht.

„Selig die nicht traf der Fluch der Sünde,
Starben selig vor dem Apfel.
Aber uns tut not zu büßen,
Denn das Weib ward durch die Schlange
Zu dem Gottesraub verführet,
Den sie teilte mit dem Manne."

Nach Morris dankenswerter Übersicht hat Brentano bereits 1804 die Rosenkranzdichtung begonnen, von der er am 22. August 1805 aus Wiesbaden auch seiner „lieben Frau" berichtet. Aber erst nach deren zu frühem Tode überkam ihn ganz das Gefühl der gefürchteten Einsamkeit.

Da wir wissen, daß das auf geschichtlichem Hintergrunde spielende Epos zugleich eine Brentanosche Familiengeschichte sein sollte, ist beachtenswert, daß er in einem „ewig Dein treuer armer unbegreiflicher Klemens" unterschriebenen Briefe an Sophie einzelne Familienmitglieder mit Heiligenbildern der Dresdener Gemäldesammlung vergleicht: er findet „Savigny in Raffaels Johannes, meine Mutter und Mienchen von Günderode in Guido Renis und Dolcis Madonnen, mit denen ich ungestört umging." Sophie dagegen betet, offenbar auf Grund von Klemens' Schilderungen, „daß der Fluch, welcher auf Ihrer unglücklichen Familie zu ruhen scheint — denn da Sophie (die 1800 verstorbene Schwester) nicht glücklich war, wer ist berechtigt, sich so zu nennen? —, nicht länger auf Ihnen ruhe, und ich glaube an mein Gebet." Daß er sich *selber* einmal mit einer zu verführenden Nonne vergleicht, ist im Hinblick auf die von Kosme verführte Nonne Rosatristis der Erwähnung wert. Bedeutsamer noch erscheint für die Einführung des freilich auch in Calderons „Andacht zum Kreuze" durchgeführten, im Epos in verschiedenen Generationen sich wiederholenden Inzestmotives, daß „jener tiefere uns selbst oft undeutliche, drückende Bund" zwischen Klemens und Bettina — „Sie ist außer Gott, das Höchste, was der Mensch lieben kann, und sie ist mein, mehr habe ich nicht" — in der Vaterstadt Anlaß zu ebenso abscheulichen wie grundlosen Verleumdungen gab. Brentano beruhigt am 7. Oktober 1803 die über Nachreden

Digitized by Google

empörte Sophie mit dem Hinweise, diese gingen aus jenem Frankfurter Zirkel hervor, „der aus meiner poetischen Neigung zur Mutter, und der gerechten billigen Liebe zur Schwester gewisse blutschänderische Anekdoten gebildet hat." Als „die Bruderliebende" sollte im Terzinengedicht Bettina mit der Günderode in den Venusberg einziehen, vor dem Klemens selbst sitzt, während Savigny als getreuer Eckart warnt. Aber auch Arnim, zugleich eine Verkörperung der Jugend, ruft als Eckart.

Mit Einfügung seiner Verwandten und Freunde in das Epos hat Klemens ja nur ein bereits 1801 in dem „verwilderten" Jugendroman „Godwi oder Das steinerne Bild der Mutter" beliebtes Verfahren wieder aufgenommen, wie anderseits Wieland, der alte Freund und Verlobte der schöngeistigen Großmutter Sophie Laroche, von Klemens 1803 einmal „eins der an sich niederträchtigsten Weiber" gescholten, die Schwester Sophie Brentano zum Vorbild für die Lais seines philosophischen Romans „Aristipp" auserwählt hatte. Der Verwandtschaft Jacopones mit dem „guten, stillen, wunderbar edlen" Schwager Savigny ward schon gedacht. Daß Rosadore als Sängerin Biondetta — das italienische Liedchen „La Biondina" ist 1806 in einer Verdeutschung von Gries, 1812 von Goethe erschienen — sehr geschichtswidrig auf einem Theater Bolognas Monodramen mimt und singt, ist durch Klemens' jugendliche Schwärmerei für die 1799/1800 im Frankfurter Theater auftretende Marianne Jung, Goethes spätere Suleika, veranlaßt worden. Brentano hat dies Frau von Willemer selbst gestanden, als er, ihrem Wunsche nachgebend, in den zwanziger Jahren ihr Böhmers Abschrift des „kuriosen Rosenkranzes" zum lesen übersandte. Die lebhafte Teilnahme für das Berliner Theater mag mitgewirkt haben, um die von Arnim eigens hervorgehobenen „schönen Theaterbeschreibungen" für das Epos abzufassen. Niemals aber würde man ohne Böhmers ausdrückliches Zeugnis darauf gekommen sein, bei Apos' ungezügeltem Verlangen nach der kunstbegabten, schönen Sängerin an den ehrenwerten Willemer zu denken, der die fünfzehnjährige Marianne vom Theater in sein Haus aufnahm, erst als Pflegetochter, dann als Gattin. Er hatte aber 1800 damit die Eifersucht Brentanos erregt, der sich nun zu rächen wußte. Es ist jener böse Zug in seinem Wesen, den die schwer gekränkte Sophie Mereau einmal seine „genialische dramatische Grausamkeit" nennt und sie ein andermal klagen läßt, es sei sonderbar, „daß auch nicht ein Mensch ist, der nicht Deine Talente bewundert und Deinen Charakter fürchtet."

III. Entwürfe, Quellen, Ausführung.

In jenem Briefe an Marianne Willemer erinnert sich Brentano nur, daß er vor fünfundzwanzig Jahren „etwas Unaussprechliches, was mich quälte, vergebens in dem Rosenkranz gern ausgesprochen hätte, aber es ist unmöglich geblieben und ich ließ die Arbeit fallen." Im Februar 1805 war er voll Zutrauen gewesen, das Ganze werde „jetzt ein wirklich wunderbar erschütterndes Gedicht." Familienroman und Weltdichtung sollten miteinander verschmolzen werden.

Überblickt man das ausgedehnte Trümmerfeld der als Entwürfe und Stoffsammlung vorliegenden Paralipomena, so möchte man beim ersten Eindruck glauben, der Dichter sei durch die Fülle der aus allen Windrichtungen herangewehten Legenden und Sagen, Geschichtsquellen, eigenen Erlebnisse überwältigt worden. Es habe ihm an der geistigen Freiheit und Abgeklärtheit gemangelt, um diese tiefgefühlten Lieder als „Noahs Regenbogen" über sich und die Welt zu spannen, die „Schätze unter dem Fuß des Regenbogens begraben" zu heben. Allein mit solcher Annahme unterwertet man doch des genialen Fabulierers Gestaltungsvermögen. Die ausgeführten Teile bezeugen seine im höchsten Grade bewundernswerte Kunst des Zusammendrängens, der Vereinfachung und Verarbeitung der durch zwölf Jahrhunderte spielenden

Digitized by Google

Vorgeschichte in eine fast an die Strenge der französischen Tragödie gemahnende Zeiteinheit. Das Epos beginnt an einem Freitag Morgen mit Rosablankens Traum, und Rosarosens Leichenzug, mit dem die 20. Romanze abbricht, setzt sich Sonnabend Mittag in Bewegung. Durch die Einführung des wunderbaren Knaben Agnuscastus, der so wie er einstens mit dem Jesuskinde gespielt hat, körperlich nicht alternd, die Jahrhunderte durchlebt, bis mit den drei Rosen der schuldbeladene Stamm erlischt, gewinnt der Dichter die Möglichkeit, ungezwungen bei den letzten Schicksalen der drei auserwählten Schwestern wenigstens Teile der Vorgeschichte uns mitzuteilen. In den Entwürfen steht allerdings eine Unmenge, von der wir nicht absehen können, wie dies alles sich örtlich und zeitlich in den vorliegenden einheitlichen Rahmen einfügen läßt. Allein die bisherigen Erklärer haben, glaube ich, nicht genügend beachtet, daß in dem entscheidenden Jahre 1810, als Runge zur Mitarbeit an dem „Gesamtkunstwerk romantischer Poesie und romantischer Malerei" aufgefordert wurde, ein Teil der Entwürfe überhaupt bereits ganz ausgeschieden war.

Am 15. Februar 1805 hatte Brentano nämlich an Arnim geschrieben: „Ich habe die bekannten Romanzen wieder vorgenommen und noch drei neue hinzugedichtet. Nämlich die drei ersten, die, welche Du kennst, sind die mittelsten geworden; das Ganze wird jetzt ein wirklich wunderbar erschütterndes Gedicht. Ich habe bei keiner Arbeit so gearbeitet, es werden wohl zwölf werden, und der Titel: „Das wundertätige Bild unserer lieben Frau von den Rosen wie auch die Erfindung des heiligen Rosenkranzes". Davon abweichend trägt, als der Plan weit fortgeschritten war, das „wunderliche Lied" Runge gegenüber am 21. Januar 1810 den Titel: „Die Erfindung des Rosenkranzes". Daß es sich dabei nicht etwa bloß um eine verkürzte Namengebung handelt, erfahren wir bei Übersendung der sieben ersten Romanzen am 26. März. Hier sind Bologneser Studentenzeit und der bürgerliche Krieg der Bologneser als Schauplatz des „aus dem einzelnen Leben ins Ganze und daraus wieder ins Einzelne übergehenden" Gedichtes bezeichnet, in das als „durchaus aus der Quelle des Ganzen" entspringende, poetisch begründete Episoden angeführt werden: Die alte Fabel des Tannhäuser, die Erscheinung der Zigeuner in Europa, der Ursprung der Rosenkreuzerei in deren Gegensatz zum frommen Rosenkranz, Pilgerfahrten und Kreuzzüge. Des Marienbildes aber, das früher doch als Hauptsache an erster Stelle genannt worden war, geschieht gar keiner Erwähnung mehr. Alles was in den Entwürfen über dies Madonnenbild des Evangelisten Lukas, seine Wanderungen und die große Feier seiner Überbringung in eine eigens erbaute Kirche nach Bologna, Mariens Milchkrug und die Ereignisse in der Höhle skizziert war, scheidet daher für die Betrachtung aus. Bei Nennung Tannhäusers bemerkt Brentano selber, daß er die von ihm schon in des „Knaben Wunderhorn" aufgenommene alte Fabel auf eine andere Art lösen wolle, als Tieck getan habe. Später noch übernahm er es, für eine von Karl Maria v. Weber geplante Oper „Tannhäuser" das Textbuch zu verfassen[1]). Die Frage „von vermuthlicher Herkunfft der Ziegeiner", die Arnim in seine 1811 veröffentlichte Erzählung „Isabella von Ägypten, Kaiser Karls V. erste Jugendliebe" verwob, war beiden Freunden aus Christoph Wagenseils Nürnberger Chronik von 1697 bekannt, in welcher sie seltsamerweise die Vorrede zu dem Berichte „von der Meister-Singer holdseligen Kunst" bildet. Aber auch in einem Hauptmotive der Romanzen trafen Arnim und Brentano zusammen. Als das Wesentliche seiner „Reihe von romantischen Fabeln" bezeichnet Brentano in den Briefen an Runge „eine schwere, alte Erbsünde, unendliche Erbschuld, die durch mehrere Geschlechter geht, und noch bei Jesu Leben entspringt, durch die Erfindung des katholischen Rosenkranzes sich löst."

[1]) Über Brentanos Stellung in der Geschichte der neueren Tannhäuser-Dichtungen s. Max Koch, Richard Wagner II, 107 und 492. Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1913.

Digitized by Google

Auch in Arnims „Halle und Jerusalem", dem „herrlichen, lebendigen, wunderschönen Trauerspiel", das Brentano nicht bloß die liebste von seines Freundes Arbeiten, sondern „mit das Liebste in neuer deutscher Kunst" überhaupt war, wird schwere alte Versündigung, die des ewigen Juden Ahasver, gesühnt, indem es dem schuldigen Stammvater gelingt, die blutschänderische Liebe zwischen dem von ihm stammenden Geschwisterpaar Cardenio und Olympie zu verhindern, mit deren frommer Pilgerfahrt und Märtyrertod in Jerusalem auch er das ersehnte Ende seiner Wanderung findet. Das von Arnim wie von Brentano verwendete Motiv der drohenden Vermählung zwischen Bruder und Schwester, wie die Erlösung des schuldigen Urhebers des erblich belasteten Geschlechtes durch den Tod seiner letzten Sprossen haben dann Grillparzer in der „Ahnfrau", E. T. A. Hoffmann in den „Elixieren des Teufels" durchgeführt, letzterer wahrscheinlich unter Kenntnisnahme von Brentanos Plänen[1]). Auch Hoffmanns Mönch Medardus erfährt zuletzt, daß die Erbsünde eines frevelhaften Geschlechtes und dessen Urhebers nicht „Ruhe im Grabe finden, solange der Stamm, den sein Verbrechen erzeugte, fortwuchert in frevelicher Sünde."

Brentano betont, daß nicht eine bestimmte Legende seiner Dichtung zugrunde liege, sondern aus gewissen Bildern und Zusammenstellungen sich ihm Farben aufdrängten, die er „in einem historischen Verhältnis zu einer ganzen Begebenheit" auszubilden strebe, „die bald auch ein Schicksal, eine Notwendigkeit, ihren Himmel, ihre Erde, Leben und Tod empfing." Zu diesen Farben, schreibt er 1812 an Fouqué, suche er in allen Galerien nach Bildern. Er hatte das Bedürfnis, die ihm vorschwebenden rührenden und ansprechenden Situationen scharf gezeichnet zu sehen, ja er gesteht, er würde nicht dichten, wenn er selber als bildender Künstler[2]) zu gestalten vermöchte. „Aber ich konnte sie nicht zeichnen, ich mußte sie singen mit gebrochener Stimme." Und deshalb wandte er sich in sehnender Not an Runge, den man ja nach seinen Geständnissen, wie Sulger-Gebing sie in den Gruppen: Welt und Leben, Freundschaft und Liebe, Gott und Religion, Kunst und künstlerisches Schaffen zusammengestellt hat[3]), als eine Verkörperung von Wackenroders „kunstliebenden Klosterbruder" bezeichnen könnte. Aber dem Künstler, der in Arnims Einsiedler-Zeitschrift als Nacherzähler des Kindermärchens vom Machandelbohm auftauchte, gelang das Seltene, den Beifall Goethes und der Romantiker für sein Wirken zu vereinigen. Als der 33jährige am 2. Dezember 1810 schied, haben Arnim und Brentano dem Frühverstorbenen poetische Nachrufe gewidmet, Brentano in Kleists „Abendblättern" am 19. Dezember auch in Prosa das „Andenken eines trefflichen deutschen Mannes und tiefsinnigen Künstlers" gefeiert, den „Goethe, der

[1]) Elisabeth Reitz, Hoffmanns Elixiere des Teufels und Brentanos Romanzen vom Rosenkranz. Bonn, Rhenaniadruckerei 1920. Zu Unrecht dagegen behauptet J. Nadler, Die Berliner Romantik (Berlin, Erich Reiß 1921), Hoffmann habe als erster die Probleme Vererbung, Sünde, Willensfreiheit aufgerollt. Beachtenswert ist Nadlers Vermutung, die Rosensinnbilder in Fouqués „Zauberring" zeigten Einwirkung von Brentanos Romanzen. Walter Harichs neueste Hoffmann-Biographie (Berlin, Erich Reiß 1921) erwähnt bei Besprechung der „Elixiere" Brentano überhaupt nicht. — Wurde schon einmal darauf hingewiesen, daß der „Nachtrag des Paters Spiridion" zu den „Elixieren", über Medardus Sterben, Wildenbruch die Anregung zu seinem „Hexenlied" gegeben hat?

[2]) Franz Deibel, Brentano und die bildende Kunst. Zeitschrift für Bücherfreunde. Bielefeld, Klasing 1906. X, 29—35.

[3]) Runge, Gedanken und Gedichte. Ausgewählt und eingeleitet. München, C. H. Beck 1907: Statuen deutscher Kultur, Band XVI. — Zwei Bände „Hinterlassene Schriften von Phil. Otto Runge, Mahler" hat sein ältester Bruder 1840/41, Hamburg, herausgegeben. Die anhaltende Teilnahme für Runge bezeugen: Andreas Aubert, Runge und die Romantik. Berlin, P. Cassirer 1909. — Siegfried Krebs, Runges Entwicklung unter dem Einflusse Ludwig Tiecks. Heidelberg, K. Winter 1909. — Runge, Bilder und Bekenntnisse. Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Pauli. Berlin, Furche-Verlag 1919.

Digitized by Google

stille tätige Heger und Pfleger alles Trefflichen, immer geliebt und durch den Abdruck eines Schreibens des Künstlers über die Farben in seiner Farbenlehre ein ewiges Monument gesetzt" habe.

Runges Tod hat mehr wie alles andere die Weiterführung der Romanzen gehemmt. Hielt Brentano den Herrlichen, dessen „Künstlerwerk ein blumig zierlich Spiel der sündentrunkenen Zeit entgegen dem Schauenden die Tiefe erschloß," doch für den einzigen Menschen, dem es von Innen verliehen, „mit freien Federzügen aus einzelnen festen Gestalten dieser Lieder jene Beziehungen zu Heiligem symbolisierend herauszubilden und hindeutend zu begleiten." Wie Albrecht Dürer das Gebetbuch Kaiser Maximilians, so sollte Runge die Romanzen mit durchgehenden Randzeichnungen ausstatten. Wie sehr Brentano auch nach Vereitlung seiner auf Runge gesetzten Hoffnungen noch bestrebt blieb, seine Dichtung in Bilder umzusetzen, beweist die in „einer tiefbewegten Stunde" für Fouqué entworfene Inhaltsangabe: „einen Hintergrund unergründlich, und doch nah und wehend, wie der Himmel und die Hölle, und einen Vordergrund wie Wiesengrün, Lämmer und Rosen und eine Linde, ein Altar und ein stiller Brunnen, dabei schlummernd ein Kind im heißen Mittag, und einen Mittelgrund wie wandelnde Jungfrauen und Jünglinge — liebend und betend; links Bürgerkampf auf offenem Markte, rechts Tempelbau und über das Ganze ragend ein Turm von falscher Philosophie und dem Teufel als Wetterableiter; am Himmel aber niedersinkend ein Gewitter und drüber ein Regenbogen, durch den Aurora tritt."

Erst nach des Dichters Tod hat sein späterer Freund Edward von Steinle[1]) in einem seiner farbigen Kartone für das Brentano-Zimmer im Gueita-Hause seiner Geburtsstadt einen Vorgang aus der dritten Romanze „Meliore und Apone" gestaltet. Dank dem liebenswürdigen Entgegenkommen der Leitung des „Wächters" können seine Leser sich durch Augenschein von dem schönen Bilde überzeugen: Unter der Linde der Brunnen mit der von Rosablanka und Meliore bekränzten Marienssäule, Meliore auf den Stufen vor der Madonna lagernd, die Tochter Kosmes den mit Wachs und Rosen für das Klarissinnenkloster bestimmten Korb unter dem Arme im Fortgehen; der Wunderknabe mit Kreuz und Lamm auf sarkophagähnlichem Steine schlummernd, während man oben im Fenster Biondetta-Rosadore die goldene Harfe schlagen sieht. In diese Insel des Friedens und der Ruhe aber dringt der hochmütige Apo ein an der Spitze disputierender Studenten, in seiner Eifersucht zum Streite mit Meliore entschlossen, während im Hintergrunde Bolognas Türme sichtbar sind.

Luise Hensel hat es einmal getadelt, daß ihr Freund und stürmischer Verehrer zu viel auf die unechten Evangelien gebe. Es entspricht indessen völlig der auch im bekehrten Brentano herrschenden phantastischen Richtung, daß den Legendenfreund gerade die Wunderfülle anlockte, wegen deren die Weisheit und Vorsicht der Kirche die sogenannten apokryphen Evangelien aus dem Kanon ausschloß. Für die Dichtung sind sie freilich zu verschiedenen Zeiten besonders wichtig gewesen. Das „Evangelium Nikodemi", das am Ende des 13. Jahrhunderts der im preußischen Ordensstande lebende Westfale Heinrich von Hester in deutsche Reime brachte[2]), lieferte für Oster- und Passionsspiele das eindrucksvolle Bild vom Einbruch des siegenden Salvators in die Vorhölle, jenen „Descensus ad Inferos". Ihm galt noch eines der frühesten Gedichte Goethes: „Poetische Gedancken über die Höllenfahrt Jesu Christi". Im Marienleben, bei dem wir an Peruginos und Raffaels Sposalizio denken, findet sich das für die Tannhäuser-

[1]) Klemens Brentano und Eduard v. Steinle. Dichtungen und Bilder. Herausgegeben von Alexander v. Bernus und Alfons M. v. Steinle. Kempten und München, Verlag Joseph Kösselsche Buchhandlung 1909; dazu Hyazinth Holland 1910 „Historisch-politische Blätter" 146, 279/95. — Joseph Kreitmaier, Edward von Steinle als Romantiker: Feldausgabe der „Stimmen der Zeit". Freiburg i. B., Herder 1916, Heft 16.

[2]) Herausgegeben von Karl Helm, Tübingen 1902: Stuttgarter Literarischer Verlag. 224. Band.

Digitized by Google

Die Bibel

Heiliges Buch – zwischen Hunderten meiner Bücher
stehst du so schlicht,
Schwarz ist dein Kleid, leuchtend die Worte: Die
Bibel,
Stehst bei den lauten, bunten Büchern der Welt,
so einsam,
Drängst nicht, wartest auf die unruhigen Hände,
Die dich durchblättern in Stunden seelischer Not.
Und dann gibst du, heiliges Buch, das so unschein-
bar zwischen den Büchern sinnt,
Herrlichste Dichtung, die je auf der Welt ward
geschrieben.
Schwelgst mit dem Sucher deiner erhabenen Worte,
Die heilig bleiben in alle Ewigkeit,
Gibst ihm Befreiung und Jubel, ewiges Buch aller
Bücher.
Kehrt sich das Schicksal, stehst du wieder trüb im
Regale,
Wartest und wartest bis Sorge kommt, die dich
dann ruft.

Karl Demmel

Vier Quellen Verlag / Leipzig

Digitized by Google

Kein Buch bietet so viel religiöse Wahrheit und Stärkung wie die Heilige Schrift — warum wird sie trotzdem von so wenigen gelesen? Oft, weil sie manchen so schwer verständlich, dann auch, weil sie in ihrer gedrungenen Form bisweilen so wenig ansprechend ist. Die Erfahrung hat es gelehrt, daß die Schrift ohne beigefügte Erläuterung vielen ein verschlossenes Buch bleibt. Wie nun die Freude am Heiligsten der Bücher wecken und dessen Inhalt auch weniger Gelehrten erschließen? An guten „Kommentaren" fehlt es ja nicht, aber wohl wegen ihres zu großen Umfanges, ihres umständlichen wissenschaftlichen Beiwerkes und ihres Verzichtes auf erbauliche Auswertung fanden sie in weiten Kreisen verhältnismäßig wenig Leser. Da dürfte es vielleicht am Platze sein, leichter verständliche Einzelbücher über Gottes Wort zu schreiben, die die streng wissenschaftlichen Ergebnisse zwar sorgfältig verwerten, das wissenschaftliche Rüstzeug aber beiseite lassen, dafür dann aber auch die Erbauung berücksichtigen.

Solche Einzelbücher beginnen gegenwärtig bei uns zu erscheinen unter dem Gesamttitel:

Betrachtungen über die Heilige Schrift

Die Herausgabe liegt in den Händen des als apologetischen Redner und Missionar bekannten P. Otto Cohausz S. J. Die Kölnische Volkszeitung schrieb seinerzeit: „Der Herausgeber ist — bei aller Einfachheit seines äußeren Auftretens — der Mann der großen rethorischen Geste, der kraftvollen Bilder, der starken Steigerungen in Aufbau und Diktion; und er ist zugleich der Kenner des modernen Lebens, der mit allen seelenbedrängenden Problemen unserer Gegenwartskultur sich auseinandersetzt, immer im Christusdienst, immer ein Streiter für die sieghafte Größe des katholischen Gedankens. Es gibt kaum ein Gebiet in Kunst und Literatur, vor allem in der modernen Dichtung, kaum eine Auswirkung des sozialen Geistes in Tat und Wort, kaum eine religions-philosophische Neuströmung, zu der er nicht irgendwie und irgendwann Stellung genommen hätte. Er will eben einer Masse, allerdings der tausendfältig individualisierten Masse der sogenannten Gebildeten, gerecht werden."

Wer wäre geeigneter gewesen zur Herausgabe unserer Sammlung? Die nebenstehend angezeigten beiden ersten Bände sind aus der Feder des Herausgebers selbst. Die Sammlung wird fortgesetzt. Jeder Band ist einzeln zu haben.

Ein ähnliches Volksbuch gibt es heute im katholischen Lager nicht. So dürfte die Sammlung einem Bedürfnis entsprechen und auch den Wünschen der Päpste entgegenkommen, die die Heilige Schrift in den Händen eines jeden Gläubigen zu sehen wünschen.

Digitized by Google

Band 1:

Bilder aus der Urkirche

Eine gemeinverständliche Darbietung der Apostelgeschichte von P. Otto Cohausz S. J.

Gebunden M. 22.–

Gegenstand dieses ersten Bandes ist die Apostelgeschichte, die Geschichte der Urkirche. Leider ist diese vielen zu wenig bekannt. Vertraut ist man mit Einzelheiten aus dem Alten Testament, vertrauter mit den Evangelien, auch kennt man noch die Ereignisse bis zur Sendung des Heiligen Geistes, aber was nach dem ersten Pfingstfest sich abspielte, wie die junge Kirche wuchs und erstarkte, wie sie litt und stritt – das ist den Durchschnittsgläubigen oft so gut wie unbekannt. Leider! Denn zunächst ist die Apostelgeschichte ja die notwendige Ergänzung der Evangelien. Hier der Aufriß, dort der Ausbau, hier die Verheißung, dort die Erfüllung. Wem müßte sodann nicht daran liegen, seine Familiengeschichte bis zu ihren ersten Anfängen zurückzuverfolgen, das Wirkens und Mühens der Stammväter und Stammütter liebevoll zu gedenken? Nun – diese wird uns Christen in der Apostelgeschichte ja geboten. Mit wie viel Schweiß, Not und Sorge, Gefahr und Leid sehen wir da gerade erworben, was uns Nachgeborenen als süßes Erbe so mühelos in den Schoß fiel! Um so mehr muß sich aber gerade in der jetzigen Zeit unsere Aufmerksamkeit den Werdejahren der Kirche zuwenden, da diese heute gerade nicht nur zum Gegenstand lebhafter Kämpfe geworden sind, sondern auch mehr als je wieder als Prüfstein echter Christlichkeit herangezogen werden. Wir Katholiken fürchten solche Untersuchungen nicht. Je eingehender vielmehr sie geführt werden, um so klarer wird die Wahrheit unseres Besitztums erstrahlen.

Band 2:

Blätter aus dem Lebensbuche Sauls

Ein Spiegelbild unserer Tage von P. Otto Cohausz S. J.

Gebunden M. 22.–

Das Buch der Bücher bleibt immer neu. Überraschend ist es, wie viele Vergleichungspunkte Sauls Zeit mit der unsrigen bietet. Hier wie dort Staatsumwälzung, Parteikampf, Eroberungs- und Machtpolitik, Flüchtlingsnot, Entwaffnungs-, Gesetzes-, Erziehungs- und Verfassungsfragen. Alle arbeitet der Verfasser heraus und beleuchtet sie mit dem Licht des Glaubens. So wuchs ein Buch heran, das in den Wirrnissen der Zeit manchen zum sichern Leitstern dienen, das an Altes anlehnend zu den modernsten Büchern zählen dürfte.

Digitized by Google

Urteile:

Man darf sagen, daß dem Autor das Ziel, den Leser für die Apostelgeschichte zu interessieren, gelungen ist. Er versteht es meisterhaft, das Glaubenszeugnis aus den Begebenheiten herauszuarbeiten und erbauend für die Kirche und das religiöse Leben zu gewinnen. Zuerst ist es Petrus und der Primat, der im Morgenlicht seines ersten aber bereits machtvollen Lebens vorgeführt wird, dann steht Paulus in der Größe seiner Persönlichkeit, seiner Sendung und Leistung vor dem Leser als wahrer Gottes-zeuge für das Christentum.

Das Werk belehrt, erbaut, erquickt und bestärkt. Möge es in die Hände recht vieler Christen kommen.

Simon Weber im „Literarischen Handweiser", Freiburg.

Die würdevolle und doch packende Art der Darstellung, welche den beredten Ver-fasser auszeichnet, wird dem Leser ebensoviel Reiz bieten wie die ungezwungenen Anwendungen fürs Leben ihm Nutzen bringen werden.

Bei dem Interesse, das weite Kreise der Heiligen Schrift heute entgegenbringen, wird eine derartig lebensvolle Darstellung manchen von der Tagesarbeit ermüdeten Erdenpilger die besten Dienste leisten und ihm dazu manche angenehme Stunde wahren Kunstgenusses verschaffen.

P. Urban Holzmeister S. J., Innsbruck.

Der Verfasser hat eine wahre Gabe, diese alten heiligen Blätter mit Augen unserer Zeit zu lesen oder vielmehr die Jetztzeit im Lichte der alten Urkunden zu zeichnen. Prachtstücke sind die vorliegenden Betrachtungen. Es sind keine Predigten, auch keine Betrachtungen im engern Sinne, noch viel weniger trockene exegetische Abhandlungen. Auf streng wissen-schaftlichen Ergebnissen fußend, wird der ganze Wahrheitsgehalt erfaßt und ausgewertet. Schon die Auswahl spricht an. Es sind die geschichtlichen Bücher, die er wählt. Sie bieten für weite Kreise das meiste Interesse. Mit der hochbedeutsamen Apostelgeschichte, der Urkirche, fängt er an und greift dann in die Revolutionsjahre des israelitischen Volkes, in denen sich ein schönes Stück Kampf zwischen Volksgewalt und Gottesstaat abspielt. Die Ausmünzung dieses Edelmetalls ist vollwertig. Oft gibt schon die Überschrift der kurzen Kapitel das Stichwort und eröffnet weite Lichtblicke, wie: Risse im Neubau, Trug im Mantel der Religion, Ein Sonntag in der Urkirche, Europas große Stunde, Wahres Familienglück, Treues Gottsuchen. Wer täglich etwas in der Bibel zu lesen pflegt oder morgens eine kleine Betrachtung macht, wird mit großem Nutzen zu diesen Ausführungen greifen. Für Bibelkränzchen, gemeinsame Besprechungen, Vorträge wird hier wohl das Beste geboten. Obwohl der ganze biblische Abschnitt wie die einzelnen Teile als Spiegelbild für die Jetzzeit dienen, fehlt doch jede gewaltsame Deutung oder Auslegung. Meistens wird die damalige Zeit so natürlich geschildert, daß man unschwer die heutigen Verhältnisse in ihr wiederfindet. — Wenn die kommen-den Bände den vorliegenden gleichwertig sich zur Seite stellen, was von C. wohl zu erwarten ist, dann haben wir hier ein Werk vor uns, das man nicht genug empfehlen kann, und das berufen sein dürfte, neue Liebe zur Heiligen Schrift zu wecken.

P. F. Ehrenborg in der Kath. Kirchenzeitung, Salzburg.

Vier Quellen Verlag / Leipzig

Digitized by Google

sage so wichtige, auch von Brentano eigens vermerkte Wunder der Ergrünung des Stabes, hier des Stabes Josephs als des von Gott der Jungfrau bestimmten Bräutigams. Brentano läßt aber auch aus ihm statt des Grüns der Überlieferung eine Rose entsprießen. Grundlage und Ausgangspunkt der ganzen Handlung aber lieferte Brentano das auch von Arnim wiederholt herangezogene apokryphe Evangelium von der Kindheit Jesu. Aus dem „Evangelium Infantiae vel Liber apocryphus de Infantia Salvatoris" — erstmalig gedruckt 1697 — hatte schon im Mittelalter unter anderen Rudolf von Ems für seine Legenden geschöpft, wie alte Weihnachtsspiele gleich dem Beurener und gegen Ende des 14. Jahrhunderts dem bedeutenderen Sankt Gallener Spiel von der Kindheit Jesu aus ihm hervorgingen[1]). Den Hauptbestandteil des an rührenden sinnigen Zügen reichen Evangeliums bilden die Flucht der Heiligen Familie nach und ihr Aufenthalt in Ägypten mit den sie begleitenden Wundern. Brentano mag es als eine besondere Gnade empfunden haben, als ihm später aus den „Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich" Mitteilungen zur Ergänzung beider apokrypher Evangelien zuflossen, die er von 1833 an zu dem erst nach seinem Tode herauskommenden „Leben der heiligen Jungfrau Maria" (München 1852)[2]) ausarbeitete. Aus den Romanzen treffen wir hier wieder den fortwirkenden Segen jeder der heiligen Familie gewährten Gastfreundschaft wie die schlimmen Folgen verweigerter Gastlichkeit. Und auch die Rosen von Jericho, die in Konrad von Würzburgs berühmter „goldener Schmiede" wie in der gesamten Marienditchtung zum Symbol der Himmelskönigin selbst, der „Rosa mystica Maria", wurden, sah Katharina Emmerich als ein sehr liebliches Wunder zu beiden Seiten des Weges der erhabenen Flüchtlinge die ganze Wüste entlang sprossen. Von diesen Wunderrosen aus hebt aber Brentanos wunderreiches Lied an. Ist das Ganze doch eine Mariendichtung, wie Klemens selber als am Feste Mariä Geburt zur Welt gekommen und Klemens Maria getauft sich mit Vorliebe ein „Marienkind" nannte. Die früheste Veröffentlichung einer Mariendichtung Brentanos, die mit den Romanzen in Verbindung steht, ist seine Übersetzung des von Arnim aus Genua mitgebrachten „schönen italienischen Volkslieds la Zingara mit der Abbildung einiger der ältesten und kindlichsten Kunstwerke" im Aprilhefte 1808 von Arnims „Zeitung für Einsiedler". Das Zigeunerweiblein lädt die liebe Frau mit ihrem schönen Kindlein und dem alten Männlein in ihre Hütte ein, worauf die Mutter erwidert:

„Gar willkomm auf unserm Pfade,
Schwester mein, daß Gott dir gnade,
Deiner Schuld Verzeihung sende,
Der barmherzig ist ohn' Ende."

Im Plane der Romanzen trägt diese Stammutter der zunächst in Ägypten sich ausbreitenden Zigeuner den Namen von Lilith, aus Herders Legenden und Goethes nordischer Walpurgisnacht als „Adams erste Frau" gemäß rabbinischer Fabeleien übel beleumundet, neuerdings (1908) dagegen in dem Epos von Isolde Kurz „Die Kinder der Lilith" als Heldenmutter dem sinnlich beschränkten Weibchen Eva entgegengestellt. Lilith und ihr Gatte Uriel haben Maria nichts zu bieten, als einen dürren Rosenstock, aus dem aber, sobald die Jungfrau ihn berührt, die Rosen (von Jericho) gelb (oder schwarz), rot und weiß erblühen. Es sind nach Turlots von Brentano benutztem „Thesaurus doctrinae christianae" von 1668 die drei Farben des Rosenkranzes, die Rosae triplicis generis, albae, purpureae, flavae

[1]) Joseph Klapper, Das St. Galler Spiel von der Kindheit Jesu. Untersuchungen u. Text. Breslau, H. Marcus 1904: Germanistische Abhandlungen, herausgegeben von Friedrich Vogt, 21. Heft.

[2]) Klemens Brentanos Religiöse Schriften II, herausgegeben von Wilhelm Oehl: Der Gesamtausgabe 14. Band II. Abteilung. München, Gg. Müller 1913.

Digitized by Google

entsprechend den Geschicken Marias, den gaudiosae, dolorosae, gloriosae. Die sieben Freuden, welche eine Legende Ludwig Gotthard Kosegartens behandelt hatte, und die sieben Schmerzen Marias sind beide von Hans Memlinc auf den in München und Turin befindlichen Tafeln gleichsam als epischer Zyklus gemalt. Mit den drei verschiedenfarbigen Blüten an Liliths Rosenstock, dem frühesten Rosenkranz, stehen nun die drei Schwestern Rosablanka, Rosadore, Rosarose in geheimnisvoller Verbindung. In die Herberge war nämlich der Liebhaber von Liliths Tochter Zingara, der von Herodes zur Beseitigung des heiligen Kindes abgesandte Mörder Amber, gekommen, der zum Zeichen seines Auftrags den Ring des Herodes trägt. Der Mord gelingt ihm nicht, wohl aber der Diebstahl von Marias Trauring — Salomons Siegelring, dessen Wunderkraft im Gockelmärchen wirkt? —

Auffallend erscheint es, daß nach dem Entwurf Ambers Verbrechen die Jungfrau bestimmt, trotz der guten Gesinnung des Eltern- und Kinderpaares, auf alle Nachkommen den schweren Bann zu legen. Ich denke, die Tochter macht sich dadurch schuldig, daß sie trotz Mahnung und Warnung nicht von ihrem schlimmen Bräutigam ablassen will und auf diese Weise Mitträgerin seiner Sünde wird. Wenn sie so der sinnlichen Liebe zu Amber unterliegt, so lösen die drei Schwestern den Bann, indem sie dem Werben der geliebten Männer widerstehen, ja wie Rosarose sogar in der Ehe ihre Jungfräulichkeit bewahren. Damit erfüllen sie Marias Spruch: „Eure Schuld werden nur die drei — am geschenkten Stocke erblühten — Rosen retten, wenn sie endlich lebendig geworden und das Unglück der Ringe getilgt haben, wenn sie selbst ein Ring geworden. Dann auch erst wirst Du in die ewige Seligkeit eingehen, der Same des Diebes aber wird hoffärtig und trostlos sein in alle Ewigkeit." Diese Hoffart findet ihren Höhepunkt in ihrem Nachkommen, dem Philosophen Apone, der sich vom Teufel das Entstehen der Welt erklären läßt. Mit den Ringen hängt dann auch das Heranziehen der bereits in vorchristlicher Zeit verbreiteten Fabel zusammen, deren ich schon im Maihefte des „Wächters" S. 193 gedacht habe, die Entzündung heftigster Sinnenlust durch den einer Venusstatue angesteckten Ring.

Die Wiedergewinnung des gestohlenen und in den Venusberg geratenen echten, des heiligen Verlobungsringes, aber bleibt nach Meliores Tod dem schuldlosen Knaben Agnuscastus (= Keuschlamm) vorbehalten, der sein kärgliches Eigentum, Lamm und Vogel, den heiligen Gästen zum Nachtmahl angeboten hatte. Bei dessen Zusammenstellung mit dem Jesuskinde schwebten Brentano zweifellos Bilder vor, auf denen so oft Johannes mit seinem Lamm als Spielgefährte des göttlichen Kindes erscheint. Daß der liebliche Knabe nun als nichtalterndes Kind durch die Jahrhunderte fortleben soll, ist wohl kaum als Strafe aufzufassen. Hat unser Dichter doch ungefähr gleichzeitig im „Tagebuch der Ahnfrau" ein solches Büblein eingeführt und später im Gockelmärchen die Rückverwandlung der Erwachsenen in Kinder als „des Wunsches Ziel" hingestellt. Der Legende gegenüber schaltet Brentano hier ganz frei, denn nach ihr erwächst der Knabe, der durch Baden im Waschwasser des Jesuskindes von einem bösartigen Ausschlag geheilt worden war, zu dem reumütigen Schächer, der mit dem Heiland zusammen gekreuzigt von ihm die Verheißung der Aufnahme in das Paradies empfängt.

Dagegen folgt Brentano einer der vielen mittelalterlichen Marienwunder, wenn die Nonne Rosatristis, welche der durch jenen einer Venusstatue entnommenen Ring zu sündiger Leidenschaft entflammte Maler Kosme entführt hat, bei ihrer bußfertigen Rückkehr in das Kloster ihren Pförtnerinnendienst während all der Jahre ihrer Abwesenheit durch die Mutter Gottes selber versehen findet. Es ist dieselbe schon von Kosegarten herangezogene schöne Legende[1]), welche Gottfried Keller zur Neubearbeitung als „Die Jungfrau und die Nonne" angereizt hat, die unter Zugrundelegung

[1]) Heinrich Watenpuhl, Die Geschichte der Marienlegende von Beatrix der Küsterin. Neuwied, Hauser (Göttinger Dissertation) 1904.

Digitized by Google

von Maeterlincks Singspiel „Schwester Beatrix" in Reinhardts Pantomime „Das Mirakel" echt modern so häßlich in den Schmutz gezerrt worden ist.

Andere alte Überlieferungen mag der vielbelesene Brentano wohl aus Cäsarius von Heisterbach „Dialogus miraculorum" (1219/22) und des Genuesischen Erzbischofs Jacobus von Voragine unerschöpflicher Sammlung „Legenda aurea", die seit 1917 in Richard Benz Verdeutschung (Jena, Eugen Diedrichs) vorliegt, zu freier Umbildung entnommen haben. Mit Biondettens für ihre Zeit freilich unmöglichen Darstellung von Judith und Jephtas Tochter in einem feststehenden Theater Bolognas liefert Brentano einen Beitrag zu der seit Luthers Empfehlung lange Zeit gepflegten biblischen Komödie, und zwar in der besonderen Form des in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beliebten Monodramas. Anderseits dürfte Ludwig Tieck wohl von dem Apo der Rosenkranzromanzen Kunde gehabt haben, als er 1825 seine Zaubergeschichte „Pietro von Abano" abfaßte.

War dem Ringdiebstahl im Plane des Gedichtes vom „wundertätigen Bild unserer lieben Frau von den Rosen" eine entscheidende Rolle zugedacht gewesen, so war 1810 dieses Motiv vermutlich gleich so manchen anderen der Entwürfe bereits ausgeschieden. Um so unerläßlicher wurde dafür ein Herausarbeiten der geheimnisvollen Beziehungen zwischen den drei den Fluch lösenden Rosenschwestern und der Erfindung oder Einführung des katholischen Rosenkranzes. Bloß eine Bestätigung des Horazischen „aliquando dormitat bonus Homerus" liegt vor in der Strophe der 17. Romanze:

„Und der Bettler, der geschlafen
Vor des Palasts Säulenkranz,
Hebt sich, da ihn Strahlen trafen,
Still und dreht den Rosenkranz."

Denn noch ist dieser ja gar nicht vorhanden. In den Entwürfen erscheint der heilige Petronius, nach dem die Hauptkirche Bolognas benannt ist, „erzählt seine Geschichte; trauert über das Schicksal," also wohl über die durch Apos Hetzereien bei Rosaroses Begräbnis ausbrechenden verderblichen Parteikämpfe „der Stadt, prophezeit den heiligen Dominikus und den Rosenkranz". Wem gegenüber und wo dies geschehen sollte, hat Brentano mit Fragezeichen versehen. Vermutlich hätte es sich „nach der Exequie und dem Begräbnis Rosaroses einfügen lassen, wo auch enthüllt werden konnte, daß Biondetta sich selber erstochen, um ihre von Apos Gewalttat bedrohte Jungfräulichkeit zu wahren, während der in ihren Leichnam geschlüpfte Moles den Körper zu frecher Ungebühr lebendig erscheinen ließ.

Dominikus' Einführung des aus 150 großen und kleineren Kugeln zweierlei Farbe bestehenden Rosariums, des Marienpsalters der freuden-, schmerzen- und glorreichen Geheimnisse, ist geschichtlich. Er soll die aus Indien stammende Gebetsschnur von spanischen Mohammedanern kennen gelernt haben. In den Rahmen des Brentanoschen Epos dagegen würde ausgezeichnet die Überlieferung gepaßt haben, der zufolge die Himmelskönigin selber ihm während seiner Gefangenschaft auf einem Korsarenschiffe erschienen sei und den ersten Rosenkranz überreicht habe. Das am 7. Oktober gefeierte Fest Mariae Rosenkranz ist jedenfalls aus dem Dominikanerorden hervorgegangen. Wie unmittelbar unter den Blicken Marias auf ihrer Flucht nach Ägypten die drei Rosen (von Jericho) an dem ihr geschenkten Blumenstocke aufblühten, die drei ihnen entsprechenden Rosenschwestern sich zu einem ihr dargebrachten Rosenkranze vereinten und Rosablanka aus der Rosenfülle von Kosmes und Pietros Garten Kränze lebendiger Rosen flocht, so reicht nun, nachdem die von Maria ehemals bestimmten Geschicke sich erfüllt haben, sie selber ihrem frommen Diener den dauernden Rosenkranz, damit in ihm das Andenken an das Abenteuer auf der Flucht der heiligen Familie, Strafe, Buße und Sühne zum dauernden Andenken wach erhalten werden ad gloriam aeternam des Marienwunders, ein episches Gegenstück zu des mittelalterlichen Theaters dramatischen „Miracles de nostre Dame".

Digitized by Google

X.

In den Feiertagen hatte man Zeit, Verwandte zu besuchen. Johannes ging nach Hehenberg zur Schwester hinüber, traf sie jedoch nicht daheim. Da suchte er Gertrud auf.

Vor seiner Heimkehr wollten sie noch die Krippe ansehen.

Es hatte nun doch zu schneien begonnen. Das Pflaster fing an naß zu werden. Um den Kirchturm tanzten die Flocken.

Das Innere der Kirche war dunkel, nur das rote Licht brannte vor dem Hochaltar und in einer Nische flackerten zwei Kerzen: Dort war die Krippe aufgebaut.

Als er so hineinschaute in das Gewirr der Engel und Hirten, der Wanderer und Tiere, die um die Krippe und auf der Stadt oben standen oder gingen, alle dem göttlichen Wunder zu Ehren, fühlte er auch sich in diesem heiligen Treiben eingeschlossen. Es war so etwas Wunderbares, daß auch das Leben des Einzelnen etwas Herzhaftes, Großes sein muß, wenn es auch nur ein Bruchteil vom mächtigen Leben der Schöpfung ist. Und daß die Schöpfung zwar fortbesteht, wenn das Große im einzelnen nicht lebendig und vollendet wird, aber dieser Einzelne hiemit verdorrt und aus der Kraft der Welt ausscheidet.

Er wunderte sich im Schein der armseligen zwei Lichter, daß gerade an ihm und dem Mädchen an seiner Seite die Erfüllung der ewigen Bestimmung der Menschheit Wahrheit werden sollte. Einen Moment lang tat er einen klaren Blick in die ewigkeitsrauschende Zeit und seine Seele schwang eine Minute lang im Strome mit, wie jede Seele einmal im Leben.

Gertrud wartete schon lange. Johannes schien sich von der Krippe nicht losreißen zu können. Was sann er doch? Ein verlorenes Lächeln lag auf seinem ernsthaften Gesicht. Er schien so weit, so fern zu sein und irgend etwas zu schauen, das nicht mit irdischen Augen zu begreifen war.

Auf einmal war auch ein Erschauern in ihr. Sie wandte sich ab, blickte zum Altar und sah das ewige Licht in der Dunkelheit . . . . so, als ob sie es zum erstenmal im Leben sähe und sah es doch so oft . . . . und erfaßte: dort . . . . ja war es denn faßbar . . . . dort im Tabernakel war wahrhaft Gott, Gott der Große, der Mächtige, der Herr über Leben und Tod, der furchtbare Richter und der lichte Erlöserheiland . . . . Gott. Und du . . . . wirfst dich nicht nieder, du wagst hier zu weilen, zu stehen, und bittest nicht, versäumst zu bitten. Deine Gedanken sind nicht fromm und nicht heilig, nicht nach Ihm verlangend, Staub der Welt ist in dir, Erregung der Sinne und Törichtes und Wildes und mit all dieser Last beladen . . . . stehst du vor Gott . . . . und achtest nicht sein . . . . Gib hin deine Last, seufze doch auf aus dem Grunde deines Herzens, Er wartet doch dich zu hören . . . .

„Gehen wir," flüsterte Johannes. Der Windstoß von der Türe her machte das ewige Licht zucken, so daß ein unruhiger Schein über den Altar flackerte.

„Kein Jahr hat der Vater vergehen lassen, ohne die Krippe anzuschauen. Jetzt sieht er sie nimmer," sagte Johannes.

Was meint der Doktor jetzt?"

„Nur ein Wunder . . . . nur ein Wunder könnte die Augen retten."

„So eine ewige Finsternis."

„Geh zurück, Gertrud", bat er, es ist schon so spät."

Sie hing sich in seinen Arm und drückte sich an ihn, als ob er sie stützen und führen sollte.

„Eine Weil noch, Liebster."

„Bist du traurig," fragte er.

„Ein wenig," sagte sie, „wie es oft ist."

Digitized by Google

„Warum doch, warum doch?"

„Wenn man so allein ist, kommen törichte Gedanken. Nun ist es schon gut. Johannes, Johannes, unsere Hochzeit sollte bald sein."

„Hab Geduld noch, bald hole ich dich ins Haus und wir arbeiten zusammen und werden alt .... so wie die Eltern ...."

„Und haben uns immer lieb," sagte sie hingebend. Und tragen alles Leid zusammen, ergänzte er in Gedanken.

Sie kamen an den letzten Häusern des Ortes vorbei und waren nun auf der freien Straße. Der Wind pfiff herab vom Buchberg, die Buchensträucher am Graben raschelten mit ihren vertrockneten Blättern.

„Das hätte mein Vater noch erleben sollen," sagte sie. Da waren wieder die quälenden Gedanken.

„Sag, Johannes, ... warum glauben soviele nicht und sind doch auch gut, so wie mein Vater. Und andere dagegen nennen sich fromm und leben viel schlechter. So einen, der nicht glaubt, weil er ehrlich nicht kann, so einen muß der Herrgott ja viel lieber haben ...."

Der Boden war so fest gefroren, daß man die Tritte hörte. Denn der Schnee hatte sich auf der Straße nicht festsetzen können.

Johannes antwortete ihr nicht. Er fürchtete, ihr weh zu tun.

„Warum gibt es das, daß soviele nicht glauben?"

„Ja," hauchte Johannes, als ob er antworten wollte und dann schwieg er.

„Glaubst du ...." und Gertrud blieb stehen, so daß auch er inne hielt, „.... glaubst du, daß mein Vater im Himmel ist? Wer so friedlich gestorben ist wie er, in solcher Seelenruh .... er hat sein Lebtag nur Gutes getan, wenn er auch nicht im Sinn der Kirche religiös gewesen ist. Er hat auch seine Religion gehabt, nur war es eine andere Art."

Johannes dachte nach und quälte sich, wie er antworten sollte und suchte überall vergebens nach einer Rechtfertigung für den Vater seines zukünftigen Weibes und wußte gar nicht, daß er für sie schon verneint hatte .... weil er solang zögerte.

Da zog sie ihre Hand aus seinem Arm. Es war so dunkel, daß er nicht sehen konnte, wie ihre Miene voll Verzweiflung war.

Er kehrte nochmals um und begleitete sie ein Stück zurück, dann eilte er nachdenklich und mit sich selbst unzufrieden auf der Fahrstraße nach Hause.

* * *

Gertrud öffnete leise die Türe ihres Zimmers. Mechanisch griff sie nach den Zündhölzern, dann ließ sie es sein. So blieb sie sitzen, unbeweglich, die Hände auf dem Schoß. Der Schnee auf ihrem Kleide zerging. Die dünnen Schuhe waren feucht geworden. Langsam kroch die Kälte an ihr herauf. Ein unendliches Müdigkeitsgefühl überkam sie. Sie hätte einschlafen mögen. Ihre Augen hatten sich an das Dunkel gewöhnt. Nun sah sie undeutlich die Gegenstände, denn durch das niedere Fenster kam ein dämmernder grauer Schein. Im Nebenzimmer hustete die alte Frau. Sie hörte sie aufstehen und halblaut mit sich redend im Zimmer auf und abgehen und dann in Laden kramen. Schließlich wurde es wieder still.

Das Abendläuten begann, dauerte lange und endete. Nein, es endete nicht, es ging dumpf weiter. Donnerstag abends .... Angstläuten. Angstläuten .... weil der Heiland im Ölgarten Blut geschwitzt hat.

Ihre Hände hatten sich gefaltet. In den Schläfen hämmerte es und es war ein Druck, als ob es der Kopf nicht mehr ertragen könnte ....

Die Alte nebenan betete laut. Das Läuten war längst vorbei, sie betete weiter. Mitunter schaute die alte Frau auf die Uhr an der Wand und brummte etwas. Vorn im Wirtshaus ging die Kellerglocke hintereinander. Es war die Zeit, da die Leute

Digitized by Google

den Abendtrunk holten. War nicht heute auch Bürgertag? Sie kam ins Nachdenken. Rückblickend überprüfte sie ihre letzten Lebensjahre, die Witwenschaft .... das Heranwachsen des Sohnes, die Übernahme des Geschäftes, seine Heirat, nun und jetzt .... das alles .... das Verhängnis, wie ihr dünkte .... Armer Karl, du hast halt nicht hören und glauben wollen.

O, sie kannte sich aus. Sah sie denn nicht, was vorging? Glaubte denn die da vorn, sie, die Alte, sehe und höre nichts? Daß die anständigen Gäste weniger werden .... aber Streit und Zank laut wird .... und die jungen Leute öfter kommen und in die Nacht hinein bleiben. Wo das geschieht, geht das Geschäft zurück. Und dann das und dies .... o genug ....

Die, die .... vom Straubingerhaus, die .... die fast nichts mitgebracht hat von zu Haus, breit hat sie sich hineingesetzt. Und nun gibt sie selbst die Gertrud wieder her .... auch in das verhaßte Haus ....

Gertrud stand im Türrahmen. Das Licht der kleinen Lampe reichte nicht hin bis zu ihrem Gesicht.

„Spät ....“ sagte die Alte mürrisch, legte die Hände auf den Rücken und wanderte so wieder auf und ab.

Gertrud nahm sich einen Sessel. Sie begann ihre Handarbeit.

„Gezankt?“ fragte die alte Frau schon versöhnlicher gestimmt. Das Mädchen verneinte und lächelte, aber es kam keine Freundlichkeit in die Züge.

Sie schaute auf die Kuckucksuhr. Was, schon so spät?

„Geh, frag nach dem Essen.“

Gertrud erhob sich und ging. Im Gastzimmer waren nur wenige Leute, Theres mußte oben im Zimmer sein. Die Magd gab die Schüssel auf eine Tasse. Als Gertrud ins Vorhaus hinaustrat, stieß sie mit Franz zusammen. Sie glaubte, er wolle sie aufsuchen. Franz war verlegen.

„Komm zu uns herauf,“ sagte sie.

Er lehnte ab. Er müsse noch heute studieren. Dann ging er.

Die Nacht kam und mit der großen Stille kehrten die quälenden Fragen wieder. Lange konnte Gertrud keinen Schlaf finden. Das ungewöhnliche Erscheinen des Bruders beschäftigte sie fort und fort. Sie suchte eine Lösung zu finden .... und dann erschrak sie davor. Mit Gewalt verscheuchte sie den Gedanken.

Als sie am Morgen erwachte, gab es prächtigen Rauhreif. So wundervoll war alles, voll Licht und Fröhlichkeit. Die Sorgen waren viel leichter geworden, wie Dunst verschwanden sie vor der Sonne.

Die alte Frau hatte sich den Lehnstuhl in die Sonne gerückt und las ihre Morgenandacht, da ihr der Kirchengang zu beschwerlich fiel.

Es klopfte. Gertrud öffnete.

„Der Barmherzige Bruder käm wieder einmal ....“ Eine magere Hand streckte ihr aus dem Kuttenärmel das Sammelbuch entgegen.

Ja, das war der .... derselbe, mit seinen jugendlich strengen Zügen, derselbe .... damals, als der Vater zum Sterben kam .... und der hat im heiligen Eifer gemahnt .... aber sie haben den Kranken ohne Sakrament sterben lassen ... die Kinder den Vater.

Gertrud kehrte in ihr Zimmer zurück.

Sie hörte den Bruder mit der Alten sprechen und bald wieder die Treppe hinabgehen. .... Sie trat aus dem Zimmer .... eilte ihm nach, wollte ihn fragen, er wüßte die Antwort, die Antwort .... Aber er schaute sich nicht um und sie wagte nicht, ihn anzusprechen.

Auf einmal kam Erleuchtung. Der Feind des Vaters, ihr alter Katechet und Seelsorger, der würde gerechte Antwort geben.

Digitized by Google

XI.

Pfarrer Böck preßte sein starkes eigenwilliges Kinn auf die geballte Faust und dachte nach.

Ein ungewöhnlicher Fall, wahrlich ein schwerer Fall. Wenn man nicht so oft Lüge in den Menschenseelen gefunden hätte, man möchte wahrhaftig freudig an Reinheit glauben. Er dachte noch immer an die letzten Worte, die das Mädchen, das vor ihm saß, oft mit bebender, dann wieder mit ruhiger Stimme gesprochen hatte. Eine schwere Antwort, eine harte Antwort stand vor ihm.

Der glänzende Rauhreif winkte aus dem Friedhof drüben, er umglitzerte Trauerweide und Efeu und Grabkreuze. Der Pfarrer schaute in die Sonne hinaus und schaute unbeweglich mit harten Augen auf die scharfen Kanten des Kirchturms .... unbeweglich .... dort oben am kleinen Dach, richtig, dort war ein Ziegel vom letzten Sturm gelockert worden ....

Eine schwere Antwort, eine harte Antwort. Vielleicht, vielleicht können wir daran vorbei? Nein, unbestechlich .... und wenn der Ziegel jetzt dort rutscht, jemanden aufs Haupt trifft ....

Er fiel in sein altes Katechetendu, weil sein Herz langsam bewegt wurde. So ließ sich traulicher, weicher sprechen, nicht so hart, so hart, so streng .... wie sein Sinn, sein Wille sein mußte ....

„Er hat nie einen Priester verlangt?"

Gertrud schüttelte das Haupt. Atemlos sagte sie .... stockend: „Ist der, der sein Lebtag nicht glaubt .... nie, nicht glauben kann .... und so stirbt .... ist der verworfen vor Gott?"

Pfarrer Böck stützte sein starkes Kinn noch stärker auf die wuchtige Hand, mit der andern zog er auf der polierten Platte Kreise und Figuren und wieder große Kreise, bis auf einmal die schwere Hand ruhig lag.

„Wer im Stande der Todsünde stirbt, ist verworfen vor Gott.... mein Kind," sagte er begütigend und stand auf und legte seine Hand auf ihr Haupt, das sich jäh beugte.

„Wer der erkannten Wahrheit widerstrebt, ist verworfen vor Gott .... ich könnte nicht anders sagen."

Wenn der Vater zu retten gewesen wäre, wie der Barmherzige Bruder gemahnt hatte. Die eigenen Kinder haben keinen Priester geholt, aber es hätte ja auch ein Wunder geschehen müssen.

Hätte nicht ein Wunder geschehen können?

Da begann der Priester wieder:

„Aber Gottes Urteil ist unergründlich. Unergründlich, wann er verwirft, ... unergründlich, wann er verzeiht. Wir wissen, was Todsünde ist. Von deinem Vater weiß Gott allein."

Nach einer langen Weile sagte der Pfarrer, so als lauten Schlußpunkt seines innerlichen Sinnens, ganz leise, wie für sich:

„Wir können nur beten .... wir armen Sünder ...."

Beten .... beten .... du aber, du .... du denkst nur an dein Glück .... du gehst einem Glück entgegen .... hast du denn Zeit dafür, sollst du nicht lieber beten .... opfern .... büßen .... denn die Seele deines Vaters ist verworfen.

Sie wußte nicht, daß die Tränen über ihre Wangen flossen. Der Pfarrer hatte sich dem Fenster zu umgewandt, er wollte nicht in sein Gesicht schauen lassen. Dort drüben, hinter der Mauer, lag sein toter Feind. Er wußte, was die Leute sagten: Der Pfarrer hat ihn in den Tod getrieben. Wußten die Menschen, welch schwere Last er seitdem trug?

Digitized by Google

Herr, sei mir armen Sünder gnädig. War es meine Schroffheit, daß ich es nicht vermochte, mein harter Eifer? Herr, warum habe ich die Liebe nicht im Herzen, nach der ich so sehnlich verlange? Ich kann nur drohen, schelten, verurteilen, ich kann nicht gütig sein. Er hat der erkannten Wahrheit widerstrebt. Habe ich mich nicht zu wenig bemüht, ihn zurückzuführen? Er hat sich im Geisteshochmut aufgelehnt. Habe ich Geduld und Nachsicht gehabt? Laß diese Seele nicht durch meine Schuld verloren gehen.

Tausende opfern und beten freiwillig für fremde Sünden, schoß es ihr durch den Sinn.

Aber was kann ich opfern, schrie sie im Herzen auf. Und es war, als ob sie gegen die anstürmenden Gedanken um ihr Lebensglück kämpfen müßte. Es darf ja nicht wahr sein .... die Erkenntnis, daß sie alles opfern müßte .... aber der Bruder, er ist am gleichen Weg .... und gar jetzt, denn sie ahnt es, sie weiß es, man darf nicht länger blind sein ....

„Johannes," hauchte sie mit bebenden Lippen und wußte es nicht.

„Was uns am Schwersten ankommt, das will Gott," sagte der Pfarrer und sonst nichts. Sie starrte ihn an. Hatte er ihre Gedanken erraten?

„Mein Kind," wollte er sie beruhigen, „mein Kind, lebe du recht und übernimm dich nicht. Ich ahne vielleicht, was du denkst. Trau nicht den Einbildungen eines erregten Herzens .... sie sind trügerisch, bleib du fromm, erfüll dein Leben, wie es sich bietet und stelle alles Gott anheim ...."

Auf einmal waren alle Hoffnungen wie ausgelöscht. Sie wußte nur, daß irgendwo die furchtbare Erkenntnis lauere .... über die man nicht mehr hinwegkommt .... vor der es für den kein Entrinnen gibt, wer einmal in ihre klare Tiefe geblickt hat ....

Die Dämmerung sank in die Kirche.

Sie rang mit Gott. Herr, der Du mir nichts verheißen willst, ... und wenn ich das Opfer bringe .... Johannes unglücklich mache .... allen Lieben ringsum Schmerz bereite, ... Herr Du schweigst, Du verheißest nichts ... wenn es dann doch vergebens wäre, vergebens ....

Gott in Deiner furchtbaren Größe, ich habe Dich ja nicht gekannt. Ich habe Dich bisher nicht erkannt, nicht Dich, nicht Deinen Trost, nicht Deine Gnade, nicht Deine Verheißung. Blind undankbar und schwach war ich. Kindisch und leichtsinnig war ich vor Dir, ich sah gedankenlos Dein hartes Kreuz und Deine blutroten Erlöserwunden und ich sah nicht Deinen Opfertod und ich ermaß nicht den furchtbaren Gedanken, welches Urteil denen gesprochen werden muß, die Deinen Opfertod verschmähen, die nicht von Dir erlöst sein wollen .... für die Du Dich umsonst .... umsonst geopfert hast ....

Umsonst Dich geopfert hast .... Und Du hast nicht gefragt, mein Gott, ... umsonst ....

Herz Jesu .... Herz Jesu .... tausendmal gesprochenes Wort, ich sehe das Herz zitternd zum erstenmal ....

Erleuchte mich Herr, oder ich gehe zugrunde. Es kann nicht sein .... es kann nicht umsonst sein .... wenn Du mir den Gedanken eingibst .... wenn Du es zuläßt .... wenn es mich treibt ... immerfort .... unaufhaltsam .... denn seitdem ich es fühle, daß Du seine Seele verworfen hast, seitdem könnte ich in der Welt nicht mehr glücklich werden .... nie, nie .... nie ....

Sie barg ihr Haupt in die Hände und ließ es auf der harten Bank ruhen. Die Messingplatte kühlte die Stirn.

Und wie er dich liebt .... wie dich Johannes liebt .... Wo sind eure Hoffnungen auf einen guten Ehestand? Solche Ehen sind vor Gott wohlgefällig .... auch so dient ihr Gott. Und fühlst du nicht eine besondere Wärme dich durchglühen,

Digitized by Google

Edward von Steinle

Dante, der Beatrice und ihrer Familie vorlesend

Digitized by Google

Digitized by Google

wenn der Geliebte dir naht .... es ist nicht mehr fern, wonach du dich einsam gesehnt hast. Auch in der Welt dienst du Gott .... mit ihm vereint auch in der Welt .... mit deinem Fleische.

Herr, Klarheit gib, Klarheit gib mir .... und führe mich nicht in Versuchung. Zwei Seelen gibt es zu retten, zwei unsterbliche Seelen ....

Die Türe ging, es kamen zwei alte Frauen herein. Dann folgte noch eine nach mit einem Kind. Es war schon die Zeit, da die Alten ihren Abendrosenkranz oder ihren Kreuzweg beten.

Gertrud stand auf. Sie preßte die Hand auf das Herz. Ihre Blicke hafteten am Gekreuzigten. Eine unendliche Ruhe durchströmte sie auf einmal. Es war eine selige, unendlich klare Ruhe abgrundtief, die Ruhe in Mariä Herz und Jesu Wunden ....

Und in dieser Lebensstille, da der Atem des Lebens aussetzte, erkannte sie, wenn auch die Schatten kämen und die Klarheit des Willens einmal wieder verdämmern würde, Gottes rechten unerschütterlichen Führerwillen.

Sie bekreuzigte sich langsam, erhob sich, kniete noch einmal nieder, verweilte noch einen trostvollen Gedanken, sie trat hinaus, das letzte Licht war noch da, beim Grab stand sie still. Auf einmal sah sie: über des Toten Brust stand ja auch das Kreuz, in die Erde gesteckt, das Kreuzesholz, das er nicht kennen wollte, der liebe arme, arme Vater .... Da war ja ein Kreuz, ein nacktes Kreuz .... das wollen wir aufheben und tragen, für ihn, für seine leidende Seele.

Gertrud eilte auf der Fahrstraße nach Hause.

Nun kam das schwere .... nun kam das schwere Kreuz, es aufzuheben, erst aufzuheben .... noch nicht einmal zu tragen.

* * *

Wochen um Wochen gingen vorbei. Der Zustand des alten Straubinger wurde immer schlechter. Er verfiel, wie die Leute sagten.

Der hochwürdigste Bischof hatte sich um das Befinden des Orgelbauers erkundigt und Thomas wieder auf kurze Ferien geschickt. Thomas hatte Aussicht, im bischöflichen Konvikt Präfekt zu werden. Das wäre auch der Anfang für eine Lehrtätigkeit, für eine Professur, für hierarchische Würden.

Jetzt verstand der alte Erasmus, warum Thomas nicht zum Böck auf die Kaplanstelle gehen wollte.

Was nützt das alles, das Hochstrebende, die Welt ist doch so klein, kehr dich hin, wohin du willst, du findest nur dich.

So würde er ihn nicht in einer Herde sehen, seinen geliebten Sohn, wie er einst geträumt hatte. Das Schönste im Priestertum, den Kern .... das will er gar nicht, das ist ihm ja zu wenig.

Das lieben sie alle nicht, alle seine Kinder, ... Gott sei es geklagt, ... das Stille, das Einfache, Wahre, zu dem er sie erziehen hat wollen, sie sind anders .... der Thomas, der August .... die Therese .... nur du, nur du, du bist der Stille, nur du, Johannes, nur du und du solltest glücklich sein.

Nur du bist keiner von dieser Welt, du bist keiner von dieser Welt und nur in dir ist die wahre Liebe.

Wie sagt der große Apostel? ..... und wenn ich alles hingäbe, und sogar meinen Leib ..... hätte aber die Liebe nicht, ... umsonst, es nützte mir nichts.

Einsamkeit, daraus quillt sie. Wenn es schwer war .... die Liebe duldet alles. Die Liebe hört nie auf, wenn auch alles ein Ende nimmt .... und die Wissenschaft vergeht.

Digitized by Google

„Thomas," sagte er, „bist du's?" Die Türe war aufgegangen. Jetzt war die Vaterstunde, in der er ihn beschwören könnte und klar kamen ihm die Worte.

„Thomas .... hör, ... denn Stückwerk ist unser Erkennen und Stückwerk unser Weissagen. Wenn aber das Vollkommene kommt, dann wird das Stückwerk aufhören.

Thomas, dein Vater sagt es dir, ohne heilige Liebe und heiligen Eifer ist der Mensch nicht wohlgefällig vor Gott. Jetzt sehen wir durch einen Spiegel rätselhaft, alsdann aber von Angesicht zu Angesicht. .... Jetzt aber bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, aber das Größte unter ihnen ist die Liebe.

Thomas, und werdet ihr nicht wie die Kinder, so geht ihr nicht ein in das Himmelreich.

Thomas, du machst mir Angst. Du bist Priester geworden, deine Mutter und ich haben uns gesehnt, dich als Priester am Altare zu sehen .... als einen, wie es soviele gibt, demütig und bescheiden und fromm. Ich weiß, ja, ich weiß, was du sagen willst .... Zum erstenmal spreche ich es laut aus, du willst zu viel, du verlangst nach mehr .... da das Priestertum doch dein Höchstes sein soll ....

Thomas, du meinst, ich sei alt und kindisch. Thomas, alt wohl, ich fühle schon den Atem der Ewigkeit, ich ahne schon die Seligkeit. Blind bin ich wie Tobias und ich sehe schon zu sehr über alle Dunkelheit hinweg, daß wir nur nach Einem verlangen dürfen ....

Du bist noch jung, du bist noch jung. Die Jugend hört das Alter nicht, sie wird unwillig. Thomas .... sag, ... bist du zufrieden?"

„Aber, ja doch, Vater ...."

Es trat eine tiefe Stille ein, tiefer durch die Heftigkeit der letzten Worte.

* * *

In Ruhe dämmerte ein winterlicher Sonntagnachmittag dem frühen Abend entgegen.

Gertrud war früher als gewöhnlich gekommen.

Der alte Erasmus hörte die tiefe Stimme des Johannes und die helle weiche der Gertrud. Das Gespräch wurde allmählich leiser, die Stimmen milder, es war wie ein Zittern in der Stimme des Johannes, dann war es sogar still.

Kinder, Kinder, euer Glück .... Gott behüt es.

Drinnen wurde es wieder lebhafter. Gertrud lachte. Gottlob, welch ein helles Lachen. So lachen nur Schuldlose, dachte er.

Und sein Johannes, sein Tobias, ... wenn er ihm doch nur das Augenlicht bringen könnte. Sonst hatte er ihm .... wie der junge Tobias .... nur Freude und Segen gebracht.

Die Kinder kamen herüber. Dann brachte die Mutter den Kaffee. Vor ihr fürchtete sich Gertrud ein wenig. Sie war so wortkarg, noch abweisender geworden.

Und doch war es gut und traulich. Die späte Sonne warf noch einen breiten Schein. Gut und friedlich ....

Gertrud war, als ob sie in einem Traume läge. Es war ein Halbschlummer schon mit der wachsenden Angst vor der Wirklichkeit.

Wo waren die letzten qualvollen Nächte, die letzten nachdenklichen Tage .... in denen alles so klar gewesen war .... jetzt erschien es so widersinnig, ja wahnsinnig .... unwirklich und fern.

Ihn, den sie liebte .... in dem sie immer mehr den wahren Mann erkannte, dem sie als Weib sich längst zusehnte, ... ihn sollte sie zurückstoßen .... verzichten .... um einer Idee zu leben ....

Wer gab die Sicherheit, daß das Opfer nicht umsonst wäre?

„Kinder, geht noch ein wenig fort ...." sagte der alte Erasmus, „es muß ja so schön sein."

Digitized by Google

So schritten sie langsam gegen Haslau zu, bis zum Feldkreuz, und wieder zurück.

Und auf einmal war es wieder hell in ihrem Innern und es kam die Angst, es könnte sich wieder verdunkeln und sie vermöchte es dann nicht mehr.

„Johannes," fragte sie, „wenn ich meinen Vater vor der ewigen Verdammnis durch ein Opfer befreien könnte, müßte ich dies Opfer bringen?"

Er fühlte ein Frösteln, er schaute in ihre Augen, in Angst und Not und Verzweiflung und Tränen und er erbebte.

„Ist mein Vater verloren?" fragte sie.

„Johannes," sie hing fest an seinem Arm und preßte ihn und ließ ihn nicht los, „. . . . hilf mir . . . . und wenn ich erkannt hätte, daß ich mein Glück für ihn opfern müßte . . . . dich . . . . alles . . . . nur um für ihn zu beten, immerfort . . . . wenn ich auch noch unwürdig bin mit meinem Gebet . . . . o hilf mir, Johannes."

Er hörte seinen Namen, er hörte Worte, die er jäh verstand.

Johannes . . . . o Johannes . . . . dein Leben . . . . dein Glück . . . . kannst du es retten um eine Lüge . . . . kannst du es dir erbetteln . . . . du hast ja selbst in ihr die Sehnsucht nach dem Himmel geweckt und nun erdrückt dich diese Sehnsucht . . . . Johannes . . . .

Aber bevor es dich ganz zu Boden drückt, noch hast du einen klaren Gedanken, einen einzigen immer bitteren klaren Gedanken in diesem Sturm und in dieser Wildnis umher . . . .

Da überwand er sich und sagte:

„Du mußt, Gertrud, wenn du es fühlst, du mußt."

Und dann schlug er die Hände vor sein Gesicht, einen Augenblick, und ließ sie wieder sinken von seinen unbewegten Zügen und verharrte regungslos. Wer von der Ferne aus eine Weile auf die beiden geschaut hätte, der hätte gemeint, es wären zwei Bilder aus Stein.

XII.

In dieser Nacht hatte der Wirt sein Weib mit ihrem Geliebten überrascht.

Am andern Tag war Therese Steibl aus Hehenberg verschwunden. Franz Reinhart hatte gleichzeitig ohne Abschied von seiner Schwester den Ort verlassen.

In diesen traurigen Tagen packte Gertrud ihre Habseligkeiten zusammen. Ihre Pläne waren gefaßt.

Sie hatte nochmals den Rat des Pfarrers Böck eingeholt. Er hatte sie auf manche Weise geprüft. Er hatte tief in ihre Seele geschaut und schließlich die klare Bestimmung ihrer stark wollenden Natur erkannt. Da hatte er ihr den Anfangsweg zum neuen Beruf gewiesen.

Kurz vor ihrer Abreise trat Johannes plötzlich vor sie hin.

„Den Vater hat der Schlag getroffen. Er wird nicht mehr." Seine Stimme begann zu beben. „Und die Mutter ist krank, sie kann den Vater nimmer pflegen. Nun sehnen sich beide, daß du kommst." Das war es, was Johannes stockend gesagt hatte.

„O Gertrud," sagte er, „kannst du denn kommen? . . . . Und soll es denn sein? . . . . Gertrud . . . ."

Sie blickte zu Boden, das Herz pochte stürmisch. Dann schaute sie auf, sah ihn an und erschrak. Wie bleich war er, wie schmal, die Augen dunkel umschattet . . . . Johannes . . . . er leidet . . . . o wie er leidet . . . .

Digitized by Google

War es denn nicht natürlich, daß die Alten vermeinten, ein Recht zu dieser Bitte zu haben? Die Schwiegertochter war ja verpflichtet, ihnen beizustehen .... nun brauchten sie die Hilfe schon vor der Hochzeit. Sie wußten ja nicht, daß es nimmer dazu kommen würde.

„Du kannst nicht," sagte Johannes und auf einmal ergriff er ihre Hand.

„Wirst du es denn ertragen können, wenn ich komme?" fragte sie bebend. Ihre Lippen zitterten und die Augenbrauen schoben sich qualvoll näher zur tiefen Falte auf der weißen Stirn.

Da hatte er sich wieder gefaßt.

„Ja," sagte er. Sein Leben stand wieder klar vor ihm. „Die Eltern brauchen dich, nun laß uns gehen."

„Johannes," schrie sie auf, „Johannes." Sie ergriff seinen Arm. „Du Bester, du Liebster. So wie du ist niemand auf der Welt."

Mehr konnte sie nicht sagen. Er verstand sie. Im bittersten Weh ward seine schmerzdurchzuckte Seele wunderbar getröstet. Nun würde er endlich bis zum tiefsten Grund überwinden können.

„Jetzt kann ich beten, Johannes," sagte sie wieder ruhig, „jetzt kann ich beten. Und ich habe soviel zu beten, für mich, für den Vater, für Franz, für uns alle .... Und daß ich dies kann, daß ich erbitten darf .... das danke ich dir, Johannes, deiner Kraft. Und die Tage dort .... die sind die letzten für mich von dieser Welt." Sie blickte ihn innig an.

„Nun laß uns gehen." Ihre Augen glänzten groß und feucht in wunderbarer Demut und Ergebung aus ihren stillen Zügen.

* * *

Diese Dämmerstunden des Krankenzimmers schritten so langsam. So langsam tickte die Uhr. Auf dem Harmoniumdeckel lag der Staub. Die Hand der Mutter kam nicht darüber.

Sie hatte, soweit ihre Kräfte es vermochten, im Hauswesen zu tun. Gertrud ließ sich nur selten ablösen.

Drüben in der Werkstatt hämmerte es manchmal, manchmal knirschte der Hobel, seltsame Töne kamen von den Pfeifen, die probiert wurden. Die Ehre des Geschäftes erlaubte nicht, die Arbeit aufzuschieben.

So langsam verstrichen die Dämmerstunden des Krankenzimmers.

Manchmal nahm der alte Erasmus die Hand Gertruds und streichelte sie lange. Manchmal verlangte er, daß ihm aus den Evangelien oder aus den Apostelbriefen vorgelesen werde. Oder er wollte einen Satz aus der Offenbarung wissen, der ihm in der Erinnerung verschwunden war.

Einmal fragte er: „Weißt du, warum ich ihn Johannes getauft habe?" und er setzte die Antwort hinzu: „Damit ihn Gott lieb hat, denn so hieß der Jünger, den Jesus lieb hatte. Und Gott hat ihn lieb ...."

Gertrud erschauerte. Der Alte aber, als ob er durch seine Blindheit hindurch in hellste Klarheit schauen würde, sagte langsam:

„Den Johannes hatte Jesus lieb. Wen Jesus lieb hat, prüft er durch Leiden. Er leidet und wird leiden, er hat ein Herz, das leiden kann."

Ihre Augen begannen sich in einem nassen Schimmer zu verschleiern.

„Gertrud, glaub mir .... immer gibt es etwas zu leiden. Zuweilen von den Menschen, zuweilen von dir selbst .... zuweilen, weil dich Gott verläßt .... und du mußt es tragen .... denn Gott will, daß man Drangsal ohne Trost leiden lerne .... ohne Trost, ... und sich Ihm ganz unterwerfe, ganz .... verstehst du, Gertrud?

Digitized by Google

Und du kannst ihm nicht entfliehen, dem Leiden, denn wo immer du hinkommst, bringst du dich selbst mit .... und überall wirst du das Kreuz finden .... trägst du es willig, so wird es dich tragen, ... und dich geleiten, wo das Ende ist, trägst du es unwillig, so wird es schwerer .... nun wandert, meine Kinder, diesen königlichen Weg."

„Vater," sagte Gertrud leise, „du weißt soviel."

„Vielleicht war ich nicht demütig genug. Vielleicht war mein Glück zu groß und mit ihm die Hoffart. Wir haben gut miteinander gelebt. Wir hatten Freude an den Kindern. Der Wohlstand ist gekommen. Wir waren zufrieden, vielleicht zu sehr. Nun, vor meinem Ende will der Herr mich noch prüfen. Zuerst ließ er mich blind werden .... nun bin ich halb lahm .... er gab mir zuletzt Kummer und bittern Schmerz .... ich will es ertragen, wenn noch etwas kommen will. Nur meine Kinder möchte ich .... in der Ewigkeit wiedersehen ...."

Es ward still für eine lange, bange Zeit.

Da hörte Gertrud:

„Aber den Johannes, mach ihn glücklich .... Gertrud ...."

Mein Gott, soll sie ihn sterben lassen .... mit einer Lüge .... mit einer vielleicht frommen Lüge ...."

Die gelähmte Hand lag steif und schwer auf der Bettdecke. Es war so dunkel, aber doch waren die eingefallenen Züge mit dem langen Haar noch kenntlich. Die Nase stand scharf hervor.

„Vater," sagte sie leise.

„Was ist, mein Kind," fragte er ängstlich.

„Vater, ... es kann nicht sein .... ich kann ihn nicht glücklich machen."

Sie war beim Bett niedergekniet. Mit leiser Stimme sprach sie, so leise, daß das immer stärkere Atmen des Kranken lauter als ihre Worte wurden. Es wurde dunkler, immer dunkler während der langen heimlichen Zwiesprache.

„Armer Johannes," sagte er müde, als sie geendet hatte.

„Vater, segne mich, wenn du mir nicht zürnst."

Er machte eine Bewegung. Sie richtete ihn auf, so daß er höher lag.

„Ich zürne nicht. Und ich segne dich." Weitaus streckte er die gesunde Hand und tastete nach ihrem Scheitel. „Ihn und dich segne ich. Meine Kinder. Liebe Kinder Gottes."

Nach einer langen stillen Weile sagte er:

„Er wäre so gern Priester geworden. Es ging nicht .... Und jetzt, jetzt muß er die Mutter erhalten. Gott wird es abwägen dereinst .... Armer Johannes .... und doch glücklicher Johannes.

Steh auf mein Kind. Ich werde nicht mehr lange leben. Nein, ... nein .... ich weiß es. Der alte Tobias wurde sehend .... der Sohn brachte ihm das Licht. Wer wird mir das Licht bringen? Laß, mein Kind, weine nicht .... so, so .... so .... sei gut .... du, meine Tochter, du, ja du, meine Tochter .... laß, laß, ... und der Mutter sag ich es selbst, dann wird es leichter sein. Hab auch Geduld, nicht jeder wird dich erkennen und verstehen, die Menschen sind so hart und ungerecht, ... hab Geduld .... und nun geh .... und schick mir den Johannes .... geh .... geh ...."

So war doch noch ein Schmerz, noch ein Schmerz mehr für das Vaterherz ....

„Der Vater ruft dich," sagte Gertrud.

Sie konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten. Johannes erschrak. Er wußte, es ging zum Sterben.

Als Johannes eintrat, wachte der Alte wie aus einem Halbschlummer auf. Johannes zündete die Lampe an.

Digitized by Google

„Johannes," sagte der Vater schwach, „. . . . Johannes . . . . es wird Zeit . . . ."

Der Sohn sah ihn prüfend an. Der Alte war wieder in den Schatten zurückgesunken. Johannes verließ das Zimmer.

Die Mutter kam und legte die Hand auf die Stirne des Kranken. Was sie dann gesprochen hatten, hörte kein Mensch. Es war die Stunde, in der alle Starrheit und Strenge fiel.

Durch die Dunkelheit kam von Haslau her ein leises Klingeln vor einem flackernden Licht.

Immer näher kam der helle Laut und der heilige Schein. Thomas trug das Sakrament durch die Finsternis im Schnee dem Vater zu.

Aufgerichtet saß der alte Straubinger und harrte schweigend.

Das silberne Klingeln durchdrang schon das Haus.

Der Sterbende hatte sein Angesicht zur Türe gewandt. In furchtbarer Erregung streckte er jetzt den Arm aus. Und als käme eine letzte Erkenntnis über ihn, rief er mit überirdischer Kraft:

„Du bist das Licht . . . . das wahre Licht . . . . jetzt erkenne ich Dich, über alles."

Die heilige Wegzehrung war genommen, die Füße waren für die letzte Wanderung gesalbt.

Nun lag der Kranke ermüdet und teilnahmslos da und schien zu schlummern. Die Zeit verging. Die Kerzen brannten herab.

Gertrud kniete und sprach die Sterbegebete.

„Wenn nur die Theres käme," weinte die Mutter halblaut auf.

Der Sterbende zuckte zusammen. Gertrud verstummte. Ihr war, er richte sich nochmals auf.

„Die Freuden und die Sorgen hier sind nichtig, liebe Seele," sagte er leise, „Herr Jesus, in Deine Wunden lege ich sie . . . ."

Johannes nahm Gertrud an der Hand und näherte sich mit ihr dem Bette.

Da sagte der Vater langsam:

„Den Frieden hinterlasse ich euch . . . . nicht wie die Welt gibt, gebe ich ihn euch . . . . wahrlich . . . . nicht wie die Welt gibt . . . ."

Johannes war niedergesunken, sein Haupt lag auf der erkaltenden Hand des Vaters, seine Augen hingen an seinen Lippen.

Die Stimme ward schwächer. Gertrud neigte sich und legte ihm das kleine Kreuz auf die Brust. Dann trat sie zurück hinter alle anderen in die Dunkelheit.

Irgendwo brach jemand in Schluchzen aus. Johannes starrte tränenlos. Angestrengt horchte er.

„Und der Geist und die Braut sprechen: Komm! Und wer es hört, der spreche: Komm! Wen dürstet, der komme, und wer will, der . . . . empfange . . . . Wasser des Lebens . . . . umsonst . . . ."

Die Stimme klang schon hinüber in die Ewigkeit:

„Es spricht, der dieses bezeugt . . . . . ja, ich komme . . . . . bald . . . . . Komm Du, Herr Jesus! . . . ."

(Schluß.)

Digitized by Google

Kein Pardon.

Hervor jetzt hinter euren rost'gen Gittern,
Heraus, ihr Schriftgelehrten, Hochmutstollen!
An euch ist der Posaunenruf erschollen,
Vor dem die Schlechten und Gerechten zittern.

Denn Deutschland dunkelt tief in Ungewittern,
Wo alle Quellen, Bäche, zorngeschwollen
Als Ströme donnernd von den Höhen rollen,
Und Blitze, was der Sturm verschont, zersplittern.

Die Ströme werden nimmer rückwärts stauen,
Die Blitze werden zielen nach den Kronen,
Die Stürme rastlos fegen durch die Gauen,

All' Türme brechend, wo die Stolzen wohnen,
Bis all' erkannt demütig in dem Grauen
Den einen König über allen Thronen.

*

Wer rettet?

Es ist den frischen hellen Quellen eigen,
Was alt und faul, beherzt zu unterwühlen
Und Wasserkünste unversehns und Mühlen
Wild zu zerreißen, wenn die Fluten steigen.

Es liebt das Feuer frei emporzusteigen,
Verzehrend, die mit seinen Lohen spielen,
Es liebt der Sturm, was leicht, hinwegzuspülen,
Und bricht, was sich hochmütig nicht will neigen.

Sah'n wir den Herren nun in diesen Tagen
Ernstrichtend durch das deutsche Land geschritten,
Und Wogenrauschen hinter seinen Tritten.

Und Flammen aus dem schwanken Boden schlagen,
Empor sich ringelnd in des Stromes Armen:
Wer rettet uns noch da, als sein Erbarmen?

*

Das Schiff der Kirche.

Die alten Türme sah man längst schon wanken,
Was unsre Väter fromm gebaut, errungen,
Thron, Burg, Altar, es hat sie all' verschlungen
Ein wilder Strom entfesselter Gedanken.

Digitized by Google

Der wühlt sich breit und breiter ohne Schranken,
Ein Meer, wo zornigbäumend aufgeschwungen
Die trüben Fluten Fels um Fels bezwungen,
Und alle Rettungsufer rings versanken.

Doch drüberhin gewölbt ein Friedensbogen,
Wohin nicht reichen die empörten Wogen,
Und unter ihm ein Schiff dahingezogen,

Das achtet nicht der Wasser wüstes Branden,
Das macht der Stürme Wirbeltanz zuschanden —
O Herr, da laß uns alle selig landen!

*

Der Freiheit Klage.

Weh' du Land, des keck mich bannte,
Und da ich zu dir mich wandte,
Mich blödsinnig nicht erkannte;

Wo aus Trümmern nun die blassen
Geister stieren: Stolz und Hassen,
Brüder sich ingrimmig fassen.

Habt ihr euch von dem gewendet,
Der barmherzig mich gesendet,
Wird in Schmach die Ehr' geendet.

Wer will meine Banner schwingen,
Muß erst mit dem Teufel ringen,
Der ihn selber hält in Schlingen.

Wer so kühn, um mich zu werben,
Zage nicht, für mich zu sterben,
Um das Himmelreich zu erben,

Liebe nicht, nach andern lugend,
Denn ich bin des Herzens Tugend
Und der Völker strenge Tugend.

Bin die Lebensluft der Höhen,
Wo der Atem mag vergehen
Allen, die zur Tiefe sehen,

Flamme, schlank emporgelodert,
Die in Zornesmut, was modert,
Sengend zu Gerichte fodert.

's war ein mächt'ger Wald da droben,
Treulich Stamm in Stamm verwoben,
Mir zum grünen Dom erhoben.

Digitized by Google

Weh', du schönes Land der Eichen!
Bruderzwist schon, den todbleichen,
Seh' ich mit der Mordaxt schleichen.

Und in künft'gen öden Tagen
Werden nur verworrne Sagen
Um den deutschen Wald noch klagen.

*

Weltlauf.

Was du gestern frisch gesungen,
Ist doch heute schon verklungen,
Und beim letzten Klange schreit
Alle Welt nach Neuigkeit.

War ein Held, der legt' verwegen
Einstmals seinen blut'gen Degen
Als wie Gottes schwere Hand
Über das erschrockne Land.

Mußt's doch blühn und rauschen lassen,
Und den toten Löwen fassen
Knaben nun nach Jungen-Art
Ungestraft an Mähn' und Bart.

So viel Gipfel als da funkeln,
Sahn wir abendlich verdunkeln,
Und es hat die alte Nacht
Alles wieder gleich gemacht.

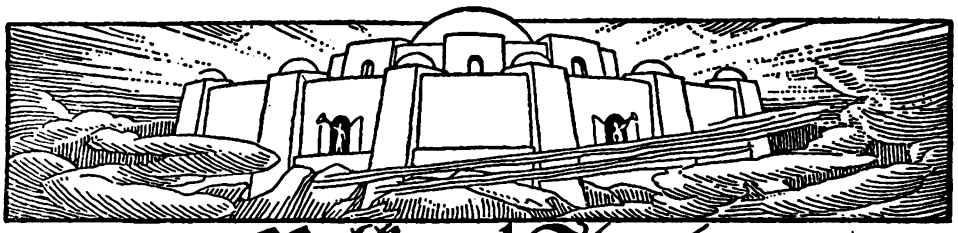
Wie im Turm der Uhr Gewichte
Rücket fort die Weltgeschichte,
Und der Zeiger schweigend kreist,
Keiner rät, wohin er weist.

Aber wenn die eh'rnen Zungen
Nun zum letztenmal erklungen,
Auf den Turm der Herr sich stellt,
Um zu richten diese Welt.

Und der Herr hat nichts vergessen,
Was geschehen, wird er messen
Nach dem Maß der Ewigkeit —
O wie klein ist doch die Zeit.

* * *

Digitized by Google



Volk und Staat

Viktor wider Philipp oder der ärgerliche Umsturz

Von Felix Franz Hornstein

I

Rede Viktors.

Es war einmal eine Zeit, da begrüßten sich die Menschen mit den Worten: Der Friede sei mit euch. O Menschheit, stell' dir diese Worte vor, horche, sehenden Geistes, ob sie dir heute irgendwo und irgendwann aus dem Untergrund irgendwelcher Begrüßung herausklingen.

Bist denn du, liebe Seele, unvermögend geworden zu wünschen: der Friede sei mit dir?

Es war einmal die Zeit der Armen im Geiste, der Hirten, der Demütigen, der Gläubigen, der Innerlichen und Abgewandten aller Berufe, die zwar ihre Geschäfte gerecht wie ein treuer Verwalter besorgten, die auch nicht durch Raub und Mord, Aufstände und andere Schlechtigkeiten ihrer Zeit und durch Kriege sich beirren ließen. Sie wußten und ahnten den Frieden und wußten, daß sie ihn nicht geben können, so wie nicht die ganze bewegte Welt. Und sie ordneten sich ein, litten und stritten, wenn die Völker wanderten und sich erregten, und schauten still die unbezweifelte Wahrheit.

Darum wünschten diese und lächelten dabei in eigeninniger Art: der Friede sei mit euch. Merkt auf, ihr Menschen, ahnenden und sehnenden Geistes voll, daß ihr und die andern voll der Selbstsucht, des Neides, ertränkt von irdischen Sorgen, wenn ihr eine seltene gute Stunde habt, grüßt und wünscht „Wohlergehen in dieser Welt" und nichts anderes.

II.

Rede Philipps.

In tyrannos!

Ich grüße dich, freies Volk. Ich preise dich, denn du hast die verhaßten Fürsten gestürzt, die dich mit eiserner Hand beherrscht haben. Du warst immer gut, voll besten Willens. Aber deine Güte, deine Einfalt, dein guter Wille wurde frevelhaft mißbraucht. Mit deinen Kräften haben die Herrscher Pyramiden gebaut, um sich zu verherrlichen. Tausende deiner Kinder gingen zugrunde, als sie die Steine brechen und herbeischaffen und zu riesenhaften Gebäuden des Cäsarenwahns türmen mußten.

Mit eiserner Hand wurdest du, mein Volk, geleitet. Du hattest zuweilen wohl Parlamente, die von den Fürsten listig eingerichtet waren, damit es schiene, daß auch du Anteil der Herrschaft hättest. Aber erinnere dich. Sobald einer deiner Abgeordneten einem feilen Minister deines Fürsten widersprach, sei es, daß er die Kredite für das Heer oder für die Diäten der Abgeordneten nicht restlos bewilligen wollte, ward er vom Angesicht der Krone verbannt. Willkür herrschte vor den Gerichten. Wenn du Recht suchtest und der Richter wagte, dir das Recht zuzusprechen, erschienen die Soldaten des Fürsten vor dem Forum und zwangen mit Waffengewalt und Geschrei, nach ihrem Gefallen zu richten.

Die Lehrer der Wissenschaft seufzten unter dem geistigen Drucke, denn sie durften nicht anderes lehren, als der Fürst glaubte. Wenn der Fürst noch jugendlich war oder schlecht unterrichtet, oder unfähig zu erfassen oder einfach dumm, so mußten die Philosophen alle Ergebnisse ihres Denkens unterdrücken, die nicht der fürstlichen Denkfähigkeit angemessen waren.

Ganze Völkerschaften des Reiches starben aus, weil es nicht gestattet wurde, sich aus fruchtbaren Gegenden, wo Überfluß herrschte, Nahrungsmittel zu holen. Die Freiheit der Presse wurde geknebelt, denn Papier wurde nur diesen Zeitungen zugewiesen, die im Sinne der Regierung schrieben. Kein Redner konnte in einer Versammlung eine Kritik üben, weil Regimenter von Polizeitruppen ausrückten und mit Geschrei, Trommeln und Flintenschüssen die Sehnsuchtsseufzer nach geordneten Verhältnissen erstickten, wenn sie nicht schon vorher alle Plätze eingenommen hatten, so daß niemand in den Saal gelangen konnte. Während der Fürst in seinen Prunkgemächern mit den feilen Räten Tag und Nacht Gelage abhielt, war kein Bürger mehr sicher, ob er nicht im Morgengrauen noch sein Eigentum wiederfand.

In den Schulen wurde nur Aberglaube gelehrt, andere Fächer wie Lesen und Schreiben oder Rechnen waren verboten. Kein Vater durfte seine Kinder erziehen, wie er es für gut fand. Die Mütter wurden durch schlechte Schauspiele und Unterhaltungen gewaltsam aus den Kreisen der Familien gerissen.

Digitized by Google

Was nützt es, daß Waren erzeugt werden, wenn sich niemand findet, der sie feilhält und vermittelt? Nur der Händler nützt dem Staate. Das Korn wächst von selbst wie die Lilie und der Apfel fällt ohnehin vom Baum und die Kühe kalben seitdem das goldene Kalb entstanden ist. Wie notwendig wäre es gewesen, daß die Regierung sich der Aufzucht von Händlern angenommen hätte. Im Osten, wo bekanntlich die Sonne aufgeht, geht wie der Sand des Meeres auch ein Volk auf, das allein die Kenntnisse des Handels besitzt. Statt aber Söhne und Töchter dieses Volkes in genügender Menge herbeizurufen, damit wir von ihnen lernen könnten, hat man diesen die Grenzen gesperrt. So war es natürlich, daß die Völker des Reiches ihre Produkte ratlos in den Händen hielten und nicht wußten, was tun, und daß das Volk im Osten, nachdem seine leisen Bitten um Einlaß hart abgewiesen waren, an den Grenzen des Reiches wieder umkehrte und in die Wüste zog, wo es verschmachtete.

Glücklicher Bürger des freien Staates, du brauchst nicht mehr um Fürstengunst dich zu bemühen, so du etwas Tüchtiges erreichen willst. Wie selten war vordem Protektion und Schutz für die, welche krumme Wege gehen wollten. Wenn es dich heute gelüstet, leicht vermagst du das starre Recht zu beugen. Wie war es dir erschwert, du Sklave der Bürokratie und absoluter Gewalten, zu einem gefälligen Türlein zu kommen. Heute schaffen unzählige lokale Gebieter an, welche alle, alle froh sind, ihre Macht im Versprechen zu zeigen. Hast du gewuchert, so gehe zu einem der freundlichen Inhaber der Gewalten, einer wird schon die dir zugemessene Strafe, dem Strafenden zum Spott, verhindern. Machst du Geschäfte, einer wird sie schon mit dir machen. Dränge dich durch die angestellten Reihen derer, die die alten Wege der hemmenden Ehrlichkeit nicht wandern wollen. Verbeuge dich tiefer, als die Fürsten es verlangt haben. Schmeichle unverschämter, als je ein Lakai des fluchbeladenen und nun so prächtig verdorbenen Regimes. Alle diese freuen sich der Verbeugungen und süßen Worte mehr als des Honigseims. Siehe, wie können sie auch zürnen, die aufrechten Männer der Gerechtigkeit und der Freiheit. Gewalt ist ihnen gegeben. Sieh, wie sie verbannen und den Ämter entsetzen, so daß bei den Entsetzten mehr Entsetzen ist als beim Verbrecher über die Greuel der unbestechlichen Gerechtigkeit. Und wie wunderbar, o sieh, wie wunderbar einfach alles geworden ist. Du hast beauftragte Beamte und beamtete Volksvertreter, und wo früher einer stand, weidet kollegial eine Herde, auf daß nicht ein einzelner irre. Die Hofratsgage fand zum Uneigennützigen hin wie die Ausgußflüssigkeit in den Kanal. Früher gab Gott zum Amt den Verstand, heute gibt er den Kraftwagen und unter Umständen die Hofloge und Ehre, Ehre, Ehre, dem Ehre noch immer zu wenig gebührt, und die Liebe und Anhänglichkeit treuer Untertanen, jawohl Untertanen. Glückliches Volk, glückliche Arbeiter. Der vergiftende Einfluß destruktiv denkender Genossen wird dir mit Gewalt, wenn sonst nichts fruchtet, hinweggeräumt, keine Werkstatt gibt dem Andersgesinnten Lebensunterhalt. Wie wohlfeil sind die Konsumvereine, wo du nicht nur Zucker und Kohle, sondern auch politische Gesinnung beziehst. Und war jemals so viel Vergnügen? So viel Musik und Tanz und Schaustellung? Die alte Regierung war nicht nur gegen die Freiheit, sondern auch gegen die Lust. Sie litt sauertöpfisch wie sie war nicht, daß im Reich ein Lachen erscholl. Heute wird nicht nur gelacht, sondern alle Laute erregter Gemüter dürfen frei sich in die unbesteuerte Luft ergießen, vom Seufzer zum Weinen bis zum Schmerzensschrei. Das Wort „Bürger" wurde endlich zum Ehrentitel, und weil alles schöner klingt, falls es ausländisch benannt ist, sagt man mit Ehrerbietung „Burschoa". Der Adel, welcher allein das Land besaß und von Leibeigenen ernährt in ungezügelter Genußsucht praßte, der allein alle Stellen im Staate vom Amtsdiener und Feldwebel abwärts und aufwärts kraft seiner Vorrechte der Geburt innehatte, wurde abgeschafft. Man hätte ja auch bloß den Adelstitel verbieten können, aber man ging gründlicher zu Werke. Durch ein geheimes chemisches Verfahren wurde den Nachkommen uradeliger Geschlechter adeliges Blut und Gesinnung, Erziehung und Kultur entzogen.

Die Totenköpfe sind von den Etiketten bisher widerrechtlich vorenthaltener Gefäße entfernt. Aus dem Gefäß der Erkenntnis strömt unbehindert der Geist der Erklärung. Hochgradig dunstet es vom Vormittag über die illuminierte Nacht hin bis zum Morgen. Der Philosoph ist des Irdischen enthoben, der Künstler wird nimmer von der Realität vergewaltigt. Der Turm von Babel, den die Kinder Adams gebaut haben, ist rekonstruiert und die Vollendung der Technik dient den Menschen, über dem Abgrund des Falles zu schweben, ihren Namen berühmt zu machen und sich bis zur Unverständlichkeit zu verwirren.

Die Freiheit hat sich über dich ergossen. Du meintest im ersten Freudenrausche, daß die Freiheit härter sei als die Knechtschaft, weil es nunmehr dem Einzelnen obliege, Maß zu halten, sich dem Gemeinsamen unterzuordnen, selbst Gesetze zu setzen und diesen zu dienen. Du warst zu bescheiden und zu ängstlich. An den Früchten wirst du dich erkennen. Siehe, du hast dich selbst übertroffen. Jeder Stand und jede Klasse ordnet sich in Liebe ein, die Unfähigen treten bescheiden hinter die Fähigen zurück, und sogar der Schlechte beginnt, sich dem Guten zuzuwenden und das dürre wie das grüne Holz des Bösen zu verbrennen. Schmählich sind die Abergläubischen zuschanden geworden, die in ihrer Unselbständigkeit den Glauben an eine göttliche Vorsehung vertraten. Du brauchtest keinen Gott, mein Volk, denn göttlich bist du. O, wir haben es weit gebracht. Wir liegen auf Maschinen durch

Digitized by Google

die Luft, tauchen im Wasser, töten in unabsehbaren Fernen geheimnisvoll, wir horchen über die ganze Erde hin, wir erkennen alles und aus dem Weltraum erschallt nur ein Jubelschrei: Liebet alle Brüder und Friede den Menschen auf ihrer eigenen sich selbst bestimmenden Erde.

III.

Widerrede Viktors.

Ich höre Widerrede und Hohn und Spott von deinen Lippen. Selbstgerecht erscheint mir deine Rede. Es ist leicht, zu tadeln und Mißstände hervorzuheben, es ist leicht, das Kuriose und Widersinnige und Aufgeblähte zum Ergötzen zur Schau zu stellen und die Armseligkeit unter den Fetzen der Phrasen aufzudecken. O über diese Selbstgerechten, die sagen: Herr, wir danken dir, daß wir nicht so sind wie jene; man verweise die schlechten Bauleute und dinge uns!

Es gibt Menschen, die stemmen sich gegen jede Neuerung, weil sie die Bequemlichkeit des Alten verlieren. Manche haben die Gerechtigkeit geliebt, weil sie von ihr Vorteil zogen. Wie können diese eine Zeit lieben, die nichts von ihnen wissen will.

Es prüfe sich jeder, welche Beweggründe in Wahrheit ihn leiten, ob er selbstlos ist oder eigensüchtig.

Dies alles, was gekommen, ist nicht geschehen, weil es etwa von Menschen gewollt war, sondern weil es als notwendiger Teil des großen absoluten Weltgeschehens vorgerückt ist. Das Alte ist tot als Erscheinungsform und läßt sich nimmer erwecken. Aber auch das Neue ist nur eine Erscheinungsform der ewigen Vergänglichkeit und wir ahnen nicht die Formen, welche die geschäftige Zukunft gebiert. Über allen diesen Formen des wechselnden wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Lebens glänzen die Sterne über der nächtigen Erde, die zehn unveränderlichen und in sich bleibenden Ideen. So wie die Wurzeln der Pflanzen nebeneinander in der gleichen Erde liegend sich berühren, werden die wahren Inhalte aller Erscheinungsformen ineinander verwoben zum Humus des Kosmos. Die Wahrheiten von Anbeginn werden auch die Wahrheiten des Tages und des Endes sein.

Hatten wir uns denn in Wüsten zurückgezogen, so daß uns kein Anteil am Zusammenbruch trifft? Haben wir etwa in den Einöden gelebt, daß wir alle Verantwortung für dies Geschehene ablehnen dürfen? So oder so müssen auch wir mitschuldig sein und wäre es auch nur ein Quentchen. War vordem immer Liebe zu den Armen und Leidenden, immer Ehrlichkeit im Handel und Wandel, suchten wir die Erkenntnis der großen Sünden unserer Volkswirtschaft, hielten wir die Gebote, wir und unsere Freunde und Verwandten? Du wolltest rasch bejahen, aber ich sehe, daß du nachdenklich wirst und errötest.

In einem glorreichen Jahre trat der dritte Stand bestimmend auf. Nach hundert Jahren folgte der vierte. Es wird immer wieder ein neuer Enterbter kommen, sobald der Vorgänger Erbe geworden ist. Furchtbarer als die Revolution der Industriearbeiterschaft wird die der Landarbeiter und der noch Unsichtbaren sein. Vom Haß emporgedrängt, wird der Enterbte vom Haß der Erben empfangen. Eine neue Atmosphäre auseinanderstrebenden Hasses hat die Menschheit in Atome zersprengt.

Versäumt nicht die Zeit, daß Seele wieder zu Seele, Bruder zum Bruder finde. Wir gehen alle aus einem Tor und gehen alle in einem Tor ein. Wer will sich vor die Öffnung stellen und den gemeinsamen Ursprung und die gemeinsame Bestimmung leugnen?

Das Ding wie der Begriff an sich ist nichts, es gibt nur den Menschen und sein Verhältnis zum Ding. Es gibt nur den Menschen und seinen Willen, mit dem er schafft, berührt, zerstört, handelt, nährt, zeugt und regiert. Und der Mensch ist gut und böse und manchmal vermischt er sich und manchmal ist er verwirrt.

Verachte Einrichtungen, Dinge und Werke. Verachte den Menschen, deinen Bruder, nicht. Grabe tiefer in dir. Jammere und erzürne dich nicht weiter über die Zeit und erhebe keine Vorwürfe gegen dies und das. Sondern mutig geh auf den Markt und arbeite, was dir zugewiesen ist. Wenn du den Finger ausstreckst, mußt du schon prüfen, ob es zum Rechten geschieht. Um deiner Mitschuld, um deiner kleinen Unterlassungen und deiner geheimen Sünden willen mußt du dich rühren. Nimm was dich peinigt als Strafe und was dich schmerzt als Sporn. Nicht die Stunden, in denen du dich manchmal gut und edel fühlst, sind die nötigen, sondern die, in denen du so handelst.

Du sagst, um eines kümmere sich die organisierte Wirrnis nicht, die heute an der Stelle der alten Ordnung steht. O daß die alte Ordnung sich mehr darum gekümmert hätte, aber auch sie hatte vor lauter Geschäftigkeit keine Zeit dazu. Die Finsternis, die nicht erkannt hat, ist nicht von heute. Das Unbeachtete, Unbeschützte lebt, so es Kraft hat, aus sich selbst und geht in Ewigkeit nicht unter. Dies ist die Wahrheit, die keine Paragraphen und keine Richter und Helfer und Berater braucht, denn sie schwebt über allem und ist in jedem Grunde geborgen. „Wenn ihr aber durch den Geist geleitet werdet, so seid ihr nicht unter dem Gesetze“, das Unfaßbares im Eigengesetz der Souveränität umschreibt. Und außer dem bewußten oder unbewußten, sich selbst richtenden Glauben an die Verbindlichkeit dieses Gesetzes sind nur die, die alles, was sich begibt, im Spiegel des Gleichnisses sehen. Das Gleichnis wird rechtfertigen. Die Welt zerfleischt sich blind harrend im Drang nach Erlösung und ist doch so wunderbar erlöst.

Digitized by Google

Bücher, Bilder, Musik, Theater

Auch ein Münchner Kindl / Von Franz Wugk

Von unserer heutigen Zeit kann man sagen: das Neue nicht gut und das Gute nicht neu. Daß das Neue nicht gut ist, erkennen trotz allen Reklamegeschreis mehr und mehr auch die politischen und „intellektuellen" Futuristen; laut dürfen sie das nicht sagen, aber im innersten Herzenskämmerlein geben sie's wohl zu. Das Gute aber ist nicht neu, und das einzige — unfreiwillige — Verdienst des Heute besteht darin, daß es uns in seinem Jammer und Schmutz erkennen lehrt, wie schön das Vergangene war. Da wendet sich die Teilnahme denn auch nachträglich denjenigen zu, die wir vorher — glanzverwöhnt — übersehen und vergessen haben vor den Eintagsgrößen der Tagesmode. Der Herausgeber, der schon manches verstaubte edle Werk und manchen in die Rumpelkammer geworfenen deutschen Dichtersmann wieder ans Tageslicht gebracht hat, zeigt mit der Wiederausgrabung Franz Trautmanns eine ganz besonders glückliche Hand.

Wiederausgrabung ist nur für Norddeutschland das richtige Wort. Im Bayernlande haben sie nie ihr Münchner Kindl, ihren Trautmann, den Genossen Spitzwegs und Hausdichter der ersten „Fliegenden Blätter" vergessen: für die Bayern und Franken und wohl auch die Schwaben war nur eine Auffrischung des Gedächtnisses notwendig. Trautmann war ein innerlich Ruheloser — von der Juristerei zog's ihn zur Philosophie, und er hörte Görres und Schelling; dann durchwanderte er Europa und vertiefte sich mit Vorliebe in englische Sprache und Dichtung. Hinterher zog ihn die Geschichte deutscher und vor allem bayerischer Vergangenheit mächtig an; sodann wurde er Maler und versuchte sich auch mit leidenschaftlicher Liebe in der edlen Musika. Immer und überall aber blieb er Romantiker, die Einheit von Kunst und Leben suchend. In den ersten vierziger Jahren fand er schließlich den Weg zum berufsmäßig schriftstellerischen Schaffen, nachdem er noch in schwere Nervenzerrüttung und in Zustände völliger Verzweiflung an Gott, Welt und sich selbst verfallen war.

Trautmann hat sehr viel geschrieben und sich auf allen dichterischen Gebieten mit mehr oder weniger Erfolg betätigt, vor allem auch auf der Bühne. Sogar Zeitungsherausgeber war er eine Zeitlang und zu guter Letzt gelegentlich Politiker. Seine Höhenzeit waren die fünfziger und sechziger Jahre. Es hat ihm nicht an Anerkennung gefehlt; Ludwig II. machte ihn zum Hofrat, und die Münchner Stadtväter ehrten den Sohn der schönen, fröhlichen, gemütlichen Isarstadt mit feierlichen Adressen. In den bayerischen Schulen ist eine Auswahl Trautmannscher Schriften verbreitet.

Heute ist es Zeit, daß sich deutsche Einheit in dem Studium dieses prächtigen germanischen Vollmenschen aus dem Süden bewährt. Man kann nicht leicht Anmutigeres und Erfreulicheres lesen als diese Trautmaniaden, und mit der Freundschaft zu diesem lieben, braven, wunderlichen Kerl wächst die Liebe zu seiner Heimat. Und wir haben heute doch in einer Welt voll Teufel und Feinden nichts Wichtigeres zu tun, als das reichsdeutsche Band um Nord und Süd, um Ost und West so fest als möglich zu schlingen. Von Tondern bis Klagenfurt, von Eupen bis Memel: ein einzig Volk von Brüdern! Walter von der Vogelweide und Grillparzer, Haydn und Mozart, Raimund und Stifter gehören auch dem Norden. Rosegger und Kröger, Schwind und Uhde, Schubert und Brahms, Raabe und Anzengruber, das ist heute alles eins; es gibt keine geistige Mainlinie mehr, und unsere deutsche Brüderlichkeit macht an den blauweißen und einstigen schwarzgelben Grenzpfählen schon längst keinen Halt mehr. Bayern ist fast in die Mitte der deutschen Welt gerückt. Trautmann ist ein unwiderstehlicher Quartiermacher für die süddeutschen Geistestruppen.

Das, was in Trautmanns reichem, buntem Lebenswerk Dauer haben wird, sind seine bayerischen Charakterbilder aus alter und neuer Zeit. In Trautmanns Nachlaß fand sich ein Aufsatz über die Eigenart des bayerischen Volkes, den Kosch jetzt veröffentlicht und der ein hübsches Mosaikbild des bayerischen Seelenlebens gibt. In seinen Erzählungen wird aber aus diesem Stoff das Bayerntum zu vollem, blühendem, warmem Leben erweckt. Uns liegen drei Bände vor: der „Eppelein von Gailingen", „Die gute, alte Zeit" und „Kleine Städtegeschichten aus alter Zeit" (Verlag Parcus u. Co., München).

Kunstvoller Aufbau großer Romane ist nicht Trautmanns Sache. Auch seine längeren und langen Erzählungen wirken hauptsächlich durch den Reiz der einzelnen Szenen und Stimmungsbilder, die da aneinandergereiht werden. So

Digitized by Google

ist's auch z. B. mit dem „Eppelein von Gailingen", dem würdigen Seitenstück zu Trautmanns berühmten Abenteuern des Herzogs Christoph. Auf der Schule lernten wir das Gedicht von dem tollen, lustigen Raubritter und seinem glücklichen Entkommen aus der Hand der Nürnberger, die bekanntlich keinen hängen, es sei denn, daß sie ihn haben. Trautmann erzählt uns die ganze Lebensgeschichte des wüsten, schalkhaften Unholds bis zu seinem schmachvollen Ende. Aber wie das Volk schon längst dem alten Plagegeist nicht mehr grollt, sondern sich an seinen Streichen ergötzt, so tut es auch uns fast leid, daß ein Mensch von so überschäumendem Lebensgefühl und überlegener Kraft den Weg des Verbrechens gehen muß. Trautmann hat sich in sicherem, künstlerischem Empfinden wohl gehütet, uns den rohen, tollkühnen Raufbold und Wegelagerer, der nicht aus Not, sondern nur aus Übermut raubt, irgendwie zu idealisieren oder zu sentimentalisieren. Der ganze Zauber geht von der urfrischen Erzählungsweise Trautmanns aus — die übrigens durch die köstlichen Bilder der ersten Ausgabe aufs wirkungsvollste unterstützt wird. Das nun fast siebzig Jahre alte Werk grüßt uns heute in strotzender Jugendfrische.

Die Süddeutschen sind für uns, was die Provencalen für Frankreich sind: die geborenen Fabulierer. Trautmann kann berichten, was er will: immer hat er uns sofort in seiner Welt. Und weshalb gelingt ihm das mit so unfehlbarer Sicherheit? Weil er selbst mit den Menschen lebt, die er uns vorführt; weil er selbst sich als Kind jener guten, alten Zeit fühlt, die wohl oft genug eine schlechte, alte Zeit war, die wir aber heute im verklärenden Licht der Vergangenheit und Dichteraugen ansehen. In der Sammlung „Die gute, alte Zeit" lernen wir abermals allerlei Leute kennen, die eine verdächtige oder auch ganz offenbar abscheuliche Moral haben und für die wir doch — dank Trautmann — eine gewisse Teilnahme empfinden. Es überwiegen indessen die Guten, und so folgen wir dem Dichter gern vom Frankfurter „Wettermacher" zur Münchener Stadtgeschichte „Türmers Töchterlein" (Die Schwedenzeit in München), vom treuen Löwen „Sultan" des Herzogs Albert V. zum „Magister Calomälus" (der uns fast an Lesage und Molière erinnert) und zum „Meister von Nürnberg". Trautmann hat hier eine ganz besondere Art kulturgeschichtlicher Erzählung geschaffen: wir lernen das Wesen der Zeit, die uns geschildert wird, mit greifbarer Anschaulichkeit und seelenforschender Eindringlichkeit kennen — und doch: es bleibt alles ein im edelsten Sinne unterhaltendes Spiel. Der starke Duft der blauen Blume umfängt uns, und doch ist Trautmann gleichzeitig ein Meister feiner Satire und hier und da auch derber Komik. Echte Poesie und echter Humor — in einer Sprache, die für uns Heutige geradezu unerhört ist, in sprudelnder Frische und die bei allem (übrigens höchst gelungenem) Altertümeln doch so traulich ins Ohr klingt, als hörten wir die Isar rauschen oder so ein liebes Mädel, wie die Elsbeth, gut münchnerisch plauschen. Eine Hauptzierde sind und bleiben aber die wunderlichen Käuze — lauter Spitzweg-Gestalten, die durch Trautmann Sprache gewinnen. Was ist die längst vergessene Butzenscheibenromantik gezierter Großstadtmode von 1880, was ist das heutige Nachäffen falschverstandener alter Chronikenschreiber gegen diesen Trautmann, der selbst zur Familie der Grimmelshausen und Reuter gehört und daneben auch noch zur Familie der Eichendorff und Brentano — und auch etwas Hoffmann und Raabe und Keller. Nicht zu vergessen den guten alten Hebel — da sind es vor allem die „Heiteren Städtegeschichten", die einige Stücke bringen, die auch im „Schatzkästlein" stehen könnten.

Diese „Heiteren Städtegeschichten" sind überhaupt eine wahre Perlenkette. Wie war es nur möglich, daß dieser frische Blumengarten in Vergessenheit geraten konnte — von den Papierrosen mit Moschus- und Asphaltgeruch, wie sie die „Jetztzeit" bietet? Die reizende, fast kindliche Schelmerei, mit der Trautmann plaudert, ist in einer kurzen Probe nicht wiederzugeben. Wohl aber kann man Trautmanns Stimmungsweben z. B. aus folgenden Zeilen erkennen (aus der Einleitung zu den „Heiteren Städtegeschichten").

„Wenn ich dann von frohen Dingen Bericht geben kann, erfreut es mich herzinniglich. Aber auch wenn ich durch düsteren Einweg muß, zuletzt ist mir doch immer so, als liege die ganze Vergangenheit da, wie in goldenem Spät-Abendschein in lasurblauen Schatten; die Menschen von dazumal seh' ich von ferne wandeln und weilen — die Giebel der Häuser glimmen herüber — die Kreuze auf den Kirchen und Kapellen funkeln — und den Hall von den Türmen glaube ich zu vernehmen — bis alles verduftet, verhallt und verdämmert ist, die milde Nacht hereinsinkt, nur dort und da noch ein Licht aufglimmt oder durch die Gänge eines Klosters irrt, und dann alles verlöscht und es überall ganz still wird. Nur des Nachtwächters Ruf meine ich noch zu hören von weither — oder näher den Hufschlag eines Rosses, das seinen Reiter zu später Stunde an Stadttor und Einlaßtürlein trägt — da ist mir die Seele oft wundersam froh und friedlich, wohl auch wehmütig. Aber diese Wehmut schmerzt nicht."

Ja, so ist's! Trautmanns Wehmut schmerzt nicht; und seine Neckerei verletzt nicht — ein reines Herz spricht aus ihm. So muß man schreiben für den wichtigsten Leserkreis, den es gibt: fürs Volk und für die Jugend!

Wen es im Staub und Lärm und Fuselbunst des Tages nach frischer Luft verlangt, der mache einen Spaziergang in die Welt Trautmanns!

Digitized by Google

Theater und Drama

Wenn man Schillers Aufsatz über die Schaubühne als moralische Anstalt liest und sich dann die gegenwärtigen Zustände des Theaters klarzumachen sucht, überkommt einen tiefe Scham und Reue. Um wie vieles besser war es doch noch selbst vor einem halben Jahrhundert um die weltbedeutenden Bretter bestellt? Der verstorbene Wiener Literarhistoriker Jakob Minor, einer der eifrigsten Schauspielbesucher und zugleich besten Dramenkenner und Kritiker seiner Zeit, hat eine Reihe von Studien und Skizzen „Aus dem alten und neuen Burgtheater" abgefaßt, die Hugo Thimig in dem 16. und 17. Band der „Amalthea-Bücherei" (Wien, Amalthea-Verlag) weitesten Kreisen zugänglich macht. Minors Kritiken verdienen es, sie sind in der Tat geistvoll, aber nicht geistreichelnd, sie sind überzeugt, aber nicht überheblich, sie sind oft voll Laune, aber nie witzelnd; es spricht aus ihnen ein ernster Mann zu uns, der seine Sache versteht und nur aus diesem Verstehen heraus urteilt. Das berühmte Burgtheater war die große Liebe seines Lebens. Man merkt das sozusagen aus jeder Zeile, ob er nun über Joseph Wagner, Charlotte Wolter, Adolf Sonnenthal, Joseph Lewinsky, Ludwig Gabillon, Bernhard Baumeister, Friedrich Mitterwurzer u. a. Bühnensterne das Wort ergreift oder Ibsen und die moderne Schauspielkunst u. ä. behandelt. Minors Wunsch, es möge eine Sammlung seiner zerstreuten Aufsätze und Rezensionen veranstaltet werden, konnte bisher nicht gewagt werden. Um so mehr begrüßen wir diese erste Sammlung, in der Hoffnung, daß dereinst noch mehr zutage kommt.

Doch gehen wir zunächst weitere hundert Jahre zurück und lassen wir uns von Gustav Gugitz den „Weiland Kasperl" (Johann La Roche) vor Augen führen (Wien, Eduard Strache), diesen einzigartigen Spaßmacher aus dem alten Wien des theresianisch-josephinischen Zeitalters. Das mit zeitgenössischen Bildbeigaben, Zierstücken usw. ausgestattete Werk, zugleich ein Beitrag zur Theater- und Sittengeschichte überhaupt, enthält ein paar köstliche Kasperliaden, dazu eine Lebensbeschreibung des Helden, lehrreiche Anmerkungen und sorgfältige Register. Der Großvater von La Roche war Franzose, sein Vater ein Schwabe, seine Mutter eine Österreicherin, er selbst ein halber Wiener und geborener Preßburger, daher einerseits seine große Beweglichkeit, anderseits Gutmütigkeit und Lustigkeit.

Kasperl setzte das fort, was Hanswurst auf der früheren deutschen Bühne gewesen war, uns allen bekannt als das parodistische Gegenbild faustischen Strebens. (Vgl. „Das Puppenspiel vom Doktor Faust" mit dem trefflichen Nachwort C. Höfers, Inselbücherei Nr. 125 Leipzig, Insel-Verlag.) Das Theater war im alten Wien der lebendigste Ausdruck der Volksseele. Seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts hatte sich das neuerwachte Lebensgefühl, aus den Wirren des dreißigjährigen Krieges hervorgegangen, auf österreichischem Boden im Theater einen Nachklang geschaffen, der bis tief ins 19. Jahrhundert mit unverminderter Stärke anhielt. Richard Smekal stützt diese seine Behauptung in dem urwüchsig schönen Buch „Altwiener Theaterlieder von Hanswurst bis Nestroy" (Wien, Wila Wiener Literarische Anstalt). Er teilt darin Liedertexte Bäuerles Brentanos, Gleichs, Hafners, Meisls, Nestroys Perinets, Raimunds, Schikaneders und vieler anderer von den Wienern umjubelter Theatergrößen aus der guten alten Zeit mit, Tempi passati, sagt der Italiener und wir sagen es ihm nach, wenn wir in dem reizvoll bebilderten Biedermeierwerklein auf Bäuerles Verse stoßen: „Das muß ja prächtig sein, dort möcht ich hin! Ja, nur ein' Kaiserstadt, ja nur ein Wien!" Mit Raimund und Nestroy ging der Genius loci Vindobonnensis unwiderruflich dahin. Heute zehrt man an der Donau nur mehr von Erinnerungen. Die vom gleichen Verlag (Wila) ins Leben gerufene Sammlung „Theater und Kultur" dient dem löblichen Zweck, verblaßte Bilder aufzufrischen in vorzüglicher Weise. Max Pirker z. B. behandelt im 3. Bd. die „Zauberflöte" in ihren Nachwirkungen über E. Th. A. Hoffmann und das Wiener Zauberstück hinaus bis zum Mythus unserer Tage. Erwin Rieger schildert im 4. Bd. mit Glück und Geschick „Offenbach und seine Wiener Schule". Sehr ergiebig ist auch das Sammelbuch „Grillparzer und Raimund", das wir dem rührigen bereits erwähnten Wiener Forscher Richard Smekal verdanken (Wien, C. Barth). Grillparzers Familienangehörige, seine Wiener Wohnungen und schwedischen Freunde, seine Bibliothek und seine Schreibhefte werden aufgestöbert, seinen Theaterbesuchen wird nachgegangen, Raimund wieder als Theaterdirektor und Bänkelsänger, als Erzähler und Gelegenheitsdichter usw. getreulich abkonterfeit, wobei neue Quellen fließen und neue Ergebnisse herauskommen.

„Im Zeichen des alten Burgtheaters" kramt schließlich Helene Bettelheim-Gabillon allerliebste Erinnerungen aus (Wien, Wila Wiener Literarische Anstalt) an Ludwig Gabillon, Amalie Haizinger, Hermann Schöne, Adolf Sonnenthal, Fritz Kraftel und wie sie alle heißen, die uns schon Minor vorgeführt hat. Daneben tauchen die Schatten von Dichtern, Schriftstellern und Komponisten auf, Betti Paoli und Adolf Glaßbrenner, Wilhelmine Hillern, Hugo Wolf u. a. Dann gibt es ergötzliche Theateranekdoten, Zensurschnurren u. dgl., kurz, hier ist wieder einmal der Thespiskarren auf die unterhaltsamste Art voll bepackt und auch der gestrenge Gelehrte kommt dankbar auf seine Kosten.

Digitized by Google

In Berthold Litzmanns „Theatergeschichtlichen Forschungen“ (Leipzig, Leopold Voß) erscheint der 30. Bd. der „Bühnentechnik Heinrich Laubes“ gewidmet. Die kundige und umsichtige Verfasserin Maria Moormann geht auf den großen Reformator des Wiener Burgtheaters und heute mit Unrecht allerdings nur mehr wenig beachteten Bühnenschriftsteller aus Schlesien näher ein, wobei sie zu dem Schluß gelangt, daß seiner glänzenden Technik der große seelische Innengehalt fehlt, was seiner Nachwirkung Eintrag tut. Der 31. Band der gleichen Sammlung läßt den Berliner „Theaterkritiker Heinrich Theodor Rötscher“ durch Johannes Günther eindringend untersuchen. Besonderes Augenmerk wendet der Verfasser seiner Kritik der theatralischen Darstellung zu. Die Gegenüberstellung Lessing-Rötscher am Schlusse fördert unsere Erkenntnis nicht wenig. Für Lessing ist das Theater mit seinem Spielplan die Hauptsache, Rötscher sieht dieses gesichert und legt daher ein Schwergewicht bei seinen Urteilen auf die Kunst des Schauspielers.

Die Gegenwart kann von beider unendlich lernen. Die neue Monographiensammlung „Der Schauspieler“ (Berlin, Erich Reiß) gibt ein paar gute Beispiele anregender Betrachtungsweise mit autobiographischem Einschlag. Ich nenne da nur Albert Bassermann, den Hermann Jhering uns literarisch vorstellt, und Friedrich Kayßler von Julius Bab, zwei norddeutsche Meister der Schauspielkunst im Spiegel moderner Charakteristik.

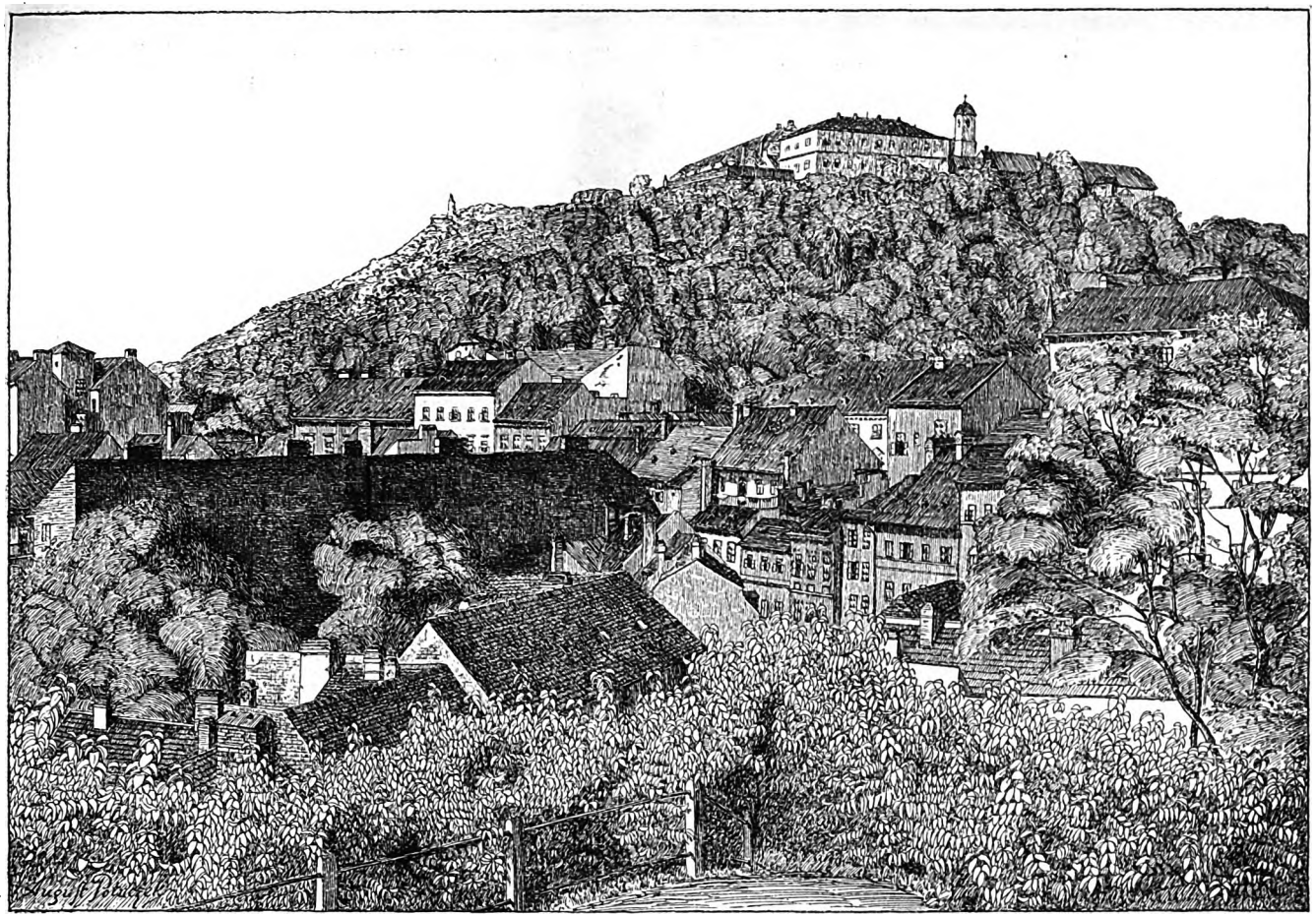
Aber was nutzen die besten Künstler, wenn die Schaubühne selbst immer tiefer im Morast versinkt? Karl Röttger sucht mit idealer Kunstbegeisterung einen neuen Weg „Zum Drama und Theater der Zukunft“ zu weisen (Leipzig, Erich Matthes). Die starke religiöse Sehnsucht des Verfassers, der Protestant, aller Kirchen und Sekten müde geworden ist — kennt er wirklich alle? — ringt um die letzten Probleme der Menschen- und Menschheitsdarstellung. Wertvoll scheinen mir die Kapitel vom Stil des Dramas, vom Kindertheater und von der Spielplangestaltung. Röttger fühlt sich als Christ und meint: Das religiöse Drama ist auf dem Wege .... ein ungeheurer Glaube muß sich auftun im religiösen Drama der Zukunft, daß Welt und Leben — sowohl räumlich wie geistig-seelisch immerdar Raum genug haben werden zum Leben — für einen jeden.

Auf den Pfaden, die vorwärts und aufwärts führen, wird uns Shakespeare begleiten, Shakespeare, der Romantiker, der Einzige. Seine Werke in Einzelausgaben beschert uns der Leipziger Insel-Verlag aufs neue. Bisher sind erschienen: Macbeth, Othello, Hamlet, Der Sturm, Ein Sommernachtstraum (jeder Band mit Anmerkungen und einem erklärenden Nachwort aus fachmännischer Feder). Die Bände in schlichtem grauen Pappband sind in einer hübschen, schmalen Fraktur, die Namen der Sprechenden in Antiqua gedruckt, was ein ungemein geschmackvolles Satzbild gibt. Die Titelblätter sind mit Vignetten von Walter Tiemann geschmückt, kleinen sinnvollen Holzschnitten von großem Reiz.

Die Rückkehr zu geschichtlichen Stoffen und aristophanischen Tragikomödien bezeichnet den Umschwung, der sich allmählich vorbereitet. Man mag über Otto Zareks historisches Drama „Karl der Fünfte“ (München, Georg Müller) urteilen wie immer, es ist eine Frucht der werdenden neuen Romantik. Ob mehr als Verheißung, wer will es heute sagen?

Einen engeren Rahmen wählt sich Anonymus Narr in seiner Komödie aus dem Leben eines Münchener Spießers „Mein Freund, der Herr Soldatenrat“ (Erlangen, Ferdinand Haas). Voll Witz und Laune nagelt hier ein treffsicherer Zeitgenosse Aufstieg und Untergang der unvergeßlichen Münchener Räterepublik, ihrer Vorder- und Hintermänner fest. Ein weiteres Blickfeld steckt Anton Adalbert Hofmanns nicht minder fesselnde „anachronistische Tragikomödie“ „Spiritus saeculi“ (Berlin SW 68, Dom-Verlag, Tägliche Rundschau) ab. Ein Landsmann und Geistverwandter Robert Hamerlings spricht zu uns: Der Spiritus saeculi wird durch Mephistopheles zum Revolutionär. Er heißt Robespierre, und im Bilde der französischen Umsturzbewegung sehen wir, was uns vernichtet hat: Feigheit und Schwindel, verstiegener Idealismus und glatte Genußsucht, Unentschlossenheit von oben und Herdengeist unten. Aber man urteilte oberflächlich, sähe man in diesem Werk nur ein geistreiches Buchdrama, eine politische Kampf- und Flugschrift in dialogischer Form. Ein Dichter hat diesen Spiritus saeculi beschworen und unabhängig von jeder politischen Tendenz wird er jeden Leser ergreifen durch die plastische Kraft der Gestaltung, die Macht des Geschehens und die in fast religiöser Weise erfolgende Lösung aller Leiden durch die Erneuerung unseres Volkes. Wir merken, worauf alles gemünzt ist und behalten den Sinn. Der Erzengel Michael spricht am Ende das befreiende Wort: „Hörst du? Hörst du das Nahen dessen, den Gott gesandt? Des starken Sohnes der Zeit? In seinen Händen trägt er das Schwert Gottes. Frieden bringt er, Ruhe und Arbeit. Hörst du ihn?“

Digitized by Google



Auguſt Potuzek

Der Brünner Spielberg

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Wächter

Monatsschrift für alle Zweige der Kultur

in Verbindung mit dem Eichendorff-Bund

Begründet und herausgegeben von Wilhelm Kosch

4ter Jahrgang / 1921 / Oktober-Heft / München

Mein altes Brünn

Dem Andenken meiner Mutter

Gedichte von Richard v. Schaukal

1.

Heimatstadt.

Kam ich sonst in guten Jahren,
Heimatstadt, herangefahren,
bot sich mir das alte Bild:
Häusergrau am Häusergelben,
drängten sich vertraut dieselben
Blicke, die mich oft gestillt.

Höher schlug mein Herz und bänger;
und ich hielt die Last nicht länger,
hoffnungheiß und sorgenvoll,
bis ich, Mutter, das ergraute,
dein geliebtes Haupt erschaute
und das Aug mir überquoll.

Schienenknirschen, Räderstocken,
Stampfen, Pfeifen, Stimmen, Glocken,
Hast, Gedränge — o der Lust!
Halten mich doch schon umschlungen
beste Hände, glückdurchdrungen
lehn ich stumm an deiner Brust.

2.

Mutter.

Manchmal mein' ich dich zu sehen,
so als müßt' ich dir entgegengehen:
Dein behender Gang, der Kopf geneigt,
wie mir's plötzlich die Erinnerung zeigt,
und das Herz stockt mir vor solchem Schein
einen Schlag. Ich weiß, es kann nicht sein:
Sah ich dich doch, ach, so mühsam sterben,
sah ich dich doch dann im Sarge schweigen,
Kerzenschatten um dein Lächeln werben,
mußt' ich mich doch tief hinuhterneigen,
wo man dich mir ewig fern versenkt...

Digitized by Google

3.

Großmutters Garten.

Ich muß aus allerersten Kindertagen
— ich weiß nicht, hat's die Mutter mir erzählt
und hab ich's aus den vielen mir erwählt —
ein mildes grünes Bild im Herzen tragen:

Ich seh mich selbst im weiß lackierten Wagen,
herum sind Bäume — wie sie mich gequält
mit Schrecken haben, wenn der Wind sie strählt,
ihr Laub durchwühlend! Bebend flog mein Fragen:
„Die Bäume wackeln! Warum wackeln sie?"
Doch das ist eine spät're Melodie ...

Die grüne milde weilt am Vorhang, haucht
den blauen zärtlich an und wiegt auf vielen
besonnten Blumen sich, und Falter spielen
in ihrem warmen Ton, der untertaucht.

4.

Der Franzensberg.

Wo fern im grauenden Gelände leuchten
ich rote Lichter sah und grüne funkeln,
bergab gewundnen Weg vorbei den dunkeln
steinbordigen Tümpeln schreitend, schattenfeuchten
Gebüschen, in Gesellschaft meist alleine
mit mir, sehnsüchtig und in Träumen,
wenn über mir aus hohen Dämmerräumen
Stern trat an Stern mit silberblassem Scheine:
du sanfter Hügel mit dem alten Zeichen
— ein Obelisk aufragend aus Basalten —
mußt meiner tiefsten Kindheit Schwermut gleichen,
das Rätsel Österreichs mir gar gestalten,
das Mährens, meiner Heimat, Züge trägt
und bang im Herzen manchmal sich bewegt.

5.

Franzensberg
(Kinderspielplatz)

Vorm kühlen Halbrund offner Säulenhalle
— Grillparzers ostergrünem Griechenlande
schmeichelt die Märzluft — auf besonntem Sande
hocken die Kinder, emsig spielend alle,
und über ihrer Stimmen Wiegeschwalle
schwingen im wolkig leicht bewegten Stande
sich Myriaden Mücken. Rings am Rande
erhallt's von bunter Bälle Widerpralle.

Digitized by Google

Von fest gefügten breiten Bänken schauen
in halbem Schlummer Mütter her und Mägde.
Hinter den feinen Zweigen hebt des blauen
schimmernden Himmels heilig unbewegte
glashelle Kuppel an empor zu steigen
und wölbt sich hoch hinauf ins ewige Schweigen.

6.

Sonne der Kinderzeit.

Die Sonne meiner Kinderzeit am Nachmittag:
von dem verglasten Gang ins schmale Zimmer
durch steifen Spitzenvorhang goldner Schimmer,
der stäubchenbebend auf geblumten Stühlen lag.

Und frühe Sonne, frisch von Tau, vom blauen
noch leichten Himmel über Schieferdächer her:
wie sicher war ich ihrer Wiederkehr,
wie festlich war schon dieses frohe Schauen!

7.

Kindersommer.

Lederstrumpflust im Laube,
rauschender Sommertag,
herzbeglückender Glaube,
Amselflöten im Schattenhag.

Goldspinnender Sonnenfaden,
atmende Märchengefahr,
leichthinwallende Gnaden
spielender Luft im lockern Haar.

Kuckucksuhren von ferne,
träumendes Untergehn,
wenn selig verstummende Sterne,
Kinderaugen, lauschend ins Grüne sehn.

8.

Der Spielberg.

Du warst mir, vielverrufne Festung, nie
verdüstert von dem Grauen der Geschichte:
ein altes Märchen, banntest du mich, schlichte
Kaserne, mit schwermütiger Magie.

Hoch, unterm Rand, wo fernes Gras gedieh,
ragte die Schwedenkugel, die das dichte
Gemäuer festhielt, rot im Abendlichte
hing wilder Wein und raunte Poesie.

Erst als ich einmal von den Kasematten
Kunde vernahm und neugierschauernd las,
was sie an dunkler Qual geborgen hatten,
ward mir der Bau zum bösen Abenteuer,
das ich jedoch, die Stadt in Sicht, vergaß:
Der Spielberg über Brünn blieb mir geheuer.

Digitized by Google

9.

Karwoche.

Der Osterwoche frühlingshelle Tage
hab ich mit stillgehobner Brust genossen:
schien alles doch von heiligem Hauch umflossen,
das Haus, die Stadt in ungewohnter Lage.

Da drängte feierliche Form zur Frage,
man wandelte voll Neugier unverdrossen,
an jeden Brauch mit Eifer angeschlossen,
Geheimnissen gesellt behaglich-zage.

Die kühlen Kirchen und die lauten Märkte,
Geruch von Veilchen, buntgeflochtne Ruten,
„Judas"-Gebäck, der Karpfen stummes Bluten,
gefärbte Eier, Landvolk auf den Gassen,
und was die abenteuerliche Lust bestärkte:
sich schon in leichter Tracht bewundern lassen.

10.

Gründonnerstag.

Gründonnerstag: da waren alle Glocken,
die morgens klingend noch den Traum durchzogen,
gehorsamen Vereins nach Rom geflogen,
bestätigt hat die Kunde ihr Verstocken.

Statt ihrer schrillte scharf und tonlos-trocken
Gequack der Knarren durch die Weihrauchwogen
der dämmerigen Hallen; tief gebogen
aufs Kruzifix sah man die Beter hocken.

Doch abends war zum altgewohnten Mahle
an langer Tafel Kind und Ahn vereinigt,
Geräte schimmernd rings im reichen Saale.

Ich seh euch alle: ach, mein Herz, gepeinigt
von seligster Erinnerung Beschwerde,
stört eure Ruh, beschwört euch aus der Erde!

11.

Schulkirche.

Sich dem langen Zug zu fügen
an der Häuserwand,
war bedrohliches Vergnügen,
das ich oft bestand.

Digitized by Google

Denn verspätet aus dem Bette
kam ich eilig an,
da gegliedert schon die Kette
durch die Gassen rann.

Hinten schritt der strenge Wächter,
der mich nie erspäht.
Zürn' dem Liebling nicht, Gerechter,
der dir's erst gesteht.

Aber mehr noch zu vertrauen
hab ich deinem Geist:
Ach fast unter deinen Brauen
war der Brave dreist!

Zu behaglich wars im Düster
hoher Kirchenbank,
gruselige Wonne büßt er
den Gesang entlang.

Freilich, in den jähen Jahren,
da das Kinn kaum keimt,
gilt als heldisches Gebaren,
was bloß abgefeimt.

Und so las ich denn zuweilen
Shakespeare und Homer,
scheu den Blick bald auf den Zeilen,
bald gewarnt umher.

Doch wenn Schuberts hehre Klänge
unsern Dienst geweiht,
hat auch mich der Hochgesänge
Seelenkraft befreit.

12.

Ferien.

Vergißmeinnicht zu lieben kleinen Kränzen gereiht,
vom wallenden Wuchs der grünen Gräser umwogt,
glänzender Buchs am Brunnenrand endloser Ferienzeit,
Segelfalter, wie ihr die schwankenden Stengel umflogt!

Schüchterne Gänseblümchen, süß hauchende Nelken,
rosa Rosen, schlanke schmiegende Farn:
ist es möglich, auch dem Kinde konntet ihr welken,
war ein Vogel wirklich verstummt, mußt ich den starren verscharrn?

Digitized by Google

13.

Augarten.

Auf der Brücke verweil ich über dem grünlichen Weiher.
Weich sinken Kastanienblüten und legen sich leis
an das träumende Wasser, das traurig den Efeuschleier
der schweigenden Pappeln spiegelt, den Schwan, wie er weiß,
ein schimmernder Schatten, gleitet, den Hals gelassen
mit dem gehöckerten Schnabel vor sich hin schmiegt,
dunkel dann mich am Geländer, unten den hohen blassen
schwermütigen Himmel der Kindheit, der mir im Sinn liegt.

14.

Im Haus „Zum schwarzen Hund"

(Ferdinandsgasse).

Vom Schnee, der auf dem Dach der Stapelräume —
ein enger Hof war's zwischen hohen Mauern —
schon wochenlange lagernd mochte dauern,
kam weiches Licht in warme Winterträume.

Wenn ich mich auf dem Wege heim versäume,
— wir wußten's beide — an Mama schon kauern
im Dunkel darf das andre, wartend schauern
vor der Berührung; und obwohl ich schäume

in Ungeduld, zu jubeln, bin ich zag
ins Zimmer eingetreten, doch ich schaue
mit angespanntem Blick ins Dämmergraue

zum Sofa, wo ich die Verschwörer fühle,
die sich nicht rühren. Tastend meid ich Stühle
steh, beuge mich: mir stockt der Herzensschlag ...

15.

In der „Villa"

(Schreibwaldstraße).

Neben Schwarzblättchen und Kardinal,
dem grauen und dem roten
— auch sie sind bei meinen Toten —
im Schaukelstuhl sitz ich wie sonst einmal
an Sonntagnachmittagen.
Ein Band „Fliegende Blätter" liegt aufgeschlagen
über den sinkenden Knien
und ich lausche den Melodien,
die hellschmetternd bald
und bald ein verworrenes Klingen
herüberdringen
vom nahen Wald.

Digitized by Google

Es ist ganz still im dämmerigen Haus,
das die weiße Sonne umhüllt.
Auf dem Balkon brütet die Hitze,
und ich sitze
einsam und träume hinaus. —
Da wird mir beim rückenden Pendelgang
plötzlich so seltsam bang,
als wollte sich fern was bereiten
und müßte mir wieder entgleiten
unerfüllt — — —

16.

In der Statthalterei.

Steinfliesen, fernhin wechselnd gelb und grau,
von denen unterm Tritte manche schwang
und jede hinterm Schritte klappernd klang,
wie fügtet ihr euch sauber und genau!

Und weiß gerahmt stand sanftes Himmelblau
Die ruhige Fensterreihe hoch entlang,
und Tür an Türe rechts im stillen Gang
gab sich gelassen hin vertrauter Schau.

Da wußte man Bedacht und Fleiß am Werke,
und ehrerbietig kam der Neuling an,
daß er gelobte Pflicht getreu bestärke,
geprüfte Kunde in Erfahrung kehre:
mit schlichtem Stolze sah der Biedermann
in sich den Staat, im Dienste seine Ehre.

17.

Friedhof an der Wienerstraße
(vom Nordbahndamm).

Staubende Straße im Land,
langsam von Pappeln begleitet,
deren Schatten vom Rand
steif über Stoppeln schreitet,

führt dich auch ferne dein Ziel,
mitten die Blicke, gefangen,
bleiben mir immer, du viel-
vielbefahrene hangen.

Drüben das niedre Geviert
weidenverdüsterter Mauer
mahnt mich der Macht, die regiert:
Tod, mich durchfröstelt dein Schauer.

Digitized by Google

18.

Besuch im versunkenen Garten.

Veilchen, Primeln und Hyazinthen sind im Garten bescheiden wieder da,
der Wind ist warm, die Sträucher haben einen grünen Hauch,
die langen Äste des Kastanienbaums am Brunnen tragen dicke Knospen,
vom Weingarten kann man weit ausschauen.
Doch kann mir keine kleine Freude keimen, da mir alles Alte nur ersteht,
und was hier wiederkehrt an Frühlingswunderwesen,
nicht vorwärts die widerstrebenden Gedanken führt ...

19.

Das Lusthaus.

Der alte Garten mit dem verschlafenen Lusthaus.
Sonne von damals hüllt ihn in Sonntagsschweigen.
Alle Wege geh ich, die einst unendlichen,
in den Brunnen blick ich, den unergründlichen,
über die Mauer schau ich, wo damals im Dunkel das Märchen flüsterte ..
Die Glastür tu ich auf, trete hinein ins Haus.
Der sonderbare Duft ist dageblieben,
kann nicht heraus, mag wohl auch nicht ...
Ein kleiner Kasten steht offen,
daraus wir — war es gestern? war es vor tausend Jahren? —
schwere knarrende Wagen zogen ...
Führ ich die Kinder her? Erzähl ich ihnen,
was ich mir selbst kaum sagen kann?
Vorm Fenster hangt der wilde Wein,
das grüne Dämmern düstert mir ins Herz.

20.

Friedhof.

Raschelnde Kränze auf schimmernden Steinen
schieb ich von schwindender Schrift:
drunten die modernden Reste der Meinen,
Staub statt atmender Trift.

Drüber der Frühling. Im blühenden Strauche
singt ein Vogel mit Macht.
Keiner der wonnig verbreiteten Hauche
dringt in verschüttete Nacht ...

Ferne, du lang mir verweigerte Stätte,
bist du dem Nächsten entrückt,
aber ich höre den Vogel, als hätte
ihn meine Sehnsucht verzückt.

Digitized by Google

Austerlitz / Von Oskar Meister

Seit Heinrich Heines Zeiten erwähnen Schriftsteller, die über Napoleon berichten, oft die Stadt, in der der Korse die Nacht auf den 2. Dezember 1805 verbrachte und ein pont d' Austerlitz erinnert die Pariser bis jetzt an die denkwürdige Dreikaiserschlacht.

Austerlitz: Wer heute das verschlafene, tschechische Landstädtchen sieht, weiß sich nur schwer zusammenzureimen, daß sich in seiner Nähe einmal das Schicksal mächtiger Reiche entschieden hat, daß in den Gassen der dröhnende Schritt der Geschichte erklungen ist. Nur die Kinder lernen, daß zwischen Austerlitz und Pratze eine große Schlacht geschlagen wurde und daß sich der geographische Name mit dem großen Staatskanzler Kaunitz verknüpft. Die Austerlitzer selbst denken wenig an diese Geschehnisse. Wenn man im Bezirke von Austerlitz spricht, denkt man an die mächtige Zuckerfabrik, an das hier erzeugte Sauerkraut und an die brotspendenden braunen hanakischen Felder. Napoleon und Kaunitz, der Staatsmann und der Feldherr, sind ausgelöscht aus der Erinnerung. L' empereur é mort . . . . . .

Nur als vor acht Jahren ein Gärtner im Schloßpark ein Leipziger Kanonenkreuz fand, das laut seiner Randinschrift einem Leutnantmajor von Kaunitz, der an den Freiheitskriegen teilgenommen, gehörte, befaßte sich der Stadtklatsch vorübergehend mit jener großen Zeit. Aber bald legte sich die kleine Aufregung. Ich weiß nicht, ob abergläubische Geister von diesem Fund auf einen bevorstehenden Krieg schlossen. Allein d a s weiß ich, daß Austerlitz seit 1914 noch stiller und weltverlorener geworden ist als es vordem gewesen . . . . .

Eine Dienstfahrt, die ich vor geraumer Zeit in den Ort unternahm, gönnte mir nach Abschluß meiner Geschäfte ein Stündchen Muße, den Juristen abzustreifen und mich als freier Mensch zu fühlen. Wie sollte ich die kostbaren Minuten nützen? Wirtshaus? Nein! Erstens bekommt man dort nichts, zweitens bin ich begeisterter Abstinent und drittens schreiben wir heute den ersten Sommertag und den wollte ich würdig verbringen. — Also in den Dämmerschatten des Parkes: Wenn irgendwo, so wird man in Austerlitz an die Dornröschenmär gemahnt. Der Zugang neben dem Schlosse ist gesperrt. Wer den Park aufsuchen will, muß eine Seitengasse einschlagen, ein altes, gewölbtes Vorhaus durchqueren, an einigen Gemüsebeeten vorbeigehen und schließlich rechter Hand zehn wacklige Ziegelstufen emporsteigen. Wer das Geheimnis nicht kennt, dem bleibt der Zaubergarten verschlossen.

R e i m m i c h e l nennt irgendwo den Wald die Stadt der Vögel. Auch auf diesen Park trifft das Wort zu. Kaum einer Seele begegnest du in dem weiten weiten Raum, nur hier und da sitzt an einer sonnigen Stelle ein Pflegling des Kriegsspitals oder ein Mädchen oder ein alter Mann. Die wenigen Gäste stören nicht die Finken, Rotschwänzchen, Amseln in ihrem Nisten und Quirilieren.

Endlose, verschlungene Wege, wie sie das Rokoko anlegt, durchschneiden die Anlagen. Aber Baum und Busch sind üppig in die Höhe geschossen, seit sie nicht mehr die Schere des welschen Ziergärtners in Zucht hält, und strotzen voll Saft und Kraft, seit sie sich von allzu absolutistischer Hegung befreit haben. Niemand beschneidet mehr die Zweige, die nun lebenslustig weit über die vorgeschriebene Linie wachsen, verklungen ist der Festjubel, verblichen der Festesglanz . . . . .

Den Steinbildern ist der Zeitenwechsel schlimmer bekommen. Chronos, der seine eigenen Kinder verschlingt, hat auch der Mitgötter im Austerlitzer Parke nicht geschont. Grünes Dunkel beschattet den feuchten Weg. Die schwere Luft durchduften alter Moder und neues Blühen. Einen schmalen Weg verfolge ich gegen das Schloß zu. Wo er vom Hauptpfade abbiegt, steht eine Tafel mit verwaschener Inschrift. Daneben hängen von einem morschen Pfahl mehrere zerbrochene Kettenglieder herab. Wieviel Jahre sind verflossen, seit die Herrschaft nicht mehr hier weilt und den Grundsassen den Zutritt zum Rosenhain verwehrt? Im Dickicht ragt eine Steingestalt. Als ich

Digitized by Google

mich durch das Gezweige dränge, flattert ein wilder Vogel auf. An einer Proserpina, die mit kümmerlichem Armstumpf den noch gut erhaltenen Höllenhund bändigt, vorbei, gelange ich zum oberen Park, den die Rückseite des Schlosses abschließt. Von der weiten Wiese, die gegen das Gebäude ansteigt, wird Heu eingeführt. Der fürsorgliche Fideikommißverwalter braucht Futter für das herrschaftliche Zugvieh. Wo sind die Zeiten, da man den Rasen monatlich beschnitt und glättete . . . . .

Das mächtige, menschenleere Schloß birgt heute noch kostbare alte Bilder und Bücher. Die Möbel wurden dagegen vor Jahren größtenteils nach Ungarn gebracht und sind daselbst einem Schloßbrande zum Opfer gefallen, das Herrschaftsarchiv verwahrt der mährische Landesausschuß in Brünn. Einst mußten die Zimmer, an Zahl weit über hundert, durch wagrechte Wände geteilt werden, um alle Gäste und ihr Gesinde fassen zu können, und nun — als ich vor Jahren eine Winternacht mit einem lieben Kameraden hier zubrachte — waren wir die einzigen Bewohner, denen das hohe Gebäude Obdach bot. Der Freund ist mir bald darauf gestorben. Die Erinnerung an ihn mischt sich mit dem Gedanken an die fröhlichen Leute, die einst hier gelebt, gelacht und Schäferspiele gefeiert haben und an jene, die ein Menschenalter später mit Zirkel und Stift auf der Karte den Raum absteckten, wo zwei große Heere tags darauf zu grauenhaftem Waffenspiel einander entgegentraten. Die zierlichen, französelnden Rokokoherren und die viereckrötigen Revolutionsmänner, die echte Franzosen waren —, Chronos hat ihrer ebensowenig geschont wie der Steingötter im Schloßpark.

Der prächtige Empfangssaal, die saubere Schloßkapelle erregen die Aufmerksamkeit der Beschauer. Aus der Vorderseite des Baues springen zwei gleiche Flügel vor, die mit dem Längsteile einen Hof von drei Seiten einschließen. Ein Laubengang läuft längs der Mauer. Küche und Wirtschaftsräume sind gleich Kasematten in die Erde gebaut, ein gemauerter, früher als Hirschzwinger benützter Wall umgibt die Flanken und Rücken des Schlosses, das in seiner jetzigen Gestalt anfangs des 18. Jahrhunderts von Marinelli erbaut wurde.

Durch eine hübsche Rosengruppe gelange ich zu einem Punkt, an der Gartenmauer, der einen Ausblick auf den Marktplatz gewährt. Vor mir liegt das Rathaus, ein altes Gemäuer mit einem merkwürdigen Turmgiebel als einzigen Schmuck, links davon die Kirche, die Kanzler Wenzel Graf Kaunitz in römischem Tempelstil bauen ließ. Rechts wendet sich die Straße an der Judenstadt vorbei nach Krenowitz, wo Österreicher und Russen vor der denkwürdigen Schlacht Kriegsrat hielten.

Die Juden und Kaunitz! Ein ergötzliches Kapitel aus dem Leben des großen Staatsmannes, dessen Ahnenbilder im Schlosse noch zu sehen sind. Wie ihn einmal der Wiener Jude Oppenheim, der bei Vergebung einer Armeelieferung nur ein „einziges Wörtel" reden durfte, überlistete, wie er als Patriomonialherr mit seinen Leibjuden umging, darüber läuft manch schalkhaftes Geschichtlein. Der Judenfriedhof lag nicht weit von ihrer Stadt an einem Bächlein, in dem noch vor vierzig Jahren die rechtgläubigen Hebräer ihre Waschungen vornahmen. Da Kaunitz nie und nirgends an den Tod erinnert werden wollte — bekanntlich mußte selbst der Bote, der ihm den Tod der großen Kaiserin meldete, das Wort „gestorben" umgehen —, veranlaßte er die Juden, den Friedhof an eine Berglehne zu übertragen, wo ihn eine Geländefalte den Blicken des lebefreudigen Fürsten entzog. Einst weilte der Kanzler bei einer jüdischen Hochzeit. Er konnte es nicht unterlassen, den Schleier zu lüften, der nach rituellem Brauche das Antlitz der Braut verhüllte. Was er gesehen, muß nicht sehr anmutig gewesen sein. Denn lachend sagte er später, als das Tuch wieder gefallen war, er begreife nun, warum sich die jüdischen Bräute stets tief verschleiert trauen ließen. — — —

Diese Zeilen wurden im Sommer des Unheilsjahres 1918 geschrieben. Die neue Ordnung der Dinge hat auch das alte Schloß nicht unberührt gelassen. Noch ist das Gut Kaunitzscher Besitz. Mit dem jetzigen Eigentümer dürfte jedoch die Linie der

Digitized by Google

Erbberechtigten aussterben. Als voraussichtliche Erwerber waren die Grafen W r b n a genannt. Nun dürfte aber auch Schloß Austerlitz im großen Magen des tschechoslowakischen Staates und seiner Legionäre untergehen. So hat hier wieder der Wirbelsturm des Umsturzes ein Stück schöner Romantik verwüstet.

Die Schweden vor Nikolsburg / Eine Mariensage

Neu bearbeitet von Bruno Mauritz Trapp

Es war im Jahre 1645, als ein eilender Wanderer durch das sogenannte Wienertor in die Stadt Nikolsburg kam und den ahnungslosen Bürgern von dem Herannahen der Schweden Mitteilung machte. Auf diese Nachricht sammelten sich alsbald die Bewohner, und die Ratsangehörigen fragten nach den Einzelheiten. Die Erzählung des Wanderers wirkte auf die Zuhörer sehr entmutigend, und kopflos waren die Ratschläge der Stadtverordneten. Gar mancher wollte sein Heil in der Flucht suchen, doch dazu schien es zu spät zu sein, denn man vernahm ganz deutlich das klingende Spiel der Feinde.

Ein Klagen und Rufe des Entsetzens löste sich von aller Munde und mischte sich in die wehmütigen Töne der Sturmglocke. Draußen aber rückten die feindlichen Schwedenkrieger, von einem Raubzuge aus Österreich zurückkehrend, mit Kriegsmusik an, und wohl manchem unter ihnen wässerte der Mund, als er die blühenden Marken der schönen Stadt erblickte, die behäbig und reich dalag, daß man wegen reicher Leute nicht zu bangen mochte. Es bedurfte gar nicht einer Aufforderung des Feldherrn zum Angriff. Viele hörten schon das Klingen des edlen Goldes, mit dem sie ihre Taschen füllen wollten. Die Vorhut war schon bis zum Birnzipf, einem Grundstück ungefähr einen Büchsenschuß weit vom Wiener Stadttore Nikolsburgs entfernt, vorgedrungen. Da legte sich ein dicker Nebel, obwohl die Luft noch vordem rein war, wie ein Spiegel über die Mauern hin, sich vor den Schweden wie eine feste Wand ausbreitend. Diese wollten nun nicht recht durch die Nebelwand durchdringen, da einige der Mutigsten unter Erstickungserscheinungen eiligst auf allen Vieren zurückkrochen.

Befremdend hörte der Feldherr von diesem absonderlichen Widerstand, der sich seinen siegesgewohnten Truppen entgegengestellt hatte. Großer Kriegsrat wurde gehalten, da stellte sich ein Krieger vor, der einst als Faßbinder in der Stadt Nikolsburg gearbeitet hatte, und erzählte, daß sich in Nikolsburg ein wundertätiges Muttergottesbild, Maria von Loretto genannt, befinde, welches schon öfters Wunder wirkte, und die Nikolsburger hätten sich eben jenes Schutzes des wundertätigen Muttergottesbildes bedient, weshalb es Zeit wäre, den Spuk jener Schirmerin durch eine fromme Spende unwirksam zu machen.

Die Kriegsräte lachten zwar über diesen Vorschlag und wiesen den Söldner mit seinem Ansinnen barsch ab, als aber auch am dritten Tage der Nebel noch immer nicht weichen wollte, das Kriegsvolk ungeduldig wurde, weil es sich auf einem verzauberten Fleck haften glaubte, entschloß man sich nach vorheriger Beratung, die Anregung des obengenannten Kriegers zu berücksichtigen.

Die Nikolsburger wußten sich die Ruhe im Schwedenlager nicht zu erklären, welche doch mit so großer Eile an die Stadt herangerückt waren, denn sie gewahrten nicht jene Nebelmauer, die vor ihrer Stadt gelagert war.

Digitized by Google

Am vierten Tage brachten Bauern aus der Umgebung einen schwedischen Krieger mit verbundenen Augen in die Stadt. Derselbe hatte zwei riesige Wachskerzen, beinahe vom Umfange eines Menschenkörpers, und bat im Namen seines Feldherrn, daß selbige unverzüglich vor dem Altar der heiligen Frau von Loretto angezündet werden möchten, damit sich der böse Dunst verziehe, welcher weit und breit alles umgebe und giftige Krankheiten im Heere verbreite. Dafür wolle der Ober-General die Stadt Nikolsburg mit besonderer Gnade ansehen und ohne weitere Belästigung derselben abziehen, da es keinen Zweifel mehr darüber gebe, daß ein übernatürlicher Schutz und Schirm über dieser Stadt sei.

Nachdem der schwedische Söldner dies berichtet, dämmerte es in den Köpfen des Rates und sie merkten nun, wem sie die gnädige Schonung der Stadt zu verdanken hatten. Eine Prozession, an der sich die ganze Bewohnerschaft unter Vorantragung der beiden gestifteten Schwedenkerzen beteiligte, zog zur Kirche Maria Loretto. Der Mesner wurde beauftragt, die großen Schwedenkerzen anzuzünden, doch wollten diese nicht brennen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen wurde der Mesner ungeduldig und stieß etwas unsanft in die Kerzen, so daß sie von den Leuchtern herabfielen und zerbrachen, denn sie waren hohl und mit Schießpulver angefüllt.

Schaudernd flohen die Bürger, als sie dies sahen, aus dem Kirchlein, und als sie auf den Platz heraustraten, rauschte und wetterte es in der Luft, als ob sämtliche Elemente entfesselt wären, die Erde bebte, ein gellendes Zettergeschrei erscholl aus dem Schwedenlager, und gleich darauf brausten die feindlichen Heereshaufen in wilder Flucht mit dem Ruf: „Flieht, flieht, ihre Donner zucken rings aus dem Boden", durch die Straßen der Stadt zum Brünner Tore heraus. Sie waren in ihrer Flucht so verwirrt, daß sich einer der letzten Schwedenkrieger, dem sein Eisenhelm vom Kopfe fiel, sich nicht einmal mehr soviel Zeit nahm, um denselben vom Boden aufzuheben. Die Gegend von Nikolsburg war durch die Fürsprache der gnadenreichen Gottesmutter vom Feinde gereinigt. Der Schwedenhelm aber wurde noch lange Zeit darnach am untern Stadttore hängend, zur Erinnerung an dieses Wunder gezeigt.

Gedichte / Von Elisabeth Goffé

Spruch.

Alltagsmüh'n und Werktagstreiben
Soll uns nicht das beste Gut,
Nicht die Kraft des Lebens rauben.

Wenn uns nur erhalten bleiben
Unsres Herzens froher Mut
Und der Kindheit Märchenglauben,

Retten wir aus sel'gen Tagen
Eines Paradieses Schimmer
Und das Leben läßt sich tragen.

*

Digitized by Google

Nach dem Gewitter.

Ein Regenbogen springt über Land,
Über vergrollende Wolken ein leuchtendes Band,
Steil, hoch und weit.
Die Tropfen fallen von Blatt zu Blatt,
Es dehnt sich die Erde behaglich und matt —
Tiefatmende Seligkeit.

Von den Feldern streicht über die Dächer herein
Ein frischer Hauch. Vom Gartenrain
Tönt zagend ein Vogellied.
Der Sturm ist verbraust, der Blitz ist zerspellt,
Auf sanften Schwingen durch traumweite Welt
Der lächelnde Frieden zieht.

*

Maria.

In dieser Kirche matterhelltem Dämmern,
Vor diesem Altar bin ich oft gekniet,
Wie es das Herz aus lautem Alltagstreiben
Zu einem stillen Friedenshafen zieht.

Die Lippe schwieg. Doch laut und immer lauter
Erhub das Herz die Stimme in der Brust
Und trug vor dich, du hohe Himmelsfraue,
Der Erde Schmerz, der Erde karge Lust.

Im fahlen Lichte flackten all die Kerzen,
Ein Lächeln huschte leicht um deinen Mund;
Ich kam — und ging mit trosterfüllter Seele
Und deine Ruhe machte mich gesund.

Auch heute sieh mich hier zu deinen Knien,
Lies mir im Aug', die Lippe schweiget still —
Mit deinen sanften Mutterhänden kühle
Den heißen Brand, der mich verbrennen will.

Katz und Maus / Eine Geschichte aus der Brünner Schwedenzeit

Von Karl Norbert Mrasek

Anno domini 1645, in den ersten Morgenstunden des Tages Mariä Himmelfahrt geschah es, daß die ehrsambe Wittib Katharina Strohmantzerin durch ein gar höllisch Gekrach jäh aus dem Schlafe geweckt wurde. Sie fuhr aus der Bettstatt und aus dem Haus und hätte in ihrer fliegenden Hast beinahe Jungfer Evchen überrannt, die bleich und betreten seltsamerweise aus der Rosenlaube geeilt kam, statt in der Kammer des süßen Morgenschlummers zu pflegen. Zum Wundern und Fragen aber war keine Zeit; allenthalben kamen die Nachbarinnen herbei, um zu helfen, denn eine schwedische Kanonenkugel war in das Haus ein-

Digitized by Google

geschlagen, hatte sich zwischen Dachwerk und Mauer festgerammt und schon begannen die hölzernen Sparren zu glimmen und zu rauchen. Da sprang aus der Rosenlaube plötzlich ein junger Bursche hervor, ergriff einen Wassereimer, rief den Weibern zu, eine Kette zu bilden und eilte auf das Dach. Das Feuer fand nicht viel Nahrung, alldieweil der Kommandant Radwit de Souches fürsorglich alle hölzernen Dächer bis auf das Sparrenwerk hatte abtragen lassen. Und obwohl, wie man nachher erkennen konnte, die Kugel von der „Katz", einer der beiden größten Kanonen der Schweden, herrührte, war es Johannes Ridelius durch sein rasches Zugreifen gelungen, größeres Unheil zu verhüten.

Die Strohmantzerin hätte nun alle Ursach gehabt, ihrem Retter zu danken; aber dem war nicht so. Johannes Ridelius war verwandt mit dem Pulvermacher Peter Hauck, der als Vorbild aufopfernden Fleißes in hohem Ansehen stand und auch sein ganzes Vermögen der Stadt zur Verfügung gestellt hatte. Als einmal die Weiber — die Strohmantzerin allen voran — eine kühne Unternehmung durch ihre Neugier zuschanden machten (sie waren auf die Dächer gestiegen, um sich an dem Schauspiel des geplanten Ausfalls zu ergötzen und hatten dadurch die Schweden aufmerksam gemacht), da hatte jener Peter Hauck im gerechten Zorn der Strohmantzerin und ihrem Anhang empfindliche Geldbußen verschafft, und seither haßte sie ihn und seine ganze Sippe. Es ging ihr also gar sehr wider den Strich, daß gerade des Pulvermachers Neffe mit ihrer Tochter heimliche Liebeshändel pflege. Am meisten aber war sie darüber empört, daß die Nachbarinnen Augenzeugen des nächtlichen Stelldicheins geworden waren und zu dem Schaden nun auch üble Nachrede fügen würden.

Die Strohmantzerin stemmte also die Hände in die Hüften und ließ den jungen Studenten mit barschen Worten an, was er denn so früh am Morgen mit Jungfer Eva in der Laube zu schaffen habe? Aber sie war in ihrer erbaulichen Rede noch nit gar weit gekommen, da ging an allen Enden der Stadt ein mörderisches Schießen los und Johannes Ridelius mußte zur Torwach eilen, die er heimlicherweis verlassen hatte. Torstensohn schien es darauf abgesehen zu haben, das Ratzennest, wie er die Stadt nannte, allen Ernstes auszuheben. Schon an den vorhergehenden Tagen hatte er die umfassendsten Vorbereitungen dazu getroffen, und just am Himmelfahrtstage, was den Brünnern nit eben gottgefällig erschien, sollte der Hauptschlag erfolgen. Den ganzen Tag über spien die Feldschlangen, Karthaunen, Mörser und Kanonen ununterbrochen Feuerkugeln und Kartätschen in die Stadt, um durch diese fürchterliche Kanonade die Belagerten einzuschüchtern. Aber die Brünner ließen sich nit so leicht ins Bockshorn jagen. Dem Schwed zu Trutz trieben sie mit Spielleuten, Sackpfeifen und Trompeten allerlei Allotria auf der Mauer, steckten an den Türmen spöttischerweis rote Fahnen, Weinzeiger und Zielscheiben heraus und höhnten die Schweden, sie möchten doch besser zielen lernen. Gegen die fünfte Nachmittagsstunde setzte der eigentliche Angriff ein. Mit ungestümer Fury begann die schwedische Armada gegen die Schanzen und Mauern anzurennen. Bei der Jesuitenschanzen rückten Rakoczysche Völker vor, doch die Disziplinlosigkeit und der mangelnde Mut der Siebenbürger unterstützte eine erfolgreiche Abwehr. Schwieriger gestaltete sich die Lage auf der Thomaser Bastei, allwo General Mortaigne seine eigenen Truppen und das Altblaue Regiment zum Angriff führte. Es gelang auch dem Feinde, sich in den vordersten Grabenabschnitt einzunisten, aber da Leutnant Pompeati rechtzeitig mit fünfzig Dragonern zu Hilfe eilte, wurden die Angreifer glücklich aus dem Graben wieder herausgehauen.

Am hartnäckigsten jedoch tobte der Kampf am Petersberge. Hier hatte der Schwede seine besten Geschütze, die „Katz" und die „Maus" aufgestellt und schon während der Kanonade am Vormittag war es ihm gelungen, einen Teil der Zwingmauer zum Einsturz zu bringen. In diese Bresche begannen nun die schwedischen Truppen immer

Digitized by Google

wieder Sturm zu laufen. Aber auch die Brünner hatten nichts außer acht gelassen. In der Peterskirche war ein Gerüste errichtet worden und aus den Fenstern wurden die Angreifer mit Musketen, Steinbomben und Wurftöpfen traktiert. Die auserlesensten Streiter waren hier zusammengezogen; Handwerker, Frauen und Mädchen halfen durch Herbeischaffen von Munition, darunter auch Evchen, die ein gar unglückseliges und verweintes Gesicht zeigte. Anfänglich hatten den gefährdeten Posten die Adeligen unter Graf Wrbnas Kommando inne; als aber immer neue Scharen der Feinde Sturm geloffen kamen, zog Radwit de Souches Verstärkungen zu Hilfe. Auch die Studenten mit Johannes Ridelius kamen herbeigeeilt und verteilten sich auf dem Gerüste; doch Evchen, eingedenk der gestrengen Worte ihrer Mutter, wagte es nicht, ihren Herzliebsten anzusehen. Da entstand eine Bewegung unter den Männern: zwischen zwei Sturmwellen hatte die „Katz" und die „Maus" zu spielen begonnen und suchte sich die Peterskirche zum Ziel. Schon war eine Kugel in die äußere Ziegelmauer eingeschlagen. Johannes Ridelius schrie laut auf und wankte, von einem Sprengstück an der Schulter getroffen, vom Gerüste hernieder. Als Evchen solches erblickte, da vergaß sie der Mutter Verbot, eilte zitternd vor Entsetzen und Angst um das Leben des Geliebten auf diesen zu, stützte den Wankenden und geleitete ihn zum Altare, wo sie ihn auf den Stufen sorgsam niederließ. Laut weinend warf sie sich über ihn, bedeckte sein bleiches Antlitz mit Küssen und rang die Hände inbrünstig zum Altarbild der heiligen Maria. Da schmetterte ein furchtbares, ohrenbetäubendes Getöse durch das hohe Domgewölbe. Eine Kugel der „Maus" war durch die Mauer in das Kircheninnere eingeschlagen. Heiligenfiguren, goldenes Zierat, geborstene Säulenstücke und Mauertrümmer wirbelten brechend und stürzend durcheinander. Männiglich stand das Herz im Leibe still. Aber als sich der Staub und Pulverdampf ein wenig verzogen hatte, da sah man ein wahrhaftiges Wunder; während alles ringsum zerstört und verwüstet war, stand das Gnadenbild hochragend und völlig unversehrt da, und auch Johannes und Evchen waren von den stürzenden Trümmern unversehrt geblieben. Die Kunde von diesem Wunder verbreitete sich frohlockend durch die ganze Stadt; sahen doch die Brünner darin ein sichtbarlich Zeichen, daß die heilige Maria die Schmach und Unehr, die an ihrem Festtage die Schweden durch rohe Kriegsfury über sie gebracht, zu rächen und zu strafen begehre. Ja einige wollten bald darnach die heilige Mutter Gottes selbst gesehen haben, wie sie, in Lüften schwebend, ihren Mantel schützend über die Stadt breitete. Dies gab den Belagerten neue Kraft, und Zuversicht; sie schlugen tapfer die letzten Anstrengungen des Feindes zurück, dergestalt, daß der Schwede wenige Tage nachher die Belagerung abbrach und sich schleunigst von dannen salvierte.

Auch auf die Strohmantzerin hatte dieses Wunder einen nicht geringen Eindruck gemacht. Sie erkannte, daß Evchen unfehlbar ums Leben gekommen wäre, wenn sie sich nicht im Augenblicke der Gefahr um Johannes Ridelius bemüht hätte. Sie deutete die wunderbare Errettung zugleich als ein Zeichen des Himmels, daß den beiden jungen Menschenkindern noch lange füreinander zu leben bestimmt sei und wagte es nicht, Johannes Ridelius, der von seiner Wunde bald genesen war, fürderhin abzuweisen.

So hatten die Kugeln der „Katz" und der „Maus" sogar noch eine Hochzeit gestiftet.

Digitized by Google

Der schöne Franz von Brünn

(Aus Braun und Schneiders „Hauschronik", München 1851.)

Zunächst dem gesegneten Schwabenlande ist Böhmen und Mähren ungemein reich an sagenhaften Stoffen; es soll uns deshalb vergönnt sein, ein Geschichtlein aus letzterem Lande zu erzählen, um so mehr, als dasselbe längere Zeit sich in einem Ulmer Meistersingerlied erhalten hatte. Doch zur Sache. Am Hofe des heldenmütigen, der Kunst und Wissenschaft aber nicht minder als dem blutigen Waffenspiele vertrauten Königs Matthias Hunniady Corvinus, der durch den Olmützer Frieden, 1478, Mährens Oberherr geworden war, hielt sich neben anderen Flüchtlingen aus dem in Türkenhand gefallenen Konstantinopel und von den Inseln, Basilius der Cypriote — ein weltberühmter Arzt — mit seinem jüngeren Sohne Chrysogonos auf. Als im Jahre 1483 die traurige Nachricht nach Ofen kam, daß die Stadt Brünn in Mähren von der Pest hart mitgenommen werde, schickte der König die beiden Ärzte dahin, damit sie der Ausbreitung des Übels entgegenarbeiten möchten. Sie machten sich unverzüglich auf den Weg und erreichten die unglückliche Stadt, als eben die Seuche am heftigsten wütete.

Öde und menschenleer fanden sie die sonst lebhaften Plätze und Gassen und das dumpfe Rollen der mit Leichen bedeckten Wagen tönte schauerlich durch die stille Stadt. Kein Haus war verschont geblieben. Niemand wagte sich mehr aus der Wohnung, aber umsonst, durch fest verschlossene Türen und Fenster erreichte der Tod seine Opfer, er ergriff den Betenden mitten in seiner Andacht, wie er den heillosen Sünder dahinriß. — Wehklagen erscholl in allen Behausungen und umsonst drang das Geheul der Leidenden und Sterbenden gen Himmel. Kein Arzt wollte mehr helfen, kein Priester die scheidende Seele durch Tröstungen der Religion und Stärkung des heiligen Sakramentes erquicken. — Basilius erschien als ein rettender Engel in der allgemeinen Not und Verzweiflung. Durch die zweckmäßigsten Mittel und planmäßigsten Anordnungen, durch persönliche Erscheinung, dann Aufmunterung der anderen Ärzte brachte er es endlich dahin, daß die Wut der Seuche nachließ. Schon konnte wieder der Gottesdienst gehalten werden und die von der Pest verschont gebliebenen den Herrn für ihre Rettung preisen. Aber noch war die Schreckenszeit nicht vorüber. Noch lagen in manchen Häusern sämtliche Bewohner krank darnieder. Auch die schöne Ludmilla von Waldstein hatte die Seuche an das Lager gefesselt. Ihr Vater, der mächtige und gefürchtete Hinko, bot den Griechen goldene Schlösser für die Rettung seines einzigen Kindes, das sein Stolz war. Chrysogonos übernahm die Herstellung. Wie der Rosen schönste, so blühte sonst Ludmilla unter den Töchtern Mährens; aber jetzt waren ihre Wangen blaß, ihr seelenvolles Auge erloschen, nichtsdestoweniger siegten ihre von der Krankheit verhüllten Reize über das Herz Chrysogonos. Der blühende Jüngling, dessen Herz den heimischen, griechischen Schönheiten kalt geblieben war, suchte mit aller Kraft das ihm so teuer gewordene Leben zu retten. Es gelang ihm. Der Todesengel wich seinen rastlosen Bestrebungen, die Wangen Ludmillens röteten sich wieder und schöner als zuvor lebte sie wieder auf. Die Freude, sie gerettet zu haben, wurde dem armen Chrysogonos dadurch gar sehr verbittert, daß seine Gegenwart bei Ludmillen nicht mehr nötig wurde. — Die Liebe in Chrysogonos Herzen hatte auch auf Ludmillen gewirkt. Obgleich krank, hatte sie einen erwärmenden Strahl dahin gesendet, der durch das immerwährende Beisammensein zur hellen Flamme wurde. Sie liebten sich beide im stillen, noch hatten ihre Empfindungen keine Worte gewonnen. — Einst, als Chrysogon wieder die ganze Nacht durchwacht hatte, konnte er dem Drange seiner Gefühle nicht widerstehen, sanft beugte er sich über Ludmilla und küßte ihre Korallenlippen. Ludmilla schlief zwar nicht,

Digitized by Google

August Potuczek — Ein stiller Winkel aus dem alten Brünn

Digitized by Google

Digitized by Google

behielt aber die Augen geschlossen. Der Jüngling dadurch dreister gemacht, heftiger, inniger. Jetzt erst öffnete sie mit einem leisen Seufzer die Augen und blickte ihn mit Huld und Milde an. Entwaffnet durch diesen Blick, der ihm sein Glück zu verkünden schien, sank Chrysogon am Lager nieder und erklärte seine Leidenschaft. Das liebende Mädchen schlang ihren weißen Arm um seinen Nacken und als Zeichen des Geständnisses barg sie ihr glühendes Gesicht an seine hochklopfende Brust. Still und unbelauscht teilten sie das selige Glück der reinen Liebe und schwuren sich nach der Sitte ihrer Zeit ewige Treue.

Gleich am andern Tage überraschte Ludmilla ihren entzückten Vater in seinem Gemach, der des Arztes Bemühungen königlich zu lohnen versprach. Zu dem Ende ließ er das schönste Reitpferd aus dem Stalle führen und legte tausend Goldgulden vor sich auf den Tisch. — Traurig sah Ludmilla diese Belohnungen, sie wollte ihm ihr Leben, das er gerettet hatte mit ihrer Hand belohnen. Chrysogonos erschien, nachdem ein Diener ihn zu dem Herrn gerufen hatte. —

Mit Worten des innigsten Dankes überschüttete Hinko den jungen Arzt und beschwor ihn, jede Belohnung zu fordern, die in seinen Kräften stehe. Chrysogonos glaubte den Alten in der besten Stimmung zu sehen und warb in Gegenwart der hocherrötenden Ludmilla um ihre Hand. — Zorn umzog schnell das Gesicht des Vaters, wütend warf er einen Blick auf Ludmilla, deren Röte nun der blassen Todesfarbe wich. „Hier ist deine Belohnung," sprach der Alte, indem er trotzig auf den Geldhaufen wies, kein König kann dir für ein Menschenleben mehr anbieten. Mein schönstes Reitpferd steht noch überdies reich angeschirrt im Hofe; mache, daß du auf diesem meinen Augen entgehst." — Da warf sich Ludmilla zu den Füßen des strengen Vaters und suchte durch häufige Zähren und Schilderung ihrer Liebe zu dem jungen Arzte das harte Herz zu rühren. Doch eben dieses entflammte die Wut des Alten nur noch mehr. Er ergriff Ludmilla und schleppte sie in ihre Kammer, die er verriegelte. Schnaubend kam er zu dem Jüngling, der in starrer Verzweiflung, seiner Sinne nicht mehr mächtig, dastund. „Weiche von hinnen," fuhr er ihn an, „daß ich nicht undankbar an dem Retter meiner Tochter werde und nicht das Leben verfluche, das du ihr gerettet. Bist du blödsinnig, daß du die Hindernisse nicht einsiehst, die Euch trennen? Ehe ich meine Tochter einem Ketzer gebe, soll sie lieber in einem Kloster verschmachten. Bist du mir ebenbürtig? Kannst du glauben, daß ich einen Zweig des großen Waldsteinischen Hauses einem dahergelaufenen Bettler anhängen werde? Nimm deinen Lohn und fliehe bald aus den Mauern dieser Stadt!" — Bestürzt und beschämt stand Chrysogonos einen Augenblick, dann sprach er aber gefaßt zu Hinko: „Ich habe Eurer Tochter das Leben gerettet und Ihr raubt mir das meinige. Euer schnödes Geld kann mich nicht lohnen. Ich gehe, um Euch nie wieder zu sehen." Eiligst verließ er das Haus und kam stumm und traurig bei seinem Vater an. Diesem entdeckte er alles und beschwor ihn, Brünn schleunigst zu verlassen. Basilius, welcher seines Sohnes leidenschaftliche Heftigkeit kannte, willigte, da ohnedies die Stadt schon gerettet war, in das Begehren. Am andern Morgen reisten beide von den Segnungen des geretteten Volkes, von den Flüchen Hinkos und von Ludmillens heißen Tränen begleitet, nach Ofen zurück.

Ludmillens Trauer grenzte an Wahnsinn, kaum kannte sie das Glück zu lieben und geliebt zu werden, als durch ihres Vaters Strenge sie auch die bitteren Leiden der Liebe kennenlernte. — Aber auch noch ein anderer Grund bewog Hinko, die Liebenden zu trennen. Hinko war ein heimlicher Anhänger Kaiser Friedrichs, der mit dem König Matthias Krieg führte. — Die beiden Ärzte waren Vertraute des Ungarnkönigs und als solche haßte sie Hinko, obgleich er ihren Kenntnissen Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er befahl seiner Tochter (so wenig kannte er die Stärke wahrer Liebe), Chrysogons gänzlich zu vergessen, da keine Möglichkeit vorhanden sei, je mit ihm vereinigt zu werden. Um den Zürnenden zu besänftigen, versprach Ludmilla mit Worten, wovon ihr Herz nichts wußte, jenem Befehle Folge zu leisten. Sehn-

Digitized by Google

süchtig schweiften ihre Blicke nach den fernen Gegenden, wo der Geliebte weilte, und Chrysogons Blicke schweiften zu ihr herüber. Wohl trennten sie Berge und Täler, doch ihre Herzen waren und blieben vereint.

Tiefsinnig und trauernd war Chrysogon nach Ofen gekommen, er suchte die einsamsten Plätze und unterhielt sich fortwährend mit dem Gedanken an Ludmillen. Der König Matthias, der den Jüngling sehr liebgewonnen hatte und wegen seiner großen Kenntnisse und wegen seines Scharfsinnes schätzte, tat vieles, um seine Sinne zu erheitern, doch vergebens. Chrysogon nahm nur gezwungen und mechanisch Teil an den Ergötzungen, zu welchen ihn der König einlud. Da entdeckte Basilius dem Könige die Ursache von seines Sohnes Schwermut und flehte um Hilfe. Matthias glaubte den harten Sinn Hinkos dadurch zu brechen, wenn er Chrysogonen in den Adelstand erheben und ein eigenhändiges Schreiben an Hinko absenden werde. Beides geschah. — Chrysogonos Trauer verschwand, denn jetzt leuchtete ihm ja die lindernde Hoffnung durch die Wolken seines Grames, er hoffte Ludmillens Hand noch zu erringen.

Aber ein Freund Hinkos, der auch dem König Wladislaw huldigte und sich gerade in Ofen befand, schickte seinen vertrauten Diener an Hinko mit der Nachricht, daß Matthias einen seiner Freunde, einen jungen griechischen Arzt in den Adelstand erhoben, mit Ludmillen verehelichen wolle. Um nun seinem Herrscher nicht geradezu entgegenzuhandeln, tat Hinko seine Tochter eiligst in ein Kloster und versprach der Äbtissin große Belohnungen, wenn sie seiner Ludmilla Aufenthalt geheimhalten wolle. Er und seine Dienerschaft zogen Trauerkleider an und es wurde ausgesprengt, Ludmilla sei an einer bösartigen Krankheit gestorben und ihr Leichnam, um die Ansteckung zu verhindern, zur nämlichen Stunde in die Stammgruft gebracht worden. Ludmilla ahnte von dem allem nichts; sie beweinte die Härte des Vaters in der einsamen Zelle und die Vorstellungen der Äbtissin — eine Nonne zu werden — wies sie mit ruhiger Entschlossenheit zurück. Sie hatte ja Chrysogonen das Gelübde ewiger Treue geschworen, wie konnte sie dieses brechen? —

Indessen langte der von Matthias abgesandte Bote in Brünn an und entledigte sich seines Auftrages an Hinko. Mit schmerzumflorten Blicken erzählte ihm dieser, nachdem er demütig des Königs Handschreiben gelesen, seiner Tochter plötzlichen Tod und beteuerte, daß er seines Fürsten Befehlen unverzüglich entgegengekommen wäre, wenn es nicht Ludmillens frühzeitiger Tod, wahrscheinlich durch Chrysogonos Entfernung beschleunigt, unmöglich gemacht hätte. Mit dieser Nachricht machte sich der Bote auf den Rückweg nach Ofen und Hinko triumphierte über seine gelungene List. Getreulich berichtete der Bote dem Könige Hinkos Antwort. Matthias scheute sich, dieselbe seinem Günstlinge mitzuteilen. Doch Chrysogon, der den Boten ankommen gesehen, begab sich voll liebender Ungeduld in des Königs Gemach, um sein Unglück zu vernehmen. Als er des Königs traurige Miene sah, ahnte ihm nichts Gutes und er dachte, Hinkos stolzer Sinn sei noch nicht gebrochen. Doch unaussprechlich war sein Schmerz, als er erfuhr, daß das ihm teure Wesen nicht mehr auf Erden wandle. In wahnsinniger Betäubung trieb er sich herum und jede seiner Mienen sprach den Tod aus, den er im Herzen trug. Basilius, dem es um das Leben seines Sohnes bangte, suchte ihn dahin zu bringen, Ungarn zu verlassen und in sein Vaterland zurückzukehren. Durch nichts mehr an diese Länder gebunden, war der arme Jüngling sogleich bereit, dem bittenden Vater nachzugeben. Hier verlor er ja alles, was ihn noch ans Leben fesseln konnte, und jetzt dünkte es ihn gleichgültig, ob er hier oder in seinem Vaterlande die wenigen schmerzlichen Tage des Daseins hinbringen werde. Mit erster Gelegenheit verließ er, von Matthias reichlich beschenkt, Ofen und fuhr zu Schiffe nach Zypern zurück.

Als Hinko erfahren hatte, daß Chrysogon nach der fernen Heimat gezogen sei, nahm er im Geheim seine Tochter wieder aus dem Kloster. Ludmilla glaubte ihren Vater gerührt zu sehen, weil er sie mit Milde aufnahm und des Vergangenen mit

Digitized by Google

keiner Silbe erwähnte. Doch schon nach wenigen Tagen glaubte sie mit Schrecken die Ursache von ihres Vaters Milde zu wissen, indem Samuel von Hradek und Walekrow, ein mährischer Edler, der sich bei ihrem Vater aufhielt, sie mit unermüdeter Aufmerksamkeit bediente, auch schon ihre Farben zu tragen anfing. Ludmilla, in deren Herzen Chrysogons Bild mit flammenden Zügen lebte, gelobte sich im stillen, eher alles zu wagen, als durch Vergebung ihrer Hand, die Hoffnung, den Geliebten einst doch noch zu besitzen, gänzlich zu vernichten. Was sie vorausgesehen, geschah. Hinko berief sie in sein Gemach und suchte durch Schmeichelworte und zuletzt durch Drohungen ihr Jawort für Samuel zu erringen. Zugleich zerriß er der Tochter Herz durch die Kunde, daß Chrysogon, nachdem er ihrer in den Armen anderer Dirnen vergessen, sich in sein Vaterland begeben wollte, aber die gerechte Strafe des Himmels ihn ereilt und er im Schiffbruch umgekommen sei. Jetzt war Ludmillens Entschluß zur vollen Reife gebracht. Sie versprach ihrem Vater, daß sich Samuel von Hradek nach acht Tagen mit ihr vermählen lassen könne. Der Alte willigte ein und küßte die Lippen seiner Tochter, deren Herz er tödlich verwundet. Ludmilla kehrte nach ihrer Kammer zurück — warf sich im Ausbruche des höchsten Schmerzes über des Geliebten Tod vor das Bild der Mutter unseres Heilandes und flehte inbrünstig um baldige Endigung ihrer grenzenlosen Leiden. — Obwohl sie die Nachricht von des Geliebten Untreue nicht glaubte, so hielt sie doch die Kunde seines Todes für wahr.

Indessen beeilte sich Samuel seiner Braut, die er wirklich liebte, die gehörige Aufwartung zu machen. Hinko hatte ihm seiner Tochter Liebe zu dem jungen Arzte verschwiegen, daher erstaunte Samuel nicht wenig, als er seine Braut heftig weinend und auf den Knien vor dem Muttergottesbilde erblickte, aber er freute sich auch einer so frommen Hausfrau.

Ludmilla litt gutwillig, daß er seinen Siegelring an den Finger steckte und ihr den ersten Kuß als Braut gab. Ihr Entschluß war gefaßt und nichts in der Welt konnte diesen mehr zum Weichen bringen.

Hinko lud alle Edlen Mährens zum bevorstehenden Hochzeitsfeste seiner Tochter, welches mit verschwenderischer Pracht vor sich gehen sollte. Alles staunte, die für tot ausgeschriene Ludmilla als Braut wieder zu erblicken. Von allen Seiten wurde dieselbe mit Glückwünschen bestürmt. Endlich erschien der feierliche Tag. Samuel hatte sich aufs Festlichste geschmückt und der alte Hinko schien zehn Jahre jünger geworden zu sein. Er wollte morgen auf dem Stechrennen, das gehalten werden sollte, noch einmal mitkämpfen. Die Braut war in einem einfachen Hauskleide, welches ihre natürliche Anmut nur erhöhte. Sie betrug sich still und geräuschlos. Die geladenen Herren und Damen kamen ins Prunkzimmer, wo lärmend und jubilierend auf das Wohl der Braut Humpen und Trinkhörner geleert wurden, die — einige notwendige Änderungen in ihrem Anzuge vorgebend — sich auf ihr Zimmer begab. Wacker wurde gezecht, der alte Hinko wollte an seiner Tochter Hochzeitstage sich nicht beschämen lassen und hatte dem Kellermeister befohlen, die herrlichsten Weine seines Kellers preiszugeben. — Da trat in festlichem Ornate der Priester herein, um das Paar zur Trauung in die nahe gelegene Peterskirche abzuholen. Schnell eilte Samuel nach seiner Braut, aber wie groß war seine Bestürzung, als er sie weder in ihrem Gemache, noch sonstwo vorfand. Er eilte zurück und teilte diese Nachricht dem Alten leise mit. Der Humpen entsank diesem vor Schrecken; schnell befahl er allen Dienern, Ludmillen überall aufzusuchen und sie vor ihn zu bringen. Diese kamen zurück mit der Nachricht, das Fräulein sei nirgends zu finden. Bestürzt standen der Vater und der Bräutigam, die Gäste fuhren von ihren Sitzen auf und raunten sich leise in die Ohren. Der Priester stand festgewurzelt auf seinem Platze, niemand wußte sich das Rätsel zu lösen. Da befahl mit donnernder Stimme Hinko, alle Gäule zu satteln und versprach köstliche Belohnung dem, der die Braut zurückbringe. Er und der

Digitized by Google

Bräutigam sprengten nach verschiedenen Richtungen fort, um sie zu suchen. Staunend standen die Gäste, — so eine Verlobung hatte noch keiner erlebt. Nach und nach schlich sich einer um den andern fort, mußte — da alle Diener auf und davon waren — sein Pferd selbst satteln und in Zeit von einer Stunde war das Haus, wo ehevor das lärmende Getön der Zecher erschallte, ganz leer und grabesstill.

Gegen Abend kamen Hinko und Samuel unverrichteter Sache zurück, einer der Knechte nach dem andern desgleichen. Der Alte raste und tobte, doch umsonst, die Braut war und blieb verschwunden.

Um diese Zeit machten sich in Deutschland viele Herren und Ritter auf zu einer Pilgerfahrt nach Palästina. Auch Just Artus, ein Wunderarzt und Lautenschläger zu Ulm im Schwabenlande, wollte dahin wallen. Herr Hans Truchseß von Waldburg nahm ihn als Wunderarzt mit auf die Reise. Er ging in Gesellschaft dieses nach Venedig, wo sie sich mehrere Tage aufhielten. Hier versammelten sich aus Britannien, Hispanien, Frankreich und Sizilien der Pilger so viele, daß zwei Schiffe ausgerüstet werden mußten, um sie alle aufzunehmen. Man stieß vom Lande, und Artus, der sich zum erstenmal auf einem Schiffe befand, stand in den ersten Stunden viele Ängste und Schrecken aus und sehnte sich fast nach seinem lieben Schwaben zurück! —

An der Insel Eufemia landeten sie, gingen in die Stadt und besuchten das Kloster des heiligen Andreas. Hier lernte Artus einen jungen Pilger kennen, der sich sowohl durch seine Frömmigkeit und gute Aufführung, als auch durch ein schönes Äußere empfahl. Artus, ein geselliger Mann, wurde bald mit ihm vertraut und da erzählte ihm der junge Pilger, daß er sich Franz nenne, aus Brünn in Mähren sei und da Gott ihn und die Stadt von einer fürchterlichen Pest gerettet, habe er gelobt, nach dem Grabe des Erlösers zu ziehen, um dort sein Dankgebet für seine und seiner Mitbürger wundervolle Rettung zu verrichten. Artus belobte sein frommes Vorhaben und erzählte ihm hierauf seine früheren Schicksale, wie er als Minnesänger viele Herren, Fürsten und Grafen kennengelernt und machte ihn auf die Beschwerden einer so weiten Reise aufmerksam, mit dem Bedeuten, daß sein schwacher und zarter Körperbau kaum alle überwinden werde. Aber der junge Pilger baute auf Gott, der, wie er sagte, ihn schon einmal wundervoll gerettet und erhalten, und er hoffe durch Gottes Beistand die heilige Stadt glücklich zu erreichen. Durch solche Mitteilungen entspann sich innige Freundschaft zwischen beiden Jünglingen.

Als sie zu Kandia angekommen waren, entdeckte Franz seinem Freunde, daß er sich durch einen Stoß am Fuße verwundet habe und bat ihn, denselben zu verbinden. Zugleich entblößte er seinen Fuß und zeigte ihm eine leichte Wunde. Artus verwunderte sich höchlich über den zarten und milchweißen Fuß seines Freundes, denn so schön hatte er noch keinen gesehen.

Am St. Johannisabende landeten sie bei der Insel Rhodus, wo sie das Fest des heiligen Johannis mit begannen. Die Schiffe wurden festlich beleuchtet und unter Trompetenschall die Feier begangen. Fröhlich segelten sie weiter, in der Hoffnung, bald das heilige Grab zu erreichen, auf welchen Anblick sich Artus sehr freute, und kamen wohlbehalten bei der Insel Zypern an. Hier stiegen sie ans Land und einige der Pilgrime besuchten die Stadt Nicosia, andere wandelten nach dem Dorf Aelia, wo sich dazumal auf einem Berge das Kreuz des rechten Schächers befand. Franz und Artus gingen nach Nicosia, um diese Stadt, wo damals die Königin Katharina wohnte, zu besehen. Als sie abends vor ein schönes Haus kamen, dessen Hof mit Blumen und Springbrunnen wohl versehen war, sagte Franz zu seinem Freunde: „Ich muß dem Besitzer dieses Hauses ein Brieflein übergeben, harre hier unten eine Viertelstunde.“ Artus wunderte sich höchlich über die hohe Freude und das große Entzücken, das der liebe Franz bei Erblickung dieses Gebäudes äußerte; er setzte sich auf eine vor dem Hause befindliche steinerne Bank und sang folgendes deutsches Lied:

Digitized by Google

Vom Vaterland
So fern, so fern,
Hat mich erkannt
Der Abendstern,
Und lacht mich an.
Ich kenne dich,
Und deine Bahn,
Hier siehst du mich.

Ich blick' dich an
Ach, Abendstern!
Auf deiner Bahn
So nah, so fern,
Wie freu' ich mich
Dich hier zu seh'n,
Du kannst, nicht ich,
Zum Liebchen geh'n.

Noch hallten die Töne dieses Liedes, als er ein lautes Händeklatschen hörte, er blickte auf und sah Franz auf dem Söller in Gesellschaft einer verschleierten Jungfrau stehen. Franz winkte ihm, herauf zu kommen. Artus ging hinauf und hier sprach Franz zu ihm: „Das Ziel meiner Wanderschaft ist geendet, ich bleibe hier in Zypern. Wenn du, ehrlicher Mann, vom Grabe des Erlösers heim pilgerst, so halte Dich hier auf, ich habe ein Geschäft für Dich, auch sollst Du die Ursache erfahren, warum ich hier bleibe." Artus trennte sich mit schwerem Herzen von seinem Reisegefährten, den er außerordentlich liebgewonnen hatte. Er schied von ihm mit dem Versprechen, bei seiner Rückreise sich wieder bei ihm einzusprechen. Kurz darauf segelte Artus weiter. Sie gelangten richtig ins gelobte Land. Dankend fielen sie auf ihr Antlitz nieder, lobten und priesen Gott. Viel Herrliches und Treffliches sah Artus in der heiligen Stadt und konnte sich an all den Wunderwerken kaum satt sehen. Nachdem sie sich einige Tage dort aufgehalten hatten, kehrten sie zurück und landeten wieder in Zypern. Da gedachte Artus seines Freundes Franz von Brünn, doch konnte er trotz all seinem Suchen das Haus nicht wieder finden, denn die Stadt war sehr groß.

Er begab sich in eine Herberge und forschte überall nach dem jungen Franz von Brünn, aber gar niemand konnte ihm Auskunft geben. Er beschloß, nur einige Tage sich aufzuhalten und seinen Unterhalt durch Lautenschlagen zu gewinnen. Anfangs horchte man mit Vergnügen seinen deutschen Gesängen zu, aber nach und nach wurde man dessen überdrüssig und des Artus Einkommen schmälerte sich täglich. Auch war Herr Hans Truchseß schon vorausgeeilt. — Er beschloß abzureisen, da er von seinem lieben Freunde gar nichts erfahren konnte, allein es war gerade kein Schiff segelfertig, das ihn nach der Heimat bringen konnte. — Schon sah er sich gänzlich ohne Unterstützung und ihm bangte vor dem folgenden Morgen, als er eines Mittags aus einer Kirche gehend, einer Dame ansichtig wurde, die ihm bekannte Züge hatte. Verwundert blieb er stehen, als die Dame auch ihn erblickte und mit einem Winke zu sich rief. — Artus gehorchte und fragte ehrfurchtsvoll, was ihr Begehren sei. — „Komm' mit mir in mein Haus," entgegnete die Dame, „dort sollst du's erfahren." — Dabei sah sie ihn mit lächelnder Miene an und Artus glaubte den Ton ihrer Stimme schon irgendwo gehört zu haben. Schweigend folgte er ihr durch unterschiedliche Gassen, als er auf einmal vor das Haus kam, wo damals Franz hineingegangen war, und mit Verwunderung erkannte er in dem Frauenzimmer den werten Freund, der seine Schritte in dies Haus lenkte. — „Bist du denn wirklich Franz?" fragte er, als sie in das Haus traten. — „Du wirst staunen," entgegnete dieser, „aber folge mir

Digitized by Google

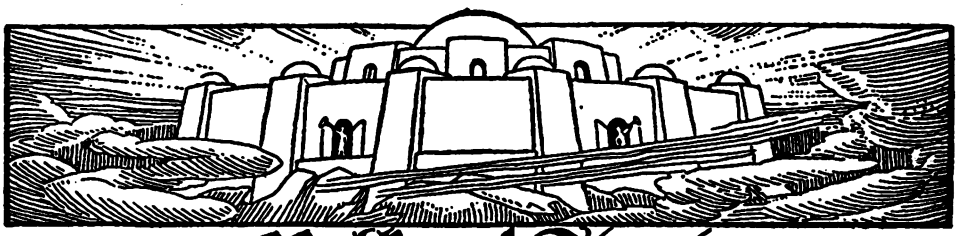
nur, das Rätsel soll gleich gelöst werden." Durch prachtvolle Vorzimmer, alle auf venezianische Art reich geschmückt, führte Franz den staunenden Lautenschläger in das Prunkzimmer. Dann befahl er einem Diener, köstlichen Wein und die schmackhaftesten Früchte zu bringen, welche er seinem Freunde vorsetzte. Artus, der sich schon lange den Genuß des Weines versagen mußte, war wie im Himmel; er betrachtete die schönen Formen seines Freundes und sah nur zu deutlich, daß er sich wirklich in ein Frauenzimmer verwandelt habe. Jetzt öffneten sich die Flügeltüren des Prunkgemaches und herein trat ein junger, stattlicher Herr in venetianischer Kleidung, welcher auf Franzen zueilte und ihn in seine Arme schloß. „Hier," sprach dieser, indem er auf den Lautenschläger wies, der in tiefer Ehrerbietung aufstand, „dieser Mann ist derjenige, von dem ich dir so oft erzählte, der meiner Pilgerfahrt treuer Freund wurde."

Nachdem sich Ludmilla an ihrem Verlobungstage den lärmenden Gästen entzogen hatte, warf sie sich in ihrer Kammer in die lange vorbereiteten Pilgerkleider, setzte einen breitkämpigen Pilgerhut auf, band sich einen falschen Bart um und schlich in dem Getümmel der Knechte unbemerkt aus dem Hause. Ihr Entschluß war, als Pilger nach dem Grabe des Erlösers zu wandeln und dort für das Seelenheil ihres Geliebten zu beten, und um sein Vaterland, von dem sie so reizende Schilderungen hörte, zu sehen. Sie gesellte sich zu einem großen Haufen Pilger, die gerade durch Brünn wollten, und zog in dieser Gesellschaft aus den Toren ihrer Vaterstadt. Die Verfolger erreichten wohl den Zug der Wallfahrer, doch weder Samuel noch ihr Vater vermuteten sie darunter und sprengten vorüber. Ludmilla, die sich aus dieser Gefahr gerettet sah, ging getrost weiter, doch drohte ihr bald noch eine größere. Sie nahm nämlich, als sie sich vor den Nachforschungen ihres Vaters sicher glaubte, den falschen Bart ab und zeigte zum größten Erstaunen der Gesellschaft ihr zartes und feines Gesicht. Doch, da in jenen Zeiten sogar Kinder nach dem gelobten Lande pilgerten, so schwand bald das Erstaunen der Übrigen. Ein einziger faßte Ludmillen schärfer ins Auge und geriet auf die Vermutung, der junge Pilger sei ein Weib. Mit dieser Überzeugung erwachte auch eine heftige Leidenschaft in seinem Herzen. Da Ludmilla sich verraten sah, trennte sich dieselbe schon am nächsten Morgen von ihrer Gesellschaft und schloß sich einem anderen Pilgerhaufen an, der singend die Straße daher gezogen kam und bald nach Venedig gelangte. Zu Nicosia erkundigte sie sich nach der Wohnung des Arztes Basilius, die man ihr zeigte. Sie wollte den Vater ihres Geliebten noch einmal sehen und mit ihm den Tod Chrysogons beweinen. Als sie in das Haus trat, kam ihr Basilius entgegen und fragte sie um ihr Begehren. Ludmilla warf den Hut von sich und stürzte sich laut weinend in die Arme des erstaunten Vaters. Groß war die Freude desselben, als er Ludmillen lebend und durch ihren Anblick seinen Sohn gerettet sah, der dem Grabe zuwelkte.

Der redliche Schwabe Artus begehrte dann an seinem ehemaligen, gar lieblichen Reisegefährten, ob er denn für immer aufgegeben habe die Heimat und den Vater wieder zu sehen? Aber in Chrysogons Armen blühte Ludmillens einziges Glück. Dennoch bat sie Artus gar herzlich, Brünn wieder aufzusuchen, dem Vater Hinko ihren Ring, ihr aber des Vaters Versöhnung zu bringen. — Artus zog nach Brünn und seine Gesänge fanden viel Hörer. Nur fand seine Botschaft keinen, denn Hinko von Waldstein war gestorben und sein Haus in tiefster Trauer. Ludmilla galt für eine entlaufene Abenteuerin, für eine längst Verstorbene bei den reichen erbenden Vettern, und der gute Artus hatte von vielem Glück zu sagen, daß er mit heiler Haut das liebe, lebenslustige Ulm wieder erreichte.

— — — Artus aber hatte bis ans Ende seines Lebens doch keinen reizenderen Sang als von dem lieben Pilgrim, dem schönen Franz von Brünn.

Digitized by Google



Volk und Staat

Die Tendenz der tschechischen Politik / Von Franz Jesser

Im Drei-Masken-Verlag zu München erscheint eine wertvolle Zeitschrift für mitteleuropäische Politik, Kultur und Wirtschaft „Österreichische Rundschau", die kürzlich ein Sonderheft „Der tschecho-slowakische Staat und die Deutschen" herausgebracht hat; nachstehender Aufsatz ist ihr entnommen. Der Wächter.

Die Deutschen in der Tschechoslowakei begehen einen sehr großen Fehler, wenn sie nicht mit den Sympathien rechnen, die das Ausland dem „Befreiungskampfe" der tschechischen Nation entgegenbringt. Der kritische Geschichtsschreiber der Zukunft wird zwar auch in diesem Falle nachweisen, daß die Anwendung der Schwarz-Weiß-Manier zur Darstellung der Entwicklung der letzten fünf Jahrzehnte unberechtigt sei und daß die politische Wirkung einer gut erzählten und psychologisch fein berechneten Legende auch diesmal größer gewesen sei als die der nüchternen, schwer zu erringenden Wahrheit. Diese Überzeugung ändert aber nichts an der Tatsache, daß die Klagen der Sudetendeutschen im Auslande ungehört verhallen.

Um den „Freiheitskampf" der Tschechen webt bereits Frau Romantik (richtig Pseudo-Romantik) ihren glitzernden Schleier — Maffia, Fahnenflucht, erzwungener Bruderkampf zwischen Überläufern und mit „Gewalt" bei Habsburgs Fahnen gehaltenen „Brüdern", Erfüllung des alten Volkstraumes vom „böhmischen" Staate, Hussens Flammentod, Komenskys Weltbedeutung, Prager Fenstersturz und Dreißigjähriger Krieg, Masaryks Humanitätsideale, bunte Volkstrachten und melancholisches Volkslied regen die Phantasie an, erwecken ästhetische Empfindungen, befriedigen das Bedürfnis nach Sentimentalität — all das um so gesteigerter, je geringer die Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse ist. Und da dieser romantisch verklärte Befreiungskampf gegen die allgemein unbeliebten Deutschen gerichtet war, da der Erfolg dieses Kampfes zugleich als ein Erfolg der Demokratie über die Autokratie, der Republik über die Monarchie, der Freiheit über die Bedrückung, des Fortschrittes über den Rückschritt, der Kultur über die Zivilisation angesehen wird, so steht man den deutschen Beschwerden und Klagen mit politischer Voreingenommenheit gegenüber — man sieht in ihnen Äußerungen der wieder erwachenden Reaktion. Auftauchende Bedenken werden von der überaus geschickt arbeitenden tschechischen Auslandspropaganda sofort von einer Flut erhaben klingender Redensarten hinweggeschwemmt. Wenn diese Wort- und Ideensuggestion nicht ausreicht, um brutale Tatsachen wie die Prager Plünderungen zu verschleiern, so wird mit dem halb anklagenden, halb entschuldigenden Hinweise auf die tschechische Massenpsyche gearbeitet. Diese sei „leider" (das Wörtchen kehrt immer wieder) durch die jahrhundertelangen Bedrückungen noch immer deutschfeindlich — aber die Regierung, der Präsident, das Parlament bemühen sich usw. Auch dürfe man nicht vergessen, daß man unter den Nachwirkungen einer Revolution lebe. Die tschechische Presse und Diplomatie sind in der glücklichen Lage, mit der augenblicklich hochwertigen politischen Wort- und Ideenvaluta Sympathie kaufen zu können, während unsere politische Valuta als die eines „besiegten" Volkes gänzlich entwertet ist.

Unsere Ausführungen werden an dieser uns ungünstigen allgemeinen Stimmung nichts ändern — dennoch übergeben wir sie der Öffentlichkeit, weil wir fest überzeugt sind, daß nicht alle klugen Köpfe der Verqualmung durch den Wortrauch erlegen sind.

Wir beginnen mit der Gegenüberstellung zweier Aussprüche führender tschechischer Politiker. Kurz nach der Errichtung des neuen Staates kennzeichnete der Minister Klofač die politische Mission des tschechoslowakischen Staates als die einer völkerversöhnenden „höheren" Schweiz. Ein Jahr nachher verwarf der Minister des Äußern, Dr. Beneš, diese These. Der neue Staat könne keine Schweiz werden, sondern müsse ein tschechischer Nationalstaat werden. Die drei Hauptvölker der Schweiz hätten in Frankreich, Deutschland und Italien ihre Nationalstaaten, die Deutschen und Magyaren der Tschechoslowakei ebenfalls — die Tschechoslowaken aber hätten nur in dem neuen Staate die Möglichkeit, einen Nationalstaat zu errichten.

Digitized by Google

Daraus folge, daß die Deutschen und Magyaren sich mit der Rolle von Minderheitsvölkern in diesem Nationalstaate der Tschechoslowaken zu begnügen hätten. Das Recht, nach schweizerischem Vorbilde nationale Selbstverwaltung zu erhalten, müsse ihnen daher abgesprochen werden. Und flugs wird dieser Rechtsanspruch in ein hochverräterisches Unterfangen umgefälscht! Es wird eine Rechtskontinuität eines tschechischen Staatsrechtes konstruiert, die gänzlich unberechtigt ist; denn niemals in den vergangenen 900 Jahren war „Böhmen" oder waren die Länder der böhmischen Krone ein absolut selbständiger Staat. Bis 1526 waren diese geographischen Räume ein Glied des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Die Goldene Bulle Karls IV., die jüngst von Wien nach Prag überführt wurde, ist eine staatsrechtliche Urkunde des alten deutschen Reiches, gebührt daher dem Rechtsnachfolger, dem neuen deutschen Reiche. Karl IV. war König von Böhmen als deutscher Kurfürst, wie vor ihm die Přemysliden. Nach dem Jahre 1526 traten die Länder der böhmischen Krone in ein staatsrechtliches Verhältnis zu den österreichischen Erblanden in der Form der gemeinsamen Dynastie „Habsburg" und blieben mit ihnen Glieder des deutschen Reiches, später des deutschen Bundes bis 1866. Die Sudetendeutschen hatten daher im Oktober 1918 das historische Recht auf ihrer Seite, als sie den alten Zusammenhang mit den Deutschen in Deutschösterreich und Deutschland proklamierten. Der tschechischslowakische Staat ist *nicht eine Erneuerung eines früheren selbständigen Staates*, sondern eine *revolutionäre Neugründung*. Dafür zeugt auch die Ausdehnung des Staates über Nordungarn. Die Eingliederung der deutschen Gebiete war daher eine unverhüllte Annexion, eine schwere Verletzung des feierlich ausgerufenen Selbstbestimmungsrechtes, der deutsche Widerstand dagegen ist also kein Hochverrat, sondern der Kampf um ein geschichtliches und sittliches Recht.

Weil aber die tschechische Argumentation vom Auslande kritiklos übernommen wird, so ist es nützlich, die Frage zu stellen, ob die kleineren Völker ein größeres sittliches Recht auf Zusammenfassung aller Volksangehörigen in einem Nationalstaate haben als die großen Völker. Wenn die Schweizer Deutschen von einem Großdeutschland nichts wissen wollen, so ist diese Abneigung aus tausend Gründen begreiflich — von uns aber, die wir im Gegensatz zu den Deutsch-Schweizern eine Minderheit darstellen und im Deutschen Reiche einen höheren Typus der Kultur schätzen, einen unbedingten Verzicht auf dasselbe Ideal zu verlangen, für dessen Verwirklichung bei kleinen, ja zwerghaften Völkern die Soldaten der Entente-Armeen angeblich ihr Leben geopfert haben, ist sehr unbillig. Wir sehen keineswegs im Nationalstaate die beste Staatsform — da man aber um des tschechischen, serbischen, italienischen und polnischen Nationalstaatsideals den uralten Nationalitätenstaat Österreich-Ungarn zerschlagen hat, da man aber auch eine Wiederherstellung dieses geographisch vorgezeichneten Gebildes nicht zuläßt, so ist für uns der deutsche Nationalstaat aus nationalen und kulturellen Gründen solange eine politische Lebensnotwendigkeit, solange ein anderes Ideal, das wir stets vertreten haben, den Widerstand der großen Weststaaten und deren kleinen Verbündeten findet — das Ideal der mitteleuropäischen Konföderation selbständiger, aber verbundener Staaten, ein Gebilde, aus dem sich einst die vereinigten Staaten von Europa entwickeln können.

Immer wieder operieren die Tschechen mit dem größeren Rechte auf den Nationalstaat, das ihnen als kleines Volk gebühre. Und vor allem aus diesem ad hoc konstruierten sittlichen Mehrrechte leiten sie die gewaltsame Angliederung der deutschen Gebiete, sowie die staatsrechtliche Vorzugsstellung des tschechischen Volkes ab. Es ist nicht wahr, daß die tschechischen Sozialdemokraten anderer Meinung seien. Auch sie, ja sogar die tschechischen Bolschewisten, huldigen derselben Ideologie. Ebenso einig ist das tschechische Volk in der Hartnäckigkeit, mit der es an anderen Argumentationen für die Annexion der deutschen Gebiete festhält.

In der ersten Botschaft des Präsidenten Masaryk werden die Deutschen als Einwanderer bezeichnet, denen man daher die Bezeichnung eines eigenen „Volkes" nicht zugestehen könne. Das Kunststück, das „ethnographische" und geschlossen wohnende, unmittelbar an das Deutsche Reich in hunderte Kilometer langer Ausdehnung anschließende Volk verschwinden zu machen und dafür den staatsrechtlichen Begriff „Volk" zu setzen, ist vorzüglich für Westeuropa berechnet, das aus ganz anderen Gründen „Nation" stets als „Staatsnation" auffaßt. Aus der — übrigens im 12. Jahrhunderte beginnenden und im 17. Jahrhunderte abschließenden — deutschen Einwanderung abzuleiten, daß einem Volke das Recht auf staatliche Selbstbestimmung, ja selbst auf Selbstverwaltung abzusprechen sei, mutet geradezu grotesk an, wenn man die außereuropäischen Staatengründungen der europäischen Völker betrachtet — einschließlich des tschechischen Volkes, das in Nordungarn erst jetzt durch Verpflanzung tschechischer Beamten und Soldaten eine unnatürliche „Einwanderung" einleitet. In derselben Botschaft Masaryks wird aber noch eine zweite Begründung der Annexion der deutschen Gebiete angeführt. Sie ist leider zu wenig bekannt geworden. Masaryk sagt: „Wir mußten die deutschen Gebiete nehmen, weil wir sie ‚brauchten'!" Das ist der Geist, aber auch der Ton jener kleinen, aber lauten deutschen Annexionistengruppe, der die Entrüstung der Welt hervorgerufen hat. Während aber dieser Annexionismus Vorsatz geblieben ist und keineswegs mit unbedingter Sicherheit behauptet werden kann, daß er durchgeführt worden wäre,

Digitized by Google

haben wir es in unserem Falle mit einer Annexion zu tun, die nicht nur nicht vorher angekündigt, sondern sogar ursprünglich als dem Selbstbestimmungsrechte der Völker widersprechend mit sittlicher Entrüstung verworfen worden war.

Abgeordneter Kramař hat am 27. Jänner d. J. im Parlament in seiner ehrlichen, offenen Art, die sich angenehm von der salbungsvollen, aber unaufrichtigen Art anderer tschechischer Politiker abhebt, zugestanden, daß „wir (Tschechen) unsere zukünftige Selbständigkeit nur dadurch sichern konnten, daß wir die drei Millionen Deutschen und die Magyaren in den Staat einbeziehen mußten". Mit anderen Worten: Um den sieben Millionen Tschechen — denn nur diese sind die „Staatsgründer", da ja bekanntlich die Slowaken nur durch das Standrecht zur Staatstreue verhalten werden — einen Nationalstaat zu bescheren, mußten über vier Millionen Deutsche, Magyaren, Polen und Ruthenen annektiert und zwei Millionen Slowaken durch die Verletzung des Pittsburger Vertrages um die Autonomie gebracht werden. In dieser Rede des Abg. Kramař wird aber noch ein Argument für die Annexion der deutschen Gebiete vorgebracht, das zur Kritik herausfordert. Im deutschen Gebiet säßen hunderttausende Tschechen, die man nicht verloren geben dürfe. Warum aber für die dreieinhalb Millionen Deutsche nicht dasselbe Recht gelten soll wie für die 200 000—300 000 Tschechen, hat Kramař nicht begründet. Was folgt daraus? Daß die eigenartigen Siedlungsverhältnisse in den Sudetenländern und deren geographische Lage im Herzen Mitteleuropas zu gegenseitiger Beachtung der Minderheiten und zur dauernden friedlichen Auseinandersetzung der Völker drängen — daß die reichlich vorhandenen Ansätze zur nationalen Selbstverwaltung aus der österreichischen Zeit ausgebaut, nicht aber, wie es jetzt geschieht, vernichtet werden, und daß es, wie der tschechische Sozialdemokrat Němec zugestanden hat, ein Selbstmord für das tschechische Volk ist, eine gegen seinen deutschen Nachbar gerichtete äußere Politik zu treiben. Ein staatliches Zusammenleben Deutscher und Tschechen ist notwendig — es ist aber nur möglich auf der Grundlage des freiwilligen Zusammenschlusses sich selbst verwaltender Völker. Das Selbstbestimmungsrecht ist die einzige Garantie für den Bestand des Sudetenstaates — kein tschechischer Nationalstaat, sondern ein deutsch-tschechischer Bundesstaat des Namens „Groß-Böhmen"!

Wir kehren nochmals zu dem Wörtchen „brauchen" in der Botschaft Masaryks zurück. In dem Worte „brauchen" liegt das letzte Ziel der tschechischen Politik verborgen.

Was ist es, das die Tschechen brauchen, um ihren Nationalstaat lebensfähig zu erhalten? Sie sagen: die natürlichen Gebirgsgrenzen! Gleichzeitig zerreißen sie in Nordungarn die allernatürlichsten geographischen Zusammenhänge. Minister Klofač, selbst Dr. Kramař, geben zu, daß kein Staat der Erde so ungünstige strategische Grenzen habe wie der tschechische.

Sie sagen, sie brauchten uns, weil die deutschen Gebiete die höchst entwickelte Industrie besitzen — mit anderen Worten: der auf das tschechische Sprachgebiet beschränkte Staat könnte, auf sich allein gestellt, nicht jene Rolle spielen, die das tschechische Volk anstrebt. Um die für den tschechischen Kleinimperialismus nötigen Geldmittel aufzubringen, um den Reichtum des endlich errungenen tschechischen Nationalstaates zu wahren, bedarf man der deutschen Arbeit. Und nun wird das Unrecht zum Hohne — dieser „annektierte" aus deutscher Arbeit fließende Reichtum wird zum Ausbaue einer Gesetzgebung und zur Aufrichtung einer Verwaltung gegen dieses reichtumspendende Volk verwendet. Die Deutschen müssen arbeiten und zahlen, um den Tschechen die rasche Durchführung ihres grandiosen Planes zu erleichtern — *aus dem national gemischten Staate auch tatsächlich einen tschechischen Nationalstaat zu machen.*

Nur 50 Jahre Ruhe brauche der neue Staat, um vor allen Gefahren gesichert zu sein! So sprach Minister Klofač in der revolutionären Konstituante. Da diese Gefahren allein von Deutschland drohen, so ist die Sicherung nur durch Verminderung und Schwächung der Sudetendeutschen zu erreichen. Verminderung der Zahl der Deutschen, Zersetzung der deutschen geschlossenen Gebiete durch künstliche tschechische Einwanderung, Kontrolle über die deutsche Geld- und Kreditwirtschaft, Einfluß auf die deutsche Produktion, Schwächung der Position des einzelnen deutschen Industriellen, Hinüberspielen deutscher Unternehmungen in tschechische Hände, Herabdrückung der allgemeinen Bildungshöhe, Einfluß auf die kulturelle Entwicklung der deutschen Bevölkerung, Lockerung des kulturellen Zusammenhanges mit dem gesamtdeutschen Kulturleben, Verminderung der deutschen geistigen Oberschichte, Drosselung der Entwicklung deutscher Städte — das ist in groben Umrissen der groß angelegte Plan der tschechischen Politik. Obenan steht der Satz, den der letzte Tscheche im entlegensten Dörfchen mit verzückten Augen nachspricht: „Unser Staat". Man kann das Wörtchen „unser" nicht buchstäblich genug nehmen. „Unser" bedeutet „Nationaleigentum", auf das jeder einzelne Tscheche privaten Anspruch hat — *der Staat ist die Beute, die nun verteilt werden soll.* Die Folgen dieser volkstümlichen Auffassung vom Staate machen sich vor allem in der Hypertrophie der Staatsbureaukratie, in der schamlosen Gevatterwirtschaft, in der bodenlosen Ämter- und Wirtschaftskorruption geltend. Einige tschechische Politiker, wie Prof. Radl, haben vergeblich ihre warnende Stimme gegen diese sehr östlich anmutende Staatsauffassung erhoben. Sie hat allerdings auch einen sehr

Digitized by Google

ernsten sozialen Untergrund. Die Unternehmerschaft in Industrie und Handel rekrutierte sich vor dem Umsturze vorwiegend aus dem deutschen Volke und den deutschsprechenden Juden, von denen sich sehr viele auch politisch als Deutsche bekannten. Das tschechische Volk besaß eine viel dünnere soziale Oberschicht — es war überwiegend agrarisch, reich an Bevölkerungsüberschuß, der in dem an Arbeitsgelegenheit reichen deutschen Gebiete sowie in Wien Arbeit suchte und fand. Aber auch im rein tschechischen Gebiete war ein großer Teil der Industrie und des Handels in deutscher Hand. So sah denn der größere Teil des tschechischen Volkes in den Deutschen nicht nur den nationalen, sondern auch den sozialen Gegner. Der Deutsche war der „Ausbeuter", der Tscheche der „Ausgebeutete".

Die überall einsetzende Emanzipation des Proletariates nahm nationalen Charakter an. Das tschechische Bürgertum benützte diese Stimmung überaus geschickt im nationalistischen Sinne. Die Errichtung des tschechischen Staates mit Annexion der deutschen Industriegebiete würde auch dem tschechischen Proletariat, also dem gesamten Volke, nicht nur die Befreiung von dem deutschen Ausbeuter bringen, sondern würde den deutschen Besitz selbst „nationalisieren". Selbst mit der Sozialisierung sind daher nationale Expansionszwecke verbunden. In volkstümlicher Weise kommt diese Sehnsucht nach dem deutschen Besitze in der tausendfältig wiederholten Aufforderung an die unzufriedenen Deutschen, „auszuwandern", zum Ausdrucke.

Daraus erklärt sich auch die offene oder stille Teilnahme der tschechischen Sozialdemokratie an der scheinbar sinnlosen, aber wohl berechneten staatlichen Wirtschaftspolitik. Während sich die stark in tschechischen Händen befindliche Exportindustrie „Zucker" der größten staatlichen Förderung erfreut, werden die überwiegend deutschen Exportindustrien „Textilwaren, Glas, Porzellan" vernachlässigt. Die in Mitleidenschaft gezogenen tschechischen Industriellen dieser Branchen werden durch offene staatliche Bevorzugung, selbst durch vorzeitige Informationen über die Absichten der Regierung schadlos gehalten. Nichts ist dafür bezeichnender als die Nichtanerkennung der gewaltigen deutschen Industrieverbände durch den Staat und die ausschließliche Betrauung der tschechischen Organisationen mit der Vertretung der Industrie. Auch in den staatlich geförderten Syndikaten herrscht die tschechische Minderheit. Im alten Österreich wurden die national organisierten Unternehmerverbände unterschiedslos berücksichtigt. Wir haben daher jetzt eine undemokratische Rückbildung festzustellen.

Demselben Ziele, die deutsche Großwirtschaft zu schwächen und unter die tschechische Kontrolle zu bringen, dient die staatliche Finanzpolitik, insbesondere die Bankpolitik. Es ist der Regierung gelungen, die Filialen der Wiener Großbanken unter ihre Kontrolle zu bringen und dadurch auch deren deutsche Klientel in der Tschechoslowakei. So seltsam es klingt — die riesige deutsche Industrie samt dem gewaltigen Handel verfügt heute über keine einzige deutsche Großbank! Die zunehmende Bankverschuldung fördert selbstverständlich die Übernahme großer Unternehmungen durch das Bankkapital oder durch die von ihm soutenierten Industrie- und Spekulationsgruppen. Schon sind große Industrien in tschechische Hände übergegangen. Wenn diese Politik fortgesetzt werden kann (das Schwergewicht liegt auf dem Worte „kann"), dann drohen dem deutschen Gebiete große nationale Gefahren.

Aber auch die Dekapitalisation des deutschen Geld- und Sparbesitzes ist offen von dem früheren Finanzminister Dr. Rašin als Ziel der Regierungspolitik bezeichnet worden — er sprach von der Notwendigkeit eines „Ausgleiches" zwischen dem ärmeren tschechischen und dem reicheren deutschen Volke. Die Nichtanerkennung der Kriegsanleihe, die katastrophale Währungstrennung haben vor allem die deutschen Geldanstalten, Gemeinden, Unternehmungen, sowie die Rentner und Sparer geschädigt, da die tschechischen rechtzeitig aufmerksam gemacht wurden. Es wurden damals gigantische Spekulationen von tschechischen Banken und — Politikern durchgeführt, es entwickelte sich ein bösartiges „revolutionäres" Schiebertum, das sich verständnisinnig mit der staatlichen Korruption und der Gevatterwirtschaft verband. Unter dem Deckmantel „für unseren tschechischen Staat" vollzogen sich Kapitals- und Eigentumsverschiebungen unter staatlichem Drucke und mit Hilfe der Gesetzgebung aus deutscher in tschechische Hand. Die unheilvollen Wirkungen für den Staat, daher auch für das tschechische Volk, stellten sich erst ein, als die Beute der Spekulanten und Finanz-„patrioten" in Sicherheit gebracht war. Der Rückzug ist aber, so schwer es der Regierung und den tschechischen Parteien auch werden mag, unvermeidlich — die Kriegsanleihe muß eingelöst, der Währungskrieg gegen das deutsche noch in Wien deponierte Kapital eingestellt werden.

Ein Kronzeuge für die nationalistische Protektionspolitik ist der frühere Handelsminister Dr. Stransky, der ausdrücklich die Vorzugsbehandlung tschechischer Industriellen als eine staatliche Pflicht bezeichnete. Wir stoßen abermals auf den Grundsatz „unser" Staat als Allmende für das tschechische Volk.

Über die Enteignung des Großgrundbesitzes, über die Ansiedlung tschechischer Legionäre im deutschen Gebiete wird an anderer Stelle berichtet.

Die reaktionäre Politik dieser scheindemokratischen Republik tritt drastisch in der geplanten Aufhebung der nationalen Sektionierung der Landeskulturräte,

Digitized by Google

ja sogar der landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften zutage. Diese Sektionierung war die größte österreichische Errungenschaft auf dem Gebiete der Völkerversöhnung — sie hat sich ausgezeichnet bewährt. Jetzt sollen wieder beide Nationen zusammengepfercht werden — allerdings trifft einer der Gründe, die früher für die Sektionierung maßgebend waren, nicht mehr zu: — der unfruchtbare Sprachenstreit; denn die Sprachenfrage ist jetzt geregelt: die Amtssprache ist die tschechische, einen Streit um die amtliche Anwendung anderer Sprachen wie im alten „unterdrückenden" Österreich gibt es nicht mehr. Das ist allerdings die einfachste Regelung der Sprachenfrage. Um Entstellungen sofort vorzubeugen, stellen wir fest, daß im alten Österreich die Amtssprache des tschechischen Landeskulturrates ausschließlich die tschechische gewesen ist.

Was für den Landeskulturrat gilt, gilt in erhöhtem Maße für den Landesschulrat. Auch ihr Schulwesen verwaltete früher jede Nation selbständig und unabhängig. Wir stellen fest, daß das Elementarschulwesen in Österreich nicht der Staats-, sondern der Landesverwaltung unterstand. Wir stellen fest, daß die Landesverwaltung in Böhmen und Mähren der Mehrheit nach tschechisch gewesen ist. Wir stellen fest, daß der Landesausschuß und Landtag nach einem vereinbarten Schlüssel die Summen für das Schulwesen jeder Nation anwiesen und daß die Landesschulräte jeder Nation unabhängig voneinander ihr Schulwesen betrauten.

Wir stellen fest, daß diese vorbildliche Einrichtung aufgehoben ist und daß künftig die tschechische Mehrheit eines Gauschulrates Einfluß auf die deutschen Schulen besitzen wird. Wer aus diesen Tatsachen die richtigen Schlüsse abzuleiten weiß, wird über die Tendenz der zahlreichen Sperrungen deutscher Schulen nicht mehr im Zweifel sein.

Wir stellen fest, daß nicht nur Schulen gesperrt und Klassen geschlossen werden in Orten mit künstlich erhaltener deutscher Mehrheit, sondern auch in rein deutschen Gegenden. Sogar einklassige Schulen in weltentlegenen Gebirgsdörfern wurden gesperrt und die Kinder zu stundenweiten lebensgefährlichen Schulwegen gezwungen, was gleichbedeutend mit der Zunahme der Schulversäumnisse ist. Dagegen werden in denselben Dörfern für zwölf, ja sogar für vier tschechische Kinder besondere Schulen errichtet. Um nicht des Nationalismus geziehen zu werden, heben wir hervor, daß die deutsche Sozialdemokratie dieselben schweren Anklagen erhoben hat und daß es zwischen ihr und der tschechischen Sozialdemokratie zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen ist. Ebenso wird gegen das deutsche Mittelschulwesen verfahren, trotzdem in dem 1916 herausgegebenen Werke „Das böhmische Volk" von dem tschechischen Verfasser zugestanden wird, daß die Zahl der tschechischen Mittelschulen dem durchschnittlichen Prozentsatze in der Monarchie entspreche. Die Deutschen haben nach dem Umsturze sofort zugegeben, daß in Prag, Brünn und in mehreren anderen überwiegend tschechischen Städten die noch aus alter Zeit vorhandenen deutschen Mittelschulen aufgehoben oder zusammengezogen werden, haben aber Rücksicht auf die Schüler und Eltern, d. h. allmählichen Abbau verlangt. Ihre Wünsche wurden nicht berücksichtigt — die Regierung schritt mit größter Brutalität ein. Als Mitglied der deutschen Sektion des mährischen Landesschulrates hat der Verfasser genauen Einblick in die geradezu widerlichen und heuchlerischen Methoden der tschechischen Verwaltung. Wenn er gegen die Regierung die Beschuldigung erhebt, daß sie bewußt auf die Herabdrückung des allgemeinen deutschen Bildungsniveaus hinarbeite, so steht er mit seiner Person dafür ein. Der Platzmangel verbietet uns die Wiederholung der bekannten Klagen über die Behandlung der deutschen Hochschulen, über die gewaltsame Enteignung deutscher Theater, über den Sturz deutscher Denkmäler u. v. a.

Es verdient festgestellt zu werden, daß die Behauptung der tschechischen Auslandspropaganda, „der Unwille richte sich gegen die Denkmäler aus der Habsburgerzeit" unwahr ist; denn der Abt Gregor Mendel, der Entdecker des Mendelismus, der Bürgermeister und Waisenvater Winterholler und der Dichter Grillparzer — alle diese in der einzigen Stadt Brünn — haben mit den Habsburgern nichts zu schaffen. Für den Mangel an Pietät ist die Entfernung des Kaiser-Joseph-Denkmals bei dem tschechischen Orte Slawitowitz bezeichnend. Es ist von den mährischen Ständen an jener Stelle errichtet worden, an der Kaiser Joseph II. den Pflug zur Ehre des Bauernstandes führte. Wo hat je ein blindwütigerer Nationalismus gehaust?

Wenn all diesen Anklagen entgegengehalten wird, daß die Regierung durch das Büchereigesetz auch die deutschen Gemeinden zwinge, für die Volksbildung Opfer zu bringen, so ist dem entgegenzuhalten, daß keine Volksbibliothek und kein Vortrag die mangelnde höhere Schulbildung ersetzen kann — vor allem aber niemals jene Zeugnisse ausstellen kann, die zum Antritte einer Stellung im Staate und in der Gemeinde nötig sind. Und das ist des Pudels Kern! Die Verringerung der Bildungsmöglichkeiten in Verbindung mit der Forderung der „vollkommenen" (ein Kautschuk im Belieben der Prüfungskommission) Kenntnis der tschechischen Sprache schalten die Deutschen als Bewerber um Beamtenstellungen automatisch aus.

Und indem gleichzeitig für die niedersten Stellungen erhöhte Vorbildung und Sprachen-

Digitized by Google

kenntnis verlangt wird, wird das tschechische Volk zum ausschließlichen Rekrutierungsmaterial für alle öffentlichen Stellungen, zuletzt sogar für die Berufe der Ärzte, Advokaten und Ingenieure.

Über dem deutschen Volke der Bauern, Arbeiter und Kleingewerbetreibenden soll eine vorwiegend tschechische Oberschicht, bestehend aus Unternehmern und Intellektuellen, die politische, wirtschaftliche und kulturelle Vorherrschaft ausüben. Nicht darum geht der Streit, ob diese Politik möglich und ob sie nicht am Ende gerade für das tschechische Volk gefährlich sei, sondern darum, ob man im Auslande noch länger den wahren Charakter der tschechischen Politik verkenne oder ob endlich auch der „andere", der deutsche Teil, gehört werde.

Mit einem Ausspruche des Präsidenten Masaryk haben wir die Betrachtung eingeleitet, mit einer Anklage Masaryks schließen wir, weil sie schwerer wiegt als jede, die wir in die Welt schleudern. Im Monate Dezember 1920 stellten sich dem Präsidenten der Republik die drei Bürgermeister der Stadt Znaim vor, deren einer (der erste Stellvertreter) ein Deutscher ist. Und nun geschah etwas, was in der tschechischen Öffentlichkeit die größte Bestürzung hervorrief: Masaryk dankte für die Huldigung, sprach aber sein Bedauern aus, daß man einer Stadt, die er als deutsche Stadt kenne, mit Hilfe von tschechischen Soldaten, die man zu Wahlzwecken nach Znaim kommandiert habe, sowie durch andere bedenkliche Maßregeln künstlich zu einer tschechischen Mehrheit in der Gemeinde verholfen habe. „Er wolle solche Dinge nicht!"

Ein schärferes Urteil über die Regierungsmethoden kann wohl nicht gefällt werden. Was in Znaim geschehen ist, hat sich bei den Gemeindewahlen in hundert anderen Orten wiederholt.

Trotzdem ergaben die Wahlen die Richtigkeit der österreichischen Volkszählung von 1910. Da aber die tschechische Diplomatie dem Auslande eine geringere Zahl Deutscher angegeben hat (so im berüchtigten Memoire III), so muß diese Behauptung nachträglich bewiesen werden. Zu diesem Zwecke wurde am 15. Februar d. J. eine Volkszählung abgehalten, die man nur als eine Volksverzählung bezeichnen kann. Was Masaryk an den Znaimer Methoden so scharf getadelt hat, wurde bei der Volkszählung in verstärktem Maße wiederholt. Soldaten, Sträflinge, Kinder, staatlicher Druck, wirtschaftliche Macht, Terror, vor allem aber gesetzlich garantierte Unkontrollierbarkeit der Tätigkeit der überwiegend tschechischen Zählungskommissäre müssen herhalten, um die Zahl der Deutschen um eine Million herabzudrücken. Auch bei den österreichischen Volkszählungen wurde mit dem privaten wirtschaftlichen Drucke gearbeitet — aber ein staatlicher Druck wurde nie ausgeübt.

Den schwersten Schlag aber will die Regierung durch die neue Gaueinteilung führen. Sie setzt sich über alle geographischen Bedenken hinweg, zerreißt unnachsichtlich uralte wirtschaftliche Zusammenhänge, um möglichst große Teile des deutschen Gebietes an tschechische anzugliedern. Tschechische unbedeutende Städtchen werden zu Verwaltungsmittelpunkten erhoben, große deutsche weltbekannte ihnen untergeordnet, so Reichenberg unter Jičin.

Da alle deutschen Beschwerden mit der höhnischen Bemerkung zurückgewiesen werden: „Wir tun nur, was ihr uns früher angetan habt", so soll an einem einzigen Beispiele die Übertreibung der tschechischen Klagen über Bedrückung nachgewiesen werden. Allgemein wird mit Recht anerkannt, daß der neue Staat sich sofort eine leistungsfähige Zentralbürokratie geschaffen habe.

Woher aber nahm er die vielen hundert Fachbeamte? Aus den österreichischen Ministerien, Eisenbahn- und Postdirektionen, aus den Statthaltereien und Landesausschüssen. Er fand darin so viele vor, daß er heute sogar verhältnismäßig mehr Beamte besitzt als das alte Österreich und noch Hunderte in die Slowakei versenden kann.

Die Tschechen haben ihr Ideal erreicht — Mitteleuropa aber trägt die Kosten dieser Staatsgründung. Was ein Jahrtausend zusammengekettet hatte, ist in kleine Stücke zerrissen, die einander feindselig gesinnt und eifrig bestrebt sind, einander gebranntes Herzeleid anzutun. An die Stelle des Völkerstreites ist der Völkerkrieg getreten, an die Stelle eines großen, in sich wunderbar geschlossenen Wirtschafts- und Verkehrsgebietes ein Chaos. Die Wirkungen strahlen aber auch nach dem Westen und Osten aus — ganz Europa ist zum Leidtragenden geworden.

Die Schicksalsgemeinschaft des deutschen und tschechischen Volkes ist heute die der Not, der wirtschaftlichen, staatlichen und finanziellen Zerrüttung.

Daß sie zu einer Schicksalsgemeinschaft des Aufblühens, des Friedens werde, liegt nur in der Hand der Tschechen.

Man verlangt von uns Loyalität, weil wir „besiegt" worden sind. Nie aber werden wir uns zur Rolle der Unterworfenen herabwürdigen! Zu dieser Art von Loyalität werden uns die Tschechen niemals zwingen. Und an diesem Widerstande wird zuletzt der Staat scheitern. Die Loyalität zum Staate kann nur aus dem freien Willen eines freien, sich selbst verwaltenden Volkes entspringen!

Digitized by Google

Aus fremden Zungen

Die Inder kommen wieder in die Mode, auch sie im Gefolge der Romantik. Doch ist es da immerhin besser, sich an die alten volksechten Inder zu halten, als die neuen Sensationspropheten vom Schlag eines Rabindranath Tagora, von dem man munkelt, daß er gar nicht einmal auf eine wirklich indische Geschlechterfolge zurückblicken könne. Das indische Hohelied „Gitagovinda" des bengalischen Dichters Jayadeva, das wir nach der metrischen Übersetzung Friedrich Rückerts in der vortrefflich kommentierten wohlfeilen Neuausgabe von Hermann Kreyenborg bequem genießen können (Insel-Bücherei Nr. 303; Leipzig, Insel-Verlag), steht jedenfalls turmhoch über den besten Versen des im Schnellzug Europa bereisenden Nobelpreisträgers.

Ein anderes Meisterwerk aus der ältesten Zeit, die fünfaktige Komödie des Menandros (342—291 v. Chr.) „Das Schiedsgericht", verdeutscht von Alfred Körte, ergänzt von Friedrich von Oppeln-Bronikowski, bietet die gleiche ausgezeichnete Sammlung in Nr. 104, während Johannes Bühler (Nr. 309) Übertragungen aus der altmönchischen Literatur „Was sich Wüstenväter und Mönche erzählten" sorgsam zusammenstellt.

Umfangreicher tritt diesen kleinen Büchern an die Seite „Der Ratgeber für den Umgang mit Menschen" (Achtes Buch des Gulistan nebst einigen anderen Stücken von Muslih ed din Saadi, aus dem Persischen übertragen von Friedrich Rosen — Berlin, Georg Stilke). Der Dichter wurde um 1189 in Schiras geboren und kam frühzeitig an die Hochschule Bagdad. Das Arabische beherrschte er vollkommen. Weite Reisen führten ihn von 1226 bis 1256 durch die ganze Welt des mohammedanischen Orients von Indien bis Nordafrika. Eine Zeitlang befand er sich in der Gefangenschaft der Kreuzfahrer in Aleppo, den Rest seines Lebens daheim, angesehen und weitberühmt. 1291, also über hundertjährig, fand er sein irdisches Ziel. Das hervorragendste Literaturdenkmal Saadis, ja vielleicht des gesamten persischen Schrifttums, ist die Einleitung zum „Gulistan" (Rosengarten). Jeder gebildete Mohammedaner kennt sie sozusagen auswendig. Gottgläubige Mystik erfüllt die Seele des Dichters ähnlich die der Mystiker im europäischen Norden. Goethe schöpfte aus ihm für den „Westöstlichen Diwan". Das letzte der acht Bücher seines „Rosengartens" ist eine kostbare Aphorismensammlung und steht unserem Geschmack am nächsten. Die Übersetzung auf persischem Boden entstanden — Rosen weilte vor dem Krieg als Gesandter in Teheran — verdient höchstes Lob; sie liest sich wie ein deutsches Original. Und dabei atmet jede Zeile persischen Duft, klingt jeder Satz in persischem Wohllaut aus.

Im Anhang zu dem Sentenzenbuch teilt Rosen die Einleitung zum „Rosengarten" mit, sowie andere Bruchstücke der großen Dichtung. Mit einem Lobgesang auf Allah schließt das Proömium ab; ich setze ihn hieher:

O Nachtigall! Dein Schluchzen und dein Schlagen
Zeigt, daß die Liebe Du noch nicht erkannt. —
Lerne vom Falter, welcher ohne Klagen
Sich lautlos in der Kerze Glut verbrannt!
Wer könnte, daß er Ihn verstände, sagen?
Wer Ihn verstand, verlor ja den Verstand. —
O, der Du höher bist als alles Fragen,
Als alle Antwort, die die Menschheit fand!
An Deinem Preise mußt' ich schier verzagen,
Wenn ich mein Leben auch darauf verwandt —
Zu Ende geht es jetzt mit meinen Tagen,
Und ich steh noch, wo ich am Anfang stand. —

Seltsam mutet es einen an, wenn man aus dem Blumenhain Persiens die Heimat der Islandsagas betritt. Der siebente Band der von Felix Niedner herausgegebenen Sammlung „Thule" (Jena, Eugen Diederichs) erzählt „Die Geschichte vom Goden Snorri". Der poesievolle Gelehrte, dem wir die Verdeutschung verdanken, bemerkt in der Einleitung: Keine der größeren Sagas sei in dem Grad Geschichte und so wenig Roman wie die vom Goden Snorri. Besonders in der Vorgeschichte trägt sie diesen Charakter. Sie umspannt einen Zeitraum von etwa 100 Jahren. Ihr ältestes Datum ist: Islands Besiedelung 874. Im Jahre 978 ist der Berichterstatter mit der Besitznahme Heiligenbergs durch Snorri an der Schwelle der Haupthandlung angelangt. Die Übertragung, die alle billigen Ansprüche mehr

Digitized by Google

als befriedigt, hält sie doch die gerechte Mitte zwischen sklavischer Wortgleichheit und freier Nachdichtung, beruht auf dem Text des 6. Bandes der Altnordischen Sagabibliothek (Halle an der Saale 1897), die Verdeutschung der Skaldenlieder auf dem Text von Jonssons „Skjaldedigting" (Kopenhagen 1908 ff.). Für die Anmerkungen wird als Ergänzung auf den Einführungsband zur vorliegenden Sammlung „Islands Kultur zur Wikingerzeit" (Jena, 2. Auflage 1921) verwiesen.

Wieder eine andere Welt offenbaren uns die Slawen. Neben den Russen fordern jetzt stärker noch als früher die Tschechen unsere Aufmerksamkeit heraus. Die Übersetzungen aus dem Tschechischen mehren sich. Ein charakteristisches Werk „Feniciens Sünde" von Julius Zeyer teilt uns Wilhelmine Frankl-Rank in deutscher Sprache mit (Augsburg, Haas u. Grabherr). Der Verfasser (1841—1901) verrät die starke Dosis internationalen Blutes in seinen Adern. Weich und schwärmerisch, wie ein Slawe, dabei von orientalischer Phantasie, die alle Nerven aufpeitscht und den Leser in dauernder Spannung hält, weiß er zu berücken und zu betäuben. Als poetischer Sakristan der katholischen Kirche, die er voll mystischer Inbrunst liebt, gehört er zu den Zeitgenossen und Wesensverwandten Fogazzaros. Überhaupt lockt ihn der Süden immer wieder. Auch „Feniciens Sünde" spielt in Italien.

Die neuen billigen Ausgaben tschechischer Autoren (Reichenberg, Gebrüder Stiepel) verdienen besondere Anerkennung, sie bieten einen sorgfältig ausgewählten Text im Original und neben einer kurzen Einleitung wörterbuchartige Anmerkungen. Das 1. Bändchen vereinigt eine Auslese tschechoslowakischer „Märchen und Sagen", zu der vom Herausgeber Franz Rudolf bemerkt wird: Die Romantik war es, die in Deutschland die Abkehr vom Klassischen brachte und auf die nationale Sprache und die in ihr überlieferte Volkspoesie hinwies. Damit wurde Dichtung und Wissenschaft erneuert, ein neues Stoffgebiet eröffnete sich sowohl der Erforschung als auch der dichterischen Gestaltung. Die deutsche Romantik beschränkte ihren Wirkungskreis nicht auf die eigenen Stammesgenossen. Selbst die Tschechen nahmen an diesen Bestrebungen regen Anteil. Bei ihnen waren es besonders Ladislaus Čelakovsky und Jaromir Erben, die nicht nur das Volkstümliche: Sprichwörter, Volkslieder, Sagen und Märchen der Heimat sammelten, sogar die der Nachbarn suchten sie aufzufinden und zu verwerten, wo und wie sie nur konnten. Ihnen schließt sich Božena Němcová an, die Verfasserin der auch bei Reclam vertretenen „Großmutter". Die im Volke schlummernden Stoffe verarbeitete sie selbstschöpferisch zu wertvollen Dichtungen, die heute noch fortleben. Mit Recht nahm daher der Herausgeber auf sie gleichfalls Bezug. — Das 2. Bändchen stellt einen Neudruck von Vituzslav Háleks Novelle „Pod dutým stromem" (Unterm hohlen Baum) dar. Hálek (1835 bis 1874) war Theater- und Literaturkritiker der Prager „Narodní Listy", des bekannten hauptstädtischen Jungtschechenblattes, und setzte als Schriftsteller die Richtung der an Jean Paul, Auerbach, Sealsfield und Gotthelf geschulten Božena Němcová fort. — Im 3. Bändchen finden wir das fünfaktige Trauerspiel „Baron Goertz" von Emanuel Bozděch, ein Stück, das unter dem Einfluß der Franzosen Scribe und Sardou entstanden im Zeitalter Karls XII. von Schweden spielt. Der Verfasser verschwand 1889 spurlos; es ist bis heute nicht gelungen, über seinen Lebensabschluß Genaueres zu erfahren. — Ausgewählte Prosa des berühmten tschechischen Novellisten Jan Neruda, durch seine Geschichten von der Prager Kleinseite bei Reclam auch in Deutschland gelesen, füllt das 4. Bändchen. — Im 5. kommt A. V. Smilovsky (1837—1883) mit seinen besten novellistischen Arbeiten zu Wort, so schön wie er, vermochte keiner seiner Zeitgenossen die tschechische Kleinstadt mit ihren Bewohnern zu zeichnen. — Das 6. Bändchen vereinigt „Ausgewählte Erzählungen" von V. B. Třebizský (1849—1884), einem frühverstorbenen katholischen Geistlichen, der seiner Nation ungefähr das wurde, was Gustav Freytag der deutschen. Mit allen rhetorischen Mitteln war er darauf bedacht, die Erinnerung an die ruhmreiche Geschichte vor der Schlacht am Weißen Berge für die kommende „Wiedergeburt" des tschechischen Volkes wachzuerhalten. Die Tendenz überwiegt bei ihm allerdings viel mehr als bei Freytag.

Von den Tschechen heben sich die Slowaken ähnlich ab wie die Holländer von den Deutschen, sprachlich und literarisch. Leider sind slowakische Dichtungen wenig in deutsche Sprache übertragen, so daß wir für die von Paul Eisner verdeutschte „Slowakische Anthologie" (Insel-Bücherei Nr. 103; Leipzig, Insel-Verlag) ordentlich dankbar sein müssen. Der, wenn auch späte Nachtrag zu Herders „Stimmen der Völker in Liedern" wird nicht bloß den Gelehrten willkommen sein. Dasselbe gilt von der gut kommentierten Sammlung M. Curčins „Serbische Volkslieder", der sich in der Hauptsache auf Talvj stützt, daneben jedoch Verdeutschungen von Goethe, Kapper und Jakob Grimm heranzieht (Insel-Bücherei Nr. 140; Leipzig, Insel-Verlag).

Nach Rußland führt uns Puschkin, dessen reizvolle Novelle „Pique Dame", von Rudolf Kastner herausgegeben, von allen gelesen und geschätzt werden muß, denen Dostojewskijs „Raskolnikow" etwas bedeutet (Insel-Bücherei Nr. 314; Leipzig, Insel-Verlag). Denn im Helden der Puschkinschen Erzählung Hermann „mit dem Profil Napoleons" erblicken wir den Keim zum Träger der Handlung in Dostojewskijs berühmtem Roman.

Einen Platz für sich darf des genialen russischen Romantikers N. W. Gogol Meisterwerk

Digitized by Google

„Tschitschikows Reiseerlebnisse oder die toten Seelen“ (Leipzig, Insel-Verlag) beanspruchen. Ich weiß nicht Worte zu finden, um dem von H. Röhl mustergültig verdeutschten Buch das ausreichende Lob zu spenden. Selbst Tolstoj, von Gorgij nicht zu reden, muß da verblassen. Es gibt eben nur einen Gogol. Eine russische Iliade hat man seinen Roman genannt. Und Bielinskij hat recht, wenn er sagt: „Inmitten der Triumphe von Mittelmäßigkeit und Talentlosigkeit, pharisäischem Patriotismus und süßlichfader Volkstümlichkeit erscheint plötzlich (1842 ff.) ein echt russisches Werk, ebenso wahrhaft wie patriotisch, schonungslos die Hülle von der Wirklichkeit abreißend, leidenschaftliche Liebe zum fruchtbaren Kern russischen Lebens atmend, eine unermeßlich künstlerische Schöpfung nach Entwurf und Ausführung, nach den Charakteren der handelnden Personen und den Einzelheiten russischen Wandels und zu gleicher Zeit tief in seinen Gedanken sozial und historisch.“

Fjodor Dostojewskijs „Reisebilder“, erste deutsche Übertragung von Alexander Eliasberg (München, Roland-Verlag Albert Mundt), entstanden ein Menschenalter später und wurden 1874 in dem zugunsten der hungernden Bauern des Gouvernements Shamara herausgegebenen Sammelbuch „Die Kollekte“ veröffentlicht. Das Büchlein ist ein reizendes Feuilleton voll Witz und Laune, ganz unpolitisch reif und frei, während der Verfasser damals als Gogol seine „Toten Seelen“ schrieb, noch sozusagen an Ketten lag. „Das politische Gedicht auf die europäischen Ereignisse von 1854. — Aus dem Tagebuch eines Schriftstellers (1877)“, Deutsch von Alexander Eliasberg (München, Drei-Masken-Verlag) gewährt Einblick in diese Entwicklung. Dostojewskij hatte im Februar 1854 seine Gefängnisstrafe in Omsk abgebüßt und war im März nach Ssemipalatinsk versetzt worden, wo er fünf Jahre lang als Soldat diente. Die politischen Ereignisse in Europa weckten in seinem Herzen einen so mächtigen Widerhall, daß er seine Gedanken und Gefühle ausnahmsweise in Gedichtform kleidete. Aus Dostojewskijs Briefen ist uns bekannt, wieso er nur noch ein einzigesmal in seinem Leben sich in Versen eingelassen hat, und zwar im Jahre 1855 anläßlich des Todes Kaiser Nikolaus I. und der Thronbesteigung Alexanders II. Dieses letzte Gedicht ist uns aber nicht erhalten. Das vorliegende wurde erst nach dem Tode des Dichters, im Januar 1883, in der Zeitung „Grashdanin“ veröffentlicht. — Angeschlossen ist ein Abschnitt aus dem „Tagebuch eines Schriftstellers“ vom März und April 1877, in dem der Dichter zu den Ereignissen jener Tage energisch und temperamentvoll Stellung nimmt. Seine Ausführungen geben den Schlüssel zu so manchen Fragen, die unsere Tage bewegen und bewegten, und bilden in gewissem Sinne das politische Glaubensbekenntnis nicht nur Dostojewskijs, sondern der intellektuellen Russen.

Anspruchsloser und einfacher als Gogol und Dostojewskij, aber den Durchschnitt der Unterhaltungsliteratur weit überragend, bleibt J. N. Potapenko ein Liebling des Publikums. Sein von F. Helmy gut verdeutschter Roman aus der Petersburger Gesellschaft um die Jahrhundertwende „Die Tochter des Kuriers“ (Essen-Ruhr, Fredebeul u. Koenen) zeigt ihn auf der Höhe des Schaffens.

Während die russischen Epiker weltbekannt sind, weiß man von der russischen Lyrik wenig oder nichts. K. Roellinghoffs Anthologie „Rossija“ (Wien, Ed. Strache) füllt somit eine wirkliche Lücke aus. Das Vorwort gibt eine kurze Geschichte der Poesie in Rußland überhaupt, in seinen Werturteilen und Anschauungen z. B. über die Romantik nicht ganz einwandfrei, sicher jedoch anregend und lehrreich. Die Gedichtproben decken die Entwicklung von Puschkin und seinen Genossen bis zu den Jüngsten in der Gegenwart auf. Man staunt, wie stark die Romantik in Rußland verschiedene russische Generationen überdauert hat bis auf den heutigen Tag.

Gleichfalls unbekanntes Land erschließt uns Karl Frank in seiner kleinen Sammlung „Türkische Erzähler“ (München, Roland-Verlag Albert Mundt). Das Bändchen birgt je eine kleine Erzählung aus dem Novellenschatz der Osmanen. Es sind Schriftsteller, die nationaltürkisch empfinden, in ihren Werken mit Vorliebe aus der orientischen Stoff- und Gestaltenwelt schöpfen und mehr als je das früher verächtlich behandelte türkische Volksleben zum Gegenstand ihrer Darstellung machen. Nationales Sehnen und Hoffen klingt in ihren schöpferisch selbständigen Arbeiten stark heraus.

Ein großzügiges neues Unternehmen „Lettische Literatur“, von dem bisher fünf Bände erschienen sind (Riga, A. Gulbis), macht uns mit den bedeutendsten Dichtern des jungen Freistaates an der äußersten Nordostgrenze Deutschlands bekannt. Aus dem biblischen Stoff „Joseph und seine Brüder“ gestaltet J. Rainis in seiner also betitelten fünfaktigen Tragödie eine Schilderung des Kampfes zwischen zwei Kulturentwicklungen. Hier das arme jüdische Nomadenvolk, dort das hochkultivierte Ägypten. — K. Skalbe erzählt „Wintermärchen“ seiner Heimat. Dieser Band ist wohl der schönste und am meisten charakteristische der bisher gedruckten. — R. Blaumann schildert in dem Drama „Die Indrans“ anschaulich und wirksam lettisches Volksleben, das auch in seinem zweiten Band „Novellen“ fesselnd in Erscheinung tritt. — J. Akurater mit seinen romantisch-realistischen „Novellen“ verrät eine sinnentrunkene Jugend. Wir müssen abwarten, wie der Wein munden wird, wenn der Most ausgegoren hat.

Merkwürdig, daß selbst in Finnland heute noch die Blaue Blume blüht. Das bedeutendste Werk der finnischen Prosadichtung vor dem Anbruch der Moderne Aleksis Kivis Roman „Die sieben Brüder“, Deutsch von Gustav

Digitized by Google

Schmidt (Dresden, Heinrich Minden), steht jedenfalls ganz in ihrem Bann. Der Schauplatz dieses wahrhaftigen Volksbuches drängt sich auf einen kleinen Flecken Erdreich zusammen, ein Gehöft in einem südfinnischen Kirchspiel und seine nächste Umgebung. Bauern, Geistliche und kleine Beamte bilden die Gesellschaft. Aber unter der Hand des Dichters wurde diese Enge zur Weite, der Südfinne zum Finnen gemeinhin. Auch zeitlich ist das Ganze scharf umgrenzt. Kulturgeschichtlich haben wir es mit einer sehr zurückgebliebenen, abgeschiedenen finnischen Gegend während der Dreißiger- und Vierzigerjahre zu tun, und trotzdem weisen die Bilder tief zurück in das Schaffen der Finnen überhaupt und wiederum in die Zukunft. Groß ist Kivis Fähigkeit, humoristisch im Sinne Don Quixotes zu wirken. Man kann sogar deutliche Übereinstimmungen mit Cervantes feststellen. Neben Topelius, dem klassischen Romantiker Finnlands, behauptet Kivi in Ehren das Feld für alle Zeit.

Ich glaube, daß dagegen manche nordische Sterne schon im Erblassen sind, auch die Großen aus Schweden und Norwegen gelten heute nicht mehr soviel wie vor zehn Jahren. Das Bleibende sucht die „Insel-Bücherei" des Leipziger Insel-Verlags emsig zu sammeln und in schmucken Einzelbändchen der Nachwelt zu überliefern. Diesmal habe ich anzuzeigen von August Strindberg die Stücke „Schwanenweiß", ein Märchenspiel (Nr. 290), „Ostern" (Nr. 292), „Ein Traumspiel", im Anschluß an das Drama „Nach Damaskus" (Nr. 291), „Die Gespenstersonate" (Nr. 293); von Björnstjerne Björnson die Erzählungen „Synnöve Solbakken" (Nr. 37), „Ein fröhlicher Bursch" (Nr. 199), „Der Brautmarsch" (Nr. 266).

Eine kräftige Eigenart bekundet der in Deutschland schon recht verbreitete Däne Martin Andersen Nexö. Sein mehrbändiger Roman „Stine Menschenkind", Deutsch von Hermann Kiy (München, A. Langen), schildert Ursprung und Entwicklung eines armen liebevollen und liebeheischenden Wesens aus den Tiefen des Volkes. Packend und rührend zugleich steigert ein Kapitel nach dem andern unsere Teilnahme für die Helden. Jeder Band kann einzeln genossen werden. Der vorliegende vierte „Das Fegefeuer" bildet wohl noch nicht den Abschluß des Ganzen. Nexös frische Art, die selbst im dunkelsten Proletariertum Lichtseiten entdeckt, sein herzhafter Optimismus bei allem Wirklichkeitssinn für die Nöte und das Elend des grauen Alltags feiert auch in einem andern Roman „Die Familie Frant", Deutsch von Hermann Kiy (München, A. Langen) einen berechtigten Triumph.

Ein Seitenstück zu ihm bildet der Holländer Maarten Maartens mit seinen etwa die Richtung Dickens fortsetzenden, ungemein spannenden phantasie- und gemütvollen Erzählungen „Die neue Religion" (das ist die ewig alte der Liebe) und „Joost Avelinghs Schuld" (beide Köln am Rhein, Albert Ahn).

Womöglich noch tiefer gräbt Guido Gezelle in seinen „Gedichten", Deutsch von Rudolf Alexander Schröder (Insel-Bücherei Nr. 213; Leipzig, Insel-Verlag), nach den letzten verborgenen Schätzen der Menschenseele. Gezelle feiert man als den bedeutendsten flämischen Dichter neuerer Zeit. Sein Herausgeber rühmt von ihm hohe Sprachgewalt und innige Selbständigkeit der Form und des Gefühls. Geboren 1830 in Brügge als Sohn eines Gärtners ging der Dichter frühzeitig seinen tieffrommen Neigungen nach und erwählte den geistlichen Stand als Lebensberuf. Sein Eintreten für die angestammte Sprache und das flämische Volkstum mißfiel jedoch den wallonischen Obern, die aus ihm einen Abbé nach französischem Zuschnitt machen wollten. Und so hatte Gezelle viel zu dulden und durchzufechten. Sein Dasein war ein stetes Opfer. 1899 starb er. In Buchform erschienen von ihm „Gedichte, Gesänge und Gebete", sowie „Letzte Verse". R. A. Schröder bemühte sich, den altertümlichen Eindruck des gottbegnadeten Lyrikers hie und da durch Einfügung älterer oder mundartlicher Wendungen zu bewahren, soweit es ohne Gewaltanwendung möglich war. Ihm kam es darauf an, von dem sinnlichen Reichtum und der besonderen Art der Vorbilder tunlichst viel zu erhalten, auf die Gefahr hin, nicht überall und sofort verstanden zu werden. Das „Schlaflied" (S. 38) ist, was der Forschung und dem Herausgeber entgangen sein dürfte, kein Original, sondern hier liegt eine Bearbeitung Gezelles aus dem Spanischen des Lope de Vega zugrunde.

In der Übersetzung des spanischen Originals von Diepenbrock heißt es:

Palmen von Bethlehem
Welche mit Brausen
Zornige Winde
Wirbelnd durchsausen,
Schweiget, o schweiget,
Es schlummert mein Kind;
Laß von den Zweigen,
Zürnender Wind!

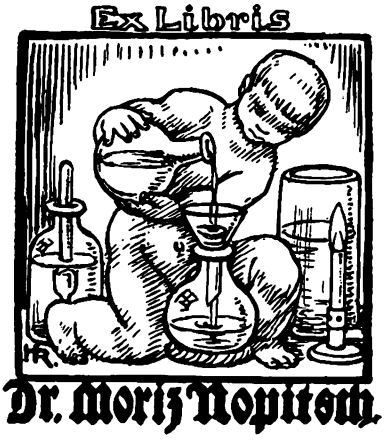
Schröder übersetzt Gezelle, also aus zweiter Hand:

Palmen, die rührend
Und wogende seid,
Stillt um mein Kindchen
Die Zweige 'ne Zeit.
Engelchen, leise, ach
Jesulein will
Schlafen, eur' Zungen
Und Harfen nu still.

Vom frommentsagenden Guido Gezelle zum Lebensgenießer Charles de Coster führt nur ideell ein weiter Weg. Sonst sind beide Landsleute und Zeitgenossen. Aber man kann sich kaum einen größeren Gegensatz denken als Gezelles „Gedichte" und Costers Geschichte

Digitized by Google

Exlibris von August Potuczek
(Brünn, Steingasse 21)



Exlibris von Hans Röhm
(München, Briennerstraße 25)

Digitized by Google

Digitized by Google

„Weiberlaune", Deutsch von Georg Goyert, mit Federzeichnungen von Karl Ritter (München, Roland-Verlag Albert Mundt).

Sehr schön ist die neue Shakespeare-Ausgabe in Einzeldrucken (Leipzig, Insel-Verlag), englisch-deutscher Paralleltext. Der zuletzt erschienene Band enthält doppelsprachig den „Kaufmann von Venedig". Dabei folgt der deutsche Wortlaut der nach der Handschrift A. W. Schlegels durchgesehenen Ausgabe von Bernays, 2. Abdruck 1891, der englische der Arden Edition von Craig. Doch weicht er in einzelnen Fällen ab, worüber die Anmerkungen Aufschluß erteilen. Als Herausgeber zeichnet L. L. Schücking.

Die jüngste Liebhaberausgabe der Shakespeareschen „Lustigen Weiber von Windsor" (München, Holbein-Verlag) schmücken zwölf entzückende Bilder Daniel Chodowieckis. Die Kupfer sind im Handkupferdruck wiedergegeben nach dem zweiten Plattenzustand, während die numerierte Bütten-Ausgabe (200 Stück) die Kupfer auf Japanpapier bringt.

Die englische Literatur des 18. Jahrhunderts kann sich mit Shakespeare nicht messen, immerhin hat es einige weltberühmte Schöpfungen aufzuweisen, darunter Alexander Popes komisches Heldengedicht „Der Lockenraub" (1712). Es gewährt nun einen besonderen Reiz, dieses klassische Werk in der Verdeutschung R. A. Schroeders mit den Zeichnungen des pikanten, hier jedoch keineswegs unanständigen Aubrey Beardsley vereinigt vor sich zu haben (Insel-Bücherei Nr. 99). Das zierliche Bändchen ist ebenso wie Oskar Wildes „Gespräch von der Kunst und vom Leben", Deutsch von Hedwig Lachmann und Gustav Landauer (Insel-Bücherei Nr. 318), im Leipziger Insel-Verlag erschienen.

Eine Entdeckung verdanken wir Hugo von Hofmannsthal. Denn daß Calderon ein so lustiger Komödiendichter war, als der er sich in dem dreiaktigen Lustspiel „Dame Kobold" erweist, blieb dem Publikum bisher unbekannt. Jedenfalls leitet der tadellos gedruckte, auf den alten Gries zurückgreifende Band, die neue Reihe „Dramen des Calderon" (Berlin, S. Fischer) überaus glücklich ein.

Der piemontesische Graf Vittorio Alfieri ist gleichfalls mehr berühmt als gelesen. Vielleicht bringt ihn Paul Hansmanns gewandte deutsche Nachdichtung der „Vier Trauerspiele": Saul — Myrrha — Merope — Rosamunde (München, Georg Müller) weiteren Kreisen in Erinnerung. Voßler urteilt: Von den 22 Tragödien, in endgültiger Fassung 1789 herausgegeben, halten sich nur noch wenige, etwa die Merope, der Orest, der Saul und die Myrrha auf dem heutigen Theater Italiens. Fast all seinen Werken merkt man an, daß der energische Graf die Muse forciert und sie seinen vorgefaßten theoretischen Überzeugungen unerbittlich unterworfen hat. Eine einfache und kurze Handlung mit möglichst wenig Personen, die sich im engen Rahmen der drei Einheiten unter Entladung möglichst starker Leidenschaften abzuspielen hat, das war es, was er von der Tragödie verlangte. So werden seine Dramen oft sehr monoton und entbehren auch vielfach der psychologischen Wahrheit .... Die Sprache ist erhaben ....

Daß Bücher ihre Schicksale haben, davon legt Graf Artur Gobineaus Roman „Abtei Typhaines" (Hartenstein im Erzgebirge, Erich Matthes) Zeugnis ab. 1849, wie uns der Herausgeber mitteilt, zuerst in einer französischen Zeitschrift ans Licht getreten, nahezu zwei Jahrzehnte später in Buchform veröffentlicht, die längst vergriffen und kaum noch aufzutreiben ist, in den Vereinigten Staaten in englischer Übersetzung erschienen, von der dasselbe gilt, tritt er nunmehr zum vierten Male die Fahrt in die Welt an. Und man braucht kein Prophet zu sein, um diesmal einen günstigeren Erfolg zu weissagen; die Aufnahme, die inzwischen die Übertragungen der übrigen dichterischen Werke des Grafen Gobineau in Deutschland, seiner geistigen Heimat, gefunden haben, die Verbreitung, deren sich vor allem die „Renaissance" und die „Asiatischen Novellen" erfreuen, die selbst einem so eigenartigen und einsamen Werke wie dem „Amadis" zuteil geworden ist, berechtigt dazu. Nicht nur um der Persönlichkeit ihres Dichters willen wird die Abtei Typhaines in Deutschland Teilnahme erwecken, sondern ebensosehr wird das Werk an sich, dank der ihm innewohnenden Werte, die Herzen einer empfänglichen Leserschaft im Fluge gewinnen. Den alten Ruhm der französischen Romandichtung von Lesage bis auf Dumas, die stofflich spannendsten Erzähler zu besitzen, wird die Abtei Typhaines aufs neue bestätigen. Nicht leicht wird man einen im besten Sinne unterhaltsameren Roman finden. Er veranschaulicht die entlegene Kultur des 12. Jahrhunderts mit sprechender Treue und überzeugender Echtheit, der gegenüber selbst Walter Scott, Alexis und Manzoni weitschweifig und unbeholfen erscheinen, der Massenfabrikanten archäologischer Romane zu geschweigen. Der Adel in seinem ritterlichen Ehrbegriffe und seinen lehnsrechtlichen Anschauungen, der Klerus als Träger und Bringer einer wesentlich theologisch bedingten Kultur, das Bürgertum, welches der Freiheitsbegriff des Zeitalters zum Aufstande gegen das Kloster, dem es hörig ist, treibt, — sie alle führt der Dichter in einer Fülle charakteristischer Vertreter dem Leser vor Augen. Das Leben am königlichen Hoflager zu Paris, auf den Burgen und Abteien im Lande, im quartier latin der Hauptstadt, wie in den Flecken, die einem Lehnsherrn untertan sind, — all das wird wunderbar lebendig. Und in der Nebenbuhlerschaft zweier Frauen, der leidenschaftlich-hochgemuten Burgherrin Mathilde und der hingebenden und entsagenden Bürgerstochter Damerones, der Rose von Typhaines, um die

Digitized by Google

Liebe zu Herrn Philipp von Cornehaut, dem Kreuzritter und Verteidiger der Abtei, steigert sich die anmutige und gewinnend liebenswürdige Darstellung zu tragischer Größe und Wucht: nur ein Kenner ersten Ranges des menschlichen Herzens vermochte dieses Seelen- und Charaktergemälde zu entwerfen. Die Keuschheit und Innigkeit, die dem Buche seinen tiefsten Zauber verleiht, macht es geeignet, ohne Bedenken auch in die Hände gebildeter und edler Frauen und einer begeisterungsfähigen Jugend gelegt zu werden.

Kleinere Neudrucke aus dem großartigen Literaturerbe des Grafen Gobineau: „Olav Tryggvason", ein Versepos, Deutsch von Kurt Gerlach, „Genoveva", eine Legende, Deutsch von Hans Linke, „Adelheid", eine Novelle, Deutsch von Rudolf Linke (alle drei bei Erich Matthes in Hartenstein erschienen), führen vielleicht noch besser und leichter in sein Lebenswerk ein. Seine Menschen haben nach seligen Ewigkeiten ein unstillbares Verlangen. „Unter ihrem Blick wachsen die leblosen Gestalten über sich selbst hinaus: Bäume werden Boten Gottes. Bäche rauschen seine unendliche hoheitsvolle Stimme. Die Dinge haben alle eine Seele. Und die Menschen greifen gläubig nach Gott. Wird dieses Versenken in himmelein gestellte Zeiten Gobineau Menschen zuführen?"

Der uralten Geistesumwelt des großen normannischen Dichters sind auch die altfranzösischen Marienlegenden „Unser Lieben Frauen Wunder" (Insel-Bücherei Nr. 145) entnommen, die von Severin Rüttgers musterhaft übertragen, gerade in unsern Kreisen viel Anklang finden dürften (Leipzig, Insel-Verlag). Die rationalistische Umwandlung kann man anschaulich studieren, wenn man etwa hernach Voltaires „Fabeln" zur Hand nimmt (München, Albert Mundt), die von Kurt Moreck verdeutscht und mit einem Nachwort versehen worden sind.

Und wieder faßt uns die romantische Welle. Freilich die Blaue Blume im Frankreich des 19. Jahrhunderts blüht wesentlich anders als die des Mittelalters. In ihrem Treibhaus scheint der Geist der Aufklärung und des Liberalismus nicht so überwunden wie im deutschen Heimgarten der Romantik. Prosper Mérimées Chronik aus der Zeit der Bartholomäusnacht „Mit Feuer und Schwert" und Victor Hugos Roman „Die Empörung der Sklaven von St. Domingo" (beide übersetzt von A. Ziegler, Karlsruhe, Fr. Gutsch), sinnlich, reich an Spannung und Phantasie, gleichen effektvollen Gemälden, die einen alles vergessen lassen und doch das Gemüt nicht befriedigen. Das kann nur der Deutsche. Selbst die glänzendsten Franzosen weisen einen Mangel auf, den sie selbst vielleicht nie geahnt haben. Wir spüren ihn ohne weiters. Gefühl ist nicht dasselbe wie Gemüt.

Glänzend sind sie ja alle, die Mérimée und Hugo, Balzac und Flaubert, Verlaine und Jammes. Man braucht nur noch die folgenden deutschen Ausgaben aufzuschlagen und wird das stets von neuem bestätigt finden. Honoré de Balzacs berühmtester Roman „Vater Goriot" aus der Welt, in der man sich nicht langweilt, mit Bildern von Walter Plantikow (Berlin, Wilhelm Borngräber), besitzt ein Seitenstück in der „Verhüllten Liebe" (München, Oreiländer-Verlag), während desselben Verfassers „Mystische Geschichten", eingeleitet von Georg Goyert (München, Georg Müller), ihn von einer neuen Seite zeigen. Balzac (1799 bis 1850) kann mit Recht als der Sittenschilderer seiner Zeit gelten, der mit scharfem Wirklichkeitsblick sämtliche Züge nebeneinander bannt, in denen sich die Eigenart der Zeit verrät. Diese Lebenskunde lehrt ihn auch, daß der Liebe im Gewöhnlichen nicht die Ausnahmestelle gebührt, die ihr der Roman bis dahin eingeräumt hatte. Neben ihr greifen noch andere Mächte verhängnisvoll in das Schicksal des Menschen ein: Eitelkeit, Ehrgeiz, Habsucht. Vor allem das Geld. Eigene böse Erfahrung machte Balzac zum Epiker des Geschäfts (Welter).

Zwischen Romantik und Realismus, wie ihn Balzac in Frankreich zu klassischer Blüte brachte, nahm Gustav Flaubert (1821—1880) eine Sonderstellung ein. „Ein schlichtes Herz", Deutsch von Ernst Hardt (Insel-Bücherei Nr. 319; Leipzig, Insel-Verlag), erzählt von einer armen Magd, deren bescheidenes Leben ganz Liebe und Aufopferung ist. Welche Fäden mögen von hier zu Ebner-Eschenbachs „Bozena" hinüberleiten?

Autobiographischen Charakter tragen Paul Verlaines Prosabücher „Mein Spitäler", Deutsch von H. v. Gumppenberg (Insel-Bücherei Nr. 267), und „Meine Gefängnisse" (Insel-Bücherei Nr. 131), beide zugleich die musikalische Inbrunst dieses tiefpoetischen und tief unglücklichen Genius offenbarend (Leipzig, Insel-Verlag).

Verlaine, der Sohn der belgischen Ardennen, kann ohne Erklärung des nordischen Einflusses nicht verstanden werden. Dasselbe gilt von seinem jüngeren Zeitgenossen Francis Jammes, dem schlichten Dichter der schlichten Häuslichkeit, dem kindheitseligen und ahnungsvollen. Ein Stück Wilhelm Raabe, ein Stück von der oben vermißten deutschen Gemütswärme und -Tiefe wird hier unter welschem Himmel lebendig. Das ist wohl ein Ruhmestitel, der den sonst so außerordentlich kultivierten Dichter turmhoch über die Modepoeten seiner Nation stellt. Sein jüngstes Buch „Dichter Ländlich", Deutsch von Kläre Goll (Basel, Rhein-Verlag) bedeutet ein Hohelied auf die ewigen, wahren, einzigen Freuden an Natur, Heim, Kindern und Tieren und zugleich eine liebenswürdige Groteske der kleinbürgerlichen Gesellschaft in einem Provinznest. Jammes liebt sein Volk — fern von Paris.

Digitized by Google

Das Exlibris / Von Franz Fleischmann

Der ausgezeichneten, vor allem kulturhistorisch bedeutenden Wochenschrift „Das Bayerland" (München, Bayerland-Verlag H. Eder, Schellingstraße 41) entnehmen wir nachstehenden Aufsatz. Der Wächter.

Schwere Bücherlasten wanderten im Sommer 1623 auf den Rücken von Saumtieren und Eseln über die Alpenpässe gen Italien, nach Rom in die Vatikanische Bibliothek. Es waren die Bücher und Handschriften der Bibliotheca Palatina, der Heidelberger Bibliothek, die nach der Einnahme Heidelbergs durch die ligistische Armee unter Tillys Führung von Kurfürst Maximilian von Bayern dem Papst Gregor XV. geschenkt worden waren. Bevor aber die wertvolle Bücherei, die fürstlicher Bücherfreude und Gönnerschaft ihr Werden verdankte, über die Alpen ging, erhielten die Werke ein Zeichen eingeklebt, das ihre Herkunft und Bestimmung anzeigte und in kurzen stolzen Worten Heidelbergs Fall und des Kurfürsten Schenkung an Gregor XV. verkündete:

„Sum de Bibliotheca, quam Heidelberga
capta, Spolium fecit, &
P. M.
Gregorio XV.
trophaeum misit
Maximilianus V triusque Bavariae Dux & c. S. R. I.
Archidapifer et Princeps Elector.
Anno Christi M. D. C. XXIII."

In diesem Zeichen, das der bayerische Kurfürst von dem Kupferstecher Raphael Sadeler in München hatte stechen und in die Werke der Palatina einkleben lassen, tritt uns in besonders auffallender Weise das Bibliothekzeichen — das Exlibris — entgegen und kennzeichnet sich bestimmt als das, was es ist und sein soll: eine Eigentumsbezeichnung. Es nennt die Heidelberger Bibliothek, der das damit bezeichnete Buch gehörte, und den Papst, dem es fortan gehören sollte. Und damit wird uns sofort und ohne weiteres Wesen und Zweck des „Exlibris" klar, das merkwürdigerweise, trotzdem es eine fast fünfthalbhundertjährige Geschichte hinter sich hat, trotzdem es in der Neuzeit zum förmlichen Sammelobjekt und zur Modesache geworden, trotzdem es eine ganze Literatur hervorgerufen und selbst die bedeutendsten Künstler sich zu Diensten gemacht hat, in der Allgemeinheit nicht immer das richtige Verständnis gefunden hat. Wie aus vorstehendem ersichtlich, ist es bestimmt, in die Bücher geklebt zu werden, um diesen das Merkmal des Besitztums, die Bezeichnung des Eigentümers zu geben und sie auf solche Weise diesem zu sichern. Es ist also als richtige Eigentumsmarke oder Eignerzeichen zu betrachten, das nebenbei durch seine Ausstattung auch den damit versehenen Büchern zum Schmuck dienen soll. Die hiefür gegen früher selten mehr gehörte Benennung „Bücherzeichen" ist unzutreffend und irreführend, da sie den Zweck nicht trifft und zur Verwechslung mit dem ebenfalls oft „Bücherzeichen" benannten Lesezeichen führt, welch letzteres dazu bestimmt ist, in die Bücher zwischen die Blätter gelegt zu werden, um die Seite zu bezeichnen, bei der man das unterbrochene Lesen wieder aufnehmen will, und das seine eigene Geschichte hat.

Richtig ist „Bibliothekzeichen", welcher Ausdruck bereits seine Erklärung in sich hat und schon im 18. Jahrhundert, und zwar 1762 lateinisch als „signum Bibliothecae" auf einem Breslauer Exlibris erscheint und dann 1840 erstmals in der Literatur vorkommt. Am besten und treffendsten ist es aber, von einer Verdeutschung ganz abzusehen und die Bezeichnung „Exlibris" beizubehalten. Diese stammt daher, daß die Eigentümerformel der meisten Bibliothekzeichen mit den Worten „Ex libris" (Aus den Büchern des N. N.) beginnt, weshalb man mit dem Wiederaufleben ihres Gebrauches diese beiden Worte zur Bezeichnung des Gegenstandes wählte und sie zu einem Kunstworte fügte, das sich nicht nur bei uns in Deutschland, sondern in der ganzen Kulturwelt einbürgerte, allen Sprachen gemeinsam, international geworden ist, so daß die Gebildeten aller Länder unter „Exlibris" das verstehen, was damit gemeint ist.

Wenn wir heute eine Exlibrissammlung durchblättern, oder eine Reihe der schönen Blätter aus alter und neuer Zeit betrachten, so werden wir uns unschwer klar, daß wir darin ein Stück Kunstgeschichte, nicht weniger aber auch ein Stück Kulturgeschichte vor uns haben, was es rechtfertigt, sich eingehender damit zu beschäftigen und den Ursprung und die Blütezeit, Verfall und Wiederaufleben dieses zeitgenössischen Sammelgegenstandes zu verfolgen.

Fast jedermann ist seit seiner Schulzeit gewohnt, in seine Bücher seinen Namen einzuschreiben und sie damit als sein Eigentum zu bezeichnen, und huldigt dabei einer Gepflogenheit, die so alt ist, als die Bücher selbst. Nicht alle wertvollen Bücher konnte man, wie es vordem Brauch und Notwendigkeit gewesen, an Ketten legen, und so schrieb man Name und Stand, auch den Ort der Eigentümer ein, als welche im Mittelalter zumeist die Klöster und nur ausgezeichnete Personen in Betracht kamen; dem fügte man zuweilen auch noch ein kennzeichnendes oder schmückendes Beiwerk an, wofür in erster Linie Wappen galten. In einem klösterlichen Buche mit einer Vorrede von 1454 findet sich bereits ein Kapitel über das Amt der Buchmeisterei, in dem die Vorschrift

Digitized by Google

enthalten ist, daß in jedes Buch zu schreiben sei, welchem Kloster es gehöre; auch der Geber eines Buches sollte genannt werden, eine Vorschrift, die bis ins 13. Jahrhundert zurückgeführt wird[1]).

Auf diese Weise gibt sich der Ursprung des Exlibris kund, das Deutschland als seine Heimat und das Mittelalter als seine Entstehungszeit hat. Es soll zwar nach einer unkontrollierbaren Behauptung in Japan schon im zehnten Jahrhundert derartige Eigentumsbezeichnungen gegeben haben, ja ein ägyptisches Tontäfelchen im Britischen Museum zu London, das auf einem Buch- oder richtiger Papyruskästchen befestigt war, ward sogar als ein Exlibris des Königs Amenophis III. angesprochen, der ca. 1400 Jahre vor Christus regierte, und wäre demnach das älteste Bibliothekzeichen, allein der deutsche Ursprung der Exlibrissitte bleibt trotzdem bestehen, und von Deutschland aus nahm sie ihren Weg in alle Länder. Durch die handschriftlichen Eintragungen, die meist auf der Innenseite des vorderen Buchdeckels, oft auch auf einem besonderen Blatte angebracht wurden, war sogleich beim Öffnen des Buches der Besitzer ersichtlich, wodurch es vor diebischen Händen geschützt und im Falle des Verleihens, was ja zum Zweck des Studiums oder Abschreibens häufig geschah, seinem Besitzer gesichert war. Frühzeitig erschienen dazu Wappenzeichnungen, die nicht selten ausgemalt wurden, und auf diese Weise wurde zum Schmuck, was erst nur Schutz gewesen.

Diese handgezeichneten und bemalten Bibliothekzeichen, von denen einige aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bekannt sind und von denen wir zweien auf bayerischem Boden begegnen, dem Bibliothekzeichen der Artistenfakultät von der Universität Ingolstadt von 1482 und einem Gedenkexlibris von Tegernsee, bilden die Vorläufer der eigentlichen Exlibris, wie wir sie kennen, der mechanisch hergestellten, durch Druck vervielfältigten Blätter, die nach der Erfindung der Buchdruckkunst durch Gutenberg, die bekanntlich in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts fällt, zu erscheinen begannen und seitdem in ununterbrochener Folge nachzuweisen sind. Mit der Erfindung des Buchdrucks, mit der Herstellungsweise der Bücher, war auch das Mittel geboten, die Eigentumsbezeichnung der Bücher, welche nun in rascher Folge sich mehrten, mechanisch durch Druck und in größerer Zahl, entsprechend der Mehrung der Bücher herzustellen. Man schnitt nun Wappen und Namen, späterhin auch andern Zierat dazu in Holz, druckte sie und klebte sie dann in die Bücher an die Stellen, wohin man vorher den Namen geschrieben und das Wappen gezeichnet hatte. Daß die Freude an der Farbe auch diese Holzschnitte bemalen ließ, ist natürlich. So ist auch das älteste bis jetzt bekannte Holzschnittexlibris, das des Mönches Hildebrand Brandenburg aus der Karthause Buxheim bei Memmingen, ungefähr aus dem Jahre 1470 das einen Engel als Schildhalter und im Schild, einen Ochsen zeigt, bemalt, wie auch weitere frühzeitige Wappenexlibris bemalt erscheinen.

Wie sich unter den früheren handgezeichneten Bibliothekzeichen bayerische befinden, so finden sich auch unter den bekannten ältesten mechanisch hergestellten Exlibris solche aus Bayern (im heutigen Umfange genommen), ja die ältesten sind sämtlich bayerischer Herkunft. Es sind das oben genannte Blatt Brandenburg aus Buxheim; zwei weitere aus der Karthause Buxheim, das Ehewappen des Junkers Wilhelm von Zell aus der erloschenen bayerischen Familie der Zeller von Kaltenberg darstellend, und das Ehewappen der Edelfrau Radigunda, geborenen Eggenberger, von Füssen, Witwe des Junkers Georg Gossenbrot von Hohenfriberg, die wie die vorigen der Karthause ein Buchgeschenk machte; ferner das Exlibris des Kaplans Johannes Igler, genannt Knabensberg von Schonstett. Letzteres ist zwar kein großes Kunstblatt, aber doch recht merkwürdig, weil es in Beziehung zu dem Namen des Buchbesitzers einen Igel auf blumigem Rasen zeigt und auf einem darüber befindlichen Spruchbande die Inschrift trägt: „Hanns Igler das dich ein Igel küß", ein Scherz und Wortspiel, das der Kaplan wohl zugleich als sein „Symbol" wiederholt in seine Bücher schrieb.

Fast ausschließlich ist es das Wappen, das zum Beginn der Exlibrissitte, dann während des 16. Jahrhunderts, aber auch noch weiterhin als der Schmuck der Bibliothekzeichen erscheint. Tragen die Wappenholzschnitte des 15. und des beginnenden 16. Jahrhunderts noch den gotischen Charakter, so beginnt der Einfluß der Renaissance im fortschreitenden 16. Jahrhundert dem Exlibris einen reicheren Schmuck zuzuwenden. Die Wappenbilder werden reicher, die Schildhalter üppiger, Rahmen und sonstiger figürlicher Schmuck gestalten die Exlibris mit der Zeit zu ansehnlichen Kunstblättern, denen ihr Können zu weihen, selbst die ersten Künstler der Zeit nicht verschmähen. Wir können uns deshalb an den prächtigen Exlibris des 16. Jahrhunderts als Werken der Künstler jener Zeit erfreuen und daraus eine Kunstbetätigung und eine Kunstpflege ersehen, denen unsere Museen und graphischen Kabinette sowie die Mappen der Sammler zahlreiche Erzeugnisse einzigartiger graphischer Kunst, zum Teil Unika, verdanken. Albrecht Dürer und seine Schüler, die verschiedenen Nürnberger Kleinmeister wie Barthel und Hans Sebald Beham, Virgil Solis, Jost Ammann und andere, weiterhin Lukas Cranach der Ältere, Holbein der Jüngere, Hans Burgkmair und die vielen Meister, von denen uns ihre Exlibris erzählen, ohne ihre Namen zu nennen, sie alle haben sich damit wie um die Kunst, so auch um das Buchwesen

[1]) Zentralblatt für Bibliothekswesen I 307.

Digitized by Google

verdient gemacht und letzterem dadurch eine Wertschätzung bekundet, die unser Staunen und unsere Freude hervorruft, und uns heute noch die Pflege von Kunst und Wissen in jener Zeit als vorbildlich erscheinen läßt. Als Freunde der Kunst und Freunde der Bücher kennzeichnen uns die damaligen Exlibris ihre Besitzer und deren Gesellschaftskreis. „Sibi et amicis" — „sich und seinen Freunden" widmet Willibald Pirckheimer, der berühmte Humanist in Nürnberg, seine Bücher durch sein herrliches Exlibris, das kein Geringerer als Albrecht Dürer, Pirckheimers Freund, selbst in Holz geschnitten, und das eins der schönsten und interessantesten Exlibris nicht nur Bayerns ist. Es zeigt unter reichem allegorischem Schmuck von zwei Engeln als Schildhaltern getragen das Doppelwappen des berühmten Gelehrten und Staatsmannes und seiner Ehefrau Kreszentia, geb. Rieder, überragt von dem Pirckheimerschen Helm. Wie sehr man das Exlibris schätzte und verwendete, geht auch daraus hervor, daß Pirckheimer sich nicht mit dem Dürerschen Blatte allein begnügte, sondern sich später noch ein zweites Kunstblatt in Kupfer stechen ließ: „Dann er sich ein schönes Emblema erdacht und aufs Kupfer bringen lassen, welches er vielen seinen Büchern nach Gelegenheit vornen und hinten inseriert" sagt Hans Imhof in seinem „Theatrum virtutis et honoris" oder „Tugendbüchlein Willibald Pirckheimers" von 1606. Auf diesem seinem zweiten Exlibris, gestochen vom Meister J. B. 1529, das Pirckheimer aber nur 1 Jahr noch vor seinem Tode verwenden konnte, zeigen sich in prächtiger Anordnung neben Mißgunst und Anfechtung Geduld und Hoffnung und lassen erkennen, daß den großen Mann auch Mißgunst und Anfechtung nicht verschonten, wenn auch Hoffnung und Geduld sie überwandten. Ruhig liegend trägt die Geduld (Tolerantia) einen Amboß mit dem Wappenbilde Pirckheimers, der Birke, auf dem Mißgunst (Invidia) mit einer Zange ein Herz ins Feuer hält, indes die Anfechtung (Tribulatio) mit einem dreifachen Hammer darauf loshämmert, daß es Feuer gibt, in das aber die Hoffnung (Spes) aus Wolken Tropfen der Erquickung und Kühlung fallen läßt.

Wie für Willibald Pirckheimer, so schuf Dürer auch für andere seiner Freunde prächtige Exlibris, und seinem Beispiel folgten seine Schüler, wie denn überhaupt Nürnberg eine hervorragende Pflegestätte der Exlibriskunst gewesen ist. Aus Dürers Schule, wenn nicht von Dürer selbst, stammt das schöne Exlibris des Propstes von St. Lorenz, Dr. Hektor Poemer in Nürnberg (1525), der mehrere Exlibris besaß, das Exlibris des Kanonikus Stephan Rosinus von Passau, ein Altar mit Jesusbild, zwischen Säulen Wappen (1530), das Exlibris des fürstlich würzburgischen und kaiserlichen Rates Dr. Sebastian v. Rotenhan und viele andere; von Dürers Schüler Hans Springinklee ist unter andern das Exlibris des berühmten Dr. Johann Eck, des gelehrten Gegners Martin Luthers (ca. 1518), während dem Freunde Luthers und Melanchthons, dem bekannten Senator und Rechtsgelehrten Hieronymus Baumgartner, Barthel Beham (ca. 1530) ein Exlibris gestochen hat. Für Wolfgang Pfalzgraf bei Rhein und von Veldenz, Herzog von Bayern, hat Virgil Solis unter anderen ein ausgezeichnetes Wappenexlibris gefertigt, und viele weitere schöne Wappenblätter stammen von Jost Ammann, darunter das Exlibris Melchior Schedels von Nürnberg (ca. 1570) und das des Theologen Dr. Jakob Märtz von Ingolstadt (ca. 1590). Und so finden wir wohl alle Nürnberger Meister unter den Exlibriskünstlern des 16. Jahrhunderts.

Immer häufiger, immer reicher werden die Blätter dieser Kleinkunst im Verlauf dieses Jahrhunderts. Aus den Bibliotheken der Klöster, aus den Zellen der Mönche, denen das Buch vordem Entstehung und Pflege verdankte, ist es durch die Erfindung Gutenbergs heraus getreten in die Welt und ward aller Welt zugängig; verhundert- und vertausendfacht durch den Druck, kehrt das Buch ein in die Fürstenhöfe und in die Paläste des Adels, in die Wohnstätten der Patrizier und Bürger, in die Studierstube der Gelehrten und Dichter, bei Geistlichen und Laien, überall willkommen und überall geschätzt. Dieser Freude am Buche und dieser Wertschätzung entsprang auch der Stolz über seinen Besitz und der berechtigte Wunsch seiner Sicherung, die in dem Exlibris zum Ausdruck kamen und in dessen künstlerischen Ausführung gipfelten.

Neben dem Holzschnitt trat allmählich die neue graphische Kunst auf, der Kupferstich, der dem 15. Jahrhundert entsprossen, im 16. seine Entwicklung und besondere Pflege gefunden und den Künstlern neue Ausdrucksmittel geboten hat. Durch den Kupferstich erhält das Exlibris eine neue Note; neben die schönen kräftigen Holzschnitte, oftmals bemalt, treten die gestochenen, schmuckreichen Blätter, rechte Blüten der Renaissance, in ihrer vollen Formenschönheit. Mit dem Kupferstich tritt ein neues Element im Dekor des Exlibris auf: Das Porträt. Stolz auf seinen Besitz und im Bewußtsein seiner Würde und seines Ansehens läßt der illustre Buchbesitzer sein Bildnis auf dem Exlibris anbringen und damit sein Eigentum der Mit- und Nachwelt bezeichnend, daß diese ihn zu beurteilen und zu bewundern Gelegenheit hat bis in ferne Tage.

Ungeachtet der Mehrung der gestochenen Exlibris erhält sich auch der Wappenholzschnitt und seine Bemalung durch das ganze 16. Jahrhundert, namentlich in den herrlichen Exlibris der Klöster und ihrer Äbte, der Bischöfe und geistlichen Würdenträger. Von dem schönen Exlibris des Bischofs von Konstanz, Hugo von Hohenlandenberg, vom Jahre 1504 bis zu jenem des Fürstbischofs von Eichstätt, Martin von Schaumburg, 1560—1590, und jenem der Benediktinerabtei Andechs von 1588 und

Digitized by Google

1590, sowie weiterhin finden wir viele bemalte und unbemalte Holzschnitte für Klöster wie für höhere und niedere kirchliche Würdenträger, darunter Wolfgang Seidl, genannt Sedelius, einen gelehrten Benediktiner zu München, Salzburg und Tegernsee, 1543, Propst Johann Ecker von Schäftlarn 1545, Kanonikus Baldinger von Freising 1547, Abt Balthasar von Tegernsee 1556, Abt Benedikt Gangenrieder von Tierhaupten 1587 und viele andere. Auch unter dem Adel und den Gelehrten finden wir lange noch Freunde des Holzschnitts und unter ihnen den bayerischen Rechtsgelehrten Dr. Wiguleus Hundt von Lauterbach, Kanzler und Hofratspräsident zu München, 1556.

Sei es nun Holzschnitt oder Kupferstich, welcher ebenfalls manchmal Bemalung fand, immer zeigen die Exlibris des 16. Jahrhunderts künstlerischen Geschmack, feines Formen- und Stilgefühl und sind so Zeugnisse echter graphischer Kunst und bedeutsame Dokumente zur Kulturgeschichte ihrer Zeit.

Mit dem Ende des 16. Jahrhunderts darf man die erste Periode des Exlibris als abgeschlossen betrachten. Von bescheidenen Anfängen heraus hatte sich die Exlibrissitte zu reicher Blüte entfaltet, die im folgenden 17. Jahrhundert zwar anhält, aber doch, wenn auch nicht an Zahl, so doch an künstlerischem Wert etwas nachläßt.

Im 17. Jahrhundert, das uns den Barockstil brachte, tritt das Holzschnittexlibris in den Hintergrund und überwiegt der Kupferstich. Selbst die konservativen Klöster und Prälaten beginnen nun ihr Exlibris stechen zu lassen. Auch in dieser Periode bildet das Wappen noch den Hauptschmuck des Exlibris, teils allein, teils mit Inschriften und Umrahmungen. Neben Nürnberg, wo das Exlibris durch eine Reihe guter Stecher, wie Hans Sibmacher, Hans Trischel, Hans Hauer, eine bescheidene Nachblüte erlebte, tritt nun Augsburg mit seiner Stecherkunst auf den Plan und lassen sich Augsburger Kleinmeister die Exlibriskunst angelegen sein: Dominik, Raphael und Jakob Custos, Lukas und Wolfgang Kilian, Alexander Mair, Johann Strideck u. a. Auch Münchener Kupferstechern begegnen wir in dem Egidius Sadeler, Johann und Raphael Sadeler und Christoph Stenglin, der mit seinem Exlibris des Klosters Tegernsee bereits ins 18. Jahrhundert hinüberreicht. Raphael Sadeler stach 1618 die Exlibris für die Bibliothek der Herzöge beider Bayern in drei Größen und schuf damit das älteste landesherrliche Exlibris, das wir in Bayern besitzen, und damit ein graphisches Denkmal der bücherfreundlichen Wittelsbacher Fürsten, die sich durch ihre Bücherliebhaberei in Deutschland besonders auszeichneten[1]). Ein Zeugnis dafür ist die Anlegung einer „Liberey" in der Neuen Veste am Schwabinger Tor, der heutigen Residenz, im Jahre 1551 durch Albrecht V., den Begründer von Münchens erster Glanzperiode, welche Büchersammlung in ihren Anfängen bis an die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts zurückreicht und in der Folgezeit zur kurfürstlichen und dann zur heutigen Staatsbibliothek sich entwickelte. Eben für diese Bibliothek stach Raphael Sadeler ein Exlibris in drei Varietäten. Er stach auch das Exlibris der eingangs angeführten Bibliotheca Palatina, die ebenfalls einen weiteren Beweis für die Bücherfreundschaft der Wittelsbacher bildet. Schon im Jahre 1421 hatte Kurfürst Ludwig III. von der Pfalz, der Sohn des Begründers der Heidelberger Universität, ihr seine Bücherei vermacht, und sie erwuchs im Laufe der Zeit aus verschiedenen wissenschaftlichen Beständen und aus den Sammlungen der pfälzischen Wittelsbacher zur wertvollen kurfürstlichen Landesbibliothek, bis die Einnahme Heidelbergs sie größtenteils nach Rom führte, wo sich heute noch ein erheblicher Bestand im Vatikan befindet, während ein kleiner Teil im Jahre 1815 nach Heidelberg zurückwanderte.

Eine ähnliche Geschichte wie das Exlibris Sadelers für die Palatina erzählt uns ein Exlibris des Würzburger Jesuitenkollegs. Es sagt uns, daß im 30jährigen Kriege die Schweden nach der Einnahme Würzburgs im Jahre 1631 die Bibliothek der Universität und des Jesuitenkollegs erbeuteten und König Gustav Adolf sie für Schweden bestimmte. Als Folge der Schlacht bei Nördlingen 1634 eroberte General Melchior von Hatzfeld, der Bruder des Würzburg-Bamberger Fürstbischofs Franz von Hatzfeld, die Stadt Würzburg zurück, worauf der Fürstbischof den siegreichen kaiserlichen Soldaten aus deren Beute 6000 Bücher, die die Schweden noch nicht fortgeschleppt hatten, abkaufte und sie den Jesuiten als Ersatz für den bereits nach Schweden geschafften Teil schenkte. Dieses Würzburger Kriegsexlibris der Jesuiten ist auch das Beispiel eines rein typographischen, das heißt in einfachem Buchdruck mittelst Lettersatz hergestellten Exlibris, wie sie vom 16. Jahrhundert bis heute vorkommen. Die Billigkeit der Herstellung hat wohl zu allen Zeiten arme Klöster und minderbemittelte Bücherfreunde zu dieser Ausführung bewogen.

Die beiden letztgenannten Exlibris, jenes der Palatina und des Würzburger Jesuitenkollegs, sind infolge der bei ihrer Anfertigung obwaltenden Umstände wohl mit die interessantesten Bibliothekzeichen des 17. Jahrhunderts. Daß Kurfürst Maximilian trotz der Kriegswirren und der bewegten Zeiten an die Schaffung eines künstlerischen Exlibris für die Palatina, und die Würzburger Jesuiten an ein zwar einfaches, aber doch bedeutsames Exlibris dachten, läßt zweifellos erkennen, welchen Wert und welche Bedeutung man dem Bibliothekzeichen beilegte, die es auch die Zeiten des unheilvollen 30jährigen Krieges überstehen

[1]) Böhm in „Zeitschrift des M. Altertumsvereins" 1887.

Digitized by Google

ließen. Aus allen Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts sind Exlibris vorhanden, und ihre Zahl ist erheblich größer als die des vorangegangenen Zeitabschnittes. Wohl aber hat die Zahl der hochkünstlerischen Blätter abgenommen, eine Folge nicht nur des Barockstils, sondern sicher auch der Kriegsläufte.

Meist ist noch das Wappen die Hauptzierde, teils allein, teils in barocken Umrahmungen oder umgeben von Kränzen, mit und ohne Inschriften. Diese nennen zuvörderst den Buchbesitzer, bringen aber auch Devisen, Sprichwörter und Zitate mancherlei Richtung. In ihnen spielt zuweilen auch der sogenannte Bücherfluch herein, der im frühen Mittelalter den Zweck verfolgte, durch eine Verwünschung oder Verwarnung, die der rechtmäßige Besitzer oder Schreiber des Buches in dieses eintrug, von unberechtigtem Nachschreiben, von Irrtümern und Fälschungen abzuschrecken. Dieser Bücherfluch tritt schon bei den christlichen Kirchenvätern auf:

„Einem jeden, der diese Bücher abschreiben oder lesen wird, beschwöre ich im Angesichte Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, bei der Verheißung des zukünftigen Reiches, bei dem Geheimnis der Auferstehung von den Toten, bei dem ewigen Feuer, welches dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist, wenn er nicht etwa den Ort als Wohnung haben will, wo Heulen und Zähneklappern ist und das Feuer niemals erlischt, — daß er zu dieser Schrift nichts hinzutue, noch davon fortnehme, noch etwas dazwischen setze, noch verändere, sondern mit der ursprünglichen Niederschrift, von der er es abgeschrieben hat, vergleiche und mit dem Buchstaben genau verbessere; auch keine Vorlage sich zur Abschrift wähle, die schon verbessert oder verändert sei, damit nicht das richtige Verständnis der Urschrift den Lesern erschwert werde" —

so lautet beispielsweise der Bücherfluch, den der Kirchenlehrer Rufinus um die Wende des 4. und 5. Jahrhunderts seiner lateinischen Übersetzung der Schrift des Origines „De prinoipiis" eingeschrieben hat[1]). Ähnlich lauten andere derartige Verwünschungen. Wahrscheinlich veranlaßt durch die Schriften der Mönche, nahm man auch im mittelalterlichen Deutschland die Sitte des Bücherfluches auf in der gleichen Absicht, die Bücher mit einem kräftigen Fluch und mit Verwünschungen des Fälschers und Textverderbers vor beabsichtigten und unbeabsichtigten Böswilligkeiten zu schützen, da es ja damals keinen anderen Schutz des literarischen Eigentums gab. Später galt der Bücherfluch nicht allein als Schutzmittel gegen Fälschungen und Verderbnis der Bücher, sondern auch gegen unbefugte Übersetzungen und Nachdrucke und reicht in das 17. und 18. Jahrhundert herein. Da lag es wohl nahe, solche Verwünschungen auch gegen Diebe und ungetreue Entleiher von Büchern auszusprechen, weshalb man den Bücherfluch, zumeist allerdings in gemilderter und geschwächter Form, auch auf Exlibris findet; so auf einem Exlibris Gremper von 1500:

„Johannes Gremperii bin ich,
Wiltu was lesen? brich nicht mich,
Auch tue mich heimlich nit verhalten,
Daß Gott der Ewig dein mueß walten."

Oder auf einem Exlibris des 18. Jahrhunderts:

„Wer stiehlt das Buch,
Den trifft mein Fluch."

Ja der Bücherfluch klingt bis in unsere Zeit herein, denn wenn Kinder heute — wie wir es auch getan — in ihre Schul- oder Geschichtenbücher die Verse schreiben:

„Dieses Büchlein ist mir lieb,
Wer mir's stiehlt, der ist ein Dieb,
Wer mir's aber wieder bringt,
Der ist ein gutes Kind" —

so ist das nichts anderes als ein leiser Nachklang des alten Bücherfluches.

Gegen Ende des 17., mehr noch im 18. Jahrhundert, finden sich neben den heraldischen Exlibris auch solche mit anderem figürlichen Schmuck, mit ganz bildmäßigen Darstellungen, Szenen und Allegorien. Es beginnt dann die Dekoration des Rokoko, das, von Frankreich ausgehend, in Franken, Altbayern, in München und Umgebung und in den süddeutschen Klöstern besondere Pflege fand und, wie nicht anders zu erwarten, auch auf den Exlibris dieser Periode seinen Ausdruck fand.

Die Schwächen wohl, aber auch alle Schönheiten dieses flotten und leichten Stiles mit seinen geschweiften und wellenförmigen Linien, mit seinem muschelartigen Zierwerk und unregelmäßigen Rahmenbau zeigen sich auf den Exlibris des 18. Jahrhunderts und machen diese nach den ernsten bezopften Blättern des Barock zu nicht selten überaus netten und liebenswürdigen Kunstblättchen, die zwar nicht immer von großen Künstlern stammen, aber doch recht guten, eleganten Eindruck machen. Wirklich hervorragende Kleinmeister, wie sie in größerer Zahl das 16. Jahrhundert und gerade in Nürnberg vereinigte, zeigen sich im 17. und 18. Jahrhundert kaum, was wohl auch eine Folge des 30jährigen Krieges ist. Dafür ist aber die Zahl der berufsmäßigen Kupferstecher erheblich gewachsen, und auch stechende Kunstliebhaber begannen zahlreich zu werden.

So sank die verminderte künstlerische Vorherrschaft Nürnbergs, die uns die herrlichen Exlibris Dürers und der Nürnberger Kleinmeister bescherte, dahin, und die Kupferstecherkunst verlegte ihr Schaffen an viele Orte Süddeutsch-

[1]) Zeitschrift f. Bücherfreunde I, 1897. 1. Bd. S. 101.

Digitized by Google

lands und Österreichs. Es tritt auf in Augsburg und München, Regensburg, Würzburg, Frankfurt, Mainz, in Prag und in Wien, im Norden in Leipzig, Breslau und Berlin.

In München sehen wir die Stecher Johann Nepomuk Maag, Franz Xaver Jungwirth und Johann Michael Soeckler an der Arbeit; der letztgenannte hat 1779 eines der verschiedenen Exlibris der kurfürstlichen Bibliothek nach einer Zeichnung Christian Winks in drei Größen gestochen, schwer und steif, dessen schildhaltende Löwen ziemlich verunglückt ausschauen, ein Schicksal, das sie allerdings mit vielen der schlechten Heraldik des zu Ende gehenden 18. Jahrhunderts teilen. Vorher schon hat auch der Hofkupferstecher Joseph Anton Zimmermann von Augsburg ein Exlibris für die gleiche Bibliothek gestochen, das jedoch dem von Sadeler nachgeahmt ist, ohne dessen Feinheit zu erreichen.

Die Darstellung auf den Exlibris wird nun vielseitiger; außer dem heraldischen und gelegentlich allegorischen Schmuck ist alles mögliche beliebt: christliche Heilige und heidnische Götter, Engel und Putten, Musen und Genien, Tiere und Blumen, Waffen und Trophäen, Bücher und Musikinstrumente, Attribute der Religion, der Künste und Wissenschaften, des Handels und der Gewerbe, Landschaften und Hausansichten; mit Vorliebe wählte man Bibliothekansichten, große Räume darstellend mit weiten Durchsichten und gewaltigen Bücherreihen, die wir sowohl auf Kloster- wie privaten Exlibris sehen. In dieser Zeit des 18. Jahrhunderts wurde auch die Visitenkarte, die damals künstlerischer Ausführung wert erachtet wurde, mehrfach als Exlibris in die Bücher geklebt, wodurch manch schönes und eigenartiges Blatt erhalten blieb, das sonst zugrunde gegangen und vergessen worden wäre. So ist das Exlibris des rührigen Vorkämpfers gegen Hexenwahn und Aberglauben, des streitbaren und gelehrten Theatinerpaters Don Ferdinand Sterzinger in München, gestochen von Johann Esaias Nilson in Augsburg, als seine Visitenkarte nachgewiesen.

Mit dem Rokoko war auch die Blüte des Exlibris und damit seine zweite Periode vorüber. Sein künstlerischer Wert sinkt bedeutend, Flachheiten und nüchterne, steife Formen treten wie in der Heraldik so auch im übrigen Schmuck auf.

Das Empire des 19. Jahrhunderts und sein Ausgehen in die Biedermeierzeit samt der folgenden Zeit des Neugriechischen hat auf dem Gebiet des Bibliothekzeichens nichts Besonderes geschaffen. Auch die Zahl der Exlibris ging beträchtlich zurück. Es waren ja auch die unruhigen Zeiten der Revolutionskriege und der folgenden kriegerischen und politischen Wirren nicht kunstfördernd. Es gab zwar immer noch Bücherfreunde, die sich Exlibris machen ließen, im allgemeinen blieben sie wenig beachtet. Manche begnügten sich damit, Oblatensiegel auf Vorsatz- oder Titelblätter ihrer Bücher mit Petschaft oder Siegelring zu drucken und solcherweise die Eigentumsbezeichnung vorzunehmen.

Die Zeit der Vernachlässigung, fast könnte man sagen der Verwahrlosung des Exlibris, hatte begonnen und hielt bis zu den 70er Jahren an. Gänzlich erlosch zwar die Exlibrissitte niemals, und aus der Zeit von 1800—1870 dürften immerhin einige hundert, allerdings unbedeutende Blätter stammen. Eine Ausnahme bildet das hübsche Blatt des Friedrich Wolf, Bürger zu München, das in Anlehnung an gute Vorbilder von diesem selbst um 1860 lithographiert worden ist.

Es wurde zwar von dem Verleger Heinrich Lempertz sen. von Köln in seinen 1853—1865 erschienenen „Bilderheften zur Geschichte des Buchhandels“ in verdienstvoller Weise auch das Exlibris in den Bereich seiner Veröffentlichungen gezogen und dafür geworben, wenn auch vorerst ohne sonderlichen Erfolg. Erst später, als vom Ausland her Nachrichten über das Exlibris und das hiefür erwachte Sammeln kamen, regte sich auch in Deutschland wieder das Interesse hiefür, und eine neue Periode hub an.

Die Exlibrissitte war, was ja natürlich erscheint, nicht auf ihr Vaterland beschränkt geblieben. Von Deutschland aus verbreitete sie sich über Österreich, die Schweiz, Italien, Frankreich, Spanien, England, Holland, Schweden und selbst Rußland, sie bürgerte sich in Amerika ein und hat heute die gesamte Kulturwelt erobert. In allen Ländern fanden sich Bücher- und Kunstfreunde aller Stände, welche die schöne und gehaltvolle Exlibrissitte pflegten. Als man in England und Frankreich um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Exlibris zu sammeln und sich mit ihrer Geschichte zu befassen begann, als in der dortigen Literatur davon berichtet wurde, da nahmen sich auch bei uns Kenner und Freunde graphischer Kunst des Exlibris an und begannen — es muß eine goldene Zeit für die ersten wenigen Sammler gewesen sein! — hievon Sammlungen anzulegen. Damit setzte die Wiederbelebung der alten schönen Exlibrissitte ein.

Da ist es denn bemerkenswert, daß diese Wiederbelebung gerade von München aus eingesetzt hat, indem aus dem Kreise des Altertumvereins heraus der erste literarische Vorstoß für das Exlibris erfolgte, indem die „Zeitschrift des M. Altertumvereins“ von 1887 den ersten deutschen Exlibrisaufsatz aus der Feder des damaligen Legationssekretärs H. Gottfried Böhm brachte, wie auch der erste deutsche Exlibriskatalog von einem Münchener Antiquar, Ludwig Rosenthal, herausgegeben worden ist.

Als dann im Jahre 1891 der Exlibrisverein zu Berlin gegründet wurde, dem aus ganz Deutschland und aus dem Ausland Mitglieder beitraten, setzte eine neue Blüteperiode des Exlibris ein. Auch im Ausland wurden Exlibrisvereine gegründet, und es begann allent-

Digitized by Google

halben ein Eifer für die Herstellung und das Sammeln dieser kleinen Kunstblätter, der kein Beispiel weder vor- noch nachher hatte. Die Zahl neuer Exlibris stieg rasch in die Tausende.

Erleichtert wurde dies alles durch die neuzeitliche graphische Technik, die im Klischeedruck ein leichtes und billiges Mittel zur Herstellung und Vervielfältigung von Bildern und Illustrationen und damit von Exlibris geboten hat. Die ungewöhnliche große Verbreitung der Exlibris und der alle Länder umfassende Exlibristausch wären undenkbar ohne die neuzeitlichen Klischeeverfahren und Drucktechniken.

So bildet das Exlibris hinwiederum eine Illustration der graphischen Künste und Techniken vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Erst war es der Holzschnitt allein, dann Holzschnitt und Kupferstich gleichzeitig, dann der Kupferstich allein, die dem Exlibris dienten; am Ende des 18. und im 19. Jahrhundert kam dazu die 1796 zu München von Alois Senefelder erfundene Lithographie und, allerdings nur wenig verwendet, der Stahlstich. Kupferstich und Lithographie blieben dann das 19. Jahrhundert hindurch die Herstellungsmittel, bis im letzten Drittel dieses und zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit ihnen der neue, durch Gehmoser und Albert in München erfundene Lichtdruck und weiterhin die Klischeetechniken Zinkographie und Autotypie, welch letztere ebenfalls wieder eine Münchener Erfindung ist, in Wettbewerb traten.

Allerdings stellte sich mit den letzteren außer der Verbilligung auch ein merkliches Sinken der künstlerischen Qualität ein, das zwar nicht gerade in der Technik, sondern in der Menge des Dilettantenhaften begründet liegt, welches das gegen Ende des 19. Jahrhunderts zur Mode gewordene Exlibrissammeln mit sich brachte. Demgegenüber zeigt sich aber auch die erfreuliche Erscheinung, daß die edelsten graphischen Künste, der Kupferstich und die Radierung, wie der neuzeitliche Holzschnitt dem Exlibris die künstlerische Höhe erhalten haben, so daß die kunstfreudigen Bücher- und Exlibrisfreunde der Gegenwart mit gleicher Freude und gleichem Stolze auf die Blüten der neuen Exlibriskunst blicken können, wie einst die der Humanistenzeit. Widmen doch wieder wie in jener Zeit die ersten Künstler ihr Können dem Bibliothekzeichen und haben, teils aus eigenem Antrieb, teils auf Bestellung durch Kunstfreunde, Exlibris geschaffen, die zu den wertvollsten Erzeugnissen graphischer Kunst zählen und denen der alten Zeit nicht nachstehen.

Zu dem großen Aufschwunge des Exlibriswesens hat, neben dem Sammeln, neben Ausstellungen und Wettbewerben, die Presse und die Literatur ihren erheblichen Teil beigetragen, unterstützt durch zahlreiche Vorträge, die über diesen Gegenstand gehalten worden sind. Es ist, wie schon anfangs erwähnt, eine stattliche Literatur über das Exlibris in Deutschland sowohl wie im Ausland erschienen, worunter das Werk des 1906 leider allzufrüh verstorbenen Karl Emich zu Leiningen-Westerburg[1]) über die deutschen und österreichischen Bibliothekzeichen hier wohl zu nennen ist. War doch Graf Leiningen der bedeutendste und verdienstvollste Förderer des Exlibris, sein bester Kenner und sein fleißigster Sammler, dessen Sammlung als die größte des europäischen Kontinents nach seinem Tode in der Hauptsache in das Germanische Museum in Nürnberg gelangt ist. Trotz dieser ansehnlichen und beachtenswerten Literatur ist die eigentliche Geschichte des Exlibris noch nicht erschienen. Ob sie überhaupt je geschrieben werden kann?

Das Gute und Erstrebenswerte, das im Wesen des Exlibris liegt, die Möglichkeit einer sinnigen Kunstpflege auch durch Minderbemittelte und damit gleichzeitig die Förderung buchfreundlicher Bestrebungen, erheben das Exlibris und sein Sammeln — von unerfreulichen Auswüchsen befreit — weit hinaus über andere Sammelobjekte und Sammlerbetätigung. Nicht des Sammelns wegen ist das Exlibris entstanden und fand seine Pflege, sondern um der Bücher willen, um diese für ihren Eigentümer zu bezeichnen und sie zu schmücken. Hat das Exlibris die langen und harten Zeiten des 30jährigen Krieges überdauert, so wird es wohl auch den 5jährigen Weltkrieg und alle seine Folgen zu überstehen vermögen und weiterhin Zeugnis geben von geläuterter Sitte, von Freude an Wissen und Kunst!

Franz Karl Ginzkey (zu seinem 50. Geburtstage am 8. Sept. 1921)

Der österreichische Lyriker und Romandichter wurde in der alten Römerstadt Pola geboren, entstammt aber einer sudetenländischen Weberfamilie aus der Umgebung von Reichenberg. — Für seine im Jahre 1906 erschienene Gedichtsammlung „Das heimliche Läuten" erhielt er den Bauernfeldpreis, und von da an datiert sein Aufstieg, der sich bisher in schöner Linie bewegte. Der Band „Balladen und neue Lieder" enthält seine heiteren Wiener Balladen, eine Gattung, die erst durch ihn geschaffen wurde, und aus seinem letzten Lyrikbuche „Befreite Stunde" ist wohl das wunderschöne Gedicht „Die Flöte" zur Volkstümlichkeit gelangt. — Alle Werke hat L. Staackmann in Leipzig herausgebracht.

[1]) Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart, 1901.

Digitized by Google

Sagen und Geschichten aus dem Sudetenlande

Von Oskar Meister

Tage, die wie Jahrhunderte zurückliegen! Deutsch war das Land, frei wirkte das Volk im Schutze des Doppelaares. Und doch sind es erst Monate, seit des Tschechen Banner über unserer Heimat weht .....

Frohe Sommerfahrt in seliger Vorkriegszeit! Das freundliche Trautenau bildete den Ausgangspunkt unserer Wanderung in das waldbekränzte Felsenreich des Riesengebirges. Im fichtenumrauschten Johannesbad sahen wir zum erstenmal den Herrn des Landes, den viel berühmten Rübezahl; nicht in Wirklichkeit freilich, denn unserer ungläubigen Zeit mag er sich nicht mehr zeigen, aber als Schmuck eines schönen Brunnens in Stein gehauen. Wir haben als Kinder oft von seinem Walten gelesen und gehört, wie er die Habgierigen straft, müden Menschenkindern harmlose Possen spielt, den Armen jedoch ein Freund und Schützer ist. Möchte uns heute, wo wir dem Wucher und erbarmungsloser Feindestücke hilflos ausgeliefert sind, ein neuer Rübezahl seine Huld gewähren!

Vom waldumbrausten Jeschken, der ernst auf das getreue Reichenberg herabsieht, bis zur sagenreichen Wunderwelt von Weckelsdorf und Adersbach erstreckt sich Rübezahls Reich. Den Jeschken bevölkert der Glaube unserer Vorfahren mit gutmütigen Waldweiblein, über die der fleißige Paudler in diesem schönen „Sagenschatz aus deutschen Bäumen" erzählt.

Anderes Zaubervolk war schlimmer als die Jeschkenweiblein. Beim Arnauer Rathaus stehen noch heute zwei ungefüge Steingebilde und erinnern an die Riesen, die einst den Ort plagten und brandschatzten, bis die Bürger auf den Rat eines weisen Graubartes sie mit heißem Brei blendeten und dann wie weiland Odysseus den Polyphem niederschlugen. — Eine selige Zeit, wo man des kostbaren Mehles soviel bekam, um damit Ungeheuer siegreich bekämpfen zu können!

Gleich Rübezahl hat sich auch sein Nachbar, der weißbärtige Altvater in die Klüfte und Schluchten zurückgezogen. Er will von der bösen Zeit, die gekommen ist, nichts hören. Das Herz könnte ihm brechen ..... Doch manchmal dringen Töne in seine Felsenburg und künden, daß noch nicht alles verloren sei, daß aus dem Blut derer, die vor Jahresfrist zu Schönberg und Sternberg und Trübau wehrlos hingeschlachtet worden sind, neues Leben sprießt.

Wie wir es von Kaiser Rotbart erwartet haben, so hoffen wir auch von dem Alten aus dem Sudetenlande, daß er einst sein Volk zum Sieg führen wird. Freilich, mit Schmähen und Schelten wird nichts getan; es gilt tüchtig und ehrlich zu sein und zu bedenken, daß Kriege nicht mehr mit rohen Waffen geführt werden, daß unser geistiges und sittliches Rüstzeug nicht Fleck noch Fehle aufweisen darf. Altvater geht auf den Wodankult zurück und ist vielleicht zur Christenzeit aus dem germanischen Allvater entstanden. Sein Ruhm erklingt in vielen Sagen. Wer von dem Berge, der bis heute seinen Namen trägt, an einem klaren Sonnentag ins Land blickt, wer je zur Abenddämmerung über die Hohe Heide zu Tal gewandert, wer je an einem verlassenen Bergschachte im düsteren Walde vorbeigekommen ist, der begreift, daß in diesem Strich vor alter alter Zeit viel geheimes Leben geherrscht haben mag. Noch sei auf das Schloß Ullersdorf erinnert, das den Grafen von Zierotin gehört hat und in dem bis heute mittelalterlicher Hausrat und Folterspuk gezeigt wird. Die weiße Frau von Ullersdorf verdient besondere Erwähnung, denn sie gab Grillparzer den Anstoß zu seinem romantischen Bühnenstück, zur Ahnfrau. Der Name Borotin läßt sich unschwer auf Zierotin zurückführen ....

Die Sagen von Altvater, dessen Reich — die Sudeten — dem ganzen Land den Namen gegeben hat, vom Seehirten zu Reihwiesen, von den Gnomen und Geistern, die einst die nun aufgelassenen Goldbergwerke bevölkerten, wurden verschiedene Male gesammelt. Überhaupt wendet Nordmähren viel Fleiß an die Aufzeichnung von Volksliedern und Sagen. Das Verdienst gebührt unter anderem dem vor mehreren Jahren verstorbenen Brünner Musikprofessor Götz, ferner für den um Mähr. Trübau, Zwittau und Landskron gelegenen Schönhengst, dem gleichfalls schon dahingeschiedenen Schuldirektor Czerny, dem zu Ehren anläßlich des ersten Kulturtages (1919) im Trübauer Museum eine schöne Denktafel enthüllt wurde. Wir wollen bei diesem verdienstvollen Mann etwas verweilen. Neben seinem Beruf befaßte er sich mit allem, was zum geliebten Schönhengstgau in Beziehung stand, mit Geologie ebensogut wie mit Pflanzenkunde, mit Sagen und Geschichten nicht minder wie mit dem Studium der Mundarten. Er hat Amtsgenossen und Schüler zu solcher Tätigkeit angehalten, zwei Bände Sagen des Schönhengstgaues herausgegeben und sich als Gründer der Trübauer Museumszeitschrift hervorgetan. Wer ihm im Walde begegnete, wie er mit seinem derben Stock und dem Berghammer, in graues Gewand und weiten Mantel gehüllt, aus einer Felsenspalte hervorkam, der mochte den Alten mit dem langen struppigen Bart, dem verrunzelten Gesicht und dem scharfspähenden Auge selbst für einen Berggeist halten.

Wir können nicht alles belauschen, was in Altvaters Reich zu bedeutsamer Stunde Berg und Burg, Mühle und Weiher, den dunklen Tann und die mondbeschienene Heide durchwallt und durchgeistert. Wir können nicht die

Digitized by Google

geheimnisvollen Taten berichten, die in Schacht und Stollen, wie am drohenden Rabenstein geschehen oder die eine fromme Legende von gesegneten Gnadenorten kündet. Wir wollen nur hinweisen, daß auch die Städte einst viel kostbares Sagengut geborgen haben, als es in ihnen noch verschwiegene Winkel und düstere Tore gab und das moderne Leben noch nicht romantische Traulichkeit erbarmungslos zerstört hatte. Von den Olmützer Sagen, die Willibald Müller vor Jahren zu schöner Einheit zusammengefaßt hat, hebe ich die Geschichte von der Olmützer Kunstuhr und von der Blendung ihres Erbauers hervor. Die nachprüfende Forschung berichtet freilich, daß ähnliche Sagen in allen Städten, die Kunstuhren besaßen, bestehen und daß zumal der angeblich geblendete Schöpfer des Olmützer Werkes, Meister Pohl, später in Breslau wohnte und hier gleichfalls eine weitberühmte Kunstuhr schuf. Über andere sagenumwobene Sehenswürdigkeiten, die die alte Festungsstadt birgt, wolle man in dem Buch nachlesen. —

Vier Stunden Bahnfahrt führen uns zur ersten Hauptstadt Mährens, dem einst gut deutschen Brünn. Man könnte ein Buch schreiben über die Haus- und Ortssagen, die bis vor nicht langer Zeit im Volksmund heimisch waren, zumal als noch nicht ausdruckslose Zinshäuser und langweilige breite Straßen die heimeligen Winkel und Gäßchen verdrängt hatten. Wer das erstemal das Rathaus mit seinem prächtigen spätgotischen Portal und wappengeschmückten Laubengang betrachtet, der lenkt seinen Schritt gewiß auch zu dem hinteren Tor, in dessen Halle von der Decke ein Krokodil hängt, während in einer Ecke ein Wagenrad eingemauert ist. Untier und Rad bilden die Wahrzeichen Brünns. Einst soll ein grimmer Drache die Bewohner von Trautenau bedrängt haben. (Daran erinnert heute noch der Drachenbrunnen auf dem Marktplatze dortselbst.) Als er durch List erschlagen wurde, schenkte ihn später ein Herzog der Stadt Brünn, so erzählt die Sage. Geschichtskundige und Naturforscher stellen den Sachverhalt wesentlich nüchterner dar und meinen, das Tier sei wahrscheinlich in grauer Vorzeit mit einem Hofstaat oder — Wanderzirkus nach Brünn gekommen und hier verendet. — Unsere Vorfahren haben viele Orte mit Drachen und Lindwürmern bevölkert. Fafnir hütet den verderbenbringenden Schatz der Nibelungen; auch in den Schluchten und Forsten unseres Landes haben solche Untiere gehaust. Im Böhmerwalde wird zu Furth im Wald (das freilich schon in Bayern liegt) bis heute ein Drachenstichfest begangen und auch im slavischen Gebiet kommt das Fabeltier vor, wie ein Blick in den Sagenschatz des Erdsturzes Macocha bei Brünn zeigt.

Das zweite Wahrzeichen dieser Stadt, das sonderbare Rad, soll eines Eisgruber Wagners Werk sein, der sich verwettete, er vermöge in einem Tag einen Baum zu fällen, aus dem Holz ein Wagenrad herzustellen und es auf der Heerstraße vor Einbruch der Nacht bis Brünn zu rollen. Tatsächlich habe er bis auf eine Speiche das Rad vollendet. Die Stadt hatte übrigens noch ein drittes Wahrzeichen, einen „Stock im Eisen" nach Wiener Vorbild. Neben der Jakobskirche stand lange Jahre ein uralter Pflock, der eine schmale Gasse für den Wagenverkehr absperrte. In ihn schlugen Handwerker Nägel und zerbrochenes Eisengerät ein. Als die alten Mauern um das Gotteshaus fielen, brachte der Besitzer eines Neubaues den gepanzerten Pfahl in der Nische seines Hauses an, das er dann auch „Stock im Eisen" nannte. Die unschuldige Aufschrift erregte den Grimm der neuen Machthaber, die im Ausland überall vorgeblich geraubtes Gut zurückverlangen und gleichzeitig in der Heimat kostbare Erinnerungszeichen rücksichtslos vernichten.

Das Ausflugsgebiet von Brünn ist die mährische Schweiz oder wie man heute richtiger sagt, der mährische Karst. Wir gelangen hier in vorwiegend slavisches Gebiet, dessen Erschließung und Erforschung allerdings auch die Deutschen besorgten. Der mährische Karst, in dem u. a. Ferdinand von Saar, der langjährige Gast des Altgrafen Salm, viele seiner Geschichten spielen läßt, ist voll schöner Wälder und eigenartiger Felsen. Seine berühmteste Sehenswürdigkeit, die Macocha, ein 166 m tiefer, 100 : 60 m breiter Felsschlund, trägt daher den Namen, daß eine Stiefmutter (Macocha) ihr Söhnlein herabgestürzt hatte und dann von den wütenden Bauern selbst in den Abgrund geworfen wurde. Auch andere schauerliche Sagen umschweben den düsteren Abgrund. Heute hat man jedoch durch die angrenzenden Tropfsteinhöhlen einen Weg bis zu seiner Sohle gebahnt. Nun gehört der Besuch des Felskessels zu den gewöhnlichen Sonntagswanderungen. Menschengeist hat seine Schrecknisse besiegt, freilich damit auch den schwermütigen Zauber endgültig zerstört. Den ersten Besucher der Macocha, als den die Sage einen Brünner Minoritenbruder nennt (1682), hat J. N. Vogl in einem Gedicht voll düsterer Romantik „Der stumme Bruder" verewigt.

Digitized by Google

Der stumme Bruder.

Von Joh. Nep. Vogl.

In der Zelle sitzt der finst're
Lazarus, der weise Bruder,
Unter Bücher, alten Schriften,
Auf die Brust das Haupt gesenkt.
Doch als wie ein Wetterleuchten
Zuckt's ihm plötzlich durch das Antlitz,
Und er ruft mit glüh'ndem Auge:
„Ja, ich muß's, ich muß's ergründen!"

In dem düstern Klostergange
Steht er wieder stumm und einsam,
Steht er mit verschlung'nen Armen,
Wie versenkt in tiefes Träumen,
Aber rasch das Haupt erhebt er,
Murmelt dumpf: „Ich muß's ergründen!"

An der off'nen Klosterpforte
Von des Mondes Licht umflossen
Steht zum drittenmal der Bruder
Wie ein finst'rer Grabentstieg'ner,
Bleich und starr, die scheuen Blicke
Nach dem Gang zurückgewendet,
In der Hand die Messingklinke,
Schmettert dann ins Schloß die Pforte
Und hinaus ins Freie eilend,
Ruft er noch: „Ich muß's ergründen!"

Wandert rasch darauf von hinnen
Auf den nächtig öden Pfaden,
Schreitet weiter ohn' Ermüden,
Schreitet durch die Nacht der Wälder,
Über mondbeglänzte Haiden,
Über Hügel, Brücken, Felsen.
Immer weiter, immer weiter.

Schon erhellt sich's fern im Osten,
Als er endlich Rast sich gönnet,
Denn am schaudervollen Trichter
Eines Abgrunds steht er plötzlich,
Macocha wird der geheißen,
Weil ein Weib, von Haß durchlodert,
Dort das Söhnlein ihres zweiten
Gatten einst hinabgeschleudert.

Glüh'nden Auges starrt der Bruder
Jetzt hinunter von der Zähe,
Starret auf der Felsenklüfte
Wild verworrene Gestaltung,
Auf die öden grauen Höhlen,
Auf die schwarzen Tannenwipfel,
Auf des Schlingkrauts wilde Windung,
Horchet auf die mächt'gen Wasser,
Die da ungesehen brausen.
Ruft mit freudig wilder Stimme:
„Macocha! noch hat es keiner
Je gewagt, mit kühnem Finger
Dir den Schleier abzureißen,
Den du über deine Wunder
So geheimnisvoll gebreitet,
Doch jetzt naht der Eine, dessen
Blick vor deinem größten Schrecken,
Deinen Schaudern nicht erbebet."

Und die langen, langen Leitern,
Wohlgedreht aus starken Fäden,
Knüpft er fest an Strunk und Klippe,
Steigt dann nieder in die Tiefe
Immer weiter, immer weiter.
Manch ein Stein löst aus den Spalten
Neben ihm sich ab und rollet
In den Abgrund — donnerähnlich
Hallt sein Fall erst nach Sekunden,
Aber voll Begierde steiget
Immer weiter, immer weiter
In den Schlund hinab der Kühne.
Und was keiner noch gesehen
Tut sich kund jetzt seinem Auge,
Höhlen gähnen, Schlünde klaffen
Aus den weit gezackten Klippen,
Dunkle Wasser murren, rauschen
Zwischen finstern Felsenbrüchen,
Fische schwimmen bis zum Rande
Schau'n ihn an mit blöden Augen,
Und verschwinden dann im Dunkel.
Eulen schwirren, aus den Rissen
Aufgestört, mit wildem Krächzen
Um sein Haupt, und trägen Falles
Träuft der Traufstein von der Decke.
Noch mit immer glühender'n Blicken,
Und mit immer heiß'rer Gierde
Nach dem neuen größ'ren Wunder
Steigt er an den schwanken Seilen
Immer weiter, immer weiter.

In dem Kloster aber fragen
Bang einander sich die Brüder,
Frägt der Abt besorgter Miene:
„Wo ist Lazarus, der Bruder?"
Keiner weiß von ihm zu sagen,
Keiner hat ihn mehr gesehen,
Seit vom Abendmahl sie schieden,
Aber jeder ahnt ein Böses.
War er ja den schwarzen Künsten
Zugetan stets im Geheimen,
Trotz des Abtes strenger Warnung,
Trotz manch' auferlegter Buße.

Und es schwindet Stund' um Stunde.
Zweimal schon versank die Sonne,
Zweimal schon mit ihrem Schleier
Hüllte düst're Nacht das Kloster,
Ohne daß er rückgekehret.

Horch! — da schallt es, sachte, sachte,
Horch, da pocht's am Klostertore.
In den ungefügen Angeln
Knarrt es bald, dem Gast sich öffnend,
„Lazarus!" der Pförtner kreischet,
„Lazarus!" hallt's durchs Gewölbe,
Und von Zell' zu Zelle läuft es.
„Lazarus?" frägt jede Lippe,
Selbst der Abt enteilt dem Pfühle
Forschend nach dem Langvermißten.

Digitized by Google

Aber mit erblaßtem Antlitz,
Wirres Haar um seinen Scheitel
Wirft sich vor den Abt der Bruder
„Herr, vergebt, so ich gefehlet,
Nimmer konnt ich der Begierde
Heiße Gluten in mir zügeln,
Und als wie mit Geisterhänden
Riß es mich aus diesen Mauern,
Riß mich's in des Abgrunds Tiefen,
Das Geheime dort zu schauen."

„Doch nicht fruchtlos war mein Wagnis,
Denn was in den ew'gen Kammern,
In den bodenlosen Klüften
Jener Höhlen webt und brütet,
Ward vor allen Staubgebornen
Mir allein ein grauses Wissen."

Tief gefurcht die finstern Brauen
Spricht der Abt da zu dem Bruder:
„Weh! Daß du sogar verblendet
Dich noch rühmest deines Frevels;
Sühnen kann die strengste Buße
Nur allein so groß Verschulden."

„D'rum gebiet' ich deiner Zunge,
Kraft des Amts, das ich bekleide,
Stumm zu sein für alle Zeiten,
Daß kein Menschenohr erfahre,
Was geschaut dein Aug' dort unten,
Und so werde nun dein Inn'res
Jener Höhle gleich, und trage
Sein Geheimnis bis zum Grabe."

Und es schwieg des Bruders Zunge
Keiner hat es je vernommen,
Was sein forschend Aug' erschaut.

Wie von Brünn und Olmütz werden auch von anderen Städten des Sudetenlandes Sagen und Geschichten erzählt. Nur zum Teil wurden sie bisher gesammelt. Wie viel Sagen knüpfen sich in das hunderttürmige, geschichtsberühmte Prag, an seinen Namen, seine Gründung, seine Bauten, den Hradschin, die Judenstadt! Man denke an die Gründungssage von Karlsbad, an die Sagen, die in alten Städten Süd- und Westmährens erzählt werden. Es nimmt nicht wunder, daß eine Stadt, die so herrlich gelegen ist und so voll geschichtlicher Denkwürdigkeiten steckt wie Znaim, auch auf Poeten mächtig einwirkt. Von den Dichtern, die hier erzogen wurden, nenne ich nur Sealsfield-Postl, der später in Amerika viele Romane schrieb, die wegen ihrer prächtigen Natur- und Volksschilderungen großen Ruhm erlangten. Ein Jahrzehnt, nachdem der „Dichter beider Hemisphären" in Südmähren geboren worden war, kam im Süden des benachbarten Böhmens ein anderer Gottbegnadeter zur Welt, — Adalbert Stifter. Sein Leben hat freilich stillere Kreise gezogen als das des kühnen, trotzigen Weltwanderers und er malt nicht wie jener die Wunder der Prärie, der tropischen Urwälder und Ströme, sondern schenkt seine Kraft und Liebe der Heimat, die ihm mit ihren unergründlichen Forsten und Bergseen, mit ihren verwitterten Burgen und weißen Kapellen, altertümlichen Städten wie Krumau und Prachatitz und vor allem mit ihrem Sagenschatz viel Reiz und Anregung gibt! —

Unsere Wanderung durch das Sagengebiet von Böhmen führt uns langsam wieder zum Ausgangspunkte zurück. Vollzog sich die Reise auch im Fluge, zeigte sie uns selbst vom Wertvollsten nur Bruchstücke und unvollständige Einzelheiten, so hat sie uns doch belehrt, wieviel urdeutsches Land innerhalb der Grenzen des tschechischen Reiches liegt, so hat sie uns doch mit der reichen Romantik vertraut gemacht, die im Sagenleben des Sudetenreiches Ausdruck findet. Wer sich mit ihr näher befaßt, der wird auch manch fesselnde Beziehung zu den Schriftstellern und dem Schrifttum der Romantik entdecken. Eichendorff hat Prags Studentenromantik besungen und Nordmähren öfter durchwandert. Theodor Körner, in dem auch eine romantische Ader schlägt, hat das Isergebirge besucht, wie noch heute eine Tafel erinnert (wenn sie nicht von den Tschechen zerschlagen wurde) und die Sage von dem in Preußisch-Schlesien liegenden Kynast in klangvolle Reime gebracht. Mit welcher Liebe vertieften sich die deutschböhmischen Dichter Egon Ebert (1801—1882), Moritz Hartmann (1821 bis 1872), Alfred Meißner (1822—1895), Isidor Proschko (1816—1891), Karl Herloßsohn, richtig Herloß (1804—1849) in die Geschichte und Sagenwelt ihrer Heimat! In echt romantischer Wander- und Forscherlust haben sie dabei nicht vor der Sprachgrenze Halt gemacht, sondern auch slavischen Stoffen (Wlasta, Žižka) künstlerische Anmut und Schönheit verliehen. Ja einzelne, wie Graf Thun übersetzten im Vertrauen auf tschechische Gelehrtenehrlichkeit die Königinhofer Handschrift und erschlossen weiteren Kreisen die Kenntnis der bis dahin selbst beim eigenen Volk wenig beachteten Sagenwelt. Ihr Eifer und Glaube fand schlechten Lohn. Denn die Handschrift erwies sich später als Fälschung. Jedenfalls ist der Deutsche als Wegbereiter tschechischer Geistesarbeit anzusehen, sowie er bis in die neueste Zeit das Land kolonisiert und kultiviert hat. Uns mangelt der Raum, hierüber mehreres zu melden.

Die Sagenliteratur gewährt uns auch Einblick in die Werkstatt menschlicher Erkenntnis. Wenn alte Geschichtsfreunde treuherzig Spukgeschichten als heilige Wahrheit verzeichnen und sogar „unwiderleglich" beweisen, wie dies z. B. Frühaufs „Iglauer Chronik" tut, so schätzen spätere Schriftsteller den Wahrheitswert ihrer Stoffe richtiger ein, wagen jedoch noch nicht Deutung und Vergleich. Unter den mit wissenschaftlichem Rüstzeug ausgestatteten und mit männlicher Gründlichkeit verfaßten Werken der letzten Zeit verdient Altrichters Sagenbuch aus der Iglauer Sprachinsel (Schriften des Iglauer Museumsvereins

Digitized by Google

1920) besonderes Lob, weil es nicht nur eine gediegene Einleitung gibt, sondern auch fast auf jeder Seite dem wo h e r, wa n n und wa r u m nachspürt, ohne dabei die frische Volksdichtung zu muffigem Herbarieninhalt zu pressen. Das Werk gibt einen Überblick über die deutsche und zum Teil auch tschechische Sagenliteratur des Sudetenlandes, ja selbst anderer Gebiete. Es nennt Wi e n e r s böhmische Sagen wie Sch ü l l e r s Sagen aus Mähren und Schlesien und gedenkt der landschaftlichen Sagenbücher dieser Gebiete.

Solch forschungsfreudiges Schaffen kann auf sich das Wort anwenden, das Paudler seinen Sagen aus Deutschböhmen voransetzt: „Wer nur mit gewöhnlichen, alltäglichen Augen die Dinge betrachtet, der behauptet sehr weise, daß alles ganz natürlicherweise ewig gleichen Gang gehe. O nein! Die Forscher unserer Tage entreißen der Natur eine Wunderkraft um die andere und lehren die Menschheit sich derselben zum allgemeinen Heile zu bedienen. Wahrlich, der Telegraph, das Telephon — das sind Wunder, wie in keinem Märchen größere oder merkwürdigere erzählt werden können!" Ebenso macht nicht die „nüchterne" Wissenschaft das Leben nüchtern und farblos, sondern verleiht ihm neue Werte, wenn ihre Diener sich als Teil des Volkes fühlen und über dem Rascheln vergilbter Papiere nicht den Herzschlag überhören, der durch Jahrhunderte in unsere Tage herüber klingt und bis in Ewigkeit erklingen wird.

Manche Sagen des Sudetenlandes reichen auf allgemein germanischen und indo-germanischen Ursprung zurück. Die wilde Jagd braust oft in düsteren Nächten bei uns vorbei. Der Rabenstein, bald als Richtstatt, bald (wie in Znaim) als unheimliches Felsenhaupt verstanden, tritt häufig in unseren Gesichtskreis. Wir begegnen weiters Sagen, die einer Burg, einer Mühle eigentümlich sind und Neubildungen darstellen, etwa den Ortsnamen oder eine erdkundliche Merkwürdigkeit zu erklären trachten. Gelehrte Fabulierkunst hat schließlich den heimischen Sagensatz sogar mit Entlehnungen aus dem Geschichtswerke des Titus Livius „bereichert". Oft knüpft die Sage an den Volksbrauch an, wie wir dies bei den Totenbrettern im rauschenden Böhmerwald und in der Iglauer Sprachinsel wahrnehmen. — Die hl. Maria, St. Petrus, der liebe Heiland selbst, sind oft durch unsere Gaue gewandelt und haben Blumen und Tieren den Namen gegeben. Im Gedenken an einen Besuch des hl. Martin in Iglau bäckt man dort bis heute Martinihörndle. Legende und religiöse Sage heftet sich gern an Wallfahrtsorte; in mancher leben Reste des Heidenglaubens fort, die mitunter absichtlich ins christlich-religiöse umgewandelt worden sind. Erfreulich wirkt das starke Rechtsgefühl, das wenigstens in der Sage das Gute belohnt und das Böse straft, wenn es schon auf Erden nicht den verdienten Lohn findet, und mit ganz besonderer Genauigkeit verzeichnet, wenn einmal bereits im Di e s s e i t s die Vergeltung erfolgt. Erfreulich wirkt weiter die kräftige Betonung des Sittlichen, die Liebe, die der Dichter auch dem u n b e s e e l t e n Gottesgeschöpf entgegenbringt. So prägt sich z. B. in der Sage vom Iglauer Rosenmüller, der drei schöne, aber stumme Söhne hatte, weil er in der Jugend frevelnd drei Lerchen die Zungen ausgerissen hatte, der anscheinend ganz moderne Tierschutzgedanke aus.

Die Mongolenkämpfe, die Hussitengreuel, der 30- und der 7jährige Krieg, die Franzosenzeit haben dem Volksgeiste viel Anlaß zum Denken und Dichten gegeben und oft wiederholt sich gleiche Tat nach Jahrhunderten und an weit entfernten Orten in der Sage wie in Wirklichkeit. Am Tage Maria Himmelfahrt des kummervollen Jahres 1645 ließen die Bürger Brünns beim letzten Ansturm der Schweden um 11 Uhr Mittagläuten, weil der feindliche General geschworen hatte, die Belagerung aufzuheben, wenn die Schanzen bis Mittag nicht erstürmt seien. Gleiches wird vom Hussitenangriff auf Olmütz berichtet, der bereits 1432 geschah. Beidemal mischen sich später auch ü b e r n a t ü r l i c h e Bestandteile in die Dichtung. Mährische Wandersagen tauchen in den Alpen, ja selbst längs der holsteinischen Küste wieder auf. Ich habe mich recht gefreut, in einigen Geschichten des Schwaben Wilhelm Hauff lieben Landsleuten zu begegnen. Das ewig junge Motiv „was falsche Liebe tut", das das Volkslied „Die Rosen blühen im Tale" verwertet, klingt deutlich in einer Sage aus Deutsch-Gießhübel auf.

Z e i t - u n d r a u m l o s e M ä r e n, die nirgends und überall, nie und immer geschehen, beschert uns Mü l l e r - Rü d e r s d o r f in seiner herzigen Sammlung Isergebirgischer Volksmärchen „Am Quell der Wunder" (Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur, Stuttgart-Winnenden 1920), die der „Wächter" schon vor einiger Zeit lobend erwähnt hat. Dieses freundliche Büchlein will uns auf einige Stunden in der Ki n d h e i t Reich zurückführen. Wir stoßen weiters auf Sagen, die sich nach J ü n g l i n g s a r t an Geschehnissen und Menschen, Schlachten und Helden begeistern, und sehen schließlich mit Staunen, wie romantische Erfindungsfreudigkeit selbst um Tatsachen des letzten Jahrhunderts ihr buntes Gewebe wirkt. Zahllos sind die Geschichten, die unser Land vom guten Kaiser Joseph, von den Orten, wo er geweilt, und den Menschen, denen er nach Verdienst Huld und Unhuld erwiesen hat, erzählt. Der so gar nicht der Phantastik befreundete Herrscher war wohl der letzte Habsburger, den das Volk mit Spuk und Zauberwerk öfter in Berührung brachte. — Altrichter erzählt von einem Zaubervogel, der noch im Kriegsjahre 1866 einem Bauersmann Mittel gegen die grausame Cholera rät; wenn einst dem Landwirte, der in frevler Habgier die

Digitized by Google

Grenzsteine versetzt hatte, die Grabesruhe versagt blieb, so berichten die Pattersdorfer Inwohner von einem blasenden Ingenieur, der nach dem Tode keine Rast findet, weil er beim Bahnbau oder der Felderabrundung ungerecht vermessen hat. Steckzirkel und Theodolit im Mittelpunkt der Sage! Da spreche einer dem Volke von heute romantische Schaffenskraft ab und behaupte, daß jetzt die Fabulierkunst nur in Schreibstuben gedeihe! — Vielleicht bauen sich diese Sagen auf ältere Vorlagen auf, vielleicht hat man die Ereignisse, an die sie sich ursprünglich knüpften, vergessen, vielleicht hat die neu schaffende Fruchtbarkeit unserer Gestaltungskraft nachgelassen, wie ja auch von der formenfreudigen, buntgestalteten Handwerkszunft nichts geblieben ist, als eine verzopfte Kommunität und schließlich ein nüchterner Zweckverband. Immerhin bleibt bedeutsam, daß das Volk selbst in Geschehnisse, die im hellen Tageslichte der Wahrnehmung und Erinnerung stehen, geheimnisvolle, geisterhafte Züge hineinträgt. Freuen wir uns dessen! Vielleicht wächst uns hier ein Heilkraut gegen die trostlose Verstandestümmelei unserer Zeit und vielleicht zeigt sich auch hier, daß die besten Kräfte unseres Aufstieges im Volke liegen und dort gesucht und geweckt werden müssen. —

Hier ergibt sich zwanglos der Übergang von der Sage zur Anekdote, Historie und Histörchen, an denen sich der Mann nach und während des Tages Arbeit erfrischt, vom Heros zum Schwankhelden, zum gaubekannten Witzbold und Sonderling, der nicht mehr durch dunkle Zaubermacht und unfaßbare Geisterkräfte, sondern durch hellen Verstand und schlagende Urwüchsigkeit die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf sich lenkt und einen Platz im Gedächtnisse der Nachkommen erobert. Ich denke hier nur an den pfiffigen Bauernpfarrer Hockewenzel, dessen Taten der schlesische Volksdichter Heger zu Papier gebracht hat, und an den alten Doktor Klapper zu Hochdittersdorf im Schönhengst, von dessen Derbheit noch heute das Volk erzählt, obgleich es zur Zeit der Hörigkeit geschah, als er, vom neckischen Pfarrherrn zur Robot bestimmt, auf dem Kirchenacker die Halme knapp unter der Ähre mit der medizinischen Schere abschnitt, weil er angeblich mit der Sense nicht umgehen konnte. (Vgl. „Mitteilungen des Trübauer Museumvereines".)

Manche Sage ist trotz ihres Alters frisch und lebendig, mancher Inhalt hat Klarheit und Zusammenhang verloren, aber der Erzähler klebt die Bruchstücke aneinander, just wie er es mit dem Volksliede tut, dessen Sinn durch Verderbung und Auflösung oft zum Unsinn geworden ist. —

Dankbar müssen wir schließlich der mährischen Meistersinger gedenken, die uns in ihren Gesängen manchen alten Sagenstoff sorgsam erhalten haben. —

Neben Sagen, in denen Geister, Quellnymphen, Zwerge und Hauskobolde, gute und böse Zauberer vorkommen, traten schon in früherer Zeit Sagen ohne übernatürliche Mächte und Wirkungen; so die Gründungssage von Iglau (im Anschluß an den Stadtnamen aufgekommen. Iglau = Stadt der Igel); wenn man das Wort Sage sehr weit faßt, muß man selbst gewisse Geschichten, die von den kühnen Taten und wunderbaren Schicksalen gewisser Sträflinge der alten Brünner Zwingfeste Spielberg erzählt werden, erwähnen. — Mancher Geist wie Altvater, Rübezahl, steht im Mittelpunkt eines ganzen Sagenkreises. Ebenso hat auch die Sage ihre Lieblingsorte (Schreckenstein) und -Flüsse (Elbe). Gleich wie der Efeu um die wettergraue Burgzinne rankt, deren Trümmer im Abendsonnenschein erglänzen, schlingt die Sage um geschichtliche Gestalten (wie Wallenstein) oder Ereignisse (Tartareneinbruch, Hussitenkriege, Belagerungen) ihr verhüllendes Blattgewirr. Die Sagenwelt des Sudetenlandes kennt nicht vorwiegend Trauer oder Freude, sondern bringt in bunter Folge ernste, heitere, derbe und zart empfundene Bilder. —

Daß in unserem Aufsatze tschechische Sagenkunst fast unberücksichtigt blieb, läßt sich aus seiner Geschichte erklären. Obige Zeilen sind Bruchstücke eines Vortrages, den ich im Maienmonat vor der Grazer Sudetengemeinde, dem wackeren Hilfsverein für die Sudetenländer, gehalten habe. Aus der Aufnahme konnte ich mit Freude feststellen, daß auch unserer Zeit der Sinn für Romantik und Volkskunst nicht abgestorben ist und daß gerade die Sage ein goldschimmerndes Band zwischen Landsleuten in der Fremde und zwischen ihnen und der Heimat webt. Aus diesem Empfinden will ich zum Schluß die Worte setzen, mit denen mein Vortrag geendet hat:

An einem herrlichen Sommermorgen, wie sie Eichendorff oft geschildert hat, steigen wir durch den grünen Tann zum Altvater empor. —

Mittagsstille! Schwer segnet die Sonne die schimmernde Heide, Einsamkeit ruht auf dem Gipfel. Am Waldsaum dort, tanzt nicht der Tageself? Nein, grell nur zittert die leuchtende Luft! — Hinter dem Felsen, tönt nicht des Berggeistes Wort? Nein, nur der Wind wirft sein wild-jauchzendes Lied ins Rauschen und Raunen der Föhren. —

Halbvergessene holde Bilder steigen vor dir auf. In seltsam süßen Gedanken versunken, trittst du den Rückweg an. Als du von ungefähr aufblickst, hast du den Pfad verloren. Wahrscheinlich läßt es dich eine Irrwurzel entgelten, daß dein Fuß sie unversehens gestreift.

Ein Mann kommt dir entgegen. Mürrisch sieht er zwar aus und roh, und aber doch wagst du die Frage nach dem Weg. Ein barsches „nerozumim" (ich verstehe nicht) ist seine Antwort, sein Blick streift dich verachtungsvoll und weiter setzt der Fremde seinen Fuß, ohne deinem Gruß zu danken. — Mit einem Schlag ist Romantik und Sagenwelt entschwunden und rauh umfängt dich wieder die graue Gegenwart.

Digitized by Google

Kopf hoch, Brüder, und laßt das Zagen sein! Ob das Geschick uns gleich in alle Winde verweht, wir wollen in der neuen auch der alten Heimat die Treue wahren, dein Mutterboden ist auch der unsrige, dein Schmerz schneidet auch in unsere Seele. Und will es Gott, erleben wir den Tag, wo den unerlösten Brüdern ihr Recht wird, wo Rübezahl und Altvater wieder in deutschen Gauen herrschen.

Emil Soffé

Der Begründer des Brünner „Eichendorff-Bundes", der Vorkämpfer aller deutschen Dichter, Schriftsteller und Journalisten aus Mähren, der persönliche Freund Alfred Meißners und des Ästhetikers Joseph Bayer, Roseggers, Martin Greifs, Saars und der Ebner-Eschenbach, um nur einige der ihm nahegestandenen Vertreter der Literatur zu nennen, der hervorragende Kritiker und Essayist, der Herold alles Schönen in seiner Heimat und nicht zuletzt der grundgütige hochverdiente Schulmann Emil Soffé feiert am 4. Oktober 1921 seinen 70. Geburtstag.

Vor zehn Jahren widmeten ihm Bernhard Münz in der Zeitschrift des mährischen Landesmuseums" (XII. Bd. 1. Heft) und Karl Vallazza in den „Wiener Mitteilungen" (1911, Nr. 12) Festartikel, die sein Lebenswerk bis zu diesem Zeitabschnitt umreißen. Soffé hatte als Jüngling und junger Mann schwer mit dem Leben zu kämpfen, allein er rang sich, darin ein Vorbild für viele, allen Hindernissen zum Trotz, zu dem ersehnten Ziel empor. Anfangs für den Kaufmannsberuf bestimmt, war er u. a. auch 4¼ Jahre in der Maschinenfabrik des Schotten Thomas Bracegirdle, der späteren ersten Brünner Maschinenfabrik-Aktiengesellschaft angestellt. Damals hatte er einmal das Mißgeschick, in die Primanote anstatt eines Buchsatzes zwei Verse aus Shakespeare einzutragen. In Wien machte er, 22jährig, als Bankbeamter den Schwarzen Freitag von 1873 (Börsenkrach) mit. Er hatte auch Neigung zum Theater und schwankte eine Zeitlang, ob er nicht Schauspieler, und zwar Charakterspieler werden solle. Er versuchte sich mit Glück auch als Rezitator. Da er jedoch in allen diesen Berufen keine Befriedigung fand, begann er im Alter von 25 Jahren sich auf die Reifeprüfung des Gymnasiums vorzubereiten. 1879 bezog er die Wiener Universität, seit 1884 wirkte er an der deutschen Oberrealschule in Brünn, zuletzt als Professor und Schulrat. Größere Studienreisen, besonders nach England, führten ihn fast alljährlich in die Ferne.

Soffé ist der bedeutendste mährische Literarhistoriker der älteren Generation. Wohl bestieg er in seiner Jugendzeit wiederholt den Pegasus und betätigte sich als Lyriker namentlich in Gelegenheitsdichtungen, als Erzähler in den trefflichen Novellen „Samson" und „Der Dorfmagister", als Dramatiker in dem Lustspiel „Der Intrigant" nicht ohne Erfolg, weshalb sein späterer gänzlicher Verzicht auf Bühne und Belletristik lebhaft zu bedauern ist. Aber im Essay erwarb er sich bleibenden Lorbeer. Im Essay errang er eine Stufe, die ihn mit einem Karl Hillebrand nahezu gleichstellt. Wieso er gerade zu diesem Zweige des Schrifttums gedrängt wurde, das entnehmen wir den Zeilen, die in dem Band „Vermischte Schriften" (1909) dem Andenken Alfred Meißners gewidmet sind.

Soffés Bekanntschaft mit Meißner datierte seit dem Frühjahr 1875, doch erst im Februar 1880 lernte er den Dichter des „Ziska" persönlich kennen. In dieser Zwischenzeit tauschten die beiden zahlreiche Briefe aus, die zum Teil von literar-historischem Werte sind, wie auszugsweise Proben in dem besagten Artikel deutlich genug beweisen. In einem dieser Briefe vom 10. Mai 1878 schreibt nämlich Meißner an Soffé, dessen Jugendwerke er bereits kennt: „Es gibt soviel, was ich ins Auge gefaßt, aber nicht ausführen konnte, ich würde Sie dazu führen. Sie haben unleugbar Talent zum kritischen und literarischen Essay." Und weiter bekennt Soffé selbst: „Meißner drängte mich zum Essay und ich habe seinen Rat befolgt." Und in einem der letzten Briefe Meißners an ihn finden wir die Stelle: „Ich kenne Sie ja von der Zeit her, als Sie Ihre ersten Schritte taten, auf dem schweren Boden der deutschen Prosa gehen lernten. Nun freue ich mich Ihrer Reife, Ihrer Sicherheit."

Solche Worte mußten natürlich Soffé bestärken, den einmal betretenen Pfad weiter zu beschreiten. Mit der ganzen Glut seines für alles Hohe und Edle flammenden Herzens, mit dem Ernste, wie er nur deutschen Forschern eigen ist, ausgestattet mit reichem Wissen und Können, trat er an die Lösung seiner Aufgabe heran. Alle Gebiete zogen ihn gleich stark an, die Musik, die Dichtkunst und die Malerei und dies in allen Kulturepochen und in allen Kulturländern. Interessant ist es, ihm auf seinen mannigfach verschlungenen Pfaden bei seinen kritisch-ästhetischen Untersuchungen zu folgen. Immer weiß er ein Kunstgebiet auf das andere zu beziehen, immer findet er die verknüpfenden Fäden heraus, die aus einem Kunstbereich ins andere naturgemäß hinüberleiten, so namentlich die Brücken, die sich zwischen Dichtkunst und Malerei ergeben. Daß er seinem Beruf als Anglist getreu, namentlich der Durchforschung englischer Kulturepochen seit jeher ein ganz besonderes Augenmerk zuwandte, darf uns nicht wundernehmen; dieser Tätigkeit verdanken wir

Digitized by Google

Exlibris von Rudolf Schiestl
(Professor an der Kunstgewerbeschule Nürnberg)

Digitized by Google

Digitized by Google

eine Anzahl wertvoller Artikel, die wir in keiner Kultur- oder Kunstgeschichte so ausführlich behandelt finden. Sein tiefes Eindringen in alt- und neuenglische Kunstepochen erleichterte ihm wesentlich der Umstand, daß ihm vor allem jederzeit verläßliche Quellenwerke zu Gebote standen und er bei seinem Londoner Aufenthalte mit einigen führenden Geistern Englands Fühlung nahm, mit denen ihn dann ein reger Briefwechsel verknüpfte, so mit Max Müller (Professor an der Universität in Oxford), Furnivall und Eugen Oswald, beide Hochschullehrer in London. Von hochbedeutsamem Interesse sind beispielsweise jene beiden Artikel, die einen tiefen Blick in das Hofleben Englands zur Zeit der Tudors und später nach dem Tode des ebenso gefürchteten wie mächtigen Lordprotektors Oliver Cromwell am Hofe des mit Hilfe der Militärgewalt unter General Monk wieder auf den Thron erhobenen Stuarts Karl II. gestatten. Beide Aufsätze sind getreue Spiegelbilder der damaligen Zustände mit besonderer Berücksichtigung herrschender Volkssitten und Gebräuche, berichten aber auch in anregender Weise über die Kunstpflege jener Tage, namentlich über das allmähliche Eindringen der Renaissance in das vom starrsten kunstscheuen Puritanismus in Fesseln gehaltene Land.

Neben diesen mit der englischen Literatur vertrauten Kapiteln finden wir in den fünf Essay-Bänden (außer den „Vermischten Schriften", „Bühne und Gesellschaft" 1918, „Mosait" 1912, „Aus meiner Studienmappe" 1906 und „Bunte Blätter" 1899, alle bei Irrgang in Brünn erschienen) in reicher Anzahl auch solche, die dem tiefen Studium der deutschen Literatur ihr Entstehen verdanken. Sind einige dieser Aufsätze kritisch-ästhetischen Untersuchungen von Goethes und Schillers Jugendwerken gewidmet, so beleuchten andere wieder in meisterhafter Weise jene die Glanzperiode dieser Dichterfürsten begleitende volkstümliche Dichtungsgattung als deren bedeutendste Vertreter Vulpius, der Schwager des großen Olympiers, Spieß und Cramer zu nennen sind. Gerade dieses Kapitel ist eines der interessantesten. Psychologisch wird nachgewiesen, daß für die späteren literarischen Verirrungen Vulpius' schon in seiner tieftraurigen unvernünftigen Erziehung in frühester Jugend der Grund zu suchen ist, der ihn bei seiner wüsten und ausschweifenden Phantasie verleitete, jene Schauder- und Räuberromane zu schreiben, deren bekanntester „Rinaldo Rinaldini" wurde. Soffé weist eben darin nach, daß jede Blüteperiode der Literatur noch von einer gleichzeitig einherschreitenden Verfallsdichtung begleitet war, die den rohen Sinnen der Menge Rechnung trug. Wie sehr erinnert uns dieser Essay an zeitgemäße Erscheinungen! Wird nicht immer und überall in allen ernsten Blättern und Organen auch heute gegen jene allen Kunstgesetzen hohnsprechende, das sittliche Empfinden sowie jedes Kunstgefühl verletzende Schundliteratur Front gemacht! In einem weiteren Abschnitt wieder wird der in Vergessenheit geratene Raupach, der Schöpfer des „Müller und sein Kind", gegen ungerechtfertigte Angriffe in Schutz genommen und nachgewiesen, welch wahrhaft dramatische Kraft bei aller Berücksichtigung des Volkstümlichen doch in dem Stücke steckt. Von besonderem Interesse sind die Meinungen und Aussagen über den Wert des Stückes von Männern wie Heine, Laube, Anzengruber, Rosegger, Anton Bettelheim, Martin Greif u. a., die Soffé anführt und denen er endlich Joseph Lewinskys wohlmeinendes Urteil anschließt, der in einem Briefe offen bekennt: „Ich würde den alten Müller mit größtem Vergnügen wieder spielen." Viele Fäden führen auch nach Mähren. So wird in dem „Ein Grillparzer-Mythus in Mähren" überschriebenen Aufsatz nachzuweisen versucht, daß Österreichs bedeutendster Dramatiker anläßlich seines Aufenthalts in Mähren als Erzieher der Kinder des Sohnes des Grafen Joseph von Seillern Stoff und Anregung zur Abfassung seines Erstlingswerkes (Die Ahnfrau) eben hierzulande erhielt, während ein anderer dem persönlichen Verkehr Soffés mit Ferd. v. Saar gilt, der bekanntlich viele Jahre hindurch im Schlosse Reitz den Sommer zu verbringen pflegte. Ein dritter Essay aus dieser Gruppe führt uns in das Raigerner Stift und macht uns mit dem kunstsinnigen Benediktiner Paulus Harlacher bekannt, dessen Sammeleifer wir ein eigenartiges Liederbuch verdanken. Doch damit erscheinen nur einige wenige seiner Aufsätze in ihrem Inhalt angedeutet.

Außer seinen Lehrern Erich Schmidt und Jakob Schipper, sowie Joseph Bayer, dem ästhetischen Schriftsteller, übten vor allem Macaulay und Hermann Hettner auf Soffé den größten Einfluß aus. Man merkt die englische Schule auf Schritt und Tritt. Seine Aufsätze bieten nicht bloß dem Forscher Belehrung, sondern auch dem gebildeten Laien reichen Genuß.

Besonderes Studium widmete Soffé dem englischen Schauspiel und Theater zur Zeit Elisabeths. Eine umfangreiche Untersuchung der Shakespeare-Bacon-Frage harrt noch des Druckes.

Dem verkannten heimischen Dichter Ludwig Goldhann widmete Soffé (1896) eine eigene Schrift; dessen Vollendung von Hebbels „Demetrius" gab er 1917 heraus.

Den in Mähren geborenen Schweizer Dichter J. V. Widmann behandelte Soffé in einer kleinen, aber vielsagenden Abhandlung (1917), während die erste große Biographie des gefeierten Sealsfield (Karl Postl) demnächst in Buchform erscheinen soll.

Soffés „Lehrbuch der englischen Sprache" (mit M. Brecher 1890) fand in der Schule Eingang, sein Schiller-Vortrag, anläßlich der Säkularfeier 1905 im Auftrage der Schiller-Stiftung, Zweigverein Brünn, abgefaßt, wurde an die studierende Jugend Mährens in 4000 Stücken verteilt.

Digitized by Google

Dem mährischen Historiker Peter Ritter von Chumecky hielt Soffé (1903) einen warmen literarischen Nachruf, der das Bild des mit Brünns Entwicklung unlösbar verknüpften Patrioten für künftige Geschlechter festhält. Ebenso ist er an der neuen „Biographie der Deutschen in Mähren", einem Ergänzungswerk zur „Allgemeinen Deutschen Biographie", als Mitarbeiter beteiligt.

Soffés reiches Lebenswerk erschöpfend zu behandeln, mag dereinst dieser vorbehalten bleiben. Heute jedoch wünschen wir, er selbst möge noch manche reife Ernte in seiner Scheune bergen, zunächst seine Lebenserinnerungen und den Briefwechsel mit bekannten Zeitgenossen.

Aus der glücklichen Ehe mit Hedwig Offermann entsproß eine Tochter Elisabeth, die literarisch und in der Schule tätig unserer Gemeinde längst schon bekannt ist.

Soffés Jugendfrische ist beneidenswert. Obwohl auch im Ruhestand mit zahlreichen Ämtern überbürdet, seit Jahren Zensurbeirat, Redakteur der „Zeitschrift des Mährischen Landesmuseums", Präsident des „Deutschen Journalisten- und Schriftstellervereins für Mähren und Schlesien" usw., fand er noch Lust und Muße, sich am Brünner „Deutschen Sprachverein", sowie am Brünner „Eichendorff-Bund" und am „Mähr. Geschichtsverein", deren Ehrenmitglied er ist, in leitender Stellung zu beteiligen.

Noch ist es nicht an der Zeit, dem ausgezeichneten aufrechten Manne, dessen fast zierliche Gestalt von einem ebenso geschmeidigen und dabei universalen Geist beseelt wird, ein Denkmal zu setzen. Noch weilt er in lebhafter körperlicher Frische und schaffensfreudig mitten unter uns.

So mag es noch lange bleiben! Und wenn wieder ein Jahrzehnt verflossen ist und wir den 80. Geburtstag Soffés zu feiern uns anschicken, dann wird hoffentlich ein glücklicheres deutsches Volk unserem Glückwunsch seinen Beifall spenden. Unter den kulturellen Führern des Grenzland-Deutschtums, dem wir alle in Nord und Süd, West und Ost mehr denn je unsere Aufmerksamkeit, Liebe und Unterstützung zuzuwenden verpflichtet und gewillt sind, steht Emil Soffé mit an erster Stelle.

August Potuczek

Der Meister, dessen Blätter dieses Heft schmücken, ist ein Brünner Kind. Geboren am 15. August 1882 in der mährischen Landeshauptstadt, die damals ihrem äußern Gepräge nach rein deutsch war, zeigte er schon als Knabe Begabung für Stift und Pinsel. In ruhigen, aber sehr bescheidenen Verhältnissen aufwachsend, erhielt er die übliche Schulbildung. Dann kam er in eine lithographische Werkstätte seiner Vaterstadt, wo er seine handwerksmäßigen Lehrjahre abschloß. Allein sein heißer Drang nach Vervollkommnung und bildender Kunst führte ihn bald nach Wien an die Akademie. Nach einem gründlichen Vorbereitungsjahr öffnete ihm diese als vollgültigen Schüler ihre Pforten. Und nun ging es unter mannigfachen Entbehrungen und Kämpfen vorwärts und aufwärts. Als er nach einem fünfjährigen Studium mit seinem Diplom in der Tasche die Kaiserstadt an der Donau verließ, um sich München, Dalmatien und Italien anzusehen, Blick und Streben zu weiten, ahnte er nicht, wie weit entfernt er noch vom Ziele war. Immer wieder riß ihn Frau Sorge zum Alltag in das wenig mäzenatenhafte Mähren zurück. Als Bildnismaler mußte der zum Landschafter und Graphiker Geborene seinem Dasein und seiner Kunst Bahn brechen.

Das Schicksal belohnte ihn mit einer reichbegabten Gattin. Da zerstörte der Krieg, der auch ihn zu den Fahnen rief, die junge Saat seiner Hoffnungen. Erst nach dem Zusammenbruch konnte er, heimgekehrt, wieder von vorn beginnen.

Potuczeks Kunst ist so fein und seelenvoll, daß man sie schwer in Worte pressen kann. Überhaupt steht der kaum Vierzigjährige, der nach Überwindung gewaltiger Hindernisse, spät sich selber fand, eigentlich erst am Anfang seines Schaffens. Seine wahrhaft ursprüngliche kindliche Natur läßt ihn lange jung bleiben. Das Zarte und Duftige liegt ihm mehr als das Spröde und Harte. Daher wirkt er unübertroffen, wenn er die weiche verträumte mährische Heimat voll slawischer Schwermut und echt deutscher Gemütinnigkeit auf Papier oder Leinwand festhält. Zwei bezeichnende Proben bietet das vorliegende Heft.

Hervorragend befähigt erscheint Potuczek für graphische Kleinkunst. Zwar bedeuten seine Exlibris zunächst bloß Versuche auf diesem Gebiet. Aber schon das Buchzeichen des weltberühmten amerikanischen Brückenbauers Dr. ing. Gustav Lindenthal, eines geborenen Brünners, des Erbauers der Hell gate bridge in Neuyork, zeigt den kühnen Schwung seiner Phantasie und die peinliche Sorgfalt seiner Hand.

Den Herbst 1921 verbrachte Potuczek an der Donau und im Salzkammergut, neue Kraft und neue Bilder aus der deutschen Scholle schöpfend, um sie daheim in der Vaterstadt (Brünn in der Tschechoslowakei, Steingasse 21) weiterzuverarbeiten. Möge sein sonniges Herdglück und die Teilnahme weiterer Kreise auch außerhalb seiner Heimat die Früchte, die in seiner Seele schlummern, zum Reifen bringen!

Digitized by Google

Digitized by Google

Edward von Steinle — Loreley

Digitized by Google

Der Wächter

Monatsschrift für alle Zweige der Kultur

in Verbindung mit dem Eichendorff-Bund

Begründet und herausgegeben von Wilhelm Kosch

4ter Jahrgang / 1921 / November-Heft / München

An den Rhein

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie, wie gier'ge Raben,
Sich heiser danach schrein.

So lang er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang ein Ruder schallend
In seine Woge schlägt.

So lang in seinem Strome
Noch fest die Felsen stehn,
So lang sich hohe Dome
In seinem Spiegel sehn.

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Bis seine Flut begraben
Des letzten Mann's Gebein.

Nikolaus Becker (1841).

Digitized by Google

Die Alexislegende / Von Leo Weismantel

Es lebte einst zu Venedig ein reicher Kaufherr, der hatte einen Sohn, welcher Alexis hieß. Als Alexis herangewachsen war, wollten seine Eltern ihn vermählen und führten ihm als Braut eine Jungfrau von wundersamer Schönheit und hoher Tugend zu. Am Abend des Hochzeitstages, als alle Gäste weggegangen waren und Alexis allein bei seinem jungen Weibe saß, da nahm die Jungfrau ihren kostbaren Gürtel, den sie an diesem Tage getragen hatte, von den Lenden und reichte ihn, so wie es damals Sitte war, Alexis zum Zeichen, daß sie ihn als Herrn anerkenne und daß sie wie eine Sklavin ihm und allen seinen Wünschen eine gehorsame Magd sein wolle. Alexis nahm den Gürtel aus ihrer Hand und sagte: „Mein liebes Weib, gern nehme ich den Gürtel aus deiner Hand als ein Pfand der Treue, die du mir halten sollst, während ich nun fern von dir bin, denn ich muß noch diese Nacht eine große Reise antreten." Über diese Rede war die Jungfrau sehr erstaunt und verwundert, denn sie hatte bis zur Stunde nichts vom Plan einer solchen Reise gehört und sie bat ihren Gemahl, wenigstens doch bis zum nächsten Morgen zu bleiben.

Alexis aber nahm Abschied von der traurig Sinnenden und verließ sein Weib, seine Eltern und seine Vaterstadt in aller Heimlichkeit dieser Hochzeitsnacht.

Als Alexis die Mauern von Venedig hinter sich hatte und er draußen auf der freien Heide war und die Sterne über ihm standen, sank er auf die Knie nieder und betete: „Mein Herr und Gott, meine Eltern haben mir eine Jungfrau zum Weibe gegeben, die schön an Leib und Seele ist und die ich von Herzen liebe. Und die ganze Welt mit all ihrem Glanz und Reichtum und Glück hat sich am heutigen Tage vor mir aufgetan wie das Tor eines Palastes und es liegt ganz nur in der Entscheidung meines Willens, ob ich eintrete oder nicht. Mein Herz aber ist erfüllt von Sehnsucht einzutreten in den Tempel Deines Himmels, nicht aber in den Palast der Erde. Und meine Seele verlangt nach den Umarmungen des heiligen Geistes, nicht nach jenen meiner schönen Braut. So habe ich bei mir beschlossen, der Welt und all ihrer Güter zu entsagen und wie ein Bettler unerkannt in der Ferne zu leben, damit Du, o Gott, mir in Gnade die Pforte des Himmels öffnen mögest. Gib mir, o Du mein gnädiger Herr und Meister Jesus Christus, der Du selbst als Verbannter gelebt hast mitten unter den Brüdern und Schwestern der Erde, ein Zeichen, daß Du meinen Entschluß segnest, und daß mein Werk der Entsagung vor Deinem Angesicht voll Wohlgefallen sei."

Und als Alexis so gebetet hatte, machte er sich wieder auf die Wanderschaft. Es ergriff ihn aber die Angst, seine Flucht könne zu bald entdeckt werden und seine Eltern schickten ihm Späher nach, die ihn zurückholen sollten. Da sah Alexis in der Morgendämmerung einen Bettler auf sich zukommen und ihn um ein Almosen bitten. Da tauschte Alexis mit dem Bettler sein kostbares Gewand, kleidete sich selbst in die elenden zerrissenen Fetzen und zog dann sorglos und voll heiliger Freude seines Weges, denn die Begegnung mit dem Bettler war ihm wie ein Zeichen des Himmels dafür erschienen, daß sein Opfer Gott angenehm sei.

Wochen und Monate wanderte Alexis und kam schließlich nach Odessa, einer Handels- und Hafenstadt am schwarzen Meere. Hier lebte er in der Vorhalle einer großen Kirche kärglich von dem Almosen der Reichen, ging tagsüber durch den Markt, der vor der Kirche aufgeschlagen war, und wo Alexis die Händler und Feilscher kaufen und zanken und fluchen hörte, trat er hinzu und ermahnte sie im Namen des Herrn Jesus Christus Brüder zu sein unter Brüdern und Schwestern unter Schwestern. Nachts aber lag er auf den Treppenstufen des Gotteshauses.

Digitized by Google

Es geschah aber, daß Schiffe aus Venedig, ja Knechte und Abgesandte aus des Alexis eigenem Vaterhause nach Odessa kamen und so hörte Alexis von jenen, die suchend seinen Namen riefen, und Belohnungen ausboten, ihn aber in seinem Bettelkleide nicht erkannten, von der Treue und dem Jammer seines Weibes, das sich schon fast blind geweint um ihn, und von dem Gram seiner alten vom Greisenalter schwer bedrückten Eltern. Und die Knechte fragten ihn oft: „Hast Du Alexis nicht gesehen? Du bist doch als Bettler in der Welt herumgekommen; wir merken's an dem Tonfall Deiner Stimme, bist Du nie Alexis begegnet? Es wird Dir reichlich gelohnt, wenn Du Kunde von Alexis bringst!"

Da sagte Alexis: „Was fragt Ihr mich? Betet zu Gott! — und wenn er es will, dann kann er es gewiß erwirken, daß Alexis wieder in sein Vaterhaus zurückkehrt." Dann aber ging Alexis weg an einen verlassenen einsamen Ort und weinte bitterlich, daß er seinem lieben Weib und seinen Eltern solchen Gram bereiten müsse. Dann schämte er sich wieder seiner Zaghaftigkeit und schwörte und pries um so mehr Gottes Herrlichkeit in Wort und Tat.

An einem Festtage geschah es nun, daß während des Hochamtes, das der Bischof von Odessa im Dome las, eine Stimme vom Himmel gehört wurde, die da sprach: „Es ist ein Heiliger in dieser Eurer Stadt; seht, er ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe. Ich aber will ihn von Euch nehmen, denn Ihr habt ihn nicht geehrt, ihn, der mein Heiliger ist."

Und dreimal wurde diese Stimme gehört.

Alles Volk aber, das diese Stimme vernahm, glaubte, daß Alexis es sei, für den Gott vor aller Welt Zeugnis ablege, und machten sich auf mit Fahnen und sangen Litaneien und der Bischof zog an ihrer Spitze und sie suchten Alexis. Alexis aber hatte sich versteckt und in der Nachtzeit gelang es ihm zu entfliehen.

Und als er wieder auf der freien Ebene war, weit draußen vor den Mauern von Odessa, und die Sterne über ihm standen, da sank er weinend und klagend in die Knie und betete: „O Du mein Herr und Gott, was hast Du mich Armen gestraft mit dem Hochmut meines Herzens. Habe ich mich in meinen Träumen für einen Heiligen vor Dir gehalten, so habe ich es nie mit Willen und Wissen getan, o Herr; ich will stets beten: O Herr, sei mir armem Sünder gnädig." Und vor Erschöpfung und Jammer, weil er sich von Gott verworfen glaubte, schlief er ein. Im Traum aber kam Gott zu ihm und sprach: „Mache Dich auf und kehre heim in Dein Vaterhaus. Nicht wer die Welt fliehet, siegt über sie, — Du sollst in dem Vaterhaus wohnen und leben, doch wie ein Bettler und unerkannt auch, nicht wie ein Sohn und Herr."

Nach diesem Traum erwachte Alexis wie von göttlicher Speise und überirdischem Trank gestärkt. Es war gegen Morgen, er stand alsogleich auf und machte sich auf den Weg nach seiner Vaterstadt, denn er wußte, daß Gott ihn nicht verworfen, sondern nur neue schwere Prüfung auf seine Schultern gelegt habe. Und er kam wieder nach Venedig und in sein Vaterhaus und lebte dort als ein Bettler, dem die Diener Barmherzigkeit widerfahren ließen, daß er die Brosamen essen durfte, die vom Tische fielen, und daß sie ihn des nachts in einem Winkel unter der Stiege schlafen ließen.

Da kam nun jeden Tag sein Vater und seine Mutter vorüber, oft blieben sie neben der Stiege stehen und seufzten, Luft schöpfend, weil ihnen der Atem genommen schien.

„Wo mag Alexis sein?" fragte dann die Mutter.

„Er ist längst schon tot". — sagte der Vater; „meine Häscher waren in allen Städten der Welt, sie hätten ihn finden müssen, — vielleicht, daß ein wildes Tier ihn zerrissen oder ein Abgrund ihn verschlungen oder ein gefräßiges Meer ihn hinabgewürgt hat."

„Langsam Väterchen, langsam, mir fällt das Atmen schwer und nur Luft und nur immer leere Luft sauge ich in meine Lungen."

Digitized by Google

„Ja, Mütterchen, könntest Du statt der Luft die Kunde einsaugen, von Alexis' Heimkehr, — das machte Deinen Leib sicher gesunden und jung und Du sprängst wie ein Zicklein über die Hügel."

Und sie gingen vorüber.

„Gib dem Bettler etwas, Väterchen, dem Bettler dort unter der Stiege, daß Gott Alexis ein Gleiches widerfahren läßt, wenn er in der Ferne leben sollte und im Elend."

Und Alexis nahm dann die Gabe aus der Hand seines Vaters und dankte mit zitternder Stimme, — beißende Tränen fielen auf die Hand des Vaters, daß sie zuckte.

„Wie ungestüm ist der Dank dieses Bettlers?" und vor den forschenden Blicken kroch Alexis tiefer in den Schatten der Stiege.

Da kam jeden Tag sein Weib vorüber, ungegürtet floß ihr Kleid an ihren Gliedern nieder, sie tastete mit den Händen ihren Weg voran, denn sie war beinahe blind geworden von übervielem Weinen. Und auch sie blieb stehen, so sie an Alexis vorüber kam, der unter der Stiege lag.

„O Alexis", sagte sie, „das Licht meiner Augen erlischt, ich habe Angst, so qualvolle Angst. Komme Alexis, komme, ich weiß, daß Du lebst, komme und bringe mir das Licht wieder, daß ich Dein Angesicht wieder sehe und das Angesicht von Vater und Mutter, und daß ich den Garten wieder erkenne und die blauen Berge. Ich weiß, Alexis, daß die Stimme meiner Sehnsucht bis zu Dir dringt, wie sehr Du Dich verbirgst, — warum kommst Du nicht? Du hörst mein Jammern und Klagen, was erbarmst Du Dich eines Hündleins und was gehst Du einer Spinne aus dem Weg, und trittst sie nicht, was erbarmst Du Dich Deines Weibes nicht die vielen vielen Jahre?"

Und täglich auch fragte sie den Bettler hintretend an die Stiege:

„Solltest Du auf all Deinen Bettlerfahrten nicht ein einzigmal Alexis begegnet sein? Er war wie eine Tanne voll Tiefe der Farben und der Unergründlichkeit der Augen. Trug er einen Gürtel um seinen Leib, — einen Gürtel, von zartem weißen, seidenglänzenden Leder, wie die Bräute ihn tragen, das Schloß des Gürtels war eine Taube aus Diamanten und zwei Rubinen waren die Augen der Taube. Sahst Du Alexis nie?"

„Herrin —" Heimlich griff Alexis nach dem Gürtel, den er unter den zerlumpten Kleidern trug und preßte ihn fester an das Herz, das wie ein gezäumtes wildes Pferd aufstieg, — aber er hielt es fest am Zügel.

Das Weib lachte auf.

„Herrin, so Gott es will, wird er es gewiß vermögen, Euch Eurem Gatten wieder zu schenken."

Da lachte sie dreimal, als wanke aller Glaube von Gott in ihr, daß Alexis erschrak, und sie ging vorüber.

Alexis aber warf sich auf das Stroh und biß sich in die Hände, die den Gürtel gehalten hatten wie den Zaum eines wilden, steigenden Pferdes.

Es war, daß das siebente Jahr sich der Vollendung neigte, da Alexis von seinen Eltern und seinem Weibe unerkannt, im Vaterhause als Bettler zugebracht hatte; da wurde im Dome zu Venedig während des Hochamtes, welches der Bischof las, eine Stimme vom Himmel gehört, die rief: „Es ist ein Heiliger in dieser Stadt, was ehret Ihr den Heiligen Eures Gottes nicht?"

Alexis, der im Dome zugegen war, erschrak und floh aus dem Dome; er fürchtete sich vor dem, was Gott, ihn noch mehr zu prüfen, mit ihm beschlossen hatte; er warf sich auf sein armseliges Lager unter der Stiege und flehte Gott um Gnade an wider den Hochmut der Herzen. Wieder aber kam im Traum Trost zu ihm von Gott und Gott sprach zu ihm: „Setze dich hin und schreibe auf eine Schriftrolle dein Lebens-

Digitized by Google

schicksal; ich will dich zu mir nehmen; aber deine Schriftrolle soll dein Weib und deine Eltern belohnen für all die Mühsalen und Qualen, die du ihnen, um treu in meinem Dienste zu verharren, hast zufügen müssen."

Und Alexis tat wie ihm geheißen.

Als aber zum dritten Male die Stimme Gottes gehört wurde, betete der Bischof und alles Volk, Gott möge ein Zeichen geben, an dem sie den Heiligen erkännten.

Gott aber sprach aus den Wolken: „So geht in das Haus der Kaufherren Balthasar und ihr werdet den Leib meines Heiligen unter der Stiege liegend finden, seine Seele aber ist bei mir."

Und sie gingen hin und fanden alles wahr.

Und der Tote hielt eine Schriftrolle in der Hand, doch keiner konnte sie ihm nehmen, bis der Bischof mit geweihten Fingern nach ihr griff; da gab der Tote sie frei und dem Weibe und den hochbetagten Eltern und dem ganzen Volke von Venedig war hohes Glück beschieden, da die Schrift offenbar machte, daß der Tote der lange Jahre gesuchte Alexis und daß seine Seele bei Gott sei.

Deutschlands Erneuerung

Die unter diesem Titel bei J. F. Lehmann in München erscheinende Monatsschrift für das deutsche Volk enthält im Eröffnungsheft ihres fünften Jahrgangs (1921) einen beachtenswerten Aufsatz des Obersten Karl von Wachter „Wahrheit und Würde. Eine nationale Selbstkritik", dem wir folgende Sätze entnehmen:

Bismarck war der Meinung, „daß jeder Staat, wenn er seine Dauer gesichert sehen, wenn er die Berechtigung seiner Existenz nachweisen will, sobald sie bestritten wird, sich auf religiöser Grundlage befinden muß" und er fügte bei: „Diese religiöse Grundlage des Staates kann bei uns nur das Christentum sein", womit er aber kein modernes Christentum meinte. Heute steht ein großer Teil unseres Volkes dieser religiösen Grundlage, wenn nicht ablehnend, so doch mehr oder minder fremd gegenüber. Es herrscht der Glaube an die fortschreitende Vervollkommnung der Welt, an die Selbsterlösung der Menschheit, wobei sich die national Gesinnten und ihre Gegner nur dadurch unterscheiden, daß die einen vom nationalen, die anderen vom internationalen Gesamtwillen das Heil für Staat und Volk erhoffen. Für beide gilt, was Bismarck im Anschluß an die eben angeführten Äußerungen sagte: „Ich habe in dieser Zeit manchen Lichtfreund zu der schnöden Erkenntnis kommen sehen, daß ein gewisser Grad von positivem Christentum dem gemeinen Manne nötig sei, wenn er nicht der menschlichen Gesellschaft gefährlich werden soll. Solange diese unklaren Bekenner der Humanitätsreligion nicht zu der Überzeugung gelangt sind, daß ihnen selbst dieser ‚gewisse Grad' am allernötigsten sei, so lange kann ich mich des traurigen Gedankens nicht erwehren, daß es uns noch lange nicht schlecht genug gegangen ist."

Digitized by Google

Das versunkene Köln.

Als zwei Bauern, die auf dem Markte zu Köln Hühner und Eier verkauft, nachher aber die Weißpfennige in Schnaps umgesetzt hatten, am Nachmittag die Stadt verließen und, etwas unsicher zwar, doch frech mit ihrem Eichenstock fuchtelnd, heimgingen, packte sie plötzlich die Wut: Sie hätten die Eier und Hühner viel zu billig verkauft, die Städter seien hochnäsige Lumpen, das nächste Mal wollten sie es ihnen schon ankreiden, und was dergleichen Redensarten mehr sind.

Da sie ins Nadertal kamen, wo die Landstraße sich so tief senkt, daß die Stadt verschwindet, blieben sie stehen, ballten die Fäuste und schrien sich an: Der Teufel hole Köln, es sei ein Wucherneſt und möge in den Grundboden versinken.

Wie sie sich umdrehten und die Fäuste ballten, die Stadt aber nicht mehr sahen, fuhr ihnen ein Schreck in die Glieder; denn sie glaubten, ihr Schwur habe sich erfüllt. Sie fürchteten für ihr Leben, begannen zu laufen und stotterten alle Gebete herunter, die ihnen einfielen, hoffend, Gott werde sich der unschuldigen Menschen, die ihr Fluch verdorben habe, erbarmen.

Unterdessen erreichten sie die Höhe hinter dem Nadertale, hielten einen Augenblick, nach Atem ringend, ein, warfen einen verstohlenen Blick rückwärts und staunten aufs neue, als sie die Kirchtürme und Mauern der Stadt wieder erblickten. Wie sie noch ein paar Schritte betend weiter gingen und dann all die Straßen und Häuser zu ihren Füßen liegen sahen, fielen sie auf die Knie und dankten Gott, daß er ihr Gebet erhört habe.

Sie liefen heim und erzählten, was ihnen begegnet war, hüteten sich in Zukunft auch wohl vor Flüchen und Verwünschungen.

*

Der tapfere Schneider.

Zu Linnich kam einmal ein Schneider, den das Zipperlein Tag und Nacht plagte, wegen einer Schlacht zu Ruhm und Ehre, obschon er nicht mitkämpfte.

Als nämlich am Hubertustage der Graf von Geldern und seine Raubscharen, wüstes Pack mit Spitzbärten und rauchschwarzen Gesichtern, darin Augen gleich Kohlen glühten, in das Jülicher Land einfielen und auch Linnich hart bedrängten, fochten die Linnicher unter dem Stadtvogte an der Seite der Jülicher wie Löwen für ihren Herzog. Nur der Schneider konnte nicht mit und wurde darob von den Weibern so sehr gestichelt, daß er am Stock hinaushumpelte, den Kampf wenigstens aus der Ferne anzusehen. Dabei kam er bis zu der Linde, unter der voll Sorgen der kranke Herzog des Ausganges der Schlacht harrte. Belustigt bat er den Schneider, in die Spitze des Baumes, der einen weiten Blick in die Gemarkung hatte, zu klettern und ihm zu melden, wie es stehe. Dieser folgte dem Wunsche des Herzogs, der ihm den Stamm hinauf half, zwar ängstlich, jedoch nicht ohne inneren Stolz. Der Schneider, der sich auf seine Augen und sein Maul verlassen konnte, hockte im Gipfel, spähte wie ein Feldherr ins Land, darüber der Allerheiligensommer ganz klar lag, und rief bedachtsam dem Herzog herunter, was er sah: Daß nun die Jülicher vor waren und dann wieder die Gelderner und wie plötzlich Linnicher und Jülicher zusammen losstürmten und die Reiter des Grafen zurückjagten, wie wenn der Tod hinter ihnen

Digitized by Google

her triebe. Er blieb solange oben, bis er nichts mehr von den Kämpfern sah, als dichte Staubwolken, die der Roer zuflogen.

Da er wieder unten stand, meldeten eben Reiter dem Herzoge, daß die Schlacht gewonnen sei, worauf der Schneider sich in die Brust warf und mit dem Stock durch die Luft fuhr, als hätte er den Grafen von Geldern und seine Reiter geschlagen. Froh des Sieges, meinte denn auch der Herzog, der sich an dem Gebahren des Schneiders immer mehr ergötzte: Ohne ihn wäre der Sieg wohl nicht möglich gewesen; sein Name müsse deshalb ins Wappen der Stadt.

Der Schneider vergaß sein Zipperlein, machte einen Bückling und zog, umringt von den Reitern, in Linnich ein, wo er die Weiber, die sich sehr wunderten, keines Blickes würdigte, auf Geheiß des Herzogs an der Ehrentafel teilnahm, jedoch so viel von dem goldenen Weine trank, daß Knechte ihn noch vor dem Abend heimschleppen mußten.

Bis heute zu aber ist im Stadtwappen von Linnich eine Maultrommel zu sehen, die an den Schneider erinnert und wenig Wochen nach der Schlacht hineingemalt wurde.

*

Die Weiberfastnacht zu Bremm.

In Bremm an der Mosel starb vor Zeiten ein Junggeselle, der ein toller Kauz war, die Weiber für ein Unglück hielt und sie deshalb nicht sehen möchte. Trotzdem vermachte er der Dorfkirche einen Weinberg und traf dazu eine Bestimmung, die zwar das Kopfschütteln der Geistlichkeit erregte, den Bremmern aber zu manchem Scherz und Gelächter Anlaß bot: Alljährlich zur Fastnacht müsse das Pfarramt aus dem Erträgnis des Weinberges eine Ohm Wein an die verheirateten Frauen geben. Was denn auch geschah: Am Donnerstag vor Fastnacht, wenn das Narrengetriebe schon heimlich im Blut spuckte, zogen die Frauen in buntem Staat, gestützt auf derbe Stöcke, hinter zwei Fahnen und einigen Trommeln, die sie selbst schlugen, durch das Dorf zur Schenke, wo sie lärmten, zechten und sangen, nie aber einen Mann unter sich duldeten.

Als nun in einem Jahre Schiffer aus der Koblenzer Gegend, die nach dunstigen Regenwochen der helle Tag aufs Wasser gelockt hatte, in Bremm hielten und zu der Schenke kamen, wo die Weiber die Ohm des Junggesellen verzechten, wollten sie mittrinken. Obschon der Wirt sie warnte und meinte, es sei besser, mit dem Teufel als heute mit den Weibern anzubinden, gingen sie zu dritt hinein. Und der eine, ein langer, breitbrüstiger Kerl mit blondem Bart und wetterrotem Gesicht, schrie in den Haufen hinein: Es sei Unrecht, den Wein allein zu saufen; als Fremde verlangten auch sie ihr Teil, und zwar auf der Stelle. Da aber war es, als hätte er in einen Bienenkorb getastet: Mit wildem Geschrei flogen die Weiber ihm und seinen Genossen entgegen, schlugen mit Stöcken auf sie ein, zerrten ihnen die Kappen vom Kopfe, rissen die Leibriemen, mit denen sie sich zu wehren versuchten, aus ihren Fäusten und darauf die Stöcke in Stücke, johlten, als brännte das Dorf und ließen ungeachtet der Püffe, die auch sie austeilten, nicht nach, bis sie wieder auf der Straße waren, wo sie, ihre Hosen mit den Händen haltend, unter dem Gespött der Burschen und Männer das Weite suchten und nie mehr nach Bremm kamen.

Die Weiber jedoch freuten sich des Sieges, tranken weiter und gingen erst heim, wie die Ohm leer war und schon lange die Sterne über den Bergen standen.

* * *

Digitized by Google

Wackenroder.

Du junger Klosterbruder, mir so traut,
wie hast du mich, befreundeter, bezwungen!
Schwermütiger Vorlenz du voll Glockenlaut
über den Wäldern der Erinnerungen!

Du brachst — ein Zweig im Blütenübermaße —
an deiner Träume drängendem Vollzug, —
blickfremder Wandrer auf beglückte Straße,
der Frühling in vergess'ne Gärten trug.

*

Novalis.

Die blaue Sehnsucht deiner Augen brach.
Doch über ihnen
blaut noch der Himmel, der sie angeschienen.
Und das inständige Wort, das du gesprochen
und deine Hand geformt, quillt wie ein Bach,
der in den atmenden Sommerwochen
durch Waldesnächte rinnt —
so wie ein Kind
sich Trost zusingt, wenn Gottes ferne Stimmen
als schwanke Blitze durch das Dickicht glimmen...

*

E. Th. A. Hoffmann.

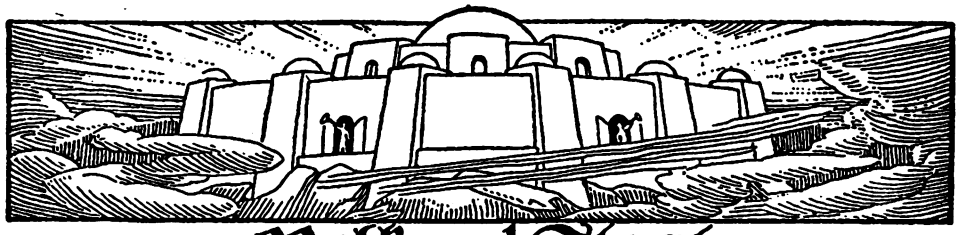
Wie hast du, Magischer, mich tief durchglüht
mit des Geschickes ungekannten Mächten,
weit wie ein Vollmondglanz in Winternächten,
der grün an den gefrornen Scheiben sprüht.

Du weißt — worum sich der Verständige müht,
bleibt nur im Ungefähren und Geschwächten.
Nacht heißt dein Garten, wo aus blauen Schächten
der Traum am Gitterwerk des Dunkels blüht.

Wie lachst du derer, die im Bürgerparke
genügsam, in geschwätzigem Trott stolzieren!
Der Künstler nur, der grenzenlose, starke,

darf sich im Reiche Dschinnistan verlieren,
wo auch Johannes Kreisler, hingeneigt,
dem Urklang der Musik entgegenschweigt.

Digitized by Google



Volk und Staat

Saarbrücken / Zum Kampfe eines deutschen Grenzlandes

Von Ewald Reinhard

Den Rhein hat der Deutsche in unzähligen Liedern besungen, und zum Preise seiner lieblichsten Tochter, der Mosel, hat schon der alte Ausonius seine Harfe gestimmt, aber die Saar hat seltsamerweise noch keinen Lobredner gefunden. Und doch hat der sinnige Wanderer, der in diese Gegenden kam, sicherlich oft entzückt angehalten, wenn er die malerischen Dörfer und Städte gewahrte, die an der Saar entlang wie Perlen an einer Kette aufgereiht sind. Welch einen romantischen Anblick gewährt Saarburg mit der bekrönenden Burg, wie trotzig drängen sich die Felsbasteien an der „Klause" bei Mettlach vor, jener Stätte, wo der blinde Böhmenkönig Johann ein einsames Grab fand, wie lieblich lagern sich all die stillen Saardörfchen an den Ufern des Flusses, Orte, die wie Wiltingen durch ihre Rebenzucht und kräftigen Weine weit bekannt sind.

Dieser idyllische Charakter der Landschaft verliert sich auch nicht etwa da, wo die Industrie ihren giftigen Brodem ausströmt, bei Dillingen, Völklingen und in der Saargroßstadt Saarbrücken. Wer im Ruhrkohlengebiet das typische Bild einer Industriegroßstadt in sich aufgenommen und nun glaubt, dieselbe rauchige Steinwüste im Saarkohlengebiet wiederzufinden, wird sich nicht wenig getäuscht sehen. In der Stadt selbst findet sich nämlich keine Spur von Industrie, in Saarbrücken liegt keine einzige Zeche, wenn man aber durch die waldigen Berge der Umgegend streift, dann stößt man wohl unvermittelt einmal auf dampfende Schlote und rasselnde Förderkörbe, und im Walde versteckt liegen die Beamtenbehausungen und im Sommer ist es so schön und anziehend hier, daß man von der Stadt aus in diese reizvollen Winkel flieht, wie in einen Kurort. Welcher Saarbrücker erinnerte sich nicht mit Wehmut an Sonntagnachmittage in Von der Heydt oder Kamphausen!

Der romantische Charakter der Saarbrücker Lande trat freilich in früherer Zeit stärker hervor; die alles nivellierende Neuzeit hat viel kostbares Gut verschleudert und verschüttet, landfremdes Volk hat ein übriges getan und verständnislos abgeurteilt über all das, was den Einheimischen lieb und teuer sein mußte. Heute sind uns, leider für vieles zu spät, die Augen aufgegangen: Saarbrücken ist nicht nur eine Perle der Landschaft, sondern es war auch einmal Kulturmittelpunkt. Und damit kommen wir von selbst auf die Geschichte Saarbrückens. Es gibt mehrere Geschichtschreiber des Saarbrücker Landes, Köllner und, auf ihm weiterbauend, Professor Albert Ruppersberg haben die alte Grafschaft Saarbrücken zum Gegenstand geschichtlicher Forschung gemacht. Aber niemand wird daraus den Eindruck gewinnen, daß in Saarbrücken einmal eigenes kulturelles Leben geblüht hat. Diese Erkenntnis wurde uns erst durch das 1911 erschienene Werk von Dr. Karl Lohmeyer: Friedrich Joachim Stengel (Düsseldorf, Schwann). Lohmeyer ist in Saarbrücken geboren und sieht darum mit den Augen der Liebe. Er ist aber auch ein ausgezeichneter Kunstkenner, der sich durch weite Reisen gebildet hat, und so wirkte sein Buch wie eine Offenbarung. Saarbrücken ist nach ihm nichts mehr und nichts weniger als die erste Barockstadt in Südwestdeutschland. Diese Entdeckung wird durch das prachtvolle Werk über den Schöpfer der besten Saarbrücker Bauten, den Fürstlich-Nassauischen Generalbaudirektor Stengel vollkommen bestätigt, und man wird es durchaus für angebracht finden, wenn man die redliche Forschertätigkeit Lohmeyers dankbarst anerkennt: Lohmeyer ist heute Museumsdirektor und Konservator in Heidelberg.

Die Glanzzeit Saarbrückens fiel in die ausgehende Fürstenzeit. Das Geschlecht derer von Nassau-Saarbrücken hat in der großen Geschichte nicht gerade eine weltbewegende Rolle gespielt, allein dafür waren sie für ihr Land stets besorgt, und die letzten Fürsten Wilhelm Heinrich (1742—1768) und sein Nachfolger Ludwig waren ihrem Lande sogar väterlich zugetan. In ihrem persönlichen Wandel durchaus nicht makellos, suchten sie ihr Land doch auf alle Weise zu fördern. Saarbrücken und die Schwesterstadt St. Johann sollten auch äußerlich als die ersten Städte

Digitized by Google

des Landes erscheinen, und so begann denn um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in der stillen Residenz eine rege Bautätigkeit. An Stelle des alten Renaissanceschlosses, das einen schroffen Saarfelsen schmückte, wurde ein kostbarer Barockbau aufgeführt, an den sich ein nicht minder prachtvoller Park anschloß. Bald darauf erhoben sich um den Schloßplatz stilvolle Repräsentationsgebäude, wie das Rathaus und das Prinzenhaus. Um die Flußansicht ähnlich zu stilisieren, beseitigte man einen Teil der Felsen und legte eine Straße an, welche man durch starke Kaimauern stützen mußte. An den Felsen selbst lehnte sich eine entzückende Häusergruppe an, deren Romantik noch Goethe genoß. Endlich erweiterte der Fürst seine Residenz durch die Anlage der nach ihm benannten Wilhelmstraße, die er auf den Neubau des schon vorher gegründeten Gymnasiums auslaufen ließ. Einen wahrhaft genialen Plan entwarf Wilhelm Heinrich aber erst, als er die Absicht kundgab, in der Verlängerung der Wilhelmstraße einen großen Kirchenbau aufzuführen, dem ein entsprechender Rahmen gegeben werden sollte. Stengel gab diesem Gedanken dann würdigen Ausdruck, indem er die Ludwigskirche erbaute — so genannt, weil sie erst unter Fürst Ludwig vollendet wurde — und ringsum einen Kranz von neun zum Teil palastartigen Bauten erstehen ließ.

Diese gewaltige Bauanlage ist heute noch im wesentlichen erhalten und läßt uns mithin noch den unmittelbaren Eindruck nachempfinden, den sie auf die ersten Beschauer gemacht. Am mächtigsten ist zweifellos die Wirkung, welche von der Ludwigskirche selbst ausgeht. Der Grundriß weist ein gleicharmiges Kreuz auf, dem auf der Nordseite ein Turm vorgesetzt ist. Infolge des Grundrisses ist das Innere rotundenartig. Die äußere Architektur wird nicht allein durch die hochgezogenen feinprofilierten Fenster bestimmt, sondern auch durch eine große Anzahl von Statuen und Reliefs auf das anmutigste belebt; diesem Bilde fügt der mäßig hohe Turm mit seiner Galeriebekrönung eine feine Note hinzu. Man wird nach dem Gesagten dem Entdecker all dieser Schönheit, Dr. Lohmeyer, von Herzen Dank wissen, wenn er seinen Vorsatz, über die Saarbrücker Ludwigskirche ein Monumentalwerk zu veröffentlichen, zur Ausführung bringt.

Durch die fürstliche Munifizenz wurden auch für die Reformierten und selbst für die Katholiken würdige Kultstätten geschaffen, diesen in St. Johann, jenen in Saarbrücken. Wenngleich beide nicht an die Ludwigskirche heranreichen, so ist doch namentlich die katholische Kirche ein beachtenswertes Denkmal des Saarbrücker Barocks.

Der fürstlichen Lebenshaltung entsprechend, erwuchsen auch rings um die aufblühende Residenz Schlösser und Schlößchen, so auf dem Halberg, auf dem Ludwigsberg, wozu dann auch jedesmal ein Park mit Eremitagen, Freundschaftstempeln, Borkenbrücken und lauschigen Gängen, Terrassen usw. entstand. Von diesen Nebenschlössern scheint der Neunkirchener Jägersberg am prächtigsten gewesen zu sein. Es war das Lustschloß der Saarbrücker Herren, wo sie gern weilten, um der Jagd obzuliegen oder höfische Festlichkeiten mit Naturduft zu umkleiden.

In Ottweiler entstand auch eine fürstliche Porzellanmanufaktur, und daß in Saarbrücken selbst Handel und Industrie blühten, das beweisen noch Namen wie Sensenwerk und Drahtzug, die aus fürstlicher Zeit stammen. Der Kohlenbau war nicht unbekannt, spielte aber keine große Rolle.

Diese reiche Kulturblüte fand durch die französische Revolution ein jähes Ende. Die fränkischen Freiheitspropheten vertrieben den einheimischen Fürsten, und dieser mußte flüchtig außer Landes gehen; Fürst Ludwig sah, wie so viele seiner gekrönten Zeitgenossen, die Heimat nicht wieder, und, nachdem auch sein Sohn vorzeitig aus dem Leben geschieden, blieb der Thron verwaist. Heute weiß kaum jemand mehr in Saarbrücken etwas von den einstigen Herrschern — der einheimische Adel ist ausgestorben, die lebendige Überlieferung in dem ganz veränderten Industrieleben erloschen und höchstens, wenn einmal ein Lokalstück wie das „Gänsegretel von Fechingen" aufgeführt wird, lebt die Erinnerung an die Vorzeit auf.

Die Hauptschuld an jenem bedauerlichen Schwinden der Tradition trägt jedoch die Franzosenherrschaft der 90er Jahre des achtzehnten Jahrhunderts. Was französische Barbarei in diesem schönen deutschen Grenzlande verübt hat, ist so schamlos und ungeheuerlich, daß es an die schlimmsten Greuel der französischen Revolution heranreicht. Die ersten Revolutionshelden begnügten sich mit einer Plünderung des herrlichen Residenzschlosses, wobei freilich schon damals weder Türen noch Öfen geschont wurden. Die ganze Herrlichkeit des fränkischen Freiheitsideals entfaltete sich jedoch erst unter dem „Volksrepräsentanten" Ehrmann. Dieser Wüterich, den der Ruhm der Pariser Tyrannen offenbar nicht schlafen ließ, legte nacheinander die Lustschlösser auf dem Ludwigsberg, auf dem Halberg, in Neunkirchen in Schutt und Asche. Selbst das ausgeplünderte Saarbrücker Residenzschloß beleidigte noch seinen freiheitlichen Sinn, und so ließ er auch hier Feuer anlegen und die hilfsbereiten Bürger zurücktreiben, bis der schönste Teil eingeäschert war. Damit nicht genug! Kurz vor dem Weihnachtsfeste 1793 suchte eine Mordbrennerbande das katholische Gotteshaus in St. Johann heim und plünderte es rein aus, selbst der Besen im Weihwasserbecken wurde nicht vergessen. Selbstredend ließ man auch die Grüfte der Toten nicht ununtersucht, weiterhin wurden auch die Glocken

Digitized by Google

eingeschmolzen. Was sonst an Greueln und Übergriffen geschah, läßt sich zum Teil wohl niemals ganz feststellen. Tatsache ist, daß die Zeit der Franzosenherrschaft in Saarbrücken den Bewohnern noch heute als Schreckensperiode im Gedächtnis ist. Der Zerfall des alten Reiches brachte es mit sich, daß Frankreich sich dann des schönen Grenzlandes bemächtigen konnte, bis 1815 auch für die Saardeutschen in und um Saarbrücken die Befreiungsstunde schlug. Von da an gehörte die Stadt zur preußischen Rheinprovinz.

Durch die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hindurch blieb die künftige Saargroßstadt dann ein Ort von untergeordneter Bedeutung; es war eine jener gemütlichen deutschen Kleinstädte, die Raabes Entzücken erregten. Der Krieg von 1870 versetzte das Saarbrücker Land für kurze Zeit in Waffenlärm und Kampfgetöse, allein der glänzende Sieg an den Spicherer Höhen verlegte das Kampfgebiet sehr bald weiter nach Westen und wandte so ferneres Übel ab.

Auch nach dem glorreichen Kriege mit Frankreich blieb Saarbrücken eine Stadt, die sich nur langsam weiter entwickelte, und noch aus meiner Jugendzeit steht mir das Stadtbild von Saarbrücken als das eines freundlichen kleinen Gemeinwesens vor Augen. Erst nach 1890 setzte eine rasche Aufwärtsbewegung ein, so daß man im Jahre 1909 bei der Vereinigung von Saarbrücken mit St. Johann und den beiden Industrieorten Malstatt und Burbach zu allgemeiner Verwunderung eine neue Großstadt entstanden sah. Allein auch nach der Verschmelzung der vier Städte hat sich der Eigencharakter der alten Städte nicht ganz verloren: Saarbrücken ist die Wohnstadt, St. Johann die Geschäftsstadt, und Malstatt-Burbach kann die Herkunft von der Industrie auch heute noch nicht verleugnen. Eine ebenbürtige Nebenbuhlerin hat Saarbrücken im Saargebiet nicht, auch liegen andere bedeutende Städte, wie Mainz, Wiesbaden und Frankfurt, in mehr oder minder großer Entfernung, so daß Saarbrücken heute in Südwestdeutschland eine beherrschende Stellung einnimmt. Verkehrspolitisch ist Saarbrücken ein Eisenbahnknotenpunkt ersten Ranges, wo sich Hauptstrecken des europäischen Bahnnetzes kreuzen.

Im Weltkriege hatte die Stadt unter fortwährenden Fliegerüberfällen zu leiden; in der zweiten Hälfte des Krieges wiederholten sich dieselben so häufig, daß die Bewohner fast Tag und Nacht in Schrecken gehalten wurden. Bedenkt man, daß die betriebsame Saarmetropole weder Festung ist noch sonstwie irgendwelche strategisch wertvolle Anlagen besitzt, so kann man diese Handlungsweise nur als eine Auswirkung sinnlosen Hasses bezeichnen.

Welche Ironie des Geschickes, daß Frankreich nun, nach Beendigung des Weltkrieges, seine Hände nach dem so schmählich mißhandelten Lande ausstreckt! einem Gebiete, wo jeder Stein nach Rache für begangene welsche Freveltat schreit, wo jede Tradition die fränkischen Besitzansprüche Lügen straft, wo Greisen- und Kindermund Wehe ruft über den grausamen Bedrücker! Der famose Friedensvertrag von Versailles hat zwar ein selbständiges Saarstaatsgebilde ins Leben gerufen, allein dieses Zwitterding verkörpert in sich einen Widerspruch: Dem Namen nach nämlich unter der Verwaltung des Völkerbundes stehend, empfängt es in Wirklichkeit seine Richtlinien von Frankreich. In dem sogenannten Fünferrate, dem das Saarland auf 15 Jahre zu treuen Händen anbefohlen ist, gibt der Franzose Rault den Ausschlag. Den Saarländern hat man gnädigst einen Vertreter zugebilligt — nach dem Rücktritt von Bochs jetzt Dr. Hector —, mithin ist das Saarländer Volk bei der Verwaltung des bassin de la Sarre selbst ganz machtlos. Dazu kommt die stete Belegung der Städte mit französischen Truppen. Saarbrücken wimmelt von weißem und farbigen Militär, das in Frankreichs Diensten steht. Vergebens war bisher der Einspruch der Bevölkerung gegen einen Zustand, der schlimmste Militärdiktatur ist und mit den Bestimmungen des Friedensinstrumentes nicht im mindesten in Einklang zu bringen ist. Man würde es schon als eine Erleichterung empfinden, wenn die Besatzung vermindert würde; aber Staatsrat Rault sprach sich am 31. März 1920 dahin aus, daß nicht nur an keine Zurücknahme der französischen Truppen — etwa zugunsten der geforderten Bildung einer Sicherheitstruppe — zu denken sei, sondern daß eher noch eine Verstärkung eintreten könne. Und derselbe „Treuhänder" rief bei dem saarländischen Beamtenstreik offen nach französischem Militär.

In wirtschaftlicher Hinsicht haben die Franzosen eine ganz besonders bevorzugte Stellung; der Versailler Vertrag sichert ihnen nämlich die Saargruben zu und sieht für die alten Eigentümer nur ein Rückkaufsrecht vor. Es liegt auf der Hand, daß diese höchst problematische Rückerwerbung einem gänzlichen Verzicht verzweifelt nahe kommt.

Frankreich hat nun begonnen, gegen das Saarländer Deutschtum als Ganzes einen scharfen Vernichtungskrieg zu führen. Zunächst wies man eine Reihe von führenden Persönlichkeiten deutscher Herkunft aus, darunter den Landrat von Halfern, dann wurde der Wirtschaftsrat, der sich verschiedentlich zum Sprecher der Bevölkerung gemacht, aufgehoben, und endlich eröffnete man gegen die deutsche Beamtenschaft einen vernichtenden Feldzug. Zunächst erregte man durch die Forderung eines neuen Eides und der Festsetzung einer sechsmonatigen Prüfungsfrist Unruhe unter den Beamten, und als nunmehr der Beamtenstreik einsetzte, ging man französischerseits mit den schärfsten Mitteln vor, indem man Verhaftungen und Ausweisungen verfügte. Wieder fielen viele Führer des Deutschtums zum Opfer,

Digitized by Google

z. B. der Staatsanwalt Retienne. Die Bergarbeiterschaft blieb in ihrer Gesamthaltung nicht einheitlich: so forderte der sozialistische Bergarbeiterverband die Entlohnung in Franken und unterstützte auf diese Weise indirekt den Landesfeind. Wenn nunmehr andere Verbände zu gleichem Verlangen getrieben werden, und wenn die Angestellten der Privatbetriebe materielle Gleichstellung verlangen, so trägt an dieser Verwirrung der sozialistische Bergarbeiterverband einzig die Schuld. Mit dem Fehlschlagen des Beamtenstreiks hält man von vielen Seiten die Sache des Deutschtums für verloren, und in der Tat hat damit die deutsche Sache einen harten Schlag erlitten.

Bedenkt man, daß Frankreich auch sonst nichts unversucht läßt, um das Saarland „friedlich zu durchdringen" (wozu die Aufrichtung der Zollschranken an den Grenzen des Saargebietes trefflichen Vorschub leistet), daß französische Schulen, Klubs, Buchhandlungen, Ausstellungen usw. eingerichtet werden, daß sogar eine doppelsprachige Zeitung: der Saarkurier erscheint, dann mag man sich eine Vorstellung von der Gefahr machen, in welcher das Deutschtum schwebt. Außerdem kommt hinzu, daß sich bei dem schlechten Stande unseres Geldes immer mehr Franzosen im Saarland ankaufen, so daß man beispielsweise die Zahl der Franzosen in Saarbrücken schon auf etwa 12000 Seelen berechnet. Die fremden Machthaber treiben weiterhin eine rege Hausagitation, indem sie unentgeltlich deutschfeindliche Broschüren vertreiben, und so vergeht fast kein Tag, an dem das Deutschtum nicht angegriffen und herabgesetzt wird.

Was hat demgegenüber der deutsche Saarländer nun getan? Die Stammesgenossen an der Saar haben bislang tapfer gekämpft; als die deutsche Grenzkommission unter dem bayerischen Obersten von Xylander eintraf, bereitete ihr die rasch zusammenströmende Menge eine begeisterte Ovation; wie hier spontan, so kam in einer Massenkundgebung am 12. März 1920 das Bekenntnis zum Deutschtum bewußt zum Ausdruck. Der Saalbau, d. h. der größte Saal der Saarmetropole hallte wieder von dem Treuschwur deutscher Männer zu ihrem Vaterlande. Bei den Wahlen in Stadt und Gemeinde wurden nur Deutsche gewählt, selbst in Saarbrücken konnten die Franzosen nicht einmal einen Achtungserfolg erringen. Außerordentlich tapfer schlug sich auch die Presse, sowohl die weitverbreitete, früher liberale „Saarbrücker Zeitung" wie die katholische „Landeszeitung." Unentwegt wurde in der Presse auf jede Verletzung des Friedensvertrages hingewiesen, welsche Tücke und Hinterlist wurden mutig aufgedeckt, und wenn die Franzosen diese unangenehmen Widersacher durch Geld zu beseitigen suchten, so zeigt das nur, wie sehr sie sich durch dieses Hindernis gehemmt fühlten.

Nun hat der rasch emporgekommene, noch aus fürstlicher Zeit stammende Verlag der Gebrüder Hofer zu Saarbrücken ein Buch an die Öffentlichkeit gebracht, welches dazu bestimmt ist, auch fernerstehende Kreise auf das Saarland aufmerksam zu machen: das ist das Saargebiet in Wort und Bild (Aus Welt und Zeit). Saarbrücken, Gebr. Hofer 1920. Mehr als die Hälfte des fast 100 Seiten starken Bandes füllen ausgezeichnete Photographien aus dem Saargebiete. Nicht nur die größeren Orte des Saarlandes, wie Saarbrücken, Saarlouis, Neunkirchen, Ottweiler, St. Wendel, St. Ingbert, sind berücksichtigt, sondern auch kleine malerische Winkel sind nicht vergessen; unter den Bildern führender deutscher Persönlichkeiten vermissen wir freilich das Bild des tapferen Bischofs von Trier.

In den Textbeilagen begegnen wir durchweg erfreulichen Arbeiten; es ist dem ungenannten Herausgeber eben gelungen, die hervorragendsten Persönlichkeiten zur Mitarbeit heranzuziehen. Es finden sich da Namen wie der eingangs erwähnte Direktor Dr. Lohmeyer, Professor Ruppersberg, dem wir eine mehrbändige Geschichte der Grafschaft Saarbrücken verdanken, Friedrich Schön, der mehrfach über die Saarbrücker Mundart geschrieben und auch in ihr gedichtet hat. Und so erscheint das Buch nicht als die zufällige Gabe eines Gelehrten, der sich von außen mühselig in seinen Stoff hineingearbeitet, sondern es ist vielmehr aus dem Innern der gequälten Volksseele herausgewachsen. Es ist ein Hilferuf des Saarländer Volkes an seine Stammesgenossen, vornehmlich jenseits des Rheins. Und alle, welche nicht betört sind durch Phrasenschwall von Internationalismus und Übernationalismus, werden den kämpfenden Brüdern ihre Anerkennung, aber auch ihre Hilfe nicht versagen.

Durch die Saarländervereinigungen im Reich ist bereits viel in der Öffentlichkeit geschehen, um weitere Kreise für das Saarland zu interessieren. Aber das deutsche Volk als solches muß noch viel mehr als bisher darüber aufgeklärt werden, daß das Saarland echt deutsch ist und für sein Deutschtum einen heldenhaften Kampf führt. Ist diese Erkenntnis einmal da, dann kann es nicht daran fehlen, daß auch jeder Deutsche die ringenden Brüder unterstützt. In Saarbrücken und im Saarland überhaupt muß welschem Übermut gezeigt werden, daß der Deutsche nach tiefem Fall sich wiederaufrichtet; das weithin in das malerische Saartal hineinschauende Winterbergdenkmal und das Ehrental, jene Stätten mit den heiligen Erinnerungen an das Jahr 1870/71, der Rathaussaal mit den berühmten Kriegsbildern, sie alle erinnern an Helden, denen wir nachzueifern die heiligste Pflicht haben.

Digitized by Google

Bücher · Bilder · Musik · Theater

Geschichten von Peter Schlemihls Geschichte

Von Richard von Schaukal

„Peter Schlemihls wundersame Geschichte", ein Lieblingsbuch meiner Mutter, hat schon meine Kindheit bezaubert. In der mit anmutigen Zeichnungen von W. Steinhausen und Ad. Schmitz (in Holz geschnitten von R. Brend'amour u. a.) geschmückten „Ersten illustrierten Ausgabe" der von Chamissos Freunde Wilhelm Rauschenbusch 1876 für die G. Grotesche Verlagsbuchhandlung in Berlin herausgegebenen Werke habe ich sie als Knabe mit wollüstigem Grauen zum erstenmal gelesen. Die zwei zierlich in Halbpergament (Rücken und Ecken) gebundenen und mit einem an 1001 Nacht gemahnenden Pfauenfederpapier überzogenen Bände haben sich seit dem Tode Mamas, deren jugendliche Gestalt mir mit des „Grafen Peter" Mina um so inniger verbunden bleibt, als es auch ihr süßer altmodischer Name gewesen ist, still zu einer Reihe von Chamisso-Ausgaben gefunden, deren prächtigste die erste vierbändige der Werke ist (1836 Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung; Leben und Briefe von Adelbert von Chamisso. Herausgegeben von Julius Eduard Hitzig, 2 Bände, Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung, 1839, schließen sich daran). Von Einzeldrucken des Schlemihl besitze ich außer neueren die „Stereotypausgabe mit Holzschnitten" (von Adolf Menzel), die 1839 in Nürnberg bei Johann Leonhard Schrag erschienen ist und die Julius Eduard Hitzig mit einer „Berlin am 21. August 1839, dem ersten Jahrestage von Chamissos Tode" datierten wertvollen, auch bibliographisch wichtigen Vorrede versehen hat. (Sie, die, als „nach des Dichters Tode neu herausgegeben", nicht, wie Schurig sie anführt, als Ausgabe letzter Hand gelten kann — vielmehr ist dies der vierte Band der „Werke" von 1836 —, unterscheidet sich nur durch geringe Abweichungen der Schreibung — Bankerott statt Bankerot, nervigt statt nervicht u. ä. — von der ältern, weist aber als textgeschichtliche Merkwürdigkeit, zugleich als Zeichen besonderer Sorgfalt des Herausgebers S. 69 die Verbesserung der noch in Oskar F. Walzels historisch-kritischer — textlich auch sonst nicht maßgebender — Ausgabe fortlebenden „Steinbrucharten" in „Steinbrecharten" auf.) Das kostbarste Stück meiner Chamisso-Sammlung aber ist die „Merveilleu e Histoire de Pierre Schlémihl. Enrichie d'une savante préface où les curieux pourront apprendre ce que c'est que l'hombre. Par Adelbert de Chamisso. Édition originale avec figures. Paris, 1838, chez Brockhaus & Avenarius, librairie française-allemande, rue Richelieu N° 60. A Leipzig, même maison, et Nuremberg, chez J. L. Schrag. (Klein 8°, X + 120 Seiten). Sie bringt eine „Berlin en Novembre 1837" datierte „Préface" von Chamisso, der darin sagt: „J'ai revu [,] corrigé et approuvé la Versionqu e l'on va lire, et qui, ultérieuvrement corrigée par l'éditeur, a paru en 1822 à Paris chez Ladvocat. Je viens de la revoir et de la corriger encor avant de la remettre au libraire qui me l'a demandée." Es ist sehr lehrreich, diese Übersetzung mit dem deutschen Original zu vergleichen: um wieviel bläßer und allgemeiner sich gerade an den eigentümlichsten Stellen der Autor mit der Darstellung abfindet, er, der nichtsdestoweniger nicht umhin kann, „de réclamer l'indulgence des lecteurs pour mon style tant soit peu germanique: le françois n'est pas la langue que j'ai contume d'écrire." Anderseits ist es bekannt, wie mühsam Chamisso mit dem Deutschen rang, das er zeitlebens fließend nicht zu sprechen vermochte.

Im vorigen Jahre hatte den solchergestalt seit mehr als vierzig treu an der „wundersamen Geschichte" hangenden Sammler eine Buchhändlernachricht in nicht geringe Erregung versetzen müssen, die besagte, daß eine Ausgabe von Peter Schlemihl bevorstehe, die den vertrauten Text zum erstenmal „in der wiedergefundenen Urfassung" bringe. Daß ihr „vorzügliche Nachbildungen der neun weltberühmten (!), seit 1835 in Deutschland nicht reproduzierten unübertroffenen(!) zweifarbigen Kupferstiche von George Cruikshank (1823)" beigegeben wären, klang, abgesehen von dem marktschreierischen Tone, minder lockend, da die a c h t Kupfer, eine mäßige Jugendleistung des großen Karikaturisten, seit sie 1824 in der ersten englischen Übersetzung und, nicht vollzählig, 1835 in der dritten deutschen Auflage (bei Schrag) erschienen waren, bereits 1911 die (von Thomas Mann eingeleitete) Pantheon-Ausgabe des Verlages

Digitized by Google

S. Fischer, Berlin, begleitet hatten und in ihrer zarten vignettenhaften Ausdrucksarmut weder mit Menzels prächtigen Holzschnitten noch mit den wirklich „unübertrefflichen" geistvollen Radierungen des herrlichen Düsseldorfers Adolf Schrödter zu vergleichen sind, die, mit seinem unsterblichen Bohrer und der Jahreszahl 1836 gezeichnet, die Ausgabe letzter Hand schmücken. Aber auf eine festliche Textfreude durfte man sich gefaßt machen, da Arthur Schurig, der geschmackvolle und emsige Stendhal- und Mozart-Forscher, die grundstürzende Erneuerung in einem geschätzten Verlage veröffentlichte. Um so grausamer war die Enttäuschung, als das äußerlich auf das Gefälligste gestaltete Büchlein in meine Hände gelangt war.

„Peter Schlemihls wundersame Geschichte mitgeteilt von Adelbert von Chamisso. Mit neun Vollbildern von George Cruikshank. Erste die Urhandschrift verwertende Ausgabe herausgegeben von Artur Schurig. Dresden 1920, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung (Lehmann & Schulze)", Klein 8° XXIV + 128 S. („Von dieser Ausgabe gedruckt im Februar 1920 in der Lehmannschen Buchdruckerei sind 100 Stück auf deutschem Handbüttenpapier abgezogen und numeriert) ist eine gänzlich verunglückte Mißbildung. Wie der Herausgeber in den „Anmerkungen zum Text" mitteilt, hatte ihm „der Zufall eine gelehrte Abhandlung: ‚Die Urschrift von Adelbert von Chamissos Peter Schlemihl' von Helmuth Rogge in die Hände gelegt, die, bereits seit einem Jahre an entlegenem Orte gedruckt, bisher keinen Widerhall in der allgemeinen Öffentlichkeit (sic) gefunden hat." Und „da die dort gegebenen Textverbesserungen eines Volksbuches unbedingt auch Volkseigentum werden müssen, werden sie in der vorliegenden Ausgabe in den alten Text eingesetzt, womit mehrere bisher viel beklagte (?) Unklarheiten endlich verschwinden." Späterhin heißt es: „Der vorliegende Text ist an 90 Stellen verändert und verbessert. Es ist merkwürdig, daß dies der Dichter an den sichtlich verdorbenen (?) Stellen für die zweite und [die] dritte Ausgabe nicht selber getan hat. Im 10. Kapitel hat Fouqué" — er hat den Text, wie wir durch Dr. Rogge erfahren, nicht nach der Handschrift, sondern nach einer stellenweise von Chamisso selbst, zum Teil von Hitzig gebesserten Abschrift, die schon Walzel durch Vermittlung Erich Schmidts, wohl von Hitzigs Enkel zur Einsicht erhalten und beiläufig in den Fußnoten seiner Ausgabe benutzt hat, 1814 ohne Chamissos Wissen herausgegeben — „zwei Stellen, eine längere und eine kleinere, in der Urhandschrift ausgestrichen und durch kürzere Fassungen ersetzt." Diese durch nichts gestützte Behauptung bleibt Schurigs Meinung. Er hat „beide Stellen in der vorliegenden Ausgabe wiederhergestellt". „Auch im 11. Kapitel fehlte [bei ‚Fouqué'] ein Satz." (Wie Rogge in seiner Abhandlung, meines Erachtens richtigerweise, bemerkt hat, zeugt die Tatsache, daß Chamisso die ursprünglich breit angelegte Beschreibung von Schlemihls Weltwanderung auf ein Mindestmaß zusammengestrichen hat, „von dem hohen künstlerischen Ernst, mit dem er arbeitete".)

Ich habe die neue Ausgabe an der Hand der 1839er, die von 1836 und die Walzelsche damit vergleichend, Wort für Wort gelesen und mit Befremden zahlreiche, nichts weniger als erfreuliche Änderungen angemerkt. Inzwischen war es mir gelungen, mir die „an entlegenem Orte" gedruckte Abhandlung zu beschaffen, und ich erfuhr daraus, was ich bereits gearg-wöhnt hatte, daß Schurigs Änderungen nur zum geringsten Teil auf die Urhandschrift zurückzuführen wären, hingegen unbegreifliche Eigenmächtigkeiten mit unterliefen. Vor allem aber lernte ich in dem Verfasser der vortrefflichen Abhandlung einen gediegenen Gelehrten kennen, dessen Unwillen über die „erste die Urschrift verwertende Ausgabe", wie er ihn in der „Täglichen Rundschau" vom 12. Juni 1920 geäußert hat, ich sehr wohl begriff. (Schon vorher hatte Dr. Kurt Jagow in der Berliner „Deutschen Zeitung" vom 28. Mai auf das Schärfste gegen Schurigs Verfahren Einspruch erhoben, und ihm ist, nach einem kürzeren Tadel des „Literarischen Zentralblatts", u. a. nunmehr in längerer energischer Ausführung Karl Kaulfuß-Diesch in Nr. 3/4 der „Deutschen Literaturzeitung" vom 29. Januar 1921 gefolgt.) Es handelt sich um die wichtige „Mitteilung* vom 10. April 1920", die Dr. Helmut Rogge in Charlottenburg unter dem Titel „Die Urschrift von Adelbert von Chamissos ‚Peter Schlemihl'" verfaßt und die von Hrn. Roethe in der Gesamtsitzung der preußischen Akademie der Wissenschaften vom 30. April 1919 vorgelegt worden ist. (Der Sonderabdruck aus dem Sitzungsbericht XXIII ist im Verlag der Akademie, in Kommission bei Georg Reimer, Berlin, erschienen; er umfaßt 12 Seiten.) Wie Dr. Rogge erzählt, hatte sich die Niederschrift des Schlemihl, die als verschollen galt, „von Dietrich Franz Leonhard von Schlechtendal, der von 1819 bis 1833 täglich im Botanischen Garten zu Berlin mit Chamisso zusammen arbeitete und der die ursprünglich für Hitzig bestimmte von dem befreundeten Kollegen zum Geschenk erhalten haben dürfte, in der Familie vererbt, bis sie 1916 in Dr. Rogges Besitz kam, dessen Großmutter, die Gattin Richard von Volkmanns (Leander), Dietrichs Tochter ist. Rogge beschreibt sein kostbares Erbstück, das „alle Merkmale einer ersten Niederschrift" aufweise. (An den letzten zehn Seiten des 40 blättrigen Heftes fehlen „etwa pfenniggroße Ecken". Sie sind — man meint den unentwegten Pfeifenraucher am Arbeitstische vor sich zu sehen — „an- oder ausgebrannt".) „An zahllosen

* Ihr war am 26. März 1919 eine kurze vorangegangen in der Sitzung der Gesellschaft für deutsche Philologie zu Berlin.

Digitized by Google

Stellen" sind vom Dichter „einzelne Worte und Wendungen wie auch ganze Sätze gestrichen und fortlaufend im Text durch andere ersetzt." Der Haupttext ist „schnell hingeworfen". Auf dem Titelblatt heißt Peter noch „W. A." (A. W. Schlegels Vornamen!) Kapitel IV und V, fast ungebessert, sind Reinschrift. Vollendet ist die Handschrift am 27. September 1813 (in Cunersdorf, wo der zweiunddreißigjährige studiosus medicinae durch Professor Lichtenstein bei der gräflichen Familie von Itzenplitz ein Asyl gefunden hatte. „Der Aufenthalt in Berlin war mir drückend", schreibt er am 27. Mai an Varnhagen nach Hamburg. Nachdem er „ich darf sagen, der klareren Einsicht Ehrenmanne [für: von Ehrenmännern] nachgebend", „unterlassen, was ich zu thun bereit war, mich nämlich unter die grünen Jäger zu mischen", hatte er „eine andere Stelle thätig in diesem Kriege" als die ihm „natürlichste" nicht begehren mögen. (Chamissos Deutsch in den Briefen, wo er nicht am Ausdruck arbeitet, ist oft nur eben noch verständlich.) Nun hilft er, der ehemalige preußische Offizier, auf Cunersdorf „den Landsturm exerciren". — Wie Schurig dazu kommt, in seiner Einleitung anzudeuten, „eine wüste (!1813!) Ausländerhetze" hätte Chamisso aus Berlin vertrieben, während er doch nur nach peinvoller Selbstschau, l'âme aux deux patries, „durch den Machtspruch der Selbstthätigen in Unthätigkeit gebannt", „in Demuth" sich aus der „rasenden Zeit" zurückzog, ist mir unerfindlich. Chamisso dürfte das Märchen, das er, „um sich zu zerstreuen und die Kinder eines Freundes* zu ergötzen", niedergeschrieben hatte, Hitzig nach Berlin gebracht und dieser davon eine Abschrift haben anfertigen lassen, die, wie bereits erwähnt, von Chamisso eigenhändig ausgebessert, nach dem Tode von Hitzigs Enkel, Professor Eduard Hitzig, als Originalhandschrift (!) mit dem literarischen Nachlaß an das märkische Museum kam. (Aber schon 1892 hatte Walzel sie als das festgestellt, was sie ist!) Fouqués Ausgabe (1814) kann nur sie zugrunde gelegen haben. Er seinerseits hat dann selbst am Text gebessert, und Chamisso wohl, was nur begreiflich ist, die meisten seiner Veränderungen gern gelten lassen. Fouqué galt ja damals als großer (!) Dichter. Schurig hat die von Rogge aufgezählten Abweichungen der Urschrift „in den alten Text eingesetzt". Er nennt (in der zweiten Ausgabe seines Schlemihl, auf die ich noch zurückkomme) die „neuen" Lesarten „jedermann frei". Das ist, da es die Schöpfung Chamissos angeht, der am 21. August 1838 gestorben ist, unzweifelhaft. Sie in den „alten" Text einzusetzen, ist Geschmackssache. Es zu begründen, ist Pflicht einer kritisch gearbeiteten Ausgabe, was die von Schurig nicht vorgibt zu sein. Freilich war die Quelle der „verwerteten Urfassung" genau anzugeben gewesen, und sicherlich hatte der Besitzer und Ankündiger der Handschrift um so größeren Anspruch darauf, vorher um seine Zustimmung zur Verwertung seiner Mitteilungen gefragt zu werden, als er die naheliegende Absicht, dies selbst zu besorgen, nicht ausdrücklicher, aber unverkennbarerweise mit den Worten, kundgegeben hatte (S. 444): „Ein genauer Abdruck der Urschrift wird auch hier (Fouqués Änderungen gegenüber) den ursprünglichen Absichten des Dichters gerecht werden müssen." Dr. Schurig, dem, wie ich ihn seit Jahren kenne, böse Absicht gewiß fern gelegen hatte, ist das alles nachträglich wohl zu Bewußtsein gekommen. Denn er hat der ersten (unter der Einleitung „Dresden, am 27. Januar 1920" datierten) eine „zweite verbesserte Ausgabe" folgen lassen („in 161 Stücken auf deutschem Bütten — Nr. 101 bis 261 —", die sich also, die „100 Stück auf deutschem Handbüttenpapier" fortsetzend, an einen beschränkten Kreis wendet) und darin jenen Angriffen gegenüber sein Verfahren zu rechtfertigen, anderseits textgeschichtlich zu begründen unternommen. Zunächst stellt diese Ausgabe ihren Untertitel richtig: „Mit den Stichen von George Cruikshank"; denn dem neunten „Stich", der freilich ebensowenig „Stich" ist wie die 8 Cruikshankschen „Kupfer", sondern, gleich den andern Illustrationen, moderne Nachbildung, liegt eine trotz ihrer Steifheit und Leere von Chamisso, laut des — in Schurigs Abdruck weggelassenen — Poststriptums zu seinem Vorwort vom 27. September 1813, geschätzte Zeichnung des „kunstreichen (Fr.) Leopold" zugrunde, die zuerst 1814, aber ohne die 1835 von P. K. Geißler zu allen 9 „Kupfertafeln" entworfene und gestochene farbige figurenreiche Umrandung, erschien und 1838 auch von der Pariser Ausgabe übernommen wird. (Ein Vergleich der feinen Wiedergaben der Bilder in diesem Druckwerk, wohl noch von den Platten, fällt begreiflicherweise sehr zuungunsten der „vorzüglichen" Nachbildungen von 1920 aus.) In den erweiterten „Anmerkungen zum Text" wird als Zweck der neuen Schlemihl-Ausgabe angegeben, „die in Vergessenheit geratenen (sic) unvergleichlichen (?) Bilder von Cruikshank von neuem zu verbreiten", und zum Text bemerkt, es sei „keine Frage, daß jede fortan unternommene Schlemihl-Ausgabe" die „wichtigen Textunterschiede", die der Besitzer der „bis dahin verborgen gehaltenen und überhaupt unbekannten ersten Reinschrift der Dichtung ... endlich der Öffentlichkeit übergeben" habe — ihre Quelle wird nunmehr angegeben — „nicht unbenutzt lassen darf". Nachdem der (inzwischen von Rogge angekündigten) „vollständigen Veröffentlichung des ‚Ur'-Schlemihl" „durch den Insel-Verlag" Erwähnung geschehen

* Es sind Fritz und Marie Hitzig, für die auch Hoffmann (1816 und 1817) die unverwelklichen Märchen „Nußknacker und Mausekönig" und „Das fremde Kind" geschrieben hat.

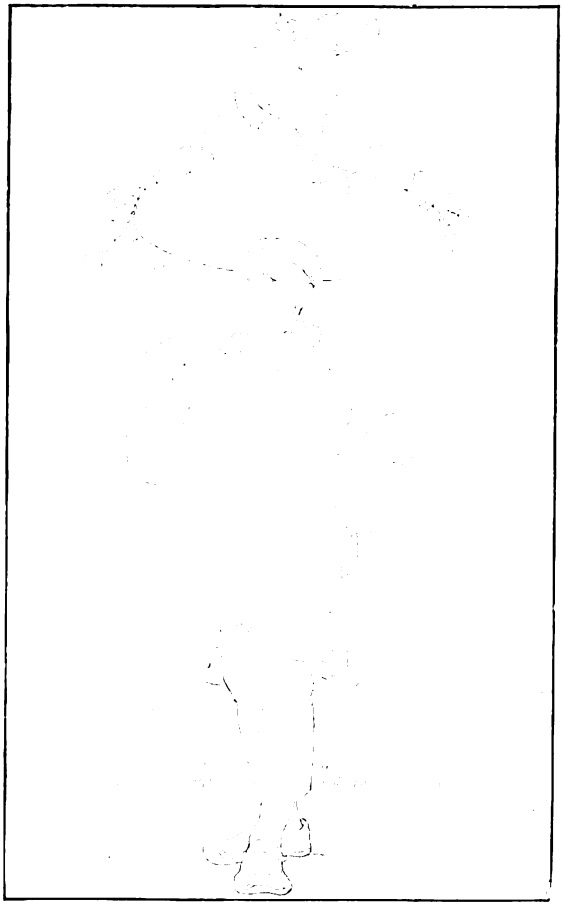
Digitized by Google

ist, wird „der vorliegende Schlemihl, eine volkstümliche Ausgabe“ (was aber kaum von den 160 Exemplaren der 2. Ausgabe gelten kann) als „ein, sagen wir, ästhetischer Versuch“ bezeichnet, „durch die Aufnahme der besten Lesarten den anschaulichsten Text des köstlichen Märchens zu gewinnen“. „Natürlicherweise“ habe dieser Schlemihl „keinerlei philologische Absichten“. Nach Philipp Raths „Bibliotheca Schlemihliana“ (Berlin, Martin Breslauer, 1919) wird sodann die vermutete Geschichte des ersten Textes angedeutet. Die „zahlreichen Textverdorbenheiten“ (sic) bewiesen es, daß Chamisso, der trotz seinem Ableugnen an der Fouquéschen Veröffentlichung beteiligt gewesen sei, „die Korrekturbogen offenbar nicht gelesen“ habe. Auch die Verschiedenheiten der späteren Drucke „rühren nicht alle von Chamisso her“. „So erklärt es sich, daß neue Lesarten vielfach schlechter sind als die alten.“ (Was aber nur einen Chamissos unzweifelhafter Schreibweise Kundigen berechtigte, seine — zu begründende — Auslese zu treffen.) Nun wird gegen den „Besitzer der Blätter“, den Schurig gereizt „Ministerialbeamter und angehender Journalist“ tituliert und als „mit Chamissos Leben und Werk wenig vertraut“ (?) bezeichnet, gestritten, da er — dem aber doch die Urschrift vorliegt! — „der unhaltbaren Meinung“ sei, die (früher erwähnten) drei „Streichungen rührten von Chamisso eigenhändig her“. Die Polemik ist unglücklich; ihre Behauptungen wird zweifellos die von Dr. Rogge gründlich vorbereitete Publikation als unhaltbar erweisen. Schurig verzeichnet nunmehr, nachdem er einige Stellen erläutert und zu den Bildern eine Anmerkung gemacht hat (wobei ihm unterläuft, daß er in Leopolds langbärtiger Papierfigur des Dichters Vorbild zu erkennen wähnt) in einem (gegen die erste Ausgabe erweiterten) bibliographischen Anhang sieben Ausgaben „von literarischer Bedeutung“ und entlastet in einer „texttkritischen Nachschau“ sein philologisches Gewissen. Er bringt nämlich I. ein Verzeichnis der in die Fouquésche Fassung (von ihm) aufgenommenen 53 Textverbesserungen (aus dem „Urschlemihl“, nach Rogges Mitteilungen, und aus der „alten von Chamisso korrigierten Abschrift“ nach den Angaben der Walzelschen Ausgabe); II. zählt er die „von Fouqué gemachten (von ihm, Schurig) beibehaltenen (22) Änderungen“; III. weitere (von ihm aufgenommene) „Varianten der Urfassung“ (24) auf. Endlich verzeichnet er „gewisse Wörter und Wendungen“ (35), die er, „durch die heute gebräuchlichen ersetzt“ habe, „vom Standpunkt ausgehend, daß eine Dichtung, die zur weiterlebenden Literatur gehört ...., am besten zur Wirkung kommt, wenn der Text nichts störend Veraltetes zeigt“. Es befinden sich darunter überflüssige Verdeutschungen eingebürgter Fremdwörter: Ocean (Weltmeer), Polarregionen (-gegenden), Monumente (Denkmäler), Temperatur (Wärmegrad), Chronometer (Zeitmesser), circa (ungefähr), unbefugte grammatische Berichtigungen: das (statt den) Bündel, hob für hub, ebenso wie (für ebenso als), das (statt den) Delta, Veränderungen eigentümlichen, ja Verschlechterungen richtigen Ausdrucks (beiläufig: mit falschen Anführungen).

Außerdem zählt er 21 Stellen auf, wo er anders „liest“. Leider aber meist schlecht; z. B.: „Ein verdammter buckeliger Schlingel ... hatte es gleich weg, daß mir ein Schatten fehlte.“ Hier „liest“ Schurig „der“ Schatten. Das „ein“ Chamissos ist sprachlich und psychologisch unbedingt am Platze. Oder: Als Schlemihl mit dem Glückssäckel, „noch sehr verstört“ von seinem Abenteuer mit dem Grauen, im Wagen, in den er sich vor der „rezensierenden“ Straßenjugend geflüchtet hat, vor seinem „alten Wirtshause“ ankommt, erschrickt er „über die Vorstellung, n u n noch jenes schlechte Dachzimmer zu betreten“. Schurig „liest“: „n u r noch“, gegen Sinn und Klang der glücklichen Wandung. — Den herrlichen Rhythmus des Ausrufs: „Aber nein, einsam auf dem hohen, öden Meere deiner bittern Flut, und längst aus dem letzten Pokale der Champagner-Elfe entsprüht!“ zerstört der Grammatist durch ein „ist“ nach „längst“, das ihm „bei Fouqué fehlt“! Und warum denn nicht gleich auch noch nach „einsam“ ein „bin ich“ eingeschoben, da doch auch dort die Kopula, ja sogar — das „Subjekt fehlen“? — Für „Ich habe als e i n Vater für sie zu sorgen“ „liest“ Schurig „als Vater“. Aber ist dieses von ihm bloß als der unbestimmte Artikel empfundene „ein“ nicht eine — auch grammatisch unanfechtbare — Feinheit des persönlichen Ausdrucks, wie sie so oft, nicht zuletzt eben wegen des leichten Schwankens seiner zögernden Stimme, Chamissos Sprache unsäglichen Reiz verleiht? Statt Chamissos liebenswürdigem „denke nicht so niedrig von mir ... a l s zu meinen“, findet es Schurig „wohl besser“ zu schreiben: „zu meinen“. Des Forstmeisters lebendige (im Franzosen Chamisso unbewußtermaßen lebendige) doppelte Negation: „Sollte Ihnen, Herr Graf, ein gewisser Peter Schlemihl wirklich nicht unbekannt sein?“ wird in „wirklich nicht bekannt“ richtig gestellt. — Chamisso schreibt (und Fouqué beläßt): „Auch hier trat, wie so oft schon i n m e i n Leben, und wie überhaupt so oft in die Weltgeschichte, ein Ereignis an die Stelle einer That“. Schurig erst stößt sich an dem anschaulichen Bilde; er „liest“: i n m e i n e m Leben“ und (was er aber anzumerken vergißt) „i n d e r Weltgeschichte“.

Die (durchaus nicht auf den „undeutschen“ Chamisso beschränkte) weich-melodische Wendung: „wie das ... Werk ... es mich anfangs befürchten lassen“ kann Schurig nicht umhin durch „hatte“, das „bei Fouqué fehlt“ (!) zu verhärten. Und so wäre noch manches gegenüber dem roten Bleistift dieser schnöden Schulmeisterei mit Erfolg vor feineren Sprachohren zu behaupten. Daß einige offenbare Druckfehler, die sich durch die Ausgaben fortschleppen,

Digitized by Google



Edward von Steinle Der Kölsche Bauer

Digitized by Google

Digitized by Google

beseitigt worden sind, sei mit Zustimmung anerkannt. Um so weniger aber — und hier verwandelt sich der Vorwurf strauchelnder Pedanterei in laute Anklage — sind die auch nachträglich nicht belegten Eigenmächtigkeiten hinzunehmen, die dem den gewohnten mit dem veränderten Text vergleichenden Leser ins Auge springen: abgesehen von der der neuen „Rechtschreibung" (formzerstörenden Charakters) angepaßten Wandlung der Wortbilder, wie sie leider längst zur Übung geworden ist, abgesehen von einer völligen „Berichtigung" der (mir wenigstens) an unseren älteren Drucken, soweit sie nicht Setzerübermacht an der Stirn tragen, so wohlgefälligen Interpunktion, hat Schurig auch sonst am Text geschaltet, als ob ihm ein Schülerauffatz vorläge, umgestellt, umgeschoben, weggelassen, geändert nach Belieben auf unbegreifliche Weise. Er, der selbst „selber" schreibt, bessert — er mag hundertmal recht haben: er tut Unrecht — „selber" in „selbst", „welcher" in „der", „worden" in „geworden", „stille" in „still", die „ich"-Endung in „ig", „Langeweile" in „Langweile", „stät" in „stet", „als" in „wie", „dieses" in „dies" (!), „nicht ein" in „kein" usw., aus Mina wird Minna (!), aus Rascal (obwohl er das „englische Wort" erläutert!) Raskal, aus „Seckel" Säckel; ja, wie er, unbekümmert um die Ehrwürdigkeit der (von ihm in ihrer „Wichtigkeit" übrigens meines Erachtens überschätzten) Urfassung sogar deren Wortlaut (auch durch Nachlässigkeit) entstellt, so wimmelt das berühmte Gedicht, das Chamisso im August 1834 für die 3. Auflage geschrieben hat, von Ungenauigkeiten, ja es weist zwei sinnstörende Mängel auf:

Strophe 3 beginnt:

Und was ist denn der Schatten? möcht' ich fragen,
Wie man so oft mich selber schon gefragt,
So überschwänglich hoch es anzuschlagen,
Wie sich die arge Welt es nicht versagt?

Bei Schurig sieht das Gefüge so aus:

Und was ist denn der Schatten? möcht ich fragen,
Wie man so oft mich selber schon gefragt;
So überschwänglich hoch es anzuschlagen, —
Wie sich die arge Welt es nicht versagt,

Die letzten vier Zeilen von Strophe 4 lauten:

Wir gleiten so schon näher unserm Ziel,
Ob Jene lachten, ob die Anderen schalten,
Nach allen Stürmen wollen wir im Hafen
Doch ungestört gesunden Schlafes schlafen.

Bei Schurig schließt die zweite Zeile mit einem Punkt. Man lese die Strophe laut, und man wird fühlen, daß der „logische" Punkt (Walzel, vorsichtiger, setzt Strichpunkt) den Fluß des Zusammenhanges (denn Zeile 3 gehört in diesem Flusse ebenso zum Vorhergehenden wie zum Nachfolgenden) grob unterbricht.

Zur Anordnung der Vorstücke wäre zu sagen, daß Chamissos Vorwort an Hitzig von 1813 — das Schurigs Beckmesserei natürlich auch überhört hat: „wäre" für „sein würde", „regnerisch" (!) statt „regnicht", „wie" für „als", „Ede" (die Chamisso zwar gewohnte Koseform) statt „Eduard", „teile" (Imperativ) statt „teil'" usw. — Fouqués daran anknüpfende Einleitung (an Hitzig) von 1814, die ja die Herausgabe rechtfertigen soll, verlangt; ebenso wie Hitzigs Antwort (von 1827; zur 2. Auflage) fehlt sie bei Schurig. Aber auch Hitzigs wichtige Vorrede (zur Nürnberger Stereotypausgabe von 1839) gehört in das Buch, wenigstens in dessen Anhang, wo Schurigs eigene Einleitung, die sich zwischen die organischen Vorstücke und den Text schiebt, als Nachwort besser ihre Stelle gefunden hätte.

Beigegeben ist — in guter, angenehm altfränkisch anmutender Übertragung, die aber zwei Absätze, darunter den (zum Teil von mir angeführten) über Chamissos Übersetzer-Tätigkeit selbst, fallen läßt — das Vorwort Chamissos zur französischen Ausgabe von 1838 mit den halb ironischen Ausführungen über den Schatten, die nach meinem Bedünken den faden Vermutungen über die „Bedeutung" des Märchens, insbesondere der von Hüser (1847) stammenden Formel Schattenlosigkeit = Vaterlandslosigkeit längst einen Riegel hätten vorschieben müssen. Es ist stets mißlich, ein Werk der dichterischen Phantasie, also eine wie alle echte Dichtung im Tatsächlichen symbolisch die Idee gestaltende freie Schöpfung des begnadeten Menschengeistes, zu „erklären", um so zweckloser aber dann, wenn, wie im „Schlemihl" diese Idee dem unbefangen auffassenden Gemüt des gleichfalls phantasiebegabten Genießers so mächtig und unmittelbar überzeugend aufgeht: der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit hat man nach den Worten von Goethes unerschöpflicher „Zueignung" mit reiner Seele, mit der Seele des Kindes, zu empfangen, dann kann es „dem Glücklichen an nichts gebrechen". Und so sei es denn auch dem Dichter gestattet, diesen nur allzu sachlichen Bericht über die neuesten Schicksale des wundersamen Buches auf eine des geliebten Sängers würdigere Weise zu beschließen, mit der Huldigung

Chamisso*

Entwurzelt, von der heimatlichen Scholle,
ein scheuer Fremdling, außer Lands vertrieben,
war dir die zwölfte Fee getreu geblieben:
sie hielt die Hand vor deines Schicksals Grolle.

Sie sprach zu deinen Geist: Erwach und wolle!
Sie segnete mit ihrem starken Lieben
die Knospe deiner Seele, gab den Trieben
des Sängers gute Erde, gnadenvolle,

Und sieh, Schlemihl, du kannst im hellsten Lichte
der Mittagssonne unterm Volke gehen!
Frau Saelde, deiner holden Patin, Küssen
dankst du die deutsche Tiefe der Gedichte.
Der Graue hat ihn dir erstatten müssen:
Wir werden immer deinen Schatten sehen!

* Aus „Eherne Sonette 1914" („Deutsche Denkmale"), Gesamtausgabe, 1915.

Digitized by Google

Aus rheinischen Jugendtagen / Von Paul Kaufmann

Unter diesem Titel ist binnen Jahresfrist bereits in dritter Auflage ein Werk erschienen, das einen selber in hohen Würden stehenden Abkömmling der berühmten Familie Kaufmann zum Verfasser hat (Berlin, Georg Stilke). Wir sind in der angenehmen Lage, aus dem bedeutenden Memoirenschatz einen Teil wiederveröffentlichen zu dürfen, und zwar in einer neuen, vom Buchtext der ersten und zweiten Auflage etwas abweichenden Fassung, die dort dem 5. Kapitel (Das Elternhaus und sein Freundeskreis) und dem Anfang des 6. (Der alte Bonner Friedhof) entspricht. Der Wächter.

Den Vater hat man einen letzten Sproß des wohlgebildeten rheinischen Beamtenpatriziats genannt, dem man im ausgehenden 18. Jahrhundert gern begegnet. Ein wohlgepflegtes geistiges Erbe war ihm überkommen, das er uns reich vermehrt vermittelt hat. Manche der Züge im Wesen seines Bruders fanden sich bei ihm wieder. Vor allem die persönliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, das heitere, fast kindliche Gemüt sowie das reife Kunstgefühl. In dem damit glücklich zusammenklingenden welterfahrenen, klugen Sinne, der größeren Entschlossenheit und Tatkraft war der Vater dem gern „im Lande der Träume weilenden Poeten“ Alexander überlegen. Die Mutter, eine ihrem Gatten gleichgestimmte liebe, weiche Natur voll innerer Harmonie und edler, echt weiblicher Gesinnung, herrschte weise im häuslichen Kreise und wachte mit unermüdlicher Sorge über unserem Lebensmorgen. Eine ideale Kameradschaft bestand zwischen Eltern und Kindern. Führend wiesen sie uns den Weg, mehr durch ihr Beispiel als durch viele Worte wirkend. Goldene Fäden haben sie in unsere Kinderjahre geflochten. Die Eltern wußten, daß aus glücklichen Kindern meist glückliche Menschen werden. Sie waren Naturen, die andere gern mitgenießen ließen, was ihnen selbst geistige Anregung bot. Deshalb suchten sie auch bei uns für Kunst und Literatur Teilnahme zu wecken und warmzuhalten. Was wir ihnen dankten, ist mir beim Niederschreiben dieser Erinnerungen wieder bewußt geworden. Der Vater besaß eine glückliche Gabe der Unterhaltung, die nicht bloß zu erzählen, sondern auch zuzuhören verstand. Wer ihn, der einen Klub oder Stammtisch nicht kannte, am eigenen Herde zur Erholung von des Tages Arbeit im Gespräche mit den Seinen oder einem kleinen Kreise von Freunden beobachtete, lernte ihn vielleicht von seiner liebenswürdigsten Seite kennen. Er fühlte sich dann, wie Martin Spahn gesagt hat, hinübergetragen in eine zwar enger umgrenzte, nur leise bewegte, aber um so feiner gestimmte frühere Blütezeit rheinischer geistiger Kultur. Schöngeistige Freuden galten den Eltern nicht bloß als heiterer Zeitvertreib, sondern als inneres, tiefempfundenes Bedürfnis. Albrecht Dürer stand im Mittelpunkte der Interessen des Vaters. Das Geheimnis der Kunst, meinte er, offenbäre sich am leichtesten dem, der statt vieler nur einen Meister erwählt und in dessen Seele tief hineingeschaut habe. Eine Frucht dieser Forschungen war ein beifällig aufgenommenes Lebensbild des großen Nürnberger Malers. In ihm sind besonders das Verhältnis Dürers zur Reformation und seine Nachwirkung auf die Kunst späterer Jahrhunderte eingehend behandelt. Der Vater besaß auch eine gewählte Reihe Dürerscher Holzschnitte, bei deren Erwerbung ihn der Vetter Andreas Müller und Professor Heimsoeth beraten hatten. Reiche Anregung boten ihm die Kunstschätze seines Freundes Alferoff, des bekannten russischen Sammlers, der viele Jahre durch Krankheit ans Bett gefesselt im Bonner Johannishospital lebte und auf dem alten Bonner Friedhof seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Die verwandtschaftlichen Beziehungen zur Müllerschen Familie führten zahlreiche Düsseldorfer Maler, besonders die ihrer Kunst mit wahrhaft priesterlicher Verehrung geweihten Vertreter der religiösen Gruppe in das Elternhaus. Gemälde oder Zeichnungen von Ernst Deger und seinen Freunden schmückten unsere Wohnung. In ihr fehlten auch nicht die vielverbreiteten Stiche nach Bildern der Düsseldorfer Schule, die durch leichtverständliche und von romantischer Stimmung erfüllte Schilderungen dem Kunstinteresse des empfindsamen rheinischen Bürgertums willkommene Nahrung boten. Die Altarbilder in der Bonner Remigiuskirche von Karl Müller und Franz Ittenbach, die der dem Vater befreundete kunstliebende Pfarrer Dr. Reinkens herstellen ließ, habe ich zum Teil entstehen sehen. Einige der besten Arbeiten der Düsseldorfer Nazarener kamen durch Vermittlung des Vaters in den Besitz der Großeltern Michels. Darunter die reizende Maria virgo Franz Ittenbachs, zu der sie von Heinrich Sinkel den auf das vierte Gebot der Gesetzestafel hinweisenden Jesusknaben malen ließen. Auf dem Büchertische der Eltern entzückten uns das Nibelungenlied mit den Zeichnungen Schnorrs und Rethels Totentanz. Die Bilderbücher Ludwig Richters, des Malers der deutschen Gemütswelt, der, um mit Otto Jahn zu reden, eine Kulturgeschichte des deutschen Volkes gezeichnet hat, treuer und lebendiger, als es die geistreichste Feder liefern konnte, verbreiteten Sonnenschein in unserer Kinderstube. Auch von einem Maler hörte ich damals, welchem ich später zu verdientem Nachruhm verhelfen durfte, dem Rheinländer Johann Martin Niederee. Ein Verwandter besaß eine Rethels würdige Zeichnung des im Kyffhäuser schlafenden Kaisers Rotbart von der Hand des jungen Künstlers und erzählte von dessen

Digitized by Google

tragischem Ende. Niederee hatte zu der in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zahlreichen Gruppe von Begabungen gehört, die schon beim ersten Anlauf ein hohes Ziel in der Kunst erreichten, aber nicht zur Vollendung kamen, blütenvolle, rauh geknickte Zweige.

Zu vielen für die aufhorchende und wißbegierige Jugend lehrreichen Gesprächen im Elternhause gaben die langjährigen Verhandlungen wegen einer würdigen Erneuerung des Bonner Münsters Anlaß, Große Mühe und Sorge hat es dem Vater und dem für seine Kirche unermüdlich besorgten Oberpfarrer Neu bereitet, dies Werk zum Abschluß zu bringen. Ihre Arbeit begann mit einer bitteren Enttäuschung. Sie hatten einem Düsseldorfer Künstler die Ausmalung der Kirche übertragen. Karl Müller war hierzu ausersehen. Nachdem er schon den Entwurf für eine Darstellung des Weltgerichts in der Apsis des Münsters vollendet, und bereits die Gerüste in der Kirche aufgeschlagen waren, erhob der in Kunstfragen nicht immer glücklich beratene Kölner Erzbischof Melchers Einspruch gegen die Ausmalung durch einen „modernen" Künstler. Schwer fühlte sich Müller durch diese unerwartete Absage getroffen. Ähnlich wie es Leibl mit dem Schützenbilde tat, hat er seinen Entwurf zerschnitten. Einige Jahre später wurde ein anderer Plan für die Wiederherstellung des Kircheninnern erörtert. Direktor von Essenwein vom Germanischen Museum in Nürnberg hatte ihn ausgearbeitet. Daß er nicht durchgeführt wurde, ist kaum zu beklagen. Denn überspanntes Streben nach Stilreinheit würde aus dem Bonner Münster viel Schönes entfernt haben, was die Renaissance und die ihr folgenden Kunstperioden dort geschaffen hatten. Der kenntnisreiche Mainzer Domherr Friedrich Schneider, mein späterer hochverehrter Freund und Gönner, hat es als künstlerischer Beirat des Kirchenvorstandes im Verein mit dem Vater und Neu durchgesetzt, daß bei den Erneuerungsarbeiten solche Übertreibungen vermieden wurden. Den Verhandlungen, die der Vater in Venedig über die Herstellung des leuchtenden und wirkungsvollen Mosaikgemäldes in der Apsis der Münsterkirche führte, habe ich beigewohnt und habe auch dem Maler Martin aus Kiederich, der schließlich die Kirche ausmalte, auf dem Gerüste bei seiner mühevollen Arbeit zugeschaut. Zwar hat seine etwas altertümelnde Manier, die gegenständlich zu viel bieten wollte und die Darstellungen oft häufte, Vollkommenes nicht geleistet. Man vergleiche nur, wie Steinle, ein großer, freischaffender Künstler, diese Aufgabe im Frankfurter Dom löste. Immerhin ist Martin manches, besonders die Ausmalung des Langhauses, gelungen. Seine Arbeit zeigte jedenfalls einen erheblichen Fortschritt gegenüber dem, was bis dahin bei der neuzeitlichen Ausmalung rheinischer Kirchen gesündigt worden war.

Nur solche Bücher, so hieß es zu Hause, sollte man um sich haben, die man ein zweites und drittes Mal gern zur Hand nimmt. Über Christoph von Schmids Jugenderzählungen, Grimms Märchen, Campes Robinson Crusoe, Consciences, Scotts, Hebels, Hauffs Erzählungen wurden wir bedächtig zu den Meistern geleitet. Wir hörten schon, daß der Vater uns aus Goethes Faust vorlas. Er war ihm eine unerschöpfliche Fundgrube höchster Lebensweisheit. Bereitete er eine größere schriftliche Arbeit vor, so vertiefte er sich, wie sein Freund, der Bonner Professor und spätere Paderborner Bischof, Konrad Martin, vorher in Goethesche Prosaschriften. Den Erfolg spürt man an seinem klaren, edlen Stile. Man lese beispielsweise die als „Bilder aus dem Rheinland" zusammengefaßten Aufsätze kulturgeschichtlichen Inhalts. Mit feinen Miniaturbildern oder duftigen Aquarellblättern sind sie verglichen worden. Daß wir von Schiller manches hörten, kann schon wegen der nahen Beziehungen zur Schillerschen Familie nicht überraschen. Die Romantiker, vor allem Brentano, Eichendorff und Uhland, standen den Eltern besonders nahe. Hoch in Ehren war bei ihnen auch Adalbert Stifter, jener begnadete Landschaftsdichter, der mit den Augen eines Ludwig Richter oder eines Moritz von Schwind die Natur gesehen und geschildert hat. Erblickte er doch, und das entsprach der geistigen Strömung im Elternhause, in der mit „einem heiteren, gelassenen Streben verbundenen Bewunderung des Schönen das sanfte Gesetz, wodurch das menschliche Leben geleitet wird." Es war kein Zufall, daß die letzte Niederschrift des Vaters, die wir nach seinem Tode fanden, die Uhlandschen Verse waren:

O Sonn', o ihr Berge drüben,
O Feld und o grüner Wald,
Wie seid ihr so jung geblieben,
Und ich bin worden so alt.

So schien schon früh die Schönheit in unser Leben hinein, vermittelte uns Eindrücke von großem erzieherischen Werte, erschloß auch unseren Sinn für das Geheimnis der blauen Blume der Romantik, die den Glücklichen, welcher sie in der Johannisnacht am Kyffhäuser findet, zum Herrn aller Güter der Erde macht.

Ein naher Freund der Familie war Karl Simrock, der gelehrte Erforscher und Erneuerer deutscher Vorzeit. Sein nach dem Sturze Karls X. von Frankreich veröffentlichtes, für den Polizeigeist der Reaktionszeit höchst bedenkliches Gedicht hatte ihn aus dem preußischen Justizdienste zu schöpferischer wissenschaftlicher Tätigkeit geführt.

Große Dinge hat die Zeit geboren,
Groß und wundertätig ist die Zeit;
In drei Tagen ging ein Thron verloren,
In drei Tagen ward ein Volk befreit,

So lautete der Eingang des Gedichts, für das Simrock noch lange als ein politisch Verdächtiger büßen mußte. Erst zwanzig Jahre später hat man den ausgezeichneten Gelehrten eines Lehr-

Digitized by Google

stuhls an der Bonner Universität wert erachtet. Die Familien Simrock und Kaufmann waren sich schon lange nahe getreten. Der aus Böhmen, dem Lande der Musikanten, nach Bonn eingewanderte Waldhornist und spätere Musikverleger Nikolaus Simrock war ein Freund mehrerer meiner Vorfahren. Auf ihren letztwilligen Verfügungen begegnet er uns wiederholt als Zeuge. Karl Simrock, mein Vater und sein Bruder Alexander schlossen diese Bande noch enger. An ihrem freundschaftlichen Verkehre nahmen auch wir Kinder bescheidenen Anteil. Simrock und seine Töchter habe ich häufig auf Spaziergängen begleitet oder ihn mit Aufträgen des Vaters in seinem traulichen Heim auf der Acherstraße besucht. In gütiger, oft schelmischer Art beschäftigte er sich mit mir jungem Gymnasiasten. Vor Tisch fand man ihn regelmäßig auf dem Alten Zoll. Die Hände, in denen er einen Elfenbeinstock hielt, auf dem Rücken, stand Simrock bewundernd vor den „Bonner Alpen", deren Reize er begeistert geschildert hat. Zur Weinlese auf seinem bei Honnef gelegenen Gute Menzenberg hat er mich wiederholt eingeladen. Es wuchs dort ein feuriger Rotwein, der den stolzen Namen Eckenblut führte. In die Umgebung von Menzenberg glaubte nämlich Simrock den Schauplatz der Kämpfe zwischen Dietrich von Bern und Eck sowie seinen Brüdern verlegen zu dürfen. Auf dem hübschen Flaschenzettel für das Menzenberger Gewächs von der Hand eines Düsseldorfer Künstlers aus den vierziger Jahren war ein Gedicht Simrocks über das Eckenblut zu lesen. Unter den Gästen bei der Weinlese befand sich einmal ein benachbarter Notar, der seinen Bruder in Apoll durch ein selbstverfaßtes Trauerspiel erfreuen wollte. Alle Bemühungen, den Vortrag abzukürzen, blieben bei dieser „Kleffbotz", wie ihn Simrock nannte, ohne Erfolg. Man mußte das grausige Werk bis zu Ende hören. Noch sehe ich des Gastgebers Gesicht, auf dem Ungeduld und Schalkheit wechselten. Simrock werden im Jenseits die Ohren geklungen haben, als ich unlängst mit der trotz ihrer achtzig Jahre geistesfrischen Auguste Grimm, der Tochter von Wilhelm Grimm, Erinnerungen an gastliche Menzenberger Stunden auffrischte. Der Vater hat mit Simrock größere Fußreisen gemacht. Eine von ihnen, welche die „Kaufmüllittreinsimsamelei" nämlich Simrock, Kaufmann, Karl Müller, Ittenbach, sowie die Brüder Reinkens, den Bonner Pfarrer und den Breslauer Theologieprofessor, nach dem Schwarzwald führte, wird in Simrocks „Malerisches und romantisches Rheinland" erwähnt. Des Dichters älterer Bruder Joseph oder „Seppel" war der Inhaber des nahe dem Gymnasium gelegenen berühmten Simrockschen Musikverlags. Dem seinem Bruder Karl äußerlich wenig ähnlichen, immer eilig trippelnden kleinen Herrn an der Seite einer baumlangen Tochter begegnete ich fast täglich auf dem Wege zur Schule. Zahlreiche Werke Felix Mendelssohns, wie „Paulus", „Elias" und die „Lieder ohne Worte" sind von ihm verlegt worden. Bei seinem Sohne Fritz, der das Simrocksche Geschäft nach Berlin überführte und zu den nächsten Freunden von Brahms und Böcklin gehörte, genoß ich später in unvergeßlichen Stunden beste Musik. In dem mit Perlen Böcklinscher Kunst geschmückten Musiksaale seines Berliner Heims hörte ich Erstaufführungen des von Wohllaut getränkten Brahmsschen Klarinettenquintetts mit dem Meininger Mühlfeld und Dvořakscher Streichquartette in Gegenwart ihres Schöpfers, lauschte ich den Liedervorträgen der Frau Joachim oder Ludwig Wüllners. Es waren in der Tat „göttliche Konzerte", wie der Urgroßoheim von Mastiaux erklärt haben würde.

Öfter weilte in den sechziger und siebziger Jahren Berthold Auerbach in Bonn. Die damals erschienenen Romane „Auf der Höhe" und „Das Landhaus am Rhein" hatten ihn auf den Gipfel seines merkwürdig schnell verflogenen Ruhmes geführt. Mit dem Vater frischte er gern Erinnerungen aus seiner Studienzeit auf. Auch mir ist er freundlich begegnet. Von der Großmutter Kaufmann sprach er stets mit dankbarer Verehrung. Der Vater hatte den Dichter nach vielen Jahren auf einem Empfangsabend in Berlin wiedergesehen. Unter den Gästen, die der Hoftrauer wegen schwarze Handschuhe trugen, war ihm ein kleiner beweglicher Herr mit weißen Handschuhen aufgefallen, in dem er den alten Bonner Freund erkannte. Ein warmer Verehrer der schönen Literatur war Hermann Hüffer, der älteste Sohn von Vaters Schwester Julia. Gegen Ende der fünfziger Jahre hatte er sich als Lehrer der Rechtswissenschaft an der Bonner Universität niedergelassen. Hüffer, auch Geschichtsschreiber von Ruf, galt als der beste Kenner der diplomatischen und kriegerischen Vorgänge um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Ebenso groß war seine literarische Bildung. Unterstützt durch ein nie versagendes Gedächtnis hatte er die besten Werke der klassischen und neueren Literatur zu seinem geistigen Besitze gemacht. Homer oder Sophokles beherrschte er ebenso wie Dante, Goethe oder seinen Lieblingsdichter Heine, zu dessen gerechter Schätzung er durch zahlreiche Arbeiten beigetragen hat. Seine westfälische Landsmännin Annette von Droste-Hülshoff dankte ihm das erste, ihrer würdige Lebensbild. Hüffer, auf dessen Leben die von der Großmutter Kaufmann ererbte Schwäche der Augen wie ein dunkler Schatten lag, war eine weiche, fast ängstliche Gelehrtennatur. Peinlich genau in seinen Arbeiten, Meister der Form in dem, was er schrieb oder sprach, war er einer der besten Tischredner, die mir begegnet sind. Der Vetter, der zum lebenden Bestande des Elternhauses gehörte, führte dort auch seinen Freund Michael Bernays, den späteren Literaturprofessor in München, ein. Er hat die Eltern durch sein Talent, vorzulesen oder vorzutragen,

Digitized by Google

oft erfreut. Mitunter habe ich zuhören dürfen, wobei es sich einmal ereignete, daß Bernays seinen Vortrag mit dem seitdem bei uns gern wiederholten Ausruf: „Der Zauber ist gebrochen" jäh abschloß. Es war im Nebenzimmer beim Anrichten des Abendessens etwas laut mit den Tellern geklappert worden.

Auch die Geschwister Hüffers, die an dem Bonner Oheim mit vieler Liebe hingen, haben oft die gastliche Schwelle des Elternhauses überschritten. Es zieht vorüber in diesen Erinnerungen die grundgescheite Base Anna, deren Gatte, Kaufmann Karl Wilde in Amsterdam, Mitte der sechziger Jahre ein schönes Anwesen bei Brühl kaufte, auf dem wir fröhliche Stunden verlebten. Ferner Franz Hüffer, der in Bonn studierte und später in London als Musikschriftsteller großes Ansehen genoß. Er war einer der eifrigsten Vorkämpfer für Richard Wagner. Die Lieblingsnichte des Vaters war die früh verwitwete Laura Schmedding. Ihre Kenntnis griechischer und römischer Klassiker konnte auch auf Fachgelehrte Eindruck machen. Über religiöse Fragen, mit welchen sich ihr grübelnder Sinn eifrig beschäftigte, stritt sie wie ein Mann, leider ohne sich jemals zu einer sie befriedigenden Lösung durchzuringen. Eine solche Unterhaltung, die ich mit der auch von mir aufrichtig verehrten Base in späteren Jahren führte, mußte ich schließlich mit der scherzhaften Bemerkung abbrechen, daß, wenn Laura Schmedding einst an der Himmelstüre anklopfen würde, St. Petrus ihr wegen ihrer Zweifel und Schrullen tüchtig den Kopf waschen, die Engel aber dann die Himmelstüre öffnen würden mit den Worten: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen." Mit großer Verehrung sprach die Base von ihrem 1846 verstorbenen Schwiegervater Dr. Johann Heinrich Schmedding, der als Vortragender Rat im Preußischen Kultusministerium an der Gestaltung der kirchenpolitischen Verhältnisse in den ersten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts maßgebend beteiligt war. Sie hat auch eine Sammlung „Geistlicher Lieder" Schmeddings herausgegeben, teils Verdeutschungen lateinischer Hymnen, teils eigene Dichtungen, die in der Zeit größten Verfalls des katholischen Kirchengesanges der Tiefe und Innigkeit des alten Kirchenlieds das Bürgerrecht wieder eroberten. Von den Halbgeschwistern Hermann Hüffers gedenke ich Eduards, des Familienältesten, eines aufrechten, echten Westfalen, der den verbreiteten „Münsterischen Anzeiger" begründete und den ererbten Aschendorffschen Verlag mit Erfolg ausgestaltet hat, der gemütvollen „Marquise" Marie Ophoyen in Ruhrort, bei der ich oft zu Gast war, der „königlichen" Kaufleute Leopold Hüffer in Paris und seines durch großzügigen Wohltätigkeitssinn ausgezeichneten, als „Baron Uffero" volkstümlichen Bruders Wilhelm in Rom. Zwei anderen Hüfferschen Geschwistern werden wir später begegnen.

Mannigfaltige Anregung, aus der auch seine Familie Nutzen zog, fand der Vater in dem meist aus Professoren der rheinischen Universität gebildeten „Bonner Freundeskränzchen". Man versammelte sich im Winter Samstagabends abwechselnd bei den einzelnen Mitgliedern. Der Gastgeber hielt einen wissenschaftlichen Vortrag, an den sich ein Essen anschloß. Der Vater pflegte seine Vorträge sorgfältig vorzubereiten und sich über sie mit uns eingehend zu unterhalten. Sie behandelten vornehmlich Kunst und rheinische Geschichte, daneben noch andere Gebiete aus dem Kreise seiner wissenschaftlichen Neigungen. Tagte das Kränzchen bei uns, so hatte ich für die Zigarren zu sorgen. Sie waren zu Hause nicht vorrätig, da der Vater leidenschaftlicher Nichtraucher war. Bei einem benachbarten Stadtrat, der mit Kolonialwaren handelte, kaufte ich dann einige Bläschen mit Zigarren ein. Es waren noch bescheidene Zeiten. Meist wurde ich gut bedient. Nur einmal muß sich der Stadtrat in der Marke vergriffen haben, denn mehreren Gästen ist es nach dem Genuß der Zigarren jämmerlich schlecht geworden. Von Mitgliedern des Kränzchens, die ihre Zuneigung für den Vater auch auf seine Kinder übertrugen, erwähne ich Argelander, den berühmten Astronomen, der von seiner Jugendfreundschaft mit König Friedrich Wilhelm IV. und Kaiser Wilhelm I. während ihres Aufenthalts in Memel und Königsberg nach dem verhängnisvollen Tilsiter Frieden von 1807 anregend erzählte. Schlichtes Wesen und warmer Sinn für Edles und Schönes zeichneten den Anthropologen Schaaffhausen aus. Durch seine Funde in der Neandertalhöhle und durch ausgedehnte Schädeluntersuchungen hat er die Erforschung der menschlichen Urgeschichte glücklich gefördert. Als echter Rheinländer pflegte er in seinem Bonner Heim und auf seinem Landgut in Honnef eine auch von mir dankbar genossene Gastfreundschaft. Als ein Geschenk Schaaffhausens bewahre ich die erste Niederschrift der oft vertonten Brautgedichte seines Freundes Wolfgang Müller von Königswinter, deren letztes mit den Worten beginnt: „O danke nicht für diese Lieder, mir ziemt es, dankbar dir zu sein." Den „alten Nöggerath", den trefflichen auch von Goethe geschätzten Geologen, über den seines Kinderreichtums wegen viele Geschichten umliefen, habe ich mit erstaunlicher Frische von den letzten Tagen des Kölner Kurfürstaats plaudern hören. Es waren freundliche Züge im Bilde des Kurfürsten Max Franz, der als ein pflichttreuer und leutseliger, steifem Zeremoniell abgeneigter Landesherr dankbare Erinnerung genoß. Als der vier- oder fünfjährige Nöggerath eines Tages mit seiner Mutter an der offenen Haustüre ihrer Wohnung auf dem Viereckplatze stand, kam der Kurfürst vorüber. Wir hörten schon, daß er einen schlichten Mantel und langes, glattes, unfrisiertes Haar zu tragen pflegte. „Jakobchen, mach dein Kompliment, das ist der Kurfürst",

Digitized by Google

sprach die Mutter zum Knaben. Dieser erwiderte aber laut: „Das soll ein schöner Kurfürst sein, der die Haare so um den Kopf hängen läßt.“ Max Franz, der diese Bemerkung gehört hatte, trat zu dem Kleinen mit den Worten: „Du bist ja ein rechter Kommandant des Viereckplatzes“, und entfernte sich dann lachend. Als der kleine Nöggerath einige Tage später im Hofgarten spielte, fuhr der Kurfürst im offenen Wagen an ihm vorüber. Er erkannte den Kommandanten des Viereckplatzes wieder und nahm ihn mit sich nach Godesberg, wo er den Knaben mit Süßigkeiten beschenkte. Max Franz ließ eine Günstlingswirtschaft, wie sie Graf Belderbusch unter seinem Vorgänger betrieben, nicht aufkommen. Wer bei Belderbusch etwas erreichen wollte, mußte sich ihm oder noch besser seiner Freundin, der Äbtissin von Vilich, vorher erkenntlich zeigen. Nöggerath erzählte von zwei jungen Bonnern, von denen einer dem Geldgeschenke, das er der Äbtissin übersandt, seine Hofratsstelle dankte. Der andere, den Belderbusch zu Tisch geladen und plötzlich mit der Äbtissin an der Tafel allein ließ, verstand diesen Wink des Schicksals nicht. Ohne der Dame ein „Präsent“ gemacht zu haben, zog er sich verlegen zurück und hat auf die erbetene Anstellung vergeblich gewartet. Belderbusch war nach seinem Tode in der Rundkirche zum heiligen Martin, wo sich die vornehme Gesellschaft beisetzen ließ, beerdigt worden. Bei dem Abbruch der Kirche im Jahre 1812 fand man nach Nöggeraths Bericht Belderbuschs Sarg neben der Vilicher Äbtissin.

Wer die schattigen Alleen des Bonner Hofgartens besuchte, war sicher, den berühmtesten Vertretern der deutschen Gelehrtenwelt zu begegnen. Auf zwei alte, fast erblindete Professoren, die sich dort spazierenführen ließen, hat uns der Vater häufig hingewiesen. Es waren der Begründer der romanischen Philologie Friedrich Diez und Christian Lassen, der hervorragende Lehrer der indischen Altertumswissenschaft. Diez, mit dem sich der Vater gern unterhielt, war immer gütig und heiter, während Lassen siech und vergrämt ausschaute. In einer die „Geistliche Börse“ genannten Allee fand sich um die Mittagsstunde ein Kreis von Gelehrten zusammen, zu denen die Theologieprofessoren Dieringer, Floß, Knodt, Langen, Reusch und von Bonner Laien die Rechtslehrer Walter und Bauerband, sowie der Geschichtsschreiber Alfred von Reumont gehörten. Gemeinsame religiöse und wissenschaftliche Interessen führten diesem Kreise auch den Vater zu. Nicht ohne Einfluß der Mutter, einer aufrichtig frommen, von fröhlichem Gottvertrauen erfüllten Frau, hatte der Vater im Laufe der Jahre den Weg von einer freieren Auffassung zu echt kirchlicher, aber in bestem Sinne duldsamer Gesinnung gefunden. Von den Mitgliedern der Geistlichen Börse standen ihm Dieringer, Floß und Walter am nächsten. Auch Reumont schätzte er vorzüglich wert. Bei Franz Xaver Dieringer, einem Schwaben, saß ein heller Kopf über einem warmen Herzen. Ihn hatte Kardinal von Geißel als Professor am Speyerer Lyzeum schätzen gelernt und später für die Bonner theologische Fakultät sowie das Kölner Domkapitel gewonnen. Nach seiner ganzen Persönlichkeit, in der geistige Vorzüge mit gewinnenden Umgangsformen und einer eindrucksvollen äußeren Erscheinung vereinigt waren, schien Dieringer ein berufener Anwärter für die höchsten kirchlichen Ämter. Daß sein Name in der Liste der Bewerber für den bischöflichen Stuhl in Paderborn und Trier sowie später als Nachfolger Geißels für Köln von der Regierung gestrichen wurde, gehört zu den vielen Unbegreiflichkeiten bei Behandlung derartiger Personalfragen. Das gastliche Haus Dieringers habe ich oft besucht, bin dort auch seinem Gönner, dem Kardinal von Geißel, begegnet. Dieser war wohl der bedeutendste unter den deutschen Bischöfen des 19. Jahrhunderts. Ich sehe noch den pfälzischen Bauernsohn, würdig wie einen geborenen Kirchenfürsten, an der Spitze einer Prozession in Bonn einziehen. Von dem tiefen Eindruck, den seine von edler, freimütiger Wärme erfüllte Ansprache bei der Krönungsfeier in Königsberg 1861 hinterließ, hat der Vater häufig gesprochen. Dieringer erlag den aufregenden Kämpfen, welche das Unfehlbarkeitsdogma in den akademischen Kreisen Bonns, dem Hauptsitz der altkatholischen Bewegung, hervorrief. Nicht ohne eigene Schuld, da er sich zunächst mit den Gegnern des Vatikanums weitgehend eingelassen hatte. Vieles wäre für ihn selbst und die Bonner theologische Fakultät anders geworden, wenn Dieringer der Einladung zum Eintritt in die das Konzil vorbereitende Römische Kommission entsprochen hätte. Er verließ Bonn und übernahm ein Pfarramt in seiner schwäbischen Heimat. Als ich ihn dort 1875 besuchte, fand ich einen schwer leidenden Mann wieder, dessen Kraft die tragisch ausklingenden Bonner Erlebnisse gebrochen hatten und dem Freund Hein schon über die Schulter schaute. Am Abend vor der Abreise schüttete er mir über sein Verhältnis zu Döllinger und über dessen vielberufene „Janusbriefe“ das Herz aus. Schon ein Jahr später schlug Dieringers letztes Stündlein. Heinrich Floß gehörte zu den gelehrtesten Mitgliedern der theologischen Fakultät. Wer den stattlichen, vornehm ausschauenden Mann sah, ahnte nicht, daß er ein Kind schlichter Landleute war. In der rheinischen Kirchengeschichte galt Floß als erster Fachmann. Größte Anspruchslosigkeit und unerschöpfliche Herzensgüte zeichneten ihn aus. Bedürftigen in geistiger und leiblicher Not beizustehen, war für Floß Lebensbedürfnis. Sein Haus bevölkerte eine Schar von Verwandten, für die er wie ein Vater sorgte. In den Lebenserinnerungen Hermann Hüffers findet sich eine hübsche Bemerkung über das selten Edle im Wesen seines Freundes Floß. Man erzählt, so

Digitized by Google

heißt es dort, von einem kaiserlichen Husaren im Dreißigjährigen Kriege, er habe nach der Schlacht einem verwundeten Schweden eine Labung bringen wollen, und als der Verwundete eine Pistole auf ihn abfeuerte, in gutmütigem Ärger ausgerufen: „Du solltest die ganze Flasche bekommen, jetzt bekommst du nur die halbe.“ Ich bin überzeugt, meint Hüffer, Floß hätte sogar die ganze Flasche hingegeben. Der gute Professor kam häufig spät abends zu uns, meist, um für fremde Anliegen die Teilnahme der Eltern anzuregen. Als Knabe begleitete ich ihn einmal zur Kirmesfeier in sein Heimatsdorf, das nahe bei Rheinbach lag und dem von einer Burgruine geschmückten Tomberg, dem einstigen Wohnsitz der mit den Ottonen versippten Pfalzgrafen von Lothringen. Es überraschte mich, wie der „geistliche Herr“, mit dem wir zu Hause frisch und frank verkehrten, von seiner Verwandtschaft mit größter Ehrfurcht behandelt wurde. Einen noch stärkeren Eindruck hinterließ aber die rührend liebevolle, fast kindliche Art, in der Floß mit seiner alten Mutter umging. Unter den übergroßen Anstrengungen in der während der Kulturkampfzeit verwaisten Bonner theologischen Fakultät ist er 1881 zusammengebrochen. In seinem Geburtsorte wurde Floß beerdigt. Auf dem Grabstein liest man die schönen sinnigen Worte: Tempestatis hostia cecidit flos. Der Jurist Ferdinand Walter genoß wegen seiner wissenschaftlichen Kenntnisse und seiner ausgezeichneten Lehrgabe verdienten Ruf. Vor allem hatte er auf dem Gebiete des Kirchenrechts bahnbrechend gewirkt. Seine Gattin war eine Tochter des Bonner Professors Windischmann, der zwei Fakultäten, der juristischen und medizinischen angehört, dazu noch maßgebend in theologische Streitigkeiten seiner Zeit eingegriffen hat. Er galt als der Führer im Kampfe gegen das schon erwähnte Lehrsystem des Theologen Hermes. Frau Walter und ihre Tochter Therese gehörten zu den nächsten Freundinnen der Mutter. Häufig habe ich diese zu Walters begleitet. Die Damen versammelten sich beim Tee um den Hausherrn, der eines Augenleidens wegen, das später zu völliger Erblindung führte, am Abend nicht mehr arbeiten durfte. Wir hörten dann andächtig dem alten Professor mit dem ausdrucksvollen Gelehrtenkopfe zu, der in stets gewählter Redeform aus dem reichen Schatze seiner Erinnerungen erzählte. Walter hatte vieles ererbt. Aus Wetzlar gebürtig, nahm er als Freiwilliger in einem Donischen Kosakenregiment an den Befreiungskriegen teil, wurde in Heidelberg Privatdozent und später Professor in Bonn. In der Nationalversammlung von 1848 und später in der Ersten Kammer hatte er entschieden auf seiten der Krone gestanden. Auf karitativem Gebiete schuldete ihm Bonn besonderen Dank. In meiner Handschriftensammlung befinden sich zahlreiche Stücke, die Walter mir verehrt hat. Darunter Briefe von Stein, Niebuhr, dem Prinzen von Preußen, dem späteren Kaiser Wilhelm I., und von vielen fürstlichen Besuchern der Bonner Universität, die Zuhörer Walters gewesen waren. Bei den Walterschen Teeabenden lernte ich auch das Ehepaar von Gerolt kennen. Er hatte, bevor er nach Bonn übersiedelte, die Stelle eines Gesandten des Norddeutschen Bundes bei den Vereinigten Staaten von Nordamerika bekleidet. Die Gattin, eine gütige ältere Dame, war eine Schwester Walters. Dieser ist 1879 im hohen Alter von 85 Jahren verschieden. In Alfred von Reumont, der nach langjähriger diplomatischer Tätigkeit in Italien mit zwei Schwestern in Bonn lebte, wohnte ein feiner Geist in einem unscheinbaren, fast häßlichen Körper. Aus den Unterhaltungen mit dem Vater lernte ich sein ausgezeichnetes Gefühl für Kunst und Literatur kennen. Reumonts Wissen über Land und Leute Italiens war erstaunlich. Er sprach aber gefälliger als er schrieb. Denn seine Werke, die eine Fundgrube für die neuere italienische Geschichte bilden, lesen sich schwer. Reumont erzählte mitunter auch von seinen nahen persönlichen Beziehungen zu Friedrich Wilhelm IV. und seiner Gemahlin, die er später in dem Buche „Aus Friedrich Wilhelms IV. gesunden und kranken Tagen“ dargestellt hat. Der von Reumont begleiteten Königin Elisabeth, die noch in ihren letzten Lebensjahren durch edle Haltung auffiel, sind wir einmal auf einem Ausflug in das Ahrtal begegnet.

Die musikalischen Anregungen im Elternhause, die uns den Weg zu den schönsten und reinsten Freuden des Lebens erschlossen, zähle ich zu meinen liebsten Erinnerungen. Mit der Mutter sangen wir schon früh Volkslieder und die anmutigen Kinderlieder von Johanna Kinkel oder Wilhelm Taubert. Das Taubertsche Lied vom „Kleinen Jakob“, einem Hirtenbuben, den Eltern und Geschwister vergeblich suchten, weil ihn der Elfenkönig in sein unterirdisches Schloß gelockt hatte, rührte uns immer zu Tränen. Später wurde auch Kammermusik zu Hause fleißig betrieben. Neben Bach, Beethoven, Mozart und Haydn waren die Romantiker Weber, Schubert, Mendelssohn und Schumann von den Eltern besonders geschätzt. Die Rheinländer bevorzugen bekanntlich das Sinnfällige, Melodische in der Musik. Für Programmusik waren Vater und Mutter nicht eingenommen. Zu Wagner sind sie nie in ein warmes Verhältnis getreten, auch mit Brahms befreundeten sie sich nur langsam. Unvergeßlich bleiben mir die Stunden, in denen der Vater uns die reichen Schönheiten des Schubertschen und Schumannschen Liederschatzes enthüllte, er mit der Großmutter Michels Mendelssohnsche Duette oder die stimmungsvollen Lieder seiner Lehrerin Johanna Kinkel, meist Vertonungen der Gedichte ihres Mannes, sang. Zuweilen überraschte er uns als Jäger verkleidet, eine Büchse im Arme, um die ihm

Digitized by Google

besonders zusagenden Arien des Max aus dem Freischütz vorzutragen. In einem Konzerte, das in den sechziger Jahren zugunsten der notleidenden Ostpreußen von Bonner Kunstliebhabern veranstaltet wurde, habe ich von dem Vater die wunderbare Arie des Fernando aus dem Schluß des Fidelio zuerst gehört.

Nachdem mich der Organist an der Münsterkirche, Scharrenbroich, in den Anfangsgründen des Klavierspiels unterwiesen, wurde Wilhelm Neuland, ein begabter Tonkünstler, mein Lehrer. Neuland, dessen zwei große Messen früher im Kölner Dom und im Aachener Münster häufig aufgeführt wurden, war in Bonn geboren. Kurz vor dem Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges hatte er sich nach langjährigem Aufenthalt in London und Calais in seine Vaterstadt zurückgezogen. In dem stattlichen, aus der kurfürstlichen Zeit stammenden von Trottischen Hause auf dem Belderberg, das Neuland erwarb, stellte er seine Bildersammlung auf. Unter den etwa 150 Gemälden befanden sich gute Arbeiten von Rubens, Jordaens, Terborch, Cuyp, de Heem. In einer schönen italienischen Darstellung der Heiligen Familie glaubte man ein Werk Andrea del Sartos zu erkennen. Ein Bild aus Raffaels Schule war durch prächtige Farbengebung ausgezeichnet, und eine Rötelzeichnung der Geißelung Christi verriet Anklänge an Albrecht Dürer. Ich war, glaube ich, kein leicht zu behandelnder Schüler. Aber der unendlich geduldige Neuland erreichte es doch, daß ich mich an Bach, Beethoven und Chopin wagen, den Vater beim Gesange begleiten und bei den Kammermusikabenden im Elternhause mitwirken konnte. Gern gedenke ich auch der musikalischen Förderung durch Adele von Asten, der ältesten Tochter von Gottfried Kinkel. Letzterer hatte während meiner Universitätszeit die alten Beziehungen zum Vater wieder aufgenommen. Seine Tochter, die in Barmen lebte, kam häufig zu den Eltern und erfreute sie durch ihr prächtiges Klavierspiel und ihre lebendige, heitere Unterhaltung. Es machte dem guten Neuland und mir große Freude, daß sie meinen Vortrag Chopinscher Werke, die ich damals viel spielte, lobte. Neuland erinnerte in seinen gewählten Formen an die Zeit des ancien régime. Nur eines gefiel den Eltern an dem sonst so wohlerzogenen Manne nicht. Neuland schnupfte stark. Einmal in der Woche war er gewöhnlich bei uns abends zu Gaste. Ging das Essen zu Ende, so hieß es in der Kinderecke: „Herr Neuland nimmt sein Döschen schon wieder aus dem Höschen.“ Dann wanderte seine silberne Tabaksdose am Tische herum. Kamen wir zu später Stunde an seiner Wohnung vorüber und war noch Licht in Neulands Zimmer, so erscholl in allen Tonarten der bekannte Ruf nach dem Döschen durch die stille Nacht. Dann erschien Neuland am Fenster mit einer Zipfelmütze auf dem Kopfe, die ihm possierlich stand, winkte uns freundlich zu und ließ an einem Bindfaden die Dose auf die Straße hinab. Ein für Spitzwegs Pinsel würdiges Bild. Den alten Herrn beschäftigte eifrig das dunkle Reich der Mystik. Er erzählte gern von Bonner Stadtgespenstern, wie dem „Jesuit ohne Kopf“, der sich in dem Gymnasium, einem früheren Jesuitenkolleg, zeigte, von dem „Herzemännchen“, einem freundlichen Hausgeiste, ähnlich den von August Kopisch besungenen Kölner Heinzelmännchen, dem „Malztier“, einer Schreckgestalt, die Stadt- und Dorfgespenster häufig annehmen, oder von dem uns schon bekannten, wegen seiner Habgier und Günstlingswirtschaft verhaßten Minister von Belderbusch. Jeden Abend trägt ihn ein Mönch in einem Sacke über den Rhein; er irrt dann ruhelos im Siebengebirge umher. Eine spukhafte Bonner Person aus Neulands Jugendzeit war der „Dudeliker“. Die Wohnung hatte er von oben bis unten mit Totenzetteln beklebt. Sein Erscheinen in der Nähe eines Hauses, in dem ein Kranker lag, kündigte dessen baldiges Ableben an. Eine Reihe merkwürdiger Vorgänge, von denen Neuland erzählte, hatte sein Bruder erlebt. Er war Sakristan an der Bonner Remigiuskirche, ein in sich gekehrter Mensch, der sich der Gabe des zweiten Gesichts rühmte. Wurden Neulands Schilderungen allzu gruselig, so griff der Vater ein. Bei manchen auffälligen Begebenheiten, so meinte er, die man nicht leichter Hand als Ausgeburten einer überhitzten Phantasie abtun dürfe, wirkten sich vielleicht in ihren letzten Wirkungen noch nicht enthüllte Kräfte aus. Gleichwohl sollten wir uns vor allzu großer Leichtgläubigkeit hüten. Das „Tischrücken“ hätte seinerzeit den klügsten Leuten in Bonn die Köpfe verwirrt. Als Bestätigung dafür, daß es in der Tat nach dem Hamletschen Worte mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als menschliche Schulweisheit sich träumen läßt, pflegte der Vater auf die an räumliche Schranken nicht gebundenen Beziehungen zwischen Sterbenden und ihnen nahestehenden Personen hinzuweisen. Seine oft wiederholte Erzählung von dem Abte des rheinischen Stiftes Steinfeld, mit Namen Begaß, der einem vertrauten nach Stockholm verpflanzten Konventualen in der Todesstunde erschien, blieb mir fast wörtlich im Gedächtnis. Manche ältere Personen haben eine unüberwindliche Scheu vor letztwilligen Verfügungen. Auch Neuland hat sie abgehalten, den Fortbestand seiner Gemäldesammlung, etwa als Grundstock für ein Bonner Museum, sicherzustellen. Sie wurde statt dessen nach seinem Tode, im Jahre 1889, in alle Winde zerstreut.

Bonn besaß in dem städtischen Gesangverein einen Chor mit schönen frischen Stimmen, dagegen kein ständiges Orchester. Eine zum Teil aus nicht zünftigen Musikern bestehende Vereinigung für Instrumentalmusik, der Beethovenverein, wurde bei Konzerten durch Kölner Kräfte ergänzt. Die Leistungen des Beethovenvereins waren zwar nicht erstklassige, immerhin

Digitized by Google

habe ich manche, besonders Mozartsche und Haydnsche Tonwerke, durch ihn kennengelernt. Einiger erinnere ich mich noch deutlich. So der Aufführung der Haydnschen Abschiedssimphonie an einem Abend vor Weiberfastnacht. Mit dem Hornisten und Flötisten beginnend, löschten sämtliche Spieler nacheinander die Lichter an ihren Pulten aus und entfernten sich, bis zuletzt noch zwei einsame Geiger in dem dunkel gewordenen Orchester den Satz zu Ende brachten. Das erste größere Chorwerk, welches ich hörte, war Bachs Matthäus-Passion, die im Winter 1870 zum ersten Male in Bonn aufgeführt wurde. Den Evangelisten sang Professor Schneider aus Köln. Seine tiefempfundene Wiedergabe der Worte des Evangelisten, wie der von Reue über den Verrat des Meisters erfüllte Petrus „weinte bitterlich", hinterließ einen bleibenden Eindruck. Wie oft hat mich später das durch Verbindung höchster Kunst des Satzes mit Tiefe des Ausdrucks und musikalischer Erfindung unvergleichliche Bachsche Tonwerk erbaut. Seitdem ich in Berlin lebe, fehlte ich nur selten unter den andächtigen Zuhörern in der Singakademie, wo bekanntlich der junge Felix Mendelssohn 1829 die Matthäus-Passion aus tiefem Schlaf in den Archiven wieder an das Licht gebracht hatte. Die Karwoche und Weihnachten ohne Bachs Matthäus-Passion und Weihnachtsoratorium würden mich wie Rom ohne Papst anmuten. Schneiders literarisch vielseitig tätige Gattin hat mich später in Berlin häufig besucht und durch ihren schönen Vortrag Goethescher Gedichte erfreut. Es war eine Ehrensache für die Stadt Bonn, den hundertsten Geburtstag ihres größten Sohnes, Ludwig van Beethovens, würdig zu begehen. Für die Feier war ein neuer Saal, die Beethovenhalle, gebaut worden. Der Vater kam erfreut nach Hause, als sich bei der ersten Probe die Klangwirkung des Saales über Erwarten günstig erwiesen hatte. Das für den 17. Dezember 1870 geplante Musikfest mußte wegen der Kriegswirren in den August 1871 verschoben werden. Eines der Konzerte, dem ich beiwohnte, brachte das von Joseph Joachim vorgetragene Violinkonzert und die Ouvertüre zu Leonore Nr. 3. Der mächtig anstürmende Satz des Streichquartetts am Schlusse der Ouvertüre löste einen Beifallssturm aus, wie ich ihn kaum stärker im Konzertsaal erlebt habe. Unter den Gästen, die meine Eltern während der Festtage bei sich sahen, befand sich der liebenswürdige Dr. Gerhard von Breuning, ein Sohn von Beethovens Jugendfreund Stephan von Breuning. Er erzählte von der letzten Lebenszeit Beethovens und schilderte dabei anschaulich die äußere Erscheinung und das bei aller oft launenhaften Eigenart Erhabene und Rührende in dem großen edlen Künstler. Breuning kam auch auf die Worte zu sprechen, die Beethoven nach Empfang der Sterbsakramente an den Geistlichen gerichtet haben sollte: Plaudite amici, finita est comoedia. Er wies solche dem ernsten Sinne Beethovens nicht entsprechende Spötterei zurück, wollte vielmehr von ihm diese Worte nach einer der letzten ärztlichen Beratungen gehört haben. Angeregt durch die Bonner Festtage hat Breuning seine Erinnerungen später in einer Schrift „Aus dem Schwarzspanierhause" veröffentlicht. Die Schumannfeier im August 1873, deren Zustandekommen wieder zu einem guten Teil ein Verdienst des Vaters war, sollte die Mittel für ein würdiges Grabdenkmal Schumanns auf dem Bonner Friedhof schaffen. Als Mitglied des Gesangchors habe ich an dem Feste teilgenommen. Unser Bonner Musikdirektor Joseph von Wasielewski, der bekannte Musikschriftsteller und geistreiche Plauderer, hatte Paradies und Peri, sowie die Faustszenen Schumanns fleißig mit uns geübt. An den letzten Proben nahmen Joseph und Amalie Joachim teil. Die einnehmende Persönlichkeit des großen Geigers gewann unsere Herzen ebenso rasch wie der edle Gesang und holde Liebreiz seiner Gattin. Dem Feste verlieh die Anwesenheit von Klara Schumann, die von ihren Kindern und Johannes Brahms begleitet war, eine besondere Weihe. Es war ein ergreifender Augenblick, als die Witwe des gefeierten Künstlers am Klavier erschien, um das Schumannsche Konzert vorzutragen. Julius Stockhausen erntete reichen Beifall in den Faustszenen. Durch ihn kam das Mystisch-visionäre der Erscheinung der „Mater gloriosa in ihrem Sternenkranze", die der Doktor Marianus in Tönen tiefster Ergriffenheit feiert, zu vollendetem Ausdruck. Nach Schluß des Festes fanden sich die Teilnehmer auf einer gemeinsamen Rheinfahrt nach Rolandseck zusammen. Ich war bei der Bedienung der Ehrengäste behilflich. Voll stillen Glückes hielt Klara Schumann, der ich aufwarten durfte, im Kreise ihrer Familie und ihrer Getreuen Umschau. Bei ihr saß auch Johannes Brahms. Schon an den geselligen Abenden der Konzerttage hatte ich den noch bartlosen, jugendlich ausschauenden Künstler bei der Abwehr allzu stürmischer Huldigungen weiblicher Verehrer beobachtet. Zwischen Frau Schumann und dem wegen der Leitung und der Vortragsfolge des Festes grollenden Brahms hatten die Bonner Tage eine Versöhnung gebracht. Diese köstlichen Erinnerungen habe ich viele Jahre später in einer Unterhaltung mit Joseph Joachim noch einmal aufgefrischt. Wir trafen uns in einem kleinen Kreise von Gästen, die sich im Hause des Generaldirektors der Berliner Museen, Richard Schöne, um den Pariser Bildhauer Bartholomé, den Schöpfer des ergreifenden Monument aux morts auf dem Friedhofe Père-Lachaise, vereinigt hatten. In warmen Worten gedachte Joachim der Verdienste des Vaters um die Pflege der Musik in Bonn. Mit wohltuender Offenheit sprach er sich auch über Tonkünstler aus, die mehr mit dem Kopfe und mit Hilfe marktschreierischer Ankündigung als mit dem Herzen und mit ehrfürchtiger Liebe für die

Digitized by Google

Kunst arbeiten. Es war nicht lange vor Joachims letzter Krankheit. Er klagte über die Abnahme seiner Kräfte. Als musiziert wurde, zog er sich in ein Nebenzimmer zurück, da er unter einer reizhaften Empfindlichkeit des Gehörs leide. Bei jedem Tone klinge, wie er sagte, die Quinte im Ohre mit. Noch anderen musikalischen Berühmtheiten bin ich in der Jugend begegnet. Zunächst Ferdinand Hiller aus Köln. Bei Hummel in Weimar ausgebildet, hatte er noch vor Goethe und Beethoven gespielt, später als Kapellmeister die halbe Welt durchreist, in Paris 1852 den Fidelio zum erstenmal zur Aufführung gebracht, vieles, jetzt meist Vergessenes, vertont und über dreißig Jahre als Leiter der Kölner Gürzenich-Konzerte zu den maßgebenden Persönlichkeiten im rheinischen Musikleben gehört. Seine geistvolle Feder, die sich nicht bloß auf musikalischem Gebiete betätigte, genoß verdiente Anerkennung. Den behäbigen Hiller habe ich oft an der Spitze des Orchesters oder am Klavier bewundert, wo er durch sein weiches, einschmeichelndes Spiel vor allem Mozart trefflich zu Gehör brachte. Giuseppe Verdi sah ich, als er leidenschaftlich, fast ungestüm, sein Requiem in einem der Kölner Gürzenich-Konzerte leitete. Auch den in den Spuren Mendelssohns wandelnden dänischen Komponisten Niels Gade lernte ich im Elternhause kennen. Er war ein lebhafter kleiner Herr von gewinnendem Wesen.

In den letzten Jahren der Gymnasialzeit gestatteten mir die Eltern den öfteren Besuch des Theaters, wozu es nach der strengen Schulordnung auch der Erlaubnis des Klassenlehrers bedurfte. Die stolzen Tage, welche die Bonner Bühne, ein Gegenstück zu der von Mannheim und Gotha, in der kurfürstlichen Zeit erlebt hatte, waren längst vorüber. Damals leiteten Großmann, ein Freund Lessings, und Hellmuth, frühere Mitglieder der berühmten Seylerschen Truppe, dann Reicha und Neefe Schauspiel und Oper. Ausgezeichnete Kräfte, wie Joseph Lux, Christine Keilholz und Friederike Flittner, die spätere Berliner Hofschauspielerin Unzelmann, trugen dazu bei, nach dem Wunsche des vorletzten Kurfürsten „die deutsche Schauspielkunst zu einer Sittenschule für sein Volk zu erheben." In Bonn erlebte Schillers Fiesco im Juli 1783 seine erste Aufführung und hat Beethoven vier Jahre lang als Mitglied des Orchesters des Hoftheaters seine musikalische Kenntnis und Erfahrung bereichert. Hier wurden die Grundlagen für Beethovens künftige Entwicklung gelegt. Aber auch in meiner Jugend genoß das Bonner Theater einen guten Ruf. Ihn verdankte es wesentlich dem Umstand, daß von der Bonner städtischen Verwaltung in weiser Selbstbeschränkung der Kölner Truppe zugleich der Betrieb des Bonner Theaters übertragen worden war. Die Kölner verfügten in den siebziger und achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts über vorzügliche Kräfte. Es sei an Künstler wie Mayer und Götze, an die Sängerinnen Lehmann, Ottiker und Kallmann erinnert. Auf diese Weise wurde den Bonner Theaterfreunden viel mehr geboten, als in einer kleinen Stadt mit mäßigen Mitteln sonst möglich gewesen wäre. Zweimal in der Woche kamen die Kölner zu den Aufführungen in dem anspruchslosen aber behaglichen Bonner Theater herüber. Die Vorstellungen begannen schon um 6 Uhr abends, da die Truppe kurz nach 9 Uhr wieder nach Hause fuhr. Um den Zug nicht zu versäumen, wurde bei längeren Stücken unbarmherzig gekürzt. Die Tage Wagners waren noch nicht gekommen. Mozart, Beethoven, Weber und Lortzing, Boieldieu, Rossini, Donizetti und Auber beherrschten die Oper mit Werken, die zum großen Teile heute noch als lebendige Kraft wirken. Das Schauspiel stand an Bedeutung zurück. Mitunter erschienen berühmte Gäste, wie Possart, Haase, die Ziegler oder andere. Das brachte stets übervolle Häuser. Wir Gymnasiasten thronten dann auf dem höchsten Range des Theaters, dem sogenannten Olymp. Für alles zweideutige oder gar Unreine war das Bonner Theater verschlossen. An dieser guten Überlieferung aus der kurfürstlichen Zeit hatte man festgehalten.

* * *

Ein besonderer Abschnitt soll dem alten Bonner Friedhof gewidmet werden, auf dem ich als Kind so oft mit den Eltern umhergewandert bin. Der Vater war hier der berufenste Führer. Mit anderen sinnigen Naturen teilte er ein lebhaftes Interesse für Friedhöfe. In der Pflege und künstlerischen Ausgestaltung des Campo santo der Vaterstadt erblickte er eine seiner liebsten amtlichen Aufgaben. Manches von dem, was er über seine stillen Bewohner anregend zu erzählen wußte, habe ich in treuer Erinnerung bewahrt.

Der einst außerhalb der Stadt gelegene Friedhof war ursprünglich für die kurfürstlichen Soldaten, für Arme und Fremde bestimmt gewesen. Die Bürger setzte man in den Pfarrkirchen oder in ihrer Umgebung bei. Der reformfreundliche Kurfürst Max Franz, der die Pfarrkirchhöfe aufhob, wandelte den Militärfriedhof zum allgemeinen Begräbnisplatz um. Daß sich auffallend wenige ältere Grabmäler auf ihm befinden, erklärt sich wohl daraus, daß die in den unheilvollen Zeiten nach dem Zusammenbruche des Kurstaats wirtschaftlich wie seelisch erschütterte Bevölkerung den Sinn und auch die Mittel für einen dauerhaften Schmuck der Ruhestätten ihrer Toten verloren hatte. Erst ein in neuen, gefestigten Verhältnissen erwachsenes Geschlecht, dem die Toten wieder mehr waren als vorübergezogene Wellen oder verklungene Lieder, hat hier alte gute Überlieferungen wieder aufgenommen.

An der Kirchhofsmauer zur Linken des Eintretenden befindet sich ein mit romanischen Säulen und anderen alten Bauteilen geziertes

Digitized by Google

Grabmal. Seine Schmuckstücke stammen aus der in französischer Zeit niedergelegten Rundkirche zum heiligen Martin in Bonn, die als eine der ältesten Taufkirchen auf deutschem Boden baugeschichtlich von besonderem Werte war. Ihr Abbruch war ein Zeichen damaliger geistiger Stumpfheit, ein „trauriges Denkmal neuer Barbarei", wie Sulpiz Boisserée die gleichzeitige Zerstörung der Zisterzienserabtei Heisterbach bezeichnet hat. In jenem Grabe ruht einer der wenigen Einsichtigen, die gegen solch unbegreifliche Zerstörung ehrwürdiger Bauwerke und gewissenlose Verschleuderung ihrer Schätze vergeblich ihre Stimme erhoben. Die Martinskirche hatte er zu einer Gedenkhalle für berühmte Bonner umgestalten wollen, „in der die Namen Beethoven, Ries, Salomon und andere wiederhallen sollten, im Ausland gepriesen, von uns kaum geehrt." Es war der 1819 verstorbene Kanonikus Franz Pick. Sein Name verdient neben dem Wallrafs, der Gebrüder Boisserée, Städels und anderer rheinischer Sammler jener Zeit mit Ehren genannt zu werden. Goethe, der 1815 den „heiteren, geistreichen Mann" auf der denkwürdigen Fahrt „zu des Rheins gestreckten Hügeln" besuchte, hat seiner in dem Aufsatz über Kunst und Altertum am Rhein und Main anerkennend gedacht. Er rühmt die reizvolle Aufstellung der Pickschen Schätze, vor Allen der plastischen Stücke auf einer Gartenterrasse, „wo das Talent eines geistreichen Konservators sich in vollem Glanze zeigt". Ein wohlerhaltenes Basrelief, das die schlimmen Folgen der Trunksucht darstellte, aufgebaut unter einer Weinranke, die gerade voller Trauben hing, hat Goethe besonders gefallen. Er erwähnt auch die Inschriften über den Türen der Sammlungsräume, von denen manche „bedenkliches Lächeln" erregten. Auf eine, so erzählte der Vater, habe Goethe mit der Frage hingewiesen, ob sie auch auf ihn zuträfe. Sie lautete nämlich: Nullum grande ingenium sine mixtura dementiae. Schlagfertig soll Pick erwidert haben: Nulla regula sine exceptione. Man muß es heute noch beklagen, daß diese Sammlung, die außer hervorragenden alten Bildwerken, wertvollen Handschriften und mittelalterlichen kunstgewerblichen Arbeiten viele Kupferstiche, Holzschnitte und Gemälde, darunter erster Meister, wie van Eyck, van der Weyden, Dürer, Cranach und Rubens enthielt, nicht vom preußischen Staate erworben wurde. Dabei handelte es sich nur um einen Preis von 20 000 Reichstalern. Glücklicherweise ist eine andere rheinische Sammlung, die der Gebrüder Boisserée, durch den herzhaften Zugriff König Ludwigs I. von Bayern vor dem gleichen Schicksal bewahrt worden. In Berlin hatte leider das Gutachten des preußischen Finanzministers, nach dem die Werke der Pickschen Sammlung „die monumentale Wirkung vermissen ließen, die sie zum Schmucke großer Säle geeignet machten, und daß die altdeutsche Malerei nur eine Kleinkunst sei, die höchstens einige Spezialisten interessieren könnte", stärker gewogen, als der den Ankauf empfehlende sachverständige Rat eines August Wilhelm von Schlegel, Schinkel und Rauch. Aus dem Nachlaß des Vaters bewahre ich ein Druckverzeichnis des bald nach dem Tode des Kanonikus in Bonn versteigerten Pickschen Kunstbesitzes. Bei den einzelnen Stücken sind die Schätzungswerte und die beim Verkauf erzielten Summen handschriftlich vermerkt. Ein lehrreicher Beitrag für die Preisbewegung auf dem Kunstmarkt im Laufe eines Jahrhunderts. Die 150 Gemälde der Sammlung waren mit insgesamt 16 600 Reichstalern bewertet worden, brachten aber nur 10 000 Franken. Das überrascht nicht, wenn beispielsweise das jetzt im Kölner Städtischen Museum befindliche Dürersche Bild „Hiob von seinem Weibe verspottet" für 900 Franken wegging, 20 Dürersche Kupferstiche, darunter erstklassige Blätter, nur 60, Ölbilder bayerischer Kurfürsten von Des Marees und Vivien je 40 und 10 Franken erzielten. Der Vater, der ein Lebensbild Picks geschrieben hat, erzählte auch, daß der dem Tode mit Ruhe und Gottvertrauen entgegensehende Greis in der letzten Krankheit sich selbst den Totenzettel verfaßt habe. Man fand ihn in Picks Schreibpult. „Glaubensfroh", so lautete er, „ist er gestorben. Er lebte still der Kunst, der Vaterstadt und seiner Familie. Möge diese nicht trauern, man sieht sich ja wieder."

Nahe dem Pickschen Grabdenkmal steht auf einem eingesunkenen Grabhügel eine verwitterte Eisenplatte. Auf ihr ist zu lesen: „C. P. von Lilljehorn, Berg zu Bergheim, geb. zu Stockholm den 16. März 1758, gest. zu Bonn am 24. November 1820. Luk. 18, 14: Ich sage euch, dieser ging hinab gerechtfertigt in sein Haus." Ein Königsmörder hat hier seine Ruhestätte gefunden. Lilljehorn war einer der Verschworenen, welchen der schwedische König Gustav III. im März 1792 zum Opfer fiel. Sein Großvater, Peter Berg aus Karlskrona, hatte 1719 den schwedischen Adel unter dem Namen Lilljehorn erhalten. Der Vater Samuel Karl Lilljehorn ertrank 1757 als Hauptmann der schwedischen Artillerie auf der Überfahrt nach Pommern bei Gotland. Sein Sohn Karl Pontius, der in Bonn beerdigt ist, schlug gleichfalls die militärische Laufbahn ein. Er wurde Kadett, Page, Major in der Leibgarde, später Oberstleutnant von der Armee und zählte zu den nächsten Vertrauten des Königs. Trotzdem gelang es den Unzufriedenen im schwedischen Hochadel, an ihrer Spitze Ankarström, Lilljehorn für ihre Pläne zu gewinnen. Die Verschworenen hatten beschlossen, auf einem Maskenball im Opernhause zu Stockholm einen Anschlag auf das Leben Gustavs III. zu wagen. Von Reue erfaßt, steckte Lilljehorn dem König einen Zettel zu, der ihn von der drohenden Gefahr unterrichtete. Leider achtete der König die Warnung nicht. Aber ihr dankte es Lilljehorn, daß man ihn später mit „ewiger Landflucht" bestrafte, während seine verbrecherischen Genossen ent-

Digitized by Google

hauptet worden sind. Nach unstetem Wanderleben tauchte der Flüchtling unter dem falschen Namen „von Bergheim“ 1810 in Neuwied auf. Einige Jahre später zog er nach Bonn. Lilljehorn, der eifrig wissenschaftliche Studien trieb und eine stattliche Bücherei sein eigen nannte, führte ein höchst verborgenes Leben. Um nicht entdeckt zu werden, ließ er sogar bei einer Bevölkerungsaufnahme im Jahre 1818 seine im Haag gebürtige Frau Johanna Sara Jakoba van Lynden als „Witwe Berg von Bergheim“ angeben. Erst auf dem Totenbette offenbarte Lilljehorn dem geistlichen Beistand Herkunft und Lebensschicksale. Nach diesem befreienden Geständnis ist er im Frieden mit Gott in die Ewigkeit eingegangen. Und darauf hat die Witwe durch die Bibelstelle auf der Grabplatte hindeuten wollen.

Wenige Schritte weiter stehen wir am Grabe von Philipp Joseph von Rehfues, welcher dem Vater, noch mehr aber seinem Bruder Alexander, ein hilfsbereiter Gönner gewesen ist. Ein Sohn des schönen Schwabenlandes und ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, war Rehfues mehrere Jahre im Ausland, besonders in Italien, journalistisch tätig gewesen. Dann hatten ihn die wechselvollen Zeitläufe 1814 als Kreisdirektor nach Bonn geführt. Er übernahm die Stelle, die unser zum Präsidenten des neuen Tribunals in Bonn ernannter Familienfreund Boosfeld bekleidet hatte. Es wird erzählt, daß der wunderliche alte Boosfeld bei Einführung des Nachfolgers in die Geschäfte sich darauf beschränkte, mit ihm die Dienstbriefe zu öffnen und zu lesen, die nichtbeschriebenen Seiten der Eingänge abzutrennen, hübsch zusammenzulegen und immer wieder darauf zu dringen, sie zur Ersparung von Kanzleikosten bei neuen Verfügungen zu benutzen. Rehfues hat durch seine Denkschrift „Die Ansprüche und Hoffnungen der Stadt Bonn vor dem Throne ihres künftigen Beherrschers niedergelegt“ dazu beigetragen, daß Bonn in dem Streite um den Sitz der neuen Universität über Köln siegte. „Die freie Atmosphäre, die erquickende Gesundheit und die strahlende Schönheit der Landschaft“ hatte er zu seinen Gunsten in das Feld geführt. Es entschieden aber schließlich nicht allein diese Vorzüge, sondern auch kirchenpolitische Erwägungen für Bonn. Man hatte in Berlin Bedenken getragen, die neue Universität in das „finstere und bigotte“ Köln zu verlegen. Im Verfolg der unheilvollen Karlsbader Beschlüsse zum Regierungsvertreter bei der neuen Universität ernannt, hat Rehfues über zwei Jahrzehnte durch große geschäftliche Erfahrung und die Kunst, mit den Menschen umzugehen, für den inneren und äußeren Ausbau der Bonner Hochschule Verdienstliches geleistet. Auch hielt er von ihr manche Schädigung fern, die ihrer Entwicklung durch die eine freie geistige Betätigung fesselnde Furcht vor dem „roten Gespenst“ des Demagogentums drohte. Bei seiner beweglichen süddeutschen Art ist Rehfues der rheinischen Bevölkerung, zumal den Bonnern, rascher nähergekommen als viele altpreußische Beamte. So wurde nicht ohne Grund in das Rehfues bei der Erhebung in den preußischen Adel verliehene Wappen das der dankbaren Stadt Bonn mitaufgenommen. Rehfues' Romane, besonders sein Scipio Cicala, sind einst wegen ihrer plastischen Anschaulichkeit und warmen Farbigkeit gerühmt worden. In einem Lebensbilde seines Gönners erzählt Alexander Kaufmann, daß dem 1843 verstorbenen Rehfues ein vergilbtes Blatt mit frommen Gellertschen Versen in den Sarg gelegt wurde. Die Mutter hatte es dem Sohne beim Scheiden aus dem Elternhaus übergeben. Wie ein Kleinod hat er dies Blatt gehütet, das ihn nun auch auf der letzten großen Reise begleiten sollte. Das Grabmal von Rehfues schmücken sein Bildnis sowie eine Darstellung von Psyche und Persephone, Arbeiten des in Bonn geborenen Bildhauers Hermann Heidel, der auch das Grab seines Vaters auf dem Bonner Friedhof durch einen Engel geziert hat. Das beste Werk Heidels, der mit meinem Vater befreundet war, ist das Standbild Händels auf dem Marktplatz zu Halle an der Saale.

Von dem am 12. Mai 1845 verstorbenen August Wilhelm von Schlegel, auf dessen Grabmal ein von Drake nach Davids Büste gefertigtes bronzenes Rundbild angebracht ist, wußte der Vater manches zu erzählen. Dem Gelehrten, einem schmächtigen Greise, „durchsichtig, wie ein Bild des Spiritualismus“ nach den Worten Heinrich Heines, war er in der Jugend häufig begegnet. Schlegel trug meist einen blauen Frack mit goldenen Knöpfen, dunkle Beinkleider, einen schwarzen Zylinderhut, eine goldene Brille und einen Stock mit goldenem Knopfe unter dem Arme. Zur Universität begleitete ihn immer ein Diener, der im Winter zwei silberne Leuchter mit brennenden Kerzen auf das Rednerpult stellte und an dessen Seite während der Vorlesung Aufstellung nahm. Schlegel sah man öfter in einem bunten englischen Reitanzuge zu Pferde. Er ritt aber immer nur Schritt. Zu Ausfahrten benutzte er eine altmodische, hellgelb gestrichene Kutsche mit einem großen Wappenschild an den Türen und einem betreßten Diener auf dem hinteren Trittbrett. Um einen natürlichen Haarwuchs vorzutäuschen, soll Schlegel gewissenhaft zwischen zahlreichen Perücken von verschiedener Länge gewechselt haben. Die geckenhafte Eitelkeit, mit der sich der alte Herr in dem bekannten Sonette verherrlichte:

Im Steh'n, im Geh'n, im Wachen und im Bette,
Auf Reisen selbst, wie unter'm Schutz der Laren
Stets dichtend, aller, die es sind und waren,
Besieger, Muster, Meister im Sonette,

verdienten den Hohn, den Heinrich Heine über den einst gefeierten Lehrer ausgegossen hat.

Digitized by Google

Unter Schlegels krankhafter Empfindlichkeit hatte besonders Ernst Moritz Arndt zu leiden. Ihn und seine Dichtungen, den „in der Kehle kratzenden patriotischen Schnaps, den Fusel aus der Bauernbücherschenke“ hat Schlegel in seinem 1828 veröffentlichten „Abriß von den europäischen Verhältnissen der deutschen Literatur“ bitter verspottet. Arndt ist aber dem „kastratisch trillernden“ Gegner eine kräftige Antwort nicht schuldig geblieben. Als einziger aus dem akademischen Lehrkörper blieb Schlegel den Huldigungen fern, die Arndt 1840 beim Wiedereintritt in sein Amt zuteil wurden. Schlegels häusliche Verhältnisse, besonders seine zwei unglücklichen Ehen mit Karoline Michaelis, der späteren Gattin Schellings, und Sophie Paulus, der Tochter des Heidelberger Kirchenrats, boten reichen Stoff für neugierige Klatschsucht. Man wußte in Bonn, daß die zweite Frau schon bald nach der Trauung den Gatten verlassen hatte, ohne daß es zu einer förmlichen Trennung der Ehe gekommen war. Die meisten meinten, daß hierzu körperliche Schäden Schlegels, auf die Arndt in seiner Abwehr hinzielt, der Frau Anlaß gegeben hätten. Der Vater, der durch seinen Freund Justizrat Lamberz, den Rechtsbeistand Schlegels, näher eingeweiht sein mochte, schob aufreizenden Einflüssen der Eltern der Frau die Hauptschuld zu. Lamberz, der auch später in Gemeinschaft mit Professor Eduard Böcking den letzten Willen Schlegels vollstreckte, hinterließ Aufzeichnungen über die Verhandlungen, die er im Auftrag Schlegels mit Professor Paulus führte. Unter ihnen befanden sich auch die Briefe, welche er mit dem Heidelberger Juristen Karl Zachariä, dem Berater der Frau von Schlegel, gewechselt hatte. Nach diesen Aufzeichnungen, die später in meinen Besitz kamen, wird Schlegel jedenfalls der Vorwurf nicht erspart werden können, in schon vorgerücktem Alter das Schicksal eines lebenslustigen jungen Mädchens mit dem seinigen verknüpft zu haben. Nach dem Tode ihres Mannes hat übrigens Frau von Schlegel auf ihre Ansprüche an den Nachlaß zugunsten einiger Nichten Schlegels großmütig verzichtet. Zu den wenigen Bonner Familien, mit welchen Schlegel verkehrte, gehörten die Großeltern meines Jugendfreundes Werner. Die Großmutter erzählte von der feinen Galanterie und der geistvollen Unterhaltung Schlegels. Sie besaß auch mehrere Briefe, die er ihr von einer Reise nach Paris im Herbste 1831 geschrieben hatte. Einige davon befinden sich in meiner Handschriftensammlung. Schlegel plaudert darin über die Familie des Herzogs von Broglie, bei dem er abgestiegen war, über seinen Empfang beim König, der ihm eigenhändig den Orden der Ehrenlegion anheftete und über Besuche „bei Madame Recamier, die noch immer liebenswürdig in ihrer entlegenen Wohnung einen angenehmen Abendzirkel vereinigt“. In ein der Großmutter Werners verehrtes Stück seiner Gedichte trug Schlegel folgende Widmung ein:

An meine verehrte Freundin Sibylla Forstheim.

Jene delphische Sibylle
Ward begeistert von Apoll,
In der Schönheit Glanz und Fülle
Ward sie hoher Weisheit voll.

Diese kann mich neu begeistern;
Wenn ihr mein Gesang gefällt,
Wähn' ich mich den großen Meistern
Edler Dichtung beigesellt.

Der Weg zur Kirchhofskapelle führt am Grabmal Friedrich Christoph Dahlmanns vorüber. Er gehörte zu den berühmten Göttinger Sieben, die ihren Widerspruch gegen den Verfassungsbruch des Königs Ernst August mit Entfernung vom Lehramt und Ausweisung aus Hannover büßten. Unter Friedrich Wilhelm IV. war er an die Bonner Universität berufen worden. Opferfreudige Vergangenheit, tiefer sittlicher Ernst und unbestechlicher Wahrheitssinn, der auch die Schattenseiten des preußischen Wesens nicht schonte, hatten ihm viele rheinische Herzen gewonnen. Dahlmanns Vorlesungen, in denen er mit oft deutlichem Hinweis auf die werdenden politischen Verhältnisse in Deutschland ergreifende Bilder aus der Zeit der englischen und französischen Revolution entrollte, versäumte kein Student. Mein Vater hat sie zu seinen schönsten Hochschulerinnerungen gerechnet. Dahlmanns Tätigkeit in der Frankfurter Nationalversammlung und in der Ersten Preußischen Kammer, wo er sich überhasteten Restaurationsbestrebungen mutig widersetzte, haben ihm manche Enttäuschung gebracht. Leider lag entschlossene praktische Politik außerhalb der Grenzen seiner Befähigung. Das Rundbild auf dem Grabdenkmale des 1860 Verstorbenen ist von der Hand Afingers. Es soll den ausdrucksvollen Gelehrtenkopf mit dem reichen Haarwuchs, den buschigen Augenbrauen, der starken Nase und dem etwas vergrämten Munde sprechend wiedergeben.

Die Kapelle inmitten des Friedhofs stand einst in der Deutsch-Ordenskommende zu Ramersdorf am Siebengebirge. Die Inschrift über der Türe: Sacellum Ramersdorfio huo translatum 1847 weist darauf hin. Sed non ab angelis nach Art des Lorettohauses hat scherzhaft auf die erheblichen Kosten der Übertragung anspielend Friedrich Wilhelm IV. bei einem Besuche des Friedhofs bemerkt. In diesem Juwel der Baukunst machte uns der Vater die Schönheiten und Merkmale des malerischen spätromanischen Stils verständlich. Dank seiner Anregung hatte die Kapelle in den aus dem Nachlaß von Melchior Boisserée stammenden Glasfenstern einen farbigen Schmuck erhalten. Der Vater würde, falls er länger im Amte geblieben wäre, der Kapelle auch zu einer kunstvollen inneren Ausmalung und dem Friedhof zu einem würdigen Eingang verholfen haben. Entwürfe für ein Friedhofs-

Digitized by Google

portal hatte er schon anfertigen lassen, dafür auch eine Aufschrift bestimmt, die er auf einem Tiroler Landkirchhofe gelesen und die lautete: Resurrecturis. Nahe der Kapelle sind zwei Offiziere beerdigt, von denen einer noch über ein Jahrzehnt unter dem Alten Fritz den Degen getragen hatte. Es ruhen dort Oberst Friedrich und sein Sohn, Major Hans Friedrich von Beneckendorff. Sie entstammten einer Familie des märischen Uradels, von der ein Zweig auf dem Gute Mansfelde in der Neumark ansässig war. Dort wurde der Oberst 1752 geboren. 1774 war er in das Regiment Möllendorf eingetreten. 1798 zum Grenadierhauptmann, 1802 zum Major aufgerückt, erhielt er nach der Niederlage von Jena als Oberst seinen Abschied. Sein 1780 geborener Sohn nahm an den Freiheitskriegen teil, stand nachher in einem rheinischen Regiment und schied als Major aus dem Dienste. Vater und Sohn waren ganz sonderbare Käuze. In dem Obersten spukte noch jener dünkelhafte Geist, der in stumpfem Drille, pomphaften Paraden und anderen Äußerlichkeiten die Überlieferungen Friedrichs II. fortzusetzen glaubte, aber 1806 elend zusammengebrochen war. Den Sohn, der gegen Napoleon tapfer gekämpft und geschmückt mit dem Eisernen Kreuze, einer damals seltenen und daher stolzen Auszeichnung, heimkehrte, erfüllten die Ideen einer neuen Zeit. Das führte naturgemäß zu Zusammenstößen zwischen Sohn und Vater, bei welchen der gefügige Major gegenüber dem herrischen Obersten den kürzeren zog. Schließlich war der Sohn ein aus dem seelischen Gleichgewichte geratener, verängsteter Sonderling geworden. Auf der Straße schritt er immer in gemessenem Abstand hinter dem Vater her; begleitete er ihn abends zum Stammtisch, so trug er ihm Pfeife und Tabaksbeutel. Wenn sich der Oberst im Kreise seiner Bekannten niedergelassen hatte, überreichte ihm der Sohn mit einer tiefen Verbeugung den brennenden Fidibus. Hüllten dann Rauchwolken den alten Herrn ein, so mußte der Stammtisch immer wieder die wohlbekannten Schwänke aus seiner Leutnantszeit unter dem Großen König anhören. Bei zunehmenden Jahren verwirrten sich Gegenwart und Vergangenheit derart im Kopfe des Obersten, daß er die um ihn sitzenden würdigen Herren nicht selten für ehemalige Untergebene hielt und mit dem Krückstock bedrohte. Krankhafte Furcht vor dem Vater hat den vorzeitigen Tod des Majors herbeigeführt. Bei einem Abendbesuch überschritt er die ihm streng vorgeschriebene Urlaubszeit. Um den Vater nicht zu wecken, brachte der Major die kühle Herbstnacht im Freien zu. Die Folge war eine schwere Erkältung, die ihn 1835 dahinraffte. Strammen Schrittes in der Uniform von 1806, den Dreimaster mit der Pleureuse auf dem Kopfe, folgte der vierundachtzigjährige Oberst dem Sarge, in der Hand den Krückstock, den er einst auf dem Rücken seiner Grenadiere hatte tanzen lassen. Seinen Sohn hat er noch viele Jahre überlebt, da er erst im Dezember 1848, beinahe hundertjährig, zur großen Armee abberufen wurde. „Er war der letzte seines Stammes", liest man auf seinem Grabstein. Das stimmt aber nicht. Nur die Mansfelder Linie starb mit dem Obersten aus. Andere Zweige der Familie blühen heute noch. Aus dem Zweige, welcher 1789 mit dem Beneckendorffschen Namen und Wappen die des erloschenen Geschlechts von Hindenburg vereinigte, ging der große Feldmarschall hervor, der auch dem Namen Beneckendorff Unsterblichkeit verliehen hat. Nicht weit von den Beneckendorffs ist das Grab eines anderen echt preußischen Mannes. Es ist der Dortmunder Gymnasialdirektor Bernhard Thiersch, welcher 1855 in Bonn starb und dem wir das schöne Lied: „Ich bin ein Preuße, kennt Ihr meine Farben?" verdanken. Friedrich Wilhelm IV. hat ihm das von Stüler entworfene gotische Grabdenkmal errichten lassen. Das fliegende Notenblatt fügte der König selbst in den Entwurf ein.

Das Grab des am 29. Juli 1856 in Endenich bei Bonn heimgegangenen Robert Schumann bezeichnete ursprünglich ein schlichter Stein. 1880 wurde er durch das schöne Denkmal A. Donndorfs ersetzt. Ihre Begegnungen mit dem Tonkünstler und seiner Gattin waren den Eltern eine teuere Erinnerung. Das Ehepaar Schumann kam oft von Düsseldorf nach Bonn. Es entzückte sie, wie Litzmann, der Lebensbeschreiber Klaras, bemerkt, „immer wieder durch seine landschaftlichen Reize, wie durch die mehr vergeistigten Ausdrucksformen rheinischer Geselligkeit, wie sie der Verkehr mit dem Heimsoethschen Hause, mit Simrock und dem Bürgermeister Kaufmann ihnen erschloß." Von dem bedrohlichen Anfall, der Schumann 1853, nicht lange bevor die Nacht über ihn hereinbrach, in einem Bonner Gasthof überraschte, wußte unser zu dem Kranken gerufener Hausarzt zu erzählen. Er war über den Ernst des Zustandes, den er Schumann beruhigend als einen leichten Hexenschuß deutete, nicht im Zweifel gewesen. Der Vater hat Frau Schumann bei Überführung ihres Gatten in die Endenicher Heilanstalt und bei seinem Begräbnis treu zur Seite gestanden. Er folgte dem Sarge, den Mitglieder eines Bonner Gesangvereins trugen, dem Johannes Brahms und Joseph Joachim vorangingen, mit Ferdinand Hiller und anderen Freunden des Meisters. Schon nach wenigen Tagen dankte ihm die Witwe: „Der Worte habe ich nicht viele, noch faßt der Kummer all mein Denken und Fühlen in sich, doch glauben Sie mir, warm empfand ich Ihre Güte." Im folgenden Jahre wurde dicht bei Schumanns Ruhestätte der 1857 in Bonn verstorbene Hamburger Georg Benjamin Otten beigesetzt, wie ich glaube, ein Verwandter des aus der Schumann- und Brahmsliteratur bekannten Hamburger Musikdirektors gleichen Namens. Ein Grab in nächster Nähe des von ihm innig verehrten Schumann

Digitized by Google

war sein dem Vater übermittelter letzter Wunsch gewesen.

Am Grabe von Ernst Moritz Arndt erzählte der Vater von seiner ersten Begegnung mit dem Dichter. 1826 besuchte die Großmutter Kaufmann der uns schon bekannte Graf Leopold von Schlaberndorf. Sein Patenkind, mein damals fünfjähriger Vater, begleitete ihn auf den Venusberg. In der Nähe eines steilen Abhanges glitt der spielende Knabe aus. Schlimmes wäre ihm widerfahren, wenn ihn nicht ein am Abhang sitzender Herr aufgefangen hätte. Es war Arndt, den der hinzueilende Graf als alten Freund freudig umarmte. Einer der Arndtschen Söhne mit Namen Willibald wurde Spielkamerad des Vaters. Leider ertrank er in den Fluten des Rheins. Erst nach mehreren Tagen wurde die Leiche weit unterhalb Bonn gefunden und von Arndt in einem Boote heimgebracht. Auf das Grab des jäh entrissenen Lieblings, dem er mehrere tiefempfundene Lieder widmete, pflanzte Arndt eine Eiche aus seinem Geburtsorte Schoritz auf Rügen. Es ist ein mächtiger, breitästiger Baum geworden, der, wie Arndt es gewünscht, auch seine Ruhestätte überschattet. In die Kirchhofsmauer fügte Arndt eine Marmortafel ein mit nachstehender rührender Aufschrift. Tröstend ruft der Verstorbene seinen Angehörigen zu:

Gute Nacht, ihr meine Freunde,
Alle meine Lieben!
Alle, die ihr um mich weint,
Laßt euch nicht betrüben.
Diesen Abstieg, den ich tu
In die Erde nieder, —
Seht die Sonne geht zur Ruh',
Kehrt doch morgen wieder.

Arndt war der volkstümlichste Mann Bonns, von groß und klein freundlich begrüßt, wenn er in langem, blauem Rocke nach deutschem Schnitte, auf dem Kopfe ein Barett, eiligen Schrittes daherkam. Man dankte es ihm, daß er so oft mit starken, eindringlichen Worten für die Verdienste der Rheinlande um deutsche Art und Sitte, Wirtschaft und Geschichte eingetreten war. Hatte er sie doch neben Westfalen und Schwaben als „den Kern und das Herz des deutschen Volkes" gepriesen. Dorthin müsse wallfahren, wer „das echt Deutsche" sehen wolle. Friedrich Wilhelm IV. hatte durch eine seiner ersten Regierungshandlungen dem wegen „demagogischer Umtriebe" 1820 vom Lehramt Entfernten die Wiederaufnahme der Vorlesungen gestattet. Von Arndt als Rector magnificus wurde der Vater im November 1840 als Student der Rechte bei der Bonner Universität eingetragen. Die akademische Jugend suchte zu ihrem Teile wieder gutzumachen, was eine unbegreifliche Politik an Arndt gesündigt hatte. Immer wieder erklang bei ihren Fahrten auf dem deutschen Strome das Lied von des „Deutschen Vaterland" huldigend zu dem Arndtschen Hause hinauf. Des Jubels war kein Ende, wenn der ehrwürdige Sänger der Freiheitskriege auf dem Balkon erschien und dem heranwachsenden Geschlechte, das die Lösung der deutschen Schicksalsfrage erleben sollte, dankbar zuwinkte. Arndt erfreute sich bis in die letzte Lebenszeit jugendlicher Kraft und Gesundheit. Schon nachdem er das Greisenalter überschritten, konnte man ihn in seinem Garten hemdärmelig bei munterem Spiele oder in der Spitze eines Baumes sitzend finden. Als mein Vater Student war, pflegte Arndt im Sommer seine Vorlesungen um 7 Uhr morgens zu beginnen, nachdem er schon vorher im Rheine gebadet hatte. Noch an seinem neunzigsten Geburtstag, Ende Dezember 1858, empfing er die Beglückwünschenden vor der Türe seines Hauses in leichter Kleidung mit entblößtem Haupte und Halse. Den stürmischen Huldigungen bei Vollendung des neunzigsten Lebensjahrs ist Arndt erlegen. Ihn selbst habe ich nicht mehr gekannt, dagegen erinnere ich mich seiner Witwe, einer Halbschwester von Schleiermacher und ihres Begräbnisses im Jahre 1869. Dem letztüberlebenden seiner Söhne, einem menschenscheuen Sonderling, bin ich auf Spaziergängen oft begegnet.

Das Grabdenkmal von Barthold Georg Niebuhr, der 1831 in Bonn starb, sahen wir immer recht aufmerksam an, weil Friedrich Wilhelm IV. es entworfen und die Sprüche auf dem Denkmal aus der Bibel und dem Horaz selbst zusammengestellt hatte. Eine freie Nachbildung des von Niebuhr besonders geschätzten Grabreliefs in den vatikanischen Sammlungen mit den Büsten eines Römers und seiner Gattin, deren Hände in treuer Liebe verschlungen sind, war vom König für das von Rauch ausgeführte Grabdenkmal bestimmt worden. Diese sinnige, dankbare Huldigung für den früheren Lehrer sprach, wie viele andere Seiten im Wesen des edlen Monarchen, den Vater an. Seinen Kunstbestrebungen und seiner rednerischen Begabung zollte er lebhafte Anerkennung. Die Ansprache des Königs bei der Kölner Dombaufeier von 1842, in der es heißt: „Hier, wo der Grundstein liegt, dort mit jenen Türmen zugleich, sollen sich die schönsten Tore der Welt erheben", bezeichnete er als ein Meisterwerk. Auch der Tragik im Leben Friedrich Wilhelms IV. gedachte der Vater. Augenzeugen hatten ihm von den Berliner Märztagen erzählt, besonders von der Szene, als die Leichen der im blutigen Straßenkampfe Gefallenen an dem Schlosse vorübergetragen wurden und einer seiner „lieben Berliner" dem König zurief: Luder, willst du die Kappe abnehmen. Es war ein Unglück, meinte der Vater, daß in einer werdenden neuen Zeit kein klarblickender Mann der Tat, sondern ein auf politischem Gebiet unsicher und sprunghaft tastender romantischer Schwärmer berufen war, die Geschicke Preußens zu lenken. — — — — —

Digitized by Google

Nivard Schlögls deutsche Bibel / Von Felix Franz Hornstein

Dem deutschen Volke fiel in dieser Trauerzeit ein kostbares Geschenk zu. Der Wiener Universitätsprofessor Dr. Nivard Schlögl hat ihm seine den alttestamentlichen Teilübertragungen gefolgte Übersetzung der heiligen Schriften des Neuen Bundes ausdrücklich gewidmet.*

Der Einleitung ist vorangesetzt „Nicht geändert hab' ich, sondern hergestellt." Und im Nachwort sagt der Gelehrte und Künstler zugleich, daß er nach 36jährigem Schriftstudium die erste richtige und erste deutsche Übersetzung als Festgabe zur 500jährigen Erinnerung an den Todestag des großen und heiligen Hieronymus, nach dem Unkenntnis der Schriften Unkenntnis Christi ist, biete.

Theologische Kritik zu üben steht mir nicht zu. Die Fachwelt wird sich genügend mit Schlögls Werk befassen. Wollen wir hoffen, daß ihm Mißverstehen mit seinen Folgen erspart bleibe. In diesen Blättern sei jedoch der dankbaren Freude Ausdruck gegeben, daß uns eine geniale Verdeutschung der Bibel geschenkt wurde, die nicht nur in der Theologie, sondern auch in der Literatur eine Epoche bilden wird.

Eine Unzahl dunkler Stellen ist aufgehellt, indem textkritisch der Sinn wiederhergestellt wurde. Nur der, der wenigstens in Hauptzügen die bisherigen Übersetzungen mit dem vorliegenden Werke vergleicht, wird die ungeheure Arbeitsleistung ermessen.

Hier sei nur auf einige Stellen verwiesen.

Matth. 20, 16

bisher: „Denn viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt."

Schlögl: „Denn alle sind zwar berufen, aber nur wenige wirken ihre Auserwählung." Erklärung S. 34/3

Luk. 16, 9

bisher: „Schaffet euch Freunde mittels des ungerechten Reichtums."

Schlögl: „Schaffet euch Freunde mittels der irdischen Güter." Erkl. S. 110/7

Joh. 2, 4

bisher: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen."

Schlögl: „Sei unbesorgt, um mich, Weib; meine Zeit ist noch nicht da."

Auch die Stammtafel Christi hat eine wichtige Erklärung gefunden:

Matth. 1, 2

bisher: „Abraham zeugte Isaak . . ."

Schlögl: „Abraham trug als Stammhalter Jishak ein." Erklärung S. 5/2

Die Einteilung des Neuen Testamentes ist im allgemeinen nach Fillion (Biblia sacra) durchgeführt. Die Apostelgeschichte ist zwischen das Evangelium nach Lukas und dem nach Johannes eingefügt.

Von literarischem Interesse ist die Aufspürung der metrischen Grundlagen und ihre wahrhaft dichterische Formung. Es mag sein, daß mancher sich wehrt, liebgewordene altvertraute Worte und Satzstellungen gegen Schlögls Übersetzung einzutauschen. Aber daß das Wunderbare mancher gesprochenen Heiligtümer wie eine Kirche, die durch Lichter plötzlich erhellt wird, in noch größere mystische Bedeutung wächst, mag aus der nachfolgenden (auch im texttritischen Vergleich sehr wichtigen) Unterweisung des Nicodemus gezeigt werden:

Joh. 3, 9

Nicodemus fragte ihn: „Wie kann dies geschehen?"

Jesus antwortete ihm:

„Du bist ein Meister in Jisrael
Und dennoch weißt du dies nicht?
Ich sage dir für gewiß:
Wir reden nur, was wir wissen,
Und bezeugen nur, was wir gesehen;
Ihr aber nehmt unser Zeugnis nicht an.
Denn wenn ich zu euch auch nur rede
Von dem, was auf Erden hier vorgeht,
Und ihr mir nicht glauben wollt,
Wie werdet ihr dann mir glauben,
Wenn ich rede von himmlischen Dingen?

Denn so sehr hat ja geliebt
Gott die Menschheit sogar,
Daß er dahingab den einzigen Sohn
Als Sühne für die Sünden der Welt,
Auf daß nicht zugrunde gehe,
Wer immer da glaubet an ihn,
Sondern erlange das ewige Leben. [Welt,
Denn Gott hat den Sohn nicht gesandt in die
Damit er die Welt verdamme,
Sondern damit er die Welt erlöse . . . ."

Damit er nicht verdamme, sondern erlöse. Die Zeiten sind arg. Aus dunklen Fluten eines chaotischen Stromes recken sich Arme hilfesuchend empor. Menschen im verzweiflungsvollen Lärm wie im Taumel der geistigen Selbstzerstörung seufzen bewußt oder unbewußt nach einem Wort der Rettung und nach endlicher Erlösung. Inzwischen wirkt die Gnade mannigfaltig ihre heimlichen Wunder. Die Gnade spielte Augustinus ein bedeutungsvolles Buch in die Hand. Dem deutschen Volke gibt Nivard Schlögl zur bedeutungsvollen Stunde das bedeutungsvollste Buch.

* Die heiligen Schriften des Neuen Bundes, von Dr. Nivard Schlögl, O. Cist. o. ö. Professor der Wiener Universität (Burgverlag Richter & Zöllner, Wien 1920). Preis geb. 120 K ohne Zuschläge.

Digitized by Google

Briefe

So trostlos die Gegenwart ist, so trostvoll sind die Vergleiche mit früheren Zeiten, in denen gleichfalls alles gewankt hat. Wir schlagen nicht bloß Memoiren auf, sondern blättern auch wieder in alten Briefen und werden auf das wundersamste berührt. Wellenberge und Wellentäler der menschlichen Entwicklung ziehen an uns vorüber. Wie Flut und Ebbe wechseln die großen Jahre der Erhebung mit denen des Niedergangs. Und wie viele Ähnlichkeiten ergeben sich, wenn wir die Gegenwart etwa mit dem ausgehenden Mittelalter, der Periode der Renaissance, des Humanismus, der Glaubensspaltung und der ersten sozialen Kämpfe vergleichen. Wir greifen nach den Briefen der „Katharina von Siena", ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Maria Maresch (M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag) und sind erstaunt. Auch wir müssen solche Menschen wiedererzeugen, dann werden wir neuerdings vorwärts und aufwärts gelangen. Die Herausgeberin schildert die Persönlichkeit der Heiligen zutreffend: An der Schwelle der Renaissance und des Humanismus mit ihren stolzen, selbstbewußten Prachtbauten an Persönlichkeitskultur und Menschenkultus, mit ihren Ruhmeshallen und prunkvollen Memoiren steht in schlichter ungewollter Größe die größte Schöpfung christlicher Persönlichkeitskultur: Catarina von Siena, serva e schiava de' servi di Gesù Cristo, Dienerin und Magd der Diener Jesu Christi. Es ist, als ob das Christentum, das bald aus dem öffentlichen Leben der Völker scheiden sollte, zum letztenmal all die Gewalt seiner schöpferischen Kraft, die inspiratorische Macht seiner großen Gottesgedanken, die Lebensfülle seiner Motive in einem Menschen vereinen wollte, um einen christlichen Übermenschen zu schaffen, vor dessen tiefinnerlichem Erleben und Erleiden Mitwelt und Nachwelt staunend stehen sollten. Und es wählte dazu ein Mädchen aus dem Volke, eine Färberstochter aus Siena, das Kind gutgearteter, aber durchaus unbedeutender Eltern, wie denn auch Katharinas vierundzwanzig Geschwister tief im Mittelmaß des Lebens stecken blieben.

Und dieselbe Heilige, die die politischen und kirchlichen Interessen mit scharfem Auge und kühnem Herzen lenkte, heute an Barnabas Visconti, Herzog von Mailand, die Seele aller Unruhen in Italien, morgen an die Königin Johanna von Neapel oder an König Karl von Frankreich ein abmahnendes Schreiben sandte, heute mit flammendem Appell die abtrünnigen Kardinäle, die „Teufel in Menschengestalt", zur Umkehr aufrief, morgen Papst Urban VI. selbst Lehren höchster politischer Klugheit gab, die heute voll kluger Voraussicht der Türkengefahr sich an alle Mächte wandte, um einen Kreuzzug zustande zu bringen, morgen als Vertreterin der Republik Florenz mit Papst Gregor XI. verhandelte und die Rückkehr des Papstes nach Rom betrieb, dann wieder ihre ganze Persönlichkeit dem Schisma entgegenwarf: dieselbe Heilige fand am Gründonnerstag Worte der zartesten Fürsorge für die Gefangenen, schrieb voll Erbarmen an eine Gefallene, um sie der Gesellschaft wiederzugewinnen, ließ keines der Gebiete der damaligen sozialen Fürsorge außer Auge und schuf neue, indem sie Nicolas Tuldo aufs Schafott begleitete. Und diese Heilige ist es wiederum, die sich inmitten des Kreises ihrer Anhänger eine Kultur der Geselligkeit von unvergleichlicher Hoheit gründet, indem sie — Mutter und Kind zugleich — die reinsten Beziehungen des Lebens schöpferisch nachbildet und zum Fundament ihres Geselligkeitskreises macht.

So werden junge sienesische Adelige: ein Stefano Corrado Macconi, ein Neri die Landoccio, ein Canigiani ihre Kinder im Geiste, mit denen die jugendliche Heilige in dem Ton zartester Liebe verkehrt, und wenn wir tiefer steigen in das Heiligtum ihrer Seele, so finden wir in dem Tempel ihrer wunderbaren Gottes- und Menschenliebe den Edelbau ihrer Heimat auf Erden, ihrer starken und hohen Lebensfreundschaft mit Raimund von Capua, dato dalla dolce madre Maria, gegeben von der süßen Gottesmutter. Das Hohelied ihres Lebens geht in den wundervollsten Choral der Innerlichkeit, der Freundschaft und der Liebe über, je tiefer wir in ihre Seele hinabschauen. Und während ihr Leben alles umspannt, scheint es stets, als ob sie nur einem Ziele lebte, in einem Ziele aufginge. Sie stirbt im Kampf mit allen innern und äußern Gewalten den Opfertod für die Kirche — und ihr verklärter Geist spricht sogleich dem treuen Freunde Raimund zu, wie er selbst berichtet: „Fürchte dich nicht mehr; ich bin für dich hier."

In eine völlig andere Zeit und andere Welt geleiten uns „Lichtenbergs Briefe an Johann Friedrich Blumenbach", herausgegeben und erläutert von Albert Leitzmann (Leipzig, Dieterich). Die Wissenschaft wird durch diese Briefveröffentlichung bereichert, aber auch der genießende Leser gewinnt einen köstlichen Einblick in das Innenleben zweier erlesener Menschen. Dem sorgfältigen Nachwort des bekannten Herausgebers entnimmt man folgendes: Als der 33jährige Lichtenberg zu Ende 1775 von seinem langen Aufenthalt in London dauernd nach Göttingen zurückkehrte, fand er unter seinen neuen Amtsgenossen an der Universität den damals erst 23jährigen Doktor Blumenbach aus Gotha. Leben und Wirken des Gelehrten, der auf der Höhe der männlichen Kraft das Universitätsjubiläum von 1787 und als Greis noch die erste Jahrhundertfeier von 1837 miterlebt hat, kann hier nicht eingehender besprochen werden. Es sei nur an Goethes Eindruck seiner Persönlichkeit erinnert, den er bei seiner letzten Begegnung 1820 von Blumenbach empfing: „Er immer der heitere, umsichtige, kenntnisreiche Mann

Digitized by Google

von unerloschenem Gedächtnis, selbständig, ein wahrer Repräsentant der großen Gelehrtenanstalt, als deren höchst bedeutendes Mitglied er soviele Jahre gewirkt hatte."

Der Name Goethe ruft uns unwillkürlich die „Schriften der Goethe-Gesellschaft" in Erinnerung, von der, allerdings mit einer durch die Zeitumstände leicht erklärlichen Verspätung von drei Jahren, der 32. Band (Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft 1917) vorliegt. Er umfaßt „Goethes Briefwechsel mit Heinrich Meyer" (I: Juli 1788 bis Juni 1797), herausgegeben von Max Hecker. Ausgenommen die grüne Pappe des Einbands, der das alte grüne Leinen hat weichen müssen, merkt man trotz der riesigen Umwälzung äußerlich keinen Unterschied gegen die früheren Bände. Und auch im Innern steht alles auf der alten Höhe. Hätte doch unser deutsches Vaterland alles Unglück auch so überstanden wie unsere Goethe-Gesellschaft, der man erfreuten Herzens beim ersten Wiedersehen nur Glück wünschen kann. Die Schriftstücke des ersten Bandes der Goethe-Meyerschen Korrespondenz sprechen uns, wie der Herausgeber hervorhebt, schon deshalb an, weil sie einer Zeit entstammen, die der unserigen ähnelt: In den Stürmen unaufhörlicher Feldzüge erzittern die Staaten Mittel- und Südeuropas, am Rhein, in Tirol, in der Lombardei stehen deutsche Heere in wechselvollem Kampfe mit den ruhmredigen Franken, sansculottische Grausamkeit drückt dem friedsamen Landmann ungewohnte Waffen in die Hand, und unbekümmert um die Ruhesehnsucht verbündeter Völker verfolgt Englands kaltherzige Selbstsucht durch Blut und Qualm den Weg zum eigenen Vorteil hin. Und während immer deutlicher am Horizont das unabwendbare Schicksal heraufwächst, das in kaum einem Jahrzehnt dem alten heiligen Reiche ein ruhmloses Ende bereiten sollte, wird in Weimar der Plan eines einzigartigen Werkes entworfen, der zwar den nationalen Nöten mit der berechtigten Eigenwilligkeit eines großen Gedankens entschlossen den Rücken kehrt, aber doch letzten Grundes in der Einheit seines zwiefachen Zweckes die Frucht deutschen Wesens, deutscher Sehnsucht ist, der Plan eines Werkes, das nach seiner subjektiven Vorbedingung ein freier Aufstieg des Geistes in den Ätherraum der Wissenschaft und Kunst, nach seiner objektiven Absicht eine umfassende Darstellung des Wunderreichs Italien werden soll. Ausgehend von der geographisch-physikalischen Eigenart des Landes soll die Betrachtung durchgeführt werden durch alle Formen organisierter Natur, des individualisierenden Menschenlebens bis hinauf zu den Schöpfungen erhabenster Künstlerkraft .... Als Mitarbeiter dieses unerhörten Werkes geht Meyer im Oktober 1795 nach Italien ....

Eine für die Literaturgeschichte und alle Freunde Hölderlins bedeutsame Ausgrabung verdanken wir Karl Viëtor und Frieda Arnold, die sich entschlossen haben, „die Briefe der Diotima" (Leipzig, Insel-Verlag) der Öffentlichkeit zu übergeben. „Hölderlin gehört der Welt. Darum hat sie ein Anrecht auf alles, was ihn betrifft, was zur Kenntnis seines Wesens, seines Schicksals beitragen kann. Seine Beziehungen zu Susette Gontard waren bisher durchaus dunkel und umstritten. Ob sie sich schrieben, ob sie sich wiedersahen nach seiner Entfernung aus ihrem Hause, ja selbst, ob sie ihn wiederliebte: wie oft wurden diese Fragen aufgeworfen! Über alles dies geben ihre Briefe Auskunft, die nichts als Liebe nach dem Unvergeßlichen atmen, aber auch eine Reinheit und Keuschheit der Empfindung, wie sie das Eigentümliche dieses in seiner Art einzigen Liebesverhältnisses gewesen sind." Das schöne Buch enthält auch eine Porträtbüste der Diotima und einige Faksimilebeilagen.

Ein ähnlicher Duft feinster Empfindung strömt uns aus „Schleiermachers Briefwechsel mit seiner Braut" entgegen, die uns in besonders schöner Ausstattung Heinrich Meisner darbietet. (Mit 2 Jugendbildnissen. 2. Auflage. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.) Er umfaßt die Zeit von 1804 bis 1809. Eleonore Grunow, die unglückliche Frau eines sittlich nicht gefestigten protestantischen Predigers in Berlin, bildete jahrelang für Schleiermacher den umschwärmten Magneten, während er gleichzeitig Henriettes Herz verehrte. Aber diese durch Schönheit und Genialität ausgezeichnete Tochter des aus Portugal stammenden jüdischen Arztes de Lemos, Witwe nach dem 1803 verstorbenen Markus Herz, meinte es noch besser mit ihm; sie führte ihn nämlich in einen Kreis ein, aus dem sein heißbegehrtes Eheglück erwuchs. 1808 endlich verlobte sich der 40jährige Schleiermacher mit der 19jährigen Henriette v. Willich. Ein Jahr später gründete er seinen Hausstand, der bis zum eigenen Tode 1834 in ungetrübter Harmonie währen sollte. 166 Briefe füllen den stattlichen Band, in der vorliegenden Wiedergabe zum erstenmal vollständig geordnet und den Originalhandschriften getreu abgedruckt.

Das bescheidenere Seitenstück dazu, Johann Gottlieb Fichtes „Briefe an seine Braut und Gattin" (Leipzig und Hartenstein im Erzgebirge, Erich Matthes) beginnt mit dem Jahre 1790 und endet 1807. Der Anhang teilt Briefe von Johanna Fichte an Charlotte Schiller mit (1804—1814). Die Sammlung gab E. A. Engelhardt in Verbindung mit der Fichte-Gesellschaft heraus. Das hübsche Buch, das keine fachwissenschaftlichen Absichten hat, trotzdem jedoch auf Anmerkungen und Vorwort nicht verzichtet, möchte das Bild der beiden Menschen in ihrer untrennbaren Seelenfreundschaft den weitesten Kreisen Deutschlands nahebringen, daß sie beide wieder Tröster und Mutspender würden in dieser dunklen Zeit.

Digitized by Google

In eine andere Welt, gleichwohl auf deutscher Erde, führen uns zwei große kulturgeschichtlich ungemein wichtige Veröffentlichungen aus dem alten Österreich: Joseph Müllers „Eipeldauer Briefe 1785—1813“, in Auswahl herausgegeben, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Eugen v. Paunel (2 Bde. mit 82 Bildbeigaben) und Johann Friedrich Reichardts „Vertraute Briefe“, geschrieben auf einer Reise nach Wien und den österreichischen Staaten zu Ende 1808 und zu Anfang 1809, eingeleitet und erläutert von Gustav Gugitz (2 Bde. mit 62 Bildbeigaben), beide bei Georg Müller in München. Die Arbeit Paunels war nicht gering. Zunächst mußte die Zeitschrift „Briefe eines Eipeldauers an seinen Herrn Vetter in Kakran über d'Wienstadt. Angefangen und mit Noten herausgegeben von einem Wiener“ — so der volle Titel der humoristisch-satirischen Monatsschrift in der Volksmundart — in ihren dreißig Jahrgängen gründlich durchgearbeitet werden, um Anhaltspunkte für die Auslese zu gewinnen. Als natürliche Grenze ergab sich das Jahr 1813, in dem die Schriftleitung ihres Begründers Richter zu Ende ging. Ein dritter Band wird die Fortsetzung unter den späteren Redakteuren bringen. Der erste Jahrgang kam vollständig zum Wiederabdruck, um zu zeigen, wie die Eipeldauerbriefe im Laufe der zwölf Kalendermonate inhaltlich und technisch ineinanderfließen, das ganze Leben und Treiben der lustigen Kaiserstadt an der Donau getreulich spiegelnd. Aus den folgenden Jahrgängen wurden nur Ausschnitte gebracht, jedoch nie weniger als ein voller Brief, meist um historische Ereignisse und ihre Wirkung auf das Volk vorzuführen, fesselnde Bilder oder Berichte über literarische und dramatische Werke usw. aufzudecken. — Nicht minder verdienstlich ist die Arbeit von Gugitz, auch sie vermittelt übrigens spannende Lektüre aus der guten alten Zeit. Reichardt, der 1806 wegen einer Schrift wider Napoleon beim Einzug der Franzosen in Halle fliehen mußte, war durch den Frieden von Tilsit westfälischer Staatsbürger geworden und hatte 1808 die Kapellmeisterstelle in Kassel erhalten. Allein die Hofluft Jerômes behagte dem deutschen Patrioten nicht. Seine Freunde retteten ihn nach Wien, das damals der Hort aller Deutschen und Deutschfreunde zu sein schien. Hier ging ihm nun das Herz auf. In den Salons der vornehmen Gesellschaft ein beliebter Gast, konnte Reichardt gleichsam im Fluge nicht nur die lebhafte Kultur Wiens genießen, sondern auch Hunderte von bedeutenden Menschen männlichen und weiblichen Geschlechts kennenlernen. Sie alle geben sich in seinen Erinnerungen ein Stelldichein. Und weit darüber hinaus, bis nach Böhmen und Schlesien schweift der Blick des kundigen Reisenden. Der 39. Brief handelt von den Vorlesungen der Brüder Schlegel. Sonst wird vor allem dem Theater großes Augenmerk zugewendet.

Dem gleichen Zeitalter entstammen des alemannischen Mundartdichters und Schatzkästlein-Entdeckers J. P. Hebel „Briefe an Gustave Fecht“ (1791—1826), eingeleitet und herausgegeben von Wilh. Zentner (Karlsruhe in Baden, C. F. Müller), ein neuer Schatz aus dem Lebenswerk des Verfassers. Gustave Fecht, seit 1779 Witwe nach dem Pastor Martin Fecht, stand mit Hebel in freundschaftlichen Beziehungen, die ihren schönsten Niederschlag in einem gehaltvollen Briefwechsel fanden. Humor- und gemütreich, echt schwäbisch plauderte man da seine Seele aus und alles, was die damalige stürmische Welt bewegte, so weit ihre Wellen auch an den stillfriedlichen Hafen des Dichters schlugen.

Einige Jahrzehnte später, als das Biedermeierzeitalter zu Ende ging und man langsam anfing, die Brieffeder dem Telegraphendraht zu opfern, hören auch die letzten großen Vertreter des epistolaren Stils auf. Zu diesen gehören unbestritten „Alban Stolz und die Schwestern Ringseis“, deren freundschaftlichen Federkrieg Alois Stockmann, der ehrenvoll bekannte Goethe-Biograph und Romantikforscher herausgegeben hat (4. und 5. Aufl. mit vier Bildern, Freiburg im Breisgau, Herder u. Co.). Von 1859—1883 reichen die Blätter dieses liebenswürdigen Kampfes zweier Geschlechter und verschiedenartig veranlagter bedeutender Menschen. Alle Tiefen der Seelen- und Zeitgeschichte erscheinen durchmessen und dabei wirkt das Buch anregender als zehn Romane. Man müßte darüber eine Abhandlung schreiben und auch diese würde nicht genügen, den inhaltlichen Reichtum auszuschöpfen. Ähnlich greifen „Franz Liszts Briefe an seine Mutter“, aus dem Französischen übertragen und herausgegeben von La Mara (Leipzig, Breitkopf u. Härtel) unmittelbar an unser Herz. Seine Jugend- und Wanderjahre (1827—1847) und seine Weimarer Zeit, sowie der römische Aufenthalt (1849—1866) spiegeln sich darin getreulich wieder. Als ein bisher unbekanntes schriftliches Abbild von Liszts Jugendleben seiner nie versagenden Pflichttreue und Liebesfülle gegenüber Mutter und Kindern, die sein großes Gemüt beseelte, möge diese neue Briefreihe das Charakterbild des einzigartigen Künstlers und Menschen vervollständigen helfen!

Rein auf das allmählich wildbewegte öffentliche Leben zielen die „Politischen Briefe und Aufsätze“ des Königsberger Weltweisen Karl Rosenkranz ab, deren Sammlung aus der Zeit 1848—1856 wir dem Leipziger Historiker Paul Herre verdanken (Leipzig, Dieterich). Den Hauptbestandteil bilden die Schreiben an den Staatsminister Theodor von Schön, den Freund Eichendorffs. Im zweiten Teil des Buches sind elf Aufsätze vereinigt, die Rosenkranz 1848 in der „Königsberger Hartungschen Zeitung“ drucken ließ und die von hoher Warte die umwälzenden Vorgänge jener Tage betrachten. Wichtig ist auch die des Herausgebers

Digitized by Google

über „Karl Rosenkranz politische Jahre“. Eine bisher unbekannte Stelle sei aus einem Briefe vom 12. November 1851 zitiert (Über das Wesen der Romantik): „Das Romantische liegt ganz richtig, wie Exzellenz bemerken, in dem Hinausgehen des Gefühls und der Phantasie über die Grenzen des Verstandes; ich würde mir nur erlauben, hinzuzufügen, daß es das Gemüt sein muß, dessen Gefühl und Phantasie über den Verstand hinausgehen muß. Denn das Gefühl kann ein solches Hinaus haben, ohne romantisch zu sein, wie z. B. wenn jemand über alle verständige Selbstschätzung hinaus hochmütig ist; und die Phantasie kann ein solches Hinaus haben, ohne deshalb romantisch zu sein, wie z. B. die Tiergötter der Ägypter, die Stier- und Ibishäupter auf Menschenleiber setzen, gewiß dem Verstande widersprechen und doch ebenso gewiß nicht romantisch genannt werden können. Das Abenteuerliche, der Konflikt mit der Polizeiordnung, macht es auch nicht, denn da würden die Geschichten vieler Spitzbuben sofort auf Romantik Anspruch machen. Auch das Gespenstische macht es nicht allein, wie Jean Paul in seiner Vorschule der Ästhetik meint, der das Romantische aus den Geisterschauern der nordischen Völker ableitet. Auch das sogenannte Interessante, d. h. die Kollision, die Häufung von Widersprüchen, macht es noch nicht aus, denn dann müßte z. B. die Geschichte des Ödipus ohne weiteres schon romantisch sein. Das Romantische wird gefühlvoll, phantastisch, abenteuerlich, gespenstig, interessant, weil die subjektive Freiheit die verständige Ordnung überspringt und an dem Geltendmachen ihrer Unendlichkeit den höchsten Selbstgenuß hat. Daher die Liebe allerdings so leicht romantisch wird, weil sie das Gemüt in sich, in seine ideale Unendlichkeit versinken läßt. Ein Geizhals, der in den Schmerz um eine gestohlene Schatulle versinkt, ist nur komisch, nicht romantisch; aber eine Maria hinsinkend am Fuße des Kreuzes, eine Heloise am Grabe Abälards sind romantisch. Daß das Romantische mit dem Christlichen identifiziert (!) werden müßte, wie Solger, Hegel, Eichendorff tun (Wo? Der Wächter), ist eine unnötige Verengung des Begriffs. Das Romantische kann in aller Kunst vorkommen, wenn auch das Christentum ihm par excellence günstig ist, da es durch sein Grunddogma von der Liebe den Verstand prinzipiell transzendiert. Vernünftig kann das Romantische sein, verständig aber nicht. Gegen den Verstand verhält sich die Romantik mit Ironie als Philisterei u. dgl. ... So ist z. B. ein Wilhelm Meister und ein Faust das stete Weiterstreben zu höheren Lebenszielen, das rastlose Ringen zum Ideal ganz vernünftig und doch entspringt eben aus diesem Drang die Romantik ihres Lebenslaufs. Im Mohammedanischen hat die Romantik eine reiche Entwicklung gefunden. Die Epen von Leila und dem Medschnun, der aus Liebe wahnsinnig wird; von Jussuf und Suleicha (Joseph und Potiphars Frau) von Kosru und Schirin usw., wie wollte man sie anders als romantisch nennen? Ebenso ist bei den Alten der Mythos von Eros und Psyche, mit welchem Apulejus seine Geschichte vom goldenen Esel geschmückt hat, romantisch und lebt noch jetzt in unserm Aschenbrödelmärchen fort.“

Bedeutenden Wert besitzt die Ausgabe Gustav Mayers „Briefe von und an Lassalle bis 1848“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Nach Onckens im wesentlichen abschließender großer Lassalle-Biographie kann es heute wohl niemand mehr reizen, eine Lebensgeschichte des scharfsinnigsten sozialistischen Herolds zu schreiben, der, wenn er auch kein Deutscher war, noch eher Sympathien für Deutschland besaß als mancher der heutigen Modegötzen auf der äußersten Linken. Lassalles handschriftlicher Nachlaß ist zu umfangreich, als daß daran gedacht werden konnte, ihn vollständig zu veröffentlichen. Dennoch suchte Mayer für seine Ausgabe — die vorliegenden Briefe aus der Jugendzeit bilden den ersten Band der „Nachgelassenen Briefe und Schriften“, deren Fortsetzung wir begierig erwarten — alles zu vereinigen, was irgendwie geeignet schien, das stürmische Leben des Volkstribunen und seine Umwelt in helleres Licht zu rücken als dies das bisher bekannte Material zuließ. Bezeichnend ist am Anfang die Fülle von Bemerkungen religiös-philosophischer Natur. Lassalle findet: „Der Protestantismus hat sich zum Nationalismus und dieser zur modernen Philosophie umgebildet ... Auch dem Protestantismus konnte es nur durch seine freie innerliche, oft höchst willkürliche Exegese des Evangeliums gelingen, sich eine Zeitlang in dem Ansehen zu erhalten, als sei er wirklich der Hersteller jenes frühesten Christentums und der wahren Begriffe der ältesten Zeit ...“ Diese Erkenntnis wendet er an die Entwicklung des angestammten Judentums vom Mosaismus zum Talmud und darüber hinaus an. Er findet für seine Glaubensgenossen zunächst keinen rechten Ausweg. Adel und Kommunismus, Arbeiterfrage und Geschäft, Heine und wieder Geschäft, Politisches, Volkswirtschaftliches, Journalistisches, Menschliches, Allzumenschliches spielen in dem mitgeteilten Briefwechsel eine große Rolle. Der bissige Satiriker verleugnet sich nie, wenn es gilt, Hiebe auszuteilen oder zu parieren.

Kurt von Schlözers „Jugendbriefe“, herausgegeben von Leopold v. Schlözer (mit zwei Schattenrissen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), schöpfen aus der gleichen Zeit (1841—1856). Die Universitäten Göttingen, Bonn und Berlin, an denen der Lübecker Gelehrten- und Patriziersprößling studierte, das glänzende Paris und dann wiederum die preußische Hauptstadt, wo er sich die ersten diplomatischen Sporen verdiente, ziehen an uns vorüber. Tempi passati seufzt vielleicht mancher Leser auf. Schöner ist unsere Zeit jedenfalls nicht geworden und besser auch nicht.

Digitized by Google

Ein Jahrzehnt später schildern Heinrich von Treitschkes „Briefe", herausgegeben von Max Cornicelius (3. Bd. 1. Teil, drittes Buch, 1866—1871) den letzten Kampf Preußens um die deutsche Vorherrschaft und Einigung (Leipzig, S. Hirzel). Denn schließlich tritt alles persönliche Erleben bei Treitschke hinter den großen Ereignissen der nationalen Geschichte zurück. Der Kriegssommer 1866 in Berlin, die fruchtbare Zeit in Kiel, wo Treitschke den Beruf empfand, nicht nur Universitätsprofessor, sondern auch Hüter des Deutschtums zu sein, die 1867 erfolgte Berufung nach Heidelberg bis zur Wahl in den ersten Deutschen Reichstag, welche stolze Tage des Glanzes und Glücks, des unaufhörlichen Aufstiegs für den begeisterten preußischen Patrioten! Gewinnend wirkt die Charakteristik von Treitschkes Vater: „Er ist doch ein herrlicher Mann, und auf seine Worte kannst du bauen; es ist ihm ganz unmöglich, leere Redensarten zu sagen .... Er war von jeher rechtgläubig, und diese Neigung hat sich verstärkt, seit er meine Mutter verloren hat. Aber es ist eine Frömmigkeit, die ich oft bewundert habe, ganz schlicht und ohne Prunk. Vor Fremden tritt sie nie an den Tag, seiner Seele gibt sie eine Kraft und Selbstbeherrschung in großen und kleinen Dingen, wie ich sie selten an einem Manne beobachtet habe. Er gehört noch zu dem spartanischen Geschlecht der Freiheitskriege, das sich in unserer verfeinerten Welt kaum zurechtfindet." Aus diesem Holze war Treitschke gewachsen und dann, nehmt alles nur in allem, ein anderer Mann als Ernst Haeckel, dessen „Entwicklungsgeschichte einer Jugend" Briefe an die Eltern von (seit 1856) enthalten (Leipzig, C. F. Koehler) und den Werdegang des atheistischen Materialisten beleuchten. Haeckel studierte an der Universität Würzburg und zeigte frühzeitig antichristliche Gesinnungen. In einem Würzburger Briefe vom 20. Mai 1856 betont Haeckel, daß er nun „wahrscheinlich zum letzten Mal" (S. 188) den Gottesdienst besucht habe. Denn es sind „die Leistungen der hiesigen Prediger für mich nichts weniger als befriedigend." „Abgesehen davon, daß der hiesige Gottesdienst schon sehr ins Katholische hinüberspielt, das mir womöglich noch mehr als dir, liebste Mutter, verhaßt ist, muß mir auch der dogmatisch-orthodoxe Standpunkt, den man hier durchweg einnimmt, nicht konvenieren. Ein christlicher Rationalismus oder ein ethischer Humanismus, oder vielmehr beides zusammen, sind für mein jetziges sittlich-religiöses Bewußtsein und Bedürfnis die einzig zutreffenden Standpunkte." (H. war damals 22 Jahre alt.) „Seit vorigen Sonntag — so schreibt er am 17. Februar 1853 — predigt hier eine ‚Mission der heiligen Väter (!!), bestehend aus sechs Mann Societatis Jesu, worunter sich auch der künftige General der Jesuiten befindet, ein höchst beredter, schlauer, kenntnisreicher Fuchs, der in sieben Sprachen predigt (!!) .... Die Jesuiten predigen täglich wenigstens sechsmal." Dann berichtet er, daß er eine Predigt genau gehört habe: „Im ganzen konnte ich gegen die Predigt auch nicht das geringste sagen, obwohl ich sehr aufpaßte und mir alle Mühe gab, etwas Anstößiges zu finden (!) ..." Danach aber läßt er sich wieder berichten, „daß sie wirklich arges Zeug vorbringen sollen: so soll (!) gestern einer ihrer die Hölle als einen achteckigen Pfuhl dargestellt haben, wo aus allen Ecken und Enden höllische Qual und Spuk hervorkämen." Sein Eindruck ist dann der, daß diese Mission „die Irrenabteilung des Hospitals ansehnlich bereichern wird" (S. 41). Vom Aschenkreuz der beginnenden Fastenzeit läßt er sich sagen, daß am Aschermittwoch „alle Leute in die Kirche gehen, lassen sich Asche aufs Haupt streuen, und vom Geistlichen auf alle Weise heruntermachen und malträtieren, um dadurch ihre Frömmigkeit zu beweisen" (S. 37). Diese letztere besteht ihm hauptsächlich darin, „daß zu jeder Viertelstunde alle Glocken fünf Minuten lang läuten" (!!). „Solche Frömmigkeit ist aber den Pfaffen gerade recht, und die suchen sie auf alle Weise zu fördern." Die Jesuiten sind dem Zwanzigjährigen bereits „diese Teufelsbrut" (S. 37). Und so geht es weiter. Das war der Geist eines Großteils der Jugend, die das Werk von 1870/71 mit heimlichem Unverständnis begleiten und die Seele des neuen Deutschen Reichs ertöten sollte.

Die alten Romantiker gingen einer nach dem andern dahin. Eine ganze Welt lag zwischen jener und der dieser folgenden Zeit. Als Abschiedsgruß der schönen Vergangenheit winkt uns da Eugen Kalkschmidts prächtige Auswahl von Briefen aus den Jahren 1836 bis 1858 „Ludwig Richter an Georg Wigand" (Leipzig, Georg Wigand) mit köstlichen zeichnerischen Randglossen des unvergeßlichen Meisters. Die Ludwig-Richter-Seelen zogen sich in der Folge in das Schneckenhaus ihres sorgfältig abgeschlossenen Heims zurück, höchstens die „Stillen im Lande" um sich sammelnd. Das geht z. B. aus dem erbaulichen „Briefwechsel zwischen Hermann Oeser und Dora Schlatter" hervor, herausgegeben von Emmi Oeser und Salomon Schlatter, eingeleitet vom Freiburger evangelischen Stadtpfarrer Paul Jaeger (Heilbronn am Neckar, Eugen Salzer). Der fromme Schriftsteller „war nie ein Mann der Masse; einer von den Geräuschlosen, Unaufdringlichen, von denen das Prophetenwort gilt: Er wird nicht schreien, noch rufen, und seine Stimme wird man nicht hören auf den Gassen. Man kann seine Bücher auch nicht jedermann geben, vor allem denen nicht, die nicht bei sich selbst sein können, sondern außen gezupft und gekitzelt sein wollen und hastig durch die Zeilen rasen, weil sie nach neuen Spannungen suchen, während hier einer redet, „der innere peinliche Spannungen lösen möchte."

Von den „Briefen Albert Weltis", deren Herausgabe wir Adolf Frey verdanken, liegt

Digitized by Google

endlich der zweite Band vor (Leipzig, H. Haessel); wie der erste ist dieser eine wahre Fundgrube feiner Beobachtungen für jeden Künstler und Kunstfreund, der an dem knorrigen und dabei unendlich seelentiefen Schweizer Gefallen findet. Welti liebte den echten Romantiker Mörike, noch mehr aber Eichendorff. In einem seiner Briefe aus dem lieblichen Pullach bei München (1900) heißt es: „und nachts, da kommen Stimmungen daher, wie sie aus den Liedern Eichendorffs heraustönen." Noch aber hielt die Philosophie der Agnostiker, die Ästhetik der Ästheten, die Kultur des verfeinerten Materialismus alle Welt in Banden. Otto Julius Bierbaums „Briefe an Gemma" (München, Georg Müller) verkündigten gleichzeitig das Evangelium des uneingeschränkten Lebensgenusses. Der vergröberte Geist der „Römischen Elegien" wehte in dieser Umwelt und machte die Genießer für ein paar Jährchen glücklich. „Übrigens bekommt man in Dresden schon graue Kakadus für sechs Mark, aber undressierte", schreibt der Dichter 1909 und setzt hinzu, „Morgen ist der alberne sächsische Bußtag, an dem nicht gearbeitet, aber auch nicht gebußt, sondern gesoffen wird. Zu dumm, daß Sachsen protestantisch ist. Ich werde hier aus dieser törichten Kirche offiziell austreten, denn ich habe nicht Lust, für eine Sache, die mir widerwärtig ist, auch noch Steuern zu zahlen . ." Und Prinz Kuckuck schlemmte mit süßen Dingerchen und wärmte sich in seinem seidenen Schlafrock am Kamin des parfümierten Salons. Etwas zarter, duftiger, mimosenhafter hatte vor ihm der Däne J. P. Jacobsen, dessen „Briefe" (zwei Bändchen, mit einem Geleitwort von Eduard Brandes herausgegeben und von Mathilde Mann verdeutscht; Berlin, Neuer Nordischer Verlag Karl Schnabel) das Leben versucht. Schon als Kind war Jacobsen mit dem Glauben fertig geworden. Nur noch die Schönheit konnte dem werdenden Dichter imponieren. Zwar seufzt er 1874: „Wenn ich doch Katholik wäre!" Aber wie er sich das vorstellt, klären seine nächsten Worte auf: „Dann würde ich meinen Winterüberzieher zu einer Kutte umnähen und einen breiten Schirm an meinen bekannten Zylinder setzen lassen. Und dann würde ich ruhig umhergehen auf meinen einsamen Wanderungen, die Länge des Weges mit der Anzahl von frommen Gebeten messend und die schlechten Wege vergessen und von der Madonna und des Bambinos himmlischer Schönheit träumen .... Und, o Seligkeit! Es würde eine Thistedter Malerschule entstehen und ein Thistedter Ribera, der auch in heiliger Nacktheit magergelb und fahlfromm abkonterfeien würde, geschunden und zerfleischt von seltsamen Ungeheuern, Hiaten und schlechten Reimen und mit einem geschundenen Lächeln würde ich zum Himmel emporschweben mit einem Kranze von Engeln mit prallen Waden und buttergelben Locken und über ihnen allen die Madonna, die sich vor Seligkeit rülpst. Amen! Aber ich bin kein Katholik, und es ist weit bis Ordrup (katholisches Seminar) und in ‚protestantischer' Nüchternheit muß ich meine Spaziergänge machen und niemand konterfeit mich und ich mache schrecklich wenig Verse und spiele viel Whist."

Ein solches Geschlecht konnte der bevorstehenden weltgeschichtlichen Prüfung freilich nicht gewachsen sein. Was nutzte die Garde religiöser und völkisch empfindender Idealisten, die in den ersten Jahren des ungeheuren Krieges ihr Leben dahin gab. Die meisten von den Besten fielen, die wenigsten kehrten wieder heim. Die von Eduard Heyck zu Ehren studentischer deutscher Gesinnung veröffentlichten „Briefe einer Heidelberger Burschenschaft 1914 bis 1918" (Lahr in Baden, Moritz Schauenburg) stehen erfreulicherweise nicht vereinzelt da. Nach der tiefsten Schlammwelle schäumt wieder eine Woge edler Begeisterung aufwärts. Umrauscht vom Siegesjubel des Jahres 1871 merkte man den Wurm nicht, der an unserm Innersten fraß, umnebelt von den giftigen Dunstschwaden der Gegenwart, sieht mancher hoffnungslos das Licht der Zukunft nicht. Aber der heilige Gral leuchtet und das Vaterland badet sich an seinem Abglanz langsam gesund. Wie viele Jahre auch immer die deutsche Nacht währt, einmal wird der Auferstehungsmorgen tagen. Der Sänger der Heidelberger Burschenschaft „Frankonia" will uns bis zu jener Stunde wach erhalten:

„Wir halten durch. Umqualmt von Lügendunst,
Von einer Welt von Feinden rings umschlungen,
Wie einst in Blut und Rauch und Feuersbrunst
In Etzels Saal die treuen Nibelungen,
So stehen wir, nach jedem Feind gekehrt,
Im Ring geschart, den Blick gradaus gerichtet,
Und trotzen einer Welt, bis unser Schwert
Der Heunen Schar vernichtet.

Dann floß vergebens nicht ein Tropfen Blut
Dahin im Kampf um Haus und Hof zum Siege,
Und nicht umsonst versank die falsche Brut
Im eignen Kot des Hasses und der Lüge.
Dann warf der Tod nicht nutzlos seine Saat,
Schwang nicht umsonst im großen Strafgerichte
Der Sense Stahl. Der Tag der Ernte naht,
Wir bergen seine Früchte."

Digitized by Google

Ein unbekannter Brief von Johannes Janssen

Von Gottfried Schmitz (Bonn)

„Johannes Janssens Briefe" (Freiburg, Herdersche Verlagshandlung 1920 von Ludwig Freiherrn von Pastor in 2 Bänden herausgeg.) enthalten auch ein Schreiben des Historikers an den Dichter und Literaten P. Wilhelm Kreiten S. J. vom 4. Januar 1878 (Bd. II S. 66, 67). Ein früherer, bisher unveröffentlichter Brief Janssens an die gleiche Adresse findet sich als Geschenk des Empfängers in meiner Autographensammlung. Fast auf den Tag, 1¼ Jahr älter als der von Pastor gedruckte, ist er offensichtlich die Antwort auf eine literarische Anfrage, mit der Kreiten — nach dem Janssenschen Zitat als „Unbekannter und Namenloser" — am 10. September 1876 den Briefwechsel überhaupt eröffnet hatte. Zwischen den beiden Briefen Janssens besteht ein innerer Zusammenhang: beide sind veranlaßt durch das „Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen" von Clemens Brentano, das — bis auf die 18 letzten Lebensjahre des Dichters von Johannes Bapt. Diel entworfen und nach dem 1. August 1876, Diels Todestage, seinem letzten Wunsche gemäß durch Kreiten ausgeführt und vollendet — 1877/78 in 2 Bänden erschienen ist. Während aber im letzteren Janssen für die Übersendung des bereits gedruckten Werkes dankt, beantwortet er im ersteren Kreitens Bitte um Überlassung bestimmter, zu seiner Vollendung noch erforderlichen Handschriften Brentanos. Daß sie gerade bei Janssen, der im März 1876 die 1. Lieferung seiner Geschichte des deutschen Volkes seit Ausgang des Mittelalters herausgebracht, zu suchen waren, mag auf den ersten Blick verwunderlich erscheinen, erklärt sich aber einfach. Mit zwei anderen Geschichtsforschern war Janssen der Erbe des literarischen Nachlasses seines Lehrers und Freundes, des Frankfurter Historikers Johann Friedrich Böhmer (1795—1863). Brentano selber aber hatte nach den Worten seiner Schwägerin in die Hand Böhmers, den er 1823 kennen und trotz des großen Altersunterschiedes für die noch übrigen 19 Jahre seines Lebens als Herzensfreund lieben gelernt hatte, „manche seiner schönsten Geistesblüten" niedergelegt, die ohne diesen vom Dichter als „literarischen Vormund Urkundius Regestus" launig Verewigten kaum auf die Nachwelt gekommen wären.

Das Schreiben, das auf einem blauen Bogen 3 der 4 Seiten füllt und auf den beiden letzten noch Nachträge auf dem ursprünglich freigelassenen schmalen Längsrand enthält, hat nun folgenden Wortlaut:

Freiburg, 3. October 1876.

Hochwürdiger sehr verehrter Herr Pater!

Sie wollen recht entschuldigen, daß ich Ihren so freundlichen Brief vom 10. September erst heute beantworte und auch heute für diesmal nur sehr kurz sein muß. Die rechte Hand ermüdet mir so leicht beim Schreiben und ich bekomme so leicht Krampfschmerzen, daß ich gezwungen bin mich äußerst zu beschränken, mit der linken Hand zu schreiben, geht noch nicht recht, aber ich hoffe es durch Übung schon in Zukunft besser zu lernen[1]).

Daß Sie sich ein „Unbekannter und Namenloser" nennen, ist doch eine gar zu große Bescheidenheit, und nur das Eine ist mir leid, daß Ihre schönen Arbeiten in den „Stimmen" bisher nur dem Publikum dieser Zeitschrift bekannt geworden sind[2]). Lassen Sie mich gleich fragen, wer von Ihnen im Orden schreibt uns eine deutsche Kunstgeschichte? Ich halte eine solche für ein wirkliches Bedürfnis — ein Werk von etwa 2 Bänden — und hoffe schon seit Jahren darauf, daß sie vom Orden aus in Angriff genommen werde. Sie würden gewiß ein großes und dankbares Publikum erhalten, da wir Katholiken doch auch nicht ein einziges zusammenfassendes Werk über den Gegenstand besitzen. Keep morning! Wäre das keine Arbeit für Sie, nachdem sie Cl. Brentano vollendet? Das M. S. der Chronik des fahrenden Schülers ist nicht von mir entliehen, sondern, soviel ich weiß, von Steinle[3]), es stammt aller-

[1]) Die Klage ist nicht neu. Schon seit Weihnachten 1871, so erfahren wir aus einem seiner Briefe, hat er mit „einem lästigen sog. Überbein an der rechten Hand" zu tun, das ihm „alles Schreiben außerordentlich schwer, fast unmöglich macht" und ihn Mitte 72 veranlaßt, „auch mit der linken Hand schreiben zu lernen". Nach vorübergehender Heilung tritt dann Juni 74 das Handübel wieder auf, „wenn auch nicht so schlimm wie früher". Auch Oct. 75 „laboriert er wieder an seinem Handübel", das sich dann im August 76 aufs neue mit besonderer Heftigkeit und Hartnäckigkeit eingestellt zu haben scheint.

[2]) Kreiten, wegen eines Lungenleidens 1872—1876 in der Provence, hatte 1874 seine bis zum Tode im Juni 1902 fortgesetzte Mitarbeit in den „Stimmen" mit provenzalischen Studien begonnen. Sein Aufsatz über die damals blühende Dichterschule der Félibres, der sich in mehreren Fortsetzungen auf die Bde. VIII und IX des Jahrgangs 1875 verteilt, war grundlegend; ihn hat wohl auch Janssen hier im Auge.

[3]) Gemeint ist der Maler Edward von Steinle (1810—1886), der mit Brentano befreundet war. „Ich lernte", schrieb er an P. Diel am 9. Oct. 1870, „Clemens im Jahre 1837 kennen, und es entstand zwischen ihm und mir, dem damals noch sehr jungen Menschen, ein intimes, freundschaftliches Verhältnis. Ich besitze viele Briefe von ihm bis zu seinem Tode im Jahre 1842 und brachte die Nacht vor seinem Tode mit einem anderen Freunde, dem Trappistenabt van der Meulen, bei ihm zu". Daß der Maler das M. S. schon damals zu Illustrationszwecken entliehen hat, ist nicht ausgeschlossen; jedenfalls schuf er 1882 acht Zeichnungen zu Brentanos Chronika nach der ersten Aufzeichnung. Sieben von ihnen finden sich in der von Wilh. Kreiten besorgten Ausgabe der „Chronika" (jetzt „Romantische Bücherei", 2 Bd. München, Parcus u. Co.) als Zinkographien reproduziert. Vgl. Alphons Maria von Steinle, Edward von Steinles Briefwechsel mit seinen Freunden und das als Anhang beigegebene chronologische Verzeichnis der Werke des Malers. 2 Bde. Freiburg 1897.

Digitized by Google

dings aus Böhmers Nachlaß. Dagegen habe ich dem lieben verstorb. Freund[1]) allerlei Briefe und Aufzeichnungen von Cl. Br. gegeben und daraus hat er manches mitgenommen, was nicht mir, sondern dem „Böhmerschen Nachlaß" gehört. Ich kann es nicht genau angeben, Sie finden es aber gewiß und schicken es mir, nachdem Sie jeden beliebigen Gebrauch davon gemacht, später, bitte, zurück.

Ich freue mich sehr auf den Abschluß der Biographie. Wenn ich von Diensten sein kann, stehe ich bereit. Aber jetzt kann ich nicht mehr schreiben.

Herzlichste Grüße an Pater Cornely[2]) und an P. Schneemann[3]), dem ich bald schreiben werde. Gedenken Sie meiner im Gebete, in treuer Verehrung Ihr Joh. Janssen.

Das Buch über Stolberg, von dem ich eben den 30. Bogen korrigiere, wird Ihnen gefallen[4]).

Vielen Dank für das schöne Gedicht von Pater Diel. Bringen Sie doch von seinen Relikten für uns wieder etwas in den „Stimmen"[5]).

[1]) Johannes Bapt. Diel S. J., geb. 1843, schrieb auch eine Biographie Friedrich von Spee's und betätigte sich auf lyrischem und belletristischem Gebiet. Janssen machte 1870 seine persönliche Bekanntschaft. „P. Diel", schreibt er am 14. Sept. 70, „war 3 Tage bei mir, eine erfrischende Erscheinung . . ."

[2]) Corneln, Karl Joseph Rudolf S. J. (1830—1908), damals Redakteur der „Stimmen".

[3]) Schneemann, Gerhard S. J. (1829—1885), Mitbegründer und eifriger Mitarbeiter der „Stimmen", seit 1879 ihr Redakteur. — Ein Brief Janssens an ihn vom 30. 4. 74 bei Pastor II S. 6.

[4]) Janssen zielt auf sein Buch ab: Friedrich Leopold Graf zu Stolberg seit seiner Rückkehr zur katholischen Kirche, Freiburg, Herder, das Nov. 76 erschien; der 1. Bd. des Werks: Stolberg bis zu seiner Rückkehr zur katholischen Kirche kam erst im Mai 1877 heraus.

[5]) Das Gedicht — vielleicht handschriftlich Janssen mitgeteilt — findet sich in den „Stimmen" nicht.

Eine Erinnerung an Luise Hensels Mutter

Mitgeteilt von August Gotzes

Vor einiger Zeit erwarb ich von einem Antiquar einen Brief Luise Hensels an Klemens Brentano, der deshalb von weitgehenderem Interesse ist, weil ihm ein Gedicht der Mutter der Dichterin beilag, das diese wenige Tage vor ihrem Hinscheiden niedergeschrieben hatte. Daß dieses Gedicht von der Mutter Luisens stammt, geht aus einer Anmerkung hervor, die der Abschrift angefügt ist. Das Gedicht gibt einen Einblick in eine mit Gott in inniger Gemeinschaft lebende Seele, die in schlichteinfachen und doch ergreifenden Worten Einlaß zu den Toren der Ewigkeit begehrt.

Beide Schriftstücke, Brief und Gedicht, sind von Luise Hensels Hand. Ich gebe sie hier in der Orthographie der Originale wieder. Zunächst lasse ich den Brief folgen, der im Oktober 1835 geschrieben sein wird:

„Lieber Klemens!

Ich bitt, daß Du für die Seele meiner lieben Mutter beten wolleſt. Gott hat ihr vor ihrem Ende noch viel Gnaden geschenkt, u. sie ist in Hoffnung auf Sein Erbarmen gestorben. Oft hat sie wärend dieses Sommers auch von Dir gesprochen u. gesagt, ‚Ich schau jetzt öfters nach Brentano u. es thut mir leid, ihm früher Unrecht gethan zu haben.' Sie war sehr mild, sehr liebenswürdig geworden. Bete für sie u.

Deine Freundin Luise."

Das erwähnte Gedicht mit den Anmerkungen lautet:

+

„Johanna Albertine Luise Hensel geb. Trost, geb. d. 26. Aug. 1764, gest. d. 4. Oktbr. 1835. Mutter von 8 Kindern, wovon ihr 5 vorangegangen.

Bald muß ich nun vor Dir erscheinen —
O Herr, mein Gott! erbarme Dich,
Laß Gnade mich vor Dir erweinen:
Mein Jesus büßte ja für mich.

Er tat genug für meine Sünden,
O treuer Vater! sieh auf Ihn
Und hilf mir treulich überwinden
Und laß mich froh u. selig ziehn.

Hilf, Herr, o hilf mir überwinden!
Gott! geh nicht mit mir ins Gericht,
Laß, Herr! mich Gnade vor Dir finden,
Erbarmender, verwirf mich nicht!

(Von meiner lieben Mutter wenig Tage vor ihrem Tode niedergeschrieben. — Ich bitte so dringend um Gebet für ihre liebe Seele.)

L. H."

Digitized by Google

Laienschauspiele / Von Julius Havemann

Man hat es längst eingesehen, daß die Schauspielkunst ein mächtiger Faktor bei den Bemühungen um die Volkserziehung und im Ringen um die Seele unseres Volkes ist. Man hat aber auch seit langem erkannt, daß das Theater von heute in dieser Hinsicht unseren Erwartungen nicht entspricht, daß es seiner hohen Aufgabe, über den Tag in die Welt des Schönen, Wahren und Guten zu erheben, nur ausnahmsweise gerecht zu werden bemüht ist. Es ist genug darüber geschrieben und geredet worden; da es nicht besser ward, ist das Volk zur Selbsthilfe geschritten, das heißt: diejenigen aus seiner Mitte, welche die Kraft in sich spürten, Besseres zu bieten, haben selber ihr Bühnengerüst aufgeschlagen und versuchen nun, von dort herab dem Volke zu geben, wonach es hungert, und es aus dem Elend seiner Alltage heraus dahin zu führen, wo die Quellen der Ewigkeit auch ihm sprudeln. Die Bemühungen haben hier und da Ablehnung und Widerspruch von seiten der zünftigen Konkurrenten, der Verbildeten und der vor allem Neuen sich Bekreuzenden gefunden; aber die, für die sie bestimmt sind, haben sie mit begeistertem Danke entgegengenommen. Alle Kunst will zum Unverlierbaren, von der Wirklichkeit zur Wahrheit erlösen. Sie bringt der Seele den Feiertag, um den Hand und Kopf ihr Tagewerk verrichteten. Man hat uns allzulange mit Kunstersatz abzuspeisen versucht. Geschäftsleute, die auf die Sensationslust der Vielen spekulierten, gewissenlose, zumeist volksfremde Unternehmer kitzelten die niederen Instinkte der Menge; dürftige Geister verkündeten als neueste Kunst, was weder neu, noch Kunst genannt werden konnte, und das liebe Publikum, das nichts für beschämender hält, als in Bezug auf die Mode nicht auf der Höhe zu sein, drängte sich zu den fragwürdigsten Darbietungen. Aber es gibt keine Kunst von gestern und morgen; es gibt nur echte Kunst in vielerlei Form, die morgen soviel Wert haben wird wie sie gestern hatte, wenn auch bald diese, bald jene Art der Darbietung mehr in den Kreis des Interesses gerückt werden mag. Auch im Verborgenen lebt das Echte fort und wartet der Suchenden, während das Blendwerk sich auf dem Markte ausklingeln läßt und alle Narren um sich sammelt. In dieser Erkenntnis haben die Leiter der Laientruppen, die jetzt Deutschland durchziehen, auf die ältesten, dem Volke entsprungenen Dichtungen zurückgegriffen, um ihre eigenen darstellerischen Künste darin wirksam zu machen. Es fehlt an dichterischen Werken unserer Zeit, die ihren Zwecken entsprächen. Das Einfachste, das Ursprünglichste, das Nur-Stoffliche konnte ihnen noch zusagen, wenn es sich nur nicht aufdringlich als etwas geben wollte, was es nicht war. Was naivem, unverbildetem Empfinden entfloß, berührt auch heute noch ein kindlich Gemüt, das sich unter Umständen auch der Hochgebildete bewahrt haben kann. Die Bibel, vor allem die Schöpfungsgeschichte und die Evangelien, die alten Legenden und auch die Märchen liefern die Stoffe. Oft gibt der Dichter nur lose zusammenhaltende Verse hinzu, oder es benutzt gar der Bearbeiter alte Volksreime und Spruchweisheit, um dem Spiel einen Text unterzulegen. Selten wird so kraftvoll charakterisiert wie etwa im „Redentiner Osterspiel". Das Meiste geschieht fürs Auge, und nur noch die hier und da hinzugefügten, unseren größten Meistern entnommenen Melodien begleiten die Vorgänge stimmungsvoll. Dabei ist auf Ausstattung der Szene völlig verzichtet. Ein Würfel bezeichnet ein Grab, eine Säule einen Baum. Aller Reiz liegt in dem Farbenspiel der Gewänder, in den Gruppierungen der Figuren und den Vorgängen. Die kraftvolle, bis ins einzelne ausgearbeitete Charakterisierung durch die darstellenden Persönlichkeiten bietet das eigentlich künstlerische Moment bei den meisten dieser Darbietungen. Der Schauspieler triumphiert noch über den Dichter, oder: seine sichtbare Darbietung wird zum tiefen ergreifenden Gedicht. Was im Volke dunkel als Gedanke, als Empfindung, als Stimmung lebt, das wird zum Bilde, das findet sein Symbol in einem Vorgang, einer Gestalt. Erhöht wird die Wirkung durch die gewählte Umgebung. Man sollte durchgehends die Theater meiden. Der passendste Platz für die Aufführungen sind die Kirchen. Daneben kommen die Aulen der höheren Schulen, die Versammlungsräume der Gewerkschaften und Jugendverbände, aber auch die Sport- und Spielplätze und andere natürlich begünstigten Orte im Freien in Betracht. Hier in Lübeck wurde im Dom sowohl wie in der Ägidienkirche, in der Aula des Realgymnasiums und auch im Theater gespielt. Besonders wirksam gestaltete sich die Aufführung der Haass-Berkow-Truppe in der Ägidienkirche vor einem dunkelblauen Vorhang unter dem Chor, der dem Altar vorgelagert ist.

Ein feierlicher Grundton beherrscht und bändigt alle Bewegungen, wie auch die ganze Sprechweise. Nur die grotesken Sprünge und die scharfen, keifigen Töne der fratzenhaften Teufel fallen aus diesem Ton heraus, so daß diese Gestalten schon dadurch etwas drastisch Komisches erhalten. Wie sie die Nacht neben dem Licht vertreten, so erscheint auch ihre Macht beschränkt, auf falsche Voraussetzungen gegründet, wenn das Erhabene stark und sicher in einer in sich selbst beruhenden Wucht über sie hinwegschreitet. Aber diese berechnete Gemessenheit gibt den Bewegungen der Figuren auch das typisch Beschränkte, das immer wieder Gültige der Bewegungen von Holzpuppen, die ein höherer Meister durch ein aufgezogenes Uhrwerk regiert. Wir sehen, daß es sich um ein Sinnbild, nicht um das komplizierte Leben selbst

Digitized by Google

handelt, das uns das Theater so oft vergebens vorzutäuschen versuchte. Diese Spiele verzichten auf solche Versuche. Die Figuren sind heruntergestiegen aus den Altarnischen, aus den Bildern, von den Sockeln. Sie machen am bestimmten Punkt unter den bestimmten Voraussetzungen ihre bestimmten Bewegungen. Zweimal marschieren in dem wundervollen Totentanz der Haass-Berkowtruppe die Opfer um ihren Meister herum und jedesmal an genau derselben Stelle macht jede Figur die ihr charakteristische Bewegung, auf die der Tod in seiner jedesmal besonderen Art antwortet. Eine ganze Lebensauffassung, eine ganze Lebenspraxis konzentrieren sich in jene Bewegungen und werden von einem höheren einigenden Gesichtspunkt aus gewertet durch diese. Erst der zweite Teil bringt unter Zuhilfenahme der Rede die Auseinandersetzung des Todes mit den verschiedenen Gesellschaftstypen. Unvergeßlich prägten sich die Gestalten des Kaisers, des Kriegsmanns, der schönen Maid, der Edelfrau, des kränklichen Mägdleins, der alten Geizigen und der Mutter mit dem Neugeborenen ein, das noch nicht tanzen kann und das dieser schlechtweg meisterhaft dargestellte Tod liebevoll in den Schlaf hinüberwiegt. Die Haass-Berkowtruppe übertrifft in Bezug auf Durchbildung und Reife in der Charakterisierung vorläufig noch die Gümbel-Seilingtruppe, die übrigens auch einen vortrefflichen Darsteller grotesk komischer Typen und auch gute weibliche Darsteller besitzt.

Diese Art Spiele würden gewiß in katholischen Gegenden keine geringere Wirkung tun als bei uns in protestantischen Landen. Vor allem, wenn man sich auch dort entschließen könnte, ihnen wie bei uns die Kirchen zu öffnen. So könnten sich beide Bekenntnisse auf dem Boden der Kunst einmal geschwisterlich und verständnisvoll die Hände reichen. Es handelt sich hier um keine Rückkehr in mittelalterliche Kunstübungen. Im Reich der Geister schreitet man nicht rückwärts. Nur alte erprobte Mittel werden wieder aufgenommen, um auch auf ein neues Geschlecht kraftvolle Wirkungen zu erzielen. Aus der Praxis heraus werden sich neue Wege ergeben und es wird von selbst eine unserer Zeit immer mehr gerecht werdende Durchbildung und Ausgestaltung des noch lebenskräftigen Alten erreicht werden. Wir sahen bereits die Schwänke des Hans Sachs vortrefflich dargestellt; es ließe sich wohl denken, daß auch einmal die grotesken Possen des Sebastian Sailer mit in den Spielplan dieser Laientruppen aufgenommen werden würden, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Sinne höheren Ausblicken zuzulenken und auch durch Humor vom Unzulänglichen zu erlösen, indem sie dem Volke geben, was des Volkes ist.

Romantik und deutsche Geschichte / Von Max Koch

Es ist ein ganz besonderer Grund, ja, ich möchte sagen, eine zwingende Notwendigkeit auf diese Verteidigungsschrift für unsere ganze bisherige deutsche Geschichtsschreibung hier hinzuweisen. Die Parteigänger der Novemberrevolution verlangen von dem Historiker kalte Gleichgültigkeit gegenüber allen nationalen Regungen und — im Augenblicke, da sie selber sich dem schlimmsten Teufel der Parteipolitik des Tages als Soldknechte verschreiben — Enthaltung jeder Stellungnahme zu den großen politischen Fragen des eigenen Volkslebens. Für alles aber, was ihnen an unseren Historikern von Johannes von Müller und Schiller bis Ranke, Treitschke und Janssen nicht gefällt, machen sie die ihnen verhaßte Romantik verantwortlich. Im schärfsten Gegensatze zu solchen wissenschaftlichen (?) Revolutionsgewinnlern weist nun Below*, nach, daß der hohe Aufschwung der deutschen Geschichtsforschung in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts eng mit der nationalen Bewegung jener Zeit zusammenhänge, und „daß es wesentlich die Romantik war, die die Vermittlung zwischen der nationalen Bewegung und der Wissenschaft durchführte". Je mehr die vom undeutschen „jungen Deutschland" beliebte Verdammung der reaktionär und katholisierend gescholtenen Romantik allmählich unbefangener Beurteilung weichen mußte, um so mehr sei „fortschreitend, zum Teil unter dem Einfluß einer neuen nationalen Bewegung, die wissenschaftliche Wertschätzung der Romantik, die Einschätzung ihrer hohen Bedeutung gerade für die wissenschaftliche Entwicklung" gestiegen. Das hatte ja freilich kein Geringerer als Leopold von Ranke schon längst bezeugt, und man braucht eigentlich nur die Namen Raumer und Böhmer, die Brüder Grimm, Schmeller und Diez, Savigny, Kugler und Schnaase zu nennen, um die Bedeutung der Romantik für politische, Sprach-, Rechts- und Kunstgeschichte aufleuchten zu lassen. Da aber der nun aus den republikanischen Ministerien geförderte und belohnte Parteifanatismus die ganze wissenschaftliche Entwicklung leugnen und in vermeintlich längst überlebter Fälschung die Romantik neuerdings als Feindin echter Wissenschaft auf die Anklagebank bringen will, so hat „Der Wächter" die unerläßliche Pflicht, dem streitbaren Freiburger Historiker zu danken im Namen der Romantik.

* Below, Georg von, Die parteiamtliche neue Geschichtsauffassung. Ein Beitrag zur Frage der historischen Objektivität. Langensalza, Herm. Bayer u. Söhne 1920. 86 S. Geh. M. 3.60. (Fr. Manns Pädagogisches Magazin Heft 801.)

Digitized by Google

Geistliche und andere Spiele / Von Alfred Schmidt

Von allen Massenunterhaltungen macht keine einen so tiefen und nachhaltigen Eindruck wie das Theater. Das moderne deutsche Theater geht in seiner stärksten und wichtigsten Wurzel auf den mittelalterlichen Gottesdienst zurück. Sieht man von den Klosterschauspielen aus der Karolingerzeit und den Komödien der Roswitha von Gandersheim ab, so bildeten einzelne Teile des Gottesdienstes die ersten Anfänge. Die alte Kirche versuchte es, den Gläubigen durch einfache szenische Darbietungen, Wechselgesänge, Wechsel der Personen und Gewandung den ihnen sonst unverständlichen Gottesdienst interessant zu machen. Dahin gehören die Antiphonen, Responsorien, Prozessionen, die Darstellung der Krippe und der Grabeshöhle, die Fußwaschung und die Palmenweihe. Hieraus entwickelten sich im 11. bis 13. Jahrhundert die Weihnachts- und Osterspiele. Die Aufführungen fanden an den großen Festtagen in der Kirche statt. Alles wurde gesungen. Die Worte Gott-Vaters wurden durch drei Stimmen (Diskant, Tenor, Baß) wiedergegeben, um die Dreieinigkeit anzudeuten. Da man diese Aufführungen als Formen des Gottesdienstes ansah, war der Eintritt frei. Die Kirche wurde jedoch durch freiwillig gespendete Opfergaben entschädigt. Die Stoffe waren der heiligen Schrift entnommen und wurden in Form von Zwiegesprächen, die mit Hymnen und Chören abwechselten, dargeboten. Später kamen Heiligenlegenden hinzu.

Waren die Darsteller wie auch die Verfasser anfänglich nur Priester, so begann man schließlich, auch geschickte Laien heranzuziehen, wie man auch die Zuhörer zum Mitsingen allgemein bekannter Lieder veranlaßte. Dies wurde aber erst möglich, als man dazu überging, deutsche Texte einzuschieben. Ursprünglich wurde nur die lateinische Sprache verwendet, die jedoch im Laufe der Zeit von der deutschen vollständig verdrängt wurde.

Man sollte meinen, daß diese Aufführungen den Beifall und die kräftigste Unterstützung der kirchlichen Aufsichtsbehörden gefunden hätten. Ist dies auch vielfach der Fall gewesen, so setzte doch bereits im Anfange des 13. Jahrhunderts ein Kampf gegen die geistlichen Spiele ein. Veranlaßt wurde er wohl durch allerlei Auswüchse. Teilweise wurde den Priestern jede Veranstaltung einer Aufführung oder Mitwirkung an einer solchen vollständig untersagt, teilweise begnügte man sich damit, vorzuschreiben, daß nur wirkliche Mysterien aufgeführt würden und diese Darbietungen nicht zum Zwecke des Gelderwerbs geschähen.

Die Folge davon war, daß die kirchlichen Aufführungen an Zahl abnahmen, dafür aber das Laienelement um so entschiedener auf den Plan trat. Da um diese Zeit die Gegensätze zwischen Geistlichkeit und Volk immer offenkundiger wurden, die Zahl der Minnesänger, Bänkelsänger, Spielleute und fahrenden Leute stetig wuchs und die deutsche Literatur und die deutsche Sprache in ungeahnter Weise aufblühten, war es nicht mehr möglich, die dramatischen Aufführungen, an denen das Volk Gefallen gefunden hatte, verschwinden zu lassen. Sind geistliche Spiele auch vereinzelt noch lange Zeit von Priestern veranstaltet worden, so gewann doch im 13. Jahrhundert das Laienelement die Oberhand. Die Folge davon mußte natürlich sein, daß auch weltliche Spiele zur Darstellung kamen, da ja nun nicht mehr ausschließlich Priester die Verfasser waren. Allerdings bevorzugte man zunächst noch die Texte der Bibel und die Heiligenlegende. Die Spiele nahmen aber bedeutend an Länge zu, so daß sie schließlich nicht mehr an einem Tage aufgeführt werden konnten, sondern in „Tagewerke" eingeteilt werden mußten, die zum Teil eine Woche und mehr in Anspruch nahmen. Ein Drama begann mit dem Falle Luzifers und endete, nachdem die wichtigsten Erzählungen des Alten und des Neuen Testamentes dargestellt waren, mit dem jüngsten Gerichte.

Anfangs, als nur wenige Schauspieler mitwirkten, genügte ein Karren oder ein kleines Brettergerüst als Bühne. Bald reichte aber eine solche nicht mehr aus. Außer der Welt mußten auch Himmel und Hölle dargestellt werden. Es waren deshalb drei Stockwerke nötig. Oben, im Himmel, thronte Gott-Vater im Phantasiekostüm, umgeben von Christus als Bischof, den Aposteln, Heiligen und Engeln. Die Mitte, die eigentliche Bühne, stellte die Erde dar. Darunter befand sich die Hölle in Gestalt eines geöffneten Rachens, aus der die Teufel und Satan mit fürchterlichem Geheul herausprangen. Die Dekorationen bestanden nur aus einigen Vorhängen.

Da die Zahl der Schauspieler stetig zunahm und zuletzt in einigen Fällen in die Hunderte ging, war es natürlich ausgeschlossen, daß alle auf der Bühne Platz fanden. Sie gingen vor der Aufführung in geschlossenem Zuge von der Herberge zur Bühne; die wenigen Personen, welche nicht in die Tracht der Zeit gekleidet waren, in ihrem Kostüm. Dabei wurden geistliche Lieder gesungen. Die Schauspieler stellten sich vor der Bühne auf, die sie erst betraten, wenn ihre Zeit kam. Die zahlreich eingestreuten Chorlieder wurden von allen Darstellern mitgesungen. Ein Prolog eröffnete, ein Epilog schloß das Ganze.

Welchen tiefen Eindruck diese Aufführungen auf die Zuschauer machten, beweist die Erzählung vom Tode des Markgrafen Friedrich des Freidigen von Meißen. Als er während einer Vorstellung des Mysteriums von den zehn Jungfrauen auf dem Marktplatze in Eisenach vom Schlage getroffen wurde (1324), behauptete man, dies sei infolge der durch die Aufführung veranlaßten Erregung geschehen. Er soll bei der Klage der Verdammten aus seinem Sessel aufgesprungen sein und aus-

Digitized by Google

gerufen haben: „Was ist der christliche Glaube, wenn die Sünder durch die Bitten der Gottesmutter Maria und aller Heiligen nicht Vergebung erlangen können?“

Der Inhalt der dargestellten Szenen stand auf dem Boden des katholischen Bekenntnisses. Die Handlung war ernst. Es fehlte jede psychologische Begründung, jede scharfe Zeichnung der Charaktere, jede Steigerung der Handlung.

Bald fand jedoch auch das komische Element Eingang. Zunächst begnügte man sich damit, einzelne scherzhafte Szenen einzuflechten, wobei manchmal sogar Gott-Vater selbst leichtem Spott ausgesetzt wurde. Später kamen komische Personen (Mönch, Teufel) auf, bis schließlich ganze Stücke Mode wurden.

Da die anfänglich fortlaufende Darstellung Schauspieler und Zuhörer zu sehr ermüdete, gelangte man schließlich dazu, das Ganze in Akte einzuteilen.

Die weltlichen Spiele erreichten im 16. Jahrhundert ihre höchste Blüte. Es waren hauptsächlich Meistersinger, welche neue Stoffe schufen. Unter ihnen wird Hans Sachs, der Nürnberger Schuster, unvergessen bleiben. Die Anzahl seiner Werke ist sehr groß. Sind seine Tragödien mit Recht auch heute vergessen, so kann man doch an seinen Schwänken auch jetzt noch seine helle Freude haben.

Neben solchen waren besonders Sagen beliebt. Manche von diesen (Genoveva, Faust) haben sich in den Puppenspielen bis in die Gegenwart herübergerettet.

Vor der Reformation hatten manche Verfasser ihrer Spottlust auf Kosten der Geistlichkeit und der Mönche durch gelegentliche Bemerkungen Luft gemacht oder durch komische Szenen und Personen ihrer Abneigung offen Ausdruck gegeben. Einzelne Verfasser schrieben sogar beißende Satiren, welche die allgemein bekannten Mißstände offen geißelten. Nikolaus Manuel Deutsch, der 1522 in Bern zwei Komödien aufführen ließ, hat die Reformation in der Schweiz wirksam unterstützt.

Auch nach der Reformation waren die Volksdramen sowohl in katholischen als auch evangelischen Ländern noch sehr beliebt. Im 16. Jahrhundert hatten sie vielfach polemischen Inhalt. Aber auch das geistliche Drama fand viele neue Freunde, besonders durch Hans Sachs. Begnügte man sich in evangelischen Ländern mit der alten Einfachheit, so bemühten sich die Jesuiten, durch glänzende Ausstattung und allerlei Hilfsmittel die Zuschauer zu fesseln.

Bald aber schwand das Interesse an den geistlichen Dramen, und nur in einzelnen Teilen des Deutschen Reiches erhielten sie sich, besonders in Steiermark, Bayern und Tirol. In der Gegenwart genießen die Oberammergauer Passionsspiele berechtigtes Ansehen. Die Veranlassung zu ihrer Einrichtung war die im Jahre 1633 in Bayern wütende Pest, bei der in Oberammergau allein binnen drei Wochen 84 Personen starben. Die Gemeindevertreter beschlossen am Tage vor Simon und Juda (27. Oktober 1633) einstimmig „alle 10 Jahr die passions-Tragedi zu Ehren dess bitteren Leyden und Sterbens Jesu Christi zu halten und zu Exhibieren.“ Die Folge war, wie die Chronik berichtet, daß „dise Contagion nit nur alleine Mörcklich, sonder gar abgenommen, ohnerwogen dass doch Vihle leuth mit Pestzeichen zu sechen und Inficierter gewest, Kein Einziger Mensch mehr durch dise Sucht aufgeriben, mithin dises Dorf von selbiger Gänzlich befreyt.“ Im folgenden Jahre fand die erste Aufführung statt. Mit einer kurzen Unterbrechung unter König Max haben sich diese Spiele bis in die Gegenwart erhalten. —

Wer einmal Gelegenheit hatte, der Aufführung eines geistlichen Dramas beizuwohnen, wird sich dem unauslöschlichen Eindrucke, den es auf fast alle Zuhörer machte, nicht haben entziehen können. Schreiber dieser Zeilen, im protestantischen Mitteldeutschland wohnend, benutzte einige Abende der Haass-Berckow-Spiele, um ihre Wirkung auf das Publikum zu beobachten. Der Erfolg war überraschend. Abgesehen von ganz vereinzelten, ablehnenden Bemerkungen wurden nur Worte der höchsten Bewunderung, stellenweise sogar der Erschütterung laut. Für Leute, die seit vielen Jahren der Kirche den Rücken gewendet hatten, waren diese Vorstellungen Gottesdienste. Trotzdem die beiden Aufführungen an zwei aufeinanderfolgenden Abenden stattfanden, war auch am zweiten Abend der große Saal bis auf den letzten Platz gefüllt. Allgemein wurde der Wunsch laut, daß im nächsten Winter wieder solche Spiele gezeigt werden möchten. Ist dies nicht ein Beweis dafür, daß trotz der kirchenfeindlichen Bewegung im Volke das Bedürfnis nach religiöser Betätigung bzw. Einwirkung vorhanden ist und es nur der Anregung bedarf, dies wirksam zu machen? Abgesehen von den wenigen Gebildeten, die auf Grund ihrer Weltanschauung auf die Religion verzichten, ist bei der überwältigenden Mehrzahl der Dissidenten nur die Feindschaft gegen die Kirche die Ursache des äußerlichen Unglaubens. Das zeigen die freireligiösen Vereine. Daß die Feindschaft gegen die Kirche im Laufe des letzten Jahres bedeutend gewachsen ist, wird durch die Tätigkeit politischer Hetzer verursacht, die in jedem Geistlichen und jedem, der der Kirche innerlich nahesteht, einen Reaktionär wittern. Einen großen Teil der Schuld tragen auch die, welche mit dem Christentum das Deutschtum vernichten möchten.

Mag man sich zu der politischen Revolution stellen, wie man will, einer Tatsache kann sich niemand verschließen, dem das Wohl des deutschen Volkes am Herzen liegt: daß seit dem 9. November 1918 die Zahl der gemeinen Verbrechen und Vergehen, besonders auch seitens Jugendlicher, in erschreckendem Maße gestiegen ist. Und weshalb? Vor der Revolution war das Ansehen und die Macht der Staatsgewalt

Digitized by Google

groß genug, um ihren Gesetzen Achtung zu verschaffen. Dazu kam der Segen des Religionsunterrichts. Und jetzt? Jeder Vater, der vielleicht nicht einen einzigen deutschen Satz richtig schreiben kann oder gar Analphabet ist, hat das Recht, seine Kinder vom Religionsunterricht fernzuhalten und ihre ganze Entwicklung und damit ihr Lebensschicksal in entscheidendster Weise zu beeinflussen. Wo ist heute die Autorität des Staates geblieben? Sind nicht gerade Mitglieder der Parteien, welche die Revolution veranstaltet haben, heute zum Teil die erbittertsten Feinde der neuen Regierung? Wenn der Staat nichts gilt, welchen Wert haben dann seine Gesetze? War die Zahl derer, welche Staatsgesetze ohne Bedenken übertraten oder umgingen, aber doch den zehn Geboten die Achtung nicht versagten, nicht stets überaus groß? Was nun, wenn die offenbare Verachtung aller Religion immer weiter um sich greift? Wir sehen heute bereits die furchtbaren Folgen. Solange nicht eine entschiedene Änderung Platz greift, wird das Verderben immer weiter schreiten.

Dem müssen sich alle entgegenstemmen, denen das Wohl des deutschen Volkes am Herzen liegt, ja, nicht nur diese, sondern alle, welche den sittlichen Untergang aller Kulturvölker aufhalten möchten; denn der Atheismus der Ungebildeten, die nicht aus eigener Kraft das Gute zu tun, das Böse zu meiden vermögen, aber aus anerzogener Gewohnheit den alten Gesetzen Gehorsam leisten, wird in dem jungen Geschlecht, das vielfach nur Hohn und Schimpfreden über alles Heilige hört und in Verachtung alles dessen auferzogen wird, was dem Menschen einen inneren Halt und in Not und Trübsal Kraft und Trost spenden soll, zur geflissentlichen Verletzung aller Ordnung werden. Das aber ist der Kampf aller gegen alle und das Ende jeder Kultur. Auf dieser Stufe ist der Mensch dem Marder gleich, der aus Mordlust tötet.

Die furchtbare Gefahr macht es dringend nötig, daß der Kampf an möglichst vielen Stellen aufgenommen, mit aller Entschiedenheit und Klugheit geführt wird und alle Gleichgesinnten Hand in Hand gehen. Weder das politische noch das religiöse Bekenntnis darf sie trennen. Tausende überzeugter Sozialdemokraten halten treu zur Kirche, wie ja auch viele Dissidenten unbedingte Monarchisten sind. Sie alle müssen alles Trennende beiseite lassen und gemeinsam am Wohle des Volkes arbeiten. Und dieses fordert unbedingt die Beibehaltung des Religionsunterrichtes und die Pflege alles Religiösen.

Eines der nicht zu unterschätzenden Hilfsmittel ist die Veranstaltung von wertvollen Volksschauspielen. Die bisherigen Veranstaltungen der Kirche genügen allein nicht mehr. Bereits vor dem Kriege hat man dies in den Vereinigten Staaten und neuerdings auch in England eingesehen und versucht, durch gute Lichtbilder auf die Gläubigen einzuwirken. Ich möchte statt dessen die Einrichtung von Volksschauspielen, besonders geistlichen Dramen, in der alten schlichten Form vorschlagen.

Vor einiger Zeit ging die Nachricht durch die Blätter, daß die deutsche Wandertheaterkonferenz in Heidelberg die Unterstützung der Wandertheater durch den Staat gefordert habe. Hier ist Gelegenheit, den Hebel anzusetzen. Wenn den Gesellschaften eine Unterstützung gewährt, aber dafür von ihnen gefordert wird, daß sie an jedem Orte eine prozentual festzusetzende Anzahl von alten guten Volksschauspielen aufführen, so wird diese Maßregel ihre segensreiche Wirkung nicht verfehlen. Nötig wäre aber, daß diese nicht durch Schund (französische Lustspiele) verhindert wird. Dazu ist natürlich die Schaffung einer guten, billigen und bühnenfertigen Ausgabe der betr. Literatur nötig. Um die Vorstellungen zu wirklichen Volksvorstellungen werden zu lassen, müßten die Eintrittspreise niedrig, auf jeden Fall aber geringer als die zu den übrigen von derselben Gesellschaft veranstalteten Abenden sein, was sich vielleicht durch besondere Spielprämien ermöglichen ließe.

Waldemar Müller-Eberhart / Von Hans Heckel

Die deutschen Bühnenverhältnisse unserer Tage sind schon längst ein Gegenstand banger Sorge für alle, denen Deutschlands Zukunft am Herzen liegt. Nach dem äußern und innern Zusammenbruche unseres Volkes tut eine Kunst bitter not, die als Führer und Wegweiser zu seelischer Erneuerung und künftigem Aufstiege zu dienen vermag. Das Theater mit seiner Wirkung auf die breitesten Massen ist hier in erster Reihe als Vermittler berufen. Die Erfüllung dieser Aufgabe ist aber unter den heutigen Verhältnissen so gut wie unmöglich. Fast unumschränkt schaltet ein betriebsames Unternehmertum, das die Bühne als ertragreiches Geschäftsunternehmen auszubeuten weiß. Ein geschlossener Ring geldkräftiger Verleger und Theaterleiter bestimmt, was dem deutschen Volke von der Bühne herab als geistige Nahrung geboten werden soll. So haben wir hier auf einem begrenzten Gebiete, was von dem zeitgenössischen Literaturbetriebe als Ganzem gilt: das Bild unseres Geisteslebens wird verfälscht zugunsten bestimmter Parteibestrebungen, es erscheint von undeutschen und zersetzenden Strö-

Digitized by Google

mungen beherrscht, weil es deutscher Art in jeder Weise erschwert wird, zu allgemeiner Geltung zu gelangen. Bei solcher Lage der Dinge gewinnen die seit Jahrzehnten von den verschiedensten Seiten unternommenen Versuche eine erhöhte Bedeutung, unabhängig von dem zünftigen Theaterwesen eine Volksbühne als Ausdruck nationaler Kultur erstehen zu lassen, die ähnlich wie im Mittelalter weiteste Bevölkerungsschichten zu tätiger Mitwirkung heranzieht. Seit dem starken Erfolge seines Kynastfestspieles im vorigen Jahre ist der Dramatiker Waldemar Müller-Eberhart unter den Vorkämpfern einer von dem Geschmack der Tagesmode freien Bühnenkunst zu Ansehen gelangt.

Müller-Eberhart ist in jenen Tagen geboren, als sich der alte Sehnsuchtstraum eines starken und einigen Deutschland verwirklicht hatte, am 3. Juni 1871. Der Vater, Stadtbaurat in Bromberg, war während des Krieges Stadtkommandant und wurde beim Eintreffen der Siegesnachricht von Sedan von der begeisterten Menge auf den Schultern an das Denkmal Friedrichs des Großen getragen, wo er unter größtem Jubel die Depesche verlas und eine zündende Ansprache hielt.

Die erste Veröffentlichung Müller-Eberharts ließ nicht ahnen, daß er einmal um den Lorbeer des Dichters ringen werde. „Kuba, seine geschichtliche und handelspolitische Entwicklung", so lautet der Titel seiner ersten Schrift. Als junger Leutnant in Stade, wo es ihm an geistiger Anregung mangelte, war er über die Erdkarte geraten. Er gewann die Überzeugung, daß hier ein Brennpunkt der alten und der neuen Welt sei, studierte eifrig alle einschlägige Literatur, und der Erfolg war, daß Fachleute in den ersten Blättern die Schrift besprachen, als ob der Verfasser alles aus eigenster Anschauung in Kuba selbst geschöpft habe. Sie erschien im rechten Augenblick, denn eben damals (1898) brach der Krieg zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten um den Besitz der Insel aus.

Eine Reihe von Jahren verging noch, ehe Müller-Eberhart mit seinem ersten Drama hervortrat. Seine Frühwerke gehören durchaus in den Bereich des psychologisch vertieften Spätnaturalismus. Das Sittenstück „Das Kind", mit dem der Dichter 1906 in Nürnberg seinen ersten Bühnenerfolg errang, wurde von der Kritik mit Sudermanns „Heimat" und Hauptmanns „Rose Bernd" verglichen, weil hier wie dort das Geschick der unehelichen Mutter zum Vorwurfe gedient hatte. Doch ist trotz dieser stofflichen Verwandtschaft eine innere Abhängigkeit in keiner Weise bemerkbar. Schon der mit eindringlicher Kraft durchgeführte Grundgedanke macht das Werk zu einer durchaus originalen Schöpfung: daß das Kind das unvergängliche Band ist, welches Mann und Weib aneinander bindet. Gerade weil die junge Dora Petersen in einem Anfalle von Verzweiflung und Unzurechnungsfähigkeit die Frucht ihrer Liebe erwürgt hat, darum hat sie das Recht verwirkt, das Leben des Jugendgeliebten zu teilen; und weil dessen aus äußern Rücksichten geheiratete Frau ein Kind von ihm unter dem Herzen trägt, darum bleibt er ihr unlöslich verbunden. Mit größtem künstlerischem und sittlichem Ernste hat Müller-Eberhart sein Erstlingswerk gestaltet, ohne jedes schulmeisterliche Moralisieren, aus echt menschlichem Verstehen und Verzeihen heraus. Der Erfolg der Uraufführung war stark: allgemein wurde die sichere Beherrschung der dramatischen Technik und die scharfe Beobachtungsgabe des Verfassers hervorgehoben, die es ihm ermöglichte, im dritten Akt eine vollständige Gerichtsverhandlung mit erstaunlicher Lebenswahrheit auf die Bühne zu bringen. Später hat er in einer Art Fortsetzung, der Stilkomödie „Lillys Liebe", die als „Die sorglose Jugend" ebenfalls aufgeführt wurde, an der jüngeren Generation seine eigene Auffassung zu entwickeln versucht, dabei freilich nur Anregungen, keine endgültige Lösung gegeben.

„Das Kind" ging dann noch über verschiedene größere Bühnen. Noch erfolgreicher war das 1908 in Berlin erstmalig gegebene Schauspiel „Lokomotivführer Clausen" oder „Im Dienste des Verkehrs", das es an 60 Orten zu etwa 200 Aufführungen brachte. Es ist ein Anklagestück: Die Schuld an einem Eisenbahnunglück, verschuldet durch Sparsamkeit höherer Verwaltungsstellen am unrechten Orte, wird einem pflichttreuen Unterbeamten zugeschoben, der unter dem Drucke eines schweren Familienleides ein Signalzeichen übersehen hat, und vernichtet seine bürgerliche Existenz. Ein weiteres Drama, „Doktor Volkner", behandelt das Problem der innerlich unwahren Ehe. Von nichtdramatischen Werken stammen aus jener Zeit: „Das Stimmungsbuch", „Harzfahrt, Wanderungen und Träume" und „Das Buch des Lebens. Eine Feierstunde".

Mit der „Turbine" (1909) fand Müller-Eberhart einen ganz neuen Stil, mit dem er der dramatischen Dichtung neue Entwicklungsmöglichkeiten zu erschließen glaubte. An Stelle der alten szenischen Dialogform, die sich außer dem gesprochenen Wort nur auf knappe Regiebemerkungen beschränkt, gibt er nun auch die Umwelt und die Gebärden der handelnden Personen in breiter, stimmungsvoller Ausführung, so daß das Bühnenwerk für den Leser ein fast novellistisches Gepräge erhält. Was der Dichter sich von seiner eigentümlichen Schreibart versprach, ist nicht schwer zu erkennen. Der dramatische Vorgang soll schon beim Lesen als ein Stück Leben erscheinen — „ein Stück Leben" lautet bezeichnenderweise der Untertitel der „Turbine" —, nicht als ein totes Gerippe, das erst durch die Aufführung zu lebendiger Wirklichkeit erweckt wird. Vor allem aber sollen durch die Lebhaftigkeit und Eindringlichkeit der Schilderung Spielleitern und Darstellern in ganz

Digitized by Google

anderer Weise die Absichten des Dichters deutlich werden, als dies gewöhnlich geschieht. So wirkt denn die „Turbine“ in der Tat schon bei der Lektüre ungemein stark. Auffallend ist der symbolistische Einschlag. Die Turbine erscheint geradezu als Gleichnis: wie die Stämme zwischen den Steinen der Holzstoffmühle, so wird der Mühlenbesitzer selbst, ein edler aber schwacher Mensch, zerrieben im Kampfe mit seiner aus härterem Stoffe geformten Umwelt: der Gattin, die ihn zu spät verstehen lernt, der selbstsüchtigen mannstollen Schwiegermutter und deren geriebenem und gewissenlosem Geliebten. Erst zwangsweise in eine Irrenanstalt geschleppt, wird er am Ende wirklich wahnsinnig. Ganz von selbst drängt sich hier der Vergleich mit Strindberg auf.

Der in diesem erfolgreichen Bühnenstücke angewandten Schreibart blieb Müller-Eberhart auch weiterhin treu. Den gleichen offenen Blick für das weltpolitische Geschehen der Zeit, den schon die Erstlingsschrift offenbart hatte, bewährte auch die 1913 erschienene Dichtung „Eines Königs Tragödie“. Wie sehr der Dichter hier die Gefahren der Zeit erfaßt hatte, sollte erst der Zusammenbruch der Novemberrevolution erweisen. Ein im Grunde seiner Seele edler Herrscher verschließt sich, von seiner Machtfülle berauscht und von Höflingen und Schmeichlern beeinflußt, den Notwendigkeiten der neuen Zeit, die eine Einheit von Fürst und Volk gebieterisch fordert. Zu spät erwacht er zur Einsicht, als die Kräfte der Finsternis schon Macht gewonnen haben.

Im Kriege verfaßte Müller-Eberhart neben verschiedenen anderen Kriegsaufsätzen die Schrift „Hindenburg, eine Wertung“ sowie die Abhandlung „Zum Volksfrieden“.

Eine neue Wendung nahm sein dramatisches Schaffen 1920 mit dem deutschen Kynastvolksspiel „Kunigunde“. Mit der Dramatisierung der Sage, die sich an die alte Burgruine im schlesischen Riesengebirge knüpft, ist der Volksspielgedanke aufs glücklichste zur Durchführung gebracht. Die Burg selbst, von dem Besitzer Reichsgrafen Schaffgotsch in entgegenkommender Weise zur Verfügung gestellt, gab den Schauplatz ab, der alte Fremdenführer Maiwald, der dort seit 45 Jahren seines Amtes waltet, bekam eine wichtige Rolle zugeteilt, und die zahlreichen Mitwirkenden, aus allen Bevölkerungsschichten genommen, schlossen sich zu einem Verein zusammen, der in jedem Sommer das Kunigundenspiel aufführen wird. Die Gattin des Dichters, die Opernsängerin Inge Eberhart, verkörperte die Heldin und verhalf vor allem dem Spiele zu einem starken Erfolge. Fast fünfzig Vorstellungen fanden statt, und über 20 000 Besucher hatte das erste Spieljahr. Nach der alten Sage hat Kunigunde das Gelübde getan, wer um sie werben wolle, der müsse die Burgmauer umreiten, auf der einst ihr Vater zu Tode verunglückt war. Viele Freier büßten bei dem kühnen Ritt das Leben ein, bis endlich einem beherzten Ritter das Wagnis gelang. Diesen einfachen Stoff hat Müller-Eberhart seelisch vertieft und mit starkem ethischen Gehalt erfüllt.

Das glückliche Gelingen dieses ersten Versuches reizte den Dichter, sich auch an der Gestalt der Schutzpatronin Schlesiens zu versuchen. So entstand die „Legende der heiligen Hedwig“: Hier, wo es galt, die ganze Fülle eines inhaltsreichen Menschenlebens in einen einzigen Abend zusammenzudrängen, mußten naturgemäß die Wege herkömmlicher Dramatik vollkommen verlassen werden; die Maßstäbe, die an Spiele dieser Art zu legen sind, werden ja gewissermaßen erst mit ihnen selbst geschaffen und sind weit eher aus den Volksspielen des Mittelalters abzuleiten als aus der Dramatik der letzten Jahrhunderte. Wie weit es dem Verfasser gelungen ist, das angestrebte Ziel zu erreichen, dürfte zur Zeit der Drucklegung dieser Zeilen schon entschieden sein. Die Legende erlebt ihre Uraufführung in Berlin und soll sodann in Liegnitz, Breslau und Trebnitz, wo die Gebeine der schlesischen Herzogin ruhen, gespielt werden; weiter sind bereits zahlreiche andere größere Städte in ganz Deutschland in Aussicht genommen. Soviel läßt sich jetzt schon sagen, daß der Dichter seine Begabung für farbenprächtige und stimmungsvolle Bühnenwirkungen auch diesmal wieder bewähren dürfte. Gerade das Leben der heiligen Hedwig ist in den schweren Tagen der bedrohten deutschen Ostmark von wahrhaft nationaler Bedeutung; seine künstlerische Ausgestaltung mußte mit innerer Notwendigkeit kommen. Wir erleben die Entwicklung deutscher Kultur in den ehemals slavischen Landen unter dem Einfluß der deutschen Herzogin. Die dramatische Triebfeder des Ganzen ist Hedwigs Charakterentwicklung, ihr Wille, das Bewußtsein ihrer Sendung. „Hedwig ging von der Erkenntnis aus,“ so heißt es im Vorspruch, „nur der Mensch lebt in Wahrheit, der sein Wesen aus fleischlicher Hülle schält und von innen her wandelt zur Christuskraft. Das ist ein Denken und Handeln weltenfern von dem, das heute durch die Gassen schreit. Ihr seht doch aber, wohin wir kommen, wenn Äußerliches, des Augenblickes Gier Richtmaß für ganze Völker werden. Nicht Entsagung predigt das hehre Beispiel der Herzogin, die wir den wahren sozialen Menschen nennen können. Wir brauchen ein starknerviges, körperkräftiges und zeugendes Geschlecht; wohl aber mag jeder erkennen, wozu Willenskraft fähig ist: Gutes zu tun, um des Göttlichen willen, Unrecht zu meiden, um nicht Mitmenschen zu schaden, und den eigenen Vorteil dem Gemeinsinn zu unterjochen, der erst ein Volk zum Volk, den Menschen erst zum Menschen macht.“

Im Manuskripte sind bis jetzt vollendet: der erste Teil eines Romans „Der Friedensbringer“, ein 1906 geschriebenes „Spiel für die großen

Digitized by Google

deutschen Kinder", „Die alte Komödie", das Müller-Eberhart selbst als sein bestes dramatisches Werk bezeichnet, und die ersten Aufzüge einer in germanischer Vorzeit spielenden Vision, „Der letzte Held", deren bange Ahnungen die Wirklichkeit inzwischen leider erfüllt hat.

Die mir inzwischen zugegangenen Berichte über die Aufführungen in Berlin und Liegnitz lassen erkennen, daß das Hedwigsspiel an diesen Orten starke Eindrücke hinterlassen hat, an denen wieder Müller-Eberhart in der Titelrolle einen entscheidenden Anteil hatte.

Mythologisches aus der Steiermark

Von Gisela Mayer-Pitsch

Im Aprilheft des „Wächters" bringt Herr Pater Romuald Pramberger aus St. Lambrecht einen lehrreichen Aufsatz über „Mythologisches aus der Steiermark". Vielleicht dürfte es interessieren, daß einige der von ihm mitgeteilten Sagenzüge nach Friedrich von der Leyen „Deutsches Sagenbuch, 4. Teil, Die deutschen Volkssagen von Friedrich Ranke, München, Beck 1910" ganz ähnliche auch in weit entfernten Gegenden Deutschlands zu finden sind. Sie bezeigen, da an eine Beeinflussung wohl nicht zu denken ist, wie aus gleichen geistigen Voraussetzungen ähnliche Märlein erblühen.

Dem alten steirischen Bauer, der auf dem Holzstock sitzen blieb, während das wilde Geja daherbrauste, haute ein Teilnehmer der wilden Jagd das Hackl in das Knie, und erst als der Greis ein Jahr später an derselben Stelle den Wotanszug erwartete, verschwand der stechende Schmerz. Ganz ähnlich (von der Leyen, 72 f.) ging es einem Knecht in Stilfs, der in boshafter Absicht der wilden Jagd einen Baumstamm quer über den Weg legte, sich selbst aber im Bett verbarg. Da hörte er eine Stimme sagen: „In diesen Baum schlage ich meine Hacke ein" und er spürte sogleich einen stechenden Schmerz im Knie, der erst verging, als im nächsten Jahr die wilde Jagd wieder vorüberzog. Auch einem buckligen Spielmann bei Templin erging es nicht besser. Auf dem Heimweg vom Tanzboden versteckte er sich vor dem wilden Heer hinter einem Baumstamm. Ein Jäger stürzte auf ihn los und rief: „Hier will ich mein Beil einhauen." Der Spielmann fühlte einen gewaltigen Schmerz im Rücken und mußte das ganze Jahr mit einem mächtigen Buckel behaftet zubringen. Erst als er das wilde Gejaid zu Silvester wieder an der gleichen Stelle abpaßt, tritt derselbe Jäger zu ihm und sagt: „Hier habe ich vor einem Jahr mein Beil hineingehauen, hier will ich es auch wieder herausziehen." Da war der Buckel verschwunden.

Auch die Blindheit, mit der Berchtlgoba den neugierigen Knecht schlägt, indem sie einem Kind ihrer Schar befiehlt: „Zottele, machs Lückerl zu!" hat ihr reichsdeutsches Gegenstück. Da blieb in Thieringen in Württemberg der Hausherr in der Stube sitzen, durch die das Mutesheer ziehen mußte. Plötzlich hörte er eine Stimme: „Streich dem da die Spältle zu!" und sah nichts mehr. Erst im nächsten Jahr, als er wieder in der Stube auf den wilden Jäger wartete, rief jemand: „Streich dem da die Spältle wieder auf!" und er hatte das Augenlicht wieder erhalten (von der Leyen, 73 f.).

Das mit Gewand abgelohnte Bergmandla verläßt nicht nur in Steiermark seinen Dienstplatz, auch das Erdmännle in Mittelstadt am Neckar meidet das Haus, wenn es bezahlt wird (von der Leyen, 135 f.). Auch bei Dornhan in Württemberg klagen die mit Kleidern beschenkten Männlein: „Wenn man jemand auszahlt, so muß er gehen" und verschwinden. Bei Iserlohn allerdings glaubt das Erdmännchen, nachdem es einen schönen, grauen Anzug erhalten, dem Schleifer nicht mehr helfen zu dürfen, weil es nun ein schmucker Junker geworden sei.

Auch der schleswigische Wechselbalg (S. 127 f.) verrät, durch einen sonderbaren Vorgang, das Bierbrauen in einem leeren Ei, in Aufregung versetzt, sein hohes Alter und dadurch seine unterirdische Abkunft. Der nordische gesteht: „Ik bin so olt, as Bernholt in dem Wolt und heff nümmer so wat seen." Der steirische hat gar neunmal Wiesen und neunmal Wald erblickt.

Digitized by Google

Eine neue Hoffmann-Biographie / Von Max Koch

In Hoffmann sieht sein jüngster Biograph* die Erfüllung der Romantik vorbereitet (II, 10), bei ihm „Werke im Entstehen begriffen, denen die ganze sonstige Romantik nichts entgegenzusetzen" habe. Zu einer „gerechten Würdigung dieses größten Romantikers" (II, 23), dessen Weltgefühl zwar nicht tragisch wie jenes des Dichters von „Michael Kohlhaas", so doch bis zum äußersten schmerzhaft gespannt gewesen sei, will Harich den seiner Ansicht nach bisher nicht gefundenen Weg weisen. Das ist nun wohl der schärfste Gegensatz zum Urteil Eichendorffs, der 1847 bei seinem „Überblick über die ästhetische und religiöse Bedeutung der neueren romantischen Poesie" sich von Hoffmann abwendete als dem äußersten, wohin die vom Glauben abirrende Romantik sinken könnte. Daß „die ganz unmoralische sogenannte Romantik in Frankreich Hoffmann fast ausschließlich als ihren deutschen Verfechter anerkannte" — nur von ihm und Ludwig Tieck sind bei Tétot Frères in Paris deutsche Textausgaben veranstaltet worden — fand Eichendorff daher ganz natürlich. Auch der ähnlich wie Eichendorff in erster Reihe nach dem sittlichen Gehalte ausspähende Carlyle klagte, Hoffmanns Genius hätte sich niemals zu einer reinen Kultur emporgearbeitet, obwohl in ihm die Elemente hohen moralischen Wertes und Talente allerhöchsten Grades vorhanden gewesen wären. Der deutsche wie der englische Beurteiler haben dabei allzu einseitig nur das Geleistete, nicht aber auch Hoffmanns Wollen und Streben ins Auge gefaßt. Er selber hat es einmal in einem Briefe als eine Aufgabe der Kunst und insbesondere des Theaters — seine „Stellung zu Drama und Theater" hat Werner Mausolf 1920 in einer Breslauer Dissertation behandelt — bezeichnet, „das Christentum allmählich wieder in das Ästhetische, in die Kunst hinüberzuleiten, das Christentum dadurch dem Menschenbedürfnis näher zu bringen, die Kunst aber, die so lange entweihte, dadurch zu heiligen. Es gibt keine Kunst, die nicht heilig wäre; und die Frage: ob die Poesie moralisch sein müsse, beruht auf den schrecklichsten Mißverständnissen. Ich frage nicht nach des Künstlers Leben; aber sein Kunstwerk muß rein sein, im höchsten Grade sittlich, womöglich religiös. Es braucht darum keine sogenannte moralische Tendenz haben. Ja soll es nicht einmal. Das wahrhaft Schöne ist selbst das Moralische, nur in anderer Form. Die Kunst ist ewig klar. Die Nebel der Unwissenschaft sind ihr so feindlich als die lebenzerstörende Stickluft der Immoralität. Kunst ist die Blüte der menschlichen Kraft."

Wir dürfen wohl annehmen, daß Eichendorffs scharfes Urteil ganz wesentlich anders gelautet hätte, wenn er dieses Bekenntnis Hoffmanns gekannt hätte. Nach der religiösen Seite hin gewinnt es noch an Bedeutung, wenn wir uns an Hoffmanns Vorliebe für Calderon, seine Bamberger Inszenierung der „Andacht zum Kreuze" erinnern. Eine andere Frage bleibt, ob denn wirklich ein „im höchsten Grade sittliches, womöglich religiöses Kunstwerk" entstehen kann, wenn des Künstlers Leben dem widerspricht. Daß es mit der religiösen Tendenz allein nicht getan ist, wird durch Werke wie z. B. Strindbergs „Nach Damaskus" trotz Kirche und Kloster und aller christlichen Symbole unerfreulich und unzweideutig aufgedeckt. Wohl aber schließt alles Irren nicht aus, daß ein ehrliches Bemühen und Streben nach innerer Heiligung zuletzt auch das reine Kunstwerk zeitigt, das als wahrhaft schön zugleich moralisch hochstehend erscheint. Es ist ein Geständnis, das in die geheimnisvollsten Labyrinthe der Menschenbrust sittlichen Ringens blicken läßt, wenn Hebbel seinen „Michel Angelo" an Varnhagen mit den Worten übersendet, vielleicht beweise dies Stück, „daß ich, wenn der Weg von der Judith zur Iphigenie auch weit ist, ihn wenigstens betreten habe." Und gerade Hebbel erklärte, daß die Jahre und stets erneute Lesung seiner Liebe für Hoffmann keinen Eintrag getan hätten. Alles von Hoffmann fand er aus einem unendlich tiefen Gemüt geflossen; seine „Elixire des Teufels" aber seien ein so wunderbar angelegtes und durchgeführtes Buch, „daß, wenn es noch keine Gattung gibt, der Darstellungen dieser Art angehören, das Buch eine eigene Gattung bilden wird. Alles das, was seine Werke von den höchsten Werken der Kunst unterscheidet, trägt dazu bei, sie noch wärmer zu machen als Kunstwerke."

Ich meine, in einer zweibändigen Lebensbeschreibung Hoffmanns hätten diese beiden Zeugnisse von Eichendorff und Hebbel unter keiner Bedingung fehlen dürfen, wie der Wert der Arbeit überhaupt dadurch sehr gewonnen hätte, wenn Harich nicht in falscher Vornehmheit und Selbstgenügsamkeit Verweise auf die Hoffmann-Literatur gescheut hätte. Ich erinnere von neueren Unternehmungen nur an Paul Margis „Psychographische Individualanalyse E. T. Hoffmann" (Leipzig, Joh. Ambrosius Barth, 1911) in Sterns und Lippmanns „Beiheften zur Zeitschrift für angewandte Psychologie".

Die weitaus wichtigste Vermehrung und Vertiefung unserer Einsicht der letzten Jahrzehnte in Hoffmanns Leben und Wesen verdanken wir freilich Hans von Müller und Karl Georg von Maassen, deren Funde und Ausgaben Harich denn auch ausgiebig herangezogen hat. Dadurch jedenfalls gewinnt sein Versuch trotz aller literarischen Schwächen den bisherigen Biographien Hoffmanns einen beträchtlichen Vorsprung ab. Oskar Krenzers Schilderung des

* Walther Harich, E. Th. A. Hoffmann. Das Leben eines Künstlers, 2 Bde. Berlin, Erich Reiß.

Digitized by Google

„geistigen und gesellschaftlichen Lebens Bambergs zu Beginn des 19. Jahrhunderts" ist erst nach Abschluß von Harichs Darstellung der Bamberger Jahre erschienen. Aber das Treiben in der Hauptstadt Südpreußens, das Berliner Leben unmittelbar nach den Befreiungskriegen, das u. a. in Uechtritz' Roman „Der Bruder der Braut", eine aus bester Quellenkenntnis schöpfende, anschaulichste Schilderung erfahren hat, hätte wohl mit den zu Gebote stehenden Mitteln etwas farbenreicher vorgeführt werden können. Worin bestand die Eigenart von Ludwig Devrients Kunst? Von einem stadtbekannten Liebesverhältnisse zu sprechen, als dessen Frucht sowohl Richard als Zäzilie Wagner — die in Geyers Ehe geborene! — höhnisch bezeichnet werden (I, 204), erscheint als ein Verfahren, für das die Bezeichnung gröbste Takt- und Geschmacklosigkeit noch eine milde Zurückweisung ist. Daß Hoffmann bei Schreibung „Fantasie" statt „Phantasie" an Reitertänze der Araber gedacht haben soll (I, 196), berührt wie manches bei Harich als unfreiwillige Komik. Hoffmann hat einfach die dem Musiker vertraute italienische Schreibung angewendet. I, 176 ist Bahr-Mildenburg verdruckt in Bahr-Wesenburg. Ob gerade Mozarts Don Giovanni das „größte Musikdrama aller Zeiten" ist und nur Rochlitz' Übersetzung die Schuld mangelnder Anerkennung trägt, darüber wird man ja ebenso wie über die Abwägung der einzelnen romantischen Dichtungen untereinander verschiedene Werturteile fällen können. Harichs Versuch (I, 127 und 148), das Wesen der Romantik als „unendliche Sehnsucht" zu erklären, ist in dieser der Romantik gewidmeten Zeitschrift natürlich besonders hervorzuheben. In ihr darf aber auch die ganze neueste Würdigung des genialen Erzählers, welcher der Verlag eine so hübsche Ausstattung zu Teil werden ließ, verständnisvoller Teilnahme sicher sein. Nur scheint mir gerade der Zug nicht genügend gewürdigt zu sein, den ich auch heute noch wie 1889 in der Einleitung zu meiner von Chamberlain so freundlich begrüßten Auswahl aus Hoffmanns Werken im 147. Bande von Kürschners „Deutscher Nationalliteratur" (Stuttgart, Spemann) als die besondere Eigenart seines Dichtens ansehe: Ich berufe mich nochmals auf Hebbels Urteil, der Hoffmann dankbar ist, weil er „von ihm zuerst auf das Leben als die einzige Quelle echter Poesie hingewiesen" worden sei. Das stimmt wenig zu der gewöhnlichen Vorstellung des als Anhänger Gotthilf Heinrich Schuberts in der „Nachtseite der Natur" schwelgenden und schwärmenden Romantikers. Aber Hoffmann geht nicht wie Eichendorff, Arnim und andere Romantiker es tun von einer Phantasiewelt aus, sondern hebt mit der nüchternsten, scharfen Beobachtung der Wirklichkeit in Orts- und Personenschilderungen an. Wirkliche Erscheinungen im gewöhnlichen Leben geben ihm den Boden für die wunderlichsten Gestaltungen. Nicht bloß in „Des Vetters Eckfenster" und im „Öden Haus", sondern auch in seinen Meisterleistungen wie dem „Goldenen Topf" und dem Weihnachtsmärchen für Hitzigs Kinder verschmilzt er realistisch erfaßte äußere Eindrücke mit einem schrankenlos phantastischen Innenleben. Das Gewöhnliche und Wunderbarste gehen derart ineinander über, daß auch der ungläubigste Leser zum Folgen gezwungen ist, ehe er sich nur des Übergangs von der natürlichen zur abenteuerlichen Welt klar bewußt geworden ist. Und im tollsten Strudel der Einbildungskraft bleibt Hoffmann dank seiner zeichnerischen Begabung noch greifbar anschaulich. Hoffmann glaubt selber an seine auch noch so wundersamen Gesichte. Und durch diese künstlerische Ehrlichkeit bringt er auch uns dazu, an seine Spukgestalten zu glauben. Die romantische Ironie liegt dem Leidenschaftlichen ebenso ferne wie Tiecks Kühle und Glätte. Sowohl Hoffmann als menschliche und künstlerische Persönlichkeit, wie seine Stellung innerhalb der ganzen Romantik müßte doch viel tiefer und umfassender dargestellt werden, als dies Harich bei seiner ungenügenden literarhistorischen Schulung gelungen ist.

Jahrbücher und Kalender

Außer unserm „Eichendorff-Kalender" (München, Verlag Parcus & Co.), der allen Freunden der Romantik bekannt sein dürfte und mit Jahreszahl 1922 zum dreizehntenmal seinen Erdenlauf antritt, seien unsern Lesern noch einige andere Jahrbücher empfehlend in Erinnerung gerufen: „Wille und Gestaltung" heißt der Almanach auf das Jahr 1921, den Eugen Diederichs in Jena zum 25. Geburtsfest seines Hauses herausgebracht hat, er enthält Beiträge alter und neuer Kultur in Bild, Vers und Prosa, sowie ein sorgfältiges Verlagsverzeichnis — das reichillustrierte „Jahrbuch der Literarischen Vereinigung Winterthur" (Winterthur, A. Vogel) bietet erfreuliche Proben Schweizerischer Literatur, Kunst und Wissenschaft. — Für weiteste Kreise bestimmt ist der von Rudolf Eisenegger geradezu vorbildlich zusammengestellte „Vorarlberger Volkskalender" (Dornbirn, Vorarlberger Verlagsanstalt). Kein Anhänger der immer mehr aufblühenden Heimatbewegung darf an diesem auch literarisch wertvollen Erzeugnis des „Ländles" am Bodensee achtlos vorübergehen. — Bleibenden Wert, schon wegen der Bilder Willi Geißlers, besitzt ferner der „Heimatkalender für den Kreis Liebenwerda 1921" (Liebenwerda, C. Ziehlke); ebenso das unter Willi Geißlers Leitung stehende Jahrbuch der neudeutschen Künstlergilden 1921 „Frührot" (Wolfenbüttel, Julius Zwißler); der von der Reichszentrale für Heimatdienst in Königsberg herausgegebene „Ostpreußen-Kalender ostpreußischer Künstler 1921", in Folio auf Kunstdruckpapier, Abreißblätter mit wirkungsvollen Landschaften. In katholischen Kreisen wird der volkstümliche „Missions-Kalender der Väter vom hl. Geist" (Missionshaus Knechtstaden bei Dormagen am Rhein) willkommen sein. — Als Wandschmuck eignen sich vorzüglich: Der von Willi Geißler nebst andern Künstlern der großen Wandervogelfamilie geschmückte „Greifen-Kalender" (Hartenstein im Erzgebirge, Greifenverlag). — Der „Kalender für Deutsche" (Hannover, Ad. Sponholtz) mit den kernigen Aussprüchen vaterländischer Denker und Dichter, dem sich der ausgezeichnete „Deutschnationale Zeitweiser" (Görlitz, Emil Glauber d. J.) würdig anreiht, der ewig romantische „Ludwig Richter-Kalender" (Leipzig, Georg Wigand), sowie „Herders Wochenkalender" (Freiburg im Breisgau, Herder).

Digitized by Google

Hermann Gradl — Der Hopfenmarkt zu Nürnberg

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Wächter

Monatsschrift für alle Zweige der Kultur

in Verbindung mit dem Eichendorff-Bund

Begründet und herausgegeben von Wilhelm Kosch

4ter Jahrgang / 1921 / Dezember-Heft / München

Am Grabe Jean Pauls zu Bayreuth

Wohl, Meister Wagner hat ein schönres Grab, —
Er liebte schon im Leben Samt und Seide —
In stolzer Würde liegt es prunkvoll da,
Andächtigem Blick zu frommer Augenweide.

Dich aber legten sie zu deinem Volk,
So schläfst du bei Gevatter Biedermeier,
Den einst dein Stift so treulich festgebannt,
Von dessen Glück und Leid tönt deine Leier.

Herr „Katzenberger" schläft dort und Herr „Wutz"
Und „Rektor Fälbel" ruht von seinem Amt.
Ganz hinten liegt der böse „Roquairol",
Für seine Taten noch im Grab verdammt. —

Und auf des Dichters Lorbeerhügel fällt
Ein Blütenregen von der Trauerweide.
Im Fallen schmückt den zarten Maienschnee
Ein Sonnenleuchten mit dem Glitzerkleide.

Du Frankensonne, spar' die Strahlen nicht,
Sein ganzes Leben war ein Gang zum Licht.
Du aber, Menschheit, neige stumm dein Haupt,
Denn der hier liegt, der hat an dich geglaubt!

Eduard Herold.

Digitized by Google

Jean Paul / Von Julius Havemann

Der schöpferische Mensch sucht die Gesichte, die in ihm Leben gewannen, aus sich herauszustellen, so daß sie auch anderen sichtbar werden. Dabei wird vieles, was für ihn noch Gefühl, ein Nebel, ein Unfertiges geblieben war, worauf er den Blick noch nicht so scharf gerichtet hatte, daß es ihm in seinen Einzelheiten bewußt geworden wäre, erst jetzt deutlich und vollwertig. Es kann dazu dienen, das Ganze zum Kunstwerk abzurunden. Was sofort in voller Klarheit in ihm dastand, mag wohl das von der objektiven Welt gewesen sein, was in dem Augenblick sich in ihm subjektiv seiner bewußt wurde. Denn alles, was in Wahrheit Leben hat, ist von Ewigkeit her und wird sich seiner selbst nur wie im Lichtkegel eines Scheinwerfers zuweilen bewußt. Das zu Ergänzende kann auf eine Willensregung des Schaffenden hin sich diesem vielleicht ebenso erschließen. Vielleicht aber versagt es sich ihm auch, und er vermag nur an der Hand von allerlei Erfahrungen, Vorbildern, Kunstregeln die Lücken, im Dunkeln tastend, notdürftig auszufüllen.

Das Licht kommt aus dem Schaffenden. Die besondere Art der Beleuchtung der Welt, wie sie sich ihm im Orange einer bestimmten Art seelischen Beschäftigtseins, einer besonderen Stimmung, einer inneren Not darstellt, und die dadurch geschaffene Färbung aller Einzelheiten werden ebenso wie das Maß der Willigkeit, mit der sich das Objekt erschließt und Lebensäußerung des Subjekts wird, als die ganz persönliche Note im Werk des Künstlers empfunden. Sie bedeutet für den Schaffenden eine Art Selbsterkenntnis, Selbstspiegelung, wenn nicht Selbstschöpfung, jedenfalls aber Selbstbefreiung; im Genießenden aber das Aufnehmen des Anderen mit dem Gemeinsamen — das eigentlich Beglückende in allem Kunstgenuß, das Erlöstwerden von der Einsamkeit aller in die Erscheinungswelt Gebannten.

Im Gesamtwerk eines Dichters oder Künstlers erscheint die Art der Beleuchtung vielfach modifiziert, und die objektive Welt, die er überleuchtet, erweitert sich je nach der Lebensfülle des Schaffenden oder Schauenden bis ins Ungemessene. Das Wesen des Schöpfers also tritt entschiedener und vollständiger im Werk in die Erscheinung; das Entscheidende wird wieder und wieder betont, und die Bedeutung des betreffenden schöpferischen Geistes für das gesamte Geistesleben wird — wie sie jetzt erst voll zutage tritt und sich geltend macht — zugleich wägbarer.

Wer Jean Pauls Werk restlos in sich aufnahm, der fühlt, daß hier einer der Großen sich und die Welt zu offenbaren unternahm, daß dieser Genius die Dinge überall in ihren Tiefen anpackte und ans Licht emporzuholen vermochte, daß er vielen von denen, die sonst in ihrer Qual verstummt der Welt gegenüberstehen, Erlösungen bringt, daß nicht nur dieses und jenes lebenswarme Bild, nicht nur die Fülle der schönen Gedanken und Stimmungen und manches von ihm geprägte Wort unvergänglich sind, sondern daß die Gesamtwelt, die sich hier vor uns öffnet und die hinter ihr stehende Persönlichkeit, die uns in ihr zu Gaste lädt, uns zwingen möchten, uns wie im Anhauch des Frühlings auf das Lebendige auch in uns zu besinnen, uns unserer Schöpferkraft bewußt zu werden, uns zu weiten zur Welt und uns selber Fülle zu geben.

Jean Paul hat als gestaltender Künstler eigentlich nur e i n e n Roman in vielerlei Abwandlungen und Ergänzungen geschaffen, hat mehrfach dasselbe Spiel der lebendigen Kräfte von neuem beschaut, zurechtgerückt, beleuchtet, hat die Rollen darin an mattere oder beherrschendere Darsteller verteilt und selbst bald diese, bald jene übernommen. Was darum herum noch geschrieben wurde, ist Ausscheidung, Abfall, stammt aus einer Flucht in die eigene Frühe, ins Abseits, wo man sich wieder sammelt für das Ringen mit Welt und Ewigkeit — ist ferner Gedankliches über das Werk, den Stoff, die Arbeit, ist Handwerksübung in Stunden, wo der Dichter nicht ins Innere, auf sich und seine Welt gerichtet war, sondern hinaus in den Tag. Zur Vor- und Wegräumearbeit rechne ich z. B. „Aus des Teufels Papieren“ und die „Grönländischen

Digitized by Google

Prozesse"; zum handwerklichen Nachtrag den „Komet". Auch die kleinen politischen Schriften, das Buch der Erziehung „Levana" und die „Vorschule der Ästhetik", dann das „Immergrün" verkünden mehr den Geist der Werkstatt als der Welt, soviel Gutes und Beherzigenswertes, soviel gerade für den Menschen und Dichter Bezeichnendes auch in diesen Büchern stecken mag.

Hier soll nicht der Denker und Weise, nicht der Deutsche und nicht der Mitmensch, ja nicht einmal der Könner soll hier heraufbeschworen werden, sondern der das alles in sich in geweihter Schöpferstunde zusammenfassende und zum Ausdruck bringende Künstler oder Dichter.

In Jean Pauls Romanen sind die äußeren Vorkommnisse, ist die Fabel, der Faden der Handlung ziemlich belanglos. Das Konstruierte in der Entwicklung, das nicht organisch Werdende, sondern Ersonnene und durch eine hölzerne Mechanik zuweilen auf das verzwickteste Ineinandergefügte hat vielmehr einen Geruch primitiver Puppentheater an sich, der manchem heute ärgerlich sein könnte. Und das obgleich alles weit sorglicher nach den Gesetzen der Kunst aufgebaut worden ist, als es neuere Literaturgeschichtenschreiber, die nur zu oft gezwungen sind, einander abzuschreiben oder sich's beim Anschnüffeln genügen zu lassen, wahr haben wollen. Das innere Geschehen festigt und formt sich über verschiedene Entwicklungsphasen hin aus den breiten zerfließenden Nebeln des Subjektiven immer mehr zu einem von außen und von oben betrachteten objektiven Bild der Welt — oder vielmehr es sondert sich immer entschiedener aus dem Überschwang zerfließender Gefühle heraus eine feste, sichtbare und überwundene Welt des Erlebten, das der Dichter hinter sich ließ, während er jenen Überschwang in wenige Gestalten konzentriert, deren Brauchbarkeit für das reale Leben er zugleich verneint. Die krankhaft Vergeistigten werden ihm zu Führern in ein überirdisches. Die Reihenfolge dieser Weltphasen wird bezeichnet durch die Titel: „Die unsichtbare Loge" die „geborene Ruine" (wie Jean Paul diesen Roman selbst nannte), „Hesperus", „Siebenkäs", „Flegeljahre", „Titan". Reales und ideales Leben, äußeres und inneres, Leben der Niederungen und der Höhen im Geist oder des Traums wogen durcheinander, befehden, vernichten einander und wollen sich mischen und eins werden. Bald kommen die Vertreter dieser, bald die jener Weltauffassung mehr in den Vordergrund. Im Umeinanderwirbeln werden kleine Welten losgerissen und weggeschleudert und kreisen nun wie selbständige Monde um den Mutterkörper. Ihr Leben ergänzt das der großen Welt, sei es als Idylle, sei es als kühner phantastischer Traum. „Wuz", „Fibel", „Fälbel", „Fixlein", „Jubelsenior", „Schmelzle", „Katzenberger", „Giannozzo" sind die Geister solcher abseitigen Weltteile oder Monde. Am vollendetsten in Bezug auf Milieu und Gestalten erscheint die reale Seite der großen Welt ausgezeichnet in dem Roman „Siebenkäs", die ideale im „Titan". Am harmonischsten und ausgeglichensten greifen beide ineinander in den der ganzen Anlage nach zum Fragment verurteilten, in ihrem inneren Gehalt aber voll ausgeschöpften und in diesem ihrem Kern als Erziehungsroman wohlabgerundeten „Flegeljahren".

In diesen Werken nun bewegen sich die Vertreter gewisser menschlicher Typen oder gewisser geistiger Richtungen in immer neuen und immer erdigeren Wiederverkörperungen umeinander herum, voneinander angezogen, beeinflußt, in Konflikte gebracht und daraus erlöst. Kleine individuelle Eigenheiten der betreffenden Personen, die Verschiedenartigkeit ihrer Beziehungen zueinander und ihre besonderen, nicht allzu bedeutsamen Schicksalsfügungen unterscheiden die Romane äußerlich voneinander. Auch wie der Dichter seine eigenen seelischen Kräfte an seine Helden und Heldinnen verteilt und welche er dabei ins Licht, welche er in den Schatten rückt, auch das gibt jedem Einzelwerk sein besonderes Gepräge. Im übrigen verleugnen die Hauptpersonen in ihrem Empfinden und Handeln nicht nur nie ihren gemeinsamen Vater; es läßt sich auch die Kette der Wiederverkörperungen

Digitized by Google

durch die Reihe der Einzelwerke ohne Schwierigkeit verfolgen, wenn auch hier und da die eine seelische Strömung sich spaltet oder zweie sich in einer Gestaltung zusammenfinden.

Da sind zunächst die edelveranlagten, schwärmerischen und unschuldigen Jünglinge: Gustav, Sebastian, Siebenkäs, Walt, Albano. In Bezug auf ihre soziale Stellung sind der bäuerische Schulzensohn Gottwalt Harnisch und der aus einem regierenden deutschen Fürstenhause stammende Albano Gegenpole; aber das Herz ist dasselbe, und beide sind vorzüglich Herrscher im Reiche der Gefühle, ja der vom Dichter selbsterlebte Walt hat durch seine anheimelnde Wärme entschieden ein Übergewicht über den nur erträumten Albano. Wenn man dieser Jünglinge Gefühlsseligkeit ins Maßlose und Krankhafte erweitert und verstärkt, sie jeden inneren Gegengewichts beraubt, so haben wir die bei ihrer Vergeistigung schon nahezu körperlos gewordenen „hohen Menschen", die Blumenseelen mit indischem Anstrich, die Lehrer und Erzieher, den weisen Emanuel des „Hesperus" und den frommen Vater Spener des „Titan". Ihnen zur Seite stehen die ebenso ätherischen, an den Augen leidenden oder blinden Knaben Amandus und Julius, schön wie Engel und Blumen und ohne Ahnung vom Leben. Auch Frauen gesellen sich wie ein Hofstaat aus einer andern Welt dazu, schon Verstorbene und deren noch auf der Erde weilende, aber von ihr wegstrebende Freundinnen, die wenigstens zeitweilig auch zu erblinden pflegen. Neben den hohen Jünglingen stehen deren erdenfestere Freunde, oder sie gruppieren sich um sie, denn zum Teil wird der eine Freund in mehrere zerlegt, die den Helden wechselweise anziehen oder abstoßen, je nach den Eigenschaften, die einem jeden von ihnen übertragen wurden. Sie bilden das ausgleichende äußere Gegengewicht gegen jene hohen Weisen bei der Erziehung des Helden für die Erde — und um Erziehung des Menschen für das irdische Leben handelt es sich im ganzen Werke Jean Pauls. Es sind skrupellos anpackende Kraftgenies oder humorvolle Überwinder der Welt. Es sind lebensgewandte Herren, liebenswürdig leichtsinnige Jünger Epikurs oder hohlgebrannte Ruinen voll letzter dämonisch aufzuckender Flammen der Leidenschaft, von der sie verzehrt wurden. Sie lieben die Schwärmer, schmollen mit ihnen, eifern, suchen sie zu vernichten. In der „Unsichtbaren Loge" vertritt Ottomar diesen Freund; im „Hesperus" sondert sich vom Freunde Flamin schon Matthieu mit seinem Lebenshohn, seiner skrupellosen Frivolität und Weltgewandtheit als der Hofmann ab. Hier erscheint er noch als eine feindliche Macht. Im „Siebenkäs" bleibt die Skrupellosigkeit des Lebemanns, aber sonst nicht viel mehr an Rosa von Meyern hängen, während sich im bürgerlichen Freunde Leibgeber, von dem manches schon im Fenk (Loge) und Zeusel (Hesperus) vorgebildet war, wieder alle andern Eigenschaften zusammenfinden, hier aber zuerst vom Humor tongebend und zusammenschweißend beherrscht werden. In Vult tritt er in den „Flegeljahren", von Flitte und vom Grafen Klothar ergänzt und gehoben, weltmännisch als Vagabund dem Brüderlein Walt ein Weilchen zur Seite. Im „Titan" löst er sich auf in Schoppe und Roquairol, deren beider Ende der Wahnsinn ist, während hier als harmonischer Ausgleich der ruhevolle, schöne griechische Künstler Dian, ein jedoch nur von außen empfundenes Geschöpf, als Freund hinzutritt. In Roquairol ist die verzehrende Hingabe an das Sinnenleben verkörpert, in Schoppe die an das Geistesleben. Beiden fehlt das Gegengewicht gegen eine sie haltlos fortreißende innere Macht, fehlt das Zügelnde. Dort das Sittengesetz in der Brust, das sich schon bei Ottomar als überwuchert von blühenden Schlingpflanzen auswies, bei Flamin in einem eher übertriebenen Rechtsgefühl wirksam war; hier die notwendigste Rücksichtnahme auf den Leib und den Alltag, an die doch Leibgeber sowohl wie Vult sich noch voll Sarkasmus zu erinnern vermochten. Wie die sich verflüchtigenden „hohen Menschen" gehen diese Freunde an ihrem Mangel an Maßhalten zugrunde. Und das ewige Maß ist denn auch der Inbegriff alles des auf der Erde zu Erstrebenden.

Digitized by Google

Um diese Menschen, die — wenn auch hier und da wurmzerfressen — doch einer Welt der Ideale angehören, indem sie zum mindesten anderen als solche erscheinen oder selbst einmal welche besaßen, wimmelt und schillert das Leben der kleinen Höfe mit ihrer Sittenverderbnis und servilen Erbarmungslosigkeit des achtzehnten Jahrhunderts, liegen die Stätten, an denen jene genial veranlagten Wollüstlinge ausbrannten, von denen aus dem Helden die Widerstände entgegengetürmt, die Fußangeln gelegt, die heimlichen Feinde entgegengesandt werden, die ihn einspinnen und ihm die Seele aus dem Leibe fressen sollen; und liegt anderseits in Kornfeldern und Ackerfurchen eingeduckt die Heimlichkeit der engen Bürgerwirtschaft, der Pastorate, Schulmeistereien und kleinen Ämter, wo man in Weltunerfahrenheit, Bedürfnislosigkeit und Unschuld, in Treue und idyllischer Traumseligkeit seine Tage so reich auszustatten vermag wie es nur wahre Könige vermögen. Hier pflegt die Heimat, das Jungensparadies, das Nest der geistigen Riesenvögel zu sein, wo sich die holdesten und tiefsten Erlebnisse des Herzens anspinnen. Diese dörfliche wie jene höfische Welt — zu der übrigens gelegentlich auch die kleinstädtische zu rechnen ist, wenn es zufällig einmal statt um einen Fürstenhut um ein Testament und seine vor Gott belanglosen Verheißungen geht — sie werden auch zum tragischen Hintergrund und Opferplatz, wenn etwa an einem Hofe eine heilige Blume gedieh, oder wenn es einem Wollüstling von dorther einfiel, in die idyllische Heimlichkeit vernichtend einzubrechen wie der Wolf in den Schafstall.

Das ist denn nun freilich ein gestaltenreiches Durcheinander: der fette Fürst Luigi und seine männische Fürstin mit ihrer Intrigue und ihren Liebesbedürfnissen, die reizvoll sinnliche Fürstin Agnola und ihr abenteuernder Gemahl, die Höflinge Le Baut und Minister Froulay und ihre Frauen, die Eltern Klothildes und Lianes, der „deutsche Herr", der exotische Wüstling Bouverot, Matthieu, alle diese Leute mit französischem Namen und französischer Gesittung, die immer noch deutschem Wesen fremd und verderblich gewesen ist, die starren Hofmaschinen mit ihren „politischen" Geheimnissen, die Pflegeväter Lord Horion und Don Gaspard, der rückgratlose, geschmeidige Lektor und Damenanhang Augusti, alle diese Magister, Tanzmeister und Quartierwirte der Helden, Perückenmacher, Barbiere, Gelegenheitsmacher und Landstreicher, gedungene Scharlatane und Komödianten des Lebens und der Bühne nebst Lebemännern und Tagvertuern verschiedenster Couleur. Und drüben im Winkel: der Kaplan Eymann, der Rattenjäger, und seine gute mütterliche Frau, der ehrliche Pedant Schulrat Stiefel, Wehrfritz und seine Albine. Statt des Oberflächenlebens ein stilles Sichbescheiden in traulicher Enge und ruhiger Pflichterfüllung, ein wenig Narrheit, ein wenig Ausgedörrtsein und Schmieriggewordensein im Muff läuft freilich mit unter. Was sich aber völlig auf sich selbst zurückziehen konnte und der großen Welt so wenig bedarf, wie sie dieser Kleinen, was sich ganz von ihr löste, das wird völlig vergnüglich und gänzlich närrisch — für die Welt. Es treibt beim „geistigen Nestmachen" aufs schnurrigste Wucher mit kleinen Torheiten und Belanglosigkeiten, so daß Jean Pauls Namen durch das Gerücht von diesen Idyllischen den aufgeregten Menschen von heute mit ihrer Sehnsucht nach Frieden (für den sie nur leider nie Zeit übrig haben wollen) noch am beachtenswertesten blieb. Aufgesucht haben werden sie ihn auf diesem, ihnen so fremd gewordenen Gebiet kaum allzu zahlreich. Daß aber auch in den anheimelnden Kressen- und Levkojenbeeten der kleinen deutschen Städte, wo man so idyllisch zu träumen vermag, allerhand erbarmungsloses Schmarotzerzeug sein Wesen treibt, das würde ihnen in der Nähe des Agenten Neupeter und seiner Töchter, des Herrn Blaise und in gewisser Hinsicht auch des zynischen Generals Zablocki offenbar werden, des Vaters der Wina, der ein Vorläufer Katzenbergers ist und einen Seitenschößling aus der Wurzel Fent-Teufel darstellt.

Digitized by Google

Die ideale wie die reale Welt Jean Pauls treiben jede auch unter den Frauen ihre besonderen Blüten, und beide Arten haben ihre Reize und vermögen auf den Helden zu wirken. Doch werden die der realen Welt ihm freilich bald zur Fessel und seiner Seele zum Hemmschuh. Schwebende Seelen nur können ihn hinauf zur Höhe ziehen. Es klafft eine unüberbrückbare Kluft zwischen einer Lenette (Siebenkäs) und einer Liane (Titan). Aus Beata (Loge) über Klothilde (Hesperus), Nathalie (Siebenkäs) und Wina (Flegeljahre) verklärt sich diese Gestalt immer mehr zu der seelenvollen, hinsterbenden Geliebten Albanos, der reizvollsten Verkörperung eines Frauenideals jener Zeit. Hier ist alles Kraftgeniale, das Lianes Vorläuferinnen noch anhaftete, ausgeschieden und in die neben oder hinter ihr stehende Linda hineingegeben. Sie ist nur Gefühl und Schwärmerei und in ihrer selbstlosen Hingabe so rührend wie in ihrer Selbstverneinung tragisch. Liane ist die süße Tugend, die lebenswarme Sitte, die hohe Heilige, die nur ein Veilchen in der Sonne gehen möchte, weil sie den frühen Tod immer vor Augen hat. Sie ist Psyche, die vor der Glut des geliebten Amor verständnislos flieht. Sie ist ein Blumenduft, ein Mondenstrahl, ein Wesen, „das in der Sänfte unmöglich ein halbes Pfund mehr wiegen konnte als ein blauer Schmetterling". Sie ist das Kind einer erdenfernen Insel der Schönheit, das zu uns kam, um an unserer Erde zu leiden, und das ihre Seligkeiten nicht auszukosten wagt. Ein zweckbewußter Vater erzog sie für den Hof und seine Lüste „durch zarte und fast magere Kost, durch Einschnüren, durch Zusperren seines Orangeriehauses, dessen Fenster er selten von dieser Blume eines milderen Klimas abhob". Liane konnte sich nur „mit Seifenspiritus" waschen und nur mit dem weichsten Linnen ohne Schmerzen abtrocknen, „und nicht drei Stachelbeeren ohne blutende Finger abnehmen". Und als sie stirbt, da wünscht sie sich in rührender Erkenntnis, daß sie nun in ein Land kommen möchte, wo sie arbeiten müsse.

Das Ewig-Weibliche, das den Mann am Boden festhält, dem beschwingten Geist als Lehmklos am Fuße haftet, wie wir es in Lenette ihrem Firmian gegenüber holdseligste Wirklichkeit werden sehen, das ist in Liane völlig überwunden. Sie, die den „hohen Menschen" schwesterlich nachartet und ihnen und einer toten Freundin als einem Sinnbild ihrer selbst folgt („je ne suis qu' un songe"), kann den, der sie liebt, nur reinigen vom Erdenstaub und adeln fürs Leben.

Lianes Zartheit und Krankhaftigkeit fehlt zwar der ihr körperlich zum Verwechseln ähnlichen Prinzessin Idoine. Ihr, die sie schließlich ersetzen soll, fehlt aber auch der lebenswarme Zauber und die Süße ihrer zwecklosen Güte und ihrer todgeweihten leuchtenden Seligkeit im Lieben. Man glaubt an sie nicht recht. Ihre Tugend erkältet. Sie ist zu sehr Konstruktion oder Abstraktion. Man findet nichts mehr zu tadeln — als daß nichts zu tadeln ist, selbst keine Überschwenglichkeit.

Die Titanide Linda hinwiederum, die freie emanzipierte Frau jener Tage, die, so überkeusch sie sonst ist, bei ihrer heißen Leidenschaftlichkeit dem Geliebten alles gestattet und dabei von einem Wüstling grausam getäuscht wird, ist uns Menschen von heute wohl zu selbstherrlich und zu sehr bewußte Tugend, erscheint uns in ihrem ganzen Gehaben zu unnatürlich, als daß wir bei ihrem ausgesucht kläglichen und auf die eigenartigsten Voraussetzungen aufgebauten Schicksal mitempfinden könnten. In ihr soll das Wesen der Frau von Kalt fortleben, wie das des Fräuleins von Feuchtersleben, der Braut des Dichters, in Liane. Jedenfalls sind die Damen beide sehr durch ein Temperament gesehen. Jean Paul hat jene Braut aufgegeben und seine brave unpoetische Gattin Karoline heimgeführt. Er hat damit gewiß nicht im Leben einer Geistesverwandten der holden kleinen Törin Lenette den Kranz reichen wollen, den er in der Dichtung Liane weihte. Man darf Leben und Dichtung nicht so leichtfertig auseinander erklären wollen.

Es scharen sich um diese zarten Schönen noch reizvolle Gestalten genug; vor allem sind es die Wahrerinnen feiner geselliger Sitte, die beanspruchen können, als

Digitized by Google

bezaubernd anerkannt zu werden, die kokette Joachime und die schwesterliche Prinzessin Julienne. Man lese die entzückende kleine Tanzszene bei den Froulays. Dann sind da die ländlichen Schwestern, die Naturkinder Agathe und Rabette, die Katzenbergers selbstbewußterer Tochter Theoda verwandt sind, aber auch Attila Schmelzles mütterlichem Weibe Bergelchen und sogar Ingenuins, des Sohnes des Jubelseniors, kleiner sehnsüchtiger praller Braut Alithea. Die Einförmigkeit ihrer Tage brütet drohend auf ihrem Blute. Neben Agathe erscheint als das Opfer ihre Schwester, die etwas problematische Apollonia des „Hesperus", die als jüngste Tochter eingeführt, aber oft auch als „die alte Appel" bezeichnet wird und jedenfalls ein Wesen darstellen soll, das beim ewigen Kochen und im Hausdienst halb verblödet ist. Rabette aber wird selbst das Opfer des Wüstlings Roquairol, der ja auch Linda zugrunde richtet. Der Fürstin Agnola und ihres berauschenden Parfüms wie der männischen Gattin des fetten Luigi ward schon gedacht. Sie haben eine reizvollere Schwester unter den fahrenden Komödianten in der blauäugigen Jakobine, die den braven Walt leicht um seine Erbschaft hätte bringen können. Sie überleben sich selbst in den alternden liebegirrenden und sensationsbedürftigen Gattinnen karrieremachender Höflinge. Eine die Reinheit und Mädchenzauber selbst im Abseits bis an die Schwelle des Lebensherbstes hinüberrettete, ist Fixleins Thienette.

Die Menschen, denen wir begegnen, sind in unserem Entwicklungsgange die wichtigsten Faktoren für unsere Selbsterkenntnis und Selbstbehauptung. Sie bereichern den Helden durch das von ihnen im Zusammenwirken geschaffene Weltbild und geben ihm die Reife der Resignation gegenüber dem Erdenleben. Alles Glück verzieht sich ins Innere mit der Richtung auf ein Jenseitiges. So erhalten die reizenden Bilder aus dem Leben und Haushalt des Armenadvokaten: die Ankunft der Braut, die Scheuernöte, das Elend des Versetzens, das Lichtschnäuzidyll, Meyerns Fensterpromenaden, die Lenette soviel mehr schmeicheln, als sie sie genieren, und endlich alle die Szenen mit dem ehrlichen Pedanten Stiefel, nicht zum mindesten die allerletzten mit ihrem kurzen genügsamen Glück, erst ihren wehmutvollen Zauber; sie sind so ganz objektiv und darum so künstlerisch gestaltet. Den Idealisten rettet daheraus nur die Tragikomödie des fingierten Todes mit nachfolgendem Begräbnis, Witwenleid und einer neuen Ehe der Frau. Er selbst zieht weiter durch neue Stürme zu neuer Betätigung, zieht in den „Titan" und in geistige Wildnisse hinein, in denen er sich verliert.

Überhaupt das ungebundene Wandern, das freie Hineinpilgern in die Abenteuer des Lebens, die „Reise" — die idyllischsten Gefühlsseligen können ihrer auf dieser deutschen Erde nicht entraten. Wie Siebenkäs machen sie alle ihre romantische Reise: Walt wie Albano, Gustav wie Sebastian. Weitab vom Kindheitsdörfchen mit seinen Blütenwäldern liegen ja die wunderreichen Parks mit ihren Wasserkünsten, ohne die Blumen wie Liane nicht atmen können, und mit ihren geheimnisvollen Grotten, liegt das Rosental mit seinen „Leuten von Welt", leuchtet Isola Bella, von dem aus man nach den Hügeln Roms hinübersehen kann und von wo man das deutsche Fürstentum Hohenfließ über Mailand erreicht. Die Orte sind eben auf derselben Landkarte wie Shakespeares ‚Böhmen' zu suchen, doch wer die blaue Blume am Hute trägt, der findet sie auch ohne Landkarte. Freilich liegen dort weitab vom frommen Neste auch die schwülen Zimmer der Froulays und der Louverots, der ‚Tartarus' für Roquairols wilde Spiele und die Inselbühne, die er sich für seinen theatralischen Selbstmord aussuchte. Und es steht dort auch in Abendsonnenglut der Krankenstuhl, von dem aus Lianes zarte Seele den Flug in eine schönere Welt antritt. Über alle die Landstraßen, Dörfchen und Fruchtbaumwälder aber fliegt im lenkbaren Luftschiff ‚Siechtobel' schon anno dazumal der kühne Giannozzo und sieht die deutschen Fürstentümer tief unter sich „wie Spucknäpfe" liegen. So erhob sich

Digitized by Google

auch Jean Paul, der größte deutsche Humorist, über seine Welt, so möchte er uns leiten, uns über die unsere zu erheben.

Wir haben einen großen Menschen in seinem Gesamtwerk, flüchtig auf einiges Wesentliche seiner Welt hindeutend, aufgesucht. Wer von ihm gewinnen will, darf es sich nicht verdrießen lassen, dieses Werk selber sich zu eigen zu machen. Er darf sich an dem von soviel blühendem Leben umrankten Romangerippe nicht stoßen. Es gehört einer Vergangenheit an, deren Geschmack es entsprach, und ward mit der Zeit zum Gerümpel. Auch der stehengelassene oder gar sorglich hineingeräumte Abfall und Überschuß, die Nebeneinfälle, Extrablätter, Vorworte und Nachträge dürfen nicht abschrecken. Man kommt über alle diese Barrieren und Verhaue und auf diesen hölzernen Brücken denn doch in das gelobte Land, auf eine Insel der Lebendigen. Wieviele Bücher führen denn auf eine solche? Und wenn man auf ihren Banalitäten sanft dahingleitet wie auf glattgeschliffenen Schienen, was hat man davon, wenn man schließlich so leer in einer Wüste aufwacht wie man sie verlassen hatte — nur daß man nicht jünger dabei ward? Den Anforderungen seiner Zeit, der Mode, dem Toten entzieht niemand sich ganz; wohl dem und Dank ihm, der uns trotzdem Unvergängliches zu hinterlassen wußte. Er lebte denen, die ihn suchen würden, seinen Freunden; so leben diese noch heute ihm. Wie anders könnten wir der Einsamkeit, in der alles Erschaffene ringt, entrückt werden, als durch die Kunst? Wo anders können wir eine Seele finden als in ihrem Werke? In Jean Pauls Leben leuchtete das Licht des Ideals; eben dadurch empfinden wir ihn als von unverwüstlicher Deutschheit und als den ewig jungen Frühlingsdichter. Möchte vorzüglich unsere Jugend den Weg zu ihm zurückfinden; er könnte sie vielleicht in ein Alter wie das unsere hinüberführen, das reich ist trotz aller äußeren Zusammenbrüche, weil es uns ins Innere verwies, wo nur wir selber über unser Schicksal entscheiden, in das Deutschland, in das der Brodem der Gasse so wenig emporbringt wie der Fäulnisgeruch der Dekadenten, in das Reich, das neben heimlichem Glück Selbstgefühl und Kraft verleiht allen denen, die die blaue Blume fanden, damit seine Pforten zu sprengen.

Aus Jean Pauls Werken

Lebensweisheit

Armut ist die einzige Last, die schwerer wird, je mehr Geliebte daran tragen. (Siebenkäs)

Die Justiz belohnt gern die Tugend und das Recht der Väter an Kindern und Kindes-Kindern. (Siebenkäs)

Wenn nur der Mensch einmal einen Willen hat, der durch das Leben geht, nicht von Minute zu Minute, von Mensch zu Menschen wechselt! — das ist die Hauptsache. (Titan II)

Die Menschen verraten ihre Absichten nie leichter und stärker, als wenn sie sie verfehlen. (Titan II)

Gegen Philosophie und die Nymphe Echo behält niemand das letzte Wort. (Titan II)

Was ist überhaupt nicht schon vergangen! Völker, Fixsterne, weibliche Tugend, die besten Paradiese, viele Gerechtsame, alle Rezensionen, die Ewigkeit a parte ante und jetzt eben meine schwache Beschreibung davon! — Wenn nun das Leben ein solches Nichtigkeitsspiel ist, so muß man lieber der Kartenmaler als der Kartenkönig sein wollen. (Titan I)

Digitized by Google

Verschwiegenheit wird darum so schwer, weil sie oft gar keine Grenzen der Dauer kennt. Eine fünfzig Jahre lang dauernde gute Handlung wird dem Menschen gar zu sauer. (Titan II)

Weder die Furcht noch die Hoffnungen des Menschen treffen ein, sondern immer etwas anderes. (Hesperus II)

Traue keinem (und wär' es ein Heiliger), der in der geringsten Kleinigkeit seine Ehre im Stiche lässet; und einer solchen Frau noch weniger. (Hesperus I)

Er behauptete, die meisten Laster kämen von der Furcht vor Lastern — aus Furcht, schlimm zu handeln, täten wir nichts und hätten zu nichts Großem mehr Mut. (Unsichtbare Loge)

Er haßte jede Lüge von Herzen, die er nicht sagte; so hielt er sich ernstlich für moralisch, uneigennützig und sanft bloß darum, weil er auf das alles bei dem andern unerbittlich drang. (Titan I)

Überhaupt ist jede Lüge ein glückliches Zeichen, daß es noch Wahrheit in der Welt gibt; denn ohne diese würde keine (Lüge) geglaubt und also keine versucht. (Hesperus II)

Kein Ideal darf aufgegeben werden; sonst erlischt das heilige Feuer des Lebens und stirbt ohne Auferstehung. (Titan II)

Je älter der bessere Mensch wird oder je stiller und frömmer, desto mehr hält er das Angeborene für heilig, nämlich den Sinn und die Kraft; indes sich für die Menge das Erworbene, die Fertigkeit und die Wissenschaft überall prahlend vordrängt, weil dieses allgemein, und auch von denen begriffen wird, die es nicht haben, jenes aber nicht. (Titan II)

Der Genius wird nur vom Genius gefasset, die edle Natur nur von ihres Gleichen; indes sie zugleich die unedle noch deutlicher erkennt als diese selber. (Titan II)

Das Erhabene wohnt nur in den Gedanken — es sei des Ewigen, der sie ausdrückt durch Buchstaben aus Welten — oder des Menschen, der sie nachlieset. (Hesperus II)

Drollige Wendungen

Er war nämlich einer der größten Dichter in Kuhschnappel, wiewohl er bisher mehr seine Verse bekannt gemacht, als daß diese ihn bekannt gemacht hätten. (Siebenkäs)

Als die Flachsenfingische Fürstin in anderen Umständen war als das Land, nämlich in gesegneten . . . . . (Titan II)

Über die Vielzuvielen

Sie brechen Eide und Herzen, um dem Staat zu dienen — sie achten Dichtkunst, Philosophie und Religion, aber als Mittel — sie achten Reichtum, statistischen Landesflor und Gesundheit, aber als Zweck — sie ehren in der reinen Mathesis und in reiner Weiber Tugend nur leider Verwandlung in unreine für Fabriken und Armeen, in der erhabenen Astronomie nur die Verwandlung der Sonne in Schrittzähler und Wegweiser für Pfefferflotten und im erhabensten magister legens nur den anködernden Bierkranz für arme Universitäten. (Hesperus I)

Menschengesichter

Auf einem Menschenangesicht finden wir — ich und er — wenn es alt ist, das Griff- und Zählbrett harter Schmerzen, die so rauh darüber gingen; und wenn es jung ist, so kömmt es uns als ein blühendes Beet am Abhange eines Vulkanes vor, dessen nächste Erschütterungen das Beet zerreißen. Ach, entweder die Zukunft oder die Vergangenheit stehen in jedem Gesicht und machen uns, wenn nicht wehmütig, doch sanftmütig. (Siebenkäs)

Digitized by Google

Einzelgesichter

Die großen Eßglocken riefen die Stadt zusammen, wie zwei Stunden später kleinere den Hof; dies wirkte auf den satten Notar, der jetzt nicht zum Essen ging, sehr romantisch. (Walt in: Flegeljahre)

Er wurde — so wie Wina immer einsilbiger — immer vielsilbiger und betrank sich im Taufwasser seiner Worte, das er über jeden Berg und Stern goß, der ihnen vorkam. Es gab wenige Schönheiten, die er nicht, wenn er vorbeiging, abschilderte. Es war ihm so wohl und so wohlig, als sei die ganze schimmernde Halbkugel um ihn nur unter seiner Hirnschale von einem Traume aufgebauet, und er könne alles rücken und rauben, und die Sterne nehmen und wie weiße Blüten herunterschlagen auf Wina's Hut und Hand. Je weniger sie ihn unterbrach und abkühlte, um so größer machte er seine Ideen und tat zuletzt die größte, jene ungeheure, auf, worin die Welt zerschmilzt und blüht, so daß Lucie, die bisher weltliche Lieder murmelnd gesungen, damit aufhörte, aus Scheu vor Gottes Wort. (Walt in: Flegeljahre)

Im Elend sagte er allemal: es soll mich wundern, was für ein Hilfsmittel ich da wieder ausspinnen werde, denn verfallen werd' ich so gewiß auf eins, als ich vier Gehirnkammern beherberge. (Siebenkäs)

Weiber floh er, weil sie ihn wie fremde Kinder eine Mutter, die ihre verlor, zu schmerzlich erinnerten. Wie heiter geht dagegen ein Simultanliebhaber, der nur Allerseelen- und Allerheiligenfeste feiert, ordentlich neugeboren umher, wenn er sich endlich aus einem fassenden Herzen glücklich ausgehenkt und er nun alle weiblichen Gestalten wieder mit der Ansicht eingelöster Güter überzählen kann! (Albano nach dem Verlust Lianes im: Titan)

Ein fliegender Sonnenglanz, den entweder eine aufgehende Fenstertafel des Schlosses oder ein blendender Spiegel eilig über das fromme stille Angesicht des Greises zog, ließ eine solche Verklärung darauf zurück, daß ich hingehen und *mich* näher an den verschönerten Alten und den kleinen Leser drängen mußte — — *Und* hier trat Alithea, für die Nachmittagskirche aufgeschmückt, röter vom Putzen und Schämen herein; und als sie in Amandens, in meinen und in den alten Augen so viele Tropfen stehen sah; brachen ihre gern in die lang bezwungenen Tränen aus, und sie weinte mit, ohne zu wissen worüber, und das überladene Herz konnte nicht unterscheiden, zerrinn' es vor Freude oder vor Schmerz. (Jubelsenior)

Der alte Herr konnte nur mit einer komischen Miene — wobei er aussah wie einer, der in grimmiger Kälte lachen will — hinlängliches Worthalten geloben, weil nie, so viel er sich entsinnen konnte, das Wort von ihm, sondern bloß oft er vom Wort gehalten wurde. (Froulay im: Titan I)

Er fing an, einiges über seine Reise zu sagen, was ungemein scharfsinnig, phantastisch, gelehrt, unglaublich und oft recht unverständlich erschien. Einmal sagte Albano „Das ist geradezu unmöglich". Er fing die Erzählung wieder an, machte sie noch unglaublicher und beteuerte, es sei so in der Tat. Darauf ging er fort, wie er sagte, nach Griechenland und nahm vom sterbenden Bruder den kühlsten Abschied. (Ein passionierter Lügner im: Titan II)

„Liane", sagt' er, „so unzählige Frühlinge sind jetzt droben auf den Welten, die herunterhängen; aber dieser ist der schönste." — „Ach, das Leben ist lieblich und heute wird es mir zu lieb — Albano", setzte sie leise dazu, und ihr ganzes Angesicht wurde eine erhabene tränenlose Liebe, und die Sterne webten und stickten ihr Brautkleid, „wenn mich Gott fordert, so lass' er mich dir immer erscheinen wie mir Karoline; o, wenn ich dich nur so durch dein ganzes liebes Leben begleiten und trösten und warnen könnte, ich wünschte gern keinen andern Himmel." (Liane im: Titan I)

Die Prinzessin Julienne war da, die er noch recht gut von Blumenbühl her kannte, wie sie ihn. Sie war zwar voll junger Reize, aber man fand diese doch nicht eher,

Digitized by Google

als bis man ein paar Tage vorher sehr in sie verliebt gewesen war — das machte sie darauf jede Minute hübscher — — — (Titan I)

Giulia's Herz in Giulia's Körper, sagte er, ist ein reiner Tautropfen in einem weichen Blumenkelch, den alles zerdrückt, verschüttet, aussaugt und der noch vor der Mittagssonne entflohen ist; solche für eine Welt voll Stürmen zu biegsame Seelen, die zu viel Nerven und zu wenig Muskeln haben, verdienen ihrer Empfindsamkeit wegen das einfressende Salz der Satire nicht, das sie wie Schnecken zernagt — Die Erde und wir können ihnen wenig Freuden geben; warum wollen wir ihnen die anderen nehmen? (Über die tote Giulia im: Hesperus)

Allgemeines über Frauen und Liebe

Verbietet der Frau weiter niemand ein Esaugericht als der Doktor und ihr Körper, so isset sie es den Augenblick. Der Mann kehrt es mit seinen Opfern gerade um. (Siebenkäs)

Lenette hatte überhaupt zwei weibliche Unarten, über die schon Millionen männliche Speiteufel oder Raketen, nämlich Flüche, in den Himmel aufgefahren sind — die eine, daß sie dem Laufmädchen in der Stube jeden Auftrag wie ein Memoriale in zwei Exemplaren überreichte und nachher mit ihr hinausging und ihr dieselbe Sache noch drei oder vier mal anbefahl .... die andere, daß sie — Siebenkäs mochte schreien, wie er wollte — allezeit das erste mal fragte: „Wie?" oder „Was sagst du?" (Siebenkäs)

Er hab' es von guter Hand, sagte er, daß eine Brittin sich nie einen Mann in ihrem Kopf vorstelle, ohne ihn zugleich mit den nötigen Vorstellungen von Frauen zu umringen, die ihn zügeln und festhalten, wenn er in ihren vier Gehirnkammern sich so frei benehmen wolle, als sei er da zu Hause. (Siebenkäs)

Nichts fiel Klotilden — und so hab ich's allemal bei den Besten ihres Geschlechts gefunden — empfindlicher, als Satire auf ihr ganzes Geschlecht. (Hesperus)

Eine Frau errät leicht die menschliche, aber schwer die göttliche (oder teufliſche) Natur eines Mannes, schwer sein Wort und leicht seine Absicht, leichter seinen inneren Farbenglanz als seine Zeichnung. (Hesperus)

Die Männer versündigen sich am leichtesten aus Langeweile an guten, aber langweiligen Herzen. (Titan)

Eine Liebe, die einmal zu sterben glaubt, ist schon tot, und die ewig zu leben *fürchtet*, fürchtet umsonst. (Titan II)

Der fremde Epheu geht um uns herum, an uns herauf, steht als ein zweiter Gipfel neben unserm, und der ist dadurch verdorrt. Die Geister sollten nebeneinander, nicht aufeinander wachsen. Wir sollten lieben wie Gott, als Unvergängliche die Vergänglichen. (Titan II)

Die edelste Liebe ist bloß die zarteste, tiefste, festeste Achtung, die sich weniger durch Tun als durch Unterlassen offenbart, die sich wechselseitig errät, die auf beide Seelen (bis zum Erstaunen) die nämlichen Saiten zieht, die die edelsten Empfindungen mit einem neuen Feuer höher trägt, die immer aufopfern, nie bekommen will, die der Liebe gegen das ganze Geschlecht nichts nimmt, sondern alles gibt durch das Einzelwesen, diese Liebe ist eine Achtung, in welcher der Druck der Hände und der Lippen sehr entbehrliche Bestandteile sind und gute Handlungen sehr wesentliche; kurz, eine Achtung, die vom größeren Teil der Menschen ausgehöhnet und vom kleinsten tief geehret werden muß. (Unsichtbare Loge)

Beseelte Landschaft

Endlich lag ein fremder blasser Morgen, durch alle Lauben dämmernd, im Garten gleichsam das zarte Leuchten eines hohen, ganz reinen Geistes, der nur in der heilig stillen Nacht die tiefe Erde betritt und da nichts sucht als die reine stille Liane. (Titan I)

Digitized by Google

Nach einigen Tagen ging er wieder nach Blumenbühl, kurz vor Sonnenuntergang. Ein brennendes Rot schnitt durch die Laubnacht. Sein finsterer Holzweg wurd' ihm von den darein hüpfenden Flammen zu einem verzauberten gemacht. Er setzte seine beleuchtete Gegenwart tief in eine künftige schattige Vergangenheit hinein. O, nach Jahren, dacht' er, wenn du wiederkommst, wenn alles vergangen ist und verändert — die Bäume gewachsen — die Menschen entwichen — und nur die Berge und der Bach geblieben — da wirst du dich selig preisen, daß du einmal in diesen Gängen so oft zum schönsten Herzen reisen durftest, und daß auf beiden Seiten die klingende und glänzende Natur mit deiner freudigen Seele mitging, wie dem Kinde der Mond durch alle Gassen nachzulaufen scheint. (Titan I)

Der Abendwind schlug seine unermeßlichen Flügel, und die kleine nackte Lerche ruhte warm unter der federweichen Brust der Mutter, und ein Mensch stand auf dem Gebirge, und ein Goldkäferchen auf dem Staubfaden — — und der Ewige liebte seine ganze Welt. (Hesperus)

Helle warme letzte Decembertage weichen uns zu einer Schwermut auf, in der vier oder fünf bittere Tropfen mehr sind, als in der Schwermut des Nachsommers; bis um 12 Uhr in der Nacht und bis zum 31sten des 12ten Monats macht uns das winterliche und nächtliche Bild des Vergehens enge; aber schon um 1 Uhr nach Mitternacht und am 1. Januar wehen lebendige Morgenwinde das Gewölke über die Seele hinüber, und wir schauen nach dem dunkeln reinen Morgenblau, dem Aufsteigen des Morgen- und Frühlingssternes entgegen. An einem solchen Decembertage beklemmt uns die falbe stockende Welt von starren blutlosen Gewächsen um uns, und die unter sie niedergefallenen, mit Erde bedeckten Insektenkabinette und das Sparrwerk bloßer runzliger, verdorrter Bäume — die Decembersonne, die am Mittag so tief hereinhängt, als die Juniussonne abends, breitet, wie angezündeter Spiritus, einen gelben Totenschein über die welken bleichen Auen aus, und überall schlafen und ziehen, wie an einem Abende der Natur und des Jahres, lange riesenhafte Schatten, gleichsam als nachgebliebene Trümmer und Aschenhaufen der ebenso langen Nächte. Hingegen der leuchtende Schnee überzieht nur, wie ein um einige Schuh hoher weißer Nebel, den blühenden Boden unter uns, der blaue Vorgrund des Frühlings, der reine dunkle Himmel liegt über uns weit hinein, und die weiße Erde scheint uns ein weißer Mond zu sein, dessen blanke Eisfelder, sobald wir näher antreten, in dunkle wallende Blumenfelder zerfließen. (Siebenkäs)

Kunst und Leben

Wie vermögen es große Schriftsteller, daß ihr unsichtbarer Geist in ihren Werken uns ergreift und festhält, ohne daß wir die Worte und Stellen angeben können, womit sie es tun, wie ein vollbelaubter Wald immer brauset, ohne sich mit einzelnen Ästen zu bewegen? (Hesperus)

Wenn man nachts den Kopf unter das Wasser taucht, so ist eine fürchterliche Stille um uns her; in eine ähnliche überirdische der Unterwelt bringt uns Shakespeare. (Titan II)

Firmian sah in gemeinen Leuten gleichsam eine stehende Truppe, die Shakespearische Lustspiele gab, und er glaubte hundert Mal, dieser Theaterdichter sei der unsichtbare Souffleur derselben. (Siebenkäs)

Gott

„Lieber Heinrich, wenn du auf deinen ewigen Reisen künftig immer so einsam bliebest; ich fürchte, es schadete dir. Ist doch Gott selber nicht einsam, sondern sieht sein All." (Siebenkäs)

„Gott ist die Ewigkeit, Gott ist die Wahrheit, Gott ist die Heiligkeit — er hat nichts, er ist Alles — das ganze Herz fasset ihn, aber kein Gedanke; und Er denkt nur uns.

Digitized by Google

wenn wir Ihn denken — — Alles Unendliche und Unbegreifliche im Menschen ist ein Widerschein; aber weiter denke dein Schauder nicht." (Emanuel im: Hesperus)

„. . . . Gott träumet nicht. Aber wenn ich nun die Blumen wieder betrachte, so mag wohl in ihren zarten Hüllen der dunkle Traum von einem leichtern Traume blühen. Ihre duftende Seele ist nachts zugehüllet, nicht durch bloße Blätter, sondern wahrhaft organisch, wie denn unsere auch nicht durch bloße Augenlider zugeschlossen wird. Sobald nun einmal die farbigen Wesen am Tage Licht und Kraft verspüren: so können sie ja auch nachts einen träumerischen Widerschein des Tages genießen. Der Allsehende droben wird den Traum einer Rose und den Traum einer Lilie kennen und scheiden. Eine Rose könnte wohl von Bienen träumen, eine Lilie von Schmetterlingen — in dieser Minute kommt es mir ordentlich, fast gewisser vor — das Vergißmeinnicht von einem Sonnenstrahl — die Tulpe von einer Biene — manche Blume von einem Zephyr — Denn wo könnte denn Gottes oder der Geister Reich aufhören? Für ihn mag wohl ein Blumenkelch auch ein Herz sein, und umgekehrt manches Herz ein Blumenkelch." (Walt zu Wina in den Flegeljahren)

Illusionen

Er nahm einen Judenjungen, der im nächsten Wirtshaus schlug, für eine wahre Nachtigall. Ein unmerklicher Irrtum, da die Philomele, die uns singt, eigentlich doch nirgends sitzt und nistet als in unserer Brust. (Flegeljahre)

Die Deutschen und die andern

Ich kenne die Deutschen: sie wollen wie die Metaphysiker alles von vorn an wissen, recht genau, in Großoctav, ohne übertriebene Kürzen und mit einigen citatis. Sie versehen ein Epigramm mit einer Vorrede und ein Liebesmadrigal mit einem Sachregister, sie bestimmen den Zephyr nach einer Windrose und das Herz eines Mädchens nach dem Kegelschnitt, sie bezeichnen alles mit Fractur wie Kaufleute und beweisen alles wie Juristen. (Hesperus)

Entweder hier auf diesen Pfefferkuchen (mit eingepreßten Gesichtern berühmter Männer) ist der Tempel des Ruhms und das Bette der Ehren für deutsche Schriftsteller, oder es gibt gar keinen Ruhm. Wann ist es Zeit, sobald es nicht jetzt ist, es von den Deutschen zu erwarten, daß sie die Gesichter ihrer größten Männer nehmen und bosieren in Eßwaren, weil doch der Magen das größte deutsche Glied ist? (Hesperus)

Er hatte, als er an die deutsche Kälte gegen Witz und schöne Künste dachte, den grundfalschen Satz: der Britte, der Gallier und der Italiäner sind Menschen — die Deutschen sind Bürger — Diese *verdienen* das Leben — jene *genießen* es; und die Holländer sind eine wohlfeile Ausgabe der Deutschen auf bloßem Druckpapier ohne Kupfer. (Hesperus)

Es war damals, wo fast ganz Europa einige Tage lang vergaß, was es aus der politischen und poetischen Geschichte Frankreichs Jahrhunderte lang gelernt hatte, daß dasselbe leichter eine vergrößerte als eine große Nation werden könnte. (Titan II)

Die Notwendigkeit, den Christen schon in den Schulen die jüdischen Festzeiten und ihre religiösen Gebräuche mehr einzuschärfen, wird erst künftig recht einleuchten, wenn die Juden endlich Deutschland zu ihrem gelobten Lande erhoben und uns den Kreuz- und Rückzug in das asiatische zu einem heiligen Grabe und einem heiligen Schädelberge übrig gelassen haben. (Was inzwischen bekanntlich geschah. Anm. des Auslesers Julius Havemann.) (Siebenkäs).

Digitized by Google

Der Traum im Traum*) / Von Jean Paul

Erhaben stand der Himmel über der Erde; ein Regenbogen hob sich, wie der Ring der Ewigkeit, über den Morgen — ein gebrochenes Gewitter zog über Wetterstangen mit einem müden Donnern unter die farbige Edenspforte in Osten — und die Abendsonne schaute, wie hinter Tränen, mit einem milden Lichte dem Gewitter nach, und ihre Blicke ruhten am Triumphbogen der Natur ... Ich spielte mit meinem Entzücken und schloß überfüllt die Augen zu und sah nichts mehr als die Sonne, die warm und lodernd durch die Augenlider drang, und hörte nichts mehr als das weichende Donnern. — — Da fiel endlich der Nebel des Schlafs auf meine Seele und überdeckte mit seinem grauen Gewölke den Frühling; aber bald zogen die Lichtstreifen durch den Nebel, dann bunte Schönheitslinien, und zuletzt war der ganze Schlaf um mich mit den hellen Bildern des Traums übermalt.

Mir träumte, ich stehe in der zweiten Welt; um mich war eine dunkelgrüne Aue, die in der Ferne in hellere Blumen überging und in hochrote Wälder und in durchsichtige Berge voll Goldadern — hinter den kristallenen Gebirgen loderte Morgenrot von perlenden Regenbogen umhangen — auf den glimmenden Waldungen lagen statt der Tautropfen niedergefallene Sonnen, und um die Blumen hingen, wie fliegender Sommer, Nebelsterne ... Zuweilen schwankten die Auen, aber nicht von Zephirn, sondern von Seelen, die sie mit unsichtbaren Flügeln bestreiften. — — Ich war der zweiten Welt unsichtbar; unsere Hülle ist dort nur ein kleiner Leichenschleier, nur eine nicht ganz gefallene Nebelflocke.

Am Ufer der zweiten Welt ruhte die heilige Jungfrau neben ihrem Sohne und schaute auf unsere Erde hinab, die unten auf dem Totenmeere schwamm mit ihrem engen Frühling, klein und hinabgesenkt, und nur vom Widerschein eines Widerscheins düster beschienen und jeder Welle nachirrend. Da machte die Sehnsucht nach der alten geliebten Erde Mariens zarte Seele weicher und sie sagte mit schimmernden Augen: „O Sohn, mein Herz schmachtet weinend nach meinen teuern Menschen — ziehe die Erde herauf, damit ich den geliebten Geschwistern wieder nahe in das Auge blicken kann; ach, ich werde weinen, wenn ich Lebendige sehe."

Christus sagte: „Die Erde ist ein Traum voll Träume; Du mußt entschlafen, damit Dir die Träume erscheinen können."

Maria antwortete: „Ich will gern entschlafen, damit ich die Menschen träume." — Christus sagte: „Was soll Dir der Traum zeigen?"

„O, die Liebe der Menschen zeig' er mir, Geliebter, wenn sie sich wiederfinden nach einer schmerzlichen Trennung" — — und indem sie es sagte, stand der Todesengel hinter ihr, und sie sank mit zufallenden Augen an seine kalte Brust zurück — und die kleine Erde stieg erschüttert herauf, aber sie wurde kleiner und bleicher, je näher sie kam.

Der Wolkenhimmel der Erde spaltete sich und der zerrissene Nebel entblößte die kleine Nacht auf ihr; denn aus einem stummen Bache schimmerten einige Sterne der zweiten Welt zurück, die Kinder schliefen sanft auf der zitternden Erde und lächelten alle, weil ihnen im Schlummer Maria in mütterlicher Gestalt erschien. — — Aber in dieser Nacht stand eine Unglückliche — in ihrer Brust waren keine Klagen mehr, nur noch Seufzer — und ihr Auge hatte alles verloren, sogar die Tränen. Du Arme! Blicke nicht nach Abend an das überflorte Trauerhaus, — blicke nie mehr nach Morgen auf den Gottesacker, an das Totenhaus! Wende nur heute Dein geschwollenes Auge

*) Wie die Griechen und Römer der Sonne ihre Träume erzählten, so sagt' ich den obigen einer katholischen Fürstin (Lichnowsky), die ihn veranlaßt hatte, da sie die Reise von Wien nach Bayreuth machte, um ihren Sohn — der aus dem Boden seines Standes in die Gartenerde seines weisen und edlen Erziehers (Hofrat Schäfer) versetzt war — zu umarmen.

Digitized by Google

ab vom Totenhause, wo Dich die schöne Leiche zerrüttet, die unverschlossen im Nachtwind steht, damit sie früher erwache als im Grabe! — Aber nein, Beraubte, blicke nur hin auf Deinen Geliebten, eh' er zerfällt, und fülle Dich mit dem ewigen Schmerz .. Da jetzt ein Echo im Gottesacker zu reden anfing, das die sanften Klagegesänge des Trauerhauses nachstammelte: O, da riß dieses gedämpfte Nachsingen, wie von Toten, das ganze Herz der Gebeugten auseinander, und alle unzähligen Tränen flossen wieder durch das wunde Auge, und sie rief außer sich: „Rufst Du mich, Du Stummer, mit Deinem kalten Mund? O, Geliebter, redest Du noch einmal Deine Verlassene an? — Ach, sprich nur zum letzten Male, nur heute! ... Nein, drüben ist's ganz stumm — nur die Gräber tönen nach — aber die armen Überdeckten liegen taub darunter, und die zerbrochene Brust gibt keinen Ton."

Aber wie schauderte sie, als das Trauerlied aufhörte und der Nachhall der Gräber allein fortsprach! — Und ihr Leben wankte, als das Echo näher ging, als ein Toter aus der Nacht trat und die bleiche Hand ausstreckte und ihre nahm und sagte: „Warum weinst Du, Geliebte? Wo waren wir solange? — Mir träumte, ich hätte Dich verloren." — Und sie hatten sich nicht verloren. — Aus Mariens geschlossenem Auge drang eine Freudenträne, und eh' ihr Sohn den Tropfen weggenommen, war die Erde wieder zurückgesunken mit den beiden neuen Beglückten.

Auf einmal stieg ein Funke aus der Erde herauf und eine fliegende Seele zitterte vor der zweiten Welt, als ob sie zögere, hinaufzugehen. Christus hob die entfallene Erdkugel wieder auf und das Körpergewebe, aus dem die Seele geflogen war, lag noch mit allen Wundmalen eines zu langen Lebens auf der Erde. Neben dem gefallenen Laube des Geistes stand ein Greis, der die Leiche anredete: „Ich bin so alt wie Du; warum soll ich denn erst nach Dir sterben, Du treues, gutes Weib? Jeden Morgen, jeden Abend werd' ich nachrechnen, wie tief Dein Grab, wie tief Deine Gestalt eingefallen ist, ehe meine neben Dich sinkt .... O! wie bin ich allein! Jetzt hört mich nichts mehr; und sie nicht; — aber morgen will ich ihr und ihren treuen Händen und ihren grauen Haaren mit einem solchen Schmerz nachsehen, daß er mein schwaches Leben schließt. — O Du Allgütiger, schließ' es lieber heute, ohne den großen Schmerz!" — — Warum legt sich noch im Alter, wo der Mensch schon so gebückt und müde ist, noch auf den untersten Stufen der Gruft das Gespenst des Kummers so schwer auf ihn und drückt das Haupt, in welchem schon alle Jahre ihre Dornen gelassen haben, mit einem neuen Schauder hinunter?

Aber Christus schickte den Todesengel mit der kalten Hand nicht, sondern blickte selber den verlassenen Greis, der so nahe an ihm war, mit einer solchen lächelnden Sonnenwärme in das Herz, daß sich die reife Frucht ablöste — und wie eine Flamme brach sein Geist aus dem geöffneten Herzen — und begegnete über der zweiten Welt seiner geliebten Seele — und in stillen, alten Umfassungen zitterten beide verknüpft ins Elysium nieder, wo sich keine endigt. — — Maria reichte ihnen liebend die beiden Hände und sagte traum- und freudetrunken: „Selige, nun bleibt Ihr beisammen."

Über die arme Erde bäumte sich jetzt eine rote Dampfsäule und umklammerte sie und verhüllte ein lautes Schlachtfeld. Endlich quoll der Rauch auseinander über zwei blutige Menschen, die einander in den verwundeten Armen lagen. Es waren zwei erhabene Freunde, die einander alles aufgeopfert hatten und sich zuerst, aber ihr Vaterland nicht. „Lege Deine Wunde an meine, Geliebter! — Nun können wir uns wieder versöhnen; Du hast ja mich dem Vaterlande geopfert und ich Dich. — Gib mir Dein Herz wieder, ehe es sich verblutet. — Ach, wir können nur miteinander sterben!" — Und jeder gab sein wundes Herz dem andern hin — aber der Tod wich vor ihrem Glanze zurück, und der Eisberg, womit er den Menschen erdrückt, zerfloß auf ihren warmen Herzen; die Erde behielt zwei Menschen, die über sie als Berge

Digitized by Google

aufsteigen und ihr Ströme und Arzneien und hohe Aussichten geben, und denen die niedrige Erde nichts zuschickt als — Wolken.

Maria winkte träumend ihrem Sohne, weil nur er solche Herzen fassen, tragen und beschirmen könne.

„Aber warum lächelst Du auf einmal so selig wie eine freudige Mutter, Maria? — Etwa, weil Deine liebe Erde, immer höher aufgezogen, mit ihren Frühlingsblumen über das Ufer der zweiten Welt hereinwanket? — Weil liegende Nachtigallen sich mit heißbrütenden Herzen auf kühle Auen drücken? — Weil die Sturmwolken zu Regenbogen aufblühen? — Weil Deine unvergeßliche Erde so glücklich ist im Putze des Frühlings, im Glanze seiner Blumen, im Freudengeschrei seiner Sänger? — Nein, darum allein nicht; Du lächelst so selig, weil Du eine Mutter siehst und ihr Kind. Ist es nicht eine Mutter, die jetzt sich bückt und die Arme weit aufschließt und mit entzückter Stimme ruft: „Mein Kind, komm wieder an mein Herz? — — Ist es nicht ihr Kind, das unschuldig im brausenden Tempel des Frühlings neben seinem lehrenden Genius steht und das der lächelnden Gestalt zuläuft, und das, so früh beglückt und an das warme Herz voll Mutterliebe gezogen ihre Laute nicht versteht: „Du gutes Kind, wie freust Du mich! Bist Du denn glücklich? Liebst Du mich denn? O sieh mich an, Du Teurer, und lächle immerfort!“ ...

Maria wurde von der schönen Entzückung aufgeweckt und sie fiel sanft erbebend um ihren eignen Sohn und sagte weinend: „Ach, nur eine Mutter kann lieben, nur eine Mutter“ — und die Erde sank mit der Mutter, die am Herzen des Kindes blieb, wieder in den irdischen Äther hinab ...

Und auch mich erweckte die Entzückung; aber nichts war verschwunden als das Gewitter: denn die Mutter, die im Traum das kindliche Herz an ihres gedrückt, lag noch auf der Erde in der schönen Umarmung, — und sie lieset diesen Traum und verzeiht vielleicht dem Träumer die Wahrheit.

Deutsche Worte

Es wird eine zeit kommen, so werden die Teutschen ihre Hertzen an frembde Dinge hängen, ihre Mutterſprach verachten vnd der Wälschen Gewäſch höher halten; vnd alsdan wird das Reich, das mächtigſte Reich, zu grunde gehen vnd vnder deren Hände kommen, mit welcher Sprach ſie ſich ſo gekützelt haben.

Hans Michael Moſcheroſch

*

Schöner ist kein Zorn als die Entrüstung einer edlen, mißhandelten Nation, die nach kurzem Selbstvergessen endlich ihre ganze Würde wiederfindet und den höhnenden Feind mit dem bloßen Schrecken ihres Namens schlägt. Gott ist mit ihr, denn er ist mit dem Rechte, und von ihm kommt die Begeisterung.

Joseph Görres

*

Wacht auf, ihr Reiter! Schüttelt ab den Sand,
Besteigt noch einmal die gestürzten Renner!
Blast, blast, ihr Jäger! Für das Vaterland
Noch einen Strauß! Wir brauchen Männer, Männer!

Theodor Storm

Digitized by Google

Hermann Gradl — Paradies

Digitized by Google

Digitized by Google

Vom Himmelsmorgen / Von Jean Paul

er Venusstern und ein Wald blühen am schönsten am Morgen und am Abend; auf beide treffen dann die meisten Strahlen der Sonne. Daher war unserm Viktor im Walde, als ging er durch die Pforte eines neuen Lebens, da er an diesem feurigen Morgen mit der Sonne, die neben ihm von Zweigen zu Zweigen flog, durch das brausende Gehölz, hinweg unter vollstimmigen Ästen, die ebensoviele bewegte Spielwalzen waren, über das im grünen Sonnenfeuer stehende Moos und unter dem ins himmlische Blau getauchten Tannengrün durchwankte. — Und an diesem Morgen erneuerte sich in seinem Herzen die schmackhafte Ähnlichkeit von vier Dingen — von dem Leben, von einem Tage, einem Jahre, einer Reise, die ineinander glichen im frischen Jubelanfang — im schwülen Mittelstück — im müden, satten Ende. —

Draußen im Anfluge, im Hintergrunde des Wäldchens, rollte vor ihm die Natur ihr meilenlanges Altarblatt auf, mit den Hügelketten desselben, mit seinen blendenden Landhäusern, die sich mit Gärten, wie mit Fruchtschnüren putzten, mit den Miniaturfarben der Blümchen, die sich an der silbernen Schönheitslinie der Bäche bewegten. Und eine Wolke trunkener, spielender, schwirrender Miniaturwesen aus Seidenstaub zog und hing über das wallende Gemälde her.

Welchen Weg sollte Viktor im Labyrinth der Schönheit nehmen? Alle 64 Radien des Kompasses streckten sich als wegweisende Arme aus, und er hatte so viel Verstand, daß er sich keine Stunde versetzte, um anzukommen — er wich daher überall rechts und links aus — er stieg in jedes Tal, das sich hinter einem Hügel versteckte — er besuchte die durchbrochenen Schattenpartien jeder Baumkolonnade — er legte sich zu den Füßen jeder schönen Blume nieder und erquickte sich mit platonischer Liebe an ihrem Geiste, ohne ihren Körper abzuknicken — er war der Reisegefährte jedes gepuderten Schmetterlings, und sah seinem Einwühlen in seine Blume zu, und der Grasmücke folgte er durch alle Gebüsche in ihre Brautzelle und Kinderstube nach — er ließ sich festmachen durch den Kreis, den eine Biene um ihn zog, und ließ sie ruhig in den Schacht seines Buketts einschlagen — er exerzierte in jedem Dorfe, das ihm der bunte Grund vorhielt, die Durchgangsgerechtigkeit und begegnete am liebsten den Kindern, deren Tage noch so spielten, wie seine Stunden — —

Aber Menschen mied er . . . . . .

Und doch sprang aus seinem Herzen eine hohe Quelle der Liebe, die bis zum entferntesten Bruder drang: und doch war er so sehr ohne Egoismus, so ohne jene sentimentalische Intoleranz, die den Grad und die Quelle mit der Herrenhutischen gemein hat.

— — Der Grund aber war der: der erste Tag einer Reise war ganz anders als der zweite, dritte, achtzigste. Denn am zweiten, dritten, achtzigsten war er prosaisch, humoristisch, stiptisch, d. h. er hing sich wie gehäkelter Same in jedes Menschenherz und schlug die Wurzeln seines Glücks in jedes fremde Schicksal ein. Aber am ersten Tage kamen verhüllte Geister aus alten Stunden in seine Seele, die verschwanden, wenn ein Dritter sprach: eine sanfte Trunkenheit, die ihm der Dunstkreis der Natur, wie der eines Weinlagers mitteilte, legte sich wie eine magische Einsamkeit um seine Seele . . . Warum will ich aber den ersten Tag schildern, ehe ich ihn schildere?

In den ersten Stunden der Reise war er frisch, froh, glücklich, aber nicht selig; er trank noch, allein er war nicht trunken. Aber wenn er so einige Stunden mit schöpfendem Auge und saugendem Herzen gewandelt war durch Perlenschnüre betauter Gewebe, durch sumsende Täler, über singende Hügel, und wenn er durch veilchenblaue Himmel sich friedlich an die dampfenden Höhen und an die dunklen, wie Gartenwände übereinander steigenden Wälder anschloß: wenn die Natur alle

Digitized by Google

Röhren des Lebensstromes öffnete, und wenn alle ihre Springbrunnen aufstiegen und brennend ineinander spielten, von der Sonne übermalt, dann wurde Viktor, der mit einem steigenden und trinkenden Herzen durch diese fliegenden Ströme ging, von ihnen gehoben und erreicht, dann schwamm sein Herz bebend wie das Sonnenbild im unendlichen Ozean, wie der schlagende Punkt des Rädertieres im flatternden Wasserkügelchen der Kaskaden schwamm.

Dann löste sich in eine dunkle Unermeßlichkeit die Blume auf, die Aue und der Wald, und die Farbenkörner der Natur zergingen in eine einzige weite Flut, und über der dämmernden Flut stand der Unendliche als Sonne, und in ihr das Menschenherz als zurückgespiegelte Sonne.

Alles ward eins — alle Herzen wurden ein größtes — ein einziges Leben schlug — die grünenden Bilder, die wachsenden Statuen, der Staubklumpe des Erdglobus und die unendliche blaue Wölbung wurden das anblickende Angesicht einer unermeßlichen Seele. —

Er mochte immerhin die Augen zuschließen; in seiner dunklen Brust ruhte noch diese blühende Unendlichkeit. — —

Ach, wenn er sich in die Wolken hätte hinaufstürzen können, um auf ihnen durch den wehenden Himmel über die unübersehliche Erde zu ziehen! — Ach, wenn er mit dem Winde über die Gipfel, durch die Wälder hätte strömen können! — O, jetzt wär' er einem großen Menschen lieber an das Herz gefallen, und trunkend und weinend in seinen Busen versunken, um zu stammeln: wie glücklich ist der Mensch!

Er mußte weinen, ohne zu wissen, worüber —, er sang Worte ohne Sinn, aber ihr Ton ging in sein Herz — er lief, er stand — er tauchte das glühende Angesicht in die Wolke der Blütenstauden und wollte sich verlieren in die sumsende Welt zwischen den Blättern — er drückte das zerritzte Angesicht ins hohe, kühlende Gras und hing sich im Taumel an die Brust der unsterblichen Mutter des Frühlings.

Gesang der Mädchen / Von Adolf Grabowsky

Sind wir eben erwacht?
Wir sind fremd in der Welt,
Fremd sind Tag und Nacht
Rings um uns gestellt.
Finden uns nicht zurecht,
Sind wir gut, sind wir schlecht?
Unsre Liebe weint leise.
Morgenfrösteln umschauert uns schwer —
Jesus, Jesus, du liebster Herr,
Nimm uns wieder auf Traumesreise.

Digitized by Google

Bamberg und die Romantik / Von Oskar Krenzer

Der hervorragendste Ortsforscher Bambergs, als Literaturhistoriker über die Grenzen Frankens hinaus bekannt, hielt in der 16. Mitgliederversammlung der „Gesellschaft für fränkische Geschichte“ einen fesselnden Vortrag über „Das geistige und gesellschaftliche Leben Bambergs zu Beginn des 19. Jahrhunderts“, dem wir folgende Kapitel entnehmen. Die ganze Schrift ist in Buchform durch den Verlag „Bamberger Tagblatt“ zu beziehen. Der Wächter.

Vorbedingungen.

Das geistige Leben im 18. Jahrhundert stand unter dem Einflusse der Aufklärung und späterhin unter dem des klassischen Idealismus. Gegen Ende des Säkulums aber brach eine geistige Strömung herein, welche alle jugendlichen Gemüter mit unwiderstehlicher Gewalt erfaßte, einen Umschwung der Weltanschauung herbeiführte und neue Ideen in Poesie, Kunst und Wissenschaft hineintrug, die heute noch fortwirken. Es ist die Romantik, welche diese Umwälzung hervorgebracht hat. Eigentümlicher Weise ging diese von einer Stelle aus, welche als das Gegenteil alles Romantischen erscheint, nämlich von Berlin, dem Sitz der Aufklärung und Intelligenz. Hier war es, wo im Jahre 1797 die ersten Anhänger der Romantik sich um die beiden Schlegel sammelten und in Fr. Schlegels Zeitschrift Athenäum ihre Standarte erhielten. Bald darauf wurde Jena ein Sammelpunkt der Romantik, von wo die Bewegung nach Heidelberg und Bamberg übergriff. Es fragt sich nun, inwiefern gerade der Boden Bambergs für die Aufnahme der Romantik geeignet war. Die Lage der Stadt, der Charakter der Bevölkerung, die alte Kultur, welche sich hier entwickelt hatte, die Schimmer historischer Erinnerungen, die herrlichen Kunstdenkmäler schienen bestimmt, die Romantik anzulocken. Eine fruchtbare Ebene, durchflossen von der anmutigen Regnitz, die sich hier in verschiedene Arme teilt und bald unterhalb der Stadt sich mit dem Main vereinigt, breitet sich auf dem rechten Ufer des Flusses weithin aus, begrenzt von den Höhen des Steigerwaldes und des fränkischen Jura. Zu beiden Seiten des Flusses dehnt sich behäbig die Siebenhügelstadt mit ihren zahlreichen Kirchen und Kapellen aus, überragt von dem uralten Dom und der Michelskirche. In weiterer Entfernung erhebt sich noch in ihren Trümmern stolz die Altenburg. Farbenprächtige Prozessionen ziehen durch die Stadt in den Dom, aus dessen geöffneten Pforten der Orgelklang brausend erschallt, während das dumpfe Glockengeläute sich in den Gesang des Volkes mischt. Eine uralte Kultur hatte den Boden für die Bestrebungen der Romantik gelockert, herrliche Kirchen- und Profanbauten weckten alte geschichtliche Erinnerungen. Das nahe gelegene Pommersfelden mit seiner damals noch vollständigen Gemäldesammlung bildete einen Anziehungspunkt für Fremde und Einheimische, Seehof und sein Park waren zwar ihres Schmuckes schon teilweise entkleidet, die prunkvollen Hoffeste waren verstummt; aber gerade diese Verfallenheit, diese in dämmernden Lauben verwildernden Gärten hatten einen eigentümlichen romantischen Zauber. Die Mönche in den verschiedenen Habiten, die Domherren in ihren stattlichen Gewändern, der Adel in seiner veralteten Hoftracht brachten eine eigene Nuance in das bunte Volksgewühl. Die Bevölkerung, die bei nicht zu anstrengender Arbeit ein behäbiges Auskommen fand, war bei aller Frömmigkeit frohem Lebensgenusse nicht abgeneigt. Die Mädchen und Frauen waren von einer süßen Sinnlichkeit und einer herzerquickend naiven Frische und legten eine ihnen wohlanstehende Frömmigkeit an den Tag, wie denn auch Nicolai „von dem innigen katholischen Augenaufschlag

Digitized by Google

der Bambergischen Schönen" spricht. „Bei der Vergleichung mit den mehr reflektierenden nordischen Frauen", sagt der norwegische Wanderer Steffens, „gewinnen sie durch ihre natürliche Fröhlichkeit, den leichten Scherz und den unbefangenen Genuß der Gegenwart, der weniger als in den nordischen Gegenden durch Kritik gestört wird."

Anfänge und Entwickelung der Romantik in Bamberg.

Wie hat sich nun die Romantik in diesen Nährboden eingesenkt und wie ist sie auf ihm emporgediehen? Als die ersten Schwalben der Romantik erschienen bereits 1793 die beiden Freunde Tieck und Wackenroder von Erlangen aus, wo sie damals studierten, in Bamberg. Hier lernten sie den Katholizismus mit seinen altehrwürdigen Bräuchen und seinem die Sinne bezaubernden Gepränge kennen, der auf ihr schwärmerisches Gemüt einen ganz anderen Eindruck machte als seinerzeit auf Nicolai. Sie sahen an einem Festtage eine farbenprächtige Prozession mit Fahnen und Lichtern und wohnten einem Hochamte mit aller Glanzentfaltung des katholischen Kultus und seiner Verklärung durch Musik und Gesang bei. Die wunderbaren Eindrücke, die sie hier erhielten, finden ihren Abglanz in ihren Werken, insbesondere in dem für die Romantik so bedeutsamen Werk Wackenroders, den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders."

Die Romantik hat bekanntlich auf die verschiedensten Zweige der Wissenschaften, selbst auf die ihr anscheinend fernliegenden, wie die Naturwissenschaft und die Medizin einen tiefen Einfluß ausgeübt. In der letzteren war gegen Ende des 18. Jahrhunderts ein gewaltiger Umschwung eingetreten durch die sog. Erregungstheorie, welche von dem Schotten Brown um 1780 aufgestellt und nach diesem Brownianismus benannt worden war. Danach sind alle Krankheiten ein Produkt von Reiz und Erregbarkeit. Infolge dessen zerfallen die Krankheiten in sthenische, welche auf zu großer Erregbarkeit beruhen und in asthenische, welche auf eine zu geringe Erregbarkeit zurückgehen. Die einen müssen durch dämpfende, die andern durch stark erregende Mittel bekämpft werden. Diese Grundsätze wurden von dem Direktor des Krankenhauses Marcus und Prof. Röschlaub mit Begeisterung aufgenommen und von diesem in mehr praktischer, von jenem in theoretischer Weise ausgeführt. Bald strömten an der medizinisch-chirurgischen Schule, welche noch von der alten Universität übrig geblieben war, eine Menge von Studierenden und jungen Ärzten zusammen, um die neue Lehre kennenzulernen und sich mit ihrer Anwendung am Krankenbette vertraut zu machen. Eine tiefere Begründung erhielt die Erregungstheorie durch die Verquickung mit der Naturphilosophie Schellings, durch welche man sie aus dem Wesen des Organismus abzuleiten suchte. Die Brownsche Schule, welche in Bamberg ihren Hauptsitz hatte, sah in Schelling ihren Herrn und Meister. Schelling selbst kam im Sommer 1800 von Jena, wo er während des Sommersemesters beurlaubt war, nach Bamberg, um hier einen Kursus der Heilkunde bei Marcus durchzumachen. Mit diesem schloß er bald auch ein engeres Freundschaftsbündnis, das bis zu dessen Tode fortdauerte und das seinen Ausdruck in der gemeinsamen Herausgabe der „Jahrbücher der Medizin als Wissenschaft" im Jahre 1806 fand. Marcus setzte es auch bei dem Fürstbischof Christoph v. Buseck durch, daß der Privatdozent an der medizinisch-chirurgischen Schule, Reubel, welcher ein Jahr zuvor in Jena bei Schelling gehört hatte, Vorlesungen über Naturphilosophie halten durfte, an denen sich mehr als 50 Zuhörer, darunter auch Marcus selbst mit den meisten Professoren, beteiligten. So konnte denn Marcus mit Recht in einem Briefe an Aug. Wilh. Schlegel vom 18. Dezember 1801 sagen:

Digitized by Google

„Es ist keine Stadt in Deutschland, wo Schelling soviele und wahre Verehrer haben dürfte als in Bamberg.“ Und im folgenden Jahre schreibt er an denselben: „Hier lebt jetzt alles in der Naturphilosophie. Wenn Freund Schelling jetzt zu uns käme, würde er seine Freude an uns haben.“ Doch wurden Schellings Lehrsätze, wie dies häufig bei Schülern zu geschehen pflegt, von seinen Anhängern auf die Spitze getrieben, so daß sogar Röschlaub darüber unzufrieden war, was aber Marcus dem Umstande zuschrieb, daß er selbst nicht recht mit fortgerückt sei. — Im Frühjahr 1801 kam der bekannte Naturforscher Steffens aus Norwegen nach Bamberg. Hier wurde er von Marcus und Röschlaub als ein Anhänger der Brownschen Lehre und ein feuriger Jünger Schellings aufs beste empfangen und im Bamberger Hof einquartiert. Am folgenden Tage hatten die ihm bekannten Männer Röschlaub, Marcus und Paulus, damals Theologieprofessor zu Jena, der mit seiner Gattin bei dem ihm befreundeten Marcus zu Besuch war und dessen Feindschaft gegen Schelling damals noch nicht hervorgetreten war, eine festliche Mittagstafel veranstaltet, zu welcher mehrere der angesehensten Familien und eine größere Anzahl der jungen Ärzte von dem medizinischen Institut erschienen waren. Da er der Einladung des Koadjutors v. Fechenbach wegen Mangels an Garderobe nicht Folge leisten konnte, so schickte ihm dieser eine bedeutende Anzahl von Flaschen Stein und Leisten aus seinem Keller, wovon er den ihn besuchenden jungen Ärzten so freigebig mitteilte, daß dadurch, wie er an Schelling schrieb, die Begeisterung für die Naturphilosophie ganz besonders gesteigert worden sei. Im Herbste des nämlichen Jahres kam auch Gotthilf Heinrich Schubert, der bekannte Naturforscher und mystische Philosoph, als Jenaer Student auf einer Fußreise nach Bamberg. Hier traf er eine fröhliche Gesellschaft von Studierenden an der damals berühmten medizinischen Hochschule, welche alle begeistert für Schelling und seine Naturphilosophie schwärmten. Von den rasch geschlossenen Freundschaften sollte nur eine für das Leben bestehen bleiben: es war die mit dem geistvollen Dr. Pfeufer.

Auch Karoline Schlegel, die Muse der Romantik, war im Jahre 1800 mit ihrer Tochter aus erster Ehe Auguste Böhmer hier. Sie hatte eine schwere Krankheit überstanden und wollte sich auf den Rat Hufelands nach Bocklet zur Nachkur begeben. Schelling begleitete sie bis Bamberg, um sich von da in seine schwäbische Heimat zu begeben. Marcus und Röschlaub behandelten die Mutter und veranlaßten sie, längere Zeit hier zu bleiben, indem sie alles aufboten, um den beiden den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Am 15. Mai waren sie in Bug, dem beliebten Vergnügungsort der Bamberger, von dem Auguste eine anschauliche Schilderung gibt. Dorothea Veit, der späteren Gemahlin Friedrich Schlegels, schickten sie Heiligenbilder und Texte von Kirchengesängen, worauf diese antwortete, wenn sie einmal Christin würde, so müsse sie durchaus in Bamberg katholisch werden. Sie sollten ihr sagen, wie sie es anfangen müsse, wenn sie z. B. in Bamberg sich taufen lassen wollte, was freilich erst 8 Jahre später in Köln geschah.

Einige Wochen später war das liebliche, lebensfrische Mädchen bereits eine Leiche. Sie starb, erst 16 Jahre alt, tief betrauert von dem ganzen Romantikerkreise, in Bocklet an der Ruhr und an ihr Ableben knüpfte sich noch ein häßlicher Streit, indem Schelling beschuldigt wurde, durch drastische Mittel des Brownianismus ihr Ende beschleunigt zu haben. Karoline aber blieb die Stätte, wo sie zum letzten Male mit der geliebten Tochter glückliche Tage verlebt, in ungetrübter Erinnerung. „Bamberg“, schreibt sie, „ist mir der liebste Ort, der Lage nach, den ich kenne; dort möchte ich wohnen, wo auch Auguste noch so unbeschreiblich froh gewesen ist.“ Auch Aug. W. Schlegel, der bei dem Tode Augustens nicht anwesend gewesen war, wallfahrtete nach dem Grabe der geliebten Stieftochter und kam auch hierher, wo die feierliche Pracht des Gottesdienstes auf ihn einen tiefen Eindruck machte. Noch nach 38 Jahren erinnerte

Digitized by Google

er sich daran und schreibt in einem Brief an die Herzogin von Broglie: „In einer bischöfl. Residenz (Bamberg) wohnte ich oft dem Gottesdienste bei und fand darin einige Erleichterung. Ist es ein Wunder, daß bei einer solchen Stimmung der Zauber des Rituals mit seinem ganzen Gepränge einen gewaltigen Eindruck auf mich machte? Es war das erstemal, daß ich die Religion majestätisch, mit einem Festgewande angetan sah, an Stelle jener eintönigen Trauerkleidung, die sie in den protestantischen Kirchen trägt."

Wir haben gehört, daß die medizinische Schule die Trägerin der Schellingschen Naturphilosophie war; ja verschiedene Professoren kündigten in dem Programm der Anstalt 1804 ausdrücklich Vorlesungen nach Schelling an, so Professor Frank Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums nach Schellings Anleitung, Nüßlein d. J. über transzendentalen Idealismus, Direktor Marcus Therapie nach naturphilosophischen Ansichten. Auch Professor Kilian scheint sich der Naturphilosophie zugeneigt zu haben. Dieser, ein Würzburger, ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt und schon Vikar im Stift Haug, hatte dann in Jena studiert, wo er auch nach seinem Übertritt zum Protestantismus Privatdozent wurde. 1803 wurde er auf Marcus Veranlassung an die medizinische Schule nach Bamberg berufen. Anfänglich von diesem freundlich aufgenommen, kam er mit ihm bald wegen Verschiedenartigkeit der Ansichten in ein gespanntes Verhältnis. Marcus spielte dabei eine keineswegs rühmliche Rolle, indem er unter Kilians Namen eine Schmähschrift auf Würzburger Universitätsverhältnisse und das Juliusspital in die Zeitung für die elegante Welt aufnehmen ließ. Dieses Pamphlet führte zu einer heftigen Fehde zwischen den Würzburger Gelehrten und Kilian und später zwischen diesem und Marcus, welcher von Kilian der Fälschung beschuldigt wurde. Doch konnte er von ihm keine befriedigende Genugtuung erhalten, wenn auch Marcus zu einer Strafe von 50 Reichstalern verurteilt wurde. Kilian hat zur Hebung des geistigen Lebens in Bamberg und zur Verbreitung seines literarischen Rufes dadurch beigetragen, daß er in den Jahren 1806 und 1807 eine Zeitschrift, Georgia, hier und in Leipzig erscheinen ließ, welche im romantischen Fahrwasser segelte und auch Beiträge von Löben und Wetzel in ihre Spalten aufnahm.

Hegel.

Der bedeutendste Mann, der von Jena nach Bamberg kam, und längere Zeit als ein Bürger unserer Stadt hier verweilte, war Georg Wilhelm Friedrich Hegel, der maßgebende Philosoph der Romantik. Er war ein Landsmann und älterer Freund Schellings, hatte aber von diesem gelernt und dessen Identitätssystem vervollkommnet. Schon im Jahre 1800, als er Hauslehrer in Frankfurt war und sich in Jena zu habilitieren gedachte, hatte er an Schelling, der sich damals in Bamberg aufhielt, geschrieben und diesen um Auskunft über Bamberg gebeten, da er in dieser Stadt den Katholizismus an der Quelle zu studieren wünschte, um diese Studien für sein Werk: „Die Weltalter" zu verwerten. 1806 hatte er unter dem Kanonendonner von Jena seine Phänomenologie des Geistes vollendet, in welcher er die Verbindung von Poesie und Wissenschaft, die das Ideal Schellings gewesen war, zu ihrem Gipfel erhob, aber gerade dadurch auch den Grund zur Entfremdung von Schelling legte. Niethammer hat das Verdienst, Hegel hierher gezogen zu haben. Auch er gehört dem Jenaer Gelehrten- und Schriftstellerkreise an, der in so vielfachen Beziehungen zu Bamberg stand. Niethammer war im Jahre 1803 nach Würzburg und nach dessen Übergang an den Großherzog von Toskana 1805 als Konsistorial- und Schulrat nach Bamberg berufen worden. Bekanntlich hat er sich

Digitized by Google

später die größten Verdienste um die Neubegründung des bayerischen Schulwesens erworben. Dieser ließ es sich angelegen sein, seinem Freunde Hegel, der bei dem Niedergange der Universität nach der Schlacht bei Jena sich nach einer anderen Lebensstellung umzusehen gezwungen war, eine vorläufige Unterkunft zu verschaffen. Er vermittelte ihm daher eine Stelle als Redakteur der „Bamberger Zeitung" und der Besitzer derselben, der ehemalige fürstbischöfliche Kammerdiener und Hofkastner Schneiderbanger hat ihn unter sehr annehmbaren Bedingungen für seine Zeitung gewonnen. Hegel kam im März 1807 in Bamberg an, wo er aber Niethammer, der kurz zuvor als Zentralschulrat nach München berufen worden war, nicht mehr antraf. Sein unsterbliches Werk, die Phänomenologie des Geistes, erschien in Bamberg bei Göbhard in Druck und Verlag. Hegel betrachtete seine Redakteurstellung als einen Durchgangsposten, indem er auf eine Berufung nach Erlangen oder Heidelberg hoffte. Aber diese verzögerte sich, so daß er über anderthalb Jahre in Bamberg zubringen mußte (bis Ende November 1808). Da es damals keine Leitartikel in dem heutigen Sinne des Wortes gab und solche auch von der Regierung trotz der angeblichen Zensurfreiheit nicht geduldet worden wären, so sah sich der Redakteur auf die Zusammenstellung der damals sich rasch aufeinander drängenden Tagesereignisse beschränkt, für welche die wichtigste Quelle der Pariser „Moniteur" bildete. Daß er keine national deutsche Politik trieb, war in dem Rheinbundstaate Bayern selbstverständlich; aber es ging auch nicht gegen seine Überzeugung, war er doch ein Bewunderer Napoleons, der „Weltseele zu Pferde", „des großen Staatsrechtslehrers von Paris," dem auch ein Goethe sich beugte. Bald jedoch gefiel ihm die bequeme, aber geistlose Redaktionsarbeit nicht mehr und er klagt öfter, wie später Wetzel, über das Zeitungsjoch und die Zeitungsgaleere. Er fand eben in der Privattätigkeit, wo er nicht unmittelbar auf die Menschen einwirken konnte, keine Befriedigung und drückt dies mit den Worten aus: „Ein Aufenthalt in einer Provinzstadt kann immer als eine Verweisung angesehen werden. Nur eine Universität, die sich gleichfalls zum obersten Zentrum von Tätigkeit und Interesse macht, kann mit einer Hauptstadt rivalisieren und sich selbst zu einer machen." Im übrigen war Hegel mit den Bamberger Verhältnissen nicht unzufrieden. Was er seiner persönlichen Lage entsprechend suchte, eine anmutige Gegend, wohlfeile Lebensmittel, ein gutes Bier, wenige, aber angenehme und anregende Bekanntschaften, das fand er hier. Er verkehrte mit dem protestantischen Pfarrer und Kirchenrat Karl Fuchs und Paulus, der seit 1807 als Oberschulkommissär an Niethammers Stelle berufen worden war, sowie mit Marcus und seinem Kreis. Auch mit dem fränkischen, sonst ziemlich exklusiven Adel kam er in Berührung. So machte er die Bekanntschaft einer Gräfin Rotenhan, „einer besonders achtungswürdigen Frau und ihrer ebenso natürlichen, wie gebildeten und talentvollen Tochter." Der tiefsinnige Philosoph nahm sogar an den Vergnügungen der Bamberger Gesellschaft teil. So wohnte er einem Feste, das Marcus in der Neujahrsnacht 1808 zu Ehren des Generalkommissärs Grafen von Thürheim gab, im Rock und in der Perücke eines Kammerdieners, welche er von seinem Brotherrn entliehen hatte, bei. Er durfte eben, wie es von Lessing heißt, seine Würde für eine Zeit ablegen, weil er sich bewußt war, sie jeden Augenblick wieder aufnehmen zu können. Auch sonst bekümmerte er sich um die heimischen Verhältnisse. So klagt er bei den fortwährenden Schwankungen des Geldkurses, daß die Groschen und Sechser einen Tag auf den andern abgeschlagen würden. Als ein Freund des Gambrinus interessiert er sich auch für die Bamberger Bierverhältnisse. So schreibt er an Niethammer: „Hier wird gegenwärtig viel auf die Bierbrauer hineinregiert, die sich sehr widerspenstig bezeugen. Wenn dieses edle Produkt, das Bamberger Bier, dadurch leiden sollte, so wäre es vollends um das liebe Bamberg schad; doch wer weiß, ob seine Leiblichkeit nicht etwas vermindert und ins Geistige

Digitized by Google

hinübergetrieben würde?" Trotzdem also die gesellschaftlichen und ökonomischen Verhältnisse nicht ungünstig waren, erschien es Hegel doch als eine Erlösung, als ihm Niethammer eine Berufung als Rektor an das Ägidiengymnasium in Nürnberg verschaffte, wo er eine seinem Geiste mehr entsprechende Tätigkeit ausüben und sich mehr seinen philosophischen Studien widmen konnte, die ihn bald nach Heidelberg und endlich zu einem großartigen Wirkungskreise nach Berlin führen sollten.

E. Th. A. Hoffmann.

Noch in die Zeit des Aufenthalts von Hegel in Bamberg fällt die Ankunft E. Th. A. Hoffmanns. Während die hier zugereisten Gelehrten und Schriftsteller, die wir bis jetzt kennengelernt haben, ihre geistige Herkunft durchweg aus dem Jenaer Romantikerkreise herleiteten, kam Hoffmann von dem Berliner Brennpunkte der Romantik her, in den er durch Hitzig, seinen späteren Biographen und Zacharias Werner, seinen Jugendfreund, eingeführt worden war. Seine Stellung als preußischer Regierungsrat in Warschau hatte er durch den Umschwung der politischen Verhältnisse verloren und wandte sich von da nach Berlin, wo er in bittere Not geriet, bis er durch die Einladung des Grafen von Soden zur Übernahme der Musikdirektorstelle an dem von ihm geleiteten Bamberger Theater derselben enthoben wurde. Als er im Sommer 1808 hier ankam, traf er Soden nicht mehr an, da dieser bereits nach Würzburg zur Leitung des dortigen Theaters übergesiedelt war. Durch die Intrigen des bisherigen Musikdirektors Dittmaier aus seiner Stellung verdrängt, blieb Hoffmann als Theaterkomponist und Direktionsgehilfe tätig und sah sich außerdem gezwungen, Musikunterricht zu erteilen. Die Bekanntschaft mit dem Generalkommissär v. Stengel verschaffte ihm Zutritt zu den ersten Häusern, so bei der gräflich Rotenhanschen Familie, wo er fünf Komtessen zu unterrichten hatte, bei der Baronin Redwitz und bei dem Kanzler des Herzogs Wilhelm von Bayern Theodori. Anregend war namentlich für ihn der Umgang mit dem literarisch interessierten, geistreichen Dr. Marcus, dessen gastliches Haus den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens in Bamberg bildete. Auch Marcus Neffe, Dr. Speyer, schloß sich an Hoffmann an und blieb trotz zeitweiliger Verstimmung auch in der späteren Zeit sein Freund. Sein Hauptumgang aber war der Buch- und Weinhändler K. Fr. Kunz, al. Z. Funck, und der Verkehr mit dem belesenen Mann, der großes Interesse für Literatur an den Tag legte, alle berühmten Schauspieler kannte und mit Virtuosität nachzuahmen wußte, war ihm nachgerade zur Gewohnheit und zum Bedürfnis geworden. Mit den Lebensbedingungen in Bamberg war Hoffmann zufrieden; die Schönheit der Gegend entzückte ihn; auch die gesellschaftlichen Verhältnisse waren angenehm. Recht erfreulich war es für ihn, in dem südlichen Deutschland soviel Empfänglichkeit für das Wahre und Schöne zu finden. Überall, wo er hinkam, war Tieck ein gefeierter Name und auch Zacharias Werner hatte hier sein Publikum. Als Hoffmann hierherkam, glaubte er sich vermöge seiner Geistesanlagen zum Musiker und Komponisten berufen, während er früher ein Talent für Malerei in sich zu verspüren glaubte, zu der er in der Tat, wie die hier in der Bibliothek aufbewahrten Zeichnungen beweisen, große Anlagen hatte. Alle diese seine Talente kamen ihm in seiner Stellung am Theater zustatten. Hier hat er seine herrlichen Arien und verschiedene Opern, darunter sein Hauptwerk „Undine" komponiert. Endlich aber brach hier sein dichterisches Genie durch und er wandte sich der Schriftstellerei zu, die ihn bis zum Ende seines Lebens nicht mehr loslassen sollte. Das erste literarische Werk, das er hier schuf, ist „der Ritter

Digitized by Google

von Gluck", der in der Allgem. Musikzeitung von Rochlitz im Jahre 1809 erschien und in dem schon der ganze Hoffmann mit seiner charakteristischen Mischung des Realistischen und Dämonischen hervortritt. Damit ist sein Beruf zur schriftstellerischen Laufbahn entschieden, wie er selbst bescheiden sagt: „Meine literarische Karriere scheint beginnen zu wollen." Beschwerlich jedoch war ihm seine Erwerbstätigkeit als Musikinstruktor. Wie lästig mußte es dem reizbaren Mann sein, täglich soundso viele talentlose Eleven im Schweiße seines Angesichts in der Musik zu unterrichten! Seiner verzweifelten Stimmung hat er in Johannes Kreislers musikalischen Leiden ergreifenden Ausdruck verliehen. Froh war er, als sich ihm nach der Übernahme der Theaterdirektion durch Holbein ein ihm mehr zusagender Wirkungskreis eröffnete. Dieser, der Hoffmann bereits von seinem Glogauer Aufenthalt (1797) her kannte und seine musikalischen und künstlerischen Fertigkeiten zu schätzen wußte, stellte Hoffmann als Theaterkomponisten, Architekten und Dekorationsmaler an. Jetzt fühlte sich Amadeus erst in seinem Elemente und unter seiner tätigen Mitwirkung erlebte das Bamberger Theater seine höchste Blüte, namentlich durch die äußerst gelungenen Calderon-Aufführungen. Hoffmann, der Calderon durch Schlegels und Tiecks Übersetzungen kennengelernt hatte, machte seinem Freunde Holbein den Vorschlag, ein Stück des spanischen Dichters aufzuführen. Er wählte dazu trotz der ungeheuren Schwierigkeiten der Inszenierung „die Andacht zum Kreuze" als das passendste Stück, weil es den Triumph des katholischen Glaubens darstelle und deshalb in der gut katholischen Stadt Bamberg bei der unverbildeten frommen Bevölkerung auf Verständnis rechnen könne. Mit dem größten Eifer und der tiefsten innerlichen Teilnahme malte er selbst dazu die Dekorationen und erdachte die Maschinerien — und siehe da, das gewagte Unternehmen gelang. Hoffmann selbst hat uns die Aufführung des Schauspiels und ihre Wirkung auf das Publikum geschildert. Die sinnreichen Maschinerien, die wirkungsvollen Dekorationen und das herrliche Spiel der Darsteller machte einen tiefen Eindruck auf das Publikum, so daß nach der ergreifenden Schlußszene Totenstille im Theater herrschte, die dann durch stürmischen Beifall abgelöst wurde. Merkwürdig war es gewiß, wie der Ruf von dem heiligen Schauspiel sich nach jeder Aufführung mehr verbreitete und ein Publikum in das Theater zog, das man sonst nie dort gesehen hatte. Alte Bürger mit ihren Frauen, die es sonst für eine Sünde gehalten hätten, das Theater zu besuchen, entschlossen sich, hineinzugehen, wobei sie nicht vergaßen, den Rosenkranz mitzunehmen und mehrere Bänke des Parterres waren mit Geistlichen besetzt. Überhaupt fand bei jeder Aufführung eine sichtbare Rührung und Erhebung statt. Kurz, „die Andacht zum Kreuze" erregte eine wahre Andacht und „das möchte zur Zeit wohl eine seltene Erscheinung im Theater sein." Auch „der standhafte Prinz" fand, obwohl seine Tendenz von der großen Masse nicht so klar aufgefaßt wurde, dennoch beim Publikum den besten Eingang und mußte mehrere Male wiederholt werden. Weniger interessierte „die Brücke von Mantible", weil der Geist der Chevalerie, den dieses Schauspiel atmet, dem großen Publikum zu fremd war.

Der entscheidende Wendepunkt in Hoffmanns Leben in Bamberg ist seine Liebe zu Julie Marc, der er Unterricht in der Musik erteilte. Der 31 jährige Mann, der sich bis jetzt in der Ehe mit der zwar schönen, aber geistig unbedeutenden Mischa, geb. Rohrer glücklich gefühlt hatte, verliebte sich in die 15 jährige, mit einer köstlichen Stimme begabte Julie, die Tochter der Konsulswitwe Marc. Die Familie führte ein großes Haus und bildete den Mittelpunkt eines poetisch-künstlerischen Kreises, in den er wohl durch Freiherrn v. Stengel eingeführt worden war. Wir können alle Stadien dieser Liebe in seinem Tagebuch verfolgen. Seine Leidenschaft wuchs immer mehr und steigerte sich fast bis zum Wahnsinn, obwohl Julie ihm kein Entgegenkommen zeigte. Er sieht keine Rettung mehr als sich zurückzuziehen; öfter

Digitized by Google

machte er den Versuch dazu; aber er kann es nicht aushalten, der Geliebten fern zu sein. Er sieht das Unheil, das daraus entstehen muß, und ahnt eine gewaltsame Lösung. Endlich tritt die Katastrophe wirklich ein, die seiner Liebe ein plötzliches Ende bereitet: Julie wurde von ihrer Mutter, deren Vermögensverhältnisse trotz der glänzenden Außenseite zerrüttet waren, an einen Hamburger Kaufmann und Senatorssohn namens Gröpel, den Hoffmann als einen Ausbund von Roheit und Gemeinheit schildert, verheiratet. Die Verlobung Julias war ein furchtbarer Schlag für Hoffmann, aber die verzehrende Leidenschaft hat ihn zum Dichter gemacht und Julie lebt in seinen Werken unsterblich fort. Die Geschichte seiner Liebe hat er unter dem ersten Eindruck der Katastrophe niedergelegt in der dem Cervantes nachgebildeten „Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza," wo er diesen die Vorkommnisse in dem Hause Marc erzählen läßt. Im Berganza wird Julie als eine lichte, sympathische Erscheinung dargestellt, während ihre Mutter und der Freiherr v. Stengel, den er als den vermeintlichen Anstifter der Verlobung haßte, schlecht wegkommen. In idealisierter Verklärung erscheint Julie in dem Kreislerroman „Kater Murr", in dem auch ihre Mutter als Rätin Benzon auftritt. In der herrlichen Phantasie „Don Juan" trägt die wundersame Sängerin, welche die Donna Anna darstellt, Juliens Züge, auch Aurelie in den „Elixieren des Teufels" klingt an Julie an. Wir sehen also: Der Eindruck, den Julie auf Hoffmann gemacht hat, war ein unauslöschlicher und diese unglückliche Liebe hat ihn zu immer neuen Schöpfungen begeistert.

Nachdem aber die Katastrophe eingetreten, war ihm der Aufenthalt in Bamberg verleidet, der ihm zuletzt auch wegen anderer mißlichen Verhältnisse unerträglich geworden war. Mit Freuden folgte er daher der Einladung des Theaterdirektors Seconda in Dresden, eine Kapellmeisterstelle bei seiner Truppe anzunehmen, indem er dies als eine Erlösung aus einer unerträglichen Situation ansah. Am 21. April 1813 sagte er Bamberg Lebewohl, um es nie wieder zu betreten. Wohl mag er aufgeatmet haben, als er der Stätte, wo er soviele Qualen und Enttäuschungen erlitten, den Rücken kehren konnte. Er selbst äußerte sich darüber: „Meine Lehr- und Marterjahre sind nun in Bamberg abgebüßt. Jetzt kommen die Wander- und Meisterjahre. Nun sitze ich fest im Sattel." Zwar hatte er sich in Bamberg nicht, wie er gehofft hatte, als Musiker und Komponist durchgesetzt; aber hier hat er sich zum Schriftsteller und Dichter ausgebildet; hier hat er den richtigen Weg gefunden, der ihn zum Ziele führen sollte. Die Erfahrungen und die Erlebnisse, die er hier durchmachte, haben einen unauslöschlichen Eindruck in seiner Seele hinterlassen, der in seinen Werken fortlebte und bis zu seinem Ende fortdauern sollte. Noch kurz vor seinem Tode, als ihm die gelähmte Hand bereits den Dienst versagte und er seine Gedanken diktieren mußte, tauchte dieser Eindruck noch einmal in lebendiger Frische in ihm auf. Seine letzte Novelle: „Meister Johannes Wacht", in welcher er eine genaue Kenntnis der Bamberger Örtlichkeiten, Personen und Gebräuche entwickelt, spielt in der alten Bischofstadt. Keine von den vielen Städten, in denen er sich aufhielt, hat einen so bestimmenden Einfluß auf ihn und seine Dichtung ausgeübt. Mit Recht sagt daher Ricarda Huch, daß die Elemente zu den meisten Dichtungen Hoffmanns sich in Bamberg angesammelt haben. Mit Bamberg ist sein Name unauflöslich verknüpft und wenn Bamberg auch außerhalb Deutschlands bekannt ist, so hat es dies Hoffmann mit zu verdanken. Bezeichnet doch Gerard de Nerval, einer der frühesten Interpreten deutschen Wesens und deutscher Dichtung in Frankreich Bamberg geradezu als le pays de Hoffmann.

Digitized by Google

E. Th. A. Hoffmanns Beziehungen zu Fr. G. Wetzel.

Eigentümlich ist es, daß E. Th. A. Hoffmann mit dem Dichter Fr. G. Wetze in kein rechtes Verhältnis kam, obwohl er noch fast drei Jahre neben ihm in Bamberg lebte. Man sollte doch meinen, daß zwei so hochbegabte Männer, beide in der nämlichen Stadt lebend, beide der nämlichen Richtung angehörig, jedoch so, daß kein Wettbewerb in einem speziellen Fache der Literatur stattfinden konnte, ähnlich wie Schiller und Goethe sich gegenseitig näher getreten wären. Aber das war nicht der Fall, so daß man sich unwillkürlich fragt: Wie kommt es, daß diese Männer, durch das Schicksal in eine kleine Provinzialstadt verschlagen, so gleichgültig nebeneinander hergingen, ohne daß ihre Kreise sich berührten? Der Grund ist wohl in der Verschiedenheit des Wesens beider Dichter zu suchen. Hoffmann war launenhaft und bizarr; er gab sein Inneres nicht jedem kund, er zog wie Goethe in Gesellschaft den Schlüssel von seinem Herzen ab und suchte sein Ideal von Kunst hinter einen beißenden Spott zu verbergen. Wetzel dagegen war offen, wahrhaftig, hingebend und opferwillig als Freund, ein treubesorgter Familienvater, der seine Kinder innig liebte und in rührender Naivität immer neue Vorzüge an ihnen entdeckte. Er lebte in geordneten Verhältnissen, wenn es auch manchmal recht knapp herging. Seine Frau, welche aus einer wohlhabenden und angesehenen Hüttenbesitzersfamilie stammte, war ziemlich stolz und zurückhaltend und hätte sich in der Bohemewirtschaft Hoffmanns nie wohl gefühlt. Wetzels Umgang beschränkte sich auf einen kleinen vertrauten Kreis. Hoffmann dagegen wollte immer von Menschen umgeben sein, an denen er seine Studien machte und an denen er seinen oft boshaften Witz ausließ; er liebte eine rauschende Geselligkeit, um sich über die Qualen und die Zerrissenheit seines Innern eine Zeitlang hinwegzutäuschen. Wetzel war in Gesellschaft von Freunden einem guten Trunk nicht abgeneigt; aber Orgien, wie Hoffmann, der den Alkohol brauchte um sich zu „montieren", liebte er nicht. Wetzel schwärmte, wie aus seinen Gedichten hervorgeht, leidenschaftlich für die Natur, während Hoffmann diese nur aus dem Hintergrund betrachtete, auf dem seine Menschen sich bewegen und ihre Handlungen sich abspielen. Schwärmerische Ergüsse über die Herrlichkeit der Natur waren ihm zuwider und er konnte über solche Enthusiasten die Schale seines Zorns ausgießen. Er behauptete ironisch einem solchen Schwärmer gegenüber, er habe an der Natur einen wahren Narren gefressen. Wahrscheinlich hat er dies, wie Kunz andeutet, auch einmal Wetzel gegenüber getan und das empfindliche Gemüt des Dichters verletzt, der sich infolgedessen von dem Spötter zurückzog. Wenn aber auch kein näheres Verhältnis zwischen den beiden Männern zustande kam, so schätzte doch einer den andern in seiner Sphäre hoch. Hoffmann bewahrte auch nach seinem Weggange von Bamberg Wetzel eine achtungsvolle Erinnerung; er ließ Grüße an ihn ausrichten und scheint sogar in Korrespondenz mit ihm gestanden zu haben, wovon sich freilich nichts erhalten hat; ja, er gab sich alle Mühe sein Drama Hermannfried in Berlin auf die Bühne zu bringen, was ihm freilich nicht gelang. Umgekehrt läßt Wetzel dem Genie Hoffmanns in seinen Briefen alle Gerechtigkeit widerfahren und macht seine Freunde immer wieder auf dessen Novellen, insbesondere auf den goldenen Topf, aufmerksam. Er war überhaupt der erste und einzige Kritiker jener Zeit der den Dichterwert Hoffmanns voll und ganz erkannte und in seiner Rezension des goldenen Topfes in den „Heidelberger Jahrbüchern" richtig zu würdigen wußte.

Digitized by Google

K. Fr. Kunz.

Bei der Darstellung von Hoffmanns und Wetzels Leben in Bamberg wurde schon öfter ein Mann erwähnt, der mit diesen beiden in vielfachen Beziehungen stand und sich ihren Freund nannte, wie er denn auch ihr Leben und Wirken in Bamberg in biographischer Form geschildert hat. Es ist dies der Wein- und Buchhändler Karl Friedrich Kunz. Geboren in Zerbst 1785, widmete er sich dem Kaufmannsstande, war zu Dessau und zu Leipzig 1804—1806 in Stellung, wo er Iffland und Devrient spielen sah und persönlich kennenlernte. 1806 kam er nach Bamberg, wo er Reisender und Geschäftsteilhaber des Weinhändlers Niezoldi wurde und nach zwei Jahren selbst eine Weinhandlung gründete. Er hatte eine ausgesprochene Vorliebe für Schauspiel und schöne Literatur und schaffte sich eine umfangreiche Bibliothek an. 1809 wurde er mit Hoffmann bekannt, bei dem er sich durch das Talent, mit dem er die großen Schauspieler Iffland und Bethmann nachahmte, einzuschmeicheln wußte. Auch die große Bibliothek Kunzens mag ihn angezogen haben, wie er sich denn auch dessen feine Weine und üppige Mahlzeiten gefallen ließ und bei seinen nicht seltenen Finanzschwierigkeiten Vorschüsse und Darlehen von ihm annahm. Näher als mit Hoffmann war Kunz mit Wetzel befreundet und stand mit ihm auf Du und Du. Durch Wetzel wurde Kunz auch mit Schubert in Nürnberg bekannt, der ihn als einen gemütlichen Mann von Bildung und Einsicht bezeichnet. Auch mit dem berühmten Kriminalisten Feuerbach stand er auf freundschaftlichem Fuß und wechselte mit ihm nach dessen Weggang von Bamberg vertrauliche Briefe. Für die deutsche Literaturgeschichte hat Kunz durch seine Biographie Hoffmanns und Wetzels Bedeutung, die er freilich erst viele Jahre nach ihrem Tode im Jahre 1836 herausgab. Doch ist er in Hoffmanns Lebensbeschreibung nicht immer zuverlässig, ja er ließ sich sogar in Bezug auf letzteren Fälschungen von Briefen zuschulden kommen, um sein Verhältnis zu Hoffmann als ein intimeres hinzustellen, als es in Wirklichkeit war. Er drängte sich eben an bedeutende Persönlichkeiten heran, die sich seinen in manchen Beziehungen nicht uninteressanten und vorteilhaften Umgang gefallen ließen. Hans v. Müller, der bedeutendste Hoffmannforscher, wirft ihm hauptsächlich Mangel an Distanzgefühl vor, indem er geniale dichterische Naturen behandle, wie wenn sie auf einer Stufe mit ihm stünden und sie gleichsam mit seinen Schweißfingern abtaste. Immerhin sind seine Mitteilungen über Hoffmann, wenn auch mit Vorsicht zu benutzen, doch für uns wertvoll und unentbehrlich, indem er fast der einzige ist, der uns über Hoffmanns Leben und Treiben in Bamberg aus eigener Anschauung Näheres berichtet. Hoffmann selbst spricht sich noch im Jahre 1812 anerkennend über ihn aus, indem er in einem Briefe über ihn schreibt: „Ich habe hier beinahe seit einem Vierteljahre, als ich hierher gekommen war, in der Person des Weinhändlers Kunz einen sehr angenehmen interessanten Freund, der, wie man es in dieser Klasse von Kaufleuten gewiß selten findet, ästhetisch und literarisch ausgebildet ist, weshalb sein Umgang sich auch nur auf hiesige Gelehrte (Direktor Marcus, Professor Klein usw.) und Künstler erstreckt.“ Aber schon einen Monat später trat ein Bruch durch die Taktlosigkeit Kunzens ein, indem Hoffmann, als Kunz nach einer längeren Sitzung im Rosengarten trotz seiner Aufforderung nicht aufhörte, das feinfühlige Ohr des Dichterkomponisten durch seine gurgelnden Gesangsrouladen zu beleidigen, diesem ein Glas Wasser ins Gesicht schüttete. Aber er war an den Umgang mit Kunz so gewöhnt, daß er ihn später wieder anredete und ihn zu einem Spaziergang einlud. So wurde das Verhältnis wenigstens äußerlich wieder hergestellt. Hoffmann hat auch nach seinem Weggang von Bamberg den Verkehr mit Kunz, wenn auch hauptsächlich in geschäftlicher Beziehung, aufrechterhalten, bis er ihn endlich im Jahre 1819 wegen der überhebenden Anmaßung des Wein- und Buchhändlers vollständig abbrach. Auch in seinem Benehmen gegen

Digitized by Google

Julie Marc und deren Familie, wie gegen den katholischen Pfarrer Österreicher in Bayreuth, der ihm Mitteilungen über Jean Paul verweigerte, legte er Mangel an Feinfühligkeit und Delikatesse an den Tag.

Wir haben schon erwähnt, daß Kunz eine große Büchersammlung besaß; diese gestaltete er mit Unterstützung Hoffmanns und des bekannten Bibliothekars Jäck zu einer Leihbibliothek aus, die großen Anklang fand und stark benutzt wurde. Damit verband er dann im Jahre 1814 eine Verlags- und Sortimentsbuchhandlung, wozu ihm wahrscheinlich der Umgang mit Hoffmann Anregung und Veranlassung gab. Dessen Phantasiestücke waren auch das erste Werk, welches in seinem Verlag erschien. Kunz gehört in die Reihe der Buchhändler, welche mit Vorliebe Werke der Romantik verlegten. So erschienen bei ihm: Schuberts Symbolik des Traumes, Wetzels Schriftproben, Isidorus Lotosblüten, die Dramen Birnbaums und Hornthals Frühlingskränze, sowie Hellers Kunstschriften. Buchhandlung und Verlag gingen anfangs gut; später jedoch ging das Geschäft, wohl infolge eigenen Verschuldens — nennt ihn doch Schubert schon im Jahre 1814 einen der unzuverlässigsten und langsamsten Buchhändler, die er kenne — allmählich zurück und Kunz sah sich daher veranlaßt, seine Verlagsbuchhandlung an den Buchhändler Oresch zu verkaufen. Er trat jetzt selbst als Schriftsteller auf, wozu er sich durch seinen Umgang mit Dichtern, Gelehrten und Künstlern berechtigt und befähigt glaubte. So schrieb er außer den obengen. Biographien noch „Hoffmann und die Epigonen", worin er Erinnerungen an Hoffmann wieder aufwärmte, und verschiedenes über Jean Paul. Als letzter Überrest einer glänzenden Epoche wurde er vielfach von reisenden Künstlern und Schriftstellern aufgesucht, denen er seine Erinnerungen aus dem Umgang mit Hoffmann und Wetzel, sowie mit anderen Schriftstellern und Künstlern auftischte und Handschriften und Zeichnungen vorwies, von denen er manches Stück verkaufte oder verschenkte. In seinen ökonomischen Verhältnissen zurückgekommen, starb er arm und verlassen im Krankenhaus zu Bamberg 1849. Ohne Sang und Klang wurde er eingescharrt, nur der Restaurateur der Theaterrose, wo er soviele fröhliche Gelage mit Amadeus gefeiert, und dessen Markör gaben ihm das letzte Geleite. Sic transit gloria mundi.

Michael Birnbaum.

Die bisher behandelten Dichter und Schriftsteller waren nicht aus dem heimischen Boden emporgewachsen, sondern von Norden her eingewandert und hatten sich hier für längere oder kürzere Zeit niedergelassen. Wir wollen nun auch die bodenständigen Dichter in den Bereich unserer Betrachtung ziehen, welche an Wetzel einen Führer und Geleiter, einen Freund und Berater hatten. Es sind dies die einheimischen Vertreter der Romantik in Bamberg Birnbaum und Hornthal. Joh. Franz Michael Birnbaum, geb. 1792 zu Bamberg als das 21. Kind eines fürstbischöflichen Tafeldeckers, bezog nach Absolvierung des hiesigen Gymnasiums zugleich mit dem später so berühmten Mediziner Schönlein und seinem intimsten Freund Hornthal zuerst die Universität Erlangen, dann in dem bedeutungsvollen Jahr 1813 Landshut, damals auch ein Brennpunkt der Romantik, der seine Strahlen von Heidelberg empfing. Hier setzte er die dichterischen Versuche fort, die er schon am Gymnasium zu Bamberg begonnen hatte. Nach Ablegung des juristischen Examens brachte er die Jahre 1814 bis 1816 in unablässigem Ringen und Streben nach Vervollkommnung in Bamberg zu, schwankend, ob er bei dem erwählten Berufe bleiben oder sich ganz der Dichtkunst widmen solle. Auch durch die Liebe

Digitized by Google

erhöht und verklärt wurden ihm Leben und Dichtung. Seine Lektüre war sehr umfangreich und umfaßte beinahe alle damals bekannten Romantiker. Auch das Theater übte auf ihn eine große Anziehungskraft aus. Er besuchte es eifrig und gab über die aufgeführten Stücke und die darin auftretenden Schauspieler ein zutreffendes Urteil ab. So war er am 22. Januar 1815 in dem Trauerspiel: „Kunigunde, die heilige römisch-deutsche Kaiserin" von Zacharias Werner, welches damals seine Uraufführung in Bamberg erlebte. Aber weder das Stück selbst noch die Aufführung befriedigten den jungen Kritiker. Hauptsächlich mißfiel ihm die willkürliche Entstellung der Legende, wenn auch einige Stellen als rührend und von wahrhaft poetischer Schönheit bezeichnet werden. Er besaß selbst mimisches Talent und trat bei patriotischen Festaufführungen, einmal sonderbarerweise als der greise Attinghausen in Schillers Tell bei der Jahresfeier der Schlacht bei Leipzig 1814 und im darauffolgenden Jahre als Max Piccolomini in Wallenstein unter großem Beifalle auf. Seine gut deutsche Gesinnung gab er kund, indem er zur ersten Feier gemeinsam mit Hornthal eine Sammlung von patriotischen Gedichten unter dem Titel: „Blumen der Wiederkehr der alten Zeit gestreut von P. Hornthal und M. Birnbaum" herausgab und bei dem Freudenfeuer auf der Altenburg einen von ihm selbst verfaßten Festspruch in Jamben vortrug. Wetzel scheint auf sein dichterisches Schaffen einen nicht unbedeutenden Einfluß ausgeübt zu haben. Birnbaum suchte ihn häufig auf, um sich mit ihm über literarische Gegenstände zu unterhalten und erholte sich auch bei ihm Rats über die Zusammenstellung des von ihm und Hornthal in den Jahren 1815 und 1816 herausgegebenen Almanachs: „Deutsche Frühlingskränze." Die beiden Herausgeber suchten namhafte Dichter zur Beteiligung an ihrem Unternehmen zu gewinnen, so namentlich auch Wetzel, der ihnen zu beiden Almanachen einige seiner besten Gedichte zur Verfügung stellte. Auch der damals hochgefeierte Graf Friedrich von Loeben lieferte zahlreiche Gedichte, Lieder und Balladen, während Rückert einige weniger bedeutende Gedichte und außerdem seine Reisesonette beisteuerte. Diesen suchten die beiden Freunde im Jahre 1815 auch in dem nahegelegenen Ebern, dem Amtssitze seines Vaters, auf, wo sie von ihm freundlich aufgenommen wurden und in angeregter Unterhaltung mit ihm und seinem Bruder, dem Rechtspraktikanten Rückert, einen Nachmittag verbrachten. Eine Hauptstütze für Birnbaum aber war Dr. Marcus, dessen Pflegesohn er unterrichtete. Mit ihm besprach der jugendliche Dichter seine literarischen Pläne und wurde darin von ihm angelegentlich gefördert und unterstützt. Auf der Altenburg, dem damaligen Besitztum von Marcus, las er am 16. Oktober 1815 in befreundetem Kreise drei Akte seines Adalbert von Babenberg vor und fand Ermutigung in dem Beifall, den ihm seine Zuhörer spendeten. In dem Turm, in welchem einst Hoffmann seine Kreisleriana gedichtet und seine Undine komponiert hatte, arbeitete jetzt Birnbaum an seinem Roman Theobald, vielleicht in der Hoffnung, daß ihn Hoffmanns Geist dabei inspirieren werde. Dies scheint jedoch nicht der Fall gewesen zu sein, denn der Roman blieb unvollendet. Noch kurz vor seinem Tode unterhielt sich Marcus in voller Geistesfrische mit ihm über seine literarischen Pläne. Einige Tage darauf war er eine Leiche. Die Trauer Birnbaums um den verehrten Mann, dem er soviel zu verdanken hatte, war tief und ungeheuchelt. Seinem Schmerze gab er in einem Trauerliede Ausdruck, das ihn aber selbst gegenüber Wetzels herrlichem Trauergesang auf Marcus Tod nicht befriedigte. Bald darauf, im August 1816, schied Birnbaum für immer von Bamberg, um sich nach einer kurzen Tätigkeit als Hofmeister seinem eigentlichen Berufe als Lehrer der Jurisprudenz an den Universitäten Löwen, Freiburg und Gießen zu widmen, in welchem er Hervorragendes leistete und es zu hohen Würden und Ehren brachte. Mit der völligen Veränderung seiner Lebensverhältnisse versiegte auch die Quelle seiner Dichtung.

Digitized by Google

Zum Schlusse noch ein Blick auf Birnbaums dramatische Dichtungen! Im Jahre 1816 erschien seine „Alberada, Erbgräfin von Banz oder die Macht der Frauenwürde", ein Stück, welches in Bamberg zweimal über die Bühne ging und trotz seiner Schwächen wegen des lokal-patriotischen Gegenstandes und der damals so beliebten Ritterromantik beim Bamberger Publikum großen Beifall fand. Bedeutender und anspruchsvoller ist seine Tragödie „Adalbert von Babenberg, Markgraf von Ostfranken", welche im Jahre 1816 bei Kunz erschien. Es ist eine großartig angelegte, von deutschnationalem Geiste erfüllte dramatische Dichtung. In dem Aufbau wie in der ganzen Art und Weise der Darstellung lehnt er sich an Schiller an, indem er die Handlung in eine Trilogie auseinanderzog, in welcher Wallensteins Lager der Heerbann, den Piccolomini die Reichsverweser und Wallensteins Tod Adalberts Tod entspricht. Den Schauplatz bildet teils die Altenburg und ihre Umgebung, wohin Birnbaum nach der Angabe älterer Geschichtsschreiber die Belagerung Adelberts verlegt, teils das Schloß Theres, wo sich das Schicksal Adelberts erfüllt. Jedenfalls weist das Drama gegenüber Alberada einen bedeutenden Fortschritt auf. Es fehlt nicht an einem tragischen Konflikt, der freilich Schillers Wallenstein nachgebildet ist. Wie dieser strebt Adalbert nach der Königskrone, weil er einsieht, daß statt des unwürdigen, schwachen Ludwig dem Reiche ein tatkräftiger Herrscher nottue. Doch spielt er nur mit dem Gedanken und läßt ihn nicht zur Tat werden. Erst am Schlusse wächst er zu wahrhaft tragischer Größe empor und geht mit Würde und Fassung in den Tod. Gern hätte Birnbaum das Stück auf die Bühne gebracht. Aber bei der ungeheuren Länge der Trilogie, dem gewaltigen Personalaufwand, den das Stück erforderte, und dem fortwährenden Szenenwechsel war an eine Aufführung nicht zu denken.

Daß Birnbaum auch in lyrischen Gedichten seine Empfindungen ausströmte, ist bei dem Romantiker selbstverständlich. Wahre und innige Töne findet er in den Liedern, in welchen er seine Sehnsucht nach der Heimat oder seine Liebe zu seiner Mutter kundgibt, zart und tiefgefühlt sind seine Liebeslieder, zierlich und fein die Rätsel, die er nach Schiller dichtet.

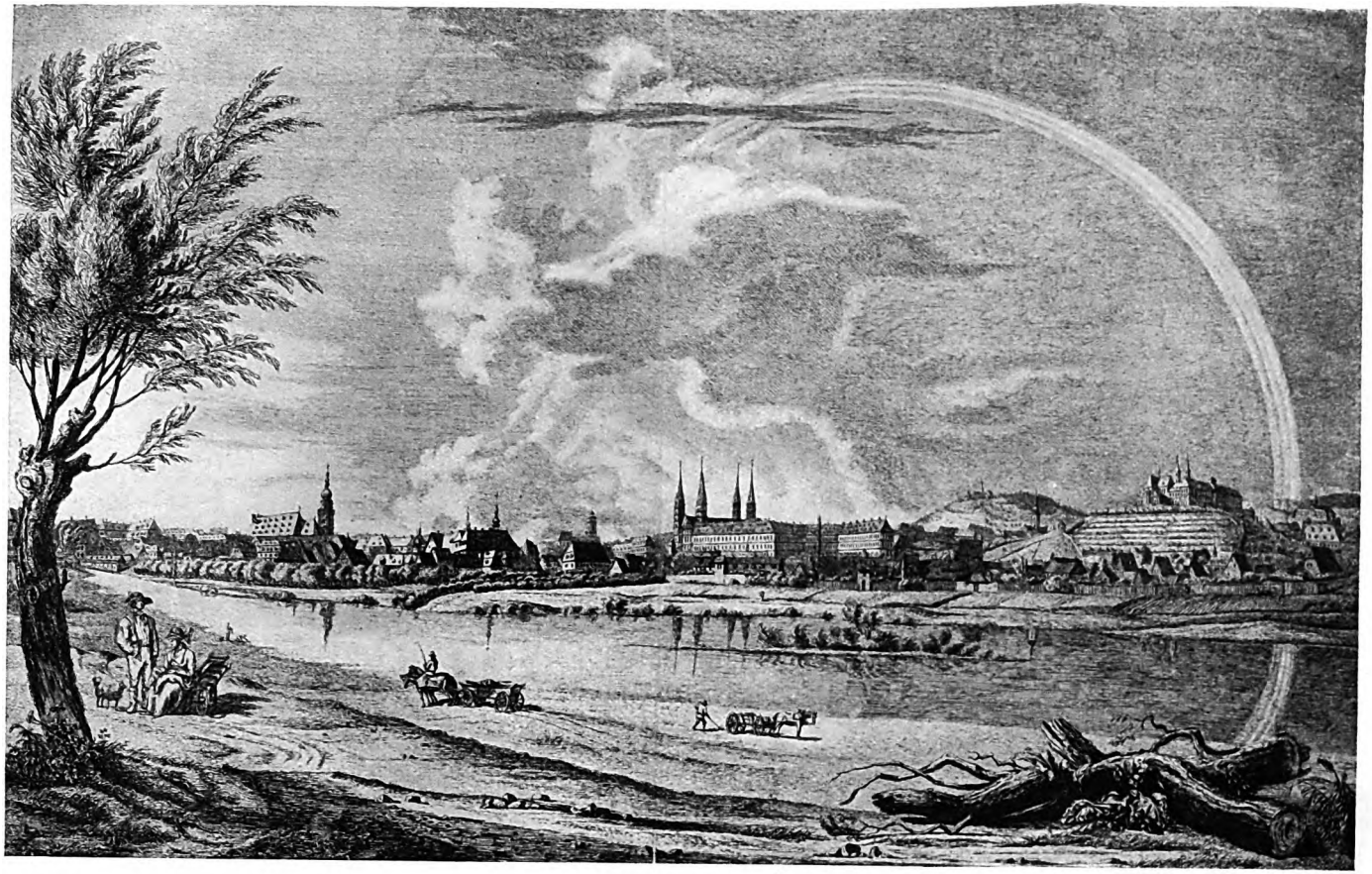
Birnbaum ist eines von jenen Talenten, wie sie in einer geistig bewegten Zeit, angeregt durch große Vorbilder, mitgerissen von dem Schwung der die Geister der Gebildeten erfaßt, vielfach erstehen. Durch eine umfassende Lektüre mit allen Erscheinungen der Romantik bekannt und mit ihrer Ausdrucksweise vertraut, glaubte er, daß er gleichfalls der Mitwelt etwas zu sagen habe und daß es ihm gelingen werde, den Dichterkranz zu erreichen. Auch die glühende patriotische Begeisterung drängte zum Ausdruck. Durch Männer wie Marcus und Wetzel angeregt und gefördert, von der Teilnahme seines Freundeskreises getragen und gehoben durch den Beifall der Menge hat er sich dann auch an große dramatische Schöpfungen wie Alberada und Adalbert von Babenberg mit bedeutender Anstregung und unter unablässigem Ringen mit Form und Ausdruck gewagt. Aber seine Kraft reichte nicht aus, den gewaltigen Stoff zu meistern und in eine angemessene Form zu bringen. Die Überzeugung von seinem Dichterberufe, die er lange Zeit selbstbewußt in sich getragen und in welcher ihn der Beifall seiner Umgebung bestärkt hatte, hatte sich als ein Irrtum erwiesen. Seine Dichtungen, die er mit so überschwenglichen Hoffnungen in die Welt gesandt, sind in Vergessenheit gesunken und modern in dem Staub der Literaturarchive.

Digitized by Google

Peter von Hornthal.

Der intimste Freund und Gesinnungsgenosse Birnbaums war der jugendlich feurige, hochstrebende Johann Peter v. Hornthal, geb. 1795 als der Sohn des schon früher erwähnten obersten Justizrates und späteren ersten Bürgermeisters der Stadt Bamberg Franz Ludwig v. Hornthal, der vom Judentum zum Christentum übergetreten war. Schon auf dem Gymnasium legte der junge Hornthal hervorragende Fähigkeiten an den Tag und entwickelte schon frühzeitig dichterische Begabung. So verfaßte er als elfjähriger Knabe einen poetischen Glückwunsch für seinen Vater bei dessen Erhebung zum obersten Justizrat 1806. Bei der Schlußfeier des Gymnasiums im Jahre 1812 trug er A. W. Schlegels Pygmalion vor, ein Gedicht, welches sich wohl kaum zum Vortrag für einen Gymnasiasten eignen dürfte. Auf der Universität in Landshut kam er mit dem dortigen Romantikerkreise um Fr. Ast in Berührung; später studierte er in Würzburg und in Göttingen. Wir haben schon gehört, daß er mit Birnbaum die deutschen Frühlingskränze 1815 und 1816 herausgab, wofür er den Grafen Fr. v. Loeben als Mitarbeiter gewann. Dieser zarte, frauenhaft weiche, in Sentimentalität zerfließende Romantiker wurde von Hornthal als Führer und Meister anerkannt und von ihm als solcher in einem Sonette gefeiert. In Göttingen, wo er im Jahre 1817 als Privatdozent weilte, gab er in Gemeinschaft mit Straube eine echt romantische Zeitschrift: „Die Wünschelrute" heraus. Seine anderen Gedichte erschienen in verschiedenen Zeitschriften und Almanachen. Auch er gehört zu den Freiheitssängern, welche nach dem Vorbilde von Th. Körner, Arndt, Rückert und Schenkendorf die Leier ertönen ließen. So hat er zur Jahresfeier der Schlacht bei Leipzig ein Gedicht verfaßt, welches er dem Kaiser Alexander von Rußland widmete und in welchem er das Wiedererwachen Deutschlands und den Sieg der Freiheit feiert. Nach Schillers Reiterlied dichtet er ein Kriegslied, worin er die deutschen Stämme zur Einigkeit ermahnt. Auch die Jugend fordert er, angeregt durch Körners kräftiges Lied: „Männer und Buben" in frischen Tönen zum Kampfe für das Vaterland auf. An Moritz von Arndt erinnert das kernhafte „Lied vom Eisen". Wir haben schon von der poetischen Gabe gehört, die er mit Birnbaum zur Jahresfeier des 18. Oktober 1814 herausgab. Ebenso verfaßte er im Jahre 1816 den patriotischen Epilog zu dem Schauspiel der Karoline Pichler; Heinrich von Hohenstaufen. Auch hielt er an diesem Tage die später im Drucke herausgegebene Festrede, in welcher er in feurigem Schwunge die Deutschen auffordert, nachdem sie den äußeren Feind niedergeworfen, sich auch unter sich zu einigen und die innere Freiheit zu erringen. 1817 machte Hornthal eine Eingabe an die deutsche Bundesversammlung in Frankfurt, worin er vorschlug, das Jahresfest der Schlacht bei Leipzig als einen politischen Feiertag mit Festgottesdienst, kriegerischen Aufzügen, Preisverteilungen in den Schulen usw. in ganz Deutschland zu begehen. Aber die goldenen Träume von der Freiheit, Einigkeit und Macht Deutschlands gingen nicht in Erfüllung und die freudige, hoffnungsvolle Stimmung machte bald einer allgemeinen Verdrossenheit und Verbitterung Platz, als die meisten Fürsten die versprochenen Verfassungen nicht gaben und das Metternichsche System alle freiheitlichen Regungen niederhielt. Als am 12. Februar 1815, wie oben erwähnt, der fränkische Merkur suspendiert wurde, machte er seiner Erbitterung über die unverdiente Maßregelung des ihm befreundeten Redakteurs in einem grimmigen Sonette Luft. Und als die Siegesfeier der Schlacht bei Leipzig im Jahre 1817 von der bayerischen Regierung verboten wurde, da läßt der Dichter den bösen Feind seine Wut über diese Feier aussprechen, weil in dieser Schlacht seine Hoffnung, mit fränkischer Hilfe ein Sklavenreich zu bauen, vernichtet worden sei. Trotz alledem verzweifelt der Dichter nicht an der zukünftigen Herrlichkeit des Vaterlandes — und ruft dem deutschen Volke

Digitized by Google



Das romantische Bamberg
(Nach einem Stich von Friedrich Carl Rupprecht 1812)

Digitized by Google

Digitized by Google

beim Erwachen des Frühlings 1817, wo alles von neuem sich regt und blüht, einen schwungvollen Weckruf zu.

In seinen religiösen Gedichten legt Hornthal innige Frömmigkeit und tiefes Gottvertrauen an den Tag. In einem Sonettenkranz verherrlicht er das christliche Symbol als das Siegesbanner, das in der heiligen Schlacht voranging. Und in einem Sonett: „Am Todestag seiner Mutter" drückte er seine Ergebung in den Willen Gottes und seine feste Hoffnung auf ein zukünftiges Wiedersehen aus. Wenn am Abend die Glocken von den Türmen der Vaterstadt tönen, dann erwachen in seinem Innern wehmütige Gefühle und er legt alle seine Schmerzen und seine Liebe in Gottes Hand. Am Karfreitag wendet er sich andachtsvoll an Christus, „die Gottesflamme" und erfleht von ihm Rettung aus den Stürmen, die ihn bedrohen. Auch „die Auferstehung" ist ganz in dem verzückten Tone der Mystik gehalten, wie wir ihn bei Isidorus und Clemens Brentano finden und in einem Sonette „Credo" legt er freudig und voll fester Zuversicht ein Bekenntnis seines Glaubens ab.

Daß in einem so reichen Blütenkranze von Gedichten auch Balladen und Romanzen nicht fehlen dürfen, ist bei einem Romantiker selbstverständlich. „Die Kapelle am See" bildet gleichsam ein weibliches Gegenstück zu Schillers Ritter Toggenburg, indem hier eine Jungfrau vergebens auf ihren getreuen Ritter wartet, der im heiligen Lande gefallen. In „Kunegunde und der Sonnenstrahl" ist der fromm naive Ton der Legende gut getroffen.

Den reichsten und vollsten Kranz seiner Lieder aber spendet er seiner Geliebten. Wie im Frühlinge Knospen und Blumen in bunter Fülle und Pracht hervorsprießen, so blühen täglich neue Lieder zum Preise der Geliebten aus seiner Brust empor. Öfter tritt bei ihm der Gedanke zutage, daß nur die Liebe den Gesang aus der Tiefe des menschlichen Herzens hervorlocke. Alle Herrlichkeiten der Natur möchte er herbeiziehen, um damit die Geliebte zu schmücken. Als ein echter Romantiker zeigt sich Hornthal auch darin, daß er den Schmerz und die Sehnsucht der Liebe der Erfüllung und dem Besitze vorzieht.

Wir sehen also, daß sich die Dichtung Hornthals ganz in dem Kreise der Romantik hält. Spielend bewegt er sich in allen Formen der Romantik, namentlich in der des damals so beliebten Sonettes. Bei alledem kommt er jedoch nicht viel über den Dilettantismus hinaus; er ist ein Anempfinder, der in seinen religiösen Gedichten und Minneliedern Novalis und Isidorus, in seinen patriotischen Liedern Körner, Arndt, Rückert, in seinen Balladen die beiden Schlegel und Fouqué nachahmt. Wie bei seinem Freunde Birnbaum hat auch bei ihm der Ernst des Lebens und der Drang der Geschäfte die dichterische Betätigung zurücktreten lassen. Als er im Jahre 1824 von seinem Vater von seiner Professur zu Freiburg zur Übernahme der Advokatur in seine Vaterstadt zurückberufen wurde, verstummte auch seine Muse. Hier erwarb er sich bald durch seine gemeinnützige Tätigkeit große Verdienste um seine engere wie um seine weitere Heimat. Als Verleger und Redakteur des fränkischen Merkurs trat er in die Fußtapfen Wetzels und wirkte als Abgeordneter im freiheitlichen Sinne, ohne jedoch die Loyalität gegenüber dem Herrscherhaus zu verleugnen.

Außer Birnbaum und Hornthal gab es in jener Zeit noch eine ganze Reihe von Lokaldichtern, die in munterem Wettstreit ihr Saitenspiel erklingen ließen. Ich erwähne hier Friedrich Schauer, den Sohn des Polizeidirektors, der auch bei der Jahresfeier der Schlacht bei Leipzig seine Leier rührte, J. B. Cavallo, später Hofkaplan des Herzogs Wilhelm, J. B. Eppenauen, nachmals Pfarrer zu Ebermannstadt und Georg Bayl, später Bürgermeister von Bamberg. Da jedoch ihre Dichtung nicht über den Umkreis von Bamberg hinausging und kaum literarischen Wert besitzt, so können wir füglich über sie hinweggehen.

Digitized by Google

Noch möchte ich einen nicht uninteressanten Vertreter der Mystik in Bamberg erwähnen. Es ist dies der frühere Kapuziner und spätere Weltgeistliche Nikolaus Cassedер, nachmals Pfarrer in Eltmann, ein Freund Wetzels, den er öfter besuchte und der auch, obwohl Protestant, auf seinem Sterbebette ihn um seinen geistlichen Zuspruch ersuchen ließ. Dieser gab verschiedene asketische und mystische Schriften, so Taulers Nachfolgung des armen Lebens Christi und die Selbstgespräche des Gerlach Petri heraus. Er war ein glühender Verehrer des Philosophen Jakob Böhme, der bei den Romantikern in hohem Ansehen stand. Deshalb empfahl er auch Kunz eine Neuauflage der wichtigsten Schriften Böhmes und forderte ihn auf, „diesen göttlichen Deutschen, der Jahrhunderte lang bei uns in Staub, Verachtung und Unkenntnis gelegen, in Deutschland ganz mit seinem zweihundertjährigen Kleide, Ton und Sinn neu einzuführen." Kunz ging jedoch auf diesen Vorschlag nicht ein, vielleicht weil er von der Absicht Fr. Schlegels gehört hatte, den Görlitzer Theosophen neu herauszugeben.

Die Beziehungen auswärtiger Dichter und Schriftsteller zu Bamberg.

Das geistige Leben in Bamberg zog natürlich auch auswärtige Gelehrte, Schriftsteller und Dichter in seinen Bereich hinein. Namentlich standen viele auswärtige Romantiker mit dem Bamberger Kreise in literarischem Verkehr und Gedankenaustausch. So verknüpften den bekannten Naturforscher G. H. Schubert, der seit 1809 als Direktor des Realinstituts in Nürnberg wirkte, vielfache Fäden mit Bamberg. Ein Hauptanziehungspunkt für ihn war sein Studienfreund Wetzel. Mit diesem stand er in brieflichem Verkehr, dessen Zeugnisse leider verloren gegangen sind. Die beiden Freunde kamen ein paarmal in Begleitung ihrer Familie in Bamberg oder in Nürnberg zusammen, wie denn auch Schubert der Pate von Wetzels Sohn Heinrich war. Eine Reise nach Bamberg wurde für Schubert von großer Bedeutung. In gemütlichem Beisammensein mit dem gastfreundlichen Kunz, der gerade damals seine Verlagsbuchhandlung zu begründen im Begriffe war, machte er diesem auf seine Aufforderung, ihm eine Schrift in Verlag zu geben, im Scherze die Zusage, ein Traumbuch für ihn zu schreiben und so entstand „Die Symbolik des Traumes", ein Buch, das im Jahre 1814 bei Kunz herauskam. Dieses Werk, in welchem Schubert die dunkle Redeweise des französischen Mystikers St. Martin nachahmte, wie seine frühere Schrift: „Ansichten von der Nachtseite der Natur" sind für die Entwicklung der Romantik von großer Bedeutung gewesen. Insbesondere haben die auf Am. Hoffmann einen nicht zu unterschätzenden Einfluß ausgeübt. Namentlich geht die Vorstellung Hoffmanns von dem Doppelgängertum auf Schubert zurück. Im Juli 1819 kam Schubert auf die Kunde von Wetzels Erkrankung noch einmal nach Bamberg. Er fand ihn zwar schwer krank, doch nicht ohne Hoffnung auf Wiedergenesung, wozu auch die Aussicht auf eine bessere Stellung, die ihm Schubert machte, beitrug. Aber es war nur ein letztes Aufflackern des Lebens. Schubert sollte seinen Freund nicht mehr sehen.

Auch Friedrich Rückert hatte mannigfache Beziehungen zu Bamberg und kam von Ebern, wo sein Vater Rentamtmann war, öfters nach Bamberg. Mit Wetzel, der seine dichterische Begabung hochschätzte, war er bekannt und war mit ihm und Köthe 1811 in Bamberg beisammen. Bei der Jahresfeier der Schlacht bei Leipzig 1814 war er am 19. Oktober wieder in der Bischofstadt, wo er aber diesmal mit Wetzel nicht zusammengekommen zu sein scheint, und wurde durch dessen Feuerlied so angeregt, daß er auf dem Heimweg in Rodach das Lied: „Feuergeist des 18. Ok-

Digitized by Google

tobers" dichtete. Auch mit den jüngeren Dichtern des Bamberger Kreises kam Rückert in Berührung. Wie schon erzählt, suchten ihn die Freunde Birnbaum und Hornthal 1815 in Ebern auf und standen seitdem mit ihm in Verbindung, wie er denn auch zu ihren Frühlingskränzen einiges beisteuerte. Auch bei der zweiten Jahresfeier der Schlacht bei Leipzig war Rückert mit seinem Bruder am 17. Oktober 1815 in Bamberg und hatte Gelegenheit, Birnbaum als Max Piccolomini bei der Festvorstellung zu bewundern. Am folgenden Tage nahm er mit Marcus, Wetzel, Feuerbach und Kunz an dem Festmahl in der Theaterrose teil und blieb beim Champagner in angeregter Stimmung sitzen, bis es Zeit war, sich zu dem Freudenfeuer auf den Feuerberg zu begeben. Bald darauf schied Rückert für längere Zeit von seiner Heimat, um eine Stelle als Redakteur des Morgenblattes in Stuttgart anzunehmen. Erst 1819 kehrte er auf kurze Zeit nach Ebern zurück. Hier erfuhr er die Nachricht von dem mißglückten Bekehrungsversuch des Fürsten von Hohenlohe an Wetzel, den er in sarkastischer Weise an Cotta berichtete. Nach dem Ableben Wetzels erhielt er dessen literarischen Nachlaß zur Verwertung, ließ ihn aber wohl wegen der bekannten unleserlichen Schrift Wetzels liegen und stattete ihn der Familie des Dichters nicht mehr zurück. Mit dem Wegzuge Rückerts nach Koburg hörten auch seine Berührungen mit Bamberg auf.

Auch Jean Paul stand in Beziehungen zu Bamberg und dem dortigem Romantikerkreis. Obwohl er einer älteren Generation entstammte, hatte er doch vielfache Berührungspunkte mit der Romantik. Gerade deren bedeutendste Vertreter in Bamberg, Hoffmann und Wetzel, haben den Einfluß Jean Pauls erfahren und ihn in ihren Werken vielfach nachgeahmt. So klingt der Roman „Kleon", wie die „Nachtwachen des Bonaventura", die jetzt Wetzel zugeschrieben werden, an Jean Paul an und auch Hoffmann hat mehrfach Motive und Tendenzen aus Jean Paul entnommen und ihn auch in der Technik und dem Aufbau der Erzählung öfters nachgeahmt.

Jean Paul war bekanntlich im Jahre 1804 von Koburg nach Bayreuth übergesiedelt, wo er das letzte Drittel seines Lebens zubrachte. Bei der nicht allzu großen Entfernung Bayreuths von Bamberg war es nicht zu verwundern, daß sich Beziehungen zwischen Jean Paul und dem Bamberger Romantikerkreis ergaben. Mit Wetzel war er persönlich bekannt und dieser besuchte ihn auch einmal mit seinem Töchterchen Rellchen in Bayreuth. 1816 übersandte er ihm die Handschrift seiner Jeanne d'Arc zur schärfsten Beurteilung und dieser hat das Stück auch in nicht ungünstiger Weise rezensiert. Etwas mehr wissen wir von seinem Verkehr mit Hoffmann, den Kunz, mit ihm bekannt gemacht hatte. Als der Dichter des Hesperus Ende August 1810 nach Bamberg kam, lud ihn Kunz mit Marcus, Hoffmann und einigen anderen zum Mittagessen ein, wobei unter geistreichen Gesprächen dem Weine tüchtig zugesprochen wurde. Als dann Jean Paul durch ein Billet der gerade in Bamberg anwesenden Frau Charlotte v. Kalb, seiner früheren Geliebten, an sein Versprechen mit ihr und anderen Damen eine Kahnfahrt nach Bug zu machen erinnert wurde und unter einem Vorwand absagte, warf Hoffmann mit satirischem Stift die Szene aufs Papier, wie die wartenden Damen mit langen Gesichtern die Absage des Dichters vernehmen und ließ das Blatt in dem Kreise herumgehen. Jean Paul war über diese Taktlosigkeit verstimmt und ließ sich später die Zeichnung des „kleinen Mephisto" von Kunz geben, um sie zu vernichten. Überhaupt fühlte sich der weiche, rührselige Dichter von dem launischen, satirischen Wesen des Gespensterssehers unangenehm berührt. Trotzdem wurde Hoffmann von dem gutmütigen Dichter bei seinem Besuch in Bayreuth im März 1811 nicht unfreundlich aufgenommen. Als dann Hoffmann im Jahre 1813 die beiden ersten Bände der Phantasiestücke abgeschlossen hatte, ersuchte Kunz mit Einwilligung Hoffmanns, der da-

Digitized by Google

mals schon Bamberg verlassen hatte, Jean Paul eine Vorrede dazu zu schreiben. Anfänglich weigerte sich dieser, als er aber das Manuskript gelesen, sagte er bereitwilligst zu. Zwar verrät die Vorrede kein besonders tiefes Eindringen in den Geist der Hoffmannschen Dichtung und dieser selbst war nicht besonders erbaut davon, da er sie sich kürzer und genialer gedacht hatte; aber immerhin erschien ihm der Name Jean Pauls auf dem Titelblatte als eine gute Empfehlung seines Buches beim Publikum.

Mit Kunz stand Friedrich Richter in ziemlich regem Verkehr. Jener wußte den Weinhandel mit dem Buchhandel in passender Weise zu verbinden, indem er die großen Buchhändler in Leipzig für ihre Bücherlieferungen mit Wein bezahlte und manchmal auch schriftstellerische Leistungen mit Wein honorierte. Auch Jean Paul hat er öfters Wein geliefert, womit dieser eine Zeitlang zufrieden war, bis sich nach längerem Genuß ein- und derselben Sorte Überdruß bei ihm einstellte. Es ist bekannt, in wie enger Beziehung bei dem Dichter der Alkoholgenuß zu seinem geistigen Schaffen stand und daß er ohne alkoholische Anregung nicht arbeiten konnte. Als Kunz sein Leseinstitut eingerichtet hatte, war Jean Paul einer der eifrigsten Benützer, indem er sich eigene Kisten für den Büchertransport nach Bayreuth machen ließ, und bezog von da an bis zu seinem Tode einen großen Teil seiner geistigen Nahrung — und man weiß, was das bei Jean Paul zu bedeuten hat — von Kunz. Trotz aller seiner Bemühungen gelang es diesem jedoch nicht, ein Werk des Dichters in seinen Verlag zu bekommen, was er für das Ansehen seines Geschäftes sehr wünschte. Zum letzten Male kam der Dichter im Jahre 1820 nach Bamberg, um die berühmte Sängerin Catalani zu hören, welche ihn auch durch die Allgewalt ihrer Stimme bis zu Tränen rührte. Obwohl Jean Paul Kunz gebeten hatte, niemand auf ihn aufmerksam zu machen, da er sich ganz ungestört dem Kunstgenusse hingeben wollte, so teilte doch Kunz einigen seiner Bekannten die Anwesenheit des Dichters mit. Da kam er aber schön an. Der eine sagte bloß: So! Ein anderer fragte, ob er denn nicht seinen Hund bei sich habe, ein dritter wollte wissen, ob er noch soviel trinke, wie sonst. Den Rest des Abends brachte Jean Paul in heiterer Stimmung und in gemütlichem Gespräch in der Familie des Kunz zu. Noch bis zu seinem Tode stand der Dichter mit Kunz in brieflichem Verkehr und dieser hat ihm auch in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben" ein Denkmal gesetzt, und ihm bei der Enthüllung seines Monuments in Bayreuth im Jahre 1841 „Worte der Liebe und Verehrung" gewidmet.

Bitte / Von Ida Maria Deschmann

Mein Tag der Ernte hat noch nicht geschlagen;
drum laß mich tragen, Hergott, laß mich tragen,
so wie der Halm die Ähre trägt, so schwer
und mühsam tragend dir zur Ehr' . . . .

Digitized by Google

Bücher · Bilder · Musik · Theater

Mystik oder Glaubensleben? / Von Theodor Zentgraf

Im Anschluß an die Ausführungen des evangelischen Ostdeutschen Julius Havemann in Lübeck („Das verschleierte Bild von Saïs", Januar 1921) sendet uns ein katholischer Westdeutscher, Pfarrer Theodor Zentgraf in Presberg bei Lorch am Rhein nachstehenden Beitrag zu. Der Wächter.

Mitten hinein in die Zeit des wilden Materialismus fällt das Suchen und Sehnen nach Mystik, d. h. nach einem dunklen geheimnisreichen Etwas, das die Leere und Öde der Seele ausfüllen kann.

Die unbegreiflichen Darbietungen von türkischen Illusionisten werden bewundert und angestaunt. Einer Schrift, einem Buch, das als Führer, in das mystische clairobscur — berufen oder angemaßt — angepriesen wird, ist von vornherein eine große Lesergemeinde sicher. Und doch könnte die ehedem vielgeschmähte und heute vielgepriesene Mystik wie der irre Spielmann Eichendorffs sprechen:

„Frag mich nicht, Kindlein, woher und wohin?
Weiß ich doch selber nicht, wo ich bin!
Von Sünde und Reue zerrissen die Brust,
Wie rasend in verzweifelter Lust,
Brech' ich im Fluge mir Blumen zum Strauß,
Wird doch ein fröhlicher Kranz nicht daraus!"

Unbekümmert um die Auslegungen der Weltkinder, laßt uns einmal an der Klosterpforte fragen nach dem Wesen der Mystik; eine Achtung gebietende Gestalt in der Krankenpflegerschürze gibt uns den kurzen Bescheid: „Mystik ist uns fremd; denn wir gehören keinem beschaulichen, sondern einem werktätigen Orden an." Also suchen wir Auskunft bei einem beschaulichen Orden; aber zu unserem größten Befremden erklärt der gelehrte Mönch mit der Hornbrille und dem dicken Folianten in der Hand: „Mystik ist ein zu unsicheres Gelände; unser Arbeitsfeld ist die Dogmatik, wo die Pflugschar des Verstandes mühsam Furche um Furche zieht, um goldene Geistesgarben zu ernten." Scheint es doch fast als scheue man sich irgendwie mit der Mystik in Berührung zu kommen, gleichwie ein Kind, das gewissen Blumen und Kräutern ausweicht, weil es gewarnt wurde vor der Tollkirsche. Und tatsächlich enthält die Mystik gefährliche, heidnische Bestandteile, wie eine historische Prüfung ergibt.

Der eigentliche Vater der christlichen Mystik ist Dionysius, der Pseudoareopagit, dessen Schriften wohl auf der Grenze zwischen dem 5. und 6. Jahrhundert nach Christi Geburt verfaßt worden sind; es sind vor allem vier Abhandlungen: über die göttlichen Namen, über die himmlische und kirchliche Hierarchie und über die mystische Theologie. Vor dem Jahre 533 geschieht keinerlei Erwähnung dieser Schriften und bald nach 533 gelangten diese Schriften zu hohem Ansehen sowohl bei den Griechen und Lateinern, als auch bei den Syrern und Armeniern, so daß man mit Recht gefolgert hat, daß der Verfasser der genannten Schriften unmöglich ein Schüler des heiligen Paulus gewesen ist. Zudem finden sich in den genannten Schriften viele Irrtümer des Neuplatonismus in Reinkultur. Hauptvertreter dieser Philosophie war bekanntlich Plotinus 205—270 n. Chr., der eine Art von Monismus anstrebte um die Zweiheit von Subjekt und Objekt zu überwinden. Die mystische Versenkung in die Gottheit, in das Eins war das Ziel dieser Philosophie, das erreicht wurde, nicht durch Unterweisung, sondern durch unmittelbares Schauen, durch Ekstase, die mit Worten nicht mehr geschildert werden kann, da sie das „Ich" aufhebt und eine Gleichheit zu Wege bringt zwischen dem Erkennenden und dem Erkannten. Diese neuplatonistische Bannware hat zumeist nachteilig auf das christliche Gebetsleben eingewirkt und selbst in den Schriften der besten spanischen Mystiker, nämlich Theresia von Avila und Johannes vom Kreuz, stellenweise Dunkelheit und Schwerfälligkeit verursacht. Daher erklärt sich denn auch eine gewisse Scheu vor der Mystik im allgemeinen, und der mystischen Gebetsweise im besonderen. Wie Kinderaugen den Zeppelin anstarren und anstaunen, wenn er surrend die Lüfte durchquert, so blicken oft die Augen der Erwachsenen auf das Gebiet der Mystik, mit einem geheimen Gruseln vor den phantastischen Dingen, die dort wachsen. Und doch sollte die Menschenseele einzig und allein von der lauteren Wahr-

Digitized by Google

heit ergriffen und verklärt werden, wie ein morgenfrischer Tautropfen von dem Sonnenstrahl. Sicher ist der leuchtende Morgen besser als die abendliche Dämmerung; so sind die einfachen Wahrheiten, die der Glaube uns bietet, sicher vorzüglicher als die schemenhaften Gebilde der Mystik. Auch redet die heilige Schrift nirgends von Mystik; erst Klemens von Alexandrien († 220) hat den Ausdruck zum ersten Male gebraucht, und zwar in Fühlungnahme mit heidnischer Denkweise und nach einigen Übersetzern macht er sogar kein Hehl daraus, daß er die katholische Überlieferung reichlich mit heidnischer Philosophie gespickt habe. Die heilige Schrift aber kennt nur das Glaubensleben, dem die Liebe die Form gibt; Mystik ist ihr gänzlich fremd. Das Glaubensleben ist ein Leben in und mit Christus, gemäß Joh. 15, 4 „Bleibet in Mir und Ich in euch! Gleichwie die Rebe keine Frucht bringen kann aus sich selbst, wenn sie nicht am Weinstocke bleibt, so auch ihr nicht, wenn ihr nicht in Mir bleibt!“ Fort mit der Mystik, dieser Hexe von Endor, die Euch so übel berät! so möchte man den suchenden Mitmenschen zurufen. Hin zu dem Glaubensleben, der Innerlichkeit, dem Ein-Mut, d. i. der einen Gesinnung in Gott! Das ist es, was uns fehlt in der allgemeinen Auflösung, Zersetzung und Verwirrung unserer Tage. Selbst die Gebetbuch-Literatur der letzten Jahrzehnte wirkt mehr zerstreuend, als sammelnd und hebend. Verstiegene Bedingungssätze statt kernhafter, hausbackener Frömmigkeit! Wie wird doch ein einfaches Gemüt gepeinigt mit folgender Gebetsformel:

„Lieber möchte ich alle Qualen der Martyrer
erdulden
als einen Augenblick Deine Liebe zu verlieren!“

Solche Ungereimtheiten erinnern an die Mönche und Mitarbeiter des hl. Hieronymus, die in Bethlehem wegen eines Bleistifts sich zankten, nachdem sie längst Vater und Mutter, Geschwister und Vermögen verlassen hatten, um Gott ungeteilt anzugehören. Auch das marmorkalte Buch „Mehr Freude“ von Keppler hat wohl mehr das Rechte geahnt als durchgeführt; denn wahre Freude liegt weniger in einer Palisadenreihe belletristischer Ergüsse, als vielmehr in dem wärmenden Bewußtsein der Gottes Nähe. Zu diesem Ziele führt uns ein Reihenunternehmen „Für Gottsucher“, das vor kurzem eröffnet wurde von dem Verlag der Gebrüder Steffen in Limburg an der Lahn. Hier sind Theresia und Johannes vom Kreuz in ihren Werken neu erstanden und bieten sich den Suchenden und Ringenden unserer Zeit als erprobte Bergführer an. Hier wird das Thema behandelt, das schon den hl. Augustinus in seinen Bekenntnissen (Konfessionen) beschäftigt hat: „Mecum eras et tecum non eram.

„Du warst bei mir und ich war nicht bei Dir! Conf. 10, 27.“ Möge die gespenstige Mystik allmählich verdrängt werden von dem Tageslicht des Glaubens, dem sie auf die Dauer nicht widerstehen kann. J. Havemann scheint mir das Richtige zu treffen, wenn er sagt: „Wir sind berufen, Gottes gewiß zu werden.“

Fürwahr ein Gedanke, der geeignet ist, den inneren Aufbau unseres Volkes zu fördern. Ähnlich redet Augustinus in seinen Werken zu uns: „Sterblicher! Der große König, der uns aus dem Nichts hervorgezogen, hat Gedanken des Friedens für uns und liebevolle Absichten. Er will, daß wir glücklich seien und zur Vollendung dieses großen Werkes fordert er bloß unsere Liebe. Ihn zu lieben sei also unser einziger Gedanke! Jede andere Sorge geht Ihn allein an und bleibt in seinem Schoße. Er gibt uns das glückliche Los, welches er uns bestimmt hat. Wenn wir Ihn lieben, so ist das große Werk vollendet. Seine Güte ist grenzenlos und unendlich seine Liebe. Denen, die Ihn lieben gereicht alles zum Besten. Auch der härteste Unfall wird unter seiner Leitung ein Mittel zum Heile. Durch einen bitteren Kelch verbannt Er oft unsere Krankheit oder kommt ihr zuvor. Glücklich der Mensch, der sich demütig dem himmlischen Arzte anvertraut und seine Lippen nicht entzieht dem heilbringenden Kelche, den Er uns darbietet! Mit Dornen umgibt Er die auserwählten Pflanzen, die Er auf die ewigen Hügel versetzen will. O ihr süßen, ihr lieben Dornen, die eine so teure Hand uns darbietet, um an uns ihre liebevolle Absicht zu erfüllen!“

Aus einem Brief Achim von Arnims an Klemens Brentano (Paris 1803)

Mitgeteilt von Reinhold Steig in dem dreibändigen Werke „Achim von Arnim und die ihm nahestanden“. Stuttgart, J. G. Cotta 1904 ff.

Es ist jetzt eine harte Zeit, sie führt eine gewaltige Mörserkeule und stößt die Menschheit klein, und die Menschheit ist selbst schon so klein. Die Deutschen sitzen an ihrem Tische wie Odysseus in seinem Hause und lassen sich mit Kuhfüßen ins Gesicht werfen von den fremden Freiern, die an ihren Tischen zechen! Es ist böses Kirschenessen mit den Franzosen, sie werfen die Steine ins Gesicht. Mich schaudert vor dem allgemeinen Abgrund! Keiner will sehen, daß die Erde am Berge weicht, auf der wir gelagert sind und tanzen, daß die Stücke schon herunterkollern und ins Wasser plumpsen. Bald wird die ganze Erdkruste nachfallen, dann steht der Felsen nackt, und das Nackte ist schön — so muß die Welt endlich schön werden, weil sie so schlecht wird.

Digitized by Google

Alte und neue Erzähler

Die Zeit des größten deutschen Krieges brachte ähnlich wie später die unserige in das kulturelle Leben der Nation gewaltige Not. Und nur wenige poetische Adler und Lerchen stiegen über dem düster umwölkten Alltag empor, in eine lichte Zukunft weisend, die eigene traurige Welt zwar spiegelnd, aber gleichzeitig überwindend, im Geiste bereits eine neue schaffend. Zu diesen wenigen zählt unser herrlicher Grimmelshausen, dessen „Simplizius Simplizissimus“ bereits vor dem Weltkrieg (wars eine zum Voraus bestimmte Tröstung?) eine Reihe mehr oder minder trefflicher Neudrucke erlebte. Nun kommen die sog. Simplizianischen Schriften an die Reihe. Da sei vor allem auf die reizvolle Ausgabe „Trutz-Simplex oder ausführliche und wundersame Lebensbeschreibung der Erzbetrügerin und Landstreicherin Kurasche“ (Berlin, Wilhelm Borgräber) verwiesen. Wie heute Schieber, Schleich- und Kettenhändler nebst andern lustigen Lumpen auf Kosten des Volkes praßten, so tanzte auch damals das Laster, in Kurasche verkörpert, den Kehraus des Krieges. Das alte Buch ist nicht bloß ergötzlich, sondern auch lehrreich zu lesen.

Ein Jahrhundert später trug man zierlichen Degen und koketten Reifrock. Puder, Schminke und allerhand andere galante Betrügereien ließen kaum mehr ahnen, wie man im 17. Jahrhundert ungeheuer roh gewesen sein konnte. Knigge, der Lehrmeister des Umgangs mit Menschen, erwarb Weltruf. Aber auch seinen komischen Roman „Die Reise nach Braunschweig“ sollte man lesen. Daher begrüßen wir die hübsche neue Ausgabe dieses verschollenen Werkes mit 36 Zeichnungen von G. Osterwald (Essen, W. Girardet), die weit über die Kreise der Literarhistoriker hinaus Freunde gewinnen dürfte. Die lebendige Schreibweise wirkt geradezu jugendfrisch.

Eine gewisse Wesensverwandtschaft zeigen die Humoresken von Heinrich Zschokke (München, Deutsch-Meister-Verlag), sie gehören zum nie veraltenden Erbgut unserer Erzählkunst und das neue anmutige Gewand „Deutscher Meister“ steht ihnen besonders gut.

Selbst Goethe, dessen „Sämtliche Werke“ — seien wir ehrlich — in jeder Hausbibliothek zu verstauben drohen, muß manchmal „gelüftet“ und neu tapeziert werden. Heinz Amelung hat solche Arbeit soeben glücklich geleistet in dem Sammelband „Die Novellen von Goethe“ (Essen, W. Girardet). Einem einzelnen seiner kleineren Werke hat Goethe den schlichten Titel „Novelle“ gegeben; eine zweite von ihm verfaßte Geschichte, „Die wunderlichen Nachbarskinder“, hat er ebenfalls gelegentlich als eine Novelle bezeichnet. Aber damit ist sein Anteil an dieser Dichtungsart durchaus nicht erschöpft. Die meisten seiner Novellen allerdings hat er in größere Dichtungen hineinverwebt: in Wilhelm Meisters Wanderjahre, in die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, die Wahlverwandtschaften, in Dichtung und Wahrheit. Aber diese Werke — mit Ausnahme des letzten — werden kaum beachtet und gelesen, und infolgedessen sind auch die darin steckenden Novellen fast unbekannt, in denen sich doch eine Kunst der Erzählung offenbart und verhüllt, wie sie seit Cervantes keinem Neueren eigen gewesen. Diese Novellen aus ihrem Rahmen zu lösen und sie mit den selbständigen sowie auch mit den unvollendet gebliebenen in einem Bande zu vereinigen, war ein sehr glücklicher Gedanke. Es gibt freilich schon Sammlungen einzelner Novellen Goethes, aber noch keine, die sie alle zusammen bringt. Insoferne bedeutet Amelungs Ausgabe ein Verdienst.

Nicht minder geschmackvoll und vom literarhistorischen Standpunkt begrüßenswert ist die Ausgrabung Walther von Hollanders: Sophie Mereau, Das Blütenalter der Empfindung (München, Dreiländerverlag). Die seltsame Frau, die Klemens Brentanos Lebensweg kreuzte, wurde 1770 geboren und war ein Typus der romantischen Kulturdame. Der vorliegende Roman, der anonym 1794 bei Perthes in Gotha erschien, und dessen wenige noch vorhandene Exemplare zu den Bücherraritäten gehören, wurde ausgewählt, weil er am reinsten und unbefangensten das Bild der Verfasserin wiederspiegelt und weil er vor allem ein interessantes Dokument jener aufgewirbelten und gährungsvollen Übergangszeit ist.

Literarisch ungleich höher steht Karl Anton Postls berühmtes „Kajütenbuch“ (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt). Charles Sealsfield, so der Dichtername Postls, 1793 als Sohn deutschmährischer Eltern geboren, verbrachte den Hauptteil seines abenteuer- und geheimnisreichen Lebens in Amerika und der Schweiz, wo er 1864 starb. Die Erzählungen des „Kajütenbuchs“ gelten als seine vollkommenste Leistung. Der Unabhängigkeitskampf der nordamerikanischen Siedler von Texas gegen Mexiko gibt die geschichtliche Grundlage ab. Der völkische Gehalt verdient gerade heute besondere Beachtung.

Echt romantisch knüpft Aurel Meinhold in seinem sagenhaften Roman „Das Kreuz von Vineta“ (Mainz, Kirchheim u. Co.) an die heimatliche Überlieferung an. An die nordöstliche Küste der Insel Usedom, in die Nähe des durch die Bernsteinhexe klassisch gewordenen Pfarrdorfes Coserow, versetzt uralte Sage die angeblich im neunten oder zehnten Jahrhundert Zeitrechnung untergegangene Wendenstadt Vineta. Um dem Charakter der Sage treu zu bleiben, hielt der Verfasser es für geboten, die Szenerie des Romans durch Einheit der Zeit und Handlung zu beschränken und nur wenige Helden mit dem tragischen Ende Vinetas zu verflechten. Ein linder Hauch von Einsamkeit und leiser Schwermut, der über Sagenstätten wie über Grabhügeln teurer Ahnen ruht, wird

Digitized by Google

sanft den Leser berühren und an die Vergangenheit mahnen, wie Klang ferner Glocken, den noch heute Usedoms Fischer von den Trümmern Vinetas aus den Wellen des Meeres hören.

Daß nun auch Storm anfängt, in immer weitere Kreise zu dringen, hängt mit dem Freiwerden seiner Werke zusammen. Zwar ist es nicht mehr Reclam, nach dem man jetzt wie ehedem in erster Reihe fragt, sondern der Leipziger Insel-Verlag, dafür sind aber auch die Neudrucke der „Insel-Bücherei" mit vollem Recht begehrter. Jedes Bändchen ist eigenartig ausgestattet und dauerhaft gebunden. Dabei beträgt der Einzelpreis trotz der gewaltig gesteigerten Herstellungskosten bloß vier Papiermark. Von Storm liegen folgende Perlen deutscher Erzählungskunst in dieser schmucken Hülle vor: „Aquis submersus" (Nr. 249), „Beim Vetter Christian — die Söhne des Senators" (Nr. 94), „Der Schimmelreiter" (Nr. 152), „Erkenhof" (Nr. 112), „Ein Fest auf Haderslevhuus" (Nr. 173), „Hans und Heinz Kirch" (Nr. 100), „Immensee" (Nr. 246), „Im Schloß" (Nr. 95), „Pole Poppenspäler" (Nr. 45), „Renate" (Nr. 102), „Zwei Weihnachtsgeschichten" (Nr. 279).

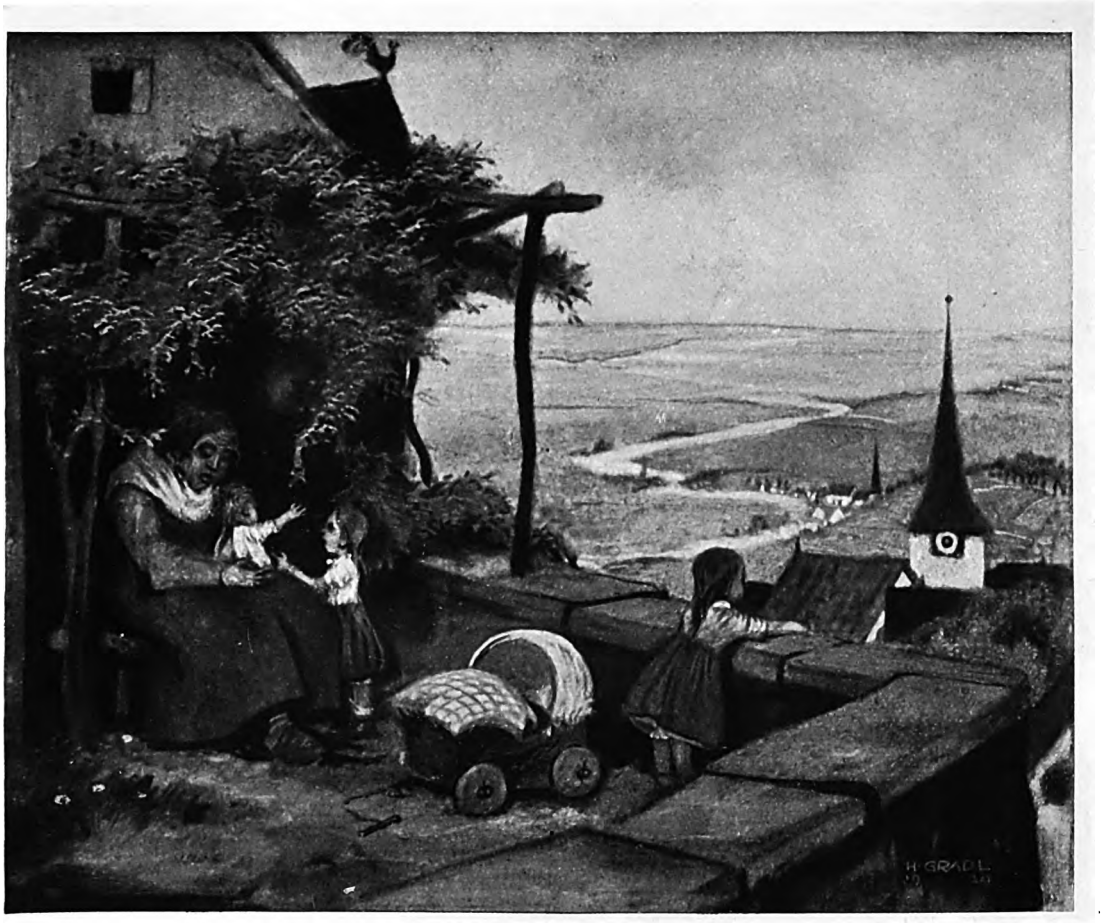
Storm nahverwandt und womöglich noch ansprechender, weil in seiner Weltanschauung nicht so hoffnungslos pessimistisch, erscheint Hans Hoffmann, dessen Bestes die jüngst veröffentlichte wohlfeile „Auswahl aus seinen Schriften" (Berlin, Gebr. Paetel) vereinigt. Der Herausgeber Walter Baetke weist im Vorwort auf die Vorzüge des Menschen und Dichters hin: Wie sein großer Freund Wilhelm Raabe ist auch Hans Hoffmann Zeit seines Lebens ein Einzelner und Einsamer gewesen. Er hat abseits vom Wege gestanden, auf dem die literarischen Tagesgrößen ihre Straße zogen. Er hat sich keiner Gruppe und keiner Richtung angeschlossen und ist darum literaturgeschichtlich nicht leicht einzureihen. Gesund und erdfest wie ein echter Pommer nun schon immer ist, vereinigt Hans Hoffmann zudem niederdeutschen Ernst mit fränkischer Beweglichkeit. Denn der Tropfen Frankenblut in seinen Adern macht sich stark bemerkbar. Jedenfalls wird von seinen lebensfrischen Büchern mehr als bloß das humorvolle „Gymnasium zu Stolpenburg" noch einer späteren Nachwelt Freude bereiten. Das kann man heute schon ruhig prophezeien.

Neben Hans Hoffmann muß der Humorist Heinrich Seidel genannt werden, dessen wundersames Buch „Reinhard Flemings Abenteuer zu Wasser und zu Lande" endlich eine Gesamt-Ausgabe erfahren hat. (Stuttgart, J. G. Cotta.) Hier gelangt, wie es ein Kritiker der „Täglichen Rundschau" meint, das zugkräftige Wörtchen „Abenteuer" zur Bedeutung, die wir ihm im Gegensatz zu „amerikanischer Aufregung und Wildheit" wünschen: harmlos und von reinster Heiterkeit getragen, rollt ein Stück Erinnerung vor uns ab von wohltuender Natürlichkeit und umsponnen von kindlicher Romantik. Robinson, Indianer am heimischen See, in deutscher Verinnerlichung. „Das Kirchdorf Steinhusen liegt an einer Seebucht; der Vater meines Freundes Adolf Mertens", so erzählt der Dichter mit einer dem Alter eigenen Behäbigkeit und einem liebevollen Verweilen beim Ausmalen der Kleinigkeiten, „war Gutsbesitzer, und mein Vater, Eberhard Flemming, Pastor dort." Die Freunde sind etwa 13 bis 14 Jahre alt und rechte Jungen. Im See liegen drei Inseln, selten nur von eines Menschen Fuß betreten und wohl geeignet, dort fremde Länder zu entdecken und die Schauer unberührter Einsamkeit zu empfinden. Auf einem leckenden Boot mit dem pomphaften Namen „Albatros", obwohl die Bezeichnung Wasserschnecke besser zu dem Wrack gepaßt hätte, unternehmen die Jungen eine Krebsfangfahrt und werden von einem Sturm überrascht, wobei das Boot kentert. Aber Herr Wohland und das Original Driebenkiel retten die Verwegenen und bringen sie auf die Insel, in die romantische Welt ihrer Sehnsucht, in die Pflege von Mamsell Kallmorgen. Die Robinsonade hebt an und sie spinnt nun mit einer an Seidels beste Bücher erinnernden famosen Ausnutzung kleinster Ereignisse ihre Fäden um Onkel Philipp Simonis, den Leberecht dieser Geschichte, der so „ganz modern" ein Lehrer der Jungen ist, kindlicher Eigenart vollauf gerecht wird, Gedichte nach Wahl lernen läßt und in seinem Garten den ganzen Rhein hat, um Jochen Nehls und Driebenkiel, die köstliche Vertreter des norddeutschen Humors sind; um Tante Malchen, den bücherliebenden Pastor Liborius aus Borna und die kleinen Freunde und Freundinnen der beiden Jungen. Weihnachtsstimmungen, Frühlingslust und Ostersonne, Schulerlebnisse und besonders die Ferienwonnen, die ja an erster Stelle stehen müssen, Kahn und Schlittschuh, Kinderumwelt und Erwachsenenart — in diesem schönen Kreise der Gedanken und Gefühle spielen die „Abenteuer", die uns wieder zurückführen können zu altlieber Art reinster Daseinslust. Schade, daß es aus ist! wird es am Schlusse dieses Seidel-Buches heißen von Jungen und Alten, die Sinn haben für Echtheit und Reinheit oder gesunden wollen von dem Kulturwust der gegenwärtigen Verzerrung und Überspannung.

Ein mildleuchtender Spätsommersonnenglanz leuchtet uns aus dem in seligen Heimaterinnerungen schwelgenden Buch der Marie von Ebner-Eschenbach „Božena" entgegen (Stuttgart, J. G. Cotta), das zum Schönsten und Besten dieser Erzählerin gehört. Ihr erster Roman 1876 erschienen! Und doch welche Fülle der Sprache, Reife der Charaktere, welch Reichtum der Handlung! Ein gewöhnlicher mährischer Dienstbote alten Schlages steht im Vordergrund. Und dahinter rollt sich eine soziale Geschichtsfolge ab: der Adel weicht dem emporstrebenden Bürgertum. Es ist die Zeit nach 1848.

In fernere Zeiten und Zonen greift Wilhelm Jansen in seiner Novelle „Karin von

Digitized by Google



Hermann Gradl

Bei der Großmutter

Digitized by Google

Digitized by Google

Schweden" zurück, die eben (Berlin, Gebr. Paetel) ihre 50. Auflage erlebt. Lyrische Stimmungen, meisterhafte Schilderung und Beseelung der Natur zeichnen Storms Zeitgenossen und Wesensverwandten, als den man Jensen ohne weiters ansprechen muß, in hohem Grade aus. Daneben umfängt uns der ganze Zauber altnordischer Vergangenheit, da Schweden unter den Mächten Europas eine führende Stellung einzunehmen begann. Jensen ist natürlich Parteimann. Auf Seiten Luthers und seiner Anhänger findet er alles Licht, wobei er die Begriffe Freiheit und Freisinn über alles setzt.

Ausgesprochen romantisch mutet Max Dauthendays letzte literarische Gabe, sein „Märchenbuch der heiligen Nächte im Javanerlande" an (München, A. Langen). Während des Weltkriegs auf Java gefangen gehalten, von deutscher Sehnsucht nach der alten Heimat verzehrt, zerbrach sein Leben frühzeitig. Aber sein Nachlaß fängt erst jetzt zu leben an. Das sind keine am Schreibtisch ersonnenen Märchen, das ist glutvolle Wahrheit, von der Phantasie und dem Gemüt eines echten Dichterherzens vergoldet und verklärt. Aus allen Geschichten haucht berauschender Duft und tönt zarte Musik, alle sind sie reich an Wundern und Abenteuern, in allen schimmert und schillert die seltene Farbenpracht des fernen Ostens und seiner zauberischen Landschaft. Jedes Wesen und jedes Ding ist beseelt: Pflanze und Tier, Luft und Wasser reden und werden dem Menschen helfende Geschwister in Not und Gefahr.

Viel zu früh hat uns auch G. Ouckama Knoop verlassen. Sein feinempfundener gedankenreicher Roman „Sebald Soekers Pilgerfahrt" und „Sebald Soekers Vollendung" (Pasing bei München, Die Heimkehr) schildert die Entwicklung eines Menschenlebens aus dem Wilhelminischen Zeitalter. Die Irrungen und Wirrungen jener materialistischen Glanzperiode erscheinen hier wie in einem Brennspiegel erfaßt und zusammengehalten. Ich glaube, daß gerade die Zukunft der Bedeutung des außerordentlich kultivierten Werkes, das bezeichnender als etwa der roh sinnliche „Prinz Kuckuck" das Typische trifft, gerecht werden wird. Sebald Soeker geht an keinem Abgrund des Daseins vorbei, doch erhebt er alles in die Sphäre des Geistigen, was keiner der Bierbaumschen Helden vermag.

An die Stelle des Gesellschafts- und Ästhetenromans tritt in der Gegenwart bezeichnenderweise immer häufiger der historische, sogar in zwei und noch mehr Bänden. So erzählt das umfängliche Prosa-Epos Georg Terramares „Das Mädchen von Domremy" die heldische Laufbahn der ritterlichen Heiligen von Orleans (Wien, Wila Wiener, Literarische Anstalt). Der Einschlag Walter Scott ist deutlich wahrnehmbar und wir lassen ihn uns gerne gefallen. Die Fabulierkunst des Österreichers kommt trotzdem zu freier schöner Entfaltung.

Weniger anspruchsvoll wirbt ein duftiges Sammelbändchen „Die Bergwiese" von M. Herbert (Regensburg, Verlagsanstalt G. J. Manz) um freundlichen Zuspruch. Legenden und andere historisch-volkstümliche Belletristik neben tiefempfundenen Versen erscheint hier zu einem farbensprühenden Strauß gebunden. Robert Hohlbaum beschränkt sich in seinem artigen kleinen Novellenband „Fallbeil und Reifrock" (Wien, Wila Wiener, Literarische Anstalt) auf einen engbegrenzten Zeitraum, die wildromantischen Tage, in denen Maria Antoinette mit ihren Getreuen das Schaffott bestieg. Dabei gelingen ihm Kabinettstücke feinkultivierter Erzählungskunst, die, wer sie genossen, nicht leicht vergißt.

Noch stimmungsvoller steigt „Schloß Mitau" in den von Karl Worms gezeichneten Bildern aus Kurlands Vergangenheit auf (Stuttgart, J. G. Cotta). Vier Jahrhunderte bewegter Geschichte, glänzende und wehmütige Erinnerungen gleiten vorüber. Der Verfasser schöpft aus der Heimaterde und seligen Jugendphantasien. In gebundener und ungebundener Rede voll Wucht und Anmut, Duft und Farbe wechselt ein Gemälde mit dem andern, bis das letzte verdämmert im ernüchternden Tageslicht der kalten Gegenwart. Aber das historisch gerichtete Gemüt, das echte Dichtung zu schätzen weiß, wird Worms Dank wissen und mit ihm eine Auferstehung der Baltenlande erhoffen.

Scharf umrissene Charaktere, gewählte Sprache und eindrucksvolle Handlung zeichnen die geschichtliche Erzählung „Die Hexe" von Wilhelm Weigand (Insel-Bücherei Nr. 297) und die Novelle „Der Opfergang" aus der Hamburger Cholerazeit von Rudolf G. Binding (Insel-Bücherei Nr. 23) aus. Beide sind im Leipziger Insel-Verlag erschienen.

Ernst Schmitts Roman „Hochzeit" (Jena, Eugen Diederichs) macht uns mit einem Neuling bekannt. Aus dem Hintergrund des Bismarckfeldzugs von 1866, der mehr und nachhaltiger ein Krieg der Geister als ein Krieg der Waffen war, treten ein paar eigenartige Gestalten mitteldeutscher Prägung hervor, die Umwelt eines kleinen Fürstenhofs bildend, Jagdliebhaber, Naturmenschen, urechter Wildwuchs. Noch weiß man nicht, wie sich der Dichter entwickeln wird. Die prachtvollen Landschaftsschilderungen voll Stimmung, Duft und Farbe weisen auf einen starken Lyriker hin. Dann gibt es wieder dramatische Szenen. Aber die künstlerische Einheit und Durchbildung fehlt noch, wenn sich auch die mitunter dünne Fabel am Schluß zu gewaltig erregtem und dabei plastischem Schauen verdichtet, die Menschen zu Symbolen werden, deren tiefe Bedeutung jedem nachdenklichen Leser innere Freude bereiten muß. Das folgende Buch des gleichen Verfassers und aus dem gleichen Verlag „Im Anfang war die Kraft" hebt mit den Ostertagen 1918 an: „Die Bilder der Passionsgeschichte stehen dabei vor mir. Ich bin gläubig in einem

Digitized by Google

strengen Sinn. Doch das Wesen des Heilandes ist mir noch nicht klar geworden. Ich meine, es muß eine neue harte Liebe kommen." Dieses treuherzige Selbstbekenntnis ergreift. Und man liest gespannt und angeregt im Autotempo das eilig drängende Tagebuch des deutschen Diplomaten aus der Schweiz, da der Weltkrieg seinem Ende zurast. Der stark katholische Einschlag verwundert einen nicht. Denn wie vielen Jüngern der freiesten Weltanschauung ging nicht gerade damals eine Ahnung uralter Metaphysik auf, wie sie in Perioden des Zusammenbruchs immer wieder die sehnsuchtshungrigen Gemüter zu ergreifen pflegt! „Ich hörte", schreibt der Dichterheld nach dem Besuch einer Stiftskirche, „das Kyrie und das Gloria, ich hörte die Klänge eines Meisters, den ich nicht kannte. Orgelpfeifen erklangen, Geigen, Cellos und Bässe, Posaunen und Flöten, Menschenstimmen. Und wenn ich den Meister gekannt hätte, ich hätte seiner nicht gedacht. Denn es waren keine irdischen Töne mehr. Es war die Gnade. Ich kniete nieder im Kredo, da die Menschwerdung des Sohnes gesungen wurde, ich hörte zu den gleitenden Klängen immer wieder um mich her das Gemurmel des englischen Grußes: Gegrüßet seist Du, Maria, gebenedeiet unter den Weibern .... Ich hörte das Sanctus, das Benedictus und das Agnus Dei. Und dann erklang das feierliche Resurexit ...."

Einfacher, schlichter, anspruchsloser gibt sich Franz Kaiser in seiner offenbar ebenfalls erlebten Erzählung aus dem algerischen Gefangenenleben „Wüste, du Erlöserin" (Heilbronn, Eugen Salzer); sie gehört zu den besten Nachzüglern der poetischen Kriegsliteratur. Dagegen braucht man nur den völlig verunglückten Revolutionsroman Bernhard Kellermanns „Der neunte Februar" (Berlin, S. Fischer) zu lesen, und hernach den in derselben Epoche spielenden „Wiener Totentanz" von Roderich Meinhart, dem hochbegabten Sohn des gefeierten nationalen Vorkämpfers und Erzählers Müller-Guttenbrunn (Leipzig, Theodor Weicher), um den ganzen Abstand zwischen einem auf Augenblickserfolge ausgehenden „Routinier" großen Stils und einem „Ewigkeitskünstler" zu ermessen. Jedenfalls besitzt Meinhart die Anlagen, aus den Niederungen des literarischen Alltags in die reine Höhe zeitlosen Ruhmes emporzuwachsen. Sein jüngstes Werk ist mehr als ein fesselnder Roman, es ist ein kulturhistorisches Gemälde der bösen Zeit nach dem Zusammenbruch an der Donau.

Die bizarre Art A. M. Freys, zu dessen seltsamer Geschichte „Solnemann, der Unsichtbare" (München, Delphin-Verlag) Otto Nückel vierzehn wirkungsstarke Holzschnitte beigesteuert hat, gibt das Amerikanertum der Gegenwart in Form und Inhalt sehr gut wieder, während der Österreicher Kurt Frieberger in seiner sinnlich verführerischen „Danaë" (Wien, Wila Wiener, Literarische Anstalt) mehr den Ton und Stil der parfumgeschwängerten Genießerwelt festhält. Reiner Künstler wie immer ist Paul Ernst auch in den „Fünf Novellen" der Insel-Bücherei (Nr. 338; Leipzig, Insel-Verlag). Befreit von der naturalistischen Erdenschwere, ohne deshalb ins Dämmerblau der Phantastik sich zu verlieren, schreitet er beherzten Mutes über Geröll und Gestrüpp auf Goethesche Ziele zu.

Ganz im Boden der Heimat, der wundersamen niedersächsischen Erde, sinnig, verträumt, in sich gekehrt, wurzelt Heinrich Luhmanns „Walddoktor Willibald" (Hannover, Friedrich Gersbach). Der junge Dichter steht heute schon über Paul Keller. Ihm reiht sich würdig an Richard Knies mit „Servaz Duftigs Frühlingswoche" (Berlin, Egon Fleischel). Noch ringt die Feuerseele des verschlossenen Künstlers zwischen der Welt eines Eichendorff und der eines Gottfried Keller. Wird er dahin oder dorthin abwandern oder wird er einen Ausgleich finden und auf eigenen Pfaden versöhnten Herzens weiterziehen als einer, der beide in sich aufgenommen und selbständig zu neuer Entfaltung gebracht hat? Und noch eines dritten aufstrebenden Talentes muß ich in diesem Zusammenhang gedenken, Heinrich Schottes. Ihm verdanken wir die taufrische und dabei hochgemute Geschichte „Hans Heiners Roselieb Ewiger Sonntag" (München, Joseph Kösel), eine wahrhaft erquickende Schöpfung, sonnenhell und herzensfroh.

Schwer wuchtet daneben der Schritt seiner Landsmännin Margarete Windthorst, deren Novellenkranz „Das Jahr auf dem Gottesmorgen" (Augsburg, Haas u. Grabherr) wohl die wertvollsten Perlen der Sammlung „Die neue Bücherei" umfaßt.

Fruchtbar ist das rheinisch-westfälische Berg-, Wald- und Heideland, fruchtbar an Dichtern, Arbeit und Erzen. Aus den Tiefen des Bergmannslebens holt Hans Ludwig Linkenbach daselbst seine Bergmanns-Geschichten „Im Kittel und Leder" (Winnenden, Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur) und schenkt uns Hausmannskost, die auch außerhalb der literarisch empfänglichen Montanistenkreise Beachtung erwarten darf.

Nach dem fränkischen Süden führt uns der unübertreffliche Bauernschilderer seiner Heimat Hans Raithel mit seinem „Pfennig im Haushalt" (München, A. Langen). Gleich auf den ersten Seiten merkt man es, was für harte Kämpfe es setzen wird, bis die eigensinnige Burgbäuerin einsieht, wie wertvoll der Pfennig im Haushalt ist. Die unumschränkte Herrin auf dem Burghof ist es gewohnt, mit vollen Händen zu verschenken. Deswegen ist sie weit und breit beliebt und angesehen. Aber mit ihrem Hofe geht es dabei bergab. Die Verwandten bemühen sich, ihr schön zu tun. Schlau und voll heimlicher Tücke intrigieren sie, wenn's um den eigenen Vorteil geht, gegeneinander, und wenn es sich um einen „Fremden" handelt, miteinander. Das muß der Müllerlorenz, der die

Digitized by Google

Burgkuni geheiratet hat und nun eigentlich der junge Burgbauer wäre, bitter am eigenen Leibe erfahren. Kaum hat er einmal, ganz bescheiden, etwas vom Sparen gesagt, und wie man dies und jenes besser anders täte, wird ihm die Alte feind, und dieses treibt ihn im weiteren Verlauf vom Hof und aus der Ehe. Aber auch für die Burgbäuerin wachsen die Bäume nicht in den Himmel, und sie wird schließlich selbst das Opfer ihres Eigensinns; der Lorenz aber erobert sich sein Glück zurück. Raithel ist von Martin Greif „entdeckt" worden, kein Zufall und kein Fehlgriff! Denn seit Jeremias Gotthelf ist keiner gekommen, der sich mit dem Schweizer messen könnte, wie dieser Landsmann des großen, vor einem Jahrzehnt verstorbenen volkstümlichen Lyrikers und Dramatikers.

Solches Lob soll der Anerkennung Ludwig Finckhs „Ahnenbüchlein" (Stuttgart, Strekker u. Schroeder) keinen Eintrag tun. Jugendseliger Schwabenhumor jubelt aus jeder Seite. Hans Watzliks, des Deutschböhmen, Humor schmeckt schon nach allerlei Wermut. Und nicht umsonst heißt daher auch der Held seiner von Artur Nessel mit köstlichen Bildern geschmückten Geschichte „Wermuter" (Reichenberg, Gebr. Stiepel). Aber typisch ist sie nicht bloß für die zeitgenössische deutschböhmische Literatur überhaupt, sondern auch für die verschiedenartig vom Schicksal heimgesuchten Stammesbrüder in der Moldaulandschaft.

Anton Dörrers Sammlung „Tiroler Novellen der Gegenwart" (Leipzig, Philipp Reclam jun.) bieten eine geradezu ausgezeichnete Blütenlese der im Umkreis des Brenners heimischen echtdeutschen Erzähler Busson, Domanig, Hugo und Rudolf Greinz, Hoffensthal, Menghin, Rainer, Reimmichl, Schönherr, Schroll, Fiechtl, Schullern u. v. a., in nahezu lückenloser Vollständigkeit. Eine zweite Anthologie „Die lachende Stunde", Lustige Geschichten, ausgewählt und herausgegeben von Wilhelm Müller-Rüdersdorf (Reutlingen, Enßlin u. Laiblin) schlägt bloß den schalkhaften Ton an. Rosegger, Lämmle, Ertl, Sohnrey, Zerkaulen, um nur einige herauszuheben, erzählen darin von Schelmen und Possenreißern, von Käuzen und Sonderlingen, von goldener Jugendzeit. Wir lachen unter Tränen. Die Wehmut ist ja die Schwester des Humors von Gottes Gnaden.

Weihnachtsmarkt für romantische Kinder

Die Christbäume werden immer teurer, die Kerzen immer spärlicher, die hölzernen Krippen von ehedem werden durch papierene ersetzt, die Weihnachtspracht früherer Jahrzehnte ist entschwunden und wir sind zur Armut unserer Urgroßväter in napoleonischen Zeit zurückgekehrt. Möge auch der Geist der Verinnerlichung, der damals mit der Romantik einzog, über uns kommen, damit wir in diesem Geiste schon die Kleinen erziehen! An Büchern und kindlichen Spielen wollen wir dabei nicht kargen, sie sind ja das einzige, was wir unserer Jugend schenken können, wir aus dem proletarisierten Mittelstand der „geistigen Arbeiter."

Der rührige Verlag Joseph Scholz in Mainz legt uns auch diesmal mehrere Neuigkeiten vor, die alles Lob verdienen und für jedermann in verschiedenen wohlfeilen Preislagen erschwinglich sind. An erster Stelle nenne ich Hans Schroedters buntes Bilderbuch „Unser Heiland" mit Begleittext in der Art der biblischen Geschichte, gemeinverständlich im schlichten Volkston ohne nationalistische Auswüchse. Dieses Buch ist sowohl zum Vorlesen für die Kleinen unter sechs Jahren wie zum Selbstlesen der Volksschüler bis zum 12. Lebensjahre geeignet. (Geb. M. 18.) Die lieben Kinderreime mit farbigen Bildern des jüngst uns allzufrüh entrissenen Arpad Schmidhammer unter dem Titel „Backe, backe Kuchen" sind gleichfalls warm empfehlenswert (geb. M. 18). Ein Bilderbuch auf Pappe für kleine Rechenkünstler hat derselbe warmherzige Meister zu Versen von Adolf Holst geschaffen: „Wer zählt mit?" (Geb. M. 11.) Die wundersamen Märchen vom „König Drosselbert und Rumpelstilzen", farbig bebildert von Max Wulff (kart. M. 5.50 bilden eine neue Perle der wohlbekannten Reihe: „Scholz' künstlerische Volksbilderbücher." Von neuen „Malbüchern" seien erwähnt „Ein Kindermaskenball" (M. 3.50) und „Kinderbilder" (in Postkartenform zum Ausschneiden M. 4). Prächtig ist das Sprichwörterlotto „Morgenstunde hat Gold im Munde" (M. 24), lehrreich und unterhaltend zugleich das kindliche Kartenspiel „Insekten-Quartett" (M. 12), so daß auch die Älteren auf ihre Kosten kommen. — Zum Schluß noch ein Jungmädchenbuch: Anna Wahlenbergs „Sonnenbaum und andere Märchen" (M. 18) mit Scherenschnitten der allen Wächterlesern bereits aus dem ersten Jahrgang bekannten Käte Wolff. Das Original in schwedischer Sprache hat Nordlands Jugend begeistert. Dieselbe Aufnahme darf die Übersetzung in Deutschland erhoffen. Das schöne Buch ist bei Frz. Schneider in Berlin erschienen. Sehr empfehlenswert ist auch desselben Verlags neuillustrierte zweibändige Ausgabe von Grimms „Märchen" (geb. je M. 20).

Digitized by Google

Eine Geschichte der deutschen Lyrik / Von Richard von Schaukal

Die ältere deutsche Literaturgeschichtschreibung hat viele vortreffliche, manche hervorragende, kaum ein nichtiges Werk aufzuweisen. Seit der Gelehrte, der sonst über seiner Lebensarbeit saß, mehr und mehr der Presse sich zur Verfügung hält, ist dem anders geworden. Es wird zu oft nicht so sehr um der Sache willen, der es gilt, als vielmehr aus der leidigen Gewohnheit des Schreibens geschrieben. Die augenfällige Wirkung dieses beweglichen Wesens ist der Mißstand einer unübersehbaren Menge von überflüssigen Büchern. Was dem Schöpfer und leider denn auch von vornherein dem, der sich dafür hält, hingehen mag, der Drang, sich schriftstellernd immer wieder vernehmen zu lassen, ist dem Beschreiber dessen, was geschrieben wird, nur unter der Voraussetzung zuzubilligen, daß er, so gut er's vermag, einem Bedürfnis entgegenkomme. Und es liegt am Tage, daß das Angebot an Literatur der Literatur die Nachfrage längst bedrohlich überschritten hat. Schon der Umstand, daß jeder, der seine Fachstudien beendigt, den Fachgenossen die übliche Abhandlung darzubieten hat, hat ein Anschwellen des papiernen Niveaus zur Folge, das schlechterdings ein Unfug genannt werden muß. Und auf diesem knisternden Untergrunde wimmelt das selbstgefällige Dasein der Zünftigen, das, abgesehen von den zahllosen Fachblättern, sich in unerquicklichem Wettbewerb um den Bericht des federzückenden Fachreferenten mit „selbständigen" Werken immer wieder bemerklich machen zu müssen meint. Ist es ein Wunder, daß der „bessere" Leser, der Mensch, der ab und zu mit Vergnügen seinen Hettner, Gervinus, Vilmar, Goedecke, Wackernagel aufschlägt, nichts wissen will von diesem sich selbst um allen Sinn bringenden Büchermachen? Wer etwa die zwanzig letzten Jahre in der Vorstellung bloß des an Literaturgeschichte Zustandegebrachten besinnt, schaudert vor der Möglichkeit, sich mit dem Wust pflichtgemäß haben befassen zu müssen. Glücklicherweise hat, wie auf dem noch dazu von Schein und Schwindel geradezu überwachsenen Gebiete des eigentlichen Schaffens, das Echte, Tüchtige, Dauerhafte sich, freilich immer mühsamer, dennoch durchzusetzen gewußt. Aber man mag dem ehrlichen Forscher, dem begabten und gründlichen Darsteller, dem es um den gerechten Ausdruck des ihm Notwendigen zu tun ist, den Ekel nachfühlen, mit dem er seine Arbeit im Gedränge der unmaßgeblichen, windigen Erscheinungen untertauchen sieht. Angenehmste Pflicht dessen, der die einsame in der Masse bemerkt hat, ist es, sie laut beim Namen zu rufen.

So freue ich mich heute Emil Ermatingers Geschichte der deutschen Lyrik (Leipzig, B. G. Teubner) als ein Werk preisen zu können, das durchaus wahrhaftige Kraft reifer Erkenntnis seines mit Liebe und Berufung erfaßten Gegenstandes ist. Was Ermatinger, den ausgezeichneten Erneuerer von Bächtolds Kellermonographie, über den gewissenhaften und feinfühligen Leser, den sorgfältigen Urteiler, den geistvollen Darsteller erhebt, was seine wohlgeformten Äußerungen zu einer Schöpfung nicht nur großen Stiles, wie etwa Bertrams „Nietzsche", sondern, was mehr ist, verbürgter innerer und äußerer Notwendigkeit macht, ist die unbedingte Gegenständlichkeit seines Erlebens und die wunderbare Leichtigkeit, mit der er ihm das richtige Wort gibt. Er charakterisiert den Dichter nicht — wie so viele — um der mehr oder weniger zufälligen Formelung willen, die Ausdrucksfähigkeit und -festigkeit dem schriftstellernden Fachmann anbieten, sondern jeweils unmittelbar aus ihm heraus mit den dem Gesetz der künstlerischen Persönlichkeit gemäßen menschlichen und sprachlichen Zügen, er bringt irrationales Wesen sauber und mit einer anmutigen Gelassenheit auf den intellektuellen Nenner. Was ihn dazu ermächtigt, ist eine Herzenshellhörigkeit, eine Einfühlsamkeit geradezu unheimlicher Art, wie sie wohl ab und zu in einem einem besonders Vertrauten gewidmeten Essay ein Höchstbegabter entwickelt, die aber mit nie ermüdender Sicherheit fast durch zwei Jahrhunderte und eine Fülle der verschiedenartigsten Gestalten am Werk zu sehen, immer wieder Bewunderung abnötigt. Das Schönste jedoch an dem meisterlichen Werk ist die von einer edeln Weltanschauung getragene und von dem trefflichsten Geschmack geleitete Wertung des dichterischen Besitzes: Goethe ist der erhabene Pegel, und zu ihm hinauf heben sich die Wellen der deutschen Lyrik, der reichsten aller Völker.

Hermann Gradl

Unter dem Titel „Hermann Gradl Ein neuer deutscher Maler-Romantiker" hat soeben der Kunstforscher Heinrich Bingold ein echt deutsches Prachtwerk in tadelloser friedensmäßiger Aufmachung herausgebracht (mit 12 Farbtafeln, 64 Bildern in Kunstdruck, 12 Zeichnungen und ein Bildnis des Meisters). Es ist bei Walther Hädecke in Stuttgart erschienen. Einige Proben veröffentlicht das vorliegende Heft.

Professor Gradl ist ein Sohn Frankens, 1883 zu Marktheidenfeld geboren. Im Herbst 1902 nahm ihn Prof. Spieß in die Münchener Kunstgewerbeschule auf. Schon mit 24 Jahren bekam er eine Lehrstelle für Weberei und Keramik in Nürnberg. Mit Recht nennt ihn Bingold einen Lebensbejaher. An allem, was er sieht, und sei es der einfachste Gegenstand, hat er seine Freude, und sein Inneres schöpft aus dem köstlichen Schatz volkstümlicher Poesie und holder Anmut. Das ist das Hauptwesen seiner Romantik.

Digitized by Google

Mitteilungen des Eichendorff-Bundes

Dem Eichendorff-Bund unsern treudeutschen Gruß.

Ein Aufruf von Leo Just.

Eine frische Schar steht am Tor der romantischen Hochburg — — die deutsche Jugend! Froh und begeistert und doch entschlossen zugleich blitzen die Augen. Lautenbänder flattern im tosenden Wind, der den Eichwald erbrausen macht.

„Was ist euer Begehr?" erschallt die Stimme des Wächters.

„Einlaß!" lautet die Antwort.

„Zu wess' Ende?" fragt es wieder. „Nicht Träumen und Schwärmen ist des Ritters der blauen Blume Aufgabe in der Sturmzeit! Hart bräut des Feindes gewaltige Macht; nur der rastlosen Arbeit und des unverzagten Mutes eisernes Schwert vermag seine Übeltat zu hemmen. Und was für Gewaffen vermögt ihr zu handhaben?"

„Laute und Fiedel zwar nur fürs Erste. Dann aber bringen wir einen guten Willen und freudige Begeisterung mit. Lernen wollen wir und helfen und später mannhafte Streiter werden im Heer des Herrn und im Dienst unseres Volkes."

„Dann tretet ein!" — — — —

Die schweren Ketten der Zugbrücke rasseln dumpf. Wir schreiten über die tiefgrünen Wasser des Grabens; in ihrer vom Sturm tausendfältig gekräuselten Oberfläche spiegelt sich leise zitternd der schlanke gotische Bergfried. Durch das schwere Eisentor geht's in den Burghof. Hei, wie da die alten Galerien ehrwürdig herabschauen, der Schloßbrunnen plätschert und die Sonnenuhr am Turm mit ihrem breiten, lachenden Gesicht gar schlecht zu den düsteren und doch so wild-schönen Wetterwolken am Himmel paßt! Trutziger klingt unser Lied in den alten Mauern:

Und weht schon durch die Wälder
der kalte Boreas — — — —
Kampferprobte Recken, gewappnet und bewehrt, kommen uns entgegen. Sie heißen uns willkommen und ehrfürchtig drücken wir ihnen die Hand. Sie sollen unsere Lehrer und Vorbilder sein. Und das ist unser Gelübde: Wir wollen werden wie ihr, wahr, treu, fromm und deutsch,

Wurzeln in der Felsen Marke
Und empor zu Himmels Lichten
Stumm anstrebend wie die starke
Riesentanne uns aufrichten!

Aus den Jugendgruppen des Eichendorff-Bundes.

Die Jugendgruppen des Eichendorff-Bundes machen es sich zur Aufgabe, deutsche Kultur im Sinne des Eichendorff-Bundes zu pflegen und seine Gedanken allenthalben, besonders aber in der deutschen studierenden Jugend, lebendig zu machen. Sie gliedern sich als literarische Zirkel, Sektionen u. dgl. an die bereits bestehenden Organisationen der Jugendbewegung an höheren Schulen an, wie Neudeutschland, Quickborn, Großdeutsche u. a. Ihre Mitglieder pflegen echte vaterländische Gesinnung, Wahrheit und aufrichtige Freundschaft. Vor allem soll jeder einzelne begeistert an dem gemeinsamen Werk, soviel es in seinen Kräften steht und auf welche Weise er besonders imstande ist, mitarbeiten. Wir brauchen deshalb keine langweiligen Vorstände; jede Gruppe hat einen freigewählten Obmann, der die Geschäfte erledigt. Aus gleichmäßigen Beiträgen bringt die Gruppe das Geld für ein Exemplar unserer Bundeszeitschrift, den „Wächter" auf. Die Hefte werden nach dem Erscheinen besprochen und zirkulieren hierauf. Wir erweitern unsere Kenntnisse und üben uns im freien Sprechen durch Vorträge über Literatur, Kunst und Musik, die dann besprochen und beurteilt werden. Möglichst setzen wir uns mit älteren Freunden und Lehrern in Verbindung, die bereit sind, uns mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Weitere Aufgaben bestehen in der Verwaltung der Büchereien, Einrichtung

Digitized by Google

von Bücherberatungsstellen, Bücherausstellungen, Veranstaltung von literarisch-künstlerischen Abenden, Theateraufführungen, Verbreitung guter Kunst. Wir unterstützen alles Gute und Ideale. Kampf sagen wir allem Schund, dem bösen wie dem frommen. Verbannt sind aus unseren Reihen nur die Philister!

Jugendgruppe Antonienhütte (Oberschlesien). Mit besonderer Freude berichten wir die Gründung der Jugendgruppe Antonienhütte als der ersten in der schwer bedrohten schlesischen Heimat unseres Bundesherrn Eichendorff. Am 8. November 1920 schloß sie sich als Eichendorff-Zirkel des Vereins für die studierende Jugend „Veritas" mit großer Begeisterung zusammen. Die Gruppe führt eine Chronik und plant eine Bücherberatungsstelle zu Weihnachten, sowie weitere Veranstaltungen. — Obmann der Gruppe: Heinrich Mischna, Antonienhütte.

Jugendgruppe Düsseldorf. Bereits im Jahre 1919 gliederte sich der literar. Zirkel des Albertuskreises Düsseldorf (im Verband Neudeutschland) dem Eichendorff-Bund an; die ersten Anfänge dieser Vereinigung reichen ins Jahr 1912 zurück; damals entstand sie als „Freie Vereinigung" auf Anregung des verdienten Dr. P. Matthäus Schneiderwirth O. F. M., der auch heute noch die Jugendgruppe leitet. 1916 schloß sich die „Freie Vereinigung" als literar. Zirkel dem Albertuskreis an und trat 1919 als Jugendgruppe unserm Bund bei. Er erfreut sich eifrigster Teilnahme. Jeden Dienstag versammeln sich seine Mitglieder, etwa 40 an der Zahl, unter Leitung ihres geliebten P. Matthäus im Elisabethenkloster. In der letzten Zeit wurden gelesen und besprochen: R. J. Sorge, Leo Sternberg, Hans Steiger und Herm. Hesse. Ein ausführlicher Bericht folgt demnächst. — Obmann der Gruppe: Max Loosen, Nordstr. 5.

Jugendgruppe Fulda. Die Jugendgruppe Fulda gehört als Eichendorff-Zirkel zunächst dem Albertusverein Fulda an; sie setzte sich im August 1920 aus den für romantische Literatur, Kunst und Musik begeisterten Mitgliedern dieses Vereins zusammen. In den Zusammenkünften werden die Werke alter und neuer Romantiker — Dichter, Künstler und Musiker — gelesen und besprochen im Anschluß an die jeweils eintreffenden „Wächter"-Hefte. Über ihr Arbeiten führt die Gruppe eine Chronik, die mit dem Bild des Meisters Schiestl „Die blaue Blume" geschmückt ist. Ferner legt die Gruppe Sammlungen von Postkartenreproduktionen alter und neuer Meisterwerke romantischer Künstler an, deren Verbreitung, wie die guter, billiger Literatur, sich die Mitglieder zur besonderen Aufgabe machen. — Obmann der Gruppe (nach der durch Lothar Schütte erfolgten Gründung): Joseph Mazurowski.

Jugendgruppe Weiden (Opf.). Hier schlossen sich Ende 1919 einige Gymnasiasten der Oberklassen zu einer Jugendgruppe des Eichendorff-Bundes zusammen, die besonders den Schaffenseifer des einzelnen anregen und fördern will. Jedes Mitglied verpflichtet sich, jährlich zwei längere Aufsätze über ein beliebiges Thema der Literaturgeschichte anzufertigen, die in den Zusammenkünften besprochen und kritisiert werden. Nur ungern lassen wir uns bei unsern Besprechungen in ein Zimmer einengen; wenn die Witterung es gestattet, zieht die Eichendorff-Gruppe in den geliebten deutschen Wald, an dem unsere Heimat noch so reich ist. Manch schönes Buch findet sich in unserer allerdings noch kleinen Bibliothek, zu der Herr Universitätsprofessor Dr. Kosch in liebevollster Weise den Grundstock legte. Zur Anschaffung weiterer Bücher trägt jedes Mitglied durch einen freiwilligen Monatsbeitrag von Mk. 2.— bei. — Obmann der Gruppe: Wilhelm Mühr, z. Z. Freising (Oberb.), Heckenstallerstr. 3.

Anfragen, Berichte, Anmeldungen und anderes sind an die Geschäftsstelle der Jugendgruppen in **Köln** zu richten: Primaner Leo Just, Hohenstaufenring 2.

Schriftsteller des Eichendorff-Bundes werden gebeten, der Büchereien in unsern Jugendgruppen zu gedenken. Aber auch sonst ist jede gute Bücherspende willkommen.

Quickborntagung

Aus studentischen Kreisen des „Eichendorff-Bundes" geht uns folgende Zuschrift zu:

Vom 8. bis 11. August 1920 fand auf Burg Rothenfels (Ufr.) der zweite deutsche Quickborntag statt. „Quickborn" ist die katholische, abstinente Jugendbewegung. Seit knapp zwei Jahren hat sie die Burg Rothenfels am Main erworben. Sie ist zum Brennpunkt der Bewegung geworden.

Mit zwei Eichendorff-Bündlern zog ich aus der Breisgaumusenstadt über den Schwarzwald, Kraichgau und Odenwald nach Rothenfels am Main. Am Abend des 7. Ernting stiegen wir voller Erwartung die vielen Staffeln hinauf zur Burg, die wuchtig auf einem Ausläufer des Spessarts sitzt. Blausilbriger Duft füllte das Maintal, unter uns umdrängten steile, braune Giebeldächer des Städtleins den Zwiebelturm der spätgotischen Kirche.

Wir kommen in den äußern Burghof und stehen staunend: da wimmelt eine farbige Menge von Buben und Maidlein aus allen deutschen Gauen. Maidlein mit frischen Blumenkränzen im Haar und in einfachen, schönen Kleidern und stramme, sonnenbraune Buben. Alles barfuß und barhaupt; viele haben Lauten und Geigen mit bunten Bändern dran. Heil! Heil! ruft es uns entgegen. Alte Freunde

Digitized by Google

begrüßen sich stürmisch. Das ist ein Freudestrahlen und Lachen und Rufen und farbiges Wogen. Von der Steinbank unter der Ringlinde redet einer herzwarme Willkommworte. Heil! jauchzt das junge Volk. Lauten und Geigen heben an. Lieder steigen in den Abendhimmel.

Mein Herz ist recht von Diamant,
Ein Blum von Edelsteinen.
Die funkelt lustig übers Land,
In tausend grünen Scheinen.

Hier ist Eichendorff auferstanden! Kein Wunder, daß so viele Schlesier unter diesem jungen Volke sind. Alles kann man nicht schildern, was in drei Tagen da oben zu sehen und zu hören war. Ein wunderbar mutiger Kulturwille ward Wort und Form. Heiliges Feuer brannte aus aller Augen. Heil der romantischen Jugend! Heil ihren Propheten!

Drei Bilder will ich flink entwerfen:

Festgottesdienst. Anderthalbtausend Buben und Maidlein aus allen deutschen Gauen umringen im Burggarten den Feldaltar, der golden aus grünem Reblaub glänzt. Bunte Kleider, bunte Wimpel, bunte Bänder an Lauten und Geigen, bunte Kränze in blonden, braunen und schwarzen Haaren. Und Gottes Sonne übergoldet das alles, es gleißt der priesterliche Ornat, es erglüht der heilige Gral. Anderthalbtausend junge Menschen liegen auf den Knien, singen zu Lauten und Geigen zart und weihevoll. Vater unser! der Du bist in dem Himmel, geheiligt werde Dein Name. Dein Reich komme zu uns.

Waldfest. Große Waldwiese im Spessart. An ihrem Ende ein Hof. Sonst nur Blumen, Gras, Bäume und Himmel. Da kommen die Buben und Maidlein mit ihren lustigen Wimpeln. Ein Teil lagert im Grase, der andere schließt den Kreis zum Reigen. Und alsbald laufen die Fiedelbogen, klingen die Klampfen und rundum rasen die jungen Menschen und singen zum Takt ihrer braunen Barfüße; und Mädchenzöpfe flattern im Wind und Arme spielen und Wangen glühen und Augen strahlen — o liebe Schau. Ein brauner, junger Recke steht auf, den nennen sie den Rattenfänger, er trägt ein grünes Wanderhemd und braune Kniehosen. Er singt ein Lied zur Laute. Dann faßt er eine schöne, große Kriemhilt bei Händen, die trägt ein goldenes Mieder auf langem, weißem Kleid und hat einen Heidekrautkranz im braunen Haar. „Helfa hopheisa, wir tanzen, mein Kind!" Sonnenkringel huschen über das goldene Mieder und den grünen Kittel.

Schön sind die Blumen,
Schöner sind die Menschen
In der frischen Jugendzeit.

Feuer. Im großen Burghof ist Reisig getürmt. Dicht schließen Buben und Maidlein den Kreis. Es ist dunkel geworden. Das Feuer wird angezündet.

„Gelobet seist Du, o Herr, durch unsern
Bruder, den Brand,
Mit dem die Nacht Du erleuchtest,
So schön, schön, gewaltig und stark."

Singend und summend steigen die Flammen, schlingen sich ineinander und schlagen höher und höher und zersprühen in Sterne und Schnuppen. Heilig ernst erglühen die Gesichter im Feuerschein. Sie beten für Deutschland und singen das Vaterlandslied Friedel Farda zuliebe, dem Bruder aus Wien, und den Brüdern, die aus Holland kamen. Dann heben sie die Hände und geloben — Deutsche zu sein. Das Feuer verglost. Noch ein Nachtgebet. Dann gehen sie schlafen auf Heu und Stroh.

Heil Quickborn!

Aus den örtlichen Eichendorff-Bünden

Breslau. Das Breslauer Eichendorff-Denkmal im Scheitniger Park hat von seinem Standort entfernt und in „Schutzhaft" genommen werden müssen, um vor der Raubgier eines Pöbels gesichert zu sein, dem nichts mehr heilig ist. Es darf uns Schlesier mit Stolz erfüllen, daß gerade der Name unseres Landsmannes auf dem Banner steht, um das man sich nun allerwärts zu solchem Dienst für das Vaterland schart.

Die Gründung fand in den Räumen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur am 26. November, des Dichters 63. Todestage, in einer gemeinsamen Sitzung der Sektionen für neuere Philologie und für Kunst der Gegenwart statt. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Koch begrüßte die in ansehnlicher Zahl erschienenen Damen und Herren und erörterte die Beziehungen der genannten beiden Sektionen zu Eichendorff, der durch seine Übertragungen wichtiger Werke der spanischen Literatur auch der Philologie angehöre, für die Kunst aber als ein Lebender dastehe, da sein Name als Symbol für das Schöne und Reine gewählt sei von einem Bunde, der der trüben Schlammflut einer gewissen modernen Literatur einen Damm entgegensetzen wolle. Nachdem dann cand. phil. Nelke einen von Karl Biberfeld verfaßten, den Dichter feiernden Versprolog gesprochen hatte, erläuterte Privatdozent Dr. Hans Hecker die Zwecke und Ziele des Eichendorff-Bundes, bei Darlegung seiner Notwendigkeit hervorhebend, daß der alle Ordnung und Moral untergrabende Geist selbst in die ernste Literatur eingedrungen sei, so daß auch durch Werke von Rang der sittlichen Verwilderung in

Digitized by Google

die Hände gearbeitet werde. Der Bund erstrebt lediglich eine Gesundung unseres Geisteslebens und hält sich jeder Politik und jedem Konfessionalismus fern; er will sich um die Wiedererweckung des deutschen Idealismus mühen, der schon einmal unserem Volke in schwersten Tagen zu nationaler Wiedergeburt verhalf. Er bietet seinen Mitgliedern in der Zeitschrift „Der Wächter" ein Organ von künstlerischem Wert, ferner das romantische Jahrbuch „Eichendorff-Kalender" und Neuausgaben alter und neuer romantischer Werke zu Vorzugspreisen. Aufgabe der Breslauer Ortsgruppe — deren Gründung schon 1918 geplant war, aber damals durch die Revolutionswirren vereitelt wurde — würde es sein, durch Vorträge und literarische und musikalische Abende an der Veredlung der Geschmacksbildung zu wirken, und es ist auch eine gemeinsame Wirksamkeit mit dem vor einigen Monaten hier entstandenen Bühnen-Volksbund zur Veranstaltung von Theateraufführungen vorgesehen. Der Jahresbeitrag beträgt 36 ℳ, wofür „Der Wächter" geliefert wird, und dazu kommt der Zuschlag für die Ortsgruppe. Für Breslau ist die Zulassung außerordentlicher Mitglieder ins Auge gefaßt; diese zahlen nur den Ortsbeitrag, erhalten aber den „Wächter" nicht. Der nächste Redner war Prof. Dr. Paul Klemenz, der „Eichendorffs Beziehungen zu Schlesien" behandelte. Am Schlusse erfolgte die Gründung der Ortsgruppe, für die der Jahresbeitrag mit 5 ℳ festgesetzt wurde. In den Vorstand gewählt wurden Dr. Hans Heckel als Vorsitzender, cand. phil. Nelke als Schriftführer, Bankprokurist Dr. Hauke (Schles. Bankverein) als Schatzmeister, als Beisitzer u. a. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Koch, Pastor Dr. Just, Dr. Vogel und der Leiter des Bühnen-Volksbundes Schriftleiter Klossok. Den bisher gewonnenen Mitgliedern reihte sich alsbald eine stattliche Zahl neuer an.

Besondere Feierlichkeit und Weihe erhielt der Abend durch die ausgezeichnete künstlerische Darbietung Eichendorffscher Schöpfungen. Frl. Elisabeth Hoffmann sang mit prachtvollem Stimmklang und tiefer Beseelung Eichendorffsche Lieder in Vertonungen von Hans Heckel, Schumann und Hugo Wolf, und Frau Dora Lotti-Kretschmer rezitierte das erste Kapitel aus dem „Taugenichts" sowie mehrere Gedichte und brachte den Empfindungs- wie den musikalischen Gehalt der Dichtungen vollendet zum Ausdruck.

Köln am Rhein. Cand. rer. pol. Hubert Mai, Benesisstraße 40, ersucht alle Mitglieder des „Eichendorff-Bundes" in Köln und Umgebung, zwecks örtlichen Zusammenschlusses sich an ihn zu wenden.

Linz an der Donau. Es mag schon so sein, wie Alfons Paquet neulich sagte: Unseren Künstlern beginnt der märchenhafte, leidbeschwerte Osten das zu sein, was vor hundert Jahren für Goethe Italien, für Hölderlin das alte Italien gewesen ist. Eine gewaltige Bewegung sendet aus dem fernen Osten ihre Schatten und Genien vor sich her... Die deutschen Dichter Hans Bethge und Klabund lassen die zwölf Jahrhunderte alte Lyrik des Chinesen Li-Tai-Pe in deutschen Lauten Urständ halten; deutsche Musiker vertonen die uralten Gedichte aus unendlichen Fernen, und Hans von Hammerstein bekennt vor versammeltem Volke — es war am 16. November 1920 beim Vortragsabende des Eichendorff-Bundes im Redoutensaale — daß ihm ein dünner Gedichtband von Li-Tai-Pe zu einem Erlebnisse geworden; zum stärksten künstlerischen Erlebnisse, das er seit seiner Heimkehr aus dem Kriege hatte. Und Hammersteins Zeugnis wird auch den Skeptiker aufhorchen lassen; weil der Zeuge auch als Dichter ein ganzer Mann ist: stark, eigenwillig, unzugänglich der Suggestion der Mode und — wahr. Und dieser Eigene sagts: die dreißig, vierzig Gedichte, die vor mehr als einem Jahrtausend in China erklungen sind, will er in seinem dichterischen Hausrate nimmer missen. Und dieser Hausrat, ohne den er nicht sein möchte, ist erlesen klein. Viele waren gekommen, um den „heimischen" Dichter zu hören und zu sehen, sich im Stolze dieses Besitzes mit zu fühlen, aber Hammerstein ließ diese Teilnahme für seine Persönlichkeit hier nicht gelten, ging ihm kein Haarbreit entgegen, sondern zwang alle in den Bann seines chinesischen Freundes. Aber daß diese zwingende Kraft doch nur einer üben konnte, der selber ein Dichter ist, das vermochte Hammerstein doch nicht zu verdunkeln, wie sehr er sich auch in Li-Tai-Pes Schatten stellte. Der Chinese ist ihm einer der wenigen ganz reinen Dichter, die über alle Zeiten und Welten wirken; er ist Eichendorff ähnlich, aber Eichendorff ist an das deutsche Land gebunden, nicht übertragbar; man denkt an Verlaine, aber der Chinese überflügelt ihn an Kraft: Verlaine war eine Geige, Li-Tai-Pe eine Orgel. Der chinesische Dichter hat die Welt als Lied erlebt. Aber durch sein Lied silbert nicht der Mond unter Seufzern, in ihm ist die ganze Tiefe, die ganze Fülle und das ganze Schicksal des Lebens. Er ist ein Urbild des Liederdichters: sein Leben war ein Lied, in dem die Lust des Augenblickes jauchzte und die Fluten des Ewigen rauschten. Und aus seinem Leben ward ein Weltbild. Aus den vielhundertalten Liedern Li-Tai-Pes dröhnen des Weltkrieges gewaltigste Akkorde, weinen die ergreifendsten Witwenklagen...

Naumburg an der Saale. Herr Justizrat Franz Karlewski, Schönbergerstr. 23/I, sucht das vollständige vergriffene 3. Heft 1919 des „Wächters" käuflich zu erwerben.

Digitized by Google

Der Oberschlesier.

Die junge, unter obigem Titel in Oppeln, Bismarckstr. 11, seit dem 3. Oktober 1919 erscheinende Wochenschrift bietet ein treues Abbild des politischen und kulturellen Lebens in Eichendorffs Heimat. Niemand, der dem bedrohten deutschen Grenzland seine innere Teilnahme schenkt, darf an dem ausgezeichneten und dabei sehr wohlfeilen Unternehmen achtlos vorübergehen. Der Bezugspreis für ein Vierteljahr beträgt ℳ 3.90 (ausschließlich Bestellgeld). Außer den Tagesfragen werden literarische und künstlerische Probleme behandelt, volkskundliche Beiträge, Geschichten und Gedichte gebracht. „Der Oberschlesier" ist ein Heimatblatt im besten Sinne des Wortes. — Bei dieser Gelegenheit sei auf die schöne große Postkartensammlung „Aus Eichendorffs Heimat" hingewiesen, Wald- und Landschaftsstimmungen aus Oberschlesien mit Sprüchen aus Eichendorffs Liedern (Gleiwitz, Heimat-Verlag Oberschlesien), sie ist auch als Album gebunden für ℳ 18.— erhältlich.

Neuerscheinungen:

Andersens schönste Kindermärchen. Nach der Originalausgabe ausgewählt von F. Arndt. Mit zahlreichen Bildern von Prof. Claudius, Voigt u. Hohneck. Reutlingen, Enßlin und Laiblin. Geb. ℳ 7.20

Die gute Auslese von Andersens Märchen, die zum unvergänglichen Kulturschatz aller Zeiten und Völker zählen, wird sich rasch die Herzen der Kinder von heute erobern.

Areus, Bernard, Das Buch. 2. u. 3. verbesserte Auflage. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Kart. ℳ 5.20

Der Verfasser behandelt den Einfluß des Buches, die Wahl des Buches, den Kampf um das Buch und den Umgang mit dem Buche. Das Werkchen wendet sich in erster Linie an Erzieher, Jugendfreunde und die reifere Jugend selber. Die aus praktischer Erfahrung hervorgegangene Schrift bietet reichen Stoff für Vorträge und dürfte viel zur Klärung der Begriffe über das vielumstrittene Thema „Buch und Lesen" beitragen.

Bäte, Ludwig, Bei uns im Winter. Mit Zeichnungen von Gerhard Wedepohl. Bad Rothenfelde (Teutoburger Wald), Joh. G. Holzwarth.

Das zweite Bändchen der „Osningschriften" birgt eine köstliche Perle, ein urdeutsches niedersächsisches Heimatsbuch. Bäte, ein moderner Wandsbecker Bote, steht dem alten Claudius in nichts nach. Und die Genossen, die er um sich schart, sind seiner wert. Ein Buch voll Gemütskraft und schlichter Schönheit.

Benoit, Pierre, Atlantis. Roman. Deutsche Übersetzung von Felix Vogt. Zürich, Artist. Institut Orell Füßli. Geh. ℳ 40.—

Für die Romantik, wie sie gegenwärtig in Frankreich das Feld der Literatur erobert, ist Benoits Roman „Atlantis" bezeichnend. Der treffliche Übersetzer hat recht, wenn er im Vorwort bemerkt: Zur Zeit der Untertitel hätte man die „Atlantis" vermutlich die „Lorelei der Sahara" genannt und damit das Hauptproblem des Romans umschrieben. Auch Antinea, die Herrin der Atlantis, sitzt auf hohem Felsen und lockt die Männer an, um sie zu verderben . . . Sie tut es als Patriotin, um den letzten Rest der souveränen Saharavölker gegen europäische Habgier und Herrschsucht zu verteidigen. Eine uralte griechische Legende erscheint mit der neuesten wissenschaftlichen Kunde vom Leben in der Sahara verknüpft. Platos Erzählung von der Insel Atlantis erfährt eine vollkommen neue Fassung und Deutung, die allerdings das Werk nur für ganz reife Leser geeignet macht.

Bergsträßer, Ludwig, Die Verfassung des Deutschen Reiches vom Jahre 1849. Bonn am Rhein, Marcus u. Weber. Geh. ℳ 2.20

Nr. 114 der von H. Lietzmann herausgegebenen ausgezeichneten „Kleinen Texte für Vorlesungen und Übungen" enthält die Reichsverfassung von 1849 nebst den Vorentwürfen, Gegenvorschlägen und Abänderungen bis zum Erfurter Parlament. Für den Historiker und Politiker besonders in der Gegenwart äußerst lehrreich.

Bernauer, Rudolf, Die Forderungen der neuen Schauspielkunst. Ein erkenntnistheoretischer Versuch. Berlin, Erich Reiß.

In tiefschürfender Weise behandelt der wissenschaftlich geschulte Verfasser das Wesen der reinen Schauspielkunst und ihre Gesetze und liefert damit die erste Theaterphilosophie, die wir besitzen. Jeder ernsthafte Fachmann, aber auch die weiteren Kreise der Bühnenliebhaber sollten das Werk achtsam lesen. Die großen Schwierigkeiten, aber auch die großen Entwicklungsmöglichkeiten der gegenwärtigen Schauspielkunst erhellen daraus. Da sie als Bildungsmacht nicht wegzudenken ist, müssen sich auch die Politiker mehr als bisher mit ihr beschäftigen. Wichtige Wege werden hier erschlossen.

Bertsche, Karl, Königin des Friedens. Eine zeitgemäße Blütenlese aus Abraham a. St. Claras Wallfahrtsbüchlein „Gack, Gack, Gack a. Ga". M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. Geb. ℳ 9.—

1685 ist das wundersame Werk Pater Abrahams zum erstenmal erschienen. Der

Digitized by Google

beste Kenner und erfolgreichste Erneuerer des großen Predigers und Sprachschöpfers, unser Professor Bertsche, unternimmt es, diese Perle weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Wir können ihm hiefür nur dankbar sein.

Bihlmeyer, P. Hildebrand, Wahre Gottsucher. Worte und Winke der Heiligen. 3 Bändchen. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Geb. ℳ 9.50

Herzenstrost und Augenweide bereitet jedes neue Bändchen des herrlichen Unternehmens. Diesmal sind es der hl. Adalbert von Prag, die hl. M. M. Alacoque, der hl. Ansgar, die hl. Birgitta von Schweden, die sel. Katharina Emmerich, der hl. Franz von Assisi, der hl. Franz von Sales, der hl. Kaiser Heinrich II. u. a., die zu uns sprechen. Für jeden Romantiker ohne Unterschied des Bekenntnisses ein religiöses Brevier und literarisches Meisterwerk zugleich.

Bollmann, E., Das Zeichnen als Ausdrucks- und Bildungsmittel. Zürich, Artist. Institut Orell Füßli. Geh. ℳ 6.—

Die anregungsreiche Schrift enthält kurze Betrachtungen an Hand des Ergebnisses einer Umfrage der Gesellschaft Schweizer Zeichenlehrer an die Schweizer Hochschullehrerschaft.

Brehmer, Fritz, Nebel der Andromeda. Das merkwürdige Vermächtnis eines Irdischen. Leipzig, L. Staackmann.

Ein kühner Freigeist fabuliert in Jules-Vernescher Art von der Zukunftsentwicklung der Menschheit, die er sich phantasievoll in seiner Art zurechtlegt.

Brentano, Hamy, Amalie, Fürstin von Gallitzin. Mit 12 Bildern. 2. u. 3. Aufl. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Kart. ℳ 7.80

Daß sich die im Rahmen der Herderschen „Frauenbilder" erschienene Biographie der edlen Geistesheldin glücklich durchgesetzt hat, ist sehr erfreulich. Schade nur, daß die Verfasserin anscheinend immer noch von Marie Speyers ausgezeichneter Gallitzinarbeit keine Kenntnis besitzt.

Briefs, Goetz, Untergang des Abendlandes, Christentum und Sozialismus. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Geh. ℳ 7.50

O. Spenglers aufsehenerregendes Buch findet hier eingehende Kritik. Aber nicht auf der negativen Seite liegt die Stärke der inhaltsreichen Schrift, sondern in der Betonung des positiven Elements, aus dem heraus einzig und allein die Wiedergeburt des Abendlandes möglich erscheint. Weder der marxistische noch der preußische Machtsozialismus können die Welt retten, sondern nur der Geist der Selbstüberwindung, der Nächstenliebe und Entsagung. Die Ausführungen von Briefs besitzen bleibende Bedeutung.

Brüns, Otto, Walter Flex und seine Dichtung. Berlin SW 48 (Friedrichstr. 226), Staatspolit. Verlag. Geh. ℳ 6.—

Ein biographisch-literarisches Ehrendenkmal für den unvergeßlichen Dichterhelden des Weltkriegs.

Bücher für das Klassenlesen. Reichenberg in Böhmen, Paul Sollors Nachfolger.

In vorbildlicher Weise werden eine Reihe hervorragender Dichtwerke der Schuljugend erschlossen. Aus der reichen Sammlung führe ich die folgenden an, von denen ein jedes mit einem eigenen künstlerischen Titelblatt geschmückt und schon wegen seines wohlfeilen Preises von Hand zu Hand wandern dürfte: Grimms Märchen (in guter Auswahl), Stifters Hochwald, Storms Meisternovellen Im Brauhause und Lena Wies, den unsterblichen Wandsbecker Boten von Claudius, eine köstliche Auslese aus Hebels Schatzkästlein, Brentanos Märchen von Witzenspitzel u. dgl. m.

Bücher vom Leben. Gießen, Buchhandlung der Pilgermission (Brunnenverlag).

Frommer evangelischer Missionsgeist atmet aus den ersten Bänden der eigenartigen Sammlung. Im ersten, von August Veit gut illustrierten, erzählt die Schweizerin Dora Rappard, geb. Gobat, Erinnerungen aus ihrem Leben („Lichte Spuren", geb. ℳ 6.50). Sie ist die Tochter des ersten protestantischen Missionsbischofs von Jerusalem, den Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und Viktoria von England installiert hatten. Im zweiten Band berichtet Ernst Schreiner „Kleine Geschichten von großen Dingen". Auch hier handelt es sich um Erinnerungen aus einem pietistisch anmutenden Lebensbuche (geb. ℳ 5.50).

Caland, Elisabeth, Das künstlerische Klavierspiel in seinen physiologisch-physikalischen Vorgängen nebst Versuch einer praktischen Anleitung zur Ausnutzung seiner Kraftquellen. Mit 30 Abbildungen. 2. Aufl. Magdeburg, Heinrichshofens Verlag.

Nur eine Meisterin der Theorie und Praxis konnte dieses Buch schreiben. Es wird viel Nutzen bringen und Segen stiften. Denn an Verbreitung kann es ihm bei der Vorliebe des Deutschen für das Klavierspiel nicht fehlen.

Deckert, Adalbert, Einführung in die Funkentelegraphie. In zwei Teilen. Zweiter Teil: Sender und Empfänger (Sammlung Kösel Nr. 87). Kempten, J. Kösel. Geb. ℳ 2.—

Infolge der Zensurschwierigkeiten konnte die Fortsetzung des kleinen ungemein lehrreichen Werkes erst ein Jahr nach Kriegsende erscheinen. Dafür war es jedoch auch möglich, die neuesten Arbeiten über die Kathodenröhre aufzunehmen.

Dieck, Charles, Woraus wird alles gemacht, was wir zum täglichen Leben gebrauchen?

Digitized by Google

Eine Gabe zum Nachdenken für unsere Jugend. Oldenburg, Gerhard Stalling. Geb. ℳ 22.—

Ein klassisches Bilderbuch in Folioformat mit 121 vielfarbigen Bildern von Karl Greßmann, mit Erläuterungen des Naturforschers Kurt Floerike und Versen von Adolf Holst. Es wird darin Herkunft und Werdegang unserer Nähr- und Genußmittel anschaulich dargestellt und der volksschulpflichtigen Jugend nicht bloß Unterhaltung, sondern auch Belehrung bieten.

Dimmler, E., Buch der Weisheit. Übersetzt, eingeleitet und erklärt. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. Geb. ℳ 10.—

In der bekannten Sammlung religiöser Volksbücher nimmt das vorliegende einen Ehrenplatz ein. Wir können nur jedermann zurufen: Nimm und lies!

Deutschlands Erneuerung. Monatsschrift für das deutsche Volk. München, J. F. Lehmann. Halbjährlich ℳ 15.—

Aus dem reichen Inhalt des Junihefts 1920 heben wir hervor: Gedanken über die deutsche Volkshochschule von Reinhold Zimmermann, Die neue Reichsverfassung von Wilhelm Mert, Der deutsche Arbeiter und das Judentum von Walter Liek, Politik und Kriegführung vom österr. General Alfred Krauß, Karl Marx über die Juden, Aus Sowjet-Rußland (Aufzeichnungen eines Flüchtlings), Bild der Lage von Erich Kuhn.

Dörrwald, Paul, Die Dichtkunst. Eine Einführung in das Verständnis des Wesens der Poesie. Gütersloh, C. Bertelsmann. Geh. ℳ 4.50

Langjähriger Lehrerfahrung entsprungen, kann die klare, wohl gegliederte Poetik vor allem in der Schule und im Selbstunterricht gute Dienste leisten.

Das deutsche Dorf. 80 Federzeichnungen von 35 Künstlern der Gegenwart. Berlin, Frz. Schneider. Geb. ℳ 60.—

Ein herrliches Werk, dem die weiteste Verbreitung zu wünschen ist gerade in unsern Tagen. Der Deutsche entdeckt wieder wie vor einem Jahrhundert im Zeitalter der Droste und Stifters die Natur, die heimatliche Scholle, dort wo ihr Erdrauch uns am kräftigsten entgegendampft, das deutsche Dorf, unsere Hoffnung, unsere Zuversicht, unsere Schatzkammer. Die trefflichen Einleitungen führender Kulturpolitiker aus Nord und Süd, Ost und West des immer noch großen Vaterlandes geben aufs glücklichste das Präludium zu dieser überreichen Bildersymphonie.

Düsel, Friedrich, Verdeutschungen. Wörterbuch fürs tägliche Leben. 4. Aufl. Braunschweig, G. Westermann. Steif geh. ℳ 4.50

Ein Büchlein, das auf jeden Arbeitstisch gehört, an dem ein Schriftsteller, Kaufmann oder sonst mit der Feder tätiger Mensch sitzt, und das verdient, immer wieder neu aufgelegt zu werden.

Dvořak, Max, Die Entwicklungsgeschichte der modernen Deckenmalerei in Wien. (Österr. Kunstbücher, Bd. 1 u. 2.) Wien, Eduard Hölzel u. Co. Geh. K 20.—

Ein Kunstwerk im Kleinen. Jedes Bändchen eine künstlerisch ausgestattete, kleine Mappe, mit Schriftschild aus dem Atelier Professor Larisch, enthält eine stattliche Reihe von Bildtafeln in edler Reproduktionstechnik und Text aus der Feder berufener Kunstforscher. Vor allem die Reichsdeutschen sollten es sich nicht entgehen lassen, aus diesem wohlfeilen Born ein paar Perlen altösterreichischer Kunst herauszufischen. Die Sammlung wird fortgesetzt. Wir gedenken später auf sie zurückzukommen. Sie verdient eingehende Betrachtung immer wieder.

Eberl, Hartmann, Im Klostergarten, friedliche Religionsgespräche. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Geh. ℳ 3.80

Das „Kloster" ist eine Welt, die bei vielen nach Geheimnis schmeckt und Interesse weckt, die andere anmutet wie „Mittelalter" und „Hexenwahn". Nun kommt da ein Büchlein und will anschaulich machen, wie ein evangelischer Theologe, ein Pastor, mit einem Mönch im Klostergarten auf und ab wandelt, um sich überzeugen zu lassen, daß er von der Seele des katholischen Glaubens bisher oft nur recht unzureichende Vorstellungen besessen habe. Die Niederschrift dieser Religionsgespräche sei zunächst in die Hand von solchen Nichtkatholiken empfohlen, die gern auch einmal auf Klosterwegen über katholische Dinge etwas hörten, die aber kaum hoffen mögen, je irgendwo Klostergast zu werden. Weil das Büchlein sich indessen bemüht, in Rede und Gegenrede vor allem den tieferen Zusammenhang der katholischen Gedanken herauszustellen, werden auch Katholiken, besonders Studenten und Studierte, es mit Nutzen und Befriedigung lesen.

Eberle, Joseph, Großmacht Presse. Enthüllungen für Zeitungsgläubige, Forderungen für Männer. Wien, Verlagsanstalt Herold, Strozzigasse 41.

Hunderttausend Exemplare und mehr sollten von dem ausgezeichneten Werk, einem, wie der Engländer sagt, Standard Work der Journalistik, abgesetzt werden. Das ist nicht zu viel gesagt, denn Eberles Ideen müssen beachtet werden von Freund und Feind, gehört er doch zu den wenigen europäischen Publizisten, die vollkommen unabhängig und wirklich zu beachten sind.

Ebner-Eschenbach, Marie von, Ein Buch, das gern ein Volksbuch werden möchte. Berlin, Gebr. Paetel. Geh. ℳ 6.—

Digitized by Google

Die Schriften der verstorbenen Ebner-Eschenbach gehören zum eisernen Bestand unserer Literatur. Ein paar Perlen daraus vereinigt der vorliegende schöne und wohlfeile Band: Kreisphysikus — Nebenbuhler — Vorzugsschüler — Er laßt die Hand küssen — Fräulein Susannes Weihnachtsabend.

Eisner, Paul, Slowakische Volkslieder. Preßburg (Bratislava), Verlagsanstalt Das Riff, Donaugasse 19.

Wie das tschechische, so ist auch das slowakische Volkslied seiner ganzen Anlage nach lyrisch. Es verlohnt sich, von dem kleinen Büchlein darüber Aufschluß zu gewinnen an der Hand auserlesener Beispiele, die Eisner in guter Übertragung wiedergibt.

Ernst, Paul, Gesammelte Werke. München, Georg Müller. Jeder Bd. geh. je ℳ 10.40

Die Ausgabe schreitet rüstig vorwärts. Bd. 11 enthält den Roman: Saat auf Hoffnung — Bd. 10 den Roman: Der schmale Weg zum Glück — Bd. 8 die Novellensammlung: Der Nobelpreis. Wir werden auf das Lebenswerk des namhaften Dichters später ausführlich zu sprechen kommen.

Es war einmal. Eine Sammlung der schönsten Märchen, ausgewählt und bearbeitet von Friedrich Albert Meyer, mit einem farbigen Bild und mit 10 Vollbildern von Professor Otto Ubbelohde. Verlag Deutsche Jugend, Joseph C. J. Leopold, Leipzig, Königstraße 35/37. Geb. ℳ 18.—

Selbstverständlich sind alle die schönen alten Hausmärchen, wie Dornröschen, Schneewittchen, Rotkäppchen, Hänsel und Gretel usw. in der Sammlung enthalten; neben Grimm und Bechstein haben dabei auch dichterische Überarbeitungen von Birlinger, Gaudy u. a. Aufnahme gefunden. Und neben den Volksmärchen sind auch Kunstmärchen von Robert Reinick, Andersen, Storm, Claw Heyner in dem Buche enthalten. U. a. hat auch das Märchen „Der neue Paris", das Goethe sich als Knabe ausdachte und dem er dann als reifer Mann in Dichtung und Wahrheit die meisterhafte Gestaltung gab, einen Platz in der Sammlung gefunden und Ubbelohde hat hierzu eine farbenrichtige Illustration beigesteuert.

Faßbender, Martin, Wollen eine königliche Kunst. Gedanken über Ziel und Methode der Willensbildung und Selbsterziehung. 13. bis 16. Aufl. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Geb. ℳ 15.50

Katholische und evangelische Erzieher, Ärzte und Seelsorger haben dem weitverbreiteten Werke ihre besondere Anerkennung gezollt. Das sagt genug. Auch diese sorgfältige Neuauflage (27.—36. Tausend) dürfte bald vergriffen sein. Geheimrat Faßbender ist ein deutscher Smiles.

Feiten, Joseph, Ein Weg der Liebe. Gedichte. Warendorf in Westfalen, J. Schnellsche Buchhandlung.

Eine fröhliche lyrische Hoffnung.

Feiten, Joseph, Nickel und Goldköpfchen — Das Rosengartenlied (Hausens Bücherei Nr. 88). Saarlouis (Rheinland), Hausens Verlagsanstalt.

Wie die erste Erzählung, eine herzige Kindergeschichte aus der Eifel, ist auch die zweite wert, beachtet und gelesen zu werden. Schlichte, anspruchslose literarische Kost für jedermann!

Fendrich, Anton, Menschen und Menschlein. Ernste und heitere Geschichten. Stuttgart, Franckh. Geh. ℳ 6.60

Flugschriften der „Stimmen der Zeit". Herausgegeben von der Schriftleitung. 16. bis 21. Heft. Freiburg im Breisgau. Herder u. Co. Geh. je ℳ 1.60

Die überaus zeitgemäßen roten Flugschriften stellen im gegenwärtigen Kampfe der Geister ein sehr begrüßenswertes Unternehmen dar. Viktor Hugger behandelt „Die Seele der Schularbeit" (Nr. 16), „Der Kampf um die neue Kunst" wird von Joseph Kreitmaier streng sachlich erörtert, während Max Pribilla „Wirkungen und Lehren der Revolution" (Nr. 18) dem Leser zu Gemüte führt, Nr. 19 widmet Bernhard Duhr dem „Großstadt-Elend und der Rettung der Elendesten". Peter Lippert hält Ausblick „An den Pforten der Kirche" (Nr. 20) und Matthias Reichmann spricht für „Konfessionelle Verständigung" (Nr. 21).

Gärtner, Paul, Deutscher Frühling. Dichtungen aus Lenz und Leben. Mit 16 farbigen Vollbildern und zahlreichen Schwarz-Weiß-Zeichnungen von Hans Symalla. Berlin-Schöneberg, Franz Schneider. Geb. ℳ 25.—

Nicht jede Anthologie ist wirklich eine Blütenlese. Gärtners Werk — auch des Herausgebers Name scheint symbolisch — ist eine solche in des Wortes schönster und edelster Bedeutung. Vers und Prosa, tote und lebende Dichter, bekannte u. unbekannte, geben sich ein fröhliches Stelldichein. Daß dabei unser Eichendorff nicht fehlen kann, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden.

Glaßbrenner, Adolf, Altes, lustiges Berlin. Humoristische Bilder und Skizzen. Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Müller-Rüdersdorf. Berlin SW 48, Oldenburg u. Co.

Zu den klassischen Humoristen und Satirikern Berlins in der guten alten Zeit gehört Glaßbrenner, vielleicht ist er sogar ihr bester. Die in der trefflichen Auslese vereinigten dramatischen Bilder und Skizzen vermeiden die politische Note, sie wollen nicht nur vom Standpunkt der Unterhaltungslektüre, sondern auch von dem der Volkskunde und Kulturgeschichte gewertet werden.

Digitized by Google

Mitteilungen des Eichendorff-Bundes

An die lyrischen Dichter und Dichterinnen!

Der Wächter" bekommt allwöchentlich mehr Gedichte zum Abdruck eingesandt, als er lesen könnte. Um so freudiger berührte ihn kürzlich die Zuschrift eines bekannten Schriftstellers aus den Kreisen des „Eichendorff-Bundes" über „Dichter von heute", die im Folgenden veröffentlicht wird. „Der Wächter" selbst hat so viele poetische Rückstände seit 1918 aufzuarbeiten, daß noch manches Jahr vergehen wird, bis diese erledigt sind. Es sei daher die Bitte ausgesprochen, von der Einsendung lyrischer Erzeugnisse gütigst absehen zu wollen!

* * *

Dichter von heute. War Goethe ein Dichter? — Lächerliche Frage! In jeder Literaturgeschichte steht doch, daß er unser größter Dichter war und ist. Ach was! Ich pfeife auf alle Literaturgeschichten. Ein elender Bänkelsänger war er. Die wahren und echten Dichter haben wir erst heute, sie haben sich zum Glück für uns Spätgeborene noch zeitig genug selbst entdeckt. Fliegt mir da eine Monatsschrift für schöne Literatur auf den Schreibtisch. Begierig blätt're ich darin. Da traten sie an, die neuen Dichter. Andächtig setze ich mich hin und lese:

Der Abgrund.

Von Aussatz überfinstert, abgedreht
Versteint die Welt. Der Sonne Führerbahn,
Des Mondes Wandel stürzt in den Orkan
Des Abgrunds hin. Die Gier der Zeit begeht

Den leeren Kreis. Sie hält zum Sprunge an,
Weit vorgeduckt zur Ewigkeit und späht
Nach Sternenwild. Die Spuren sind verweht,
Seit Gottes Schweigens Finsternis begann.

In Eisgespinsten krümmt sich stumm der Tag.
Des Lichtes Mal auf klaffer Stirnenwunde
Verlöscht in Nacht. Ein Quadernsarkophag
Auftürmt sich hoch zum Himmelsmunde,
Drin hohl verrauschend flutet Schlag auf Schlag
Verronnener Geschlechter Schicksalsstunde.

Ich griff mir an den Kopf. Ist mir eine Schraube losgegangen? Ich kann mir doch unmöglich das Zeugnis geben, daß ich kein Deutsch mehr verstehe. Also noch einmal! Langsam, langsam, Zeile für Zeile, Wort für Wort. Wahrhaftig, ich verstehe das Zeug nicht. Du vielleicht, lieber Leser? Dann bist du klüger als ich. Ich hatte einen Freund. Er war ein gescheiter Kopf, Mathematikus an einem rheinischen Gymnasium, ein ebenso großer Dichterfreund wie Dichterkenner. Der pflegte zu sagen: Wenn ich etwas lese und verstehe es nicht, auch nach zweimaligem Lesen nicht, dann behaupte ich: Der Kerl ist ein Wirrkopf oder ein Hanswurst, nicht ich bin es. Darf einer das von solcher Poesie sagen? Muß er nicht fürchten, daß ihm jedes Verständnis für wahre, tiefe Dichtung abgesprochen wird? Wer möchte sich einem solchen beschämenden Urteil aussetzen? Also beugen wir uns demütig vor den neuen Größen in unserer Einfalt. Ich blättere weiter:

Verlassenheit.

Der Tränenmantel meines Leides streift die Erde,
Dunkle Schatten greifen mit harten Gelenken
Nach mir, daß ich verwirrt und zaghaft werde
Und meine Blicke sich zu Boden senken.

Ich weiß nicht mehr, ob jetzt ein blauer Himmel
Weißflatternd seine weiche Fahne hebt. [noch
Mein Herz ist schwer... Käm jemand doch!
Ob Gott noch lebt?

Tiefwehe Wunden riß der Sturm,
Verzerrt ist das Gesicht der Welt und Feind!
Ein Stundenschlag fällt hart und laut vom Turm.
Wie meine Seele, meine arme Seele weint!

Die arme Seele! Hat niemand ein Nasentüchlein, um ihr die bittern Tränen abzuwischen? Weiter:

Digitized by Google

Sonnenfinsternis.

Der aus den Tiefen seiner ewigen Reiche,
Jungfräulich unversehrtem Raum,
Aus runden Sternenländern schweigend herauf-
Der dunkle Wandrer um sich selbst, [trat,
Gott:
Er steht in unsrer Sonne Tag,
Im Tag der Erde gewaltig.
Alle Gestirne ruhen in seinen Augen,
Schalen heimlicher Wage,
Und ihrer Reise Schritt und Zeit
Mißt seines Herzens Schlag.
Prüfende Hände taucht er leicht
In all die Ströme der Kraft
Und die zu seinen Füßen
Im bläulichen Schleiergewand ihres Atems
Priesterlichen Tanz dahingeht,
Die Erde beschaut er tief.
Da wandelt des ersten Sabbats Ruhe
Sein schreckliches Antlitz:
Denn sieh, es ist alles wie ehedem,
Und sieh, es ist gut.
Lehnt an die Sonne lächelnd das dunkle Haupt.

Zum Kuckuck! Jetzt hab ich's aber satt. Wo ist denn die Sonnenfinsternis? Ich habe doch schon manche gesehen in meinem Leben und könnte sie ziemlich deutlich schildern. Ein heimliches Lachen klingt hinter mir auf. Aber Mensch, das ist doch alles Expressionismus! Ach so! Das also sind die Expressionisten, die die Dinge nicht mehr sehen, wie sie wirklich sind, sondern die das Sein nur in sich selber schaffen, aus dem Rausch ihrer schöpferischen Götterkraft sich erbrechen und uns zu Tische laden! Ich danke für solche Kost! Soll ich mich verrückt machen lassen von diesen Paukenschlägern ihrer Wahnsinnstrommeln? Die Alten gaben uns Klarheit, Wahrheit, Schönheit, sie gaben uns Kunst. Diese verworrenen Köpfe, die sich ohne Zweifel hoch über Goethe und Schiller dünken, sie geben uns ein wahnwitziges Gebräu ihrer dichterischen Ohnmacht. Mir summt ein Liedchen durch den Kopf: „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad." Ach, wie klar, wie köstlich einfach, wie zauberhaft schön und herzergreifend! Und der es geschaffen, war sozusagen doch auch ein Dichter. Ein anderes: „Über allen Gipfeln ist Ruh — In allen Wipfeln spürest du — Kaum einen Hauch. — Die Vöglein schweigen im Walde — Warte nur, balde — Ruhest du auch." Wer von den Schaumschlägern der Neuzeit mit ihren Sprachverrenkungen bringt eine solche Perle der Literatur fertig? — Gut, daß wir noch die Alten haben und uns in diesen schweren Zeiten an ihren Schöpfungen erbauen und aufrichten können! Das wundervolle Liedlein Goethes wird man noch singen und sagen, wenn die Lettern auf den Grabsteinen der heutigen Afterdichter längst verwittert sind und von ihrem Schaffen höchstens noch eine mitleidige Zeile in einer dickleibigen Literaturgeschichte spricht. Ich tröste mich. Die echte Kunst ist unsterblich.

Und ich nehme meinen „Faust" zur Hand. C.

Aus den örtlichen Eichendorff-Bünden.

Breslau. In den Vorstand wurden gewählt: als Vorsitzender Privatdozent an der Universität Dr. Hans Heckel, Kastanienallee 17/19, als Schriftführer cand. phil. Georg Nelke, Bauschulstr. 17, und als Schatzmeister Bankjustitiar Dr. Otto Hauke, Wilhelmsufer 5. Hierzu treten als Beisitzer Geheimrat Professor Dr. Koch, der wie schon 1918 sich auch diesmal um das Zustandekommen der Ortsgruppe große Verdienste erworben hat; ferner Pastor Dr. Just, Primararzt Dr. Vogel, Redakteur Klossek, Lehrer Lehmann und Lehrer Schoke. Eine stattliche Anzahl neuer Mitglieder erklärten ihren Beitritt. Weitere Anmeldungen sind an den Vorsitzenden der Ortsgruppe zu richten.

Aus den Jugendgruppen des Eichendorff-Bundes.

Um die sehr wichtige regelmäßige Einsendung von Berichten wird dringend gebeten. Auch wollen alle Gruppen die Programme besonders gelungener Veranstaltungen der Geschäftsstelle mitteilen. Alle Anfragen, Berichte, Mitteilungen usw. sind an die Geschäftsstelle der Jugendgruppen des Eichendorff-Bundes in Köln a. Rhein zu richten: Primaner Leo Just, Köln, Hohenstaufenring 2.

Jugendgruppe Köln. Der 10. November 1920 ist der Geburtstag der Kölner Jugendgruppe, die an diesem Tage sich als Eichendorff-Zirkel der Ortsgruppe Köln des Verbandes „Neudeutschland" zusammenschloß. Nach langen Vorbereitungen ist nun auch hier in der Stadt des alten Domes Eichendorffs Banner aufgerichtet. Alle zwei Wochen kommen wir Eichendorff-Bündler aus den verschiedensten Gegenden der Stadt zusammen, um Themata aus Literatur, Kunst und Musik zu besprechen und vor allem auch Altes und Neues gemeinsam zu lesen und zu betrachten. Meist nehmen wir einen Dichter aus der Vergangenheit und einen ganz neuen in Parallele vor. So versuchten wir z. B. an einem Abend durch Vergleichung R. J. Sorges mit Novalis die Verwandtschaft unserer Zeit mit der Frühromantik zu erfassen; auf ein kurzes Referat über das Leben und die Zeit der Dichter folgte die Vorlesung ausgewählter Gedichte und Stücke aus den Hymnen an die Nacht. Dann kam Sorge in dem herrlichen zweiten Mysterium zu Worte. Ein ander Mal war die Rede von Tieck und Wackenroder; einer zeichnete R. M. Rilkes Werk und Wesen mit zahlreichen Proben und ein dritter machte an vielen Bildern

Digitized by Google

den Unterschied und die Verwandtschaft des Expressionismus und der Neuromantik in der Kunst unserer Tage klar. Am 22. Dezember hatten wir eine kleine Weihnachtsfeier. Praktische Arbeit suchen wir einstweilen durch das Werben neuer Mitglieder für den Bund und die Verbreitung guter Kunst zu leisten. Die Schiestl-Karten unseres Verlages Parcus tun da gute Dienste, auch die Veröffentlichungen der Gesellschaft für christliche Kunst, München, und die Mäppchen des Verlages Miechmann. — Anschrift der Gruppe: Joseph Barth, Köln a. Rhein, Heumarkt 18.

Jugendgruppe Trier I (Stadt). In Trier hat sich eine Jugendgruppe als Literarischer Zirkel der Ortsgruppe des Verbandes „Neudeutschland" gebildet. Unter der trefflichen Leitung des Herrn Prof. Mennicken erweitern die Mitglieder ihre Kenntnisse in der Literatur alter und neuer Zeit. Nach einer einleitenden Übersicht über die Entwicklung des deutschen Schrifttums im 19. Jahrhundert wurden einzelne Gestalten betrachtet: Storm an Hand des Schimmelreiters", Federer, Handel-Mazzetti u. a. Neben dem „Wächter" hält die Gruppe die vorzügliche Monatsschrift für schöne Literatur „Der Gral" (Verlag Fredebeul & Koenen, Essen. 6 Doppelhefte jährlich ℳ 24.—). — Anschrift der Gruppe: Karl Willms, Trier, Hommerstr. 16.

Jugendgruppe Trier II (Konvikt). Als zweite Jugendgruppe Trier hat sich die Literarische Gruppe des Konvikts in Trier dem Eichendorff-Bund angeschlossen, um im Anschluß an den „Wächter" und im Sinne unserer Leitsätze Literatur und Kunst zu pflegen. — Anschrift der Gruppe: Leo Hesler, Trier, Hinter dem Dom 1.

Neuerscheinungen:

Gerlach, Kurt, Buch der Blondheit. Leipzig und Hartenstein im Erzgebirge, Erich Matthes.

Wandervogel-Lust- und Gesinnung spricht aus dem Büchlein, das aus Kriegs- und Friedensstimmungen geboren, Brautschau und Brautfahrt eines rassereinen Germanen schildert.

Ginzkey, Franz Karl, Der Doppelspiegel. Betrachtungen und Erzählungen. Wien, Wiener Literarische Anstalt.

In der Heimat Walters von der Vogelweide ist der nun bald Fünfzigjährige daheim, ein feiner Kopf, echter ursprünglicher Dichter und ein tiefgebildeter Deuter dazu. Wer sich von dem weiten Umkreis seiner Begabung, in dessen Mitte am reinsten und kräftigsten der lyrische Quell sprudelt, einen Begriff machen will, dem sei „Der Doppelspiegel", seine jüngste Schöpfung, ein abwechslungsreiches Potpourri von Poesie und Prosa, Erzählung und Betrachtung, aufs Wärmste empfohlen. Als ein Musterbeispiel, wie der Kritiker und der Dichter in Ginzkey eins sind, hebe ich daraus „Das zerfaustte Tandaradei" hervor; das ist weder Feuilleton noch Skizze, sondern nachempfindendes Kunstwerk.

Der Gleichlaut von Glauben und Wissen. Nach Augustins Buche über die wahre Religion. Vom Verfasser des Spinoza Redivivus und Augustinus Redivivus (der Philosophischen Weltbibliothek, 5. Bd.). Halle an der Saale, Weltphilosophischer Verlag. Geh. ℳ 24.—

Mit unermüdlichem Eifer und idealem Opfermut sucht der ungenannt sein wollende Verfasser sein universalphilosophisches Unternehmen zu fördern. Der jüngste Band stellt den großen Kirchenvater als vollendeten Denker dar. Es ist für jeden geistig geschulten Leser, gleichviel welcher Weltanschauung er huldigt, ungemein fesselnd, zu sehen, wie der moderne, offenbar nicht aus dem Schoß der Dogmenkirche hervorgegangene Gelehrte, der Lehre des hl. Augustin huldigt und sich bemüht, ihren Ewigkeitsgehalt auszuschöpfen.

Goethe-Handbuch. In Verbindung mit zahlreichen Fachgelehrten herausgegeben von Julius Zeitler. Stuttgart, J. B. Metzler. 3 Bde.

Der erste Versuch eines Goethe-Handbuchs kann im allgemeinen als gelungen bezeichnet werden. Wer die Überfülle der Goethe-Literatur, deren Titelangabe allein einen stattlichen Band in Goedekes Grundriß füllt, auch nur einigermaßen kennt, wird dankbar Zeitlers Werk zu würdigen wissen. Unter den Mitarbeitern finden wir ausgezeichnete Namen wie Dyroff, Schüddekopf, Marie Speyer u. a. In keiner größeren Privatbibliothek sollte das Handbuch fehlen.

Götze, Alfred, Frühhochdeutsches Glossar. 8. Aufl. Bonn am Rhein, Marcus u. Weber. Geh. ℳ 15.50

Für jeden Germanisten ist das in H. Lietzmanns Sammlung „Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen" als 101. Bd. erschienene Werk geradezu unentbehrlich.

Götzel, Gustav, Religion und Leben. 1. Teil. Kempten und München, J. Kösel.

Nr. 4 der vom Münchener Universitätsprof. Göttler herausgegebenen, sehr empfehlenswerten „Religions-pädagogischen Zeitfragen" behandelt das Arbeitsschulprinzip in seiner Anwendung auf den Religionsunterricht.

Gotthardt, Joseph, Katholische Lebenswerte in moderner Beleuchtung (Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Herausgegeben von Ernst Breit). Hamm in Westfalen, Breer u. Thiemann, XXXIX. Band, 8./9. Heft. Geh. ℳ 1.50

Digitized by Google

Grabmayer, Karl von, Südtirol. Berlin, Ullstein u. Co.

Aus dem herrlichen Büchlein, das unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter und Schriftsteller wie Oswald Menghin, Hermann v. Schullern u. a. der Präsident des österr. Verwaltungsgerichtshofes Karl von Grabmayer, selber ein Tiroler, herausgegeben hat, erwähnen wir besonders „Die Literatur im Kampf um die tirolische Landeseinheit" von Anton Dörrer.

Grenzgebiete der deutschen Republik. 1. Sudetenländer — 2. Alpenländer, herausgegeben von der deutsch-österr. Mittelstelle. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Je ℳ 2.—

Über die Deutschen des ehemaligen Kaisertums Österreich herrscht nicht bloß in der feindlichen Welt, sondern auch im Deutschen Reich so viel Unklarheit, daß es sehr gut ist, wenn einmal in Form farbiger Siedlungskarten mit Zahlenangaben ein entsprechender Anschauungsunterricht geboten wird.

Griesbacher, P., Bruckner Te Deum. Studie. Regensburg, Friedrich Pustet. Geb. ℳ 15.—

Die gewaltigste Tonschöpfung des berühmten Meisters aus Österreich erfährt hier einen tiefeindringenden und erschöpfenden Kommentar. Daß Bruckners Freund und Nachlaßverwalter Musikdirektor Göllerich in Linz die Widmung angenommen hat, beweist allein schon ihren autoritativen Wert.

Günther, Hans, Pioniere der Technik. Acht Lebensbilder (Raschers Jugendbücher, Bd. 3). Zürich, Rascher u. Co.

Acht große Männer der Arbeit werden in wahrhaft volkstümlicher, packender Darstellung in dem stattlichen Band vorgeführt, ihr Leben und Werke aufmerksam geschildert. Die Namen dieser Männer sind: Isaak Gröbli (Begründer der schweizer. Stickereiindustrie durch die Erfindung der Schiffli-stickmaschine), Nikolaus Riggenbach (Vater der Zahnradbahnen), Adolf Guyer-Zeller (Schöpfer der Jungfraubahn), Heinrich Moser (Pionier der „weißen Kohle"), Joh. Rud. Geigy (Begründer der chemischen Großindustrie der Schweiz), Joh. Jak. Sulzer-Hirzel (Mitbegründer der schweiz. Maschinenindustrie), Alfred Ilg (der Erschließer Abessiniens), Louis Favre (Erbauer des Gotthardtunnels.

Haas, Rudolf, Die wilden Goldschweine. Leipzig, L. Staackmann.

Hahn-Hahn, Ida, Gräfin, Faustine. Ein Roman aus der Biedermeierzeit. Mit der Lebensgeschichte der Dichterin und einem unveröffentlichten Bildnisse, erneut herausgegeben von Artur Schurig. Berlin W 57, R. Bredow. Geh. ℳ 12.—

„Faustine" bildet das Hauptwerk der unsern Großeltern wohlbekannten sz. Modeschriftstellerin Hahn-Hahn vor ihrem Übertritt zur katholischen Kirche. Die höchst einseitige Einleitung wäre besser weggeblieben, ebenso das lückenhafte Literaturverzeichnis. Wissenschaftlich ist der Neudruck jedenfalls nicht, und ein populärer erscheint überflüssig.

Heilmann, Alfons, Seelenkunde der Gottesfreunde. Perlen deutscher Mystik. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Geb. ℳ 22.60

Nicht prächtiger konnte die neue schöne Reihe „Bücher der Einkehr" eingeleitet werden, als durch eine Blütenlese aus dem Garten unserer alten Mystiker. Meister Eckehart, Tauler, Seuse, David v. Augsburg, Bernhard v. Regensburg, Nikolaus v. Straßburg, Heinrich v. Nördlingen, Hildegard v. Bingen, Mechtild v. Magdeburg u. Margarete Ebner feiern selige Urständ. Gebenedeit sei der Trost, den sie uns aus ewigen Quellen spenden!

Heinemann, Karl, Die tragischen Gestalten in der Weltliteratur. Leipzig, Dieterich. 2 Bde. Geh. ℳ 18.—

In vorzüglicher Ausstattung — die wissenschaftlichen Werke sind jetzt vielfach billiger als die Moderomane, mit denen allerlei Wucher getrieben wird — stellt das schöne Unternehmen der von Otto Immisch, dem verdienten Gelehrten, geleiteten Schriften über Wesen und Wirkung der Antike „Das Erbe der Alten" auch rein äußerlich sich aufs beste vor. Die zwei Bände Heinemanns behandeln ein Thema von dauernder Bedeutung. Die Gestalten eines Prometheus, Ödipus, einer Medea, Iphigenie, Helena usw. wandeln durch alle Jahrhunderte und sind bei den Dichtern aller Kulturvölker heimisch. Der Verfasser entrollt in lichtvollen Bildern die Entwicklungsgeschichte dieser klassischen Figuren bis in die neueste Zeit.

Hesse, Hermann, Klingsors letzter Sommer. Erzählungen. Berlin, S. Fischer. Geh. ℳ 10.—

Wenn man unter den Lebenden nach einem Schriftsteller sucht, der etwa dasselbe bedeutet und ähnliche Richtung pflegt wie Paul Heyse in der letzten und vorletzten Generation, so stößt man auf Hesse. Technisch ein Meister der Form, von leisen Anklängen an die Romantik erweist er sich auch in seinem jüngsten Novellenband, einer Symphonie des Lebens und Todes zugleich. Die Schönheit geht ihm über alles.

Hessenbach, A., De usu matrimonii oder ein Eheideal und sein Segen für Mutter und Kind. Ein Beitrag zum Brautunterricht. 3. u. 4. Aufl. Illertissen in Bayern, Seb. Sonntag.

Das schmale Büchlein wiegt Bände auf und sollte gerade in unserer kranken Zeit hunderttausende von Lesern finden. Es ist erfreulich, daß immer wieder Ärzte aufstehen,

Digitized by Google

der Sache und des Wortes kundig, die Wunden der Welt zu heilen.

Heuß, Theodor, Die neue Demokratie. Berlin, Karl Siegismund. Geh. ℳ 8.—

Die von Professor Alfred Manes herausgegebene Sammlung gemeinverständlicher zeitgemäßer Schriften „Die neue Welt" enthält nur wenige Bände, die sich mit der hervorragenden Darstellung des bekannten württembergischen Politikers messen können. Ein demokratischer Optimist zeigt uns darin die Volksherrschaft von ihrer schönsten Seite. Die Subjektivität des Werkes mag sein Fehler sein, aber um so reizvoller wird es auch für den Gegner.

Hofer, Kuno, Der Ausbruch des großen Krieges. Mit Übersichtstafeln. Zürich, Schultheß u. Co.

Als Fortsetzung zu des gleichen Verfassers „Keimen des großen Krieges" gedacht, verdient das Werk die Beachtung des deutschen Publikums in hohem Grade, unbeachtet des Standpunkts, den der Einzelne einnimmt.

Hoffmann, Eugenie, Schwedische Volksmärchen, Bilder von Mela Köhler. Wien I. Schulbücherverlag.

Jung und Alt werden an diesem goldenen Schatz aus dem hohen Norden ihr Gefallen haben. Die köstlichen Bilder tragen zum Wert der Sammlung wesentlich bei.

Hoffmann, Jakob, Der katholische Akademiker und die neue Zeit. Geleitbrief für Studierende zur Fahrt an die Hochschule. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Kart. ℳ 4.40

Ernste, zielbewußte Arbeit an der eigenen religiös-sittlichen Charakterbildung, Vorbereitung auf den erwählten Beruf und das persönliche Leben sowie Ausrüstung mit Wissen und opferbereitem Willen zur Teilnahme an der öffentlichen Tätigkeit ist die Parole, die der Verfasser der Schrift: „Werde ein ganzer Mann!" in diesem neuen Büchlein, dem Geleitsbrief für Studierende zur Fahrt an die Hochschule, unseren jungen Akademikern zuruft.

Holst, Adolf, Die weißen Mäuse und andere Märchen. Illustriert von Ernst Kutzer. Reutlingen, Enßlin u. Laiblin. Geb. ℳ 14.40

Es ist zum Staunen, daß trotz der Not der Zeit der deutsche Verlagsbuchhandel noch so vorzüglich ausgestattete Werke auf den Markt bringen kann wie vorliegendes in Mehrfarbendruck und Großquartformat hergestelltes Kinderbuch. Auch der Text steht auf der Höhe aller gerechten Ansprüche an ein richtiges Kinderbuch.

Hübbe, Thomas, Der Zeitungsschreiber. Berlin, Hermann Paetel. Geh. ℳ 6.—

In der empfehlenswerten Sammlung von Berufsbildern „Am Scheidewege" erfährt das zeitgemäße Thema des Journalisten eine vielseitige Beleuchtung.

Human, Armin, Lebenserinnerungen. Hildburghausen, Fr. W. Gadow u. Sohn.

Zu den prächtigsten Memoiren dieses traurigen Jahrhunderts zählt zweifellos das 79. Heft der Schriften für Sachsen-Meiningsche Geschichte und Landeskunde, das die Lebenserinnerung des edlen Pastors Dr. Human aus der Zeit von 1843 bis 1920 enthält. Ich hoffe, auf das denkwürdige kleine Buch später noch zurückkommen zu können.

Hussony, Friedrich, Zum Tode verurteilt. Neues vom Fremdenlegionär Kirsch. Ihm nacherzählt. Berlin, August Scherl u. Co.

Wie ein Roman mutet einen das abenteuerreiche Buch an, und es ist doch lebensvollste Wahrheit. Der berühmte Fremdenlegionär Kirsch, ein typisches Schulbeispiel für andere Leidensgenossen, wird lange noch, auch wenn die Erinnerung an den Weltkrieg zu verdämmern beginnen sollte, sein Dasein im Andenken der Nachwelt behaupten. Hussonys Werk bedeutet ein Kulturdokument und ein Zeugnis echt deutscher Tatkraft zugleich. Die beigegebenen Bilder nach photographischen Aufnahmen erhöhen seinen Wert und steigern unsere persönliche Teilnahme wesentlich.

Index Romanus. 7. verbesserte u. vermehrte deutsche Ausgabe. Osnabrück, G. Pillmeyer (Julius Jonscher).

Freund und Feind des Vatikans zitieren oft den römischen Index, ohne ihn zu kennen. Lyzealdirektor Dr. A. Sleumer stellt in dem vorliegenden Verzeichnis sämtliche auf dem Index stehende deutschen und die wichtigsten fremdsprachlichen Bücher seit 1750 zusammen, auf Grund der neuesten kirchlichen Ausgabe, sowie mit ausführlicher Einleitung unter Berücksichtigung des neuen corpus juris canonici.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. 26. Jahrgang. 1920. Wien IV, Möllardplatz 2, Amalthea-Verlag.

In neuem Gewand erscheint der 26. Jahrgang des wertvollen österreichischen Jahrbuchs bei einem neuen Verleger, wohl dem rührigsten, der augenblicklich an der Donau seinen Hauptwirkungskreis gezogen hat. Unter diesen Umständen ist auf ein gutes Gedeihen der Sammlung zu hoffen. Den vorliegenden Band füllt im wesentlichen eine wertvolle Arbeit Karl Glossys „Zur Geschichte der Theater Wiens von 1821—1830". Auf die Fortsetzung darf man gespannt sein.

Digitized by Google

Jakubczyk, Karl, Denk Jesu nach! Deutsche Christusgedichte aus allen Jahrhunderten. Mit einer literarhistorischen Einleitung. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co.
Geb. ℳ 22.50

Nur ein vorzüglicher Kenner der deutschen Literatur konnte diese mustergültige Anthologie schaffen, die ein längst empfundenes Bedürfnis befriedigt. Der „Eichendorff-Kalender" wird eingehender auf sie zurückkommen.

Jansen, Johann Laurentius, Der hl. Alfons Maria von Liguori und die Gesellschaft Jesu in ihren freundschaftlichen Beziehungen zueinander. Nach dem Holländischen bearbeitet von Klemens Maria Henge. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Geh. ℳ 3.80

Am 15. März 1920 waren gerade hundert Jahre verflossen, daß Klemens Maria Hofbauer zu Wien die Augen im Tode schloß. Von all den Millionen, die im Laufe des 19. Jahrhunderts gestorben sind, ist er der erste und bisher der einzige, den die Kirche als Heiligen auf die Altäre erhoben hat. Der hl. Klemens war eng befreundet mit dem heiligmäßigen Jos. Alb. v. Diesbach (vgl. Konrad Kümmels interessante Erzählungen „Zwei Beichtkinder" und „St. Stephanus' Jünger" in der Sammlung „Des Lebens Flut" V 133—211). Auch andere ehemalige Mitglieder der aufgehobenen Gesellschaft Jesu standen ihm nahe. Zudem weiß man, daß er der erste Deutsche war, der sich unter die geistigen Söhne des hl. Alfons einreihen ließ und der die Redemptoristenkongregation zuerst über die Alpen verpflanzte. Daher bedeutet die vorliegende Schrift für Katholiken eine willkommene Säkulargabe zu jenem Gedenktag.

Joest, Elisabeth, Das Todesurteil. Berlin-Schöneberg, Franz Schneider, Geb. ℳ 14.—

Der Schattenriß der Einbanddecke zeigt eine nackte weibliche Gestalt mit aufgelösten Haaren, die im Angesicht eines flammenden Opferaltars einen Blütenkranz als Weihegabe emporhebt. Das Bild drückt symbolisch den Inhalt der unselig sentimentalen Ich-Erzählung aus. Es ist die Tragödie einer Liebe, die voll Verzweiflung ausklingt und daher trostlos wirkt.

Johannes, Martin Otto, Adel verpflichtet. Roman. Leipzig und Hartenstein im Erzgebirge, Erich Matthes. Geh. ℳ 5.—

In der bereits bekannten bibliophilen Ausstattung des jungen sächsischen Verlegers wirbt ein kleiner Roman um die Gunst der Lesewelt. Die Handlung spielt auf urgermanischem Eiland inmitten der slawischen Hochflut des Ostens. Die bildhafte Kraft der Erzählung paart sich mit aufrechter deutschvölkischer Gesinnung zu einer Schöpfung, die nicht bloß literarisch-sprachliche, sondern auch sittliche Werte zutage fördert. Von besonderem Reiz sind des Dichters Naturschilderungen; sie können mit den besten der Zeitgenossen wetteifern. Aber, so möchten wir den Verfasser fragen: Was dünkt euch vom Helland?

Juon, Paul, Handbuch der Harmonie. Leipzig, Julius H. Zimmermann. Geh. ℳ 2.—

Musikbeflissenen zu empfehlen.

Isenkrahe, C., Untersuchungen über das Endliche und das Unendliche mit Ausblicken auf die philosophische Apologetik. Bonn am Rh., Marcus u. Weber. 2. Bd. Geh. ℳ 11.60.

Auch der zweite Band des anregungsreichen Werkes dürfte viel Beifall, ebenso freilich Widerspruch wecken. Er behandelt die Lehre des hl. Thomas vom Unendlichen, ihre Auslegung durch Professor Langenberg und ihr Verhältnis zur neuzeitlichen Mathematik. Wir sind auf die Austragung des bedeutenden Streitfalls gespannt.

Keller, Arnold, Das deutsche Notgeld. 1916 bis 1920. Frankfurt am Main, Münzenhandlung Adolf E. Cahn, Niedenau 55.

Das 1874 gegründete Frankfurter Münzenhaus, heute eines der ersten in Europa, hat sich durch Herausgabe des kleinen Werkes von Keller ein Verdienst um die Kulturgeschichte erworben. Der erste Band behandelt die Kleingeldscheine, der zweite das Metallnotgeld und führt als Mitverfasser Fritz Giseke an.

Kempf, Konstantin, Zur Höhe! Eines Jesuitennovizen Ringen und Sterben. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Geb. ℳ 10.—

Das Vorbild eines jungen deutschen Helden, der im Kampfe für das Vaterland 1917 in Flandern auf dem Felde der Ehre gefallen ist.

Kleist, Freiherr von, Auffallende Ereignisse an dem Christusbilde von Limpias im Jahre 1919. Kirnach-Villingen in Baden, Verlag der Waisenanstalt.

Limpias, der neueste Wunderort Spaniens, wird hier zum ersten Male in deutscher Sprache behandelt.

Die Koalition. Acht Karikaturen. Wien, Verlag der Kommunistischen Partei Deutschösterreichs (Alserstraße 69).

Köhl, Karl, Bayerische Hofgeschichten von Kurfürst Max Emanuel bis zu König Max I. Würzburg, Verlagsdruckerei. Geh. ℳ 7.20

Wozu eine solche chronique scandaleuse? Wissenschaftlich ist sie jedenfalls nicht, und sittliche Zwecke verfolgt sie auch nicht.

Könn, Joseph, Auf dem Wege zur Ehe. Vorbereitende Vorträge für die höhere Mädchenwelt (Hirt und Herde 7. u. 8. Heft). Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Geh. ℳ 10.50

Digitized by Google

Bei der Lektüre dieser Vorträge tritt die Notwendigkeit, aber auch der Segen einer solch tiefergreifenden, planmäßigen Vorbereitung immer klarer vor die Augen. Sie entwickeln dem jungen Mädchen nach allen Seiten hin die notwendigen Vorbedingungen für späteres Glück und betonen immer wieder den Ernst und die Tragweite der jugendlichen Lebensführung.

Kober, Julius, Rolf Henneberg. Vom Leben und Sterben eines Dichtersoldaten. Camburg an der Saale, Robert Peitz.

Ein ergreifendes echt deutsches Zeitbild aus unseren Tagen.

Kohne, Gustav, Hooge-Veld. Roman. Leipzig, Fr. W. Grunow. Geb. ℳ 24.—

Ein Menschengestalter von der Art des verstorbenen niederdeutschen Erzählers Timm Kröger zeigt uns in einem großen Gemälde aus dem Burenlande unser Schicksal und deutet an, wie wir seiner Herr werden können. Das ist die sittliche Stärke des Buches, dem die künstlerische gleichkommt. Städtische Volksbüchereien sollten den Roman einstellen und ihrem Publikum zum Lesen geben. An solchen gedankentiefen Werken haben wir nicht genug.

Konewka, Paul, Schattenbilder. Mit Kindereimen von Ludwig Rüdling. 3. Aufl. M.-Gladbach, Volksvereinsverlag. Geb. ℳ 2.50

Ein herrliches Büchlein für Jung und Alt.

Krauß, Alfred, Die Ursachen unserer Niederlage. Erinnerungen und Urteile aus dem Weltkrieg. München, J. F. Lehmann. Geh. ℳ 16.—

Eine Stimme aus dem deutschvölkischen Lager der österreichischen Generalswelt, eine seltene Stimme, und daher doppelt bemerkenswert, mag man sich auch wie immer zu ihr stellen! Krauß ist ein durchaus eigenwüchsiger Kopf, der Widerspruch weckt. Trotzdem wird der Politiker und Historiker auch dann nach diesem Buche greifen, wenn das Zeitalter des Weltkrieges der Vergangenheit angehört.

Kroß, P. Bonaventura, Das ewige Licht. Predigten und Reden. Herausgegeben von Professor A. Donders. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Geb. ℳ 23.—

Einer der bedeutendsten Berliner Kanzelredner, der Dominikanermissionär Bonaventura Kroß, Tausenden von Gebildeten in Deutschland wohlbekannt, kommt jetzt sechs Jahre nach seinem Tode nochmals zu Wort.

Kümmel, Konrad, Volkserzählungen. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Kart. je ℳ 3.20

Zu den meistgelesenen Volksschriftstellern dieses Jahrhunderts zählt unstreitig der schwäbische Pfarrherr Kümmel. Die drei neuen Sammelbändchen „Ums eigene Herzblut" — „St. Peters Obelisk" — „Des Herrn letzte Worte" stellen alle seine Vorzüge in ein helles Licht.

Das Kuhländchen. Geschichts- und Kulturbilder aus alter und neuer Zeit. Neutitschein in Mähren, L. V. Enders. Jährlich ℳ 10.—

Lauscher, Albert, Die katholisch-theologische Fakultät der Universität zu Bonn (1818 bis 1918). Düsseldorf, A. Schwann. Geh. ℳ 12.—

In der Kirchengeschichte spielt die katholische Fakultät der rheinischen Friedrich Wilhelms-Universität eine bedeutende Rolle. Die übersichtliche und dabei einläßliche Darstellung Prof. Lauschers ist in mehr als einer Hinsicht lesenswert. Theologen beider Bekenntnisse, Historiker und Politiker dürften sie mit Nutzen studieren.

Löschhorn, Hans, Museumsgänge. Eine Einführung in Kunstbetrachtung und Kunstgeschichte. Mit 271 Abbildungen, darunter 8 Farbendrucktafeln. 4. Aufl. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing.

Für die älteste, mittlere und neuere Zeit der Kunstentwicklung aller Völker gibt es kaum eine schöner ausgestattete und dabei textlich gediegenere volkstümliche Darstellung als Löschhorns in dieser Hinsicht geradezu vorbildliches Werk. Das 19. Jahrhundert allerdings ist etwas dürftig behandelt, die Romantik ganz unzulänglich. Führich z. B. wird nicht einmal mit Namen genannt, Fohr fehlt ebenfalls. Auch die Zeichner der Münchener Richtung wie Oberländer sucht man vergebens. Unter den Meistern der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart wären gleichfalls wenigstens so bodenständige im Volk wurzelnde Erscheinungen wie Leibl und die Brüder Schiestl vorzuführen, wenn man schon auf klassische Porträtisten vom Rang eines Lenbach und Samberger verzichten zu können glaubt.

Ludwig, K., Alt-Karlsbad. Mit 16 Bildbeigaben in Kupferdruck. Karlsbad, Verlag der Stadtgemeinde.

Zum ersten Male wird, wenn auch in knappen Umrissen, ein Bild von Alt-Karlsbad gegeben, jedoch nicht bloß auf Grund der alten Chroniken, sondern vor allem unter Benutzung der Urkunden, Ratsbücher und Briefsammlungen des Stadtarchivs usw. Dem hervorragenden Stadtarchivar als Verfasser muß man für das gelungene Buch Dank wissen.

Meyer, Wilhelm, Charakterbilder großer Tonmeister. 3. Bd. Liszt — Wagner. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing.

Mit Benützung des gesamten Quellenmaterials wird hier in sehr ansprechender Form ein volkstümliches Lebens- und Schaffensbild Liszts und Wagners geboten. Porträts und Faksimile-Beilagen begleiten den lehrreichen Text.

Digitized by Google

Miller, Athanasius, Die Psalmen. Übersetzt und kurz erläutert. Erste Abteilung: Das erste und zweite Buch der Psalmen mit einer kurzen Einführung in die Psalmen. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Geb. ℳ 11.50

In der noch ungeschriebenen Geschichte der deutschen Psalmenübersetzungen wird, das kann man heute schon sagen, die Arbeit des ebenso dichterisch empfindenden wie gelehrten Beuroner Benediktiners einen Ehrenplatz einnehmen.

Mörike, Gedichte. Mit neuen Scheren-Schnitten von Maria Fulz. Stuttgart, Strecker u. Schroeder. Geb. ℳ 18.—

Ein zierliches Festgeschenk, bequem in der Rocktasche unterzubringen, als treuen Begleiter auf Fahrten und Wanderungen! Besonders fesselnd sind die Bildbeilagen, expressionistische Scherenschnitte und doch wieder mit einem Zuschnitt herkömmlicher Klarheit. Das Vorwort H. H. Ehrlers gibt ein scharfumrissenes Porträt des Dichters als eines echten Romantikers und Klassikers zugleich.

Deutsche Monatshefte für christliche Politik und Kultur. Unter Mitwirkung von Fachmännern und Politikern. Herausgegeben von Professor Dr. Karl Dunkmann u. a. Berlin SW 68, C. B. Greß. Halbjährlich ℳ 15.—

Das Doppelheft Mai-Juni 1920 enthält folgende Beiträge: Soziologie der Parteien von Karl Dunkmann, Leibniz als Politiker von Paul Ritter, die Eigenart der christlichen Gewerkschaften von Joseph Treffert, die Ethisierung der deutschen Schule von Gerhard Budde, Aus der Werkstatt der vergleichenden Religionsgeschichte von J. P. Steffes u. a.

Im Monatsreigen. Zwölf Monatsmärchen von Emma Böhmer, Margarete Bruch, Karola Petzker, Anna Plothow, Sophie Rheinheimer mit 12 Einführungsgedichten von Margareta Bruch und 8 farbigen Vollbildern. Berlin-Schöneberg, Franz Schneider.

Daß Märchenschöpfungen in Bild und Wort immer noch möglich sind, Märchenschöpfungen ohne den Meltau moderner Verstandeskälte, beweist aufs Glücklichste das vorliegende schön ausgestattete Werk, dem man zahlreiche Leserinnen wünscht.

Benediktinische Monatsschrift. Herausgegeben von der Erzabtei Beuron in Hohenzollern. Kunstverlag Beuron. Geh. ℳ 9.20

Aus der vorzüglich ausgestatteten Zeitschrift, die nicht bloß für Benediktiner und Freunde des Ordens bestimmt ist, hebe ich den tiefeindringenden vielsagenden Aufsatz Alois Mageres „Verinnerlichung des religiösen Lebens" hervor, der verdiente, in tausenden von Sonderabzügen im Volk und in der Geistlichkeit verbreitet zu werden. Man findet ihn im Mai-Juniheft des 2. Jahrgangs 1920. Auch die theologischen Gelehrten und die Spitzen der Hierarchie können aus ihm Erkenntnisse gewinnen.

Monnier, Henry' Geschichte des Spießbürgers. Berlin W 15, Axel Juncker. Geb. ℳ 10.80

Unter den bekannten Junckerbüchern ragt die köstliche Geschichte des Spießbürgers mit den ergötzlichen Bildern Monniers besonders hervor. Es wird viele Leser finden, ist doch der Schriftsteller nicht minder bedeutend als der Zeichner. Monnier, 1799 in Paris geboren, 1877 als greiser Schauspieler ebendaselbst gestorben, gehört zu jenen Mimen, denen selbst eine späte Nachwelt Kränze flicht.

Müller, Georg Hermann, Richard Wagner in der Mai-Revolution 1849. Dresden, Oskar Laube. Geb. ℳ 6.—

Mit vorliegender Abhandlung beginnt in zwangloser Folge eine Bücherreihe, in der sowohl Quellenveröffentlichungen, wie Darstellungen zur Dresdner Geschichte gebracht werden sollen. Ein besonders zugkräftiges Thema behandelt in vorzüglicher Weise der Ratsarchivar und Stadtbibliothekar Müller: Die Stellung Richard Wagners zu der von ihm durchgemachten Mai-Revolution.

Die deutschen Jesuiten in Indien

Geschichte der Mission von Bombay-Puna (1854—1920) Von A. Väth S. J. Mit 47 Bildern und 5 Kartenskizzen. 8°. Ungebd. Mk. 30.—. Gebd. Mk. 42.—.

Im Zusammenhang mit der verworrenen Vergangenheit und im Rahmen der indischen Umwelt schildert das Werk, das ganz auf der Höhe der geschichtlichen Forschung und Darstellung steht und deshalb dauernden Wert besitzt, die heldenhaften Anstrengungen deutscher Ordensleute, eine alte, vom Schisma zerrissene Herde zu retten und auf steinigem Boden eine Heidenkirche zu pflanzen. Reicher Bilderschmuck versetzt den Leser in die orientalische Welt und zaubert die großen Gestalten deutscher Glaubenspioniere aus der Vergangenheit ins Leben zurück.

Verlag Jos. Kösel & Friedrich Pustet
Kommanditgesellschaft, Verlagsabteilung Regensburg

Digitized by Google

Die Südmark / Von Joseph Papesch

„Die Südmark" ist eine alpenländische Monatsschrift für deutsches Wesen und Wirken und wird herausgegeben von der „Südmark", Bund der Deutschen zur Wahrung ihres Volkstums im In- und Auslande, Hauptleitung in Graz, Steiermark, Joanneumring 11.

Wir stehen im zweiten Jahre unserer Zeitschrift. Alles, was sich an guten und besten Kräften suchen und finden ließ in den Alpenländern, haben wir unermüdlich immer wieder aufgeboten und eingeladen zur Mitarbeit beim Bunde und bei der Zeitschrift. Manche winkten ab, viele kamen nur achselzuckend, lässig oder ungläubig und verloren sich wieder beim ersten scharfen Widerwind. Wir stemmten ihm die Schultern entgegen und strebten frischmutig und hartnäckig weiter. — Nun wird der Keil unseres Heerbannes schon breiter und tiefer, Widerstände weichen, wir reißen Säumige mit, wir dürfen immer Größeres wagen; sind nimmer die Zwerge, die sich in Winkeln ducken müssen. — Was wir wollen? Es ist schwer getan, doch leicht gesagt. Den reinen klaren Höhenweg in eine schöne deutsche Zukunft wandern und weisen. Uns aus den Sumpfniederungen dieser Gegenwart hinaufringen in die Helle einer seelisch-sittlichen Reinheit. Die Mittel dazu? Was ließ den Deutschen denn irre werden an seinem Wesen, wenn nicht, daß er die Wurzeln aus der Muttererde losriß oder sie absterben ließ in Unrast, fremder Gier oder Verachtung? Was ist schrecklicher als das Grauen der Ratlosigkeit und Verlassenheit, mit der wir in Frost und Finsternis starren? Wärme und Licht, Liebe und Treue, Zuflucht und Heim mußte dem Deutschen wieder geboten werden aus einem gütigen opferfreudigen Herzen. Nirgends anders kann der aus allen guten Bahnen einer geruhig-kraftvollen staatlichen und persönlichen Entwicklung geworfene Deutsche besser und sicherer Atem und Kraft wiederfinden als in der Heimat.

Diese ihm wieder mit allen Adern und Nerven tausendfach zu verketten, das ist die erste Aufgabe der „Südmark". Die zweite, die erst der vorhergegangenen Wert und Krönung gibt, ihm die Augen zu klären, daß er in liebevollem, inbrünstigem Schauen die ganze deutsche Welt umfassen, als sein Eigen, als die Stammwurzel seines Wesens erkennen, und Glück und Unglück der ganzen deutschen Gemeinschaft mitleiden und -freuen lerne, wie das Kind Leid und Freude der Eltern.

Unsere Mitarbeiter aus der Steiermark

Mit einem Steirerheft überrascht diesmal „Der Wächter" seine Freunde. Bedroht von Welschen und Slawen hat sich die eiserne Mark bis zum heutigen Tag als Bollwerk des Deutschtums im Süden behauptet und darum den Dank aller Deutschfreunde und Deutschgesinnten verdient. Auch den Wächtergenossen in den Niederlanden, in den skandinavischen Reichen und jenseits des Ozeans dürfte Kunde aus der Steiermark willkommen sein. Alle lebenden Mitarbeiter an diesem Heft sind Eichendorff-Bündler. Wir sehen daraus, wie kräftig und tief unsere romantische Bewegung gerade hier Boden gefaßt hat und wollen in späteren Heften ab und zu immer wieder der Deutschen in den Grenzmarken, in den Sudetenländern, in Danzig und Altpreußen, in den Rheinlanden usw. gedenken, indem wir überzeugt sind, damit der Zustimmung aller sicher zu sein.

Eine Reihe wertvoller Beiträge z. B. P. Otmar Wonischens „St. Lambrechter Holzkalender" mußte Raummangels wegen zurückgestellt werden, sie folgen jedoch bestimmt noch in diesem Jahre. Für heute sei kurz über das bisherige Leben und Schaffen der steirischen Beiträger berichtet, denen wir das schöne Heft verdanken. An ihrer Spitze steht, wenn auch in seiner Bescheidenheit äußerlich im Hintergrunde, Viktor von Geramb. Einem uralten obderennsischen, seit 1610 geadelten Geschlecht entsprossen, zählt dieser vielleicht bedeutendste geistige Schüler Wilhelm Heinrich Riehls den Freischarenführer und Romantiker Ferdinand Freiherrn von Geramb, der von Napoleon gefangen genommen worden war und als General des Trappistenordens in Rom 1848 starb, zu seinen nahen Verwandten. Wir hoffen über den seltsamen Mann, über den u. a. Wurzbachs biographisches Lexikon berichtet, demnächst Ausführliches aus der Feder seines Urgroßneffen bieten zu können. Geramb wurde am 24. März 1884 zu Deutsch-Landsberg in Steiermark geboren, promovierte 1907 bei Uhlirz in Graz zum Doktor der Philosophie, kam dann in die steirische historische Landeskommission und ans Joanneum, wo er 1911 die volkskundliche Abteilung gründete und heute das in eigenem Gebäude untergebrachte Bauernmuseum leitet. Studienreisen nach München u. a. brachten ihn mit führenden Männern der jungen volkskundlichen Wissenschaft wie Georg Hager in nahe Verbindung. Unter den Landsleuten fand er eifrige Helfer, den geistlichen Bauernpädagogen Steinberger, den musikalischen Volksliedforscher Zack usw. Die meisten treten uns ohnehin als Mitarbeiter an diesem Heft ent-

Digitized by Google

gegen. Wissenschaftlich beschäftigte sich Geramb besonders mit Hausforschung. Sein im Auftrag der Wiener Akademie in Angriff genommenes monumentales Werk „Die Rauchstube" liegt in der Handschrift vollendet vor. Für weitere Kreise bestimmt ist Gerambs wundersames Büchlein „Von Volkstum und Heimat" (Graz, Ulrich Mosers Buchhandlung), das als ein Evangelium des Wiederaufbaus gewürdigt zu werden verdient.

Fritz Gernot, der neben dem vielverdienten Grazer Kunstschriftsteller Schulrat Professor Ludwig Ritter von Kurz zum Thurn und Goldenstein als einer der Ersten in Graz das Banner Eichendorffs öffentlich entrollt hat, wurde 1892 in Graz geboren. Der Weltkrieg, der ihn als Artillerieoffizier nach dem Osten und nach Cattaro führte, unterbrach seine gelehrten Studien. Gleichwohl konnte er 1919 mit einer neue Ergebnisse zutage fördernden Untersuchung „Das deutsche Volksmärchen" (nach Grimm) das Doktorat der Philosophie erwerben. Gegenwärtig wirkt er als Direktor und durch zahlreiche öffentliche Vorträge an dem jungen rasch emporgeblühten seine Tätigkeit auf ganz Steiermark erstreckenden Volksbildungshaus „Grazer Urania".

Oskar Meister, Syndikus der Volksheilzentrale in Graz. Geboren 1885 in der mährischen Festungsstadt Olmütz als Sproß einer Journalistenfamilie. Nach Beendigung des Gymnasiums in Brünn betrieb er rechts- und staatswissenschaftliche Studien in Graz, hospitierte auch fleißig an anderen Fakultäten und verließ die Universität mit einer preisgekrönten Arbeit über „Wohnungsverhältnisse der Wiener Verkehrsarbeiter", 1908—1919 politischer Verwaltungsbeamter in seiner Heimat, richtete er in Brünn die Statthaltereibibliothek ein, war dann mehrere Jahre in Landstädten tätig; wiederholt ausgezeichnet, wurde er nach dem Umsturze gezwungen, seine Stelle ohne jedwede Abfertigung aufzugeben, weil er sein Volkstum nicht verraten wollte. Derzeit wirkt er als Leiter der wissenschaftlichen Abteilung und als Rechtsreferent an der Volksheilzentrale, einer werktätigen, internationalen Anstalt für Karitas und innere Mission in Graz. Meister hat sich seit seiner Jugend viel mit Literatur und Journalistik befaßt, viel in Bibliotheken und Archiven herumgestöbert und selbst verschiedene Blätter geleitet. Arbeitet gegenwärtig an einer Habilitationsschrift über „Wirtschaftliche, gesellschaftliche und rechtliche Stellung des Journalisten", um eine Dozentur für Zeitungswesen zu erlangen. Hauptarbeitsgebiet: Rechtswissenschaft, Wohlfahrtspflege, Lebenserneuerung (Antialkoholismus u. ä.).

Hans Pirchegger, geboren 1875 in Graz, daselbst Professor an der zweiten Staatsrealschule und Privatdozent für österreichische Geschichte an der Universität. Brachte einen großen Teil seiner Jugend in Marburg zu (1884—1894), wirkte als Gymnasiallehrer in Pettau (1900—1907) und lernte vor dem Kriege das ganze steirische Unterland auf zahlreichen Wanderungen kennen. Seine wissenschaftlichen Arbeiten sind vor allem der Heimatsgeschichte und der historischen Geographie gewidmet. Für den „historischen Atlas der österreichischen Alpenländer", den die Akademie der Wissenschaften in Wien herausgibt (1906, 1910, 1921), arbeitete er an den Karten der Steiermark, Krains und des Küstenlandes und verfaßte die „Erläuterungen" für die Steiermark und Istrien; für das gleiche Gebiet erschienen Untersuchungen in den „Mitteil. d. Instituts für österr. Geschichtsforschung" und im „Archiv für österr. Geschichte". Die Zeitschrift des Grazer historischen Vereines brachte neue heimatgeschichtliche Arbeiten, z. T. genealogischen, z. T. kirchengeschichtlichen Inhalts (1903—1920), die „Blätter zur Geschichte und Heimatkunde der Alpenländer" und der „Heimgarten" verschiedene Aufsätze (1910—1921). Im Vereine mit A. Mell gab er 1914 die „Steirischen Gerichtsbeschreibungen" heraus (histor. Landeskommission für Steiermark); 1920 erschien der erste Band seiner „Geschichte der Steiermark" (F. A. Perthes, Gotha). Als für die Friedensverhandlungen wissenschaftliches Material beigestellt werden mußte, wurde er Leiter der deutschen Schutzstelle für Untersteier und verfaßte Abwehrschriften und Karten (Das steirische Draugebiet; Die slowen. Ansprüche in Untersteiermark u. a. m.).

Der Dichter Max Mell erblickte 1882 zu Marburg an der Drau das Licht der Welt und lebt seit dem vierten Lebensjahr in Wien, ohne jedoch je den innigen Zusammenhang mit seiner steirischen Urheimat verloren zu haben. Er studierte unter Minor und Heinzel Germanistik und promovierte zum Doktor der Philosophie. 1904 erschien sein erstes Buch. „Lateinische Erzählungen" (Wiener Verlag). Es folgten: „Die drei Grazien des Traums" (Novellen, Leipzig, Inselverlag 1906). „Jägerhaussage" (Novellen, Gebr. Paetel, Berlin 1910). Im Münchener Musarionverlag: „Das bekränzte Jahr" (Gedichte 1911). „Barbara Naderers Viehstand", Novelle, 1914. „Gedichte", 1920. „Die Osterfeier", Erzählung in Versen, 1921. Schließlich „Das Wiener Kripperl von 1919", bei der Wiener Literar. Anstalt 1921. Das letztgenannte kleine Werk, einzig in seiner Art, kann ruhig den besten Schöpfungen der Nachkriegszeit beigezählt werden.

Mells Genosse in Apoll ist der 1867 in Eibiswald (Weststeiermark) geborene Arzt Hans Kloepfer. Durch seine weitausgedehnte Praxis bis in die Abendstunden beschäftigt, fand dieser Dichter von Gottes Gnaden, dessen „Glockenmärlein" allein, eine Perle unseres Heftes, neben dem Schönsten von Mörike und Eichendorff seinen Platz behaupten dürfte, bisher leider nur wenig Zeit zu literarischen Arbeiten. Deren größter Teil ist seit Jahren ortsgeschichtlichen Studien gewidmet. Die Aufsatzsammlung „Vom Kainachboden", her-

Digitized by Google

ausgegeben vom Verein für Heimatschutz in Steiermark, mit den entzückenden innigen Bildern von Emmi Singer (Graz, Ulrich Mosers Buchhandlung. 2. Auflage 1913) weist darauf hin, daß er auch als Erzähler Meisterwerke schaffen könnte. Hoffen wir, der zu Köflach wirkende dem Ruhm des Tages entrückte wahrhafte Poet werde als Lyriker wie als Epiker beim „Wächter" noch oft Einkehr halten!

Der St. Lambrechter Stiftskapitular P. Romuald Pramberger, geboren 1877 im romantischen Pechlarn, kam erst zu Beginn dieses Jahrhunderts in seine jetzige Heimat Steiermark, für deren nordwestlichen Teil er als Volksforscher, Schöpfer des mustergültigen Volkskunde-Museums von St. Lambrecht sich die größten Verdienste erwarb. Von 1905 bis 1910 verfaßte er ein zyklisches Werk über die Geschichte seines Stifts in acht Erzählungen, von denen „Lambertuszelle", „Marienminne" und „Pfleger auf Stein" gedruckt sind (Graz, Styria), 1911 wandte er sich der Volkskunde zu und sammelte mit Bienenfleiß als echter Sohn des hl. Benedikt Lieder, Sagen, Sitten, Redensarten, kurz alles, was obersteirisches Volkswesen angeht (bis 1921, 17 300 Notizen); auch noch Exzerpte aus den Stiftsarchivalien, das Volksleben betreffend. Seit 1915 arbeitet er alles materienweise aus und schreibt gegenwärtig an dem 17. Folianten (8 Bände Volkslieder, 2 Bände Sagen usw., 1 Bd. Reime, Tanzla, Redensarten, 1 Bd. Volksglaube und Siedlungsgeschichte, 1 Bd. Volksbrauch, 2 Bde. Volksmedizin, 1 Bd. Entstehung des ganzen behandelnd, 1 Bd. Volksschauspiel).

Der erfolgreichste unter den lebenden Dramatikern aus der Steiermark ist Bruno Ertler, auch er wie Pramberger ursprünglich ein Kind der lachenden Donaulandschaft, geboren 1889 zu Pernitz in Niederösterreich. Seines Vaters Vorfahren waren Bauern in der südlichen und östlichen Steiermark, die mütterlichen Ahnen Tuch- und Wagenmacher in Thüringen. — Im Kindesalter wirkten Vorführungen von Passions- und Krippenspielen, die dem Knaben das Theater zu allererst von der Bühnenseite zeigten, am nachhaltigsten. Später wandernde Komödianten. Ein Jahr Klosterschule bildete tief an der werdenden Seele. — Gymnasium zu Wiener-Neustadt und Graz, wo auch Hochschulstudien, die 1917 mit der Promotion zum Dr. phil. ihren Abschluß fanden. Reisen und längere Aufenthalte in Ägypten, der Westschweiz und auf einsamen Inseln im südlichen Meer waren lebendige Schule. Studien: Kunstgeschichte, Sprachwissenschaft und Philosophie. — Werke: „Der Glücksbecher", dramat. Märchen, 1910 (S. Fischer, Berlin). „Die tote Frau", eine Szene aus der Weinlese; gemeinsam mit J. F. Schütz, 1917. — „Heimkehr", Notturno, 1918 (beide Leykam in Graz). — „Wenn zwei das Gleiche tun . . .", drei Einakter (Amalthea-Verlag, Zürich, Leipzig, Wien), 1919. — In der Wiener Literarischen Anstalt: „Eva Lilith", Gedichte, 1919. „Die Königin von Tasmanien", Novellen, 1920. „Venus im Morgen", Novelle, 1920. „Venus, die Feindin", Novelle, 1920. — „Anna Iwanowna", ein Schauspiel (Österheld u. Co., Berlin, 1921). — Aufführungen der Theaterstücke auf deutschen und österreichischen Bühnen. Ertler lebt zurzeit in Graz als Schriftleiter, Theater- und Kunstreferent und Lektor an der Universität.

Prambergers jüngerer Ordensbruder P. Otmar Wonisch, geboren 1884 zu St. Anna am Aigen in Steiermark, studierte zunächst in Graz, dann in Innsbruck und Admont Theologie. Nach kurzer Seelsorgetätigkeit im Herbst 1909 schickte ihn sein Abt an die Wiener Universität, damit er sich dort geschichtlichen und kunsthistorischen Studien unterziehe. Als Mitglied des Instituts für österreichische Geschichtsforschung bereitete er sich auf seinen künftigen Beruf vor. Dazu ging er noch im Frühjahr 1912 nach Rom, wo er als Mitglied des Istituto Austriaco per studi storici Studien im Vatikanischen Archiv betrieb. 1912 wurde er zum Archivar und Bibliothekar seines Stiftes ernannt. Bald hernach erfolgte seine Bestellung als Korrespondent der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege und des k. k. Archivrates in Wien, 1917 wurde er außerdem zum Konservator der genannten Zentralkommission ernannt. Schriften in Buchform: Erinnerungsblätter an die Jubiläums- und Krönungsfeierlichkeiten in Maria-Zell 1907 und 1908 (St. Lambrecht, Selbstverlag des Stiftes 1909). — Versuch einer Bibliographie der Benediktinerabtei St. Lambrecht (St. Lambrecht, 1916). — Die Gnadenbilder Unserer Lieben Frau in Maria-Zell (Graz, Styria). — Die Gnadenmutter von Maria-Zell als Unsere Liebe Frau vom Siege (St. Lambrecht, 1917). — Das Pfarrarchiv und seine Ordnung. (Graz, Styria, 1919). — Josef Schröckenfuchs (Teufenbach, 1920). — Österreichische Kunstbücher: Das Benediktinerstift St. Lambrecht. (Wien, Ed. Hölzel, 1921, im Drucke). Seit 1914 Redakteur der Monatsschrift „Maria-Zeller Grüße" (Graz, Styria). Das Lebenswerk des ausgezeichneten Benediktinerpaters, dem „Der Wächter" nicht bloß die Wiedergabe der von ihm entdeckten Willehalm-Handschrift, sondern auch des St. Lambrechter Passionsspiels und eines wertvollen Holzkalenders verdankt — Raummangels wegen müssen wir den Beitrag bis zum Sommer d. Js. zurückstellen — steht noch aus.

Walther von Semetkowski, geboren 1886 zu Pettau in Untersteiermark, ein Schüler des Kunsthistorikers Strzygowski, promovierte 1909 zum Doktor der Philosophie, studierte sodann Architektur in München, war einer der Mitbegründer des Vereins für Heimatschutz in Graz, wo er noch heute als Mitglied des Landesdenkmalamts und Landeskonservator wirkt. Seine literarische Tätigkeit machte ihn auch weiteren Kreisen bekannt.

Digitized by Google

MACHOLL
-WEINBRAND
-LIKÖRE
MÜNCHEN

Münchener Möbel- und Raumkunst

Verkaufs-Ausstellung
‚Das behagliche Heim'

Rosipalhaus
Rosenstraße 3/ Rindermarkt 17

Bester Einkauf für Möbel,
kunstgewerblichen
Raumschmuck und Qualitätshausrat
Vollständige Wohnungseinrichtungen
Frei zugängliches christliches Haus

Das
1. deutsche Meßbuch

nach der neuesten Umarbeitung des kirchlichen Missale ist das im liturgischen Verlag von Friedrich Pustet in Regensburg erschienene

Meßbuch der katholischen Kirche

Lateinisch u. deutsch. Nach dem neuen römischen Missale des Papstes Benedikt XV. bearbeitet von Chr. Kunz. 18°. Auf Dünndruckpapier

In Leinwandband mit Rotschnitt Mk. 38.—
„ Halblederband „ Rotschnitt „ 47.—
„ Halbledererband „ Goldschnitt „ 54.—
„ Lederband „ Rotschnitt „ 59.—
„ Lederband „ Goldschnitt „ 68.—

Dieses neue Meßbuch, welches das römische Missale in deutscher und lateinischer Sprache vollständig wiedergibt, das auch alle Messen der Fastenzeit enthält, ist gegenwärtig

das einzige liturg. Werk für Laien

Verlag Parcus & Co., München, Pilotystraße 7

In unserem Verlage erschien:

Franz Trautmann

Heitere Städtegeschichten
Form. 16:20 cm in eleg. Pappb. M. 16.—

EPPELEIN VON GEILINGEN
mit den Originalillustr. Muggenthalers
Form. 16:20 cm in eleg. Pappb. M. 16.—

DIE GUTE ALTE ZEIT
Form. 16:20 cm in eleg. Pappb. M. 18.—

Trautmann, der bedeutendste Erzähler, den Altbayern im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat, erfährt hiermit die erste Sammlung seiner Werke. Als Meister der chronikalischen Novelle steht er würdig neben Brentano, Raabe und Storm. Die Ausgabe beginnt daher mit den schönsten und besten seiner kleinen Geschichtchen. Nicht nur jeder Literaturfreund, auch Schule und Haus werden das Unternehmen dankbar begrüßen, auf welches hiermit aufmerksam gemacht wird.

Digitized by Google

Mitteilungen des Eichendorff-Bundes

Eine neue Eichendorff-Legende?

Der „Deutsche Wappenkalender" (1921) mit bildlichem Schmuck vom Geschichtsmaler Gustav Adolf Cloß (Wortlaut und begleitende Erklärungen von Regierungsrat Dr. Bernhard Koerner), ein an sich sehr verdienstvolles, von uns bereits früher gewürdigtes Unternehmen des vorteilhaft bekannten Verlags C. A. Starke in Görlitz, enthält u. a. eine farbige Wappentafel „Eichendorff". Leider enthält der Begleittext eine Reihe von Fehlern, die zu berichtigen dringend nötig ist, damit zu den vielen alten Eichendorff-Legenden nicht noch eine weitere dazukommt. Wir begnügen uns mit der Feststellung der gröbsten Versehen:

1. Joseph Freiherr von Eichendorff ist nicht in Berlin, sondern in Neiße gestorben.
2. Er ruht nicht auf dem evangelischen Jerusalems-Kirchhof vor dem Halleschen Tor in Berlin, sondern auf dem Friedhof zu St. Jerusalem bei Neiße in Schlesien.
3. Vom Oktober 1810 bis Februar 1813 hielt sich Eichendorff in Wien auf, er dürfte daher wohl kaum 1811 in Berlin Fichte gehört haben.
4. An der Herausgabe der Sammlungen der Volksbücher und des Wunderhorns war Eichendorff nicht beteiligt.
5. Nicht 1819 wurde Eichendorff Hilfsarbeiter im Kultusministerium, sondern am 14. Oktober 1820.
6. Am 23. September 1824 kam Eichendorff als Oberpräsidialrat nach Königsberg.
7. 1840 ist Eichendorff nicht nach Danzig versetzt worden.
8. Seine Entlassung aus dem Staatsdienst erfolgte durch Ordre vom 30. Juni 1844.
9. „Der letzte Held von (nicht „der") Marienburg" erschien 1830, nicht „1838".
10. Die Familie Eichendorff wird zuerst 1237 urkundlich erwähnt (s. Gothaisches Geneal.-Taschenbuch der Freiherrl. Häuser).
11. Jakob von Eichendorff war nicht k. k. Oberst, sondern Rittmeister im Küraſſier-Regiment Jung.
12. Die Nachkommen Hartwig Erdmanns von Eichendorff bezeichneten den alten Herrenstand, nicht wie Dr. Körner fälschlich behauptet, mit dem Worte „Freiherr", sondern Hartwig Erdmann wurde am 10. März 1679, ausweislich der noch erhaltenen Originalurkunde, in den „alten Herrn- und Freiherrnstand" erhoben.
13. Hartwig Erdmann starb 1682 nicht als Oberstlandrichter, sondern als Landeshauptmann des Fürstentums Jägerndorf.
14. Die Güter Groß-Dubensko, Gieraltowiz und Ellgot-Gleiwitz kaufte Johann Rudolf Freiherr von Eichendorff im Jahre 1730, nicht 1738.

Die älteste Urenkelin des Dichters Eichendorff.

Am Tage Mariä Lichtmeß hat in Zoppot (Freistaat Danzig) die Vermählung der Freiin Elisabeth von Eichendorff, Tochter Seiner Exzellenz des Generalleutnants Hartwig von Eichendorff, mit dem Grafen Oskar von Strachwitz (Groß-Zauche und Kaminietz), Fideikommißherrn auf Hünern, stattgefunden.

Aus den örtlichen Eichendorff-Bünden.

Montabaur. Am 1. März fand sich eine ansehnliche Zuhörerschaft aus den verschiedensten Ständen im Festsaale des Gymnasiums unserer kleinen Stadt zusammen. Auch die heranwachsende männliche und weibliche Jugend war vertreten. Der Volksbühnenbund veranstaltete einen Eichendorff-Abend und frohe Erwartung strahlte aus aller Augen. Gern wollte

Digitized by Google

man in Dichters Lande gehen und für kurze Stunden die Trauer der Zeit vergessen. Und wer könnte uns schöner über die rauhe Wirklichkeit erheben als unser lieber Eichendorff mit seiner Sehnsucht, seiner Freude an Gottes schöner Welt, seiner opferfreudigen Vaterlandsliebe, seinem innigen Gottvertrauen! — In frohe und gehobene Stimmung versetzte uns schon gleich das Doppelquartett Mons Tabor mit dem Lied „Wem Gott will rechte Gunst erweisen", sowie Deklamationen einiger Schüler des hiesigen Gymnasiums. Dann bestieg Frl. Reichert, z. Zt. Lehrerin an der Höheren Mädchenschule, das Rednerpult. In formschönem, begeistertem und begeisterndem Vortrage führte sie uns den Dichter vor. Im ersten Teile sprach sie über den Begriff der Romantik und schilderte des Dichters Leben und seine Prosawerke, das Wesentliche ihres Inhaltes kennzeichnend. Im zweiten Teile befaßte sie sich mit seiner Lyrik, die ihn ja so recht volkstümlich gemacht hat. Während der Pause zwischen beiden Teilen trug das Doppelquartett tonrein und ausdrucksvoll Eichendorffs volkstümlichstes Lied: „In einem kühlen Grunde" vor. Herr Präparandenlehrer Beier sang, begleitet von Herrn Seminar-Musiklehrer Janisch, die beiden Lieder „Es zogen zwei Bursche" und „Es weiß und rät es doch keiner" mit seiner schönen Stimme vor. Wie die Einleitung, so bildete auch den Schluß das Doppelquartett, diesmal mit dem Gesang „Wer hat dich, du schöner Wald". Voll Freude über den genußreichen und erhebenden Abend, voll Dank für alle Mitwirkenden, die sich so selbstlos in den Dienst der guten Sache gestellt haben, begaben sich die Zuhörer nach Hause. Dies war der zweite von vier Vortragsabenden. Der dritte wird uns die Maler-Dichter Spitzweg, Richter und Schwind vorführen und das Interesse für die Romantik weiter pflegen.

Aus den Jugendgruppen des Eichendorff-Bundes.

Jugendgruppe Bensheim (Bergstraße). Der begeisterte Aufruf, durch den der Obmann der Fuldaer Eichendorffgruppe, Jos. Mazurowski, die Ortsgruppen Neudeutschlands im Hessengau zur Gründung romantischer Zirkel im Anschluß an den Eichendorff-Bund aufforderte, beginnt zu wirken. Als erster Erfolg hat sich am Konvikt in Bensheim a. d. B. eine 29 Mitglieder zählende Jugendgruppe zusammengeschlossen.

Anschrift der Gruppe: Rudi Köppler, Bensheim a. d. B., Konvikt.

Jugendgruppe Elberfeld. Anfang Februar dieses Jahres schloß sich auch hier im Industriegebiet eine kleine Jugendgruppe aus Neudeutschen, Quickbornern und anderen zusammen. Als regelmäßigen Monatsbeitrag setzten wir 75 ℳ fest, die teils für den „Wächter", teils zur Anschaffung von Büchern verwandt werden. In unseren Zusammenkünften besprachen wir z. B. Eichendorffs religiösen Entwicklungsgang, einige Kapitel aus Beßlers schönem Buche „Der junge Redner" u. a. Was wir ganz besonders erstreben, ist tatkräftige Arbeit für unsere Brüder und unsere eigene Weiterbildung.

Anschrift der Gruppe: Paul Hatwig, Elberfeld, Neue Gerstenstr. 22.

Jugendgruppe Klagenfurt. Eichendorffs Geist weht in allen deutschen Landen, vornehmlich aber im Süden, wo die Berge ragen und noch viel alter, rauschender Wald in den blauen Himmel träumt. An der Donau hat unsere Bewegung ihren Sitz. Jetzt reicht Österreichs Jugend aus der Alpengrenzmark an der Südbastion uns Reichsdeutschen die Hand. Willi Wühr, der Obmann von Weiden, hat in der Zeitschrift „Unsere Fahne" die Gründung von Eichendorff-Jugendgruppen angeregt. Die Konviktskongregation in Klagenfurt (Kärnten) ist als erste dem Rufe gefolgt. Durch eine von Wühr in Freising veranstaltete Sammlung wurden die geldlichen Schwierigkeiten der jungen Gruppe beseitigt. Ein herzlich Grüß Gott dem wackeren österreichischen Vortrupp! Mögen ihm viele Gruppen im Land der Donau folgen, auf daß alle Jugend deutschen Stammes, besonders in den Grenzlanden in Ost und West und Süd, geeint sei im heiligen Kampfe für unser Wesen und unsere Kultur!

Anschrift der Gruppe: Ernst Winkler, Klagenfurt i. Kärnt., Marianum.

Jugendgruppe Krefeld. Der literarische Zirkel der Ortsgruppe Krefeld des Verbandes Neudeutschland hat sich im Februar dieses Jahres als Jugendgruppe dem Eichendorff-Bund angeschlossen, um in eifriger Mitarbeit und treuem Erstreben seiner Ziele am großen Werk der geistigen Erneuerung mitzuarbeiten. Als Name wurde die Bezeichnung Literarischer Zirkel „Jung-Eichendorff" Krefeld festgelegt.

Anschrift der Gruppe: Willi Kaldenhoff, Krefeld, Prinz-Ferdinandstr. 36.

Jugendgruppe München-Gladbach. Das geistig sehr rege München-Gladbach in der rheinischen Grenzmark, wo eine der ältesten Ortsgruppen des Eichendorff-Bundes besteht und blüht, hat jetzt auch eine Jugendgruppe. Der unter der bewährten Leitung Herrn Dr. Saedlers stehende literarische Zirkel der dortigen Neu-

Digitized by Google

deutschlandgruppe hat sich unserem Bunde angeschlossen. Die Vereinigung kann schon auf schöne Erfolge zurückschauen und wird in Zukunft mit doppeltem Eifer ihre segensreiche Wirksamkeit ausüben.

Anschrift der Gruppe: Felix Mumbauer, München-Gladbach (Rhld.), Viersenerstr. 2a.

Jugendgruppe Reuß (Seminar). Am hiesigen Lehrerseminar haben sich auf Anregung unseres Kameraden Heinz Gräf etwa 15 Seminaristen zu einer Eichendorff-Jugendgruppe zusammengeschlossen. Der Herr Direktor unserer Anstalt war so liebenswürdig, uns einen Raum zur Verfügung zu stellen, wo wir uns alle 8 Tage zu ernster Arbeit und heiterer Geselligkeit versammeln. Abwechselnd spricht ein Mitglied über Romantik, romantische Dichter und andere literarische und kunstgeschichtliche Themen; daran schließt sich eine Aussprache. Die Musik kommt auch nicht zu kurz, da einige „Genies" der Vereinigung angehören. Wir gedenken eine kleine Bücherei anzulegen, vorerst aus dem Gebiete der Romantik.

Anschrift der Gruppe: Ernst Ridders, Krefeld, Südstr. 53.

Aufruf.

Die bis jetzt im Druck erschienenen Lieder des Komponisten Armin Knab sind noch wenig in die breitere Öffentlichkeit gedrungen, aber sie haben im einzelnen Hörer, in einzelnen Kreisen einen tiefgehenden und ganz ungewöhnlichen Nachhall erweckt. Diejenigen Freunde der Musik, die sich mit zunehmender Enttäuschung von einer Kunstübung abwandten, die zumeist in schwächlichem Epigonentum verflacht ist oder in hoffnungsloser Entartung sich selbst zersetzt, erblicken in seiner Kunst die Möglichkeit einer Wiedergesundung und den Anbruch einer Erneuerung des deutschen Liedes.

Noch harrt aber Armin Knabs Hauptwerk: Zwölf Gesänge zu Texten aus des Knaben Wunderhorn der Veröffentlichung. Nahestehenden, denen es vergönnt war, sie kennenzulernen, stimmen darin überein, daß diese Lieder den Gipfelpunkt seines bisherigen Schaffens bedeuten. Die Welt der mittelalterlichen Minne ist es, die hier mit dem ganzen Umkreis ihres gehobenen Erlebens, mit der stillen Glut religiöser Versenkung und der reinen Inbrunst weltlicher Hingabe eine neue zwingende Prägung, einen ergreifenden letzten Ausdruck gefunden hat. Es ist Ehrensache aller, die Armin Knabs Lieder kennen und in ihnen etwas von dem göttlichen Funken verspürt haben — der so herrlich unsere großen Meister des Liedes: Schubert, Schumann, Brahms und Hugo Wolf entzündete —, mitzuhelfen, daß dieses Werk nicht länger verborgen bleibe, sondern zu wirkendem Leben erweckt werde. Nicht um irgendwelcher persönlichen Förderung oder sonstigen Interessen willen, sondern einzig und allein in dem Glauben, daß es sich hier um eine Angelegenheit der deutschen Musik, der deutschen Kunst handle, haben sich die Unterzeichneten zusammengeschlossen, um in der jetzigen Zeit, da einer Veröffentlichung fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstehen, gleichwohl eine Herausgabe zu ermöglichen.

Es ist zunächst daran gedacht, eine Subskription zu veranstalten, um die nötigen Grundlagen hierfür zu schaffen. Der Subskriptionspreis des 40 Seiten starken Bandes soll 20 ℳ nicht übersteigen, während der Einzelverkaufspreis später wesentlich höher zu stehen kommen wird. Der Termin der Veröffentlichung hängt von dem Ergebnis der Subskription ab und wird später bekanntgegeben. Alles nähere ist zu erfahren durch Herrn Oskar Lang, München, Wagnerstr. 2/III.

Dr. med. Alex. Bittler, Scheidegg bei Lindau. Professor Martin Elsässer, Stuttgart-Köln. Dr. Ludwig Finckh, Gaienhofen. Dr. phil. Martin Knapp, München-Dachau. Dr. M.-G. Conrad, München. Diplom-Ingenieur Oskar Lang, München. Ernst Ludwig Schellenberg, Elgersburg. Studienprofessor Dr. Wallner, Rothenburg o. T.

Von Armin Knab sind bisher erschienen: bei Anton J. Benjamin, Hamburg: zwei Hefte Lieder, eine Auswahl; im Wunderhornverlag in München: ein Heft George-Lieder, zwei Hefte Mombert-Lieder; bei P. Papst, Leipzig: Kinderlieder, einzeln; im Speka-Verlag, Leipzig: Melodram „In Bulemanns Haus". — Einzelne Lieder erschienen in: Neue Musikzeitung, Kunstwart, Türmer, Wächter, Bergstadt, Frankenland, Heimatkunst, Gitarrefreund usw. — Aufsätze über Armin Knab: Westermanns Monatshefte, März 1913; Neue Musikzeitung 1919, Heft 5; Wächter 1920, Heft 1; Kunstwart 1920/21, Heft 1. — Armin-Knab-Abende fanden statt: Hamburg 20. April 1918, Stuttgart 17. Oktober 1919, München 27. April 1920.

Um weiteste Verbreitung dieses Aufrufs in Freundeskreisen wird gebeten.

Briefkasten.

G. v. L., Zoar bei Rothenburg in der Oberlausitz. Ihnen und vielen anderen, die den Preis der historisch-kritischen Eichendorff-Ausgabe zu erfahren wünschen, diene zur Kenntnis, daß Eichendorff-Bündler bei unmittelbarem Bezug durch den Verlag J. Habbel in Regensburg, Gutenbergstraße 17, für den etwa 500 Druckseiten umfassenden Band (nebst Kunstdruckbeilagen) in Ganzleinen bloß

Digitized by Google

12 ℳ zu entrichten haben. Im Ladenbuchhandel für Nichtmitglieder beträgt der Preis um die Hälfte mehr. Eichendorffs Briefe, Tagebücher, sowie seine historisch-politisch-biographischen Schriften sind weder bei Bong, noch bei Hesse u. Becker, noch bei Reclam oder dgl. zu finden, sondern ausschließlich in der großen Gesamtausgabe, die bei Habbel in Regensburg erscheint. Da diese nur sehr langsam vorwärts schreitet, so kann auch der Minderbemittelte sich allmählich in den Besitz derselben setzen. — Eine Abhandlung über Wilhelm Raabe ist für den nächsten Wächter-Jahrgang vorgesehen.

Anfragen, denen kein Rückporto beiliegt, werden künftighin bloß in dem jeden zweiten Monat erscheinenden „Briefkasten" beantwortet werden.

Neuerscheinungen:

Muckermann, Hermann, Neues Leben. Ethisch-religiöse Darlegungen. Erstes Buch: Der Urgrund unserer Lebensanschauung. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Geh. ℳ 5.60

Hermann Muckermann hat vor einiger Zeit in Stuttgart unter beträchtlichem Zulauf eine Vortragswoche über biologische Probleme abgehalten. Auch aus anderen Städten ist eine Einladung an den hervorragenden Gelehrten ergangen, so daß in weiten Kreisen das Bedürfnis nach Drucklegung der Vorträge wenigstens in den Hauptzügen laut wird, vor allem dort, wo eine mündliche Wiederholung ausgeschlossen erscheint. Die sehr gut ausgestattete Schrift bietet den Hauptinhalt des ersten Abends; sie behandelt den Sinn des Erdenlaufes im Licht der forschenden Vernunft und den ihr von der Metaphysik gezogenen Grenzen.

Muckermann, Hermann, Kind und Volk. Der biologische Wert der Treue zu den Lebensgesetzen beim Aufbau der Familie. 3. Aufl. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co.
Geb. ℳ 23.80

In zwei kleinen Bänden behandelt der geistreiche Naturforscher eines der wichtigsten Gegenwartsprobleme. Der erste führt den Titel „Vererbung und Auslese", der zweite heißt „Gestaltung der Lebenslage". Biolog und Seelenführer in einer Person weiß Muckermann die tiefsten Beziehungen und letzten Ziele unseres Menschendaseins aufzudecken.

Müller-Rüdersdorf, Wilhelm, Aberglaube und Volksmeinung im Isergebirge. Friedeberg, (Queis), Artur Dresler. Geh. ℳ 3.—

Für jeden Freund der Volkskunde wichtig und erfreulich zugleich!

Necke, Max, Deutsches Weihnachtsbuch. Eine Sammlung der wertvollsten poetischen Weihnachtsdichtungen. Mit Zeichnungen von R. Grimm Sachsenberg. Herausgegeben von der Literar. Vereinigung des Berliner Lehrervereins. Berlin-Schöneberg, Frz. Schneider.
Geh. ℳ 5.—

Trojan, Reinick, Christoph Schmid, Schenkendorf, Schanz, Droste-Hülshoff, Liliencron, des Knaben Wunderhorn usw., alte und neue Weihnachtslieder findet man da vereinigt und freut sich hier. Solche Schriften besitzen in ihrer Art unvergänglichen Wert.

Neumann, Hans, Deutsch-tschechisches und Tschechisch-deutsches Wörterbuch. Reichenberg, Paul Sollors Nachfolger. Geb. ℳ 16.—

Nach dem Vorbild der französischen, englischen usw. Taschenwörterbücher des Langenscheidtschen Verlags erhalten wir endlich das für uns Mitteleuropäer fast noch wichtigere tschechische Taschenwörterbuch. Man muß dem Unternehmen Lob spenden; es verdient nicht bloß bei den Anrainern in Sachsen, Bayern und Österreich, ja bei allen Deutschen, die mit Tschechen zu tun haben, Eingang zu finden. Je mehr Sprachen der Deutsche beherrscht, um so sicherer setzt er sich durch.

Nöldecke-Christaller, Helene, Die Liebe und der Tod. Ein Novellenkranz. Mit Bildern von Erika Nöldecke-Christaller. Gotha, Fr. A. Perthes.

Nach langem Schweigen erscheint soeben ein neues reifes Werk der Verfasserin, deren Künstlertum in den weitesten Kreisen keiner lauten Empfehlung bedarf und das eine große Gemeinde hat.

Pagés, Helene, Komm heiliger Geist! Eine Festgabe für Firmlinge. Mit fünf Bildern. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co.
Kart. ℳ 10.50

Schlagkräftige Lesestücke über das Wesen und die Segnungen der Firmung, biographische Erzählungen, fesselnde, zum Teil meisterhafte Geschichten und Bildbesprechungen zu klassischen Darstellungen der religiösen Kunst sind zu einer eindrucksvollen Gabe gesammelt.

Parkbücher. München, Parcus u. Co. Jedes Bändchen fein kartoniert ℳ 3.—

Unabhängig von den romantischen Bestrebungen des „Eichendorff-Bundes", aber der Würdigung literarischer Feinschmecker sicher, beginnt soeben eine reizende kleine Sammlung zu erscheinen, deren erste Bändchen gereiften und gebildeten Lesern durch ihre scherzende Anmut manche heitere Stunde bereiten dürfte: Gellerts Fabeln und Erzählungen, Wielands Urteil des Paris und die Wasserkufe, Jean Pauls Feldprediger Schmälzle und Aneas Silvio Piccolominis Euryalus und Lukrezia.

Digitized by Google

Parkbücher. Nr. 5/6: Schloß Rendezvous. Eine herbstliche Rokokogeschichte in Versen von Hans Freiherrn von Hammerstein. Mit Steinzeichnungen von Hugo Steiner-Prag. — Nr. 7: Lieder zweier Liebenden von Günther v. Goeckingk. Mit einem Nachwort von Fritz Gerathewohl. München, Parcus u. Co.

Payer, Julius, Bergfahrten. Erschließungsfahrten in den Ortler-, Adamello- und Presanella-Alpen. Herausgegeben von Wilhelm Lehner. Mit 21 Kunstbeilagen. Regensburg, G. J. Manz. Geh. ℳ 16.—

Ein klassischer Schriftsteller der Hochtouristik, der berühmte Forschungsreisende Payer, bietet auch heute noch jedem Naturfreund genußreiche Stunden. Das Buch, das zugleich ein literarisches Denkmal für den verdienten Geographen, Alpenforscher und Künstler darstellt, sollte nicht nur das Vollbürgerrecht, sondern einen Ehrenplatz in jeder alpinen Bücherei erhalten, denn man kann keine Seite aufschlagen, ohne eine Fülle des Anregenden in so flüssiger Weise zu finden, daß sich auch der Laie mit vollem Genusse dem freudvoll stimmenden Ton des Gebotenen widmen kann. Mit Klängen der Bewunderung wird jeder das Andenken Payers bedecken und dem berufenen Herausgeber Dank wissen.

Pesch, Christian, Unser bester Freund. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Geb. ℳ 15.—

Eine hauptsächlich für katholische Prediger im Junimonat sehr geeignete und empfehlenswerte Quelle erbaulicher Literatur.

Pestalozzi, Wie Gertrud ihre Kinder lehrte. Einführung und Erläuterungen zusammen mit dem Text von 1801 herausgegeben von Edmund Abb. Nürnberg, Friedrich Korn. Geh. ℳ 10.—

In Erkenntnis der großen Schwierigkeiten, die das vollkommene Erfassen des pädagogischen Hauptwerks von Pestalozzi schon aus sprachlichen Gründen bietet, hat Abb den Versuch unternommen, uns mit dem berühmten Text auch einen eindringenden Kommentar zu bieten. Der Versuch scheint auf das glücklichste gelungen und wird vor allem in Lehrerkreisen dankbare Beachtung finden.

Pocci, Franz, Graf, Die Zaubergeige. Ein Märchendrama. Hartenstein im Erzgebirge (Sachsen), Erich Matthes. Geb. ℳ 4.—

Als Sonderausgabe des 41. Zweifäusterdrucks stellt sich uns des unvergeßlichen Pocci liebreizende kleine Komödie in neuem Gewande dar. Die Zeichnungen sind von A. P. Weber.

Pocci, Franz, Graf, Das Eulenschloß. Ein mit unglaublicher Zauberei vermischtes Drama in vier Aufzügen. Hartenstein im Erzgebirge, Erich Matthes. Geh. ℳ 2.50

Pranckh, Hans von, Der Prozeß gegen Graf Arco-Valley. München, J. F. Lehmann. Geh. ℳ 2.15

Graf Arco, der vielen als bayerischer Wilhelm Tell erscheint, muß aus seiner Zeit und seinen Verhältnissen verstanden werden. Unter diesem Gesichtspunkt wird auch derjenige, der seine Tat an sich nicht billigt, die Hinwegräumung des aus dem Osten zugereisten Tyrannen in einem neuen Lichte sehen. Pranckhs Schrift trägt zu dieser Erkenntnis wesentlich bei und besitzt historischen Wert.

Rehbein, Artur, Rheinische Schlendertage. Mit Bildern, Buchschmuck und Deckelzeichnung von Ernst Liebermann und einer Vorsatzzeichnung von Fritz von Wille. 3. Aufl. Köln a. Rhein, Hourtsch u. Bechstedt.

Sachliche Kenntnis und gemütvoller Plauderton zeichnen das schmucke Büchlein aus, das vom Rheinland erzählt, als es noch frei und glücklich war. Jetzt aber soll es die Sehnsucht nach Wiederkehr der goldenen Tage wach erhalten und so mitarbeiten an der Wiedergeburt der versunkenen, aber nie vergessenen deutschen Herrlichkeit. R. v. Studins im gleichen Verlag erschienenes kleines Prachtwerk „Bilder vom Rhein" (in bestem Vierfarbendruck) kann immer noch bezogen werden. Es sei auf das wärmste als Reise- und Festgeschenk empfohlen.

Reisert, Karl, Deutsches Kommersbuch. 12. Aufl. Historisch-kritisch bearbeitet. Mit einem Titelbild. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Geb. ℳ 20.—

Im Zeichen Ludwig Richters begrüßt uns die wertvolle Sammlung zum zwölften Male. Die 42 neuen Lieder, darunter Perlen echt volkstümlicher Dichtung und Sangeskunst, sind auch als Sonderabdruck einzeln zu haben. (Geh. ℳ 1.80.) Im ganzen erscheinen 800 Gesänge vereint.

Rickert, Heinrich, Die Philosophie des Lebens. Darstellung und Kritik der philosophischen Modeströmungen unserer Zeit. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. ℳ 20.—

Ohne mich in eine Auseinandersetzung mit dem für jeden Fall anregungsreichen Werk einzulassen, gebe ich die Titel der einzelnen Kapitel, die u. a. Bergson, Darwin, Nietzsche, Scheler usw. in den Umkreis ihrer Betrachtung ziehen: Das Leben als Modebegriff — Die modernen Lebensphilosophen — Die Prinzipienlosigkeit der intuitiven Lebensphilosophie — Lebensform und Lebensinhalt — Das biologistische Prinzip— Älterer und neuerer Biologismus — Kritik des biologischen Relativitäts- und Wertprinzips — Der Kampf gegen das System — Leben und Kultur — Das Recht der Lebensphilosophie.

Digitized by Google

In anderm Zusammenhang wird über das Buch des bekannten Heidelberger Philosophen einiges zu sagen sein, vor allem von entgegengesetztem Standpunkt.

Ringelmann, Richard, Die Bayerische Volkspartei. Ein Handbuch für die Wählerschaft. München, Generalsekretariat der Bayerischen Volkspartei. Geh. ℳ 8.—

Niemand, der sich für die Geschichte des deutschen Volkes im Revolutionszeitalter interessiert, kann an dem Werk achtlos vorübergehen. Die wichtigste und führende Partei Bayerns wird in ihrer Entstehung und Entwicklung, ihrem Programm und ihren ersten Taten eingehend gewürdigt. Das mehrseitige Sachregister gibt allein schon Kunde von dem reichen Inhalt des Buches, das sich über den Charakter einer bloßen Parteischrift erhebt und daher auch beim Gegner gerechte Anerkennung erwarten darf. In neun Hauptteilen erfährt das Verhältnis der Bayerischen Volkspartei zum neuen Bayerischen Staat, zum Bayerischen Volk, zur Bayerischen Staatsverfassung, zum Bürgerlichen Leben, zur Wirtschafts- und Sozialpolitik, zum Heer- und Finanzwesen, sowie zur Kulturpolitik scharfe Beleuchtung.

Rueß, Anselm, Der Junkers Schelmuffsky wahrhaft kuriose und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande. Nach Chr. Reuter für die Jugend wiedererzählt. Berlin-Schöneberg, Franz Schneider. Geb. ℳ 20.—

Eines der berühmtesten Literaturdenkmale des 17. Jahrhunderts erfährt hiemit seine jugendliche Auferstehung. Die Ausgabe ist in jeder Hinsicht gelungen. Die acht farbigen Vollbilder von E. W. Kallen besitzen künstlerischen Wert und verdienen besondere Anerkennung.

Deutsche Rundschau. Herausgegeben von Rudolf Pechel. Berlin, Gebr. Paetel. Vierteljährlich drei Hefte. Geh. ℳ 15.—

Zu den vornehmsten, reichhaltigsten und geistig hochstehendsten deutschen Monatsschriften zählt zweifellos die alte „Deutsche Rundschau", die in unverwelklicher Frische bald das hundertste Semester ihres Bestandes wird feiern können. Der soeben vollendete 183. Vierteljahrsband bietet eine Reihe wichtiger Beiträge, als da sind: Marie v. Ebner-Eschenbach und Julius Rodenberg, ein Briefwechsel, herausgegeben von Anton Bettelheim, Die französische Revolution von Friedrich Wieser, Die konservativen Staatstheoretiker von J. P. Buß, der Briefwechsel von Paul Heyse und Fanni Lewald, herausgegeben von Rudolf Göhler, Friedrich Hölderlin als religiöser Lyriker von Otto Frommel u. a. Arbeiten historisch-politischer, volkswirtschaftlicher und rein literarischer Natur, sowie zusammenfassender Monatsübersichten.

Rundschreiben Benedikts XV. vom 30. November 1919 „Maximum illud" (im lateinischen Urtext und deutsch). Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Geh. ℳ 2.80

Ruville, Albert von, Die Kreuzzüge. Bonn am Rhein, Kurt Schroeder. Geh. ℳ 25.20

Ein Werk aus der Feder des Hallenser Geschichtsforschers begrüßt man stets voll Spannung und dankbarer Freude. Zu seinen besten Leistungen zählt die jüngste Geschichte der Kreuzzüge, die als 5. Bd. der „Bücherei der Kultur und Geschichte" erschienen ist. Schade nur, daß der Verfasser die hervorragende Untersuchung von A. Herzog, Die Frau auf den Fürstenthronen der Kreuzfahrerstaaten (Berlin, E. Ebering 1919) anscheinend nicht kennen gelernt hat.

Saint-Simon, Die Memoiren des Herzogs von. Übersetzt von Hans Floercke. Mit einer Würdigung Saint-Simons von Sainte-Beuve und einem Nachwort des Herausgebers 3. Bd. Mit 36 Bildbeilagen. München, Georg Müller. Geh. ℳ 26.—

Ein berühmtes Werk der Memoirenliteratur findet hiemit seinen Abschluß. Es wird später an anderer Stelle zu würdigen sein.

Schen-Rieß, Helene, Dänische Volksmärchen. Für Kinder ausgewählt. Mit Bildern von Mela Köhler. Wien, Schulbücherverlag.

Solch köstliche Perlen findet man nicht alle Tage.

Schigut, Eugen, Die Frage der Bewertung der Vermögensbilanz im Lichte der Vermögensabgabe. Wien, Waldheim-Eberle. ℳ 1.—

Schimmelmann, Graf Arnd, Die Lebensgeschichte eines Katers. Mit elf farbigen Bildern von Sonne Waldow von Wahl. Berlin, Winckelmann u. Söhne. Geh. ℳ 3.—

Eine köstliche Buschiade für groß u. klein.

Schmaltz, Hans Gotthard, Lose Blätter aus der Mappe des Anwalts. Scherz und Ernst. Bad Rothenfelde (Teutoburger Wald), Joh. Georg Holzwarth.

Wie alle Bändchen der „Kulturbilder aus dem Rechtsleben", so wirkt auch Nr. 3 auf Kopf und Zwerchfell in gleicher Weise anregend. Was täte unsere Zeit, wenn sie nicht Schriftsteller von der Art eines Hans Gotthard Schmaltz besäße! Genius der Biedermeierzeit, sei uns willkommen bei der Wiedergeburt unserer Tage!

Schmid, Christoph von, Die Ostereier — Der Weihnachtsabend. (Gerlachs Jugendbücherei.) Wien, Gerlach u. Wiedling.

Wenige unserer Jugendklassiker leben so festgewurzelt in den folgenden Geschlechtern weiter wie der berühmte Augsburger Dom-

Digitized by Google

herr Schmid. Der von Emil Hofmann besorgte Neudruck zeichnet sich vor allem durch seine hervorragende Illustration aus. Die entzückenden Bilder rühren von Ferdinand Staeger her.

Schneller, Karl, Gedichte. Leipzig, L. Staackmann.

Ein um seinen Gott und seine Muse Ringender schenkt uns eine poetische Erstlingsgabe voll Stimmung, Farbe und Duft. Wir werden seine Entwicklung gern verfolgen.

Schön, Friedrich, Geschichte der deutschen Mundartdichtung. 1. Teil: Vom Ende des 16. Jahrh. bis zu den niederdeutschen Klassikern. Freiburg im Breisgau, Ernst Fehsenfeld.

Eine solche Übersicht hat uns bisher gefehlt. Daß sie vor allem ober- und mitteldeutsches Literaturgut berücksichtigt, bedeutet nur einen Vorzug, da dieses leider noch immer weniger bekannt ist als das niederdeutsche. Möge recht bald der zweite Teil erscheinen!

Schoenfeld, Hans, Im Schatten Kleists. Ein Gegenwartsroman. Leipzig, Fr. W. Grunow. Geb. ℳ 26.—

Aus dem preußisch-sächsischen Großstädtleben ringt sich ein Mensch empor, mit allen Schwächen und Vorzügen einer eigenartigen Persönlichkeit, die sich zunächst für einen wiedergeborenen Heinrich von Kleist hält, schließlich aber sich selbst entdeckt und an der Hand einer liebenden Frau und eines Kindes glücklich wird. Romantische Phantasie und romantische Gemütsfülle erheben die spannende Handlung zu einem Kunstwerk.

Scholz, Heinrich, Der Unsterblichkeitsgedanke als philosophisches Problem. Berlin, Reuther u. Reichard. Geh. ℳ 5.—

Nicht nur Berufsphilosophen sondern auch die Gebildeten sollten die kleine Schrift lesen, die von der Metaphysik des Todes ausgeht; die platonische Begründung und die Kantische Kritik der Unsterblichkeitsbeweise behandelt, alte und neue Umformungen des Unsterblichkeitsgedankens erörtert und den Mut aufbringt, ihn bis ans Ende zu verfolgen.

Schüttler, Horst, Malthus. Ein Roman der Zukunft. Leipzig, L. Staackmann.

Schriften des Schillerbundes. Berlin, Gustav Ziemsen. Geb. je ℳ 4.— bis ℳ 6.—

Vier stattliche Bändchen leiten das großzügig gedachte Unternehmen vorteilhaft ein: 1. Kommt „Friedrich Hölderlin, der Dichter des Ideals", mit einer Auswahl seiner schönsten Schöpfungen zu Wort. — 2. Gibt Felix Lorenz eine Auslese deutscher Romantiker unter dem Titel „Der Garten der Romantik" (auch Eichendorff erscheint vorzüglich vertreten). — 3. Gibt es ein „Schillerbuch". — 4. Stellt Gerhard Budde „Die großen Denker der Menschheit" zusammen. An diesem letzten Band wäre freilich allerlei auszusetzen.

Schwarz-Weiß-Kunst der neudeutschen Künstlergilden. Sonderdrucke aus dem Greifenkalender 1920. Greifenverlag, Hartenstein in Sachsen. Mappe ℳ 5.—

Nicht alle der dargebotenen Bilder nicht gleichwertig, aber die Mappe ist so reich, daß man die minderen ruhig überblättern kann und noch immer einen erhebenden und beseligenden Genuß davonträgt. Willi Geißlers „Wolke", Elisabeth Kellermanns „Muttergottes", Dore Mildes „Heidewind", Hans Spitzmanns „Heimkehr" gehören zu den stimmungsvollsten Zeichnungen, nicht zu vergessen, die Kinderfilhouette des frühverstorbenen Rudolf Sievers.

Steinmetz, Bernard Michael, Lieb und Leid der Marianne Mertes. Eine Volkserzählung aus der Eifel. Paderborn, Junfermann. Geh. ℳ 2.20

Wer die überbildeten Romane von Viebig und Lambrecht kenn, wird mit dankbarer Freude einen wirklichen Volkserzähler der Eifel wie Steinmetz begrüßen. Hier haben wir ein Buch, das nicht die Schale, sondern den Kern der Heimat erfaßt, den der Geist und die Sache mehr gelten als der Effekt des Wortes, ein echtes Volksbuch, kein gekünsteltes.

Stern, Fried, Main-Spessart-Rhön. 16 farbige Zeichnungen. Mit Einleitung vom Künstler. (3. Heft der Bilder aus der „Heimat", herausgegeben vom Jugendschriftenausschuß zu Frankfurt a. Main.) Marburg an der Lahn, N. G. Elwert. Geh. ℳ 6.—

Blätter gleich den vorliegenden bedeuten nicht bloß einen künstlerischen, sondern auch einen patriotischen Gewinn. In Zeiten des Zerfalls und Zerfahrenheit begrüßt man doppelt gern alles, was bindet und eint, aufrichtet und erfreut. Wir begrüßen zugleich einen neuen Meister der Graphik.

Steven, Maria Stanisla, Gott und die Wahrheit. Lebensbild der Konvertitin und Benediktineroblatin Agnes Freifrau von Herman, geb. von Nelberg-Wettbergen. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Geh. ℳ 3.50

Die Darstellung ist schlicht und lebenswarm und liest sich leicht und angenehm. Manche der Charakterzüge und eingeflochtenen Beispiele werden ihren tiefen Eindruck und ihre anregende Kraft auf das Gemüt der Frauenwelt nicht verfehlen.

Stieler, Karl, Ein Winteridyll. Nürnberg, C. Koch. Geb. ℳ 4.—

Stifter, Adalbert, Die Mappe meines Urgroßvaters. Reichenberg, Sudeten. Deutscher Verlag Franz Kraus. Geh. K 8.—

Ein glücklicher Gedanke, die neue „Sudetendeutsche Bücherei" mit einem Meisterwerk

Digitized by Google

des großen Böhmerwalddichters zu eröffnen! Die Ausgabe folgt der zweiten Fassung.

Musikalische Stillehre in Einzeldarstellungen. 1. Bd. Die Zauberflöte. Eine Operndramaturgische Studie von H. W. v. Waltershausen. — 2. Bd. Der Freischütz. Ein Versuch über die musikalische Romantik von demselben. — 3. Bd. Das Siegfried-Idyll oder die Rückkehr zur Natur von demselben. München, Hugo Bruckmann. Geh. je ℳ 5.—

Man mag sich zu den eigenwüchsigen Anschauungen des Verfassers stellen wie immer, sicher wird jeder mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Gedankengängen folgen und aus seinen inhaltsreichen Schriften vortreffliche Anregungen empfangen.

Stirner, Max, Über Schulgesetze (1834). Mit einer Einführung von Rolf Engert. Dresden-Tolkewitz, Verlag des dritten Reiches, Toeplerstraße 3/I.

„Über Schulgesetze" ist die früheste Arbeit Stirners; sie erscheint hier zum erstenmal in vollständigem wortgetreuen Abdruck nach der Handschrift, während sie bisher nur in ganz geringfügigen Auszügen aus Mackays Selbstbiographie bekannt war. Der Herausgeber leitet damit seine Sammlung „Neue Beiträge zur Stirnerforschung" ein.

Strobl, Karl Hans, Der Attentäter. Roman. Leipzig, L. Staackmann.

Strobls liebenswürdig-leichte Art, schwierige Probleme in eine gefällige Form zu kleiden, ist bekannt; sie bewährt sich auch hier, wo er selbst dem Humor zu seinem Recht verhilft.

Ströbel, Heinrich, Die deutsche Revolution. Berlin W 57, Potsdamerstraße 57, Firn-Verlag. Geh. ℳ 19.50

Der deutsche Sozialismus besitzt wenig journalistische Charakterköpfe. Zu diesen wenigen zählt Ströbel, der ehem. Vorwärts-Leiter, Abgeordnete und Revolutions-Ministerpräsident. Es wird daher auch der Gegner sein jüngstes Werk beachten und dabei manches, auch wenn er es ablehnt, anregend dargestellt finden.

Kleine Texte für Vorlesungen und Uebungen. Herausgegeben von Hans Lietzmann. Bonn am Rhein, Marcus u. Weber.

Es war ein außerordentlich glücklicher Gedanke, Studierenden und Professoren die wichtigsten oft recht schwer oder überhaupt nicht zugänglichen Quellen historischen und theologischen Inhalts aus dem Schatz aller Kulturvölker des Erdballs in billigen, vor allem für Hochschulübungen wertvollen Heften zu erschließen. Ich nenne hier bloß einige Nummern zum Beweis der Reichhaltigkeit dieser unschätzbaren Sammlung: Schillers Anthologiegedichte (93), Luthers Geistliche Lieder (24/25), Ciceros Rede für Milo (71), Die geltenden Papstwahlgesetze (85), Alte Einblattdrucke (86) usw.

Thomae Hemerken a Kempis, De imitatione Christi Edidit Mich. J. Pohl, Friburgi Brisgauorum, sumptibus Herder (Freiburg, Herder). Geh. ℳ 8.80

Wer das berühmteste Erbauungsbuch aller Zeiten, die sowohl Katholischen wie Evangelischen gemeinsame „Nachfolge Christi" im lateinischen Urtext lesen will, der greife nach der wohlfeilen wissenschaftlichen Ausgabe Professors Pohl.

Thormann, Werner E., Karl Immermann und die Düsseldorfer Musterbühne. Herausgegeben von Bühnenvolksbund. Geschäftsstelle Frankfurt a. Main. Innsbruck, Tyrolia.

Sehr glücklich entwickelt sich die Reihe der Bundesschriften B V B. Die volkstümliche Darlegung Thormanns eröffnet die neue Reihe: Vom Spielplan der deutschen Bühnen.

Die Tradition. Wochenschrift für preußische Politik und monarchische Staatsauffassung. Herausgeber Franz Sontag. Berlin SW 48, Wilhelmstraße 9, Verlag der Tradition. Jährlich ℳ 60.—

Lehrreich für Freund und Feind enthält jedes Heft der deutschnationalen Wochenschrift Beiträge von allgemeiner Bedeutung. So Nr. 9: eine fesselnde Betrachtung über Skaggerak von Vizeadmiral Hollweg, eine Analyse des Friderizianischen Geistes von Arwaker, eine Erörterung des Begriffs „Germanen" (Name und Volkstum) von Ludwig Wilser u. a. Artikel, darunter eine scharfe Ablehnung des blasphemischen „Weißen Heilands" von Gerhart Hauptmann aus der Feder des frühverstorbenen Karl Storck.

Die „Uebung" der Mutter Klara Fey, Stifterin der Genossenschaft vom armen Kinde Jesus. Eine Anleitung zum Leben in dem Gott unserer Altäre. 7.—9. Aufl. (20.—30. Tausend.) Mit einem Titelbild. Freiburg im Breisgau 1920, Herder. Kart. ℳ 4.—

Zu neuen Ufern. II. Band. Herausgegeben von Adelheid Jastrow u. Paul Gärtner. Berlin-Schöneberg, Franz Schneider. Geb. ℳ 25.—

Dem verheißungsvollen zu Weihnacht 1919 erschienenen Erstlingsband folgt nun der zweite, in der Ausstattung sowie im Inhalt gleich hervorragend. Namen von gutem Klang finden wir unter den vielen männlichen und weiblichen Beiträgern, die uns über die Wandlungen in der Berufswahl der Frau, die Frau in der Politik, die neue Reichsverfassung und die Grundrechte der Frauen u. dgl. unterrichten. Die prächtigen Federzeichnungen, die den Aufsatz „Das deutsche Dorf" schmücken, verdienen besondere Anerkennung.

Digitized by Google

Mitteilungen des Eichendorff-Bundes

Aus den örtlichen Eichendorff-Bünden.

Breslau. Für Mittwoch den 4. Mai hatte die Breslauer Ortsgruppe ihre Mitglieder und Freunde zu einem Vortragsabend in den Musiksaal des Pianofortemagazins von J. Großpietsch eingeladen. Der Vorsitzende, Privatdozent Dr. Heckel, konnte in der einleitenden Ansprache rühmend hervorheben, daß der gute Besuch der Veranstaltung von reger Teilnahme und eifriger Werbetätigkeit der Mitglieder ein erfreuliches Zeugnis ablege. Der Abend war vornehmlich der Legendendichtung Clemens Brentanos gewidmet, und dementsprechend trugen auch die übrigen Darbietungen einen feierlich stimmungsvollen Charakter. In einem großangelegten Vortrage, „Der Geist der Legende bei Clemens Brentano" führte Studienrat Dr. Klapper aus, wie die lange vergessenen Legenden des Mittelalters durch Brentano zu neuem poetischem Leben erweckt wurden, und zeigte an der Hand der Romanzen von Rosenkranz die zahllosen in diese Dichtung verwobenen alten Legendenmotive auf: von der Kindheit Jesu, Marienwunder, Teufelssage und die reichhaltige Überlieferung der Dominikaner Bolognas, auf der wesentlich das Werk aufgebaut ist. Den rezitatorischen Teil des Abends hatte Dr. Friedrich Castelle aus Münster übernommen, der vor kurzem als Schriftleiter der „Bergstadt" nach Breslau übergesiedelt ist. Castelle erwies sich als Sprecher von nicht gewöhnlicher Gestaltungskraft und starkem Ausdrucksvermögen. Im ersten Teile seiner Darbietungen bot er in engem Anschlusse an den einleitenden Vortrag eine Auswahl der dort gewürdigten Dichtungen. Die stärksten Eindrücke hinterließen das stimmungsvolle Gedicht „Der Meister der Blumen" aus des Knaben Wunderhorn und der Abschnitt „Biondetta im Theater" aus den viel zu wenig gekannten Rosenkranzromanzen. Im weiteren Verlaufe des Abends gelangten kleinere Dichtungen von Arnim und Eichendorff zur Wiedergabe, die eine gleiche seelisch erhobene Stimmung festhielten. Zum Schlusse sang Frau Gertrud Reißmüller tonschön und mit inniger Beseelung eine Reihe von Liedern aus dem Gebiete romantischer Empfindungswelt. Sie traf ebenso die schalkhafte Naivität zweier Wunderhornlieder von Mahler wie den ernsteren Ton gesteigerten Gefühlslebens in Gesängen von Wolf und Heckel auf Texte von Eichendorff und Mörike. Reicher Beifall lohnte sämtlichen Mitwirkenden, und die Ortsgruppe durfte wieder eine Anzahl neu eingetretener Mitglieder buchen.

Aufruf.

Der „Rheingauer Verkehrsverein" hat ein Preisausschreiben für ein Lied zur Verherrlichung des Rheingaus erlassen. Neben seinem hervorragendsten Naturprodukt, dem Wein, sollen vor allem die Naturschönheiten, kulturelle Bedeutung und die Bewohner des Rheingaus in dem Lied gefeiert werden. Es muß volkstümlich gehalten und leicht komponierbar sein. Jede Einsendung ist mit einem Kennwort zu versehen und dieses Kennwort hat auch auf dem Briefumschlag zu stehen, in dem der Name und Wohnort des Verfassers enthalten ist. Die preisgekrönten Gedichte werden Eigentum des Rheingauer Verkehrsvereins. Nicht preisgekrönte Lieder können gegen Einsendung des Portos zurückverlangt werden.

Endtermin für die Einsendung ist 1. September 1921.

Die Preise bestehen in Weinen edelster Rheingauforten und Weinerzeugnissen (Sekt und Kognak erster Firmen), und zwar sind vorgesehen: ein I. Preis mit 100 Flaschen, zwei II. Preise mit je 50 Flaschen, zwei III. Preise mit je 30 Flaschen. Außerdem kommen noch 10 Trostpreise zu je 10 Flaschen zur Verteilung. Die Einsendungen zur Preisbewerbung sind zu richten an Lehrer Usinger-Rüdesheim, Vorsitzender des Rheingauer Sänger-Bundes oder an Pfarrer

Digitized by Google

Th. Zentgraf, Presberg, Post Lorch am Rhein.

Preisrichterkollegium besteht aus den Herren:
Landrat Dr. Mülheus-Mittelheim,
Fabrikant Albert Sturm-Eltville,
Lehrer Usinger-Rüdesheim,
Pfarrer Zentgraf-Presberg,
Komponist Schauß-Wiesbaden.

Neuerscheinungen:

Verdaguer, Jacinto, Der Traum des hl. Johannes. Deutsch von Kl. Commer. Münster in Westfalen, Alphonsus-Buchhandlung (A. Ostendorff).

Eine Herz-Jesu-Dichtung aus dem mystischen Katalonien.

Uxkull, Lucie Gräfin, Der Irisbogen. 7 Novellen. Berlin-Schöneberg, Franz Schneider. Geb. ℳ 15.—

Frauliche Bücher, von Frauen geschrieben, sind heutzutage erst recht selten. Hier ist eines, und wir wollen ihm dankbar sein. An den hysterischen Verrenkungen literarischer Mannweiber haben wir übergenug.

Verkade, Willibrord, Die Unruhe zu Gott. Erinnerungen eines Maler-Mönchs. Mit einem Bildnis. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Geh. ℳ 5.80

Hermann Bahr schreibt in seinem „Tagebuch" am 13. Oktober 1917 aus Beuron: Pater Willibrord Verkade, von dem das schöne Bild in der Döblinger Karmelitenkirche ist, läßt mich die Geschichte seiner Konversion lesen. Sie hat vor anderen derlei Schriften das voraus, daß, während Bekehrungen sonst meistens, wenn nicht gerade aus Verzweiflung, doch durch Enttäuschung, Überdruß und Ratlosigkeit erfolgen, es hier ein urgesunder, lebensfrischer, lebensfroher, fast lebenstoller, von der Schönheit der Erde dankbar erfüllter Jüngling, ein behaglicher, derber kraftstrotzender Holländer, die gemeine Menschheit um einen Kopf überragend, voll in Saft, mit leuchtenden Augen, ein ungewöhnlich begabter Maler, von den Problemen seiner Kunst aufgeregt und jugendlich gewiß, sie zu bewältigen, ein ganz erdenfester Mensch also, dem das Leben nichts schuldig geblieben, der nicht an sich irre, der nicht durch unerfüllte Sehnsucht oder vergebliches Bemühen mürbe geworden, einer, der gar keinen Knacks hat, ein wahres Sonntagskind, ein aufrechter, hochgemuter, selbstgewisser Mann ist, den nun doch in aller Lust des Erdenglückes das Pochen einer seltsamen, niemals zu stillenden, geheimnisvoll mitziehenden Unruhe nicht verläßt, bis er, zunächst ohne selbst noch recht den Grund zu wissen, auf einmal zur Kirche, bis er ins Kloster gefunden hat. Zu jenen landläufigen Konversionen aus Mißgeschick, Ekel oder Übermüdung können Weltmenschen schließlich nur sagen: „Armer Kerl! Da bleibt einem freilich kaum was anderes übrig, wer weiß, ob ich da nicht auch —? Aber vorderhand ist's ja mit mir Gott sei Dank, noch nicht so weit!" Hier aber wird auch, wer fröhlich noch ganz im Irdischen steckt und sich der lieben Sonne freut, doch nachdenklich und ahnt, daß es noch ein anderes Glück gibt, über das der Erdenkinder hinaus. Und vielleicht trägt manch einer auch Verlangen und lernt auch den Segen jener Unruhe kennen, der Unruhe zu Gott! Die Seligkeit, das tiefe Glück, den heitern Herzenstrost des Glaubens hat mich kaum ein anderes Buch unserer Zeit je so rein, so stark empfinden lassen; es hat die Luft einer Messe von Haydn. Und ist überdies nebenher auch noch eine kleine Kunstgeschichte der Gegenwart. Verkade kam 1890 nach Paris, in dem Augenblick, als dort eben den jüngsten Impressionisten der Impressionismus problematisch zu werden begann. Er trat in den Kreis Gauguins ein, befreundete sich mit Denis, Sérusier und ging nach Pont-Aven. Meier-Graefe hat die Zeit im ersten Band seiner „Entwicklungsgeschichte" geschildert, freilich mehr in ihrer technischen als in ihrer geistigen Bedeutung. Gerade von dieser gibt Verkade das lebendigste Bild; man glaubt die jungen Leute zu sehen in ihrer künstlerischen Not, ebensosehr von Ungewißheit gequält wie von ihrer unerschütterlichen Zuversicht! Und merkwürdig ist auch, wie da schon, ihnen noch ganz unbewußt, das was jetzt Expressionismus heißt, in ihnen spukt. Verkade hat Skizzen aus jener Zeit, die wie von gestern aussehen oder von morgen. Das wäre was für Westheims „Kunstblatt".

Vesper, Will, Wiesenmännchens Brautfahrt. Mit Bildern von Karl Großmann. Oldenburg, Gerhard Stalling. Geb. ℳ 20.—

Mit Stallings Bilderbüchern tritt ein neuer Typus auf den Plan. Das hervorstechendste Merkmal bildet die außerordentliche Farbenfreude und dabei doch wieder ausgesprochen künstlerische Anordnung von Bild und Wort in ästhetischer Harmonie. Vespers anmutigliebes Versbuch kann als Musterbeispiel der jüngsten Entwicklung auf diesem Gebiet gewertet werden.

Bayerischer Volks- und Hauskalender 1921. Augsburg, Haas u. Grabherr. Geh. ℳ 4.50

Ein ideales Unternehmen, das weiteste Verbreitung verdient, wenn es sich auch auf die bayerischen Landesgrenzen beschränkt statt die weiteren des bayerischen Stammes zu ziehen. Peter Dörfler, von Johannes

Digitized by Google

Eckardt unterstützt, leitet es, so daß es nicht bloß volkstümlichen, sondern auch dauernden literarischen Wert, besitzt.

Walterbach, C., Leo XIII. und die Arbeiterfrage. Rundschreiben vom 15. Mai 1891. Nach der Ausgabe Eckard. 4. Aufl. mit zwei Kunstbeilagen. München, Pestalozzistraße, Leohaus. Geh. ℳ 8.—

Über die Bedeutung der berühmten Arbeiterenzyklika braucht hier kein Wort verloren werden. Die in jeder Hinsicht vorbildliche Ausgabe verdient weiteste Verbreitung.

Watzlik, Hans, Aus wilder Wurzel. Roman. Leipzig, L. Staackmann.

Zu den stärksten urwüchsigsten Begabungen des Staackmannschen Verlags zählt der Deutschböhme Watzlik. Sein neuestes Werk hat den gewaltigen Dreißigjährigen Krieg zum Hintergrund. Bauern im Urwald suchen fernab vom Getriebe der Welt ihr Schicksal zu zwingen, heldenhaft-heidnische Gestalten, mit übermächtigen Sinnen, und doch voll Not, unsäglicher Not. Nur der kräftige Wille zum Leben hält sie aufrecht.

Deutsches Weihnachtsbuch. 2. Bd. Erzählungen und Märchen. Zusammengestellt von Max Necke. Mit Zeichnungen von Richard Grimm-Sachsenberg. Herausgegeben von der Literarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins. 11. bis 30. Tausend. Berlin-Schöneberg, Franz Schneider. Geh. ℳ 7.—

Quickborn und Schatzhalter zugleich ist das freundliche Büchlein, zu dem Paula Oehmel, Charlotte Niese, Adolf Schmiehammer, Hermine Villinger, Wilhelm Fischer, Hermann Löns aus ihrem Besten beigesteuert haben.

Wenck, Lene, Das singende Meer. Novelle. Leipzig, Gustav Schloeßmann. Geh. ℳ 8.—

Fesselnd und gestaltungskundig weiß die Tochter des bekannten Marburger Kunstgelehrten zu erzählen; sie ist den „Eichendorff-Bündlern" keine Unbekannte und wird mit ihrem poetischen Erstling gerade in diesen Kreisen willkommen geheißen werden.

Wolf, Alexander, Praktischer Lehrgang der Harmonielehre. Dresden, Kommissionsverlag C. A. Klemm. Zwei Teile.

Auf streng wissenschaftlicher Grundlage, dabei leicht faßlich, als Lehr- und Lernbuch sehr zu empfehlen, hat das kleine Werk bereits am Konservatorium in Dresden amtlichen Eingang gefunden. Es bleibt zu wünschen, daß auch andere Konservatorien das Wolfsche Buch ihrem Unterricht in der Harmonielehre zugute kommen lassen.

Wolfsensberger, William, Narren der Liebe. Skizzen und Gedanken aus dem Nachlaß. Zürich, Schultheß u. Co.

Mit dem frühverstorbenen Schweizer Dichter ist eine hervorragende Begabung von uns geschieden, die einen Platz in der Literaturgeschichte verdient. Auch die vorliegenden Miniaturen aus seiner Hinterlassenschaft bestätigen den guten Eindruck seines ersten poetischen Auftretens. Ehre dem Andenken Wolfensbergers!

Wolpert, Leo, Die einzige Seele. Sonntagslesungen. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Geb. ℳ 9.50

Geschickt und kunstvoll und doch zugleich schlicht und anmutig wird jedesmal ein tiefer Gedanke aus dem Sonntagsevangelium ausgedeutet, wobei die Schätze der Heiligen Schrift, der Kirchenväter, der Geistesmänner ebensogut wie die der Geschichte, eigener und fremder Erfahrung, der Natur und Dichtung reichlich verwertet werden.

Zimmermann, Adolf, Vorfrühling 1920. Aus den Tagen der Kappschen Wirren. Berlin SW Hedemannstraße 12, Verlag der Deutschen Zeitung.

Die Verlagsstelle deutet die Richtung der übersichtlich und kräftig geschriebenen Broschüre an; ihr Inhalt erhellt aus dem Titel.

Zupitza, Julius, Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen. Chemnitz, Wilhelm Gronau.

Zum Selbstunterricht für jeden Gebildeten, sowie für Kandidaten des höheren Lehramts auf diesem Gebiet das Beste. Die 11. verbesserte Auflage hat Professor Dr. Franz Nobiling besorgt.

Zurkinden, Odilo, Wie der Herr so gut gewesen. Erzählungen aus Christi Zeit. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Geh. ℳ 2.80

Des Benediktinerpaters Zurkindens kleines Geschichtenbuch wird frommen Seelen Freude bereiten. Die ästhetische Form ist schön und einladend, der innere Gehalt edel und rein.

Zuth, Joseph, Simon Molitor und die Wiener Gitarristik. Wien, Anton Goll.

Wir besitzen aus der neueren Musikgeschichte nur wenige Schriften, die eine so weitreichende Bedeutung auch vom kultur- und literarhistorischen Standpunkt besitzen wie die vorliegende. Gelegentlich meiner Eichendorff-Biographie werde ich auf die wichtige Arbeit zurückkommen, behandelt sie doch einen Meister der Alt-Wiener Gitarristik, dessen Blütezeit mit dem Aufenthalt unseres Dichters in Wien zusammenfällt.

Arbeit — Liebe — Religion. Prophetisches Manifest. Regensburg, Türkenstraße 3/I, Verlag „Der weiße Reiter".

Das hübsch ausgestattete, eigenartige Büchlein klingt in dem Satz aus: „Ich, der ich nicht kenne Arbeit, liebe Religion — Ich, der ich bin Arbeit, liebe Religion."

Aus Eichendorffs Heimat. Wald- und Landschaftsstimmungen aus Oberschlesien mit

Digitized by Google

Sprüchen aus Eichendorffs Liedern. Gleiwitz, Heimat-Verlag Oberschlesien. Geb. ℳ 18.—

Das prächtige Album, dessen Reinertrag dem Verband oberschlesischer Volksbüchereien zugute kommt, verdient Anerkennung und weite Verbreitung. Es sind auch Postkarten-Reihen von den Aufnahmen erhältlich.

Bab, Julius, Die deutsche Kriegslyrik. Stettin, Norddeutscher Verlag für Literatur und Kunst. Geb. ℳ 12.—

Als übersichtliche Zusammenfassung wichtig, wenn auch nicht vollständig und leider ohne Register, ist das Buch anderseits recht parteiisch. Paul Lingens z. B. als „besseren Dilettanten" abzutun, geht nicht an. Jakob Kneip ist ihm selbst dem Namen nach unbekannt. Ernst Lissauer natürlich wird überschätzt.

Baluschek, Hans, Enthüllte Seelen. Mit Zeichnungen des Verfassers. 3. Aufl. Berlin, Hoffmann u. Campe.

Der bekannte Künstler ist als flotter epischer Skizzenzeichner noch nicht so bekannt wie mit Pinsel und Palette. Das vorliegende Geschichtenbuch spielt in Berlin oder hängt zumindest mit Berlin auf das innigste zusammen Erlebnisse, Erinnerungen, Eindrücke und Stimmungen um die Jahrhundertwende sind darin festgehalten.

Barbusse, Henri, Klarheit. Roman. (Europäische Bücher.) Zürich, Rascher u. Co.

Die Kunst des feurigen Franzosen ist bekannt. Seine leidenschaftliche Art des Erzählens feiert auch hier wieder ihre Triumphe. Der neueste Barbusse spielt gleichfalls in der Kriegszeit.

Barth, Rosa, Wesen und Wert der Handschriftenkunde. Mit zahlreichen Handschriften hervorragender Persönlichkeiten. Stuttgart, Mimir-Verlag.

Ein Leitfaden der Graphologie, die heute im Zeitalter der Dokumentenfälschung mehr denn je an Bedeutung gewinnt.

Bartsch, Rudolf Hans, Ewiges Arkadien. Roman. Leipzig, L. Staackmann.

Was Schiller von den Donauphäaken sagt, gilt auch von den Helden des Österreichers Bartsch; ethisch sind sie es immer noch trotz der Revolution.

Batzer, Maria, Schwarzwaldkinder. 2. u. 3. Aufl. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Geh. ℳ 12.—

Karl Sigrist-Stuttgart hat den Bilderschmuck zu dem für das jugendliche Alter von ungefähr 10—13 Jahren bestimmte Buch geliefert. Der Künstler sagt selber, daß dieses liebe, frohe Ding zu schmücken ihm wirklich viel Freude gemacht habe, schon im Gedanken, seinem Buben dieses kleine Buch mit recht schönen Bildern unter den Christbaum legen zu können. Man fühlt, wie der Künstler mit dabei war, und so sind denn auch die schlichtkernigen Bilder ganz auf den Geist des Buches eingestellt.

Becker, Hermann Joseph, Eberhardsklausen in Vergangenheit und Gegenwart. Trier, Exerzitienhaus Manresa.

Auch Wallfahrtsorte haben ihre Romantik, das rheinländische Eberhardsklausen erst recht. Was Becker von der uralten Abtei zu erzählen weiß, ist nicht bloß geschichtlich lehrreich, sondern fesselt auch das Gemüt des Lesers aufs innigste.

Die Bergstadt. Monatsblätter, herausgegeben von Paul Keller. Breslau, Bergstadt-Verlag W. G. Korn. Jährlich ℳ 60.—

Verheißungsvoll eröffnet den 9. Jahrgang (Oktober 1920) Paul Kellers jüngster Roman „Ansorge", eine Geschichte aus Altenroda. Paul Knötel behandelt „Oberschlesien, das Land und seine Bevölkerung", wobei auch Eichendorff erwähnt wird, ebenso in Karl Marilauns Tagebuch von einer österr. Reise „Was uns blieb". Damit ist der reiche Inhalt des reich illustrierten ersten Heftes natürlich nicht im entferntesten ausgeschöpft.

Berichte von der Entdeckung Perus. (Insel-Bücherei Nr. 301.) Leipzig, Insel-Verlag. Geb. ℳ 3.50

Fesselnd erscheinen Schilderungen von Augenzeugen und Mitkämpfern aneinandergereiht, Berichte aus dem Englischen des C. R. Markham, die Hermann Sommer verdeutscht und bearbeitet hat.

Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen. Herausgegeben von Otto Hellinghaus. 2. u. 3. Bd. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Geb. je ℳ 8.50

Zum alten Lob der schönen Sammlung braucht kein neues Wort mehr hinzugefügt zu werden, auch anläßlich der Neuauflage nicht, ist sie doch in weiten Kreisen beliebt und geschätzt. Der 2. Bd. enthält Fouqués „Undine", Kleists „Bettelweib von Locarno", Mörikes „Lucie Gelmaroth", Tiecks „Lebens Überfluß", Stifters „Bergkristall", Halms „Marzipanliese". — Der 3. Bd. Hoffmanns „Fräulein von Scuderi", Eichendorffs „Schloß Durande", Drostes „Judenbuche", Gotthelfs „Elsi", Mörikes „Mozart auf der Reise nach Prag".

Binding, Rudolf G., Legende von der Keuschheit (Insel-Bücherei Nr. 302). Leipzig, Insel-Verlag. Geb. ℳ 3.50

Auf Gottfried Kellers Ton gestimmt!

Bonin, Elsa von, Die Versuchungen des Herzens. Roman. Jena, Landhaus-Verlag. Geh. ℳ 9.—

In mancher Hinsicht eine Erinnerung an den Grafen E. v. Keyserling.

Digitized by Google

Mitteilungen des Eichendorff-Bundes

Aus den örtlichen Eichendorff-Bünden.

Brünn. Am 16. Juli fand die diesjährige Hauptversammlung statt. Der Bund veranstaltete im abgelaufenen Vereinsjahre einen Vortragszyklus, an dem sich Archivdirektor Dr. V. Bretholz, Museumsdirektor J. Leisching, Musikschriftsteller K. L. Heidenreich, Prof. Dr. A. Mayer, Schulrat E. Soffé und Senior der evangelischen Gemeinde Dr. R. Zilchert (Prag) beteiligten und der bei den Zuhörern viel Anklang fand. Dr. Zilchert hielt dann im Februar 1921 einen sehr stark besuchten zweiten Vortrag ab. Auch ein Autorenabend (Eugenie Wolf — Josef Reif) kam zustande; der zahlreiche Besuch bewies, daß sich diese Seite der Vereinstätigkeit im Publikum werktätiger Unterstützung erfreut. — Der neugewählte Vereinsausschuß besteht aus: Soffé (Obmann), K. L. Heidenreich (Obmann-Stellvertreter), Dr. H. Ekstein (Schriftführer), K. Postal (Säckelwart), Prof. Dr. A. Mayer, Elisabeth Soffé, K. Valazza, Dr. M. Mrasek (Beiräte), O. Redlich und Ed. Humburg (Außerordentliche Beiräte), Hofrat J. Kosch und Thiem (Revisoren). Der Brünner Eichendorff-Bund zählt gegenwärtig 59 wirkliche Mitglieder und 2 Ehrenmitglieder (Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Kosch und Schulrat Emil Soffé).

Wiesbaden. Auch in der schönen Bäderstadt zu Füßen des romantischen Taunusgebirges hat sich eine Ortsgruppe des Eichendorff-Bundes gebildet. Der junge Bund will, ehe er in größeren Veranstaltungen an die Öffentlichkeit treten wird, alle vierzehn Tage (Montags, Luisenplatz 8 p.) in einer Arbeitsgemeinschaft zusammentreten, um den romantischen Gedanken in gegenseitiger Anregung und Aussprache zu pflegen. Am 30. Mai wurde ein Vortrag „Über Romantik" gehalten und Leo Weismantels Legende „Fürstbischof Hermanns Zug in die Rhön" vorgelesen, am 14. Juni wurde über „Reine Lyrik und Romantik", illustriert an Gedichten alter und neuer Zeit, gesprochen. Für die weiteren Abende, die im August wieder einsetzen werden, ist ein reichhaltiges Programm alter und moderner Dichter und Künstler in Vorbereitung. Alle Freunde der Romantik, die mithelfen wollen, unserer materialistischen Kultur ein Gegengewicht zu schaffen, besonders die Bezieher des Wächters sind herzlich willkommen. Auch der Enkel Eichendorffs, Karl Freiherr von Eichendorff, ist Mitglied unseres örtlichen Bundes.

Vorläufige Anschrift:
W. Krohmann, Wiesbaden
Klarenthalerstr. 4 I.

Freilichtspiele auf dem Hohentwiel.

Den geräumigen Burghof der Hohentwielruine bei Singen (am Bodensee) beschritten in drei sonnerfüllten Tagen mittelalterlich bunte Figurinen. Die „Siegfriedtragödie" des Hans Sachs wurde hier von der Akademischen Wanderbühne München, deren künstlerischer Leiter dem „Eichendorff-Bund" angehört, uraufgeführt. Der Meistersinger baute um den Heldenjüngling „Seyfried" eine Folge locker hinfabulierter Bilder, ohne eigentliche dramatische Entwicklung, gab aber den einzelnen Szenen durch eindeutig fromm gekerbte Figuren scharfe Geprägtheit. Dem Mangel an inneren Spannungsmomenten half die dramaturgisch kluge Bearbeitung von Egon Schmid (Kammerspiele München), der auch die Spielleitung innehatte, soweit als möglich nach. Der hinreißend junge Siegfried von Hans Schlenk (Staatstheater Kassel) trug die eindrucksvolle Aufführung. Als Satirspiel folgte die vom gleichen Bearbeiter ausgegrabene „Aristotelestomödie" („Die Königin Persones reitet auf dem Philosophen Aristoteles" lautet der originale Titel), die ohne Zweifel dem Besten anzureihen ist,

Digitized by Google

was Sachs geschrieben hat. Eine Linienführung von erstaunlicher Schlagkraft, eine Entdeckung! Die Darstellung des Schwankes fegte in sprühendem Tempo vorbei. So galt den (trotz des sommerlich heißen Bergaufstiegs) ausgezeichnet besuchten Spielen starker Beifall.

M. R.

Ein romantischer Wappenkalender ist auch im neuen Jahrgang der bestbekannte Münchener Kalender für das Jahr 1922, der soeben in der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg zum Preis von M. 8.— pro Stück erschienen ist. Wuchtig wirken die neuen Wappen, die Professor Otto Hupp mit Meisterhand gefertigt hat. Die Aufmachung ist trotz der Schwierigkeiten der Zeit die gleich schöne geblieben. Ganz hervorragend präsentiert sich das große Wappen der Landgrafen von Hessen und als Fortsetzung der zahlreichen früheren Wappen deutscher Adelsgeschlechter folgen nachstehende heraldisch durchaus richtige im besten Farbendruck ausgeführte Wappen: Adelsheim — Andrian — Arnswaldt — Burgsdorff — Gaisberg — Gutenberg — Knobelsdorff — Redwitz — Schönfeldt — Schonstätt — Thüngen — Waldenfels. Jedes dieser herrlichen Wappen ist ein farbenvollendetes Kunstwerk und so bildet auch der 38. Jahrgang des Münchener Kalenders in seiner eigenartigen, schmucken Aufmachung ein herrliches Wappenalbum, das wie seine Vorgängerinnen ganz darauf angelegt ist, neben Belehrung und Kunstfreude das ganze Jahr über wirklichen Genuß zu spenden. Die erklärenden Beschreibungen unterrichten zuverlässig über die Stammesfolge. Auch der Kleine Münchener Kalender in sehr bequemem Taschenformat (Preis M. 2.—) ist in schöner Ausstattung erschienen. Möchten sich zu den zahlreichen Freunden dieser in ihrer Art einzig dastehenden Kalender recht viele neue im In- und Ausland hinzugesellen. Der Preis ist für die heutigen Verhältnisse ungemein billig. Für jeden Heraldiker, Wappenfreund und -Maler sind diese Kalender, insbesondere auch die früheren Jahrgänge, als unerschöpfliche Fundgrube bester Vorlagen unentbehrlich.

H.

Neuerscheinungen

Bleyler, Johannes Maria, Das kleine Ordensbuch der Tertiaren des hl. Franz von Assisi. Saarlouis, Hausen, Verlagsgesellschaft.
Geb. ℳ 3.40

Die Verehrung des hl. Franz ergreift immer weitere Kreise, nicht allein die streng Gläubigen. Unter diesen Umständen wird ein Büchlein wie das vorliegende, das einen Auszug aus dem großen Ordensbuch enthält, überall willkommen sein, wo man dem großen Weltapostel huldigt.

Bolc, Nikolaus, Kaspar Röust. Eine Erzählung in Bildern aus der Renaissance und Reformation. Zürich, Orell Füßli. Geb. ℳ 15.—

Zum 400. Jahresfest der Protestanten Zwinglischen Bekenntnisses erschienen, will das Buch in beredter Sprache die Sache Zürichs verherrlichen. Plastisch wirken die Illustrationen des Buchschmuckzeichners A. Balmer.

Bregendahl, Marie, Eine Todesnacht. Erzählung. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Marie Dietz. München, A. Langen. Geh. ℳ 9.—

Brütting, Horst, Wichtelmannshausen. Das lustige Zwergenstädtchen. Bilder und Verse. Nürnberger Bilderbücher-Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg. Geb. ℳ 15.—

Von der bezaubernd schönen Aufmachung abgesehen, ist auch der Inhalt vorzüglich geeignet, auf unsere Kinderwelt im Sinne der Romantik einzuwirken.

Bruggen, C. J. A. van, Das zerstörte Ameisenreich. Eine Phantasie (Europäische Bücher). Zürich, Max Rascher.

Aus dem Holländischen übersetzt von Elsa v. Hollander.

Kleine Bücherei Ungleich. Leipzig, Talstraße 1, F. Ungleich.

In reizendem Sedez-Quart-Format rückt eine Reihe unterhaltsamer, hübsch ausgestatteter Bändchen moderner Erzähler auf den Plan, von denen die meisten in ihrer Richtung bekannt sind, so daß sich eine Kritik erübrigt. Nr. 1 enthält die kulturhistorische Novelle „Posthalter und König" von Gerhard, Nr. 2 die Erzählung „Jens Sventrup, der Vogelwärter" von Haarhaus, Nr. 3 die Skizzen „Rauchbilder" von Schubart. Nr. 4 und 5 stehen gegenüber den erstgenannten zurück. Die Federzeichnungen sind gefällig. Der Preis beträgt ungefähr je 5—6 ℳ.

Bulcke Karl u. a., Schönes Rheinland und andere Novellen. Essen, W. Girardet.
Geb. ℳ 3.75

Das gute und dabei sehr billige Bändchen enthält eine Reihe Meistergeschichten von Sohnrey, Vesper, Helene Hirsch, Bulcke usw.

Bungerz Alexander, Wie sammelt man Briefmarken? Reich illustriert. München, Sammler-Woche. Geb. ℳ 4.50

Für anfangende Briefmarkensammler oder solche, die es werden wollen, die beste moderne Einführung.

Digitized by Google

Campe, Joachim Heinrich, Robinson der Jüngere. Bearbeitet von H. Stickelberger. Mit 12 Originalzeichnungen von Herbert Ritli. Bern, Verein zur Verbreitung guter Schriften. Geb. Fr. 2.20

In unverwelklicher Frische prangt Campes Robinson, ein Buch, das zu den besten und beliebtesten der ganzen Jugendliteratur aller Völker und Zeiten zu rechnen ist. Die treffliche Ausgabe, mit Auslassung der vielen Gespräche, wird nicht bloß in ihrem Ursprungsland, der Schweiz, sondern auch anderswo Verbreitung finden.

Casanova, Giacomo, Begegnungen u. Abenteuer in der Schweiz. Erinnerungen, ausgewählt und neu herausgegeben von René Prévot. Mit zeitgenössischen Stichen. Basel, Rhein-Verlag. Geb. ℳ 15.—

Denkschrift der am 18. und 25. April 1920 gewählten deutschen Abgeordneten u. Senatoren des deutschen parlamentarischen Verbandes der tschecho-slowakischen Nationalitätenversammlung an den Völkerbund, betreffend die Verletzungen der Minderheitsschutzbestimmungen des zwischen den alliierten und assoziierten Hauptmächten einerseits, der tschecho-slowakischen Republik anderseits abgeschlossenen Vertrages von St. Germain en Laye vom 10. September 1920, herausgegeben über Auftrag des deutschen parlamentarischen Verbandes von der deutschpolitischen Arbeitsstelle in Prag. Reichenberg in Böhmen, Sudetendeutscher Verlag.

Deutschland, wir kommen! Stimmen aus dem geistigen Deutschösterreich für den Anschluß an Deutschland. Halle an der Saale, Richard Mühlmann.

Bei der mehr als kühlen Haltung gewisser norddeutscher Kreise, die aus wirtschaftlichen und konfessionellen Gründen vom Anschluß nicht viel wissen wollen und daher jeden elementaren Ausbruch zum Unterschied von der seinerzeit lebhaft gepflegten Burenbegeisterung unterdrückt haben, muß die völkische Hingabefreudigkeit der Österreicher besonders anerkannt werden.

Deutschnationaler Zeitweiser 1921. Herausgeber Emil Glauber d. J. Görlitz, Görlitzer Nachrichten.

Erflossen aus einer einheitlichen völkischpolitischen Weltanschauung bekundet der vornehme, nun schon zum zweitenmal erschienene große Abreißkalender ein starkes Ziel, die tägliche Ertüchtigung des nationalen Willens angesichts der zahllosen Sinnsprüche, Weckrufe und Niederschriften hervorragender Führer, die sich hier ein Stelldichein geben. Der Dichter Emil Hadina und ein Porträt Hergts eröffnen den Reigen.

Distelis Kalender, Der Anti-Philister. Herausgegeben von Jules Coulin. Basel, Rhein-Verlag. Geb. ℳ 12.—

Ein Kulturkämpfer der bildenden Kunst aus den freisinnigen Glanzzeiten der Schweiz.

Döllinger, Ignaz, Betrachtungen über das Wesen der deutschen Universitäten. Herausgegeben von Wilhelm Lubosch. Würzburg, Kabitzsch u. Mönnich. Geh. ℳ 2.25

Bildet ein Seitenstück zur berühmten Universitätsdarlegung des jüngeren Döllinger.

Dörfler, Peter, Der Rätsellöser. Erzählungen und Legenden. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Geh. ℳ 7.50

Plutarch zeigt uns in einem seiner Tischgespräche, wie die Griechen sich bei ihren Gastmählern in anmutiger Weise damit unterhielten, Rätsel zu knüpfen und zu lösen. Der Rätsellöser aber, so sehr er seine Historien bei den Alten schöpft, will nicht wie jene mit geistreichem Spiel unterhalten, sondern sitzt nach echt deutscher Art wie Dürers Melancholie grübelnd zwischen den geheimnisreichen Bildern des Lebens und sucht mit tiefem Ernst eine Deutung. Wie löst man die Welträtsel? fragt er — und einer Mutter Tat gibt ihm die Antwort. Was würde aus einem Menschen, wenn er seinen Lebensweg unter ganz entgegengesetzten Verhältnissen noch einmal gehen dürfte? Wie nimmt man dem Golde sein Gift, wie dem Mitleid seine lähmende Wirkung? Solcher Art sind die Fragen, die er weiterhin stellt. Und er sucht sie nicht als Philosoph mit einer Kette von Schlüssen zu lösen, sondern als Dichter, indem er uns menschliche Schicksale erleben läßt. Und diese Art hat eine zwingende Gewalt.

Dohmen, Otto, Schönheitssinn und Arbeitsschule. Die Entwicklung und Pflege des Schönheitssinnes durch die neuzeitlichen Bestrebungen der Arbeitsschulbewegung. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag. Geh. ℳ 2.50

Ein Beitrag zum Neubau Deutschlands.

Eastman-Ohiesa, Ch. A., Winona. Indianergeschichten aus alter Zeit. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Geb. ℳ 14.—

Eastman-Ohiesa, Charles A., Ohiesa. Jugenderinnerungen eines Siouxindianers. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Geb. ℳ 14.—

Köstliche Bücher, wertvoller als die Karl Mays, weil sie auf tatsächlichen Erlebnissen und Eindrücken beruhen. Die Indianer-Romantik, geschildert von einem Indianer selbst, der heute als gesuchter Arzt in Amerika wirkt, ist hier nicht der Phantasie eines am Schreibtisch reisenden Schriftstellers entsprungen, sondern dem wirklichen Leben getreulich nachgebildet. Lob verdient auch die Verdeutschung von Elis. Friederichs,

Digitized by Google

sowie der Buchschmuck nebst den erklärenden Anmerkungen von Fred. Weygold.

Eckhel, Anna Hilaria von, Zwischen Wellen und Steinen. Breslau, Bergstadt-Verlag.

Poesieumwobene Bilder und Gestalten zaubert die begabte österreichische Erzählerin vor unsere Seele. Wir hören von ihren Menschen und lieben sie sogleich, denn ein starker Glutstrom gemütvoller Herzlichkeit geht von ihnen aus. Vivant sequentes!

Burg Eltz, Federzeichnungen von Ernst Stahl, Text von Professor Dr. Renard (Heimatbilder. Herausgegeben vom rheinischen Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz, 5. Folge) Mörs, August Steiger.

Die schönste Erinnerung an die kürzlich abgebrannte berühmte rheinische Burg, deren Wiederaufbau jedoch in Aussicht steht.

Engelmann, Wilhelm, Jubiläumskatalog der Verlagsbuchhandlung 1811—1911. Leipzig, Wilh. Engelmann.

Ein stattlicher Lexikon-Band mit Bildern und Handschriftenproben reich ausgestattet, gibt Kunde von dem hundertjährigen Wirken des berühmten Verlags, der für die wissenschaftliche Entwicklung Deutschlands von hervorragender Bedeutung gewesen ist. Alle Zweige der Naturwissenschaften und Geschichtsfächer, aber selbst Philosophie, Pädagogik, Jurisprudenz, Land-, Forst- und Ingenieurwissenschaften erscheinen vertreten, daneben auch Kunst und Belletristik. Wir hoffen in Zukunft noch oft im einzelnen auf Erzeugnisse dieses Hauses zu sprechen zu kommen.

Elben, Otto, Geschichte des Schwäb. Merkurs 1788—1885. Stuttgart, Schwäb. Merkur, Königstraße 20.

Zu den ältesten, angesehensten und bedeutendsten Zeitungen Süddeutschlands, von Freund und Feind beachtet, zählt zweifellos der „Schwäbische Merkur". Seine Geschichte entrollt zugleich ein Stück deutscher Entwicklung und württembergischer Heimatkultur.

Eschmann, Ernst, Die Himmelskinder. Eine Märchenerzählung für jung und alt. Buchschmuck von Hans Witzig. Zürich, Artist. Institut Orell Füßli. Geb. Fr. 10.—

Im liebenswürdigsten Plauderton weiß der bekannte Schweizer Erzähler auch diesmal die bunte Fülle seiner Geschichte vor uns lebendig werden zu lassen. Wir lauschen ihm gern, wie Gottvater die Welt erschaffen hat, was der Mond berichtete, womit die Osterhasen sich die Zeit vertreiben, wovon der Weihnachtsstern kündet usw. Eschmanns Märchenbuch ist ein rechtes Verjüngungselixier für die Alten, ein Freudenbecher für die Jungen.

Esser, Frz. Xaver, Der stille Klausner im Tabernakel. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Geh. ℳ 6.—

Für jeden Freund und Verehrer der Eucharistie eine willkommene Gabe.

Etzel und Lerbs, Der Wunderkelch. Ein Sammelbuch neuer deutscher Legenden. Heilbronn, Walter Seifert. Geb. ℳ 38.—

Die meisten der in dem stattlichen und dabei vorzüglich ausgestatteten modernen Legendenwerk aufgenommenen Geschichten stehen, auch weltanschaulich, mit Gottfried Kellers älteren Schwestern in gewisser Verwandtschaft. Dauthendey, Heilborn, Knoop, Schmidtbonn, Schmitz, Scholz, Gleichen-Rußwurm, Sternberg, Hesse, Salus, Isolde Kurz, um nur einige Namen zu nennen, erscheinen vertreten. Die Beiträger charakterisieren das Ganze. Buchtechnisch kann der junge Verlag mit alten bibliophilen Unternehmern wetteifern.

Federer, Heinrich, der Fürchtemacher. Eine Geschichte aus der Urschweiz. 21.—40. Tausend. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Geb. ℳ 4.—

Federer, Heinrich, Das Wunder in Holzschuhen. Geschichten aus der Urschweiz. 21.—40. Tausend. Freiburg im Breisgau, Herder u. Co. Geb. ℳ 4.—

Fischer, Karl, Höhensonne. Wahre Erzählungen. Rottenburg am Neckar, Wilhelm Bader. Geh. ℳ 2.80

Ein literarischer und geistlicher Bruder des bekannten schwäbischen Volksschriftstellers Konrad Kümmel bietet uns hier eine Reihe gut geschauter Ausschnitte aus dem Leben der Wirklichkeit.

Foerster, Fr. W., Mein Kampf gegen das militaristische und nationalistische Deutschland. Gesichtspunkte zur deutschen Selbsterkenntnis und zum Aufbau eines neuen Deutschland. Stuttgart, Verlag „Friede durch Recht". Geh. ℳ 23.—

Als radikaler Pazifist besitzt Foerster in den Kreisen der Entente zahlreiche Freunde. Diese werden ihm sicher auch darin zustimmen, wenn er in seiner jüngsten Schrift angeblich im Interesse des Deutschtums gegen den Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich Propaganda macht. Foerster will offenbar den bayerischen Einfluß seines letzten Rückhalts berauben, genau wie sein ehem. Chef Kurt Eisner.

Franz, Hermann, Sechs Märchen. Regensburg, J. Habbel.

Unter den von Hammersteins unsterblicher „Blauer Blume" eingeleiteten kleinen Märchenbücherreihe des Regensburger Verlegers wird der jüngste Sprößling der Märchenmuse, ein humorvolles Sextett, weite Kreise ergötzen.

Digitized by Google

Digitized by Google

L. KRA
BUCHBIND
M. ELEKT. B
AUGSB

Digitized by Google

Digitized by Google